Anzeige.

Ich habe dieſe zweite wohlfeilere Ausgabe des Dom Karlos auf ausdrückliche Ordre meines Freundes, des Buchhändlers G. J. Göſchen in Leipzig, drucken laſſen, damit die Abſichten der Nachdrucker weniger wirkſam ſein mögten: Leider ſind ſolche Schritte nöthig, um die deutſche Muſe zu retten, welche nun bald durch die litterariſchen, und Aufklärung verbreitenden Bemühungen der Nachdrucker zum ewigen Stillſchweigen verdammt werden wird. Der Preis iſt Fl. 1 —

Wien den 1ten Nov. 1787.

Joſeph Stahel.

Dom Karlos

Infant von Spanien

---

von

Friedrich Schiller.

Wien,

bei Joseph Stahel

1787.

Personen.

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Elisabeth von Valois, seine Gemahlinn.
Dom Karlos, der Kronprinz.
Alexander Farnese Prinz von Parma, Neffe des Königs.
Infantinn Klara Eugenia, ein Kind von drei Jahren.
Herzoginn von Olivarez, Oberſthofmeiſterinn.

Damen der Königinn.
- Marquiſinn von Mondekar,
- Prinzeſſinn von Eboli,
- Gräfinn Fuentes,

Granden von Spanien.
- Marquis von Poſa, ein Maltheſerritter,
- Herzog von Alba,
- Graf v. Lerma, Oberſter der Leibwache
- Herzog von Feria, Ritter des Vließes
- Herzog von Medina Sidonia, Admiral,
- Dom Raimond von Taxis, Oberſtpoſtmeiſter,

Domingo, Beichtvater des Königs.
Der Großinquiſitor des Königreichs.
Der Prior eines Karthäuſerkloſters.
Ein Page der Königinn.
Dom Ludwig Merkado, Leibarzt der Königinn.
Mehrere Damen und Granden, Pagen, Offiziere, die Leibwache und verſchiedene ſtumme Perſonen.

Erſter Akt.

Der königliche Garten in Aranjuez.

Erſter Auftritt.

Dom Karlos. Domingo.

Domingo.

Die ſchönen Tage in Aranjuez
ſind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
verlaſſen es nicht heiterer. Wir ſind
vergebens hier geweſen.

Karlos ſteht zur Erde und ſchweigt.

Brechen Sie
dieß räthſelhafte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
kann der Monarch die Ruhe ſeines Sohns —
des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.
Der Arm der Könige reicht weit — Wär's
möglich?
Wär' noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
dem liebſten ſeiner Söhne weigerte?
Ich ſtand dabei, als in Toledo's Mauern

der stolze Karl die Huldigung empfieng,
als Fürsten sich zu seinem Handkuß drängten,
und jetzt in Einem - Einem Niederfall
sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
ich stand und sah das junge stolze Blut
in seine Wangen steigen, seinen Busen
von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen,
in Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
gestand: Ich bin gesättigt.

Dieser stille
und feierliche Kummer, Prinz, den wir
acht Monde schon in Ihren Blicken lesen,
das Räthsel dieses ganzen Hofs, die Angst
des Königreichs, hat Seiner Majestät
schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Karlos.

Dreht sich rasch um.

Mutter!

Domingo stutzt.

Prinz?

Karlos.

O Himmel, gieb, daß ich es dem vergesse,
der sie zu meiner Mutter machte!

Domingo.

Prinz?

Kar-

Karlos.

Be ſinnt ſich und fährt mit der Hand über die Stirne.

Hochwürd'ger Herr — ich habe ſehr viel Unglück
mit meinen Müttern. Meine erſte Handlung,
als ich das Licht der Welt erblickte, war
ein Muttermord.

Domingo.

Iſt's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieſer Vorwurf Ihr Gewiſſen drücken?

Karlos.

Und meine Neue Mutter — hat ſie mir
nicht meines Vaters Liebe ſchon gekoſtet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienſt war noch, ſein Einziger zu ſeyn.
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weiß
was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert?

Domingo.

Sie ſpotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
vergöttert ſeine Königinn. Sie ſollten
nur mit des Haſſes Augen ſie betrachten?
Bei ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die ſchönſte Frau auf dieſer Welt,
beim erſten Blick Monarchinn ohne Krone,
kaum zwei und zwanzig Frühlingen entflogen,
und Königinn — und ehmals ihre Braut!
Unmöglich Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen,

so seltsam widerspricht sich Karlos nicht.
Verwahren Sie Sich Prinz, daß sie es nie
wie sehr sie ihrem Sohn mißfällt erfahre,
die Nachricht würde schmerzen.

Karlos.

Glauben Sie?

Domingo.

Wenn Eure Hoheit sich des letzteren
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
wo unsern Herrn ein Lanzensplitter streifte —
Die Königinn mit ihren Damen saß
auf des Pallastes mittlerer Tribune
und sah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!„ — Man rennt durch einander,
ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königinn; „Der Prinz?„ ruft sie und will,
und will sich von dem obersten Geländer
herunterwerfen. — „Nein! Der König selbst„
giebt man zur Antwort — „So laßt Aerzte hohlen!„
erwiedert sie indem sie Athem schöpfte.
Nach einigem Stillschweigen.
Sie stehen in Gedanken?

Karlos.

Ich bewundre
des Königs lust'gen Beichtiger, der so

be-

bewandert iſt in witzigen Geſchichten.
Doch ernſthaft und finſter.
Hab' ich immer ſagen hören, daß
Geberdenſpäher und Geſchichtenträger
des Uibels mehr auf dieſer Welt gethan,
als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe Herr war zu erſparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

Domingo.

Sie thun ſehr wohl, mein Prinz, Sich vorzuſehn
mit Menſchen — nur mit Unterſcheidung. Stoßen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück.
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Karlos.

Laſſen Sie
das meinen Vater ja nicht merken. Sonſt
ſind Sie um Ihren Purpur.

Domingo ſtutzt.

Wie?

Karlos.

Nun ja.
Verſprach er Ihnen nicht den erſten Purpur,
den Spanien vergeben würde? —

Domingo.

Prinz,
Sie ſpotten meiner.

Karlos.

Das verhüte Gott,
daß ich des fürchterlichen Mannes spotte,
der meinen Vater selig sprechen und
verdammen kann!

Domingo.

Ich will mich nicht
vermessen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
zu sein, daß dem beängstigten Gewissen
die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
wozu Monarchen keinen Schlüssel haben,
wo selber Missethaten unterm Siegel
des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wissen was ich meine, Prinz, ich habe
genug gesagt.

Karlos.

Nein! Das soll ferne von mir sein,
daß ich den Siegelführer so versuchte!

Domingo.

Prinz, dieses Mißtraun — Sie verkennen Ihren
getreusten Diener.

Karlos

faßt ihn bei der Hand.

Also geben Sie
mich

mich lieber auf. Sie ſind ein heil'ger Mann,
das weiß die Welt — doch frei heraus — für mich
ſind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, iſt der weiteſte,
bis Sie auf Peters Stuhle niederſitzen.
Viel Wiſſen möchte Sie beſchweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergeſandt.

Domingo.

Mich hergeſandt —

Karlos.

So ſagt' ich. O zu gut,
zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
verrathen bin — ich weiß, daß hundert Augen
gedungen ſind mich zu bewachen, weiß,
daß König Philipp ſeinen einz'gen Sohn
an ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
und jede von mir aufgefangne Silbe
dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß — O ſtill! Nichts mehr davon. Mein Herz
will überſtrömen, und ich habe ſchon
zu viel geſagt.

Domingo.

Der König iſt geſonnen
vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits verſammelt ſich der Hof. Hab' ich
die Gnade, Prinz —

Karlos.

Schon gut. Ich werde folgen.

Domingo geht ab. Nach einem Stillschweigen.

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
beweinenswerth! — Schon seh' ich deine Seele
vom gift'gen Schlangenbiß des Argwohns bluten;
dein unglückselʼger Vorwitz übereilt
die fürchterlichste der Entdeckungen,
und rasen wirst du, wenn du sie gemacht.
Dein Gold kann sich erschöpfen, deine Flotten
in Stürmen untersinken — Schreckenlos
siehst du die Wogen der Rebellion
bis an die Stufen deines Thrones schlagen.
Dein Thron steht fest. Doch —

Zweiter Auftritt.

Dom Karlos. Marquis von Posa.

Karlos.

O ihr guten Geister!
Mein Rodrigo!

Marquis.

Mein Karlos!

Karlos.

Ist es möglich?
Ist's wahr? Ist's wirklich? Bist Du's? —
O Du bist's!

Ich

Ich drück' an meine Seele Dich, ich fühle
die Deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O jetzt iſt alles wieder gut. In dieſer
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
am Halſe meines Rodrigo.

Marquis.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was iſt wieder gut?
Was iſt's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtutzen macht.

Karlos.

Und was
bringt Dich ſo unverhofft aus Brüſſel wieder?
Wem dank' ich dieſe Uiberraſchung? Wem?
ich frage noch? Verzeih dem Freudetrunknen,
erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung!
Wem ſonſt als dir, Allgütigſte? Du wußteſt,
daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
mir dieſen, und ich frage noch!

Marquis.

Vergebung,
mein theurer Prinz, wenn ich dieß ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie ich Dom Philipps Sohn
erwartete. So fürchterlich begrüßte
mich Karl noch nie. Ein unnatürlich Roth
entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
und Ihre Lippen zittern fieberhaft.

Was

Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das ist
der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle —
ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
umarm' ich Sie — es sind die Flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen
und feierlich um Rettung Sie bestürmen.
Die Zeit ist da, die schreckenvolle Zeit,
die ohne Hoffnung ihre Freiheit endigt.
Tirannisch wühlt Dom Philipp in dem Herzen
des freigeborenen Brabants. Es ist
gethan um Ihr geliebtes Land, wenn Alba,
des Fanatismus rauher Henkersknecht,
vor Brüssel rückt mit Spanischen Gesetzen.
Auf Kaiser Karls glorwürd'gem Enkel ruht
die letzte Hoffnung dieser edeln Lande.
Sie stürzt dahin, wenn sein erhabnes Herz
vergessen hat für Menschlichkeit zu schlagen.

Karlos.

Sie stürzt dahin. Nur Thränen kann ich geben,
und Thränen brauch' ich für mich selbst. Verließ
der Himmel mich — was liegt an Nationen.

Marquis.

Hier kenn' ich meinen Karl nicht mehr. So spricht
der große Mensch — vielleicht der einz'ge, den
die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?

der

der bei Europa's allgemeinem Taumel
noch aufrecht ſtand, den gift'gen Schierlingstrank
des Pfaffenthums, von welchem ſchon das zweite
Jahrtauſend ſich im Schwindel dreht, beherzt
vom Munde ſtieß — der neuen Prieſterblitze
und eines Königs ſchlaue Heiligkeit
und eines Volks andächt'gen Rauſch die Rechte
der hingeſtürzten Menſchheit gelten machte —

Karlos.

Sprichſt du von mir? Du irrſt Dich, guter Menſch.
Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
von Freiheit ſprach — doch der iſt lang begraben.
Den Du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
der in Alkala von Dir Abſchied nahm,
der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
das Paradies dem Schöpfer abzuſehn
und dermaleins als unumſchränkter Fürſt
in Spanien zu pflanzen — O der Einfall
war kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbei
ſind dieſe Träume. —

Marquis.

Träume, Prinz! — Und Träume
nur wären es geweſen?

Karlos.

Laß mich weinen,
an Deinem Herzen heiße Thränen weinen.

Du

Du einz'ger Freund. Ich habe niemand — niemand —
auf dieser großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
so weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
ist keine Stelle — keine — keine, wo
ich meiner Thränen mich entlasten darf,
als diese. O bei allem, Rodrigo,
was Du und ich dereinst im Himmel hoffen,
von dieser Stelle, Rodrigo, verjage,
verjage mich von dieser Stelle nicht.

Marquis
neigt sich über ihn in sprachloser Rührung.

Karlos.

Berede Dich, ich wär' ein Waisenkind,
das Du am Thron mitleidig aufgelesen.
Ich weiß ja nicht was Vater heißt — ich bin
ein Königssohn — O wenn es eintrifft, was
mein Herz mir sagt, wenn Du aus Millionen
herausgefunden bist, mich zu verstehn,
wenn's wahr ist, daß die schaffende Natur
den Rodrigo im Karlos wiederhohlte,
und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
am Morgen unsres Lebens gleich bezog,
wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir theurer ist, als meines Vaters Gnade —

Marquis.

O theurer als die ganze Welt.

Kar-

Karlos.

So tief
bin ich gefallen — bin ſo arm geworden,
daß ich an unſre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muß — daß ich Dich bitten muß
die langvergeßne Schulden abzutragen,
die Du noch im Matroſenkleide machteſt —
als Du und ich zween Knaben wilder Art,
ſo brüderlich zuſammen aufgewachſen,
kein Schmerz mich drückte, als von Deinem Geiſte
ſo ſehr verdunkelt mich zu ſehn — ich endlich
mich kühn entſchloß, Dich gränzenlos zu lieben,
weil mich der Muth verließ, Dir gleich zu ſein.
Da fing ich an mit tauſend Zärtlichkeiten
und warmer Bruderliebe dich zu quälen;
Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
Oft ſtand ich da, und — doch das ſahſt Du nie!
und heiße, ſchwere Thränentropfen hingen
in meinem Aug', wenn Du, mich überhüpfend,
Vaſallenkinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich trauernd aus:
Bin Ich Dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knieteſt kalt und ernſthaft vor mir nieder:
Das, ſagteſt Du, gebührt dem Königsſohn.

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamroth machen.

Karlos.

Ich hatt' es nicht um Dich verdient. Verſchmähen,

zer-

zerreißen konntest Du mein Herz, doch nie
von Dir entfernen. Dreimal wiesest Du
den Fürsten von Dir, dreimal stand er wieder
als Bettler da, um Liebe Dich zu flehn
und Dir gewaltsam Liebe aufzubringen.
Ein Zufall that was Karlos nie gekonnt.
Einmal geschah's bei unsern Spielen, daß
der Königinn von Böhmen, meiner Tante,
Dein Federball in's Auge flog. Sie glaubte,
daß es mit Vorbedacht geschehn, und klagt' es
dem Könige mit thränendem Gesicht.
Die ganze Jugend des Pallastes muß
erscheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König schwört, die hinterlist'ge That,
und wär' es auch an seinem eig'nen Kinde,
auf's schrecklichste zu ahnden — Damals sah ich
Dich zitternd in der Ferne stehn, und jetzt
jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füßen
des Königs. Ich, ich that es, rief ich aus!
An deinem Sohn erfülle deine Rache.

Marquis.

Ach! Woran mahnen Sie mich, Prinz!

Karlos.

Sie wards:
im Angesicht des ganzen Hofgesindes,
das mitleidsvoll im Kreise stand, ward sie
auf Sklavenart an Deinem Karl vollzogen.
Ich sah auf Dich und weinte nicht. Der Schmerz
schlug meine Zähne knirschend an einander;

ich

Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
ich ſah' auf Dich und weinte nicht — Den König
erbitterte des Knaben Heldenmuth.
Zwölf fürchterliche Stunden zwang er mich,
in einem todten Kerker ihn zu büßen.
So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn
von Rodrigo geliebt zu ſein. Du kamſt;
lautweinend ſankſt Du mir zu Füßen. Ja!
Ja, riefſt Du aus; mein Stolz iſt überwunden.
Ich will bezahlen, wenn Du König biſt.

Marquis
reicht ihm die Hand.

Ich will es, Karl. Das kindiſche Gelübde
erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jetzt, jetzt.
O wär're nicht. Jetzt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo Du es löſen kannſt.
Ich brauche Liebe.

Marquis.

Liebe, beſter Karl,
iſt's ja allein, worin mich Philipps Sohn
nicht übertreffen ſoll.

Karlos.

Ein ſchreckliches

Geheimniß brennt auf meiner Bruſt. Es ſoll,
es ſoll heraus. In Deinen blaſſen Mienen
will ich das Urtheil meines Todes leſen.
Hör' an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
ſprich, daß auf dieſem großen Rund der Erde
kein Elend an das meine gränze — ſprich —
Was Du mir ſagen kannſt, errath' ich ſchon.
Der Sohn liebt ſeine Mutter. Weltgebräuche,
die Ordnung der Natur und Roms Geſetze
verdammen dieſe Leidenſchaft. Mein Anſpruch
ſtößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
das ſeh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

Marquis.

Weiß
die Königinn um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt' ich
mich

mich ihr entdecken? Sie iſt Philipps Frau
und Königinn, und das iſt Spaniſcher Boden.
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
wie kount' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
daß von der hohen Schule mich der König
an ſeinen Hof zurück berief — daß ich
ſie täglich anzuhören — anzuſtarren,
verurtheilt bin, und wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Rodrigo,
daß dieſes Feu'r in meinem Buſen wüthet,
daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
doch ſcheu und feig zurück zum Herzen kriecht.
O Rodrigo — nur wen'ge Augenblicke,
nur ſo viel Zeit, als Menſchen nöthig haben
mit Gott ſich zu vergleichen, ſchenke mir
allein mit ihr —

Marquis.

Ach! Und Ihr Vater, Prinz —

Karlos.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen!
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens;
von meinem Vater ſprich mir nicht. Unheilbar,
auf ewig riſſen zwiſchen mir und ihm
die demantſtarken Bande der Natur.

Marquis.

Sie haſſen Ihren Vater!

Karlos.

Nein! Ach nein!
Ich haſſe meinen Vater nicht — doch Schauer
und Miſſethäters Bangigkeit ergreifen
bei den zwo fürchterlichen Silben mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
der Liebe zarten Keim zertrat? — Sechs Jahre
hatt' ich gelebt, als mir zum erſtenmal
der Fürchterliche, der, wie ſie mir ſagten,
mein Vater war, vor Augen kam. Es war
an einem Morgen, wo er ſteh'nden Fußes
vier Bluturtheile unterſchrieb. Nach dieſem
ſah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Beſtrafung angekündigt ward — O Gott!
hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
weg, von dieſer Stelle.

Marquis.

Nein, Sie ſollen,
jetzt ſollen Sie Sich öffnen, Prinz. In Worten
erleichtert ſich der ſchwer beladne Buſen.

Karlos.

Oft hab' ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
um Mitternacht, wenn meine Wachen ſchliefen,
mit heißen Thränengüſſen vor das Bild

des

der Hochgebenedeihten mich geworfen,
ſie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung ſtand ich auf. Ach Rodrigo!
enthülle Du dieß wunderbare Räthſel
der Vorſicht mir — — Warum von tauſend Vätern
juſt eben dieſen Vater Mir? Und Ihm
juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverträglichere Gegentheile
fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte ſie die beiden letzten Enden
des menſchlichen Geſchlechtes — Mich und Ihn —
durch ein ſo heilig Band zuſammen zwingen?
Furchtbares Loos! Warum mußt' es geſchehn?
Warum zwei Menſchen, die ſich ewig meiden,
in Einem Wunſche ſchrecklich ſich begegnen?
Hier, Rodrigo, ſiehſt Du zwei feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
ein einzigmal in ſcheitelrechter Bahn
zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
und ewig aus einander fliehn.

Marquis.

Mir ahndet
ein unglücksvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
die ſchauerlichſten Träume. Zweifelnd ringt

mein guter Geist mit gräßlichen Entwürfen,
durch labirinthische Sophismen kriecht
mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er endlich
vor eines Abgrunds gähem Rande ſtutzt —
O Rodrigo, wenn ich den Vater je
in ihm verlernte — Rodrigo — ich ſehe,
dein todtenblaſſer Blick hat mich verſtanden.
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
was würde mir der König ſein?

Marquis
nach einem Stillſchweigen.

Darf ich
an meinen Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens ſind zu thun — ſo heftig
auch Leidenſchaft Sie drängen mag, verſprechen
Sie, ohne Ihren Freund nichts zu beſchließen.
Verſprechen Sie mir dieſes?

Karlos.

Alles, alles,
was Deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
mich ganz in Deine Arme.

Marquis.

Wie man ſagt,
will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit iſt kurz. Wenn Sie die Königinn
geheim zu ſprechen wünſchen kann es nirgends
als in Aranjuez geſchehn. Die Stille
des

des Orts — des Landes ungezwungne Sitte begünſtigen —

Karlos.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, ſie war vergebens!

Marquis.

Nicht ſo ganz.
Ich gehe mich ſogleich ihr vorzuſtellen,
wie ich auch ohne dieß gethan. Sie weiß,
und Sie nur, das Geheimniß unſrer Freundſchaft.
Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
die ſie vordem an Heinrichs Hof geweſen,
ſo ſind' ich Offenherzigkeit. Ich komme
auf ihren Sohn zu reden —

Karlos.

Göttlich! Göttlich!

Marquis.

Aus ihren Blicken ſpricht ihr Herz. Kann ich
in dieſen Blicken Karlos Hoffnung leſen,
ſind' ich zu dieſer Unterredung ſie
geſtimmt — ſind ihre Damen zu entfernen —

Karlos.

Die meiſten ſind mir zugethan — Beſonders
die Mondekar hab' ich durch ihren Sohn,
der mir als Page dient, gewonnen. —

Marquis.

Desto besser.
So sind Sie in der Nähe, Prinz, sogleich
auf mein gegebnes Zeichen zu erscheinen.

Karlos.

Das will ich — will ich — also eile nur.

Marquis.

Ja! aber welches Zeichen? — Die Entfernung
ist etwas groß, und näher sich zu wagen
für beider Sicherheit nicht rathsam.

Karlos:
nach einigem Besinnen.

Wie?
Wenn das gelänge! — Ja — es muß —
es muß.
So eben, weiß ich, ist die Zeit, wo sie
den Garten zu besuchen pflegt. Die Quellen
im ganzen Garten hängen mit dem Brunnen
der Nereiden, den Du vor dem Lusthaus
der Königinn entdecken wirst, zusammen.
Zum Glücke stehn jetzt alle still. Wenn Du
ein Mittel findest, diese einzige
Fontaine zu eröffnen, springen alle
Kaskaden in Aranjuez — und ich
weiß meine Losung.

Marquis.

Glücklicher Gedanke!
Ich

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort alſo, Prinz, auf Wiederſehn.

Beide gehen ab zu verſchiednen Seiten.

Die Hofhaltung der Königinn in Aranjuez.

Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchſchnitten, vom Landhauſe der Königinn begränzt.

Dritter Auftritt.

Die Königinn. Die Herzoginn von Olivarez. Die Prinzeſſinn von Eboli und die Marquiſinn von Mondekar, welche die Allee herauſkommen.

Königinn
zur Marquiſinn.

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die muntern Augen der Prinzeſſinn quälen
mich ſchon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
kaum weiß ſie ihre Freude zu verbergen,
weil ſie vom Lande Abſchied nimmt.

Eboli.

Ich will es
nicht läugnen, meine Königinn, daß ich
Madrid mit Freuden wieder ſehe.

Mondekar.

Und Ihre Majeſtät nicht auch? Sie ſollten
ſo ungern von Aranjuez Sich trennen?

Königinn.

Von — — dieſer ſchönen Gegend wenigſtens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dieß Plätzchen
hab' ich mir längſt zum Liebling auserleſen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
die Buſenfreundinn meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderſpiele wieder,
und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Wir alle, glaub' ich,
ſind für das Vaterland parteiiſch.

Mondekar.

Iſt
man das in Frankreich auch?

Eboli.

Wie einſam aber,
wie todt und traurig iſt es hier! Man glaubt
ſich in la Trappe.

Königinn.

Das Gegentheil vielmehr.
Todt find' ich es nur in Madrid — Doch was
ſpricht unſre Herzoginn dazu?

Olivarez.

Ich bin
der Meinung, Ihre Majeſtät, daß es
ſo Sitte war, den einen Monat hier,
den andern in dem Pardo auszuhalten,
den

den Winter in der Reſidenz, ſo lange
es Könige in Spanien gegeben.

Königinn.

Ja, Herzoginn, das wiſſen Sie, mit Ihnen
hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

Mondekar.

Und wie lebendig es mit nächſten in
Madrid ſein wird. Zu einem Stiergefechte
wird ſchon die Plaza Mayor zugerichtet,
und ein Auto da Fe hat man uns auch
verſprochen —

Königinn.

Uns verſprochen! Hör' ich das
von meiner ſanften Mondekar?

Mondekar.

Warum nicht?
Es ſind ja Ketzer, die man brennen ſieht.

Königinn.

Ich hoffe meine Eboli denkt anders.

Eboli.

Ich? — Ihro Majeſtät, ich bitte ſehr,
für keine ſchlecht're Chriſtinn mich zu halten,
als die Marquiſinn Mondekar.

K 3.

Königinn.

Ach! Ich
vergesse wo ich bin — Zu etwas anderm —
vom Lande, glaub' ich, sprachen wir. Der Monat
ist, däucht mir, auch erstaunlich schnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, sehr viel,
von diesem Aufenthalt versprochen, und
ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung so? Ich kann
den Wunsch nicht finden, der mir fehlgeschlagen.

Olivarez.

Prinzessinn Eboli, Sie haben uns
noch nicht gesagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als seine Braut begrüßen?

Königinn.

Ja! Gut, daß Sie mich mahnen, Herzoginn.
zur Prinzessinn.
Man bittet mich bei Ihnen fürzusprechen;
Wie aber kann ich das? Der Mann, den ich
mit meiner Eboli belohne, muß
ein würd'ger Mann sein.

Olivarez.

Ihro Majestät,
das ist er — ein sehr würd'ger Mann — ein
Mann,
den unser gnädigster Monarch bekanntlich
mit ihrer königlichen Gunst beehren.

K 3.

Königinn.

Das wird den Mann ſehr glücklich machen — Doch
wir wollen wiſſen, ob er lieben kann,
und Liebe kann verdienen. — Eboli,
das frag' ich Sie.

Eboli

ſteht ſtumm und verwirrt, die Augen zur Erde geſchlagen, endlich fällt ſie der Königinn zu Füßen.

Großmüth'ge Königinn,
erbarmen Sie Sich meiner. Laſſen Sie —
um Gottes willen, laſſen Sie mich nicht —
nicht aufgeopfert werden.

Königinn.

Aufgeopfert?
Ich brauche nicht mehr. Stehn Sie auf. Es iſt
ein hartes Schickſal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Iſt es
ſchon lang', daß Sie den Grafen ausgeſchlagen?

Eboli aufſtehend.

O viele Monate. Prinz Karlos war
noch auf der hohen Schule.

Königinn

ſtutzt und ſieht ſie mit forſchenden Augen an.

Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

Eboli.

Eboli

mit einiger Heftigkeit.

Niemals kann es geſchehen, meine Königinn, aus tauſend Gründen niemals.

Königinn ſehr ernſthaft.

Mehr als Einer iſt zu viel. Sie können ihn nicht ſchätzen — das iſt mir genug. Nichts mehr davon.

Zu den andern Damen.

Ich habe ja die Infantinn heut noch nicht geſehen. Marquiſinn, bringen Sie ſie mir. —

Olivarez

ſieht auf die Uhr.

Es iſt noch nicht die Stunde, Ihro Majeſtät —

Königinn.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter ſeyn darf?

Das iſt doch ſchlimm. Vergeſſen Sie es ja nicht, mich zu erinnern wenn ſie kommt.

Ein Page tritt auf und ſpricht leiſe mit der Oberhofmeiſterinn, welche ſich darauf zur Königinn wendet.

Olivarez.

Der Marquis von Poſa, Ihro Majeſtät —

Königinn.

Von Poſa?

Olivarez.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden und wünſcht die Gnade zu erhalten, Briefe von der Regentinn Mutter übergeben zu dürfen.

Königinn.

Und das iſt erlaubt?

Olivarez bedenklich.

In meiner Vorſchrift iſt des beſondern Falles nicht gedacht, wenn ein Kaſtilian'ſcher Grande Briefe von einem fremden Hof der Königinn von Spanien in ihrem Garten zu überreichen kommt.

Königinn.

So will ich denn auf meine Gefahr es wagen —

Olivarez.

Wenigſtens erbitt' ich von Ihro Majeſtät die Gnade mir, mich ſo lang' zu entfernen —

Kö-

Königinn.

Halten Sie
das, wie Sie wollen, Herzoginn.

Die Oberhofmeisterinn geht ab, und die Königinn giebt dem Pagen einen Wink, welcher sogleich hinaus geht.

Vierter Auftritt.

Königinn. Prinzessinn von Eboli. Marquisinn von Mondekar und Marquis von Posa.

Königinn.

Ich heiße Sie
willkommen, Chevalier, auf Span'schem Boden.

Marquis.

Den ich nach nie mit so gerechtem Stolze
mein Vaterland genannt als jetzt. —

Königinn

zu den beiden Damen.

Der Marquis
von Posa, der im Ritterspiel zu Rheims
mit meinem Vater eine Lanze brach,
und meine Farbe dreimal siegen machte —
Der erste seiner Nation, der mich
den Ruhm empfinden lehrte, Königinn
der Spanier zu sein.

Zum

Zum Marquis ſich wendend.

Als wir im Louvre
zum letztenmal uns ſahen, Chevalier,
da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, daß Sie
mein Gaſt ſein würden in Kaſtilien.

Marquis.

Nein, große Königinn — denn damals träumte
mir nicht, daß Frankreich noch das Einzige
an uns verlieren würde, was wir ihm
beneidet hatten.

Königinn.

Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
vom Hauſe Valois?

Marquis.

Jetzt darf ich es
ja ſagen, Ihro Majeſtät: — denn jetzt
ſind Sie ja unſer.

Königinn.

Ihre Reiſe, hör' ich,
hat auch durch Frankreich Sie geführt — Was
bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
und meinen vielgeliebten Brüdern?

Marquis

überreicht ihr die Briefe.

Die
Regentinn Mutter fand ich krank, geschieden
von jeder andern Freude dieser Welt,
als ihre königliche Tochter glücklich
zu wissen auf dem Span'schen Thron.

Königinn.

Muß sie
es nicht sein bei dem theuern Angedenken
so zärtlicher Verwandten? bei der süßen
Erinnerung an — — — Sie haben viele
Höfe
besucht auf Ihren Reisen, Chevalier;
den halben Norden, les' ich, durchgereis't —
In London waren Sie sehr lang'.

Mondekar

mißt den Marquis mit großen Augen.

In London!

Eboli.

In London! — Also hat der Chevalier
der Ketzer Königinn gesehen? — Wie
sah sie denn aus?

Marquis.

So schön beinahe, wie
Prinzessinn Eboli auf — einem Throne.

Eboli.

Eboli.

Schön! — Mondekar?

Königinn.

Und jetzt ſind Sie geſonnen
in Ihrem Vaterland Sich ſelbſt zu leben?
Ein gröſs'rer Fürſt in Ihren ſtillen Mauern,
als König Philipp auf dem Thron — ein
Freier!
ein Philoſoph! — Ich zweifle ſehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man iſt ſehr — — — ruhig in Madrid.

Marquis.

Und das
iſt mehr, als ſich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

Königinn.

So hör ich.
Ich habe alle Händel dieſer Erde
bis faſt auf die Erinnerung verlernt.
Was ich mir nimmer hätte träumen laſſen —
es iſt nichts leichter, find' ich, nichts bequemer,
als eine Königinn zu ſein.

Marquis.

Gewiſs,
wenn man dazu geboren wird!

Königinn

sieht den Marquis fest an.

Die Welt
hat Sie verdorben, Marquis. Kaum erkenn' ich
den Philosophen mehr, der unbestochen
und ohne Menschenfurcht sogar am Throne
die Wahrheit sagt.

Marquis.

Vielmehr — es ist die kühnste
Freimüthigkeit, da Wahrheit zu gestehn,
wo sie gewiß kein Schmeichler wagen möchte.

Königinn

zur Prinzessinn von Eboli.

Mir däucht, Prinzessinn Eboli, ich sehe
dort eine Hyazinthe blühen — Wollen
Sie mir sie bringen?

Die Prinzessinn geht nach dem Platze. Die Königinn etwas leiser zum Marquis.

Chevalier, ich müßte
mich sehr betrügen, oder Ihre Ankunft
hat einen frohen Menschen mehr gemacht
an diesem Hof.

Marquis.

Ich habe einen
sehr traurigen gefunden — den auf dieser Welt
nur etwas fröhlich —

Die Prinzessinn kommt mit der Blume zurück.

Eboli.

Eboli.

Da der Chevalier
ſo viele Länder hat geſehen, wird
er ohne Zweifel viel merkwürdiges
uns zu erzählen wiſſen.

Marquis.

Allerdings.
Und Abenteuer ſuchen iſt bekanntlich
der Ritter Pflicht — die heiligſte von allen
die Damen zu beſchützen.

Mondekar.

Gegen Rieſen.
Jetzt giebt es keine Rieſen mehr.

Marquis.

Gewalt
iſt für den Schwachen jederzeit ein Rieſe.

Königinn.

Der Chevalier hat Recht. Es giebt noch Rieſen,
doch keine Ritter giebt es mehr.

Marquis.

Noch jüngſt,
auf meinem Rückweg von Neapel, war
ich Zeuge einer rührenden Geſchichte,
die mir der Freundſchaft heiliges Legat
zu meiner eigenen gemacht — — — Wenn ich

nicht fürchten müßte Ihre Majestät
durch die Erzählung zu ermüden. —

Königinn.

Bleibt
mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzessinn
läßt sich nichts unterschlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundinn von Geschichten.

Marquis.

Zwei edle Häuser in Mirandola,
der Eifersucht, der langen Feindschaft müde,
die von den Gibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte schon fortgeerbt, beschlossen,
durch der Verwandtschaft zarte Bande sich
in einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schwestersohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren auserseh'n,
Dieß schöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwo schön're Herzen die Natur
gebildet für einander — nie die Welt,
nie eine Wahl so glücklich noch gepriesen.
Noch hatte seine liebenswürd'ge Braut
Fernando nur im Bildniß angebetet —
wie zitterte Fernando wahr zu finden
was seine feurigsten Erwartungen
dem Bilde nicht zu glauben sich getrauten!
In Padua, wo seine Studien
ihn fesselten, erwartete Fernando
des frohen Augenblickes nur, der ihm

ver-

vergönnen ſollte, zu Mathildens Füßen
der Liebe erſte Huldigung zu ſtammeln.

Die Königinn wird aufmerkſamer. Der Marquis fährt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, die Erzählung, ſo weit es die Gegenwart der Königinn erlaubt, mehr an die Prinzeſſinn von Eboli gerichtet.

Indeſſen macht der Gattinn Tod die Hand
Pietro's frei — Mit jugendlicher Glut
verſchlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes,
das in den Ruhm Mathildens ſich ergoß.
Er kommt! Er ſieht! — Er liebt! Die neue Neigung
erſtickt die leiſ're Stimme der Natur,
der Oheim wirbt um ſeines Neffen Braut
und heiligt ſeinen Raub vor dem Altare.

Königinn.

Und was beſchließt Fernando?

Marquis.

Auf der Liebe Flügeln,
des fürchterlichen Wechſels unbewußt,
eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenſchein erreicht ſein ſchnelles Roß
die Thore — ein bachantiſches Getön
von Reihen und von Pauken donnert ihm
aus dem erleuchteten Pallaſt entgegen.
Er hebt die Stufen ſcheu hinauf, und ſieht
ſich unerkannt im lauten Hochzeitſaale,

wo in der Gäste taumelndem Gelag
Pietro saß — ein Engel ihm zur Seite,
ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
in Träumen selbst so glänzend nie erschienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm was er besessen,
zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

Eboli.

Unglücklicher Fernando.

Königinn.

Die Geschichte
ist doch zu Ende, Chevalier? — Sie muß
zu Ende seyn.

Marquis.

Noch nicht ganz.

Königinn.

Sagten Sie
uns nicht, Fernando sei Ihr Freund gewesen?

Marquis.

Ich habe keinen theurern.

Eboli.

Fahren Sie
doch fort in der Geschichte, Chevalier.

Marquis.

Sie wird sehr traurig — — — und das
Angedenken

er=

erneuert meinen Schmerz. Erlaſſen Sie
mir den Beſchluß —

Ein allgemeines Stillſchweigen.

Königinn.

wendet ſich zur Prinzeſſinn von Eboli.

Nun wird mir endlich doch
vergönnt ſein, meine Tochter zu umarmen. —
Prinzeſſinn, bringen Sie ſie mir.

Dieſe entfernt ſich. Der Marquis winkt einem Pagen, der ſich im Hintergrunde zeigt und ſogleich verſchwindet. Die Königinn erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und ſcheint überraſcht zu werden. In dieſer Zeit ſpricht der Marquis geheim und ſehr angelegentlich mit der Marquiſinn von Mondekar. — Die Königinn hat die Briefe geleſen, und wendet ſich mit einem ausforſchenden Blicke zum Marquis.

Sie haben
uns von Mathilden nichts geſagt? Vielleicht
weiß ſie es nicht, wie viel Fernando leidet?

Marquis.

Mathildens Herz hat niemand noch ergründet —
Doch große Seelen dulden ſtill.

Königinn.

Sie ſehen
Sich um? Wen ſuchen Ihre Augen?

Marquis.

Eben erinnr' ich mich, wie glücklich ein Gewisser, den ich nicht nennen darf, an meinem Platze sein müßte.

Königinn.

Wessen Schuld ist es, daß er es nicht ist?

Marquis

lebhaft einfallend.

Wie? Darf ich mich unterstehen dieß zu erklären wie ich will? — Er würde Vergebung finden, wenn er jetzt erschiene?

Königinn erschrocken.

Jetzt? Jetzt? Was meinen Sie damit?

Marquis.

Er dürfte hoffen — Dürft' er?

Königinn

mit wachsender Verwirrung.

Sie erschrecken mich, Chevalier — Er wird doch nicht —

Marquis.

Hier ist er schon.

Fünfter Auftritt.

Die Königinn. Dem Karlos.

Marquis von Poſa und die Marquiſinn von Mondekar treten nach dem Hintergrunde zurück.

Karlos

vor der Königinn niedergeworfen.

So iſt er endlich da der Augenblick,
und Karl darf dieſe theure Hand berühren!
O heller Punkt in meinem Lebenslauf —
jetzt bin ich glücklich.

Königinn.

Unbeſonnener!
Was für ein Schritt — Welch eine ſtrafbare,
tollkühne Uiberraſchung! Stehn Sie auf! —
Wir ſind entdeckt. Mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.

Ich ſteh' nicht auf — hier will ich ewig knien.
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,
in dieſer Stellung angewurzelt.

Königinn.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wiſſen Sie, daß es die Königinn,
daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
verweg'ne Sprache richtet? Wiſſen Sie,

daß

daß ich — ich selbst von diesem Uiberfalle
dem Könige —

Karlos.

Und daß ich sterben muß.
Man reiße mich von hier auf's Blutgerüste;
ein Augenblick gelebt im Paradiese
wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königinn.

Und Ihre Königinn?

Karlos steht auf.

Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlassen. — Muß ich nicht,
wenn Sie es also fodern? — Mutter!
Mutter!
wie schrecklich spielen Sie mit mir. Ein Wink
ein halber Blick, — ein Laut aus Ihrem
Munde
wirft zwischen Höll' und Himmel mich herum,
gebietet mir zu seyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, daß noch geschehen soll?
Was unter dieser Sonne kann es geben,
das ich nicht hinzuopfern eilen will,
wenn Sie es wünschen?

Königinn.

Fliehen Sie.

Kar:

Karlos.

O Gott!

Königinn.

Das einz'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
beſchwöre — Flichen Sie! — eh' meine Da-
men —
eh' meine Pagen, — meine Kerkermeiſter —
in dieſer heft'gen Wallung Sie und mich
beiſammen finden, und die große Zeitung
vor Ihres Vaters Ohren bringen — — Noch?
Noch zweifeln Sie und ſtehen unentſchloſſen? —
Unglücklichee! Wohlan ſo bleibe denn
uns beide zu verderben.

Karlos.

Ich erwarte
mein Schickſal — es ſei Leben oder Tod.
Hab' ich umſonſt durch jedes Hinderniß
und jedes Labirinth der Etikette
und alle Minotauren mich gerungen?
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,
der Sie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
daß falſche Schrecken mich am Ziele täuſchten?
Mein Königinn! Die Welt kann hundertmal,
kann tauſendmal um ihre Pole treiben,
eh' dieſe Gunſt der Zufall wiederhohlt.

Königinn.

Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! Was wollen Sie von mir?

Karlos.

O Königinn, das ich gerungen habe,
gerungen wie kein Sterblicher noch rang,
ist Gott mein Zeuge — Königinn! Umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königinn.

Nichts mehr davon — Um meiner Ruhe willen —

Karlos.

Nein! Ich will reden! Mein gerechter Schmerz
erleichtert sich in wüthender Ergießung.
Sie waren mein — im Angesicht der Welt
mir zugesprochen von zwei großen Thronen,
mir zuerkannt von Himmel und Natur,
und Philipp, Philipp hat mir Sie gestohlen —

Königinn.

Es ist Ihr Vater.

Karlos.

Ihr Gemahl.

Königinn.

Der Ihnen
das größte Reich der Welt zum Erbe gibt.

Kar-

Karlos.

Und Sie zur Mutter —

Königinn.

Großer Gott! Sie rasen —

Karlos.

Und weiß er auch wie reich er iſt? Hat er
ein fühlend Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Ich will nicht klagen. Große Vorſehung,
ich will es dir vergeben — will vergeſſen,
wie unausſprechlich glücklich Ich mit ihr
geworden wäre — wenn nur Er es iſt.
Er iſt's nicht. — Hör' es, große Vorſehung!
So frevelhaft verhöhnt er deine Gabe!
Er iſt es nicht — Das, das iſt Höllenqual!
Er iſt es nicht und wird es niemals werden.
Du nahmſt mir meinen Himmel nur um ihn
in König Philipps Armen zu vertilgen.

Königinn.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
wie Philipp lieben kann und wie er freite —
Allmächtige Natur — ein ſolch Geſchöpf
wie in Jahrtauſenden dir keines noch

gelun-

gelungen iſt, wie in Jahrtauſenden
dir keines mehr gelingen wird — und jetzt
jetzt — jetzt — erröthe für dich ſelbſt, Natur —
zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge —
für einen Frieden ſchändlich hingeopfert —
im Kabinet und bei verſchloßnen Thüren
durch einen Tiſch von Räthen und Prälaten
zu ſeiner Ranggehülfinn ausgewürfelt
auf Krämerart gefeilſcht, und dann dem Käufer
nach abgeſchloßnem Handel ausgeliefert.
So freien Könige!

Königinn.

O ſtill davon.

Karlos.

Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentinn etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
wo Sie Regentinn ſind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie, oder ſind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſitzt
des Mannes Herz — und wem gehört das ſeine?
Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
die ihm vielleicht in Fiebergluth entwiſchte,
dem Zepter ab und ſeinen grauen Haaren?

Königinn.

Königinn.

Wer machte Sie ſo ſtolz dieß zu behaupten?
Wer ſagte Ihnen, daß an Philipps Seite
mein Loos beneidenswürdig ſei?

Karlos.

Mein Herz,
das feurig fühlt wie es an meiner Seite
beneidenswürdig wäre.

Königinn.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
weit inniger als ſeines ſtolzen Sohns
verwegene Beredſamkeit mich rührten?
Wenn eines Greiſen überlegte Achtung —

Karlos.

Das iſt was anders — Dann — ja dann
Vergebung.
Ich wußt' es nicht — Das wußt' ich nicht, daß Sie
den König lieben.

Königinn.

Dieſes ſtolze Lachen
verſteh' ich — Nein. Ich lieb' ihn nicht — Doch ihn
zu ehren iſt mein Wunſch und mein Vergnügen.

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königinn.

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königinn.

— Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

Weil es Ihr Herz? Weil es Ihr Eid verbietet?

Königinn.

Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es Ihr Eid? Weil es Ihr Herz verbietet?

Königinn.

Weil meine Pflicht — — — Unglücklicher, wozu die traurige Zergliederung des Schickſals, dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?

Gehorchen müſſen?

Königinn.

Wie? Was wollen Sie
mit dieſem feierlichen Ton?

Karlos.

So viel,
daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,
wo er zu wollen hat? Daß Karlos nicht
geſonnen iſt, der Unglückſeligſte
in dieſem Reich zu bleiben, wenn es ihm
nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet,
der Glücklichſte zu ſein.

Königinn.

Verſteh' ich Sie?
Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
wo alles, alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren als die Todten.

Königinn.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —

Sie ſieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Würde und Ernſt.

Warum nicht? O! Der neu erwählte König
kann mehr als das — kann die Verordnungen
des Abgeſchied'nen durch das Feu'r vertilgen,
kann ſeine Bilder ſtürzen, ſeinen Namen

durch ein Edikt bei Strang und Schwert ver-
bieten —
aufbauen was der Sel'ge niederriß,
und ſchleifen was er baute — kann ſogar —
wer hindert ihn? — die Mumie des Todten

Karlos iſt in groſſer Bewegung.

aus ihrer Ruhe zu Eſkurial
hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinen
entweihten Staub in die vier Winde ſtreun,
und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

Karlos.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus.

Königinn.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos

Verfluchter Sohn!

Er ſteht einen Augenblick ſtarr und ſprachlos.

Ja es iſt aus. Jetzt iſt
es aus — Ich fühle klar und helle, was
mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
auf immerdar! — Jetzt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren — O in dieſem
Gefühl liegt Hölle. Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen. — Weh! Ich faß' es nicht,
und meine Nerven fangen an zu reißen.

Kö-

Königinn.

Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
ganz fühl' ich ſie, die namenloſe Pein,
die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich
wie Ihre Liebe iſt Ihr Schmerz. Unendlich
wie er, iſt auch der Ruhm ihn zu beſiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers werth,
des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
ſo vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie Sich, edler Prinz. — Der Enkel
des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
wo andrer Menſchen Kinder muthlos enden.

Karlos.

Zu ſpät! O Gott! Es iſt zu ſpät!

Königinn.

Ein Mann
zu ſein? O Karl! Wie groß wird unſ're Tugend,
wenn unſer Herz bei ihrer Uibung bricht!
Hoch ſtellte Sie die Vorſicht — höher, Prinz,
als Millionen Ihrer andern Brüder,
Parteilich gab ſie ihrem Liebling, was
ſie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der im Mutterleibe ſchon
mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! retten Sie des Himmels Billigkeit!
verdienen Sie, der Welt voran zu gehen,
und opfern Sie was keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen hab' ich Rieſenkraft; Sie zu verlieren keine.

Königinn.

Geſtehen Sie es, Karlos — Trotz iſt es und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünſche ſo wüthend nach der Mutter zieht. Die Liebe, das Herz, das Sie verſchwenderiſch mir opfern, gehört den Welten an, die Sie dereinſt regieren ſollen. Sehen Sie, Sie praſſen von Ihres Mündels anvertrautem Gut. Die Liebe iſt Ihr großes Amt. Bis jetzt verirrte Sie zur Mutter. — Bringen Sie, o bringen Sie ſie Ihren künft'gen Reichen und fühlen Sie, ſtatt Dolchen des Gewiſſens, die Wolluſt Gott zu ſein. Eliſabeth war Ihre erſte Liebe. Ihre zwote ſei Spanien. Wie gerne, guter Karl, will ich der beſſeren Geliebten weichen.

Karlos

wirft ſich, von Empfindung überwältigt, zu ihren Füßen.

Wie groß ſind Sie, o Himmliſche! — Ja alles' was Sie verlangen, will ich thun — auch ſterben' und wenn Sie wollen, nimmer ſelig ſein.

Er ſteht auf.

Hier ſteh' ich in der Allmacht Hand und ſchwöre, und ſchwöre Ihnen, ſchwöre ewiges —

O Himmel! Nein! Nur ewiges Verſtummen,
doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königinn.

Wie könnt' ich
von Karlos fordern, was ich ſelbſt zu leiſten
nicht Willens bin.

Marquis

eilt aus der Allee.

Der König!

Königinn.

Gott!

Marquis.

Hinweg!
Hinweg aus dieſer Gegend, Prinz!

Königinn.

Sein Argwohn
iſt fürchterlich, erblickt er Sie —

Karlos.

Ich bleibe!
Er oder Ich — wer hat das Recht zu ſtehen?
In dieſer Laune will ich ihn drum fragen?

Königinn.

Und wer wird denn das Opfer ſein?

Karlos

zieht den Marquis am Arme.

Fort! Fort!

Komm Rodrigo.

Er geht und kommt noch einmal zurück.

Was darf ich mit mir nehmen?

Königinn.

Die Freundschaft Ihrer Mutter.

Karlos.

Freundschaft! Mutter!

Königinn.

Und diese Thränen aus den Niederlanden.

Sie giebt ihm einige Briefe.

Karlos.

Ha! Ich verstehe.

Er und der Marquis gehen ab. Die Königinn sieht sich unruhig nach ihren Damen um, welche sich nirgends erblicken lassen. Wie sie nach dem Hintergrunde zurück gehen will, erscheint der König.

Sechster Auftritt.

König. Königinn. Herzog Alba. Graf Lerma. Domingo. Einige Damen und Granden, welche in der Entfernung zurück bleiben.

König

Geht mit Befremdung umher und ſchweigt eine Zeit lang.

So allein, Madam?
Und auch nicht Eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich — Wo blieben Ihre Frauen?

Königinn.

Mein gnädigſter Gemahl — —

König.

Und was iſt das?
Sie ſcheinen ganz verwirrt, Madam — Wie Feuer
brennt Ihr Geſicht — Es iſt nicht wie es ſollte —
Warum allein? Wo bleiben Ihre Damen?

Zum Gefolge.

Von dieſem unverzeihlichen Verſehen
ſoll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der Königinn?
Wen traf der Rang ſie heute zu bedienen?

Königinn.

O zürnen Sie nicht mein Gemahl — ich ſelbſt,
ich bin die Schuldige — auf mein Geheiß
entfernte ſich die Fürſtinn Eboli.

König.

Auf Ihr Geheiß?

Königinn.

Die Kammerfrau zu rufen,
weil ich nach der Infantinn mich gesehnt.

König.

Und darum die Begleitung weggeschickt?
Seltsam, bei Gott! Fürs künftige, Madam,
verschonen Sie mein Reich mit der Satire,
daß Philipps Frau, will sie ihr Kind umarmen,
es so erwarten soll. — Kastilien
ist hoffentlich an Menschen reich genug,
die Königinn mit Frauen zu versorgen.
Doch dieß entschuldigt nur die erste Dame;
wo war die zwote?

Mondekar.

welche indessen zurück gekommen ist und sich unter die übrigen Damen gemischt hat, tritt hervor.

Ihro Majestät,
ich fühle daß ich strafbar bin —

König.

Deßwegen
vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
fern von Madrid darüber nachzudenken.

Die Marquisinn tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Stillschweigen. Alle Umstehenden sehen bestürzt auf die Königinn.

Königinn.

Marquisinn, wen beweinen Sie?

zum König.

Hab' ich
gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
die Königskrone dieſes Reichs, wonach
ich ſelber nie gegriffen habe, mich
zum mindeſten vor dem Erröthen ſchützen.
Giebt's ein Geſetz in dieſem Königreich,
das vor Gericht Monarchentöchter fodert?
Bloß Zwang bewache die Frauen Spaniens?
Schützt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend? —
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl — Ich bin
es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
in Thränen zu entlaſſen — — Mondekar!

Sie nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquiſinn.

Den König haben Sie erzürnt — nicht mich —
drum nehmen Sie dieß Denkmal meiner Gnade
und dieſer Stunde. — Melden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt;
in meinem Frankreich wiſcht man ſolche Thränen
mit Freuden ab — — — O muß mich's ewig
mahnen!

Sie lehnt ſich an die Oberhofmeiſterinn, und bedeckt das Geſicht.

In meinem Frankreich war's doch anders.

König
in einiger Bewegung.

Iſt's möglich? Wie Eliſabeth? — O Himmel!
hat es noch dahin kommen müſſen? — Konnte
ein

ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
ein Wort betrüben, das die zärtlichste
Bekümmernis auf meine Lippen legte?

Er wendet sich gegen die Grandezza.

Hier stehen die Vasallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
ich hätte denn am Abend jedes Tags
berechnet, wie die Herzen meiner Völker
in meinen fernsten Himmelsstrichen schlagen —
und sollt' ich ängstlicher für meinen Thron,
als für die Gattinn meines Herzens beben? —
Für meine Völker kann mein Schwert mir haften
und — Herzog Alba: dieses Auge nur
für meines Weibes Liebe.

Königinn.

Wenn ich Sie
beleidigt habe, mein Gemahl — —

König.

Ich heiße
der reichste Mann in der getauften Welt;
die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —
doch alles das besaß ein andrer schon,
wird nach mir mancher andre noch besitzen.
Das ist mein eigen. Was der König hat,
gehört dem Glück — Elisabeth dem Philipp.
Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

Königinn.

Sire — dieſe Zweifel — ſie erſchrecken mich —
Sie fürchten?

König.

Dieſes graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
hab' ich zu fürchten aufgehört. — — Ich zähle
die Großen meines Hofs — der erſte fehlt.
Wo iſt Dom Karlos, mein Infant?

Niemand antwortet.

Der Knabe,
Dom Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart ſeitdem
er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß — warum ſein Blick ſo kalt?
ſo abgemeſſen feſtlich ſein Betragen?
Ich höre keine Klagen mehr — Wie kommt das?
Das, Herzog, das iſt irgend ein Komet,
der meinem Horizont ſich ſchrecklich nähert.
Ich fürchte ſeine Nachbarſchaft — Seid wachſam.
Seid wachſam, ſag' ich noch einmal. Der Erbe
ſo vieler Kronen zählt die Aderſchläge
des Vaters ungeduldig nach. Der Kitzel
Gott gleich zu werden, heckte Teufel aus.
Seid wachſam. Ich empfehl' es Euch.

Alba.

Ich bin's.
So lang' ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt,
mag

mag ſich Dom Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
ſteht Herzog Alba vor dem Thron.

Lerma.

Darf ich
dem weiſeſten der Könige in Demuth
zu widerſprechen wagen? — Allzutief
verehr' ich meines Königs Majeſtät,
als ſeinen Sohn ſo raſch und ſtreng zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
doch nichts von ſeinem Herzen.

König.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut den Vater zu beſtechen:
des Königs Stütze wird der Herzog ſein.
Doch morgen mehr.

Er wendet ſich gegen ſein Gefolge.

Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft mein königliches Amt. Die Peſt
der Ketzerei ſteckt meine Völker an,
der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit. Ein ſchauerndes
Exempel ſoll die Irrenden bekehren.
Den großen Eid, den alle Könige
der Chriſtenheit geloben, löſ' ich morgen.
Dieß Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſein;
mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.

Der Königinn den Arm reichend.

Und Sie begleiten mich.

Königinn.

Barmherzigkeit!
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein
Menſch —

König.

Auch eine Chriſtinn, hoff' ich — Kommen Sie
es zu beweiſen.

Er führt ſie hinweg, die übrigen folgen.

Siebenter Auftritt.

Dom Karlos mit Briefen in der Hand, Marqui[illegible] von Poſa, kommen von der entgegen geſetzten Seite.

Karlos.

Sage mir nichts mehr.
Ich bin entſchloſſen. Flandern ſei gerettet.
Sie will es: das iſt mir genug.

Marquis.

Auch iſt
kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
von Alba, ſagt man, iſt im Kabinet
bereits zum Gouverneur ernannt.

Karlos.

Ernannt!
Doch noch nicht abgegangen? — Morgen also
verlang' ich Audienz bei meinem Vater.
Ich fodre dieses Amt für mich. Es ist
die erste Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann mir sie nicht weigern. Lange schon
sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein
willkomm'ner Vorwand mich entfernt zu halten!
Und — soll ich Dir's gestehen, Rodrigo? —
Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
von Angesicht zu Angesicht mit ihm
in seiner Gunst mich wieder herzustellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
gehört — Laß mich versuchen, Rodrigo,
was sie auf meinen Lippen wird vermögen!

Marquis.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst.

Karlos.

Ich fühle
in jeder Ader Gottheit — So viel konnte
der Anblick meiner Königinn.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Die Vorigen.

Lerma.

So eben
hat

hat der Monarch Aranjuez verlaſſen.
Ich habe den Befehl —

Karlos.

Schon gut, Graf Lerma.
Ich treffe mit dem König ein.

Marquis

macht Miene ſich zu entfernen. Mit einigem Zeremoniell.

Sonſt haben
mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

Karlos.

Nichts, Chevalier. Ich wünſche Ihnen Glück zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden noch mehreres von Flandern mir erzählen.

Zu Lerma, welcher noch wartet.

Ich folge gleich.

Graf Lerma geht ab.

Neunter Auftritt.

Dom Karlos. Der Marquis.

Karlos

Ich habe Dich verſtanden.
Ich danke Dir — Doch dieſen Zwang entſchuldigt nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir

nicht Brüder? — Dieſes Poſſenſpiel des Ranges
ſei künftighin aus unſerm Bund verwieſen!
Berede Dich, wir beide hätten uns
auf einem Ball mit Masken eingefunden,
in Sklavenkleider Du, und ich aus Laune
in einen Purpur eingemummt. So lange
der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
der Rolle treu mit lächerlichem Ernſt,
den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt Dein Karl Dir zu,
Du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl
auch ſeiner ſo gewiß, den Reizungen
der unumſchränkten Majeſtät zu trotzen?
Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag —
wo dieſer Heldenſinn — ich will Sie mahnen —
in einer ſchweren Probe ſinken wird.
Dom Philipp ſtirbt. Karl erbt das größte Reich
der Chriſtenheit — Ein ungeheurer Spalt
reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
der Ewigkeit verſtummen ihm. Die Menſchheit
— noch heut ein großes Wort in ſeinem Ohr —
verkauft ſich ſelbſt und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,

In Wolluſten ermattet ſeine Tugend,
für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
den ſeine Sklaven liſtig um ihn ſchufen.
Lang', wie ſein Traum, währt ſeine Gottheit
— Wehe
dem Raſenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Rodrigo? — Die Freundſchaft
iſt wahr und kühn — Die kranke Majeſtät
hält ihren väterlichen Strahl nicht aus.
Den Stolz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
ich nicht den Trotz des Fürſten.

Karlos.

Wahr und ſchrecklich
iſt Dein Gemälde von Monarchen. Ja,
ich glaube Dir — Doch nur die Wolluſt ſchloß
dem Laſter ihre Herzen auf. — — Ich bin
noch rein — ein drei und zwanzigjähr'ger
Jüngling.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
in ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
hab' ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.
Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt
lang', ehe noch Eliſabeth hier herrſchte.
Ob ich ihn jetzt noch fürchten werde? — Sprich!
Was könnte Dich aus meinem Herzen drängen,
wenn es nicht Weiber thun?

Marquis.

Ich ſelbſt. Könnt' ich
ſo innig Sie noch lieben, Karl, wenn ich
Sie fürchten müßte.

Karlos.

Das wird nie geſchehen.
Bedarfſt Du meiner? Haſt Du Leidenſchaften,
die von dem Throne betteln? Reizt Dich Gold?
Du biſt ein reich'rer Unterthan, als ich
ein König je ſein werde — Geitzeſt Du
nach Ehre? Schon als Jüngling hatteſt Du
ihr Maß erſchöpft — Du haſt ſie ausgeſchlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des andern,
und wer der Schuldner ſein? — Du ſchweigſt?
Du zitterſt
vor der Verſuchung? Nicht gewiſſer biſt
Du Deiner ſelbſt?

Marquis.

Wohlan. Ich weiche.
Hier meine Hand.

Karlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig
und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.

So treu und warm, wie heute dem Infanten,
auch dermaleinſt dem König zugethan?

Marquis.

Das ſchwör' ich Ihnen.

Karlos.

Dann auch, wenn der Wurm
der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
umklammerte — wenn dieſes Auge Thränen
verlernte, die es ſonſt geweint — dieß Ohr
dem Flehen ſich verriegelte, willſt Du
ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend,
mich kräftig faſſen, meinen Genius
bei ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja.

Karlos.

Und jetzt noch eine Bitte, Lieber — Nenne
mich Du. Ich habe Deinesgleichen immer
um dieſes Vorrecht der Vertraulichkeit,
das ſchöne Denkmal der Natur beneidet.
Dieß brüderliche Du betrügt mein Ohr
mit ſüßen Ahndungen von Gleichheit. Wende
mir nichts ein. Was Du ſagen willſt, errath' ich.
Dir iſt es Kleinigkeit, ich weiß — doch mir,
dem Königsſohne, iſt es viel. Willſt Du
mein Bruder ſein?

Marquis.

Dein Bruder.

Karlos.

Jetzt zum Könia.
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit
Dir —
So fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Sie gehen ab.

Zweiter Akt.

Im königlichen Pallaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

König Philipp, der ſich unter einem Thronhimmel niederläßt. Herzog von Alba, in einiger Entfernung von dem König mit bedecktem Haupt. Dom Karlos, welchem Lerma den Saal öffnet.

Karlos

beugt ein Knie vor dem König, ſteht dann auf und tritt einige Schritte weiter zurück. Es herrſcht auf einige Augenblicke ein allgemeines Stillſchweigen. Der Prinz ſieht mit Empfindlichkeit und Befremdung auf den Herzog, und dann auf den König.

Ich ſteh' erwartend, welche beſſre Stunde die Majeſtät des Königs meiner Bitte beſtimmen wird.

Philipp.

Geht des Infanten Bitte mich oder meine Stunden an? Entſcheiden wird ſie mein königlicher Schluß; es ſei ihm zugeſtanden, ſie mir vorzutragen.

Karlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
ſteht Karlos dem Miniſter nach. Er ſpricht
für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.

Er tritt mit einer Verbeugung zurück.

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Karlos

ſich gegen Alba wendend.

So muß ich denn von Ihrer Großmuth, Herzog,
den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — Sie wiſſen ja — kann mancherlei
an ſeinen Vater auf dem Herzen tragen,
das ſchwerlich für den Dritten taugt. Der König
ſoll Ihnen unbenommen ſein — ich will
den Vater nur für dieſe kurze Stunde.

Alba

heftet einen fragenden Blick auf den König.

Philipp.

Hier ſteht ſein Freund.

Karlos

nach einigem Stillſchweigen.

Hab' ich es auch verdient
den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Phi-

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Wie gefallen
die Söhne nicht, die beßre Wahlen treffen
als ihre Väter.

Karlos.

Kann der Ritterſtolz
des Herzogs Alba dieſen Auftritt hören?
So wahr ich bin, den Uiberläſtigen,
der zwiſchen Sohn und Vater, die geweihten
Myſterien der heiligen Natur,
ſich einzudrängen nicht errötet, der
in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
ſo dazuſtehen ſich verdammt, möcht' ich
bei Gott — und gält's ein Diadem — nicht
ſpielen.

Philipp

verläßt ſeinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen.

Entfernt Euch, Herzog!

Dieſer geht nach der Hauptthüre, durch welche Karlos gekommen war; der König winkt ihm nach einer andern.

Nein, in's Kabinet,
bis ich Euch rufe.

Zweiter Auftritt.

König Philipp. Dom Karlos.

Karlos

geht, sobald der Herzog das Zimmer verlassen hat, auf den König zu, und fällt vor ihm nieder. Im Ausdruck der höchsten Empfindung.

Jetzt mein Vater wieder,
jetzt wieder mein, und meinen besten Dank
für diese Gnade — Ihre Hand, mein Vater —
O süßer Tag — Die Wonne dieses Kusses
war Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum denn nicht? Warum nicht? — O
mein König.
wie viele Wunden meiner Seele fangen
zu bluten an mit der Erinnerung!
Warum von Ihrem Herzen mich so lange
verstoßen, Vater? Was hab' ich gethan?
Unsel'ger Argwohn, ew'ger Busenwurm
der Könige, der auch die feste Schlinge
des heiligen Instinkts zernagt! — Ist's möglich?
Schon drei und zwanzig Jahre nennt die Welt
mich Philipps Sohn — nur Er hat's nie erfahren.

Philipp.

Infant, Dein Herz weiß nichts von diesen Künsten.
Erspare sie, ich mag sie nicht.

Karlos aufstehend.

Das war es!
Da

da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater,
es ist nicht gut, bei Gott! nicht alles gut,
nicht alles, was ein Priester sagt, nicht alles,
was eines Priesters Kreaturen sagen.
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heißes Blut
ist meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht;
wenn auch
oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
mein Herz ist gut —

Philipp.

Dein Herz ist rein, ich weiß es,
wie Dein Gebet.

Karlos.

So mag des Welterlösers
Barmherzigkeit wie einen bösen Wurm
mich von sich schleudern, heuchle ich — Sehr ernst
und feierlich ist mir in dieser Stunde
zu Muthe — Niemals oder Jetzt — Wir sind
allein — des Ranges Ketten abgefallen —
der Etikette bange Scheidewand
ist zwischen Sohn und Vater eingesunken.
Jetzt oder nie. Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
glänzt in mir auf, und eine süße Ahndung
fliegt durch mein Herz — der ganze Himmel beugt
mit Schaaren froher Engel sich herunter,
voll Rührung sieht der Dreimalheilige

dem

dem großen, schönen Auftritt zu! — Mein Vater! Versöhnung!

Er fällt ihm zu Füßen.

Philipp.

Laß mich und steh auf!

Karlos.

Versöhnung!

Philipp

will sich von ihm losreißen.

Zu kühn wird dieses Gaukelspiel —

Karlos.

Zu kühn

die Liebe Deines Kindes?

Philipp.

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick — Geh aus meinen Augen.

Karlos.

Jetzt oder nie — Versöhnung Vater!

Philipp.

Weg
aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
aus meinen Schlachten, meine Arme sollen
geöff-

geöffnet sein Dich zu empfangen — So
verwerf' ich Dich!

Er stößt ihn von sich.

Die feige Schuld allein
wird sich in solchen Quellen schimpflich waschen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
sich Reue nie ersparen.

Karlos

steht den König eine Zeit lang mit furchtsamen Erstaunen an.

Wer ist das?
Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling
zu Menschen sich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen:
sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib.
Was Wollust aus der Marter preßt, was selbst
den Kummer heldenswürdig macht, den Menschen
noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
zur Sterblichkeit herunterlocken könnte,
des Weinens süße Freuden kennt er nicht.
O zwingen Sie die nie benetzten Augen
noch zeitig Thränen einzulernen, sonst,
sonst möchten Sie's in einer harten Stunde
noch nachzuholen haben.

Philipp.

Bildest Du
Dir ein, den schweren Zweifel Deines Vaters
mit schönen Worten zu erschüttern?

Kar-

Karlos.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, diesen Zweifel — will
mich hängen an das Vaterherz, will reißen,
will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
bis dieses Zweifels felsenfeste Rinde
von diesem Herzen niederfällt. — Wer sind sie,
die mich aus meines Königs Gunst vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
verscherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in diesem Busen
springt eine Quelle, frischer feuriger,
als in den trüben, sumpfigen Behältern,
die Philipps Gold erst öffnen muß.

Philipp.

Vermeßner,
halt ein! — Die Männer die Du schändest,
sind die geprüften Diener meiner Wahl,
sind meines Thrones Stützen — Stolzer Knabe,
und Du wirst sie verehren.

Karlos.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leisten,
das kann auch Karl, und Karl kann mehr.
Was trägt
ein Miethling nach dem Königreich das nie
sein eigen wird? Was bekümmert's den,
wenn Philipps graue Haare weiß sich färben?
Sein

Sein König bleibt wenn Philipp nicht mehr ist,
und dort wie hier wird seine Münze gelten.
Ihr Karlos hätte Sie geliebt — — Mir graut
vor dem Gedanken, einsam und allein,
auf einem Thron allein zu seyn. —

Philipp.

von diesem Worte ergriffen, steht nachdenkend und in sich gekehrt. Nach einer Pause:

Ich bin
allein.

Karlos.

mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend.

Sie sind's gewesen. Hassen Sie mich nicht
mehr,
Ich will Sie kindlich, will sie feurig lieben,
nur hassen Sie mich nicht mehr — Wie entzückend
und süß ist es, in einer schönen Seele
verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
daß unsre Leiden fremde Augen wässern —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
mit einem theuern, vielgeliebten Sohn
der Jugend Rosenbahn zurückzuellen,
des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen,
wie groß und süß in seines Kindes Tugend
unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
wohlthätig für Jahrhunderte, — wie schön
und

und göttlich groß, im Orient des Sohnes
noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe
des Mondes wieder aufersteht — wie süß,
zu pflanzen was ein lieber Sohn einst ärntet,
zu sammeln was ihm wuchern wird, zu ahnden
wie hoch sein Dank einst flammen wird — —
Mein Vater,
von diesem Erdenparadiese schwiegen
sehr weislich ihre Mönche.

Philipp.

nicht ohne Rührung.

O mein Sohn,
mein Sohn! Du drückst Dir selbst den Stab.
Sehr reichend
malst Du ein Glück, das Du mir nie gewährtest.

Karlos.

Das dichte der Allwissende! — Sie selbst —
Sie schlossen mich, wie aus dem Vaterherzen,
von ihres Zepters Antheil aus. Bis jetzt,
bis diesen Tag — o war das gut, war's
billig? —
bis jetzt mußt' ich, der Erbprinz Spaniens,
in Spanien ein Fremdling sein, Gefangner
auf diesem Grund, wo ich einst Herr sein werde.
War das gerecht, war's gütig? — O wie oft,
wie oft, mein Vater, sah ich schaamroth nieder,
wenn die Gesandten fremder Potentaten,

wenn

wenn Zeitungsblätter mir das Neueste
vom Hofe zu Aranjuez erzählten!
Mit schwerem Herzen scherzt' ich dann: „Der König
thut darum nur mit seinem Reich so heimlich,
den guten Sohn einst desto herrlicher
am Krönungstag zu überraschen.“

Philipp.

einen finsten Blik auf ihn richtend,

Karlos,
sehr viel sprichst Du von jenen Zeiten, wo
Dein Vater nicht mehr sein wird.

Karlos.

Nein, bei Gott!
von jenen nur, wo ich ein Mann sein darf;
und wer ist schuld, wenn beide gleichviel heißen?

Philipp.

Es ist ein ehrenvolles Amt, mein Sohn,
das Du bei mir bekleidest — ein genauer
Minutenweiser meiner Sterblichkeit —
mich, Deinen Vater, der Dir Leben gab,
aus Dankbarkeit nur an den Tod zu mahnen.

Karlos.

unterbricht ihn mit Feuer.

Beschäftigung, mein Vater, und Ihr Zepter
mag dauern bis zum Weltgericht.

Philipp.

Geduld,
Zu heftig brauſt das Blut in Deinen Adern!
Du würdeſt nur zerſtören.

Karlos.

Geben Sie
mir zu zerſtören, Vater — Heftig brauſt's
In meinen Adern — drei und zwanzig Jahre,
und König Philipps Sohn, und nichts gebaut,
und nichts zertrümmert unter dieſem Monde.
Ich bin erwacht, ich fühle mich — Mein Ruf
zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
aus meinem Schlummer mich empor, und alle
verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
mich laut wie Ehrenſchulden. Er iſt da,
der große ſchöne Augenblick, der endlich
des hohen Pfundes Zinſen von mir fodert:
mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm,
und des Gerüchtes dönnernde Poſaune.
Nun iſt die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
glorreiche Schranken aufzuthun — — Mein
König,
darf ich die Bitte auszuſprechen wagen,
die mich hieher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte?
Entdecke ſie.

Kar-

Karlos.

Der Aufruhr in Brabant
wächst drohend an. Der Starrsinn der Rebellen
heischt starke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
der Schwärmer zu bezähmen, soll der Herzog
ein Heer nach Flandern führen, von dem König
mit souverainer Vollmacht ausgestattet.
Wie ehrenvoll ist dieses Amt, und wie
so ganz dazu erfunden, Philipps Sohn,
des großen Kaisers Enkel, bei der Welt
und Nachwelt einzuführen! — Mir, mein
König,
mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben
die Niederländer, ich erkühne mich
mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redest wie ein Träumender. Dieß Amt
will einen Mann und keinen Jüngling —

Karlos.

Will
nur einen Menschen, Vater, und das ist
das einzige, was Alba nie gewesen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur,
Erbarmung dieser Wahnsinn — Deine Seele
ist weich, mein Sohn, der Herzog wird ge-
fürchtet — —
Steh ab von Deiner Bitte.

Karlos.

Schicken Sie
mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
auf meine weiche Seele. Schon der Name
des königlichen Sohnes, der voraus
vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt' ich drum. Es ist
die erste Bitte meines Lebens — Vater,
vertrauen Sie mir Flandern —

Philipp.

nach einer langen Pause, unter welcher er den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtet.

Und zugleich
mein bestes Kriegsheer Deiner Herrschbegierde?
Das Messer meinem Mörder?

Karlos.

betroffen zurücktretend.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und ist das die Frucht
von dieser längst erbetnen großen Stunde?

Nach einigem Nachdenken mit gemildertem Ernst.

Antworten Sie mir sanfter. Schicken Sie
mich so nicht weg. Mit dieser übeln Antwort
möcht' ich nicht gern entlassen sein, nicht gern
ent-

entlaſſen ſein mit dieſem ſchweren Herzen.
Antworten Sie mir ſanfter. Thun Sie etwas,
das meine kindliche Verpflichtung ſchärft,
das mich als Ihren Schuldner ewig bindet;
behandeln Sie mich gnädiger. Es iſt
mein dringendes Bedürfniß, iſt mein letzter,
verzweifelter Verſuch. Nur Dankbarkeit
kann meine Tugend retten —

Philipp.

ſehr ſtreng und gebieteriſch ihm in's Wort fallend

Deine Tugend?

Karlos erſchrocken.

Gott was hab' ich geſprochen? — — Vater, ich
war außer mir — ich kann's nicht faſſen, kann's
nicht ſtandhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
mir alles, alles, alles ſo verweigern — —
Jetzt laſſen Sie mich von Sich. Unerhört,
von tauſend ſüßen Ahndungen betrogen,
geh' ich aus Ihrem Angeſicht — Ihr Alba
und Ihr Domingo werden ſiegreich thronen,
wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
der Höflinge, die bebende Grandezza,
der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
als Sie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen Sie mich nicht. So tödtlich, Vater,
verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn

des Hofgesindes schimpflich mich zu opfern,
daß Fremdlinge von Ihrer Gnade schwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann Zum Pfande
daß Sie mich ehren wollen, schicken Sie
mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp.

Wiederhohle
dieß Wort nicht mehr, bei Deines Königs Zorn.

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
zum letztenmal: vertrauen Sie mir Flandern.
Ich soll und muß aus Spanien. Ein Uibel,
das niemand ahndet, tobt in mir. Mein
Hiersein
ist Athemhohlen unter Henkershand,
schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
wie das Bewußtsein eines Mords. Nur
schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — schicken Sie
mich ungesäumt nach Flandern.

Philipp.

mit erzwungener Gelassenheit.

Solche Kranke
wie Du, mein Sohn, verlangen gute Pflege,
und wohnen unterm Aug' des Arzts. Du
bleibst
in

in Spanien, der Herzog geht nach Flandern.

Karlos außer sich.

O jetzt umringt mich, gute Geister — —

Philipp.

der einen Schritt zurücktritt.

Halt!

Was wollen diese Mienen sagen?

Karlos.

mit schwankender Stimme.

Vater,
unwiderruflich bleibt's bei der Entscheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Geschäft ist aus!

Er macht eine Verbeugung und will sich entfernen.

Philipp.

sieht ihm eine Weile starr und schweigend nach, dann ruft er ihn zurück.

Infant, Dein stilles Weggehn ist nicht Demuth.

Karlos.

Nein.

Philipp.

Nein?

Karlos.

Denn eben träumte mir, ich ſähe
das Teſtament des Kaiſers, Ihres Vaters,
auf einem Scheiterhaufen rauchen —

Philipp.

ſchrickt zuſammen.

Ha! was ſoll das?

Karlos.

Ein groſſer Mann, ein ſo vollkommner Kaiſer,
und das Inſekt will klagen! — Ich empfange,
Er aber gab — und wie unendlich viel
mag noch zu einem ſolchen Sohn mir fehlen,
als er ein Vater war — —

Er geht ab.

Philipp.

verhüllt das Geſicht und ſchlägt wider ſeine Bruſt.

Zu ſchwer, o Gott!
liegt Deine Hand auf mir — Mein Sohn —
mein Sohn —

Dritter Auftritt.

Philipp bleibt eine Zeit lang in düsteres Nachdenken versunken stehen — endlich geht er einige Schritte im Saale auf und nieder. Alba nähert sich verlegen.

Philipp.

Seid jede Stunde des Befehls gewärtig, nach Brüssel abzugehen.

Alba.

Alles steht bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt versiegelt schon im Kabinet. Indessen nehmt Euern Urlaub von der Königinn, und zeiget Euch zum Abschied dem Infanten.

Alba.

Mit den Geberden eines Wüthenden sah ich ihn eben diesen Saal verlassen. Auch Eure königliche Majestät! sind außer Sich und scheinen tief bewegt — — Vielleicht der Inhalt des Gesprächs? —

Philipp.

nach einigem Auf- und Niedergehen.

Der Inhalt

war Herzog Alba.

Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften.

Ruhig, Herzog. Nie
wird meine erste Meinung von Euch wanken.

Der Herzog wird nachdenkend, der König fährt fort ihn scharf zu beobachten.

Der Prinz ist Euer Freund nicht.

Alba.

Ich bin stolz
Ein Schicksal mit dem Könige zu theilen.

Philipp finster.

Ich wüßte nicht, was ich mit Herzog Alba
zu theilen hätte — — Gerne mag ich hören,
daß Karlos meine Räthe haßt, doch mit
Verdruß entdeck' ich, daß er sie verachtet.

Alba.

entfärbt sich und will auffahren.

Philipp.

Jetzt keine Antwort. Ich erlaube Euch
den Prinzen zu versöhnen.

Alba.

Mein Monarch,
Ich bin Soldat und Ritter.

Philipp.

Der Infant
iſt Eures Königs Sohn — — und wer von
Euch
berechtigt iſt, Abbitte von dem andern
zu fodern, das entſcheidet ſelbſt — — Sagt an,
wer war es doch, der mich zum erſtenmal
vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnt?
Da hört' ich Euch und nicht auch ihn. Ich
will
die Probe wagen, Herzog. Künftighin
ſteht Karlos meinem Throne näher. Geht.

Der König begiebt ſich in das Kabinet. Der Herzog entfernt ſich durch eine andere Thüre.

Vierter Auftritt.

Ein Vorſaal vor dem Zimmer der Königinn.

Dom Karlos kommt im Geſpräche mit einem Pagen durch die Mittelthüre. Die Hofleute, welche ſich in der Antichambre befinden, zerſtreuen ſich bei ſeiner Ankunft in den angränzenden Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieſer
Schlüſſel? —

Und

Und beides mir so heimlich überliefert? —
Komm näher — Wo empfingst Du das?

Page geheimnißvoll.

Wie mich
die Dame merken lassen, will sie lieber
errathen als beschrieben sein —

Karlos zurückfahrend.

Die Damen?

Indem er den Pagen genauer betrachtet.

Was? — Wie? — Wer bist Du denn?

Page.

Ein Edelknabe
von Ihrer Maj.stät der Königinn — —

Karlos.

erschrocken auf ihn zugehend, und ihm die Hand auf den Mund drückend.

Du bist des Todes. Halt! Ich weis genug.

Er reißt hastig das Siegel auf, und tritt an das äußerste Ende des Saals, den Brief zu lesen. Unterdessen kommt der Herzog von Alba, und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei in der Königinn Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern, und wechselsweise zu erblassen und zu erröthen. Nachdem er gelesen hat, steht er lange sprachlos, die Augen starr auf

den

den Brief geheftet — Endlich wendet er ſich zu dem Pagen.

Sie gab Dir ſelbſt den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab Dir ſelbſt den Brief? — — O
ſpotte nicht!
Noch hab ich nichts von ihrer Hand geleſen,
ich muß Dir glauben wenn Du ſchwören kannſt.
Wenn's Lüge war, geſteh mir's offenherzig,
und treibe keinen Spott mit mir.

Page.

Mit wem?

Karlos.

ſieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter, forſchender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat:

Du haſt noch Eltern? Ja? Dein Vater dient
dem Könige, und iſt ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bei Saint Quentin, ein Oberſter
der Reiterei des Herzogs von Savoien,
und hieß Alonzo Graf von Henarez.

Kar:

Karlos.

indem er ihn bei der Hand nimmt und die Augen bedeutend auf ihn heftet.

Den Brief gab Dir der König?

Page. empfindlich.

Gnäd'ger Prinz, verdien' ich diesen Argwohn?

Karlos.

Du kannst weinen?
O dann vergieb mir!

Er liest den Brief.

„ Dieser Schlüssel öffnet
„ die hintern Zimmer im Pavillon
„ der Königinn. Das äußerste von allen
„ stößt seitwärts an ein Kabinet, wohin
„ noch keines Horchers Fußtritt sich verloren.
„ Hier darf die Liebe frei und laut gestehn,
„ was sie so lange Winken nur vertraute.
„ Erhörung wartet auf den Furchtsamen,
„ und schöner Lohn auf den bescheidnen Dulder."
E.

Wie aus einer Betäubung erwachend.

Ich träume nicht — ich rase nicht — das ist mein rechter Arm — das ist mein Schwert — das sind geschriebne Silben. Es ist wahr und wirklich.

Ich

Ich bin geliebt — ich bin es — ja ich bin
der Glücklichste der Glücklichen, so weit
das Unermeßliche von Bürgern wimmelt.
Ich bin geliebt!

Außer Fassung durch's Zimmer stürzend und die Arme zum Himmel empor geworfen.

Allmächtiger! warum,
warum bin ich nicht Herr von deiner Welt,
um sie in meiner Freude zu verschenken!

Page.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Karlos.

Erst laß mich zu mir selber kommen — Zittern
nicht alle Schrecken dieses Glücks noch in mir?
Hab' ich so stolz gehofft? Hab' ich das je
zu träumen mir getraut? Wo ist der Mensch,
der sich so schnell gewöhnte Gott zu sein? —
Wer war ich, und wer bin ich nun? Das ist
ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
als vorhin da gewesen war — das ist
die Welt nicht mehr, wo Thränen fließen sollen —
Nein, das war nur ein Fiebertraum — er ist
vorüber, ich bin aufgewacht. Sie liebt mich!
O laß mich — laß mich's ringsherum dem ganzen
Madrid, dem Hof, dem Königreich erzählen,
erzählen wie ich glücklich bin.

Er will gehen.

Page.

Wohin?
Wem wollen Sie erzählen? Sie vergessen —

Karlos.

von einer plötzlichen Erstarrung ergriffen.

Den König, meinen Vater!

Er läßt die Arme sinken, blickt scheu umher und fängt an sich zu sammeln.

Das ist schrecklich —
Ja ganz recht, Freund. Ich danke Dir, ich war
so eben nicht ganz bei mir — Daß ich das
verschweigen soll, der Seligkeit so viel
In diese Brust vermauern soll, das, das
ist schrecklich — Unterirdisch Gold, sagt man,
wird unter Todtenstille nur gehoben.
Drum will ich auch nicht athmen.

Den Pagen bei der Hand fassend und bei Seite führend.

Was Du heute
gesehen hast — hörst Du? — und nicht gesehen,
sei wie ein Sarg in Deiner Brust versunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man darf
uns hier nicht treffen. Geh —

Page. will fort.

Karlos.

Doch halt! doch höre! —

Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und sieht ihm ernst und feierlich in's Gesicht.

Du nimmst ein schreckliches Geheimniß mit,
das jenen starken Giften gleich die Schaale,
worinn es aufgefangen wird, zersprengt —
Trag es dem Throne nicht zu nah — auch nicht
zu nah dem Falkenblick des Müßiggangs.
Beherrsche Deine Mienen gut. Dein Kopf
erfahre niemals was Dein Busen hütet.
Sei wie das todte Sprachrohr, das den Schall
empfängt und wiedergibt, und selbst nicht höret.
Du bist ein Knabe — sei es immerhin
und fahre fort den Fröhlichen zu spielen —
Wie gut verstand's die kluge Schreiberin,
der Liebe einen Boten auszulesen!
Hier sucht der König seine Nattern nicht.

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde stolz drauf sein,
um ein Geheimniß reicher mich zu wissen,
als selbst der König —

Karlos.

Eitler junger Thor,
das iſt's wovor Du zittern mußt — Geſchieht's,
daß wir uns öffentlich begegnen, ſchüchtern,
mit Unterwerfung nah'ſt Du mir. Laß nie
die Eitelkeit zu Winken Dich verführen,
wie gnädig der Infant Dir ſei. Du kannſt
nicht ſchwerer ſündigen, mein Sohn, als wenn
Du mir gefällſt — Was Du mir künftig magſt
zu hinterbringen haben, ſprich es nie
mit Silben aus, vertrau' es nie den Lippen;
den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
betrete Deine Zeitung nicht; viel lieber
laß ſie, dem aufgejagten Mörder gleich,
durch bahnenloſe Wüſten zu mir kriechen,
wo niemand ihre Spuren ſucht. Du ſprichſt
mit Deinen Wimpern, Deinem Zeigefinger,
ich höre Dir mit Blicken zu. Die Luft,
das Licht um uns iſt Philipps Kreatur;
die tauben Wände ſtehn in ſeinem Solde — —
Man kommt —

Das Zimmer der Königinn öffnet ſich, und der Herzog von Alba tritt heraus.

Hinweg! auf Wiederſehn!

Page.

Prinz,
daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!
ab.

Kar-

Karlos.

Es ist der Herzog — Nein doch, nein, schon gut, ich finde mich.

Fünfter Auftritt.

Dom Karlos, Herzog von Alba.

Alba.

ihm in den Weg tretend.

Zwei Worte, gnäd'ger Prinz.

Karlos.

Ganz recht — schon gut — ein andermal.

Er will gehen.

Alba.

Der Ort scheint freilich nicht der schicklichste. Vielleicht gefällt es Eurer königlichen Hoheit auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

Karlos.

Wozu? das kann hier auch geschehn — Nur schnell, nur kurz —

Alba.

Was eigentlich hieher mich führt,
iſt, Eurer Hoheit unterthän'gen Dank
für das bewußte abzutragen —

Karlos.

Dank?
Mir Dank? wofür? — und Dank von Her-
zog Alba?

Alba.

Denn kaum daß Sie das Zimmer des Monarchen
verlaſſen hatten, ward mir angekündigt
nach Brüſſel abzugehen.

Karlos.

Brüſſel! So!

Alba.

Wem ſonſt, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majeſtät
kann ich es zuzuſchreiben haben? —

Karlos.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reiſen — reiſen Sie mit Gott!

Alba.

Sonſt nichts?
Das

Das nimmt mich Wunder — Eure Hoheit hätten mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Karlos.

Was sonst? was dort?

Alba.

Doch schien es noch vor kurzem, als foderte das Schicksal dieser Länder Dom Karlos eigne Gegenwart.

Karlos

Wie so?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das ist auch so ganz gut, recht gut, um so viel besser —

Alba.

Ich höre mit Verwunderung —

Karlos.

nicht mit Ironie.

Sie sind ein großer General — wer weis das nicht? Der Neid muß es beschwören. Ich — ich bin ein junger Mensch. So hat es auch der König gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht. Ich seh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und also genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann jetzt, wie Sie sehen, schlechterdings — ich bin so eben etwas überhäuft — das weitere

auf morgen, oder wenn Sie wollen, oder wenn Sie von Brüssel wiederkommen —

Alba.

Wie?

Nach zehen Jahren?

Karlos.

Leben Sie denn wohl.

Nach einigem Stillschweigen, wie er sieht daß der Herzog noch immer bleibt.

Sie nehmen gute Jahrszeit mit — Die Reise geht über Mailand, Lothringen, Burgund und Deutschland — Deutschland? — Recht, in Deutschland war es! Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April; Mai — Junius, — im Julius, ganz recht, und spätestens zu Anfang des Augusts sind Sie in Brüssel. O ich zweifle nicht, man wird sehr bald von Ihren Siegen hören. Sie werden unsers gnädigsten Vertrauens sich werth zu machen wissen.

Alba.

mit Bedeutung.

Werd' ich das, in meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Karlos

nach einigem Stillschweigen, mit Würde und Stolz.

Sie

Sie sind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
von meiner Seite, Waffen gegen Sie
zu führen, die Sie nicht im Stande sind
mir zu erwiedern.

Alba.

Nicht im Stande? —

Karlos.

ihm lächelnd die Hand reichend.

Schade,
daß mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
den würd'gen Kampf mit Alba auszufechten.
Ein andermal —

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
auf ganz verschiedne Weise. Sie zum Beispiel,
Sie sehen Sich um zwanzig Jahre später,
ich Sie um eben so viel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und dabei fällt mir ein, wie viele Nächte
bei seiner schönen Portugiesischen
Gemahlinn, Ihrer Mutter, der Monarch
wohl drum gegeben hätte, einen Arm
wie diesen, seiner Krone zu erkaufen?

Ihm mocht' es wohl bekannt sein, wie viel leichter
die Sache sei, Monarchen fortzupflanzen,
als Monarchien — wie viel schneller man
die Welt mit einem Könige versorge,
als Könige mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr —
Doch, Herzog Alba? doch —

Alba.

Und wie viel Blut,
Blut Ihres Volkes fließen mußte, bis
zwei Tropfen Sie zum König machen konnten.

Karlos.

Sehr wahr, bei Gott — und in zwei Worte alles
gepreßt, was des Verdienstes Stolz dem Stolze
des Glücks entgegen setzen kann — Doch nun
die Anwendung? doch, Herzog Alba?

Alba.

Wehe
dem zarten Wiegenkinde Majestät,
das seiner Amme spotten kann! Wie sanft
mag's auf dem weichen Kissen unsrer Siege
sich schlaffen lassen! An der Krone funkeln
die Perlen nur, und freilich nicht die Wunden,
mit denen sie errungen ward — Dieß Schwert schrieb

schrieb fremden Völkern Spanische Gesetze,
es blitzte dem Gekreuzigten voran,
und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
auf diesem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

Karlos.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
sein rechter Arm. Ich weis das wohl — und jetzt
nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewissen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
braucht einen Alba; daß er diesen braucht,
das ist es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie sind ein großer Mann — Auch das mag
sein;
ich glaub' es fast. Nur fürcht' ich, kamen Sie
um wenige Jahrtausende zu zeitig.
Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
am Ende aller Tage zu erscheinen:
dann, wenn des Lasters Riesentrotz die Langmuth
des Himmels aufgezehrt, die reiche Aernte
der Missethat in vollen Halmen steht,
und einen Schnitter sonder Beispiel fodert,
dann stehen Sie an Ihrem Platz — — O
Gott,
mein Paradies! mein Flandern! — Doch ich soll
es jetzt nicht denken. Schweigen wir davon.

Alba.

Dem menschlichen Geschlechte Menschen opfern,
ist höhere Barmherzigkeit, mein Prinz,
als auf Gefahr der Menschheit Menschen lieben.
Ein Beispiel gab der Himmel selbst. Die Welt
zu reinigen ging eine Welt einst unter.
Die Pest — —

Karlos.

Die Pest ist Ihr Simbol, ich kenn' es;
der große Aufschluß über Alba's Leben
und meines Vaters Regiment — Man spricht,
Sie führten einen Vorrath Blutsentenzen,
im voraus unterzeichnet, mit? Die Vorsicht
ist lobenswerth. So braucht man sich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten — O mein Vater,
wie schlecht verstand ich Deine Meinung! Härte
gab ich Dir Schuld, weil Du mir ein Geschäft
verweigertest, wo Deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang Deiner Achtung.

Alba.

Prinz,
dieß Wort verdiente —

Karlos auffahrend.

Was?

Alba.

Doch davor schützt Sie
der Königssohn.

Kar-

Karlos.

nach dem Schwert greifend.

Das fodert Blut! — Das Schwert gezogen, Herzog!

Alba kalt.

Gegen wen?

Karlos.

heftig auf ihn eindringend.

Das Schwert gezogen, ich durchstosse Sie.

Alba zieht.

Wenn es denn seyn muß —

Sie fechten.

Sechster Auftritt.

Die Königinn. Dom Karlos. Herzog von Alba.

Königinn.

welche erschocken aus ihrem Zimmer tritt,

Bloße Schwerter!

Zum Prinzen, unwillig und mit gebietender Stimme.

Karlos!

Kar-

Karlos.

vom Anblick der Königinn außer sich gesetzt, läßt den Arm sinken, steht ohne Bewegung und sinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu, und küßt ihn.

Versöhnung, Herzog! alles sei vergeben!

Er wirft sich stumm zu der Königinn Füßen, steht dann rasch auf, und eilt außer Fassung fort.

Alba.

der voll Erstaunen da steht, und kein Auge von ihnen wendet.

Bei Gott, das ist doch seltsam! —

Königinn.

steht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht sie langsam nach ihrem Zimmer, an der Thüre dreht sie sich um.

Herzog Alba!

Der Herzog folgt ihr in das Zimmer.

Ein Kabinet der Prinzessin von Eboli.

Siebenter Auftritt.

Die Prinzessinn in einem idealischen Geschmack, schön, aber einfach gekleidet, spielt die Laute und singt. Darauf, der Page der Königinn.

Prin-

Prinzessinn.

springt schnell auf.

Er kommt!

Page eilfertig.

Sind Sie allein?

Prinzessinn.

Er kommt!
Ich hör's an Deiner Tritte Klang, ich hör's
an Deines Athems sieqendem Getöne.
Heraus damit! er kommt!

Page.

Mich wundert sehr
ihn noch nicht hier zu finden; doch er muß
im Augenblick erscheinen.

Prinzessinn.

Muß er? Nun
so will er auch — so ist es ja entschieden. —

Page.

Er folgt mir auf den Fersen — Gnäd'ge Für-
stinn,
Sie sind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie,
kann niemand sein und niemand sein gewesen.
Welch eine Scene sah ich an!

Prin-

Prinzessinn,

zieht ihn voll Ungeduld zu sich.

Geschwind!
Du sprachst mit ihm? Heraus damit! Was
sprach er?
Wie nahm er sich? Was waren seine Worte?
Er schien verlegen, schien bestürzt? Errieth
er die Person, die ihm den Schlüssel schickte?
Geschwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
wohl gar nicht? rieth auf eine falsche? —
Nun?
Antwortest Du mir denn Wort? O pfui,
pfui schäme Dich: so hölzern bist Du nie,
so unerträglich langsam nie gewesen.

Page.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigste? ——
Ich übergab ihm Billet und Schlüssel
im Vorsaal bei der Königinn. Er stutzte
und sah mich an, da mir das Wort entwischte
ein Frauenzimmer sende mich.

Prinzessinn.

Er stutzte?
Sehr gut! sehr brav! nur fort, erzähle weiter.

Page.

Ich wollte mehr noch sagen, da erblaßt' er,
und riß den Brief mir aus der Hand, und sah
mich drohend an, und sagt', er wiss' alles.

Den

Den Brief durchlas er mit Bestürzung, fing auf einmal an zu zittern.

Prinzessinn.

Wisse alles?
Er wisse alles? Sagt' er das?

Page.

Und fragte mich dreimal, viermal, ob Sie selber, wirklich Sie selber mir den Brief gegeben?

Prinzessinn.

Ob ich selbst? Und also nannt' er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht — Es möchten Spionen, sagt' er, in der Gegend horchen, und es dem König plaudern.

Prinzessin befremdet.

Sagt' er das?

Page.

Dem König, sagt' er, liege ganz erstaunlich, gar mächtig viel daran, besonders viel, von diesem Briefe Kundschaft zu erhalten.

Prin:

Prinzessinn.

Dem König? Hast Du recht gehört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimniß,
und warnte mich mit Worten und mit Winken
gar sehr auf meiner Hut zu sein, daß ja
der König keinen Argwohn schöpfe.

Prinzessinn

nach einigem Nachsinnen voll Verwunderung.

Alles
trifft zu — Es kann nicht anders sein — er muß
um die Geschichte wissen — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer sieht so scharf, so tief,
wer anders, als der Falkenblick der Liebe? —
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
das Billet — —

Page

Das Billet enthalte
ein Glück, sagt' er, vor dem er zittern müsse;
das hab' er nie zu träumen sich getraut,
und was er sonst noch von dem Schlüssel sagte —
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
dieß zwang uns —

Prin-

Prinzessinn ärgerlich.

Aber was in aller Welt
hat jetzt der Herzog dort zu thun? Der Schlüssel?
Was sagt' er von dem Schlüssel? Nicht so hastig,
umständlich, guter Honorez. Du bist
so unausstehlich hurtig nie gewesen.
Er sagte? Nun! was sagt' er denn?

Page.

Dieß sei
der Schlüssel zu dem Paradies.

Prinzessinn.

Wo aber,
wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
erscheint er nicht? — Siehst Du, wie falsch
man Dich
berichtet hat! Wie glücklich wär' er schon
in so viel Zeit gewesen, als Du brauchtest,
mir zu erzählen, daß er's werden wollte?

Page.

Der Herzog, fürcht' ich —

Prinzessinn.

Wiederum der Herzog?
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann
mit meiner stillen Seligkeit zu schaffen?
Den könnt' er stehen lassen, weiter schicken,
wen auf der Welt kann man das nicht? —
O wahrlich!

Dein Prinz verſteht ſich auf die Liebe ſelbſt
ſo ſchlecht, als, wie es ſchien, auf Damenherzen.
Er weiß nicht, was Minuten ſind —

Page empfindlich.

Prinzeſſinn,
Sie läſtern einen Engel.

Prinzeſſinn
mit freudigem Erröthen ihn auf die Wange ſchlagend.

Junger Lügner,
wer hat Dir das von ihm erzählt?

Page
mit Begeiſterung.

So trefflich
und groß, und doch dabei ſo gut! O Schade,
daß er ein König werden muß — er hätte
ein Bruder werden ſollen.

Prinzeſſinn
wendet ſich weg und wiſcht ſich die Augen, indem ſie dem Pagen feurig die Hand drückt. Nach einer Pauſe:

Und Du mahnſt
mich gar nicht, daß ich meinem lieben Boten
den Botenlohn noch ſchuldig bin geblieben?

Sie nimmt ein mit Brillanten beſetztes Wehrgehänge vom Tiſche und reicht es dem Pagen.

Dieß

Dieß, guter Junge, mir zum Angedenken,
wenn Du Dein erstes Schwert umgürtest.

Page

mit niedergeschlagenen Augen zurücktretend.

So
belohnt mich eine Glückliche? Nichts beß'res
hat meine Zeitung mir verdient? — O Schande!
Jetzt? Jetzt in diesem Augenblicke? Zwei
Minuten kaum vor einer Schäferstunde,
soll ich mit feilen Diamanten mich
zufrieden geben? soll auf diesen Wangen
der Liebe volle, strahlende Verklärung
gesehen haben? soll es wissen, wer
in diesen Schätzen schwelgen wird, und soll
mit solcher Münze mich zufrieden geben?

Prinzessinn.

Ich höre kommen. Fort. Es ist der Prinz.

Page eilt hinaus.

Prinzessinn.

Hinweg, hinweg — Wo hab' ich meine Laute?
Er soll mich überraschen — Mein Gesang
soll ihm das Zeichen geben —

Achter Auftritt.

Die Prinzessinn und bald nachher
Dom Karlos.

Prinzessinn.

hat sich in eine Ottomanne geworfen, und fährt fort die Ballade zu spielen.

Karlos

stürzt herein. Er erkennt die Prinzessinn, und steht da, wie vom Donner gerührt.

Gott!

wo bin ich?

Prinzessinn

läßt die Laute fallen. Ihm entgegen.

Ah Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

Karlos

in fürchterlicher Verwirrung.

Wo bin ich? Rasender Betrug — ich habe das rechte Kabinet verfehlt.

Prinzessinn

mit listiger Verwunderung.

Wie gut versteht es Karl, die Zimmer sich zu merken, wo Damen ohne Zeugen sind.

Karlos stotternd.

Prinzessinn — Verzeihen Sie, Prinzessinn — — ich — ich fand den Vorsaal offen.

Prin-

Prinzessinn

muthwillig.

Kann das möglich sein?
Mich däucht ja doch, daß ich ihn selbst verschloß.

Karlos.

Das däucht Sie nur, das däucht Sie — doch versichert!
Sie irren Sich. Verschließen wollen, ja,
das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verschlossen?
Verschlossen nicht, wahrhaftig nicht. Der Riegel,
der äußre Riegel, oder, wollt' ich sagen,
der innre, ja, das muß ich selbst bezeugen,
der war auch pünktlich zugemacht.

Prinzessinn.

Der innre?
Und dennoch kamen Sie herein? Nun wahrlich,
das haben Sie verschlagen angefangen;
das Kunststück müssen Sie mich lehren.

Karlos.

Nichts
natürlicher, nichts leichter; denn zum Glück —
zum Unglück mein' ich — hatt' ich einen Schlüssel
gerade bei mir, der vollkommen paßte.
Ein Zufall führte mich hieher — ich höre
auf einer — — Laute jemand spielen — War's
nicht eine Laute?

Indem er sich zweifelhaft umsieht.

Recht! dort liegt sie noch —
und Laute — das weiß Gott im Himmel! — Laute,
die lieb' ich bis zur Raserei. Ich bin
ganz Ohr, ich weiß nichts von mir selber, stürze
in's Kabinet, der süßen Künstlerinn,
die mich so himmlisch rührte, mich so mächtig
bezauberte, in's schöne Aug' zu sehen.

Prinzessinn

nachdem sie umsonst gesucht hat seinen herumschweifenden Blicken zu begegnen.

Ein liebenswürd'ger Vorwitz, den Sie doch
sehr bald gestillt, wie ich beweisen könnte.

Nach einigem Stillschweigen mit Bedeutung.

O schätzen muß ich den bescheidnen Mann,
der einem Weib' Beschämung zu ersparen
in solchen Lügen sich verstrickt.

Karlos treuherzig.

Prinzessinn,
ich fühle selber, daß ich nur verschlimm're,
was ich verbessern will. Erlassen Sie
mir eine Rolle, die ich durchzuführen
so ganz und gar verdorben bin. Sie suchten
auf diesem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie von Menschen unbehorcht,
den stillen Wünschen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; sogleich
ist dieser schöne Traum gestört — dafür
soll

soll mich die schleunigste Entfernung —

Er will gehen.

Prinzessinn

überrascht und betroffen, doch sogleich wieder gefaßt.

Prinz — —

O das war boshaft.

Karlos.

Fürstinn — ich verstehe,
was dieser Blick in diesem Kabinet
bedeuten soll, und diese tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
den weibliches Erröthen muthig macht!
ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

Prinzessinn.

Ist's möglich? — Ein Gewissen ohne Beispiel
für einen jungen Mann und Königssohn!
Ja, Prinz — jetzt vollends müssen Sie mir bleiben,
jetzt bitt' ich selbst darum: bei so viel Tugend
erhohlt sich jedes Mädchens Angst. Das möchte
von Tausenden nicht Einer thun, wenn ihn
ein Schlüssel, der so glücklich paßt, versuchte. —
Doch lassen wir das Possenspiel — Wozu
den lieben schönen Augenblick, den uns
(nicht wahr mein Prinz?) der Zufall angewiesen,
mit Wortgefecht vertändeln? — Wissen Sie,
daß Ihre plötzliche Erscheinung mich
bei meiner liebsten Arie erschreckte?

Sie führt ihn zum Sopha, und nimmt ihre Laute wieder.

Die Arie, Prinz Karlos, werd' ich wohl noch einmal spielen müssen; Ihre Strafe soll sein, mir zuzuhören.

Karlos.

Er setzt sich, nicht ganz ohne Zwang, neben die Fürstinn.

Eine Strafe,
so wünschenswerth, als mein Vergehn — und wahrlich
der Inhalt war mir so willkommen, war
so göttlich schön, daß ich zum — drittenmal
sie hören könnte.

Prinzessinn.

Was? Sie haben alles gehört? Das ist abscheulich, Prinz — Es war, ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

Karlos.

Und, irr' ich nicht, von einer glücklichen —
Der schönste Text in diesem schönen Munde;
doch freilich nicht so wahr gesagt, als schön.

Prinzessinn.

Nicht? Nicht so wahr? — Und also zweifeln Sie? —

Karlos ernsthaft.

Ich zweifle fast, ob Karlos und die Fürstinn
von Eboli sich je verstehen können,
wenn Liebe abgehandelt wird.

Die Prinzessinn stutzt; er bemerkt es, und fährt mit einer leichten Galanterie fort.

Denn wer,
wer wird es diesen Rosenwangen glauben,
daß Leidenschaft in dieser Brust gewühlt?
Läuft eine Fürstinn Eboli Gefahr,
umsonst und unerhört zu seufzen? Liebe
kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzessinn

mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit.

O still! Das klingt ja fürchterlich — Und freilich
scheint dieses Schicksal Sie vor allen andern,
und vollends heute — heute zu verfolgen.

Ihn bei der Hand fassend, mit einschmeichelndem Interesse.

Sie sind nicht fröhlich, guter Prinz — Sie leiden —
bei Gott, Sie leiden ja wohl gar. Ist's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bei diesem lauten
Berufe zum Genuß der Welt? bei allen
Geschenken der verschwend'rischen Natur,
und allem Anspruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn, und mehr,
weit mehr als das, schon in der Fürstenwiege

mit Gaben ausgestattet, die sogar
auch Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie — der im ganzen strengen Rath der Weiber
bestochne Richter sitzen hat, der Weiber,
die über Männerwerth und Männerruhm
ausschließend ohne Widerspruch entscheiden?
Der, wo er nur bemerkte, schon erobert,
entzündet, wo er kalt geblieben, wo
er glühen will, mit Paradiesen spielen
und Götterglück verschenken muß — Der Mann,
den die Natur zum Glück von Tausenden
und wenigen mit gleichen Gaben schmückte,
er selber sollte elend sein? — O Himmel,
der du ihm alles, alles gabst, warum,
warum denn nur die Augen ihm versagen,
womit er seine Siege sieht? —

Karlos,

der die ganze Zeit über in die tiefste Zerstreuung versunken war, wird durch das Stillschweigen der Prinzessinn plötzlich zu sich selbst gebracht, und fährt in die Höhe.

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürstinn. Singen Sie
mir diese Stelle doch noch einmal.

Prinzessinn

sieht ihn erstaunt an.

Karlos,
wo waren Sie indessen?

Kar-

Karlos springt auf.

Ja bei Gott!
Sie mahnen mich zur rechten Zeit — Ich muß,
muß fort — muß eilends fort.

Prinzessinn
hält ihn zurück.

Wohin?

Karlos
in schrecklicher Beängstigung.

Dorthin, Sie wissen ja — Doch nein, nein, nein,
Sie wissen nicht — Hinaus von hier, hinunter
in's Freie — lassen Sie mich los — Prinzessinn,
mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
in Flammen auf —

Prinzessinn
hält ihn mit Gewalt zurück.

Was haben Sie? Woher
dieß fremde unnatürliche Betragen?

Karlos bleibt stehn, und wird nachdenkend. Sie ergreift diesen Augenblick ihn zu sich auf den Sopha zu ziehen.

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
ist jetzt in Aufruhr — setzen Sie Sich zu mir —
Weg mit den schwarzen Fieberphantasien.
Wenn Sie Sich selber offenherzig fragen,
weiß dieser Kopf, was dieses Herz beschwert?

Und

Und wenn er's nun auch wüßte — sollte denn von allen Rittern dieses Hofs nicht Einer, von allen Damen keine — Sie zu heilen, Sie zu verstehen, wollt' ich sagen — keine von allen würdig sein?

Karlos
flüchtig, gedankenlos.

Vielleicht die Fürstinn von Eboli —

Prinzessinn freudig, rasch.

Wahrhaftig?

Karlos.

Geben Sie mir eine Bittschrift — Ein Empfehlungsschreiben an meinen Vater. Man spricht ohnehin, Sie gelten viel.

Prinzessinn.

Wer spricht das? (Ha! so war es der Argwohn, der dich stumm gemacht!)

Karlos.

Wahrscheinlich ist die Geschichte schon herum. Ich habe den schnellen Einfall nach Brabant zu gehen, um — — bloß um meine Sporen zu verdienen. Das will mein Vater nicht — Der gute Vater besorgt, wenn ich Armeen kommandirte, — — mein Singen könnte drunter leiden.

Prin-

Prinzessinn.

Karlos!
Sie spielen falsch. Gestehen Sie, Sie wollen
in dieser Schlangenwendung mir entgehn.
Hieher gesehen, Heuchler. Aug' in Auge.
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird der
gestehen Sie, — wird der auch wohl so tief
herab sich lassen, Bänder, die den Damen
entfallen sind, begierig wegzustehlen,
und — Sie verzeihn —

indem sie mit einer leichten Fingerbewegung seine Hemdkrause wegschnellt, und eine Bandschleife, die da verborgen war, wegnimmt.

so kostbar zu verwahren.

Karlos

mit Befremdung zurücktretend.

Prinzessinn — Nein, das geht zu weit — Ich bin
verrathen. Sie betriegt man nicht — Sie sind
mit Geistern, mit Dämonen einverstanden.

Prinzessinn.

Darüber scheinen Sie erstaunt? Darüber?
Was soll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geschichten in Ihr Herz zurück, Geschichten,
die selbst in Ihren Träumen ausgestorben?
Versuchen Sie es; fragen Sie mich aus.
Wenn selbst der Laune Gaukelei'n, ein Laut
verstümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln

von

von schnellem Ernste wieder ausgelöscht,
ein Spiel mit diesen Federn, eine Blume
gedankenlos zerrissen, eine Fliege
mit sanfter Hand barbarisch hingewürgt —
wenn selber schon Erscheinungen, Geberden,
wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
entgangen sind, urtheilen Sie, ob ich
verstand, wo Sie verstanden werden wollten?

Karlos.

Nun das ist warlich viel gewagt — Die Wette
soll gelten, Fürstinn. Sie versprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
um die ich selber nie gewußt.

Prinzessinn

etwas empfindlich und ernsthaft.

Nie Prinz?
Besinnen Sie Sich besser. Sehn Sie um
Sich. — —
Dieß Kabinet ist keines von den Zimmern
der Königinn, wo man das Bißchen Maske
noch allenfalls zu loben fand — Sie stutzen?
Sie werden plötzlich lauter Glut — O freilich,
wer sollte wohl so scharfsinn, so vermessen,
so müßig seyn, den Karlos zu belauschen,
wenn Karlos unbelauscht sich glaubt? —
Wer sah's,
wie er beim letzten Hofball seine Dame
die Königinn im Tanze stehen ließ,

und

und mit Gewalt in's nächſte Paar ſich drängte,
ſtatt ſeiner königlichen Tänzerinn,
der Fürſtinn Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch ſogar,
der eben jetzt erſchienen war, bemerkte!

Karlos

mit ironiſchem Lächeln.

Auch ſogar der? Ja freilich, gute Fürſtinn,
für den beſonders war das nicht.

Prinzeſſinn.

So wenig
als jener Auftritt in der Schloßkapelle,
worauf ſich wohl Prinz Karlos ſelbſt nicht mehr
beſinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
der heil'gen Jungfrau in Gebet ergoſſen,
als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
gewiſſer Damen hinter Ihnen rauſchten.
Da fieng Dom Philipps heldenmüth'ger Sohn,
gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
zu zittern an, auf ſeinen bleichen Lippen
ſtarb das verkünſtelte Gebet — Im Taumel
der Leidenſchaft — es war ein Poſſenſpiel
zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
und Feuerküſſe regnen auf den Marmor.

Karlos.

Sie thun mir Unrecht, Fürſtinn. Das war Andacht.

Prin-

Prinzessinn.

Ja, dann ist's etwas anders, Prinz, — dann freilich war's damals auch nur Furcht vor dem Verluste, als Karlos mit der Königinn und mir beim Spielen saß, und mit bewundernswerther Geschicklichkeit mir diesen Handschuh stahl —

Karlos springt bestürzt auf.

den er zwar gleich nachher so artig war, statt einer Karte wieder auszuspielen.

Karlos

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

Prinzessinn.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich. Wie froh erschrack ich, als mir unvermuthet ein Briefchen in die Finger kam, das Sie in diesen Handschuh zu verstecken wußten. Es war die rührendste Romanze, Prinz, die —

Karlos

ihr rasch in's Wort fallend.

Poesie! — Nichts weiter — Mein Gehirne treibt öfters wunderbare Blasen auf, die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen. Das war es alles. Schweigen wir davon.

Prin-

Prinzessinn

vor Erstaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeit lang aus der Entfernung beobachtend.

Nein, nein, das ist zu viel — Bei Gott! das war noch nie erhört seit Menschen Angedenken.
Mein Senkblei fällt in's Unermeßliche.
Ich bin erschöpft — all meine Proben gleiten von diesem schlangenglatten Sonderling.

Sie schweigt einige Augenblicke.

Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerstolz,
der nur, sich desto süßer zu ergötzen,
die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja?

Sie nähert sich dem Prinzen wieder, und betrachtet ihn zweifelhaft.

Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich stehe
vor einem zauberisch verschloßnen Schrank,
wo alle meine Schlüssel mich betrügen.

Karlos.

Wie ich vor Ihnen.

Pause.

Prinzessinn.

Sie verläßt ihn schnell, geht einigemal stillschweigend im Kabinet auf und nieder, und scheint über etwas wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen Pause ernsthaft und feierlich:

Endlich sei es denn —
Ich muß einmal zu reden mich entschließen.

Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie sind
ein edler Mensch — ein Mann, sind Fürst
und Ritter.
An Ihren Busen werf' ich mich. Sie werden
mich retten Prinz, und wo ich ohne Rettung
verloren b , theilnehmend um mich weinen.

Der P nz rückt näher mit erwartungsvollem, theilnehmendem Erstaunen.

Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt,
um meine Hand — Rui Gomez, Graf von
Silva —
Der König will, schon ist man Handels einig,
ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos heftig ergriffen.

Verkauft?
und wiederum verkauft? und wiederum
von dem berühmten Handelsmann in Süden? —
O still von diesem, weg davon, nicht weiter.
Das ist die Nerve, wo ich Gichter spüre.

Prinzessinn.

Nein, hören Sie erst alles. Nicht genug,
daß man der Politik mich hingeschlachtet;
auch meiner Unschuld stellt man nach — Schon
längst —
verfolgen mich die lasterhaften Flammen
des großen, großen Wollüstlings — Da! Hier!
Dieß Blatt kann diesen Heiligen entlarven.

Karlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne sich Zeit zu nehmen, es zu lesen.

Wo soll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt war es mein Stolz, der meine Tugend schützte; doch endlich —

Karlos.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

Prinzessinn

stolz und edel.

Durch wen?
Armselige Vernünftelei! Wie schwach
von diesen starken Geistern! Weibergunst,
der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
worauf geboten werden kann! Sie ist
das Einzige auf diesem Rund der Erde,
was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
der unschätzbare Diamant, den ich
verschenken oder, ewig ungenossen,
verscharren muß — Dem großen Kaufmann gleich,
der, ungerührt von des Rialto Gold
und Königen zum Schimpfe, seine Perle
dem reichen Meere wiedergab, zu stolz
sie unter ihrem Werthe los zu schlagen.

Karlos.

(Beim wunderbaren Gott! — Das Weib ist schön!)

Prinzessinn.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit. Gleich viel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
geb' ich für alles, alles hin. Ich schenke
nur Einmal, aber ewig. Einen nur
wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
entzückender Zusammenklang — ein Kuß —
der Schäferstunde schwelgerische Freuden —
der Schönheit hohe, himmlische Magie
sind Eines Strahles schwesterliche Farben,
sind Einer Blume Blätter nur. Ich sollte,
ich Rasende! ein abgerißnes Blatt
aus dieser Blume schönem Kelch verschenken?
ich selbst des Weibes hohe Majestät,
der Gottheit großes Meisterstück verstümmeln,
den Abend eines Prassers zu versüßen?

Karlos.

(Unglaublich! Wie? Ein solches Mädchen hatte Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute zum erstenmal?)

Prinzessinn.

Längst hätt' ich diesen Hof ver-

verlaſſen, dieſe Welt verlaſſen, hätte
in heil'gen Mauern mich begraben; doch
ein einzig Band iſt noch zurück, ein Band,
das mich an dieſe Welt allmächtig bindet. —
Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir ſo werth!
Ich liebe und bin — — nicht geliebt.

Karlos

voll Feuer auf ſie zu gehend.

Sie ſind's!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich
ſchwör' es.
Sie ſind's, und unausſprechlich.

Prinzeſſinn.

Sie? Sie ſchwören's?
O das war meines Engels Stimme! Ja,
wenn freilich Sie es ſchwören, Karl, dann
glaub' ich's,
dann bin ich's.

Karlos,

der ſie voll Zärtlichkeit in die Arme ſchließt.

Süßes, ſeelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geſchöpf — Ich ſtehe
ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken
— ganz
Bewunderung — Wer hätte Dich geſehn,
Wer unter dieſem Himmel Dich geſehn,
und rühmte ſich — er habe nie geliebt? —

Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, schöner Engel, willst Du hier? Bei Pfaffen
und Pfaffenzucht? Das ist kein Himmelsstrich
für solche Blumen! — Möchten Sie sie brechen?
Sie möchten — o ich glaub' es gern —
Doch nein!
so wahr ich Leben athme, nein! — Ich schlinge
den Arm um Dich, auf meinen Armen trag' ich
durch eine teufelvolle Hölle Dich!
Ja — laß mich Deinen Engel sein —

Prinzessinn

mit dem vollen Blick der Liebe.

O Karlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
und gränzenlos belohnt Ihr schönes Herz
die schwere Müh, es zu begreifen!

Sie nimmt seine Hand und will sie küssen.

Karlos

der sie zurückzieht.

Fürstinn,
wo sind Sie jetzt?

Prinzessinn

mit Feinheit und Grazie, indem sie starr in seine Hand sieht.

Wie schön ist diese Hand!
Wie reich ist sie — Prinz, diese Hand hat noch
zwei

zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
ein Diadem und Karlos Herz — und beides
vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein großes göttliches Geschenk! — Beinahe
für Eine Sterbliche zu groß! — Wie Prinz?
wenn Sie zu einer Theilung Sich entschlössen?
Die Königinnen lieben schlecht — ein Weib,
das lieben kann, versteht sich schlecht auf Kronen:
drum besser, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt,
gleich jetzt — Wie? Oder hätten Sie wohl schon?
Sie hätten wirklich? O dann um so besser!
Und kenn' ich diese Glückliche?

Karlos.

Du sollst.
Dir Mädchen, Dir entdeck' ich mich — Der Unschuld,
der lautern, unentheiligten Natur
entdeck' ich mich. An diesem Hof bist Du
die Würdigste, die Einzige, die Erste,
die meine Seele ganz versteht — Ja denn!
Ich läugn' es nicht — ich liebe —

Prinzessinn.

Böser Mensch!
So schwer ist das Geständniß Dir geworden?
Beweinungswürdig mußt' ich sein, wenn Du
mich liebenswürdig finden solltest?

Karlos stutzt.

Was?
Was ist das?

Prinzessinn.

Mich so ausgesucht zu quälen!
O warlich, Prinz, es war nicht schön. Sogar den Schlüssel zu verläugnen!

Karlos.

Schlüssel! Schlüssel!

Nach einem dumpfen Besinnen.

Ja so — So war's — Nun merk' ich — —
O mein Gott!

Seine Knie wanken, er hält sich an einem Stuhl, und verhüllt das Gesicht.

Prinzessinn.

Eine schreckliche lange Stille von beiden Seiten. Die Fürstinn schreit laut und fällt.

Abscheulich! Was hab' ich gethan?

Karlos

sich aufrichtend, in fürchterlichem Ausbruch des Schmerzens.

So tief
herabgestürzt von allen meinen Himmeln! —
O das ist schrecklich.

Prinzessinn

das Gesicht voll Schaam in das Kissen verbergend.

Was entdeck' ich? Gott!
Kar-

Karlos

vor ihr niedergeworfen.

Ich bin nicht schuldig, Fürstinn — Leidenschaft —
ein unglückſel'ger Mißverstand — Bei Gott!
ich bin nicht schuldig.

Prinzessinn

ſtößt ihn von ſich.

Weg aus meinen Augen,
um Gottes willen —

Karlos.

Nimmermehr! In dieſer
entſetzlichen Erſchütterung Sie verlaſſen?

Prinzessinn

ihn mit Gewalt wegdrängend.

Aus Großmuth, aus Barmherzigkeit hinaus
von meinen Augen — Wollen Sie mich morden?
Ich haſſe Ihren Anblick.

Karlos will gehen.

Meinen Brief
und meinen Schlüſſel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Karlos.

Den andern?
Was denn für einen andern?

Prinzessinn.

Den vom König.

Karlos zusammenschreckend.

Von wem?

Prinzessinn.

Den Sie vorhin von mir bekamen.

Karlos

Vom König? und an Wen? an Sie?

Prinzessinn.

O Himmel!
wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! Den
Brief!
heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Karlos.

Vom König Briefe, und an Sie?

Prinzessinn.

Den Brief!
Im Namen aller Heiligen!

Karlos.

Der einen
gewissen mir entlarven sollte — Diesen?

Prin-

Prinzessinn.

Ich bin des Todes — Geben Sie.

Karlos.

Worin
von lasterhaften Flammen, Wollüstlingen
gehandelt wird? Der Brief also —

Prinzessinn

in Verzweiflung die Hände ringend.

Entsetzlich!
Was hab' ich Unbesonnene gewagt?

Karlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja
Prinzessinn,
das ändert freilich alles schnell — Das ist

den Brief frohlockend empor haltend.

ein unschätzbarer — schwerer — theurer Brief,
den alle Kronen Philipps einzulösen
zu leicht, zu nichtsbedeutend sind — Den Brief
behalt' ich.

Er will gehen.

Prinzessinn

wirft sich ihm in den Weg.

Großer Gott! Ich bin verloren,
wenn Sie der Niederträchtige sind. —

Kar-

Karlos.

zurückkommend und die Fürstinn bei der Hand nehmend mit ruhigem Ernst und Würde.

Wenn ich
der Niederträchtige bin, Prinzessinn — Dann
erlaub' ich Ihnen — dann und eher nicht —
für die vergangne Stunde zu erröthen.

Er entfernt sich.

Neunter Auftritt.

Die Prinzessinn allein.

Sie steht noch betäubt, außer Fassung; nachdem er hinaus ist, eilt sie ihm nach und will ihn zurückrufen.

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie —
Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich . . . Da
steh' ich
in fürchterlicher Einsamkeit . . . verschloßen, verworfen . . .

Sie sinkt auf einen Sessel. Nach einer Pause:

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
von einer Nebenbuhlerinn. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es selbst bekannt.
Doch wer ist diese Glückliche? . . . So viel
ist offenbar — er liebt was er nicht sollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
verkriecht sich seine Leidenschaft . . . Warum

vor

vor dieſem, der ſie wünſchte? . . . Oder iſt's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhleriſche Abſicht
verrathen war — da jauchzten ſeine Mienen,
frohlockt' er wie ein Glücklicher . . . Wie
kam es,
daß ſeine ſtrenge Tugend hier verſtummte?
Hier? Eben hier? . . . Was kann denn er
dabei,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
der Königinn die . . .

Sie hält plötzlich ein, von einem Gedanken überraſcht — Zu gleicher Zeit reißt ſie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Buſen, betrachtet ſie ſchnell, und erkennt ſie.

O ich Raſende!
Jetzt endlich, jetzt . . . Wo waren meine
Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf . . . Sie hatten
ſich lang' geliebt, eh' der Monarch ſie wählte.
Nie ohne ſie ſah mich der Prinz. — Sie alſo,
ſie war gemeint, wo ich ſo gränzenlos,
ſo warm, ſo wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug der ohne Beiſpiel iſt!
und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —

Stillſchweigen.

Daß er ganz ohne Hoffnung lieben ſollte!
Ich kann's nicht glauben . . . Hoffnungsloſe Liebe
beſteht in dieſem Kampfe nicht. Zu ſchweigen,
wo unerhört der glänzendſte Monarch

der

der Erde schmachtet ... Warlich! solche Opfer
bringt hoffnungslose Liebe nicht. Wie feurig
war nicht sein Kuß! Wie zärtlich drückt' er mich,
wie zärtlich an sein schlagend Herz! — Die Probe
war fast zu kühn für die romant'sche Treue,
die nicht erwiedert werden soll ... Er nimmt
den Schlüssel an, den, wie er sich beredet,
die Königinn ihm zugeschickt ... Er glaubt
an diesen Riesenschritt der Liebe ... kommt,
kommt warlich, kommt. — So traut er Phi-
lipps Frau
die rasende Entschließung zu — Wie kann er,
wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es ist am Tag'. Er wird erhört. Sie liebt!
Beim Himmel, diese Heilige empfindet!
Wie fein ist sie! ... Ich zitterte, ich selbst.
vor dem erhabnen Schreckbild dieser Tugend.
Ein höh'res Wesen ragt sie neben mir,
in ihrem Glanz erlösch' ich. Ihrer Schönheit
mißgönnt' ich diese hohe Ruhe, frei
von jeder Wallung sterblicher Naturen.
Und diese Ruhe war nur Schein. Sie hätte
an beiden Tafeln schwelgen wollen? hätte
der Tugend ganze Glorie zu kosten
und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erdreistet?
Das durfte sie? Das sollte ungerochen
der Gauklerinn gelungen sein, gelungen,
weil sich kein Rächer meldet? — Nein bei Gott!
Ich betete sie an — — Das fordert Rache!
Der König wisse den Betrug ... Der König?

Nach

Nach einigem Besinnen.

Ja recht — das ist ein Weg zu seinem Ohre.

Sie zieht an der Glocke.

Zehnter Auftritt.

Die Prinzessinn. Ein Page.

Prinzessinn.

Wie war es? Assemblee ist diesen Abend?

Page.

Ja. Schon versammelt sich der Hof.

Prinzessinn.

Wenn Du den Kapellan bei Seite ziehen könntest — —

Page.

Den Kapellan Domingo?

Prinzessinn.

So ersuch' ihn, im Nebenzimmer linker Hand auf mich zu warten, hörst Du, bis ich vom Gedränge mich losgemacht — Ein Vorfall von Bedeutung — Ich muß ihn sprechen, sag' ihm das.

Page.

Sogleich.

Prin-

Prinzessinn.

Im Nebenzimmer. Hörst Du?

Page.

Gut. ab.

Eilfter Auftritt.

Die Prinzessinn allein.

Nachdem sie einige Augenblicke in sich gekehrt auf und nieder gegangen.

Auch ich bin noch nicht ganz verlassen . . . Ein Geliebter bleibt mir auch immer noch gewiß, und welcher? O warlich ich bin undankbar. Was gäbe die reichste Bettlerinn darum, von meiner Verdammniß einen Schimmer aufzuhaschen? Was mangelte mir denn? — Er kann nicht lieben. Und weiter nichts? — Ist's denn so wahr, daß Liebe, nur Liebe glücklich machen kann? Wenn Neid, wenn Schmeichelei einstimmig mir's betheuern, werd' ich's zuletzt nicht glauben, wirklich sein? Und ist es denn jetzt Liebe, was ich brauche? wenn meine Ehre blutet — Liebe? Ruft nicht lauter jetzt, nicht schrecklicher mein Stolz, als meines Herzens stille Wünsche? Was ein Mann mir nahm, kann nur ein König mir er-

erſetzen. Dieſe Schlangen kann allein
der Größe Taumeltrank betäuben,

Sie geht — bleibt aber plötzlich ſtille ſtehen — in tiefes Nachdenken verloren.

Tugend?
Er will ſie nicht, dem ich ſie aufbehalten,
dem ſie allein geblüht — er will ſie nicht,
Sie macht ihn ja nicht glücklich — — Oder
frommt ſie
dem Himmel nur? und nicht auch mir? und nicht
dem Manne, dem ich mich geſchenkt? Spart ſie
für jene Welt der Unſchuld ſchöne Blume?
Wenn für die Liebe ſie nicht ſammelt, wem,
wem ſammelt denn die Tugend? Iſt ſie mehr,
als hoher Wucher mit der Liebe Freuden?
Ich werde nicht mehr lieben. Ihres Amts
entbind' ich ſie auf immerdar. Sie fliehe
der Hoffung zu. Ich werde nicht mehr lieben.

Sie geht ab.

Zwölfter Auftritt.

Abend.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſte, ſparſam erleuchtet.

Herzog von Alba und Pater Domingo begegnen einander.

Domingo.

Sind Sie es Herzog? Guten Abend!

Alba.

Halt!

Wer ruft mich?

Domingo.

Nach wem sehen Sie Sich um?

Alba.

Es ist Domingo — — So allein? — — Sie sind
aus der Versammlung plötzlich mir verschwunden.
Ich suche Sie schon überall —

Domingo.

Läßt der
Monarch mich hohlen?

Alba.

Nein. Ich wollte
mit Ihnen sprechen — Doch es eilt ja nicht —
Sie warten hier auf jemand? — Darf ich
wissen?

Domingo.

Was wollten Sie mir sagen?

Alba.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
ich einen Aufschluß haben möchten.

Do-

Domingo.

Welche Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alba.

Prinz Karlos und ich begegnen diesen Mittag uns im Vorgemach der Königinn. Ich werde beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern. Die Königinn auf das Getöse öffnet das Zimmer, wirft sich zwischen uns und sieht mit einem Blick despotischer Vertrautheit den Prinzen an — Es war ein einz'ger Blick — Sein Arm verstarrt — er fliegt an meinen Hals — ich fühle einen heißen Kuß — er ist verschwunden.

Domingo.

nach einigem Stillschweigen.

Das ist sehr verdächtig — Herzog, Sie mahnen mich an etwas — — Aehnliche Gedanken, ich gesteh' es, keimten längst in meiner Brust — — Ich flohe diese Träume — noch hab' ich niemand sie vertraut. Es gibt zweischneid'ge Klingen, ungewisse Freunde — ich fürchte diese. Schwer zu unterscheiden, noch schwerer zu ergründen sind die Menschen — Entwichte Worte sind beleidigte Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß,

bis einst die Zeit es reifen würde. Wer
ist mir auch Bürge, daß ich recht gesehen?
Wie leicht geschieht's, daß Menschen sich betrügen!
Ich bin ein Priester. Meine Weihung lautet,
den Frieden, nicht die Zwietracht zu verkünden,
Das überlaß' ich denen, deren Amt
es mehr ist — Andre Diener, andre Eide!
Dem Herzog Alba kann die Pflicht befehlen,
was mir die Pflicht verbietet. Ich muß schweigen,
wär' ich noch einmal so gewiß, als ich
es jetzt schon bin.

Alba.

Gewiß? Gewiß? Wovon?
Besinnen Sie Sich was Sie reden. Warlich
ich wüßte nicht, wie viel ich um die bloße
Wahrscheinlichkeit zu geben fähig wäre.

Domingo.

Was hilft mir Uiberzeugung, die ich nicht
auch vor Gericht zu stellen wagen darf?
Gewisse Dienste Königen zu leisten
ist mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,
der, fehlt er seine Beute, auf den Schützen
zurückeprallt — ich wollte, was ich sage,
auf eine Hostie beschwören — doch
ein Augenzeugniß, ein erhaschtes Wort,
ein Blatt Papier fällt schwerer in die Wage,
als mein lebendigstes Gefühl — — Verwünscht,
daß wir auf Span'schem Boden stehn!.

Al-

Alba.

Warum
auf diesem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofe
kann sich die Leidenschaft vergessen. Hier
wird sie gewarnt von ängstlichen Gesetzen.
Die Span'schen Königinnen haben Mühe
zu sündigen — ich glaub' es — doch zum Un-
glück
nur da — gerade da nur, wo es uns
am besten glückte, sie zu überraschen.

Alba.

Sehr wahr: drum eben müßte man — —

Domingo.

Von einem
Entwurfe zwar versprech' ich mir noch etwas.
Gelingt mir dieser — — — Darf ich der
Prinzessinn
von Eboli von jenem Verfall sagen?

Alba

Darum erschien ich. Hören Sie, Kaplan,
an der Entdeckung liegt mir viel, ich will's
nicht läugnen, liegt mir mehr, als Sie vielleicht
vermuthen dürften. Alles liegt mir dran,
daß der Monarch davon erfahre. Heute

ging etwas vor — — — Ich hoffe doch, Kaplan,
wir kennen uns.

Domingo.

Was ich von diesem Punkte zu halten pflegt, wissen Sie. Toledo —

Alba.

Ich hab' es nie im Ernst geglaubt, daß mir Gefahr von dorther drohen könnte — noch glaub' ich es nicht — doch gäb' es einen Menschen,
den ich zu fürchten mir erlauben könnte,
Der Knabe wär' es.

Domingo.

Herzog, Sie berühren hier eine Saite — —

Alba.

Hören Sie mich an. Es droht uns irgend etwas — Der Monarch hat diesen Morgen mir ein Wort gesagt, ein Wort — Kaplan, Sie kennen mich. Ich pflege doch sonst vor Worten nicht zu zittern. Dießmal war Sinn darin — und schwerer — wenn ich anders
auf diesen Philipp mich verstehe. Schon — schon wankt er zwischen uns und dem Infanten.

Das

Das war das Werk von einer Stunde — Nahe
ist zwischen Sohn und Vater die Versöhnung —

Domingo.

Versöhnung? Das verhüte Gott! —

Alba.

Er will
ihn seinem Throne näher haben, will
die Probe mit ihm wagen. Mir befahl er,
ihm abzubitten — wenigstens so klang es —
ihm abzubitten, daß ich mich vermessen,
in seines Vaters Gunst zu stehen. —

Domingo unruhig.

Herzog,
Sie sagen mir da —

Alba.

Eine Stunde währte
die Audienz. Er bat um die Verwaltung
der Niederlande. Laut und heftig bat er,
ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
war roth geweint, als ich ihm an der Thüre
begegnete. Den Mittag drauf erscheint er
mit einer Miene des Triumphs. Er ist
entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen stehen anders,
sagt er, und besser. Heucheln konnt' er nie.
Wie soll ich diese Widersprüche reimen?
Der Prinz frohlockt hintangesetzt zu seyn,

und mir ertheilt der König eine Gnade
mit allen Zeichen seines Zorns! — Was muß
ich glauben? Warlich diese neue Würde
sieht einer Landsverweisung ähnlicher,
als einer Gnade.

Domingo.

Dahin also wär' es
gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie so ruhig? so gelassen? — Kennen
Sie diesen Jüngling? Ahnden Sie, was uns
erwartet, wenn er mächtig wird? — Sie ha-
ben Proben:
er haßt Sie —

Alba.

Das vergeb' ich ihm. Hab' ich
ihn je geliebt? — Doch, daß er mich be-
schimpfte,
Domingo, das werd' ich ihm nie vergessen.
Als vor'ges Jahr die Stände Arragons
ihm huldigten und mich die Reihe traf,
erschien ich etwas später, weil mein Amt
als Marschall bei dem Feste mich verzögert.
Der Herold hatte dreimal schon gerufen,
eh' ich den Thron erreichte — Da verstieß
mich der Infant. Im Angesicht des ganzen
betretnen Arragoniens versagte
der Knabe mir den Handkuß — alle Augen
durchbohrten mich, ich stand zum erstenmal

in

in meinem Leben außer Faſſung. Damals
gelobt' ich volle, ſchreckliche Bezahlung
dem ſtolzen Jüngling, und ich halte ſie.

Domingo.

Ich bin ſein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
an meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
für Gott und ſeine Kirche — Der Infant
(ich kenn' ihn — ich durchdringe ſeine Seele)
hegt einen ſchrecklichen Entwurf — Toledo —
den raſenden Entwurf, Regent zu ſein,
und unſern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Er hält nichts von Religion.

Alba.

Er hält
ſehr viel davon, befürcht' ich; denn mir däucht,
er weis noch nicht, wie nöthig man ſie
brauchte.

Domingo.

Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
die, ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug,
von keinem Glauben betteln will. — Das Laſter
erhält der Kirche Millionen. Er
verachtet es und braucht ſie nicht — Er
denkt —
ſein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre — er verehrt den Menſchen — —
Herzog,
ob er zu unſerm König taugt?

Alba.

Phantomen!
Was ſonſt? Vielleicht auch jugendlicher Stolz
der eine Rolle ſpielen möchte — Bleibt
ihm eine andre Wahl? Das geht vorbei,
trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle. — Er iſt ſtolz auf ſeine Freiheit,
des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
zu kaufen ſich bequemen muß — Taugt er
auf unſern Thron? Der kühne Rieſengeiſt
wird unſrer Staatskunſt Linien durchreißen.
Umſonſt verſucht' ich's, dieſen trotz'gen Muth
in dieſer Zeiten Wollüſt abzumatten;
Er überſtand die Probe... Das Geheimniß,
durch Indulgenzen Sünde zu erleichtern
und Seelen durch die Sünde zu zerſtören,
mißlang bei dem Infanten — Schrecklich iſt
in dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
wird ſechzig Jahre.

Alba.

Ihre Blicke reichen
ſehr weit.

Domingo.

Er und die Königinn ſind Eins.
Schon ſchleicht — verborgen zwar — in beider
Bruſt
das Gift der Neuerer; doch bald genug,
ge-

gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen. Ich fürchte diese Valois.

Alba finster.

Daß Sie mich daran mahnen müssen! dieſen Wurm aus ſeinem Schlummer ſtören müſſen! — Gerne erſtickt' ich die Erinnerung.

Domingo.

An was? Sie ſind erhitzt, und Ihre Lippen beben!

Alba.

Die Königinn von Spanien verſetzte
mir eine Wunde — eine Wunde, die — —
woran ich in Jahrtauſenden noch blute.
Sie war es — endlich haben meine Forſcher
die Thäterinn erfahren. — Sie allein,
die meinen Anſchlag hintertrieb, den Prinzen
von Bourbon aus Navarra zu entführen.
Ein Anſchlag der dem Spaniſchen Monarchen
nichts kleineres als eine Krone galt!
Sie warnte Frankreich; das Verbrechen ging
zurücke, und mein Name war geſchändet.

Domingo.

Ich weis von dieſem Vorfall — Fürchten Sie
die ganze Rache dieſer ſtillen Feindinn,
wenn Philipp Schwächen ſich erlaubt. Noch iſt
das Glück uns günſtig. Kommen wir zuvor.

In

In eine Schlinge ſtürzen beide... Jetzt
ein ſolcher Wink dem Könige gegeben,
bewieſen oder nicht bewieſen — viel
iſt ſchon gewonnen, wenn er wankt. Wir ſelbſt,
wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
fällt keinem Uiberzeugten ſchwer. Es kann
nicht fehlen, wir entdecken mehr, ſind wir
vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.
Ich habe ſonſt noch eine Spur... War's nicht
am neuen Jahr, daß unſre Königinn
in Wochen kam? Ganz recht — und im April
des vor'gen Jahrs erſtand der König erſt
von ſeinem böſen Fieber... Herzog Alba?...
Sie ahnden doch?... Dieß kleine Samenkorn
ſoll in der Zeiten reifender Vollendung
mir ſchrecklich aufgehn... Nur Geduld...

Alba.

Doch jetzt
die wichtigſte von allen Fragen — Wer
nimmt's über ſich, den König zu belehren?

Domingo.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie alſo,
was lange ſchon, des großen Planes voll,
mein ſtiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt unſer Bündniß zu vollenden
die dritte, wichtigſte Perſon... Der König
liebt die Prinzeſſinn Eboli. Ich nähre
die Leidenſchaft, die meinen Wünſchen wuchert.
Ich bin ſein Abgeſandter... Unſerm Plane

er-

erzieh' ich sie — In dieser jungen Dame,
gelingt mein Werk, soll eine Bundsverwandtinn,
soll eine Königinn uns blühn. Sie selbst
hat jetzt in dieses Zimmer mich berufen.
Ich hoffe alles — Jene Lilien
von Valois zerknickt ein Span'sches Mädchen
vielleicht in Einer Mitternacht —

Alba.

Was hör' ich?
Ist's Wahrheit, was ich jetzt gehöre? —
Beim Himmel!
das überrascht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! ich bewundre Dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

Domingo.

Still! Wer kommt! —

Alba.

Daß es bis dahin kommen muß! — Ich bin
in seinen Kriegen grau geworden — Daß
ich betteln soll von diesen Wangen, das,
ich kann's nicht läugnen, das verdrüßt mich —
Doch,
doch dieß Erröthen soll mit Seelenangst
der Knabe mir bezahlen —

Domingo.

Gehen Sie
Sie ist's — sie selbst.

Alba.

Ich bin im nächsten Zimmer, wenn man —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe Sie.

Der Herzog von Alba geht ab.

Dreizehnter Auftritt.

Die Prinzessinn. Domingo.

Domingo.

Zu Ihren Befehlen, gnädg'ste Fürstinn.

Prinzessinn

dem Herzog neugierig nachsehend.

Sind wir etwa nicht ganz allein? Sie haben, wie ich sehe, noch einen Zeugen bei Sich?

Domingo.

Wie?

Prinzessinn.

Wer war es, der eben jetzt von Ihnen ging?

Domingo.

Der Herzog von Alba, gnäd'ge Fürstinn, der nach mir um die Erlaubniß bittet, vorgelassen zu werden.

Prinzessinn.

Herzog Alba? Was will der? Was kann er wollen? Wissen Sie vielleicht es mir zu sagen?

Domingo.

Ich? und eh' ich weiß, was für ein Vorfall von Bedeutung mir das langentbehrte Glück verschafft, der Fürstinn von Eboli mich wiederum zu nähern?

Pause, worinn er ihre Antwort erwartet.

Ob sich ein Umstand endlich vorgefunden, der für des Königs Wünsche spricht? ob ich mit Grund gehofft, daß beßre Überlegung mit einem Anerbieten Sie versöhnt, das Eigensinn, das Laune bloß verworfen? Ich komme voll Erwartung —

Prinzessinn.

Brachten Sie dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Noch

ver-

verſchob ich's, ihn ſo tödtlich zu verwunden. Noch, gnäd'ge Fürſtinn, iſt es Zeit. Es ſteht bei Ihnen, ſie zu mildern.

Prinzeſſinn.

Melden Sie dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf' ich das für Wahrheit nehmen, ſchöne Fürſtinn?

Prinzeſſinn.

Für Scherz doch nicht? — Bei Gott! Sie machen mir ganz bange — Wie? Was hab' ich denn gethan, wenn ſogar Sie — Sie ſelber Sich entfärben?

Domingo.

Prinzeſſinn, dieſe Uiberraſchung, — kaum kann ich es faſſen —

Prinzeſſinn.

Ja, hochwürd'ger Herr, das ſollen Sie auch nicht. Um alle Güter der Welt möcht' ich nicht haben, daß Sie's faßten. Genug für Sie, daß es ſo iſt. Erſparen Sie Sich die Mühe zu ergrübeln, weſſen Beredſamkeit Sie dieſe Wendung danken.

Zu

Zu Ihrem Troſt ſetz' ich hinzu: Sie haben
nicht Theil an dieſer Sünde. Auch wahrhaftig
die Kirche nicht, obſchon Sie mir bewieſen,
daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
ſogar die Körper ihrer jungen Töchter
für höh're Zwecke zu verbrauchen wüßte.
Auch dieſe nicht — Dergleichen fromme Gründe,
ehrwürd'ger Herr, ſind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gerne
Prinzeſſinn, nehm' ich ſie zurück, ſobald
ſie überflüſſig waren.

Prinzeſſinn.

Bitten Sie
von meinetwegen den Monarchen, ja
in dieſer Handlung Mich nicht zu verkennen.
Was ich geweſen, bin ich noch. Die Lage
der Dinge nur hat ſeitdem ſich verwandelt.
Als ich ſein Anerbieten mit Entrüſtung
zurücke ſtieß, da glaubt' ich im Beſitze
der ſchönſten Königinn ihn glücklich —
glaubte
die treue Gattinn meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jetzt,
jetzt weiß ich's beſſer.

Domingo.

Fürſtinn, weiter, weiter.
Ich hör' es, wir verſtehen uns.

Prinzessinn.

Genug,
sie ist erhascht. Ich schone sie nicht länger.
Die schlaue Diebinn ist erhascht. Den König,
ganz Spanien, und mich hat sie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß sie liebt. Ich bringe
Beweise, die Sie zittern machen sollen.
Der König ist betrogen — doch bei Gott!
er sei es ungerochen nicht. Die Larve
erhabner, übermenschlicher Entsagung,
der Mutter Gottes nachgemalt — die Larve
reiß' ich ihr ab, daß alle Welt die Sklave
der Sünderinn erkennen soll. Es kostet
mich einen ungeheuren Preis, doch — das
entzücket mich, das ist mein Triumph — doch sie
noch einen größern.

Domingo.

Nun ist alles reif.
Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.

Er geht hinaus.

Prinzessinn erstaunt.

Was wird das?

Vierzehnter Auftritt.

Die Prinzessinn. Herzog Alba. Domingo.

Do-

Domingo

der den Herzog hereinführt.

Unſere Nachricht, Herzog Alba,
kommt hier zu ſpät. Die Fürſtinn Eboli
entdeckt uns ein Geheimniß, das ſie eben
von uns erfahren ſollte.

Alba.

ſich der Prinzeſſinn nähernd.

Mein Beſuch
wird dann um ſo viel minder ſie befremden.
Ich traue meinen Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

Prinzeſſinn

Sie ſprechen von Entdeckungen? —

Domingo.

Wir wünſchten
zu wiſſen, gnäd'ge Fürſtinn, welchen Ort,
und welche beß're Stunde Sie —

Prinzeſſinn

Auch das.
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieſes ſtrafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
nicht länger mehr dem König zu entziehn.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich muß der Monarch es wissen. Und durch Sie, durch Sie, Prinzessinn, muß er das. Wem sonst, wem sollt' er lieber glauben, als der strengen, der wachsamen Gespielinn seines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, sobald sie will, ihn unumschränkt beherrschen kann?

Alba.

Ich bin erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das ist man gewohnt, von mir vorauszusetzen. Die Fürstinn Eboli ist frei. Wo wir verstummen müssen, zwingen Pflichten Sie zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken, und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald, gleich jetzt muß das geschehn. Die Augenblicke sind kostbar. Jede nächste Stunde kann mir den Befehl zum Abmarsch bringen —

Domin-

Domingo

sich nach einigem Ueberlegen zur Fürstinn kehrend.

Ob sich Briefe finden ließen? Briefe freilich, von dem Infanten aufgefangen, müßten hier Wirkung thun. — Laß sehen — Nicht wahr? — Ja. Sie schlafen doch — so däucht mir — in demselben Gemache mit der Königinn.

Prinzessinn.

Zunächst an diesem — Doch was soll mir das?

Domingo.

Wer sich auf Schlösser gut verstünde — — Haben Sie bemerkt, wo sie den Schlüssel zur Schatulle gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzessinn nachdenkend.

Das könnte zu etwas führen — Ja — der Schlüssel wäre zu finden, denk' ich —

Domingo.

Briefe wollen Boten — — Der Königinn Gefolg' ist groß — — Wer hier

auf eine Spur gerathen könnte? — — Gold vermag zwar viel —

Alba.

Hat niemand wahrgenommen, ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht Einen; in ganz Madrid nicht Einen.

Alba.

Das ist seltsam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben; er verachtet den ganzen Hof; ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich von dem Gemach der Königinn herauskam, stand der Infant bei einem ihrer Pagen, sie sprachen heimlich —

Prinzessinn rasch einfallend.

Nicht doch! Nein! Das war — das war von etwas anderm.

Domingo.

Können wir das

das wissen? — Nein, der Umstand ist verdächtig —

Zum Herzog.

Und kannten Sie den Pagen?

Prinzessinn.

Kinderpossen!
Was wird's auch sonst gewesen seiu? Genug, ich kenne das. — Wir sehn uns also wieder, eh' ich den König spreche. — Unterdessen entdeckt sich viel.

Domingo

sie auf die Seite führend.

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche schöne Stunde seinen Wünschen Erfüllung endlich bringen wird? Auch dieß?

Prinzessinn.

In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
von der Person der Königinn — das ist an unserm Hofe Sitte, wie Sie wissen — ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.

Glücklich.

Gewonnen iſt das große Spiel. Trotz ſei
geboten allen Königinnen —

Man hört eine Glocke.

Prinzeſſinn.

Horch!
Man läutet mir — die Königinn verlangt mich.
Auf Wiederſehen.

Sie eilt ab.

Funfzehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo

nach einer Pauſe, worinn er die Prinzeſſinn mit den Augen begleitet hat.

Herzog, dieſe Roſen,
und Ihre Schlachten —

Alba.

Und Dein Gott — ſo will ich
den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!

Sie gehen ab.

In einem Karthäuſerkloſter.

Sechzehnter Auftritt.

Dom Karlos. Der Prior.

Kar-

Karlos

zum Prior, indem er hereintritt.

Schon da gewesen also? — Das beklag' ich.

Prior.

Seit heute Morgen schon das drittemal.
Vor einer Stunde gieng er weg —

Karlos.

Er will
doch wiederkommen? Hinterließ er nicht?

Prior.

Vor Mittag noch, versprach er.

Karlos

an ein Fenster und sich in der Gegend umsehend.

Euer Kloster
liegt weit ab von der Straße — — Dort-
hin zu
sieht man noch Thürme von Madrid. — —
Ganz recht,
und hier fließt der Manzanares. . . . Die
Landschaft
ist, wie ich sie mir wünsche. — Alles ist
hier still, wie ein Geheimniß.

Prior.

Wie der Eintritt
in's andre Leben.

Karlos.

Eurer Redlichkeit,
gutherz'ger Mann, hab' ich mein Koſtbarſtes,
mein Heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
darf wiſſen oder nur vermuthen, wen
ich hier geſprochen und geheim. Ich habe
ſehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen.
Drum wählt' ich dieſes Kloſter. Vor Verräthern,
vor Ueberfall ſind wir doch ſicher? Ihr
beſinnt Euch noch, was Ihr mir zugeſchworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der
Argwohn —
der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
des Glückes und der Leidenſchaft. Die Welt
hört auf in dieſen Mauern.

Karlos.

Denkt Ihr etwa,
daß hinter dieſe Vorſicht, dieſe Furcht
ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkriech —

Prior.

Ich denke nichts.

Karlos.

Ihr irrt Euch, frommer Vater,
Ihr

Ihr irrt Euch warlich. Mein Geheimniß zittert vor Menschen, aber nicht vor Gott.

Prior.

Mein Sohn,
das kümmert uns sehr wenig. Diese Freistatt steht dem Verbrechen offen, wie der Unschuld. Ob, was Du vorhast, gut ist oder übel, rechtschaffen oder lasterhaft — das mache mit Deinem eignen Herzen aus.

Karlos mit Wärme.

Was wir verheimlichen, kann Euern Gott nicht schänden, Es ist sein eignes, schönstes Werk — Zwar Euch, Euch kann ich's wohl entdecken.

Prior.

Zu was Ende?
Erlassen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt und ihr Geräthe liegt schon lange Zeit versiegelt da auf jene große Reise. Wozu die kurze Frist vor meinem Abschied noch einmal es erbrechen? — Es ist wenig, was man zur Seligkeit bedarf — Die Glocke zur Hora lautet. Ich muß beten gehn.

Der Prior geht ab.

Siebzehnter Auftritt.

Dom Karlos. Der Marquis von Posa tritt herein.

Karlos.

Ach endlich einmal, endlich —

Marquis.

Welche Prüfung für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne gieng zweimal auf und zweimal unter, seit das Schicksal meines Karlos sich entschieden; und jetzt, jetzt erst werd' ich es hören — Sprich, ob das verziehen werden kann?

Karlos.

Und mir, mir diesen Vorwurf, Rodrigo? Was hat mir diese Stunde nicht gekostet!

Marquis.

Gut. Es sei vorbei. Vor allem meinen Glückwunsch. Ihr seid versöhnt?

Karlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp: und auch mit Flandern ist's entschieden.

Kar-

Karlos.

Daß der Herzog morgen dahin reis't? — Das ist entschieden, ja.

Marquis.

Das kann nicht sein. Das ist nicht. Soll ganz Madrid belogen sein? Du hattest geheime Audienz, sagt man. Der König —

Karlos.

Blieb unbewegt. Wir sind getrennt auf immer, und mehr, als wir's schon waren —

Marquis.

Du gehst nicht nach Flandern?

Karlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!

Karlos.

Das nebenbei. O Rodrigo, seitdem wir uns zum letztenmale sprachen, was hab' ich erlebt! Von welchen Wunderdingen kann ich Dich unterhalten! — Doch vorjetzt, vor allem andern Deinen Rath! Ich muß sie sprechen —

Mar-

Marquis.

Deine Mutter! — Nein! — Wozu?

Karlos.

Ich habe Hoffnung — Du wirst blaß? — Sei ruhig!
Ich soll und werde glücklich sein — Doch davon ein andermal. Jetzt schaffe Rath, wie ich sie sprechen kann —

Marquis.

Was soll das? Worauf gründet sich dieser neue Fiebertraum?

Karlos.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!

Den Brief des Königs an die Fürstinn von Eboli hervorziehend.

in diesem wichtigen Papier enthalten!
Die Königinn ist frei; vor Menschenaugen, wie vor des Himmels Augen frei. Da lies, und höre auf Dich zu verwundern.

Marquis

den Brief eröffnend.

Was?
Was seh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?

Nach-

Nachdem er es gelesen.

An wen ist dieser Brief?

Karlos.

An die Prinzessinn von Eboli. — Vorgestern bringt ein Page der Königinn von unbekannten Händen mir einen Brief und einen Schlüssel. Man bezeichnet mir im linken Flügel des Pallastes, den die Königinn bewohnt, ein Kabinet, wo eine Dame mich erwarte, die ich längst geliebt. Ich folge sogleich dem Winke —

Marquis.

Rasender, Du folgst?

Karlos.

Ich kenne ja die Handschrift nicht — Ich kenne nur Eine solche Dame. Wer als sie wird sich von Karlos angebetet wähnen? Voll süßen Schwindels flieg' ich nach dem Platze; ein göttlicher Gesang, der aus dem Innern des Zimmers mir entgegenschallt, dient mir zum Führer — ich eröffne das Gemach — und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entsetzen!

Marquis.

O ich errathe alles.

Kar-

Karlos.

Ohne Rettung
war ich verloren, Rodrigo, wär' ich
in eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglückſel'ger Zufall! hintergangen
von meiner Blicke unvorſicht'ger Sprache,
gab ſie der ſüßen Täuſchung ſich dahin,
ſie ſelber ſei der Abgott dieſer Blicke.
Gerührt von meiner Seele ſtillen Leiden,
beredet ſich großmüthig-unbeſonnen
ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwiedern.
Die Ehrfurcht ſchien mir Schweigen zu gebieten,
ſie hat die Kühnheit es zu brechen — Offen
liegt ihre ſchöne Seele mir —

Marquis

So ruhig
erzählſt Du das? — Die Fürſtin Eboli
durchſchaute Dich. Kein Zweifel mehr, ſie drang
in Deiner Liebe innerſtes Geheimniß,
Du haſt ſie ſchwer beleidigt. Sie beherrſcht
den König.

Karlos zuverſichtlich.

Sie iſt tugendhaft.

Marquis.

Sie iſt's
aus Eigennutz der Liebe — Dieſe Tugend,
ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig
reicht

reicht sie empor zu jenem Ideale,
das aus der Seele mütterlichem Boden,
in stolzer, schöner Grazie empfangen,
freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hülfe
verschwenderische Blüten treibt. Es ist
ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
in einem rauhern Himmelsstrich getrieben;
Erziehung, Grundsatz, nenn es wie Du willst,
erworbne Unschuld, dem erhitzten Blut
durch List, durch manchen zweifelhaften Kampf
und kriechende Verträge abgerungen,
dem Himmel, der sie fodert und bezahlt,
gewissenhaft sorgfältig angeschrieben.
Erwäge selbst. Wird sie der Königinn
es je vergeben können, daß ein Mann
an ihrer eignen, schwer erkämpften Tugend
vorüberging, sich für Dom Philipps Frau
in hoffnungslosen Flammen zu verzehren?

Karlos.

Kennst Du die Fürstinn so genau?

Marquis.

Gewis nicht.
Kaum daß ich zweimal sie gesehn. Doch nur
ein Wort laß mich noch sagen: Mir kam vor,
daß sie geschickt des Lasters Blößen mied,
daß sie sehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann sah' ich auch die Königinn — O Karl,
wie anders alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner stiller Glorie,

mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
schulmäßiger Berechnung unbekannt,
gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
mit festem Heldenschritte wandelt sie
die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
wo sie von eignem Beifall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in diesem Spiegel
auch jetzt noch seine Eboli? — Die Fürstinn
blieb standhaft, weil sie liebte; Liebe war
in ihre Tugend wörtlich eingedungen.
Du hast sie nicht belohnt — sie fällt.

Karlos.

mit einiger Heftigkeit.

Nein! Nein

Nachdem er heftig auf und nieder gegangen.

Nein, sag' ich Dir — O wüßte Rodrigo,
wie trefflich es ihn kleidet, seinem Karl
der Seligkeiten göttlichste, den Glauben
an menschliche Vortrefflichkeit zu stehlen!

Marquis.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
das wollt' ich nicht, bei Gott im Himmel
nicht! —
O diese Eboli — sie wär' ein Engel,
und ehrerbietig wie Du selbst stürzt' ich
vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
sie — Dein Geheimniß nicht erfahren.

Kar-

Karlos.

Sieh,
wie eitel Deine Furcht ist! Hat sie andre
Beweise wohl, als die sie selbst beschämen?
Wird sie der Rache trauriges Vergnügen
mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis.

Ein Erröthen
zurückzunehmen, haben manche schon
der Schande sich geopfert.

Karlos.

mit Heftigkeit aufstehend.

Nein, das ist
zu hart, zu grausam. Sie ist stolz und edel;
ich kenne sie und fürchte nichts. Umsonst
versuchst Du meine Hoffnungen zu schrecken.
Ich spreche meine Mutter.

Marquis.

Jetzt? Wozu?

Karlos.

Ich habe nun nichts mehr zu schonen — muß
mein Schicksal wissen. Sorge nur, wie ich
sie sprechen kann.

Marquis.

Und diesen Brief willst Du
ihr zeigen? Wirklich willst Du das?

Karlos.

Befrage
mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
daß ich sie spreche!

Marquis mit Bedeutung.

Sagtest Du mir nicht
Du liebtest Deine Mutter! — Du bist
Willens
ihr diesen Brief zu zeigen?

Karlos sieht zur Erde und schweigt.

Karl, ich lese
in Deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
ganz fremde bis auf diesen Tag — Du wendest
die Augen von mir? Warum wendest Du
die Augen von mir? So ist's wahr? — —Ob ich
denn wirklich recht gelesen? Laß doch sehen —

Karlos gibt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn.

Karlos.

Was, bist Du rasend?

Mit gemäßigter Empfindlichkeit.

Wirklich — ich gesteh' es —
an diesem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So schien es.
Darum zerriß ich ihn.

Der

Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft anſieht. Langes Stillſchweigen.

Sprich doch — Was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
mit Deiner — Deiner Liebe denn zu ſchaffen?
War Philipp Dir gefährlich? Welches Band
kann die verletzten Pflichten des Gemahls
mit Deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geſündiget, wo Du liebſt? Vermiſſeſt
Du noch Befriedigungen, die der Gattinn
Empfindlichkeit vollenden ſoll? Nun freilich
lern' ich Dich faſſen. O wie ſchlecht hab' ich
bis jetzt auf Deine Liebe mich verſtanden.

Karlos unruhig.

Wie Rodrigo? Was glaubſt Du?

Marquis.

O ich fühle,
wovon ich mich entwöhnen muß. Ja einſt,
einſt war's ganz anders. Da warſt Du ſo reich,
ſo warm, ſo reich! ein ganzer Weltkreis hatte
in Deinem weiten Buſen Raum. Das alles
iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne,
dem ungeheuern Schickſal der Provinzen
nicht einmal eine Thräne mehr — O Karl,

wie arm bist Du, wie bettelarm geworden,
seitdem Du niemand liebst als Dich!

Karlos

wirft sich in einen Sessel. — Nach einer Pause mit kaum unterdrücktem Weinen:

Ich weiß,
das Du mich nicht mehr achtst.

Marquis.

Hörst Du denn,
daß ich Dir schmeichle? — Nicht so, Karl,
nicht also.
Ich kenne diese Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königinn gehörte Dir, war Dir
geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
mißtrauest Du bescheiden Deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagtest,
nur leise noch, das Urtheil ganz zu sprechen.
Der Brief entschied. Der Würdige warst Du.
Mit stolzer Freude sahst Du nun das Schicksal
der Tirannei, des Raubes überwiesen.
Du jauchztest, der Beleidigte zu sein,
denn Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte Deine Phantasie,
Dein Stolz empfand Genugthuung — Dein Herz
versprach sich Hoffnung. Sieh ich wußt' es wohl,
Du hattest dießmal selbst Dich mißverstanden.

Kar-

Karlos gerührt.

Mein Rodrigo, Du irrest sehr. Ich dachte
so edel nicht, bei weitem nicht, als Du
mich gerne glauben machen möchtest.

Marquis.

Bin
ich denn so wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
wenn Du verirrest, such' ich allemal
die Tugend unter Hunderten zu rathen,
die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
wir besser uns verstehen, wie ich meine,
nun unterschreib' ich Deinen Wunsch. Du sollst
die Königinn jetzt sprechen — mußt sie sprechen —
Ich selbst — ich gebe Dir mein Wort — ich selbst
will es befördern.

Karlos

ihm um den Hals fallend.

Bruder meiner Seele!
O wie erröth' ich neben Dir.

Marquis.

Weißt Du
denn so gewiß, ob nicht geheime Wünsche,
nicht Furcht vielmehr und Eigennutz mich lei-
ten? —
Doch davon, wenn es Zeit ist, mehr. Du hast
mein Wort. Nun überlaß mir alles andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke

steigt auf in meiner Phantasie — Du sollst
ihn hören, Karl, aus einem schönern Munde.
Ich dränge mich zur Königinn. Vielleicht
daß morgen schon der Ausgang sich erwiesen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß „ein Anschlag,
den höhere Vernunft gebar, das Leiden
der Menschheit drängt, zehntausendmal vereitelt
nie aufgegeben werden darf.“ — Hörst Du?
Erinnre Dich an Flandern?

Karlos.

Alles, Alles,
was Du und hohe Tugend mir gebieten.

Marquis geht an ein Fenster.

Die Zeit ist um. Ich höre Dein Gefolge.

Sie umarmen sich.

Jetzt wieder Kronprinz und Vasal.

Karlos

Du fährst
sogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Halt! noch ein Wort!
Wie leicht war das vergessen! — Eine Nachricht
Dir äußerst wichtig — „Briefe nach Brabant
erbricht der König.“ Sei auf Deiner Hut.

Die

Die Post des Reichs, ich weiß es, hat geheime Befehle —

Marquis

Wie erfuhrst Du das?

Karlos.

Dom Raimond von Taxis ist mein guter Freund.

Marquis.

nach einigem Stillschweigen.

Auch das!
So nehmen sie den Umweg über Deutschland!

Sie gehen ab zu verschiedenen Thüren.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Das Schlafzimmer des Königs.

Eine Nische, vor welche Gardinen gezogen sind. Auf dem Nachttische zwei brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knieen, eingeschlafen. Der König, von oben herab halb ausgekleidet, steht vor dem Tische, einen Arm über den Sessel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

Der König.

in einen tiefen Traum verloren.

Daß sie sonst Schwärmerinn gewesen — wer kann's läugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben, und dennoch — schien sie Mangel je zu fühlen? So ist's erwiesen, sie ist falsch.

Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu sich selbst bringt. Er sieht mit Befremdung auf.

Wo war ich?
Wacht denn hier niemand, als der König? —
Was?

die

die Lichter ſchon herabgebrannt? doch nicht ſchon Tag?

Er läßt eine Uhr repetiren — es ſchlägt vier.

Ich bin um meinen Schlummer. Nimm ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen; jetzt bin ich wach und Tag ſoll ſein.

Er löſcht die Lichter aus und öffnet eine Fenſtergardine — Indem er auf- und nieder geht, bemerkt er die ſchlafenden Knaben und bleibt eine Zeit lang ſchweigend vor ihnen ſtehen; darauf zieht er die Glocke.

Schläft's irgend vielleicht in meinem Vorſaal auch?

Zweiter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma

mit Beſtürzung, da er den König gewahr wird.

Befinden Sich Ihro Majeſtät nicht wohl?

König.

Im linken Pavillon war Feuer. Hörtet Ihr den Lärmen nicht?

Lerma.

Nein, Ihro Majeſtät.

Kö-

König.

Nein? Wie? Und also hätt' ich nur geträumt?
Das kann von Ungefähr nicht kommen. Schläft
auf jenem Flügel nicht die Königinn?

Lerma.

Ja, Ihro Majestät.

König.

Der Traum erschreckt mich.
Man soll die Wachen künftig dort verdoppeln;
hört Ihr? sobald es Abend wird — — Doch
ganz,
ganz ingeheim — ich will nicht haben, daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke
ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihro Majestät
an ein kostbares Leben zu erinnern,
an Völker zu erinnern, die die Spur
durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
in solchen Mienen lesen würden — Nur
zwei kurze Morgenstunden Schlafs —

König.

mit zerstörten Blicken.

Reiß't mir
den Skorpion von meinem Küssen — Schlaf?
Schlaf

Schlaf sind' ich in Eskurial — — — So lange
der König schläft, ist er um seine Krone,
der Mann um seines Weibes Herz. Hinweg — —

Lerma.

Befehlen Ihro Majestät, daß ich
die Edelknaben wecke?

König.

Laß sie schlafen.
Ich traue Menschen gerne wenn sie schlafen.
Der hier vergißt mir's, wenigstens so lange
er schläft, daß seines Vaters Blut durch mich
auf dem Schaffot geflossen ist ... Und so
bin ich bedient? In meinen Reichen allen
fand niemand sich mich zu bewachen, niemand
in allen, als der Missethäter Söhne,
die ich zum Tode bringen ließ?

Lerma.

Es sind
ja Kinder, Ihro Majestät —

König.

Nein! Nein!
Es ist Verläumdung — War es nicht ein Weib,
ein Weib, das mir es flüsterte? Der Name
des Weibes heißt Verläumdung. Das Verbrechen
ist nicht gewiß, bis mir's ein Mann bekräftigt.

Zu den Pagen, welche sich unterdessen ermuntert haben.

Eilet nach Toledo!

Pagen gehen.

Tre-

Tretet näher, Graf — —
Iſt's wahr? — —

Er bleibt forſchend vor dem Grafen ſtehen.

O eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit — — Schwört mir, iſt's wahr?
Ich bin
betrogen? Bin ich's? Iſt es wahr?

Lerma.

Mein großer,
mein beſter König —

König zurückfahrend.

König! König nur
und wieder König — — Keine beßre Antwort
als leeren hohlen Wiederhall? Ich ſchlage
an dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
für meinen heißen Fieberdurſt — Er gibt
mir glühend Gold.

Lerma.

Was wäre wahr, mein König?

König.

Nichts. Nichts. Verlaßt mich. Gehet.

Der Graf will ſich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.

Ihr ſeid vermählt?
Seid Vater? Ja?

Ler-

Lerma.

Ja, Ihro Majestät.

König.

Vermählt, und könnt es wagen, eine Nacht
bei Euerm Herrn zu wachen? Euer Haar
ist silbergrau und Ihr erröthet nicht,
an Eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hause. Eben treffe Ihr sie
in Eures Sohns blutschändrischer Umarmung.
Glaubt Euerm König, geht — — Ihr steht bestürzt?
Ihr seht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
ich selber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, besinnt Euch. Königinnen
beflecken ihre Tugend nicht. Ihr seid
des Todes, wenn Ihr zweifelt — —

Lerma mit Hitze.

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs wer
ist frech genug, mit giftigem Verdacht
die engelreine Tugend anzuhauchen?
die beste Königinn so tief —

König.

Die Beste?
Und Eure Beste also auch? Sie hat
sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das muß ihr viel gekostet haben — mehr,

als mir bekannt ist daß sie geben kann.
Ihr seid entlassen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Schon hör' ich ihn im Vorsaal —

Im Begriff zu gehen.

König.

mit gemildertem Tone.

Graf — Was Ihr vorhin bemerkt, ist doch wohl wahr gewesen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. —
Vergeßt,
was ich im wachen Traum gesprochen. Hört Ihr?
Vergeßt es. Ich bin Euer gnäd'ger König.

Er reicht ihm die Hand zum Kusse. Lerma geht und öffnet dem Herzog von Alba die Thüre.

Dritter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba.

nähert sich dem König mit ungewisser Miene.

Ein mir so überraschender Befehl —
zu dieser außerordentlichen Stunde?

Er stutzt, wie er den König genauer betrachtet.

Und dieser Anblick — —

König

hat sich niedergesetzt und das Medaillon auf dem Tische ergriffen. Er sieht den Herzog eine lange Zeit stillschweigend an.

Also wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

Alba

steht betreten still. Für sich:

Wie?

König.

Ich bin auf's tödtlichste gekränkt — Man weiß es,
und niemand, der mich warnte!

Alba

mit einem Blick des Erstaunens.

Eine Kränkung,
die meinen König gilt und meinem Aug'
entging?

König.

zeigt ihm die Briefe.

Erkennt Ihr diese Hand?

Alba.

Es ist
Dom Karlos Hand —

König

Pause, worin er den Herzog scharf beobachtet.

Vermuthet Ihr noch nichts? —
Ihr habt vor seinem Ehrgeiz mich gewarnt?
War's nur sein Ehrgeiz? dieser nur, wovor
ich zittern sollte?

Alba.

Ehrgeiz ist ein großes —
ein weites Wort, worin unendlich viel
noch liegen kann.

König.

Und wißt Ihr nichts besonders
mir zu entdecken?

Alba

nach einigem Stillschweigen mit verschloßner Miene.

Ihro Majestät
vertrauten meiner Wachsamkeit die Krone.
Der Krone hab' ich meine leisesten
Befürchtungen verpfändet. Was ich sonst
vermuthe, denke oder weiß, gehört
mir eigen zu. Es sind geheiligte
Besitzungen, die der verkaufte Sklave
wie der Vasal den Königen der Erde
zurückzuhalten Vorrecht hat. — — Nicht alles,
was klar vor meiner Seele steht, ist reif
genug für meinen König. Will er doch

befriedigt ſein, ſo muß ich bitten, nicht
als Herr zu fragen.

König

gibt ihm die Briefe.

Leſ't.

Alba

lieſ't und wendet ſich erſchrocken gegen den König.
Wer war
der raſende, dieß unglückſel'ge Blatt
in meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?
So wißt Ihr, wen der Inhalt meint? — Der
Name
iſt, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba

betroffen zurücktretend.

Ich war zu ſchnell.

König.

Ihr wißt?

Alba

nach einigem Bedenken.

Es iſt heraus.
Mein Herr befiehlt — — ich darf nicht mehr
zurücke —
Ich läugn' es nicht — ich kenne die Perſon.

König

aufstehend in einer schrecklichen Bewegung.

O einen neuen Tod hilf mir erdenken,
der Rache fürchterlicher Gott! — — So klar,
so weltbekannt, so laut ist das Verständniß,
daß man, des Forschens Mühe überhoben,
schon auf den ersten Blick es räth — Das ist
zu viel! Das hab' ich nicht gewußt! Das nicht!
Ich also bin der Letzte der es findet!
Der Letzte durch mein ganzes Reich —

Alba

wirft sich dem König zu Füßen.

Ja ich bekenne
mich schuldig, gnädigster Monarch. Ich schäme
mich einer feigen Klugheit, die mir da
zu schweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
zu reden mich bestürmten — — Weil doch alles
verstummen will — weil die Bezauberung
der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
so sei's gewagt, ich rede; weiß ich gleich,
daß eines Sohns einschmeichelnde Betheurung,
daß die verführerischen Reitzungen,
die Thränen der Gemahlinn —

König rasch und heftig.

Stehet auf.
Ihr habt mein königliches Wort — — Steht auf.
Sprecht unerschrocken.

Al-

Alba aufstehend.

Ihro Majestät
besinnen Sich vielleicht noch jenes Vorfalls
im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
die Königinn von allen ihren Damen
verlassen — mit zerstörtem Blick — allein
in einer abgelegnen Laube.

König.

Ha!
Was werd' ich hören? Weiter —

Alba.

Die Marquisinn
von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
weil sie Großmuth genug besaß, sich schnell
für ihre Königinn zu opfern — Jetzt
sind wir berichtet — Die Marquisinn hatte
nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden. —
Der Prinz war dort gewesen.

König.

schrecklich auffahrend.

Dort gewesen?
Doch, also —

Alba.

Eines Mannes Spur im Sande,
die von dem linken Eingang dieser Laube
nach einer Grotte sich verlor, wo noch

ein Schnupftuch lag, das der Infant vermißte, erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte dem Prinzen dort begegnet, und das war, beinah' auf die Minute ausgerechnet, dieselbe Zeit, wo Eure Majestät Sich in der Laube zeigten.

König

aus einem finstern Nachsinnen zurückkommend.

Und sie weinte, als ich Befremdung blicken ließ! Sie machte vor meinem ganzen Hofe mich erröthen! erröthen vor mir selbst — Bei Gott! ich stand wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —

Eine lange und tiefe Stille. Er setzt sich nieder und verhüllt das Gesicht.

Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte zu etwas schrecklichem mich führen — — Laßt mich einen Augenblick allein.

Alba.

Mein König, selbst das entscheidet noch nicht ganz —

König

nach den Papieren greifend.

Auch das nicht? Und das? Und wieder das? Und dieser laute

Zu-

Zusammenklang verdammender Beweise? —
O es ist klärer als das Licht — — Was ich
schon lange Zeit vorausgewußt — — Der Frevel
begann da schon, als ich von Euern Händen
sie in Madrid zuerst empfieng — Noch seh' ich
mit diesem Blick des Schreckens, geisterbleich,
auf meinen grauen Haaren sie verwellen.
Da fing es an, das falsche Spiel.

Alba.

Dem Prinzen
starb eine Braut in seiner jungen Mutter.
Schon hatten sie mit Wünschen sich gewiegt,
in feurigen Empfindungen verstanden,
die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
war schon besiegt, die Furcht, die sonst das erste
Geständniß zu begleiten pflegt, und kühner
sprach die Verführung in vertrauten Bildern
erlaubter Rückerinnerung. Verschwistert
durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten sie
den Wallungen der Leidenschaft so dreister.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
ist es zu glauben, mein Monarch, daß sie
dem Staatsrath diese Vollmacht zuerkannte?
daß sie die Lüsternheit bezwang, die Wahl
des Kabinets aufmerksamer zu prüfen?
Sie war gefaßt auf Liebe, und empfing — —
ein Diadem;

König.

beleidigt und mit Bitterkeit.

Ihr unterscheidet sehr — — sehr weise, Herzog. — Ich bewundre Eure Beredsamkeit. Ich dank' Euch.

Aufstehend, kalt und stolz.

Ihr habt Recht: die Königinn hat sehr gefehlt, mir Briefe von diesem Inhalt zu verbergen — mir die strafbare Erscheinung des Infanten im Garten zu verheimlichen. Sie hat aus falscher Großmuth sehr gefehlt. Ich werde sie zu bestrafen wissen.

Er zieht die Glocke.

Wer ist sonst im Vorsaal? — Euer, Herzog Alba, bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

Alba.

Sollt' ich durch meinen Eifer Eurer Majestät zum zweitenmal mißfallen haben?

König

zu einem Pagen, der hereintritt.

Laßt Domingo kommen.

Der Page geht ab.

Ich

Ich vergeb' es Euch,
daß Ihr beinahe zwei Minuten lang
mich ein Verbrechen hättet fürchten lassen,
das gegen Euch begangen werden kann.

Alba entfernt sich.

Vierter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König

geht etlichemal auf und ab, sich zu sammeln.

Domingo

tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert sich dem König, den er eine Zeit lang mit feierlicher Stille betrachtet.

Wie froh erstaun' ich, Eure Majestät
so ruhig, so gefaßt zu sehn.

König.

— Erstaunt Ihr —

Domingo.

Der Vorsicht sei's gedankt, daß meine Furcht
doch also nicht gegründet war! Nun darf
ich um so eher hoffen.

König.

Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

Domingo.

. . . Ihro Majestät,
ich darf nicht bergen, daß ich allbereits
um ein Geheimniß weiß —

König finster.

Hab' ich denn schon
den Wunsch geäußert, es mit Euch zu theilen?
Wer kam so unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bei meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch,
der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
das Siegel, unter dem ich es erfahren,
spricht wenigstens von dieser Schuld mich frei.
Am Beichtstuhl ward es mir vertraut — vertraut
als Missethat, die das empfindliche
Gewissen der Entdeckerinn belastet,
und Gnade bei dem Himmel sucht. Zu spät
beweint die Fürstinn eine That, von der
sie Ursach hat die fürchterlichste Folgen
für ihre Königinn zu ahnden.

König.

Wirklich?
Das gute Herz — Ihr habt ganz recht vermuthet,
weßwegen ich Euch rufen ließ. Ihr sollt
aus diesem dunkeln Labirinth mich führen,
worein ein blinder Eifer mich geworfen.

Von

Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
mit mir. Was soll ich glauben, was beschließen?
Von Eurem Amte fodr' ich Wahrheit.

Domingo.

Sire,
wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
der Schonung süße Pflicht nicht auferlegte,
doch würd' ich Eure Majestät beschwören,
um Ihrer Ruhe willen Sie beschwören,
bei dem Entdecken still zu stehn — das Forschen
in ein Geheimniß ewig aufzugeben,
das niemals freudig sich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt ist, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königinn
hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
die immer gleiche Ruhe meines Königs
kann die Gerüchte mächtig niederschlagen,
die sich die Lästerung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von Mir, und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beschwör' es.
Doch freilich giebt es Fälle, wo der Glaube
des Volks, und wär' er noch so unerwiesen,
bedeutend wie die Wahrheit wird.

Kö-

König.

Bei Gott!
Und hier gerade wär' es —

Domingo.

Guter Name
iſt das koſtbare, einz'ge Gut, um welches
die Königinn mit einem Bürgerweibe
wetteifern muß —

König.

Für den doch, will ich hoffen,
hier nicht gezittert werden ſoll?

Er ruht mit ungewiſſem Blick auf Domingo. Nach einem Stillſchweigen:

Kaplan,
Ich ſoll noch etwas ſchlimmes von Euch hören.
Verſchiebt es nicht. Schon lange leſ' ich es
In dieſem unglückbringenden Geſichte.
Heraus damit! Sei's was es wolle! Laßt
Nicht länger mich auf dieſer Folter beben.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Noch einmal, Sire: das Volk
kann irren — und es irrt gewiß. Was es
behauptet, darf den König nicht erſchüttern —
nur — daß es ſo weit ſich ſchon wagen durfte,
dergleichen zu behaupten —

König.

König.

Was? Muß ich
so lang' um einen Tropfen Gift Euch bitten?

Domingo.

Das Volk denkt an den Monat noch zurücke,
da Eure königliche Majestät
dem Tode nahe brachte — — Dreißig Wochen
nach diesem lies't es von der glücklichen
Entbindung —

Der König steht auf und zieht die Glocke, Herzog von Alba tritt herein. Domingo betroffen:

Ich erstaune, Sire —

König

dem Herzog Alba entgegen gehend.

Toledo!
Ihr seid ein Mann. Schützt mich vor diesem
Priester.

Alba.

Erhohlen Sie Sich, mein Monarch.

König

betrachtet Alba genauer und verläßt ihn.

Was thu' ich?
Bin ich in solchen Händen? Einer Schlange
will ich bei einem Krokodill entlaufen?
Sonst also hab' ich keine Wahl? Sonst keine?

Do-

Domingo.

Er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blicke. Nach einer Pauſe:

Wenn wir voraus es hätten wiſſen können,
daß dieſe Nachricht an dem Überbringer
geahndet werden ſollte —

König.

Baſtard ſagt Ihr?
Ich war, ſagt Ihr, vom Tode kaum erſtanden,
als ſie ſich Mutter fühlte? — Wie? Das war
ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
als Ihr den heiligen Dominikus
in allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
geweſen, iſt es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals, oder heute mir gelogen.
An was verlangt Ihr daß ich glauben ſoll?
O ich durchſchau' Euch. Wäre das Komplott
ſchon damals reif geweſen — ja dann war
der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba.

Komplott!

Domingo.

Komplott! welch kränkender Verdacht!

König.

Ihr ſolltet
mit dieſer beiſpielloſen Harmonie
jetzt

jetzt in derselben Meinung Euch begegnen
und doch nicht einverstanden seyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich soll vielleicht
nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
und gierig Ihr auf Euren Raub Euch stürztet?
Mit welcher Wollust Ihr an meinem Schmerz,
an meines Zornes Wallung Euch geweidet?
Nicht merken soll ich, wie voll Eifer dort
der Herzog brennt, der Gunst zuvorzueilen,
die meinem Sohn beschieden war? Wie gerne
der fromme Mann hier seinen kleinen Groll
mit meines Zornes Riesenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet Ihr Euch ein,
den man nur spannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens
bei Euch den Anfang machen.

Alba.

Diese Deutung
hat unsre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
die Rachgier spricht von den begangenen.
Laßt hören! Was gewann ich dann durch Eure
Dienstfertigkeit? — Ist, was Ihr vorgebt,
wahr;
was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde?
der Rache traurger Triumph? — Doch nein,
Ihr

Ihr fürchtet nur, Ihr gebt mir schwankende
Vermuthungen — An Abkurz einer Hölle
laßt Ihr mich stehen und entfliehet.

Domingo.

Sind andre
Beweise möglich, wo das Auge selbst
nicht überwiesen werden kann?

König

nach einer großen Pause ernst und feierlich zu Domingo sich wendend.

Ich will
die Großen meines Königreichs versammeln,
und selber zu Gerichte sitzen. Tretet
heraus vor allen — habt Ihr Muth — und
klaget
als eine Buhlerinn sie an! — Sie soll
des Todes sterben — ohne Rettung — sie
und der Infant soll sterben — aber — merkt
Euch!
kann sie sich reinigen — Ihr selbst! Wollt Ihr
die Wahrheit durch ein solches Opfer ehren?
Entschließet Euch. Ihr wollt nicht? Ihr
verstummt?
Ihr wollt nicht? — Das ist eines Lügners Eifer.

Alba

der stillschweigend in der Ferne gestanden, kalt und ruhig.

Ich will es.

Ko-

Dritter Akt.

König

dreht ſich erſtaunt um, und ſieht den Herzog eine Zeit lang ſtarr an.

Das iſt kühn! — Doch mir fällt ein,
daß Ihr in ſcharfen Schlachten Euer Leben
an etwas weit geringeres gewagt —
mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
iſt Euch das Leben? Welchen Reitz kann es
für Euresgleichen haben, die in Ketten
geboren werden? — Königliches Blut
geb' ich dem Raſenden nicht Preis, der nichts
zu hoffen hat, als ein geringes Daſein
erhaben aufzugeben — Euer Opfer
verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzſaal
erwartet meine weitere Befehle.

Beide gehen ab.

Fünfter Auftritt.

Der König allein.

Jetzt gib mir einen Menſchen, gute Vorſicht —
Du haſt mir viel gegeben. Schenke mir
jetzt einen Menſchen . . . Du — du biſt allein,
denn deine Augen prüfen das Verborgne,
ich bitte dich um einen Freund, denn ich
bin nicht wie du, allwiſſend. Die Gehülfen,
die du mir zugeordnet haſt, was ſie
mir ſind, weißt du. Was ſie verdienen, haben
ſie mir gegolten. Ihre zahmen Laſter,

beherrscht vom Zaume, ziehen meinen Wagen,
wie deine Wetter fronen der Natur.
Ich brauche Wahrheit — Ihre stille Quelle
im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben
ist nicht das Loos der Könige. Gib mir
den seltnen Mann mit reinem, offnen Herzen,
mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
der mir sie finden helfen kann — ich schütte
die Loose auf; laß unter Tausenden,
die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern,
den einzigen mich finden.

Er öffnet eine Schatulle, die sehr stark verschlossen ist, und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darin geblättert.

Bloße Namen —
nur Namen stehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdiensts, dem sie den Platz
auf dieser Tafel danken — und was ist
vergeßlicher als Dankbarkeit? Doch hier
auf dieser andern Tafel les' ich jede
Vergehung pünktlich beigeschrieben. Wie?
Das ist nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
der Rache dieser Hülfe noch?

Liest weiter.

Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bei Saint Quentin
war längst verwirkt. Ich werf' ihn zu den Todten.

Er

Er löscht diesen Namen aus, und schreibt ihn auf die andere Tafel. Nachdem er weiter gelesen:

Marquis von Posa? — Posa? — Posa? Kann
ich dieses Menschen mich doch kaum besinnen!
Und zweifach angestrichen — ein Beweis,
daß ich zu großen Zwecken ihn bestimmte.
Und war es möglich? dieser Mensch entzog
sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
die Augen seines königlichen Schuldners?
Bei Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
der einz'ge Mensch, der meiner nicht bedarf!
Besäß' er Habsucht oder Ehrbegierde,
er wäre längst vor meinem Thron erschienen.
Wag' ich's mit diesem Sonderling? Wer mich
entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

Er geht ab.

Der Audienzsaal.

Sechster Auftritt.

Dom Karlos im Gespräch mit dem Prinzen von Parma. Die Herzoge von Alba, Feria, und Medina Sidonia. Graf von Lerma, und noch andere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia

von allen Umstehenden sichtbar vermieden, wendet sich zum Herzog von Alba, der allein und in sich gekehrt auf und abgeht.

Sie haben ja den Herrn gesprochen, Herzog — Wie fanden Sie ihn aufgelegt.

Alba.

Sehr übel für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia.

Im Feuer des Englischen Geschützes war mir's leichter, als hier auf diesem Pflaster.

Karlos, der mit stiller Theilnahme auf ihn geblickt hat, nähert sich ihm jetzt, und drückt ihm die Hand.

Warmen Dank für diese großmuthsvolle Thräne, Prinz. Sie sehen, wie mich alles flieht. Nun ist mein Untergang beschlossen.

Karlos.

Hoffen Sie das Beste, Freund, von meines Vaters Gnade und Ihrer Unschuld.

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte, wie keine noch im Meer erschien — Was ist ein Kopf wie dieser gegen siebenzig versunkne Gallionen? — Aber Prinz — fünf Söhne, hoffnungsvoll wie Sie — das bricht mein Herz — —

Sie,

Siebenter Auftritt.

Der König kömmt angekleidet heraus. Die Vorigen. Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem sie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillschweigen.

König

den ganzen Kreis flüchtig durchschauend.

Bedeckt Euch!

Dom Karlos und der Prinz von Parma nähern sich zuerst, und küssen dem König die Hand. Er wendet sich mit einiger Freundlichkeit zu dem letztern, ohne seinen Sohn bemerken zu wollen.

Eure Mutter, Neffe,
will wissen, wie man in Madrid mit Euch zufrieden sei.

Parma.

Das frage sie nicht eher,
als nach dem Ausgang meiner ersten Schlacht.

König.

Gebt Euch zufrieden. Auch an Euch wird einst die Reihe sein, wenn diese Stämme brechen.

Zum Herzog von Feria.

Was bringt Ihr mir?

Feria

ein Knie vor dem König beugend.

Der Großkomthur des Ordens
von Calatrava ſtarb an dieſem Morgen.
Hier folgt ſein Ritterkreuz zurück.

König

nimmt den Orden, und ſieht im ganzen Zirkel herum.

Wer wird
nach ihm am würdigſten es tragen?

Er winkt Alba zu ſich, welcher ſich vor ihm auf ein Knie niederläßt, und hängt ihm den Orden um.

Herzog,
Ihr ſeid mein erſter Feldherr — ſeid nie mehr,
ſo wird Euch meine Gnade niemals fehlen.

Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.

Sieh da! Mein Admiral!

Medina Sidonia

nähert ſich wankend, und kniet vor dem Könige nieder, mit geſenktem Haupt.

Das, großer König,
iſt alles, was ich von der Spaniſchen Jugend
und der Armada wiederbringe.

König

nach einem langen Stillschweigen.

Gott
ist über mir — Ich habe gegen Menschen,
nicht gegen Sturm und Klippen sie gesendet. —
Seid mir willkommen in Madrid.

Er reicht ihm die Hand zum Kusse.

Und Dank
daß Ihr in Euch mir einen würd'gen Diener
erhalten habt! — Für diesen, meine Granden,
erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wissen.

Er gibt ihm einen Wink aufzustehen und sich zu bedecken — dann wendet er sich gegen die andern.

Was gibt es noch?

Zu Dom Karlos und dem Prinzen vom Parma.

Ich dank' Euch, meine Prinzen.

Diese treten ab. Die noch übrigen Granden nähern sich, und überreichen dem König kniend ihre Papiere. Er durchfliegt sie flüchtig und reicht sie dem Herzog von Alba.

Legt das im Kabinet mir vor. — Bin ich
zu Ende?

Niemand antwortet.

Wie kommt es denn, daß unter meinen Granden
sich nie ein Marquis Posa zeigt? Ich weiß

recht gut, daß dieser Marquis Posa mir mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr? Warum erscheint er nicht?

Lerma.

Der Chevalier
ist kürzlich erst von Reisen angelangt,
die er durch ganz Europa unternommen.
So eben ist er in Madrid, und wartet
nur auf den öffentlichen Tag, sich zu
den Füßen seines Oberherrn zu werfen.

Alba.

Marquis von Posa? — Recht! Das ist der kühne
Maltheser, Ihro Majestät, von dem
der Ruf die schwärmerische That erzählte,
Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
die Ritter sich auf Ihrer Insel stellten,
die Soliman belagern ließ, verschwand
auf einmal von Alkala's hoher Schule
der achtzehnjähr'ge Jüngling. Eingerufen
stand er vor la Valette. „Man kaufte mir
das Kreuz," sagt' er; „ich will es jetzt verdienen."
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
die gegen Piali, Ulucciali,
und Mustapha und Hassem das Kastell
St. Elmo in drei wiederholten Stürmen
am hohen Mittag hielten. Als es endlich

er-

erſtiegen wird, und um ihn alle Ritter
gefallen, wirft er ſich in's Meer und kommt
allein erhalten an bei la Valette.
Zwei Monate darauf verläßt der Feind
die Inſel, und der Ritter kommt zurück,
die angefangne Studien zu enden.

Feria.

Und dieſer Marquis Poſa war es auch,
der nachher die berüchtigte Verſchwörung
in Katalonien entdeckt, und bloß
durch ſeine Fertigkeit allein der Krone
die wichtigſte Provinz gerettet.

Lerma.

Eben
derſelbe war es, der ein Jahr darauf,
durch ſeines Vaters Tod zu der Grandezza
gerufen — Erbe einer Million —
mit beiſpielloſer männlicher Enthaltung,
im vollen Frühling ſeines jungen Ruhms,
freiwillig aus den Schranken trat — und jetzt
an dieſem Hof ſich ſelber lebt — nur darum
von ſeines Königs Gnade übergangen,
weil ſein beſcheidenes Verdienſt bis jetzt
vor der Belohnung ſich verbarg.

König.

Ich bin
erſtaunt — Was iſt das für ein Menſch,
der das

gethan, und unter dreien, die ich frage, nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiß! der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten Karakter oder keinen — Wunders wegen muß ich ihn sprechen.

Zum Herzog von Alba.

Nach gehörter Messe bringt ihn in's Kabinet zu mir.

Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria.

Und Ihr nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.

Er geht ab.

Feria.

Der Herr ist heut sehr gnädig.

Medina Sidonia.

Sagen Sie: Er ist ein Gott! — Er ist es mir gewesen.

Feria.

Wie sehr verdienen Sie Ihr Glück! Ich nehme den wärmsten Antheil, Admiral.

Einer von den Granden.

Auch ich.

Ein Zweiter.

Ich warlich auch.

Ein

Ein Dritter.

Das Herz hat mir geſchlagen.
Ein ſo verdienter General!

Der Erſte.

Der König
war gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

Lerma

im Abgehen zu Medina Sidonia.

Wie reich ſind Sie auf einmal durch zwei Worte!

Alle gehen ab.

Das Kabinet des Königs.

Achter Auftritt.

Marquis von Poſa und Herzog von Alba.

Marquis im Hereintreten.

Mich will er haben? Mich? — Das kann
nicht ſein.
Sie irren Sich im Namen — Und was will
er denn von mir?

Alba.

Er will Sie kennen lernen.
Mehr iſt mir nicht bekannt.

Mar-

Marquis.

Ich bin ihm nichts.
Ich wahrlich nichts. Das wußten Sie sehr gut;
das hätten Sie voraus ihm sollen sagen.
Daran ist niemand Schuld als Sie.

Alba.

Als ich?
Das klingt doch lustig. Wußt' ich denn, wozu
er Sie bestimmt hat?

Marquis.

Auf der Welt zu nichts.
Das dürfen Sie mir glauben.

Alba.

Doch — und wenn's
auch nur gerade dieserwegen wäre.

Marquis.

Der bloßen Neugier wegen — O dann Schade
um den verlornen Augenblick — Das Leben
ist so erstaunlich schnell dahin.

Alba.

Sie wissen
Ihr Glück gar nicht zu schätzen.

Marquis.

Eben darum.
Ich weiß es nicht zu schätzen.

Al-

Alba.

Diesen Platz
beneiden Ihnen Millionen.

Marquis.

Warlich!
Das thut mir leid — und mir frommt er so
wenig.
Warum also?

Er sieht sich um.

Ich hier in diesem Zimmer!
Wie zwecklos und wie ungereimt! Was kann
ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie
sehen,
es führt zu nichts.

Alba.

Dem Philosophen freilich
steht diese Art zu denken schön.

Er will gehen.

Marquis.

Wohin
so schnell?

Alba.

Sie melden.

Marquis.

O! Das wird so sehr
nicht

nicht eilen. Sagen Sie mir doch: Wie lange kann denn das dauern?

Alba.

Ja das fragt sich nun, wie Sie dem Herrn gefallen.

Marquis.

Muß ich das? Das ist doch hart. Ich werd' ihm nicht gefallen.

Alba.

Wenn Sie nicht wollen. Nein.

Im Abgehen.

Ich übergebe Sie Ihrem guten Stern. Der König ist in Ihren Händen. Nützen Sie, so gut Sie können, diesen Augenblick, und Sich, Sich selber schreiben Sie es zu, geht er verloren.

Er entfernt sich.

Neunter Auftritt.

Der Marquis allein.

Wohl gesprochen, Herzog. Nützen muß man den Augenblick, der Einmal nur sich bietet. Warlich dieser Höfling gibt mir eine gute Lehre, wenn auch nicht

in

in seinem Sinne gut, doch in dem meinen.

Nach einigem Auf- und Niedergehen.

Wie komm' ich aber hieher? — Eigensinn
des launenhaften Zufalls wär' es nur,
was meinen Schatten zeigt in diesen Spiegeln?
aus einer Million gerade mich,
den Unwahrscheinlichsten, ergriff und im
Gehirne dieses Königs auferweckte? —
Ein Zufall nur? — Vielleicht auch mehr — Und was
ist Zufall anders, als der rohe Stein,
der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorsehung — Zum Zwecke
muß ihn der Mensch gestalten — Was der König
mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weiß
was ich — ich mit dem König soll — Und wär's
auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
in des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie furchtbar in der Vorsicht Hand! — So könnte,
was erst so grillenhaft mir schien, sehr zweckvoll
und sehr besonnen sein. Sein oder nicht —
Gleichviel! In diesem Glauben will ich handeln.

Er macht einige Gänge durch das Zimmer, und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemälde stehen. Der König erscheint in dem angränzenden Zimmer, wo er einige Befehle gibt. Alsdann tritt er herein, steht an der Thüre still, und sieht dem Marquis eine Zeit lang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

Dieser geht dem Könige, sobald er ihn gewahr wird, entgegen und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen.

König.

betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.

Mich schon gesprochen also?

Marquis.

Nein.

König.

Wiederum Stillschweigen.

Sie machten um meine Krone Sich verdient. Warum entziehen Sie Sich meinem Dank? In meinem Gedächtniß drängen sich der Menschen viel. Allgegenwärtig ist nur Einer. Ihnen hätt' es gebührt, Sich meinem Aug' zu zeigen. Weßwegen thaten Sie das nicht?

Marquis.

Es sind zween Tage, Sire, daß ich in's Königreich zurückgekommen.

König.

Ich bin nicht gesonnen
in meiner Unterthanen Schuld zu stehn.
Erbitten Sie Sich eine Gnade.

Marquis.

Ich
genieße die Gesetze.

König.

Dieses Vorrecht
hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr also
der gute Bürger! — Sire, ich bin vergnügt.

König vor sich.

Viel kühner Muth, bei Gott! Doch das war zu
erwarten — Hätte wohl der Türkische Mond
gezittert ohne diesen? Stolz will ich
den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
wenn auch der Becher überschäumt — — Sie
traten
aus meinen Diensten, hör' ich?

Marquis.

Einem Bessern
den Platz zu räumen, zog ich mich zurücke.

König.

Das thut mir leid. Wenn solche Köpfe feiern,
wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht
befürchten Sie, die Sphäre zu verfehlen
die Ihres Geistes würdig ist.

Marquis.

O Nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
in Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
beim ersten Blicke wird gelesen haben,
was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
die Eure königliche Majestät
durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
doch —

Er hält inne.

König.

Sie bedenken Sich?

Marquis.

Ich bin — ich muß
gestehen, Sire — sogleich nicht vorbereitet,
was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
in Worte Ihres Unterthans zu kleiden —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
von diesem Schritte Gründe anzugeben.

Kö-

König.

So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchten Sie dabei zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne, ſie zu erſchöpfen, Sire — mein Leben höchſtens. Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn Sie mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen Ihrer Ungnade und Geringſchätzung iſt mir die Wahl gelaſſen — Muß ich mich entſcheiden, ſo will ich ein Verbrecher lieber als ein Thor von ihren Augen gehen.

König.

mit erwartender Miene.

Nun

Marquis.

— Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.

König.

Weil Sie dann fürchten müßten Sklav zu ſein?

Marquis.

Nein, Sire, das werd' ich niemals fürchten — doch nicht gerne möcht' ich den Herrn, dem ich mich widme, zu dem meinigen erniedrigt ſehn.

Der König sieht ihn mit Erstaunen an.

Ich will
den Käufer nicht betrügen, Sire — Wenn Sie
mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewog'ne That. Sie wollen
nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
nur meinen Kopf im Rathe. Was ich leiste,
gehört dem Thron. Die Schönheit meines Werks,
Das Selbstgefühl, die Wollust des Erfinders
fließt in den königlichen Schatz. Von diesem
werd' ich besoldet mit Maschinenglück
und, wie Maschinen brauchen, unterhalten.
Nicht meine Thaten — ihr Empfang am Throne
soll meiner Thaten Endzweck sein. Mir aber,
mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
erschuf' ich selbst, und Freude wäre mir
und eigne Wahl, was mir nur Pflicht sein sollte.
Ich würde schwelgen von dem Königsrecht
der innern Geistesbilligung — mein Amt
rebellisch übertreffen, und, gesättigt
von dem Bewußtsein meiner That, sogar
das Wohlgefallen meines Herrn entbehren.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
in Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meisel mich erniedern,
wo ich der Künstler könnte sein? —— ich liebe
die Menschheit, und in Monarchien darf
ich niemand lieben als mich selbst.

König.

Ihr Feuer
ist lobenswerth. Sie wollen Gutes stiften.
Wie Sie es stiften, kann dem Patrioten,
dem Weisen gleich viel heißen. Suchen Sie
den Posten aus in meinen Königreichen,
der Sie berechtigt diesem edeln Triebe
genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majestät durch meine Hand
verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das
dasselbe Glück, das meine reine Liebe
den Menschen gönnt? — — Vor diesem Glücke würde
die Majestät erzittern — Nein! Ein neues
erschuf der Krone Politik — ein Glück,
das sie noch reich genug ist auszutheilen,
und in dem Menschenherzen neue Triebe,
die sich von diesem Glücke stillen lassen.
In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
So will's der Krone Politik — dann darf

die Krone wohl nach Menschenglücke zielen?
Doch was der Krone frommen kann — ist das
auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Der Mensch, mit dem ich's redlich meine, soll
sich unter Philipps Zepter elend fühlen.
So will ich ihn. Das ist mein Wunsch. Mich
also,
mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
die Sie uns prägen, auszustreun. Ich muß
mich weigern diese Stempel auszugeben.
Ich kann nicht Fürstendiener sein.

König.

mit Verwunderung zurücktretend.

Wer bringt
mir diesen Menschen?

Er sieht ihn lange zweifelhaft an. Nach einigem Bedenken:

Und mit diesem Spiele
des Witzes, diesen künstlichen Sophismen,
gedenken Sie die Pflichten zu betrügen,
die Sie dem Staate schuldig sind?

Marquis.

Der Staat,
dem ich sie schuldig war, ist nicht mehr. Ehmals
gab's einen Herrn, weil ihn Gesetze brauchten,
jetzt gibt's Gesetze, weil der Herr sie braucht.

Was

Was ich dort meinesgleichen gab, bin ich
jetzt nicht gehalten Königen zu geben —
Dem Vaterlande? — Wo ist das? Ich weiß
von keinem Vaterlande. Spanien
geht keinen Spanier mehr an. Es ist
die Riesenhülle eines einz'gen Geistes.
In diesem Riesenkörper wollen Sie
allgegenwärtig denken, wirken, schwelgen,
und kräftig ringen auf des Ruhmes Bahn.
In seinem Flor gedeihen Sie. Das Glück,
das Sie ihm reichen, ist Athletenkost,
der Glieder Nervenkraft zu härten. Menschen
sind Ihnen brauchbar, weiter nichts: so wenig
als Ohr und Auge für sich selbst vorhanden.
Nur für die Krone zählen sie. In ihr
ging ihres Wesens Eigenthum, ihr Selbst
und ihres Willens hohes Vorrecht unter.
Zu einer Pflanze fiel der Geist. Jetzt blühen
Genie und Tugend für den Thron, wie für
des Schnitters Sense Halmen sich vergolden.

bemerkt einige Bewegungen bei dem König und hält inne — Dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Ich finde mein Geschlecht nicht mehr — Wohin
mit meiner Liebe? Eine neue Gattung
und neue Bande der Natur — von dem
gekrönten Sterblichen erdacht — Denn ringen
mußte
der Sterbliche mit Freiheit. Leidenschaft
mit Leidenschaft, Gedanken mit Gedanken

zu kaufen war die große Kunst — Doch wer,
als die Allgegenwart allein, kann in
den Abgrund jeder Menschenbrust sich tauchen?
Der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens stiller Wiege überraschen?
Auch er war Mensch — er mußte wie wir andern
durch den Behelf des Aehnlichen und Einen
das reiche All der üppigen Natur
dem schwachen Sinne künstlich zubereiten,
und im Geschlecht das Einzelne vertilgen.
Die Politik lehrt ihn ein Maaß erfinden,
dem alle Geister unterwürfig sich
zu passen angewiesen sind — Erfinden?
O Nein — erfunden war es längst —

König etwas rasch.

Sie sind ein Protestant?

Marquis.

nach einigem Bedenken

Ihr Glaube, Sire, ist auch der meinige.

Nach einer Pause.

Ich werde mißverstanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
von den Geheimnißen der Majestät
durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer sichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
was mich zu schrecken aufgehört. Ich bin

ge-

gefährlich, weil, ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
verwesen hier.

Die Hand auf die Brust gelget.

Die lächerliche Wuth
der Neuerung, die nur der Ketten kast,
die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löscht es aus.

König.

Bin ich der erste,
dem Sie von dieser Seite sich gezeigt?

Marquis.

Von dieser — Ja.

König.

So mußten Sie doch wissen,
ob es zu wagen war — und kennen Sie
mich denn so gut?

Marquis.

Ob es zu wagen war,
soll ich erst jetzt erfahren, Sire — Mir aber
gebührte es, das kleinere Verdienst
bei meinem Herrn vorauszusetzen, wenn

ich um das gröſsere buhle — das Verdienſt, Wahrheiten anzuhören, die ich mir getrauen kann, ihm vorzutragen —

König

ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Vor ſich:

Neu
zum wenigſten iſt dieſer Ton. Der Weihrauch der Schmeicheley und Unterwerfung muß doch endlich ſich erſchöpfen. Nachzuahmen erniedrigt einen Mann von Kopf — Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Das Uiberraſchende macht Glück. — Wenn Sie es ſo verſtehen, gut, ſo will ich mich auf eine neue Kronbedienung richten — den ſtarken Geiſt —

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein, wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken, daß Sie der Kühnheit nicht gewärtig ſind, daran gemahnt zu werden — ja ſogar ſelbſt in des freien Mannes Sprache nur den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt. Die Menſchen zwangen Sie dazu; ſie haben freiwillig Ihres Adels ſich begeben, freiwillig ſich auf dieſe niedre Stufe herabgeſtellt. Erſchrocken fliehen ſie

vor

vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkam n Sie die Welt. So ward
sie ihrem großen Vater überliefert.
Wie konnten Sie in dieser traurigen
Versammlung — Menschen ehren?

König.

Etwas wahres
find' ich in diesen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
in Ihrer Hände Werk verwandelten,
und dieser neugegoßnen Kreatur
zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's
in etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
doch geben kann die neue Pflanzung nichts.
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten;
mit ihm zu fühlen wagt man nicht. So laut,
so drängend auch die leidende Natur
hervor aus diesem Busen ruft — umsonst —
die Uhr schlägt fort, wie sie der Künstler lehrte.
Mehr lehrte sie der Künstler nicht.

Der

Der König steht auf, macht einige Schritte und setzt sich wieder — Der Marquis hat inne gehalten.

Doch leider?
Selbst in der Freude darben Sie. Die Freude
muß aus dem Aug' des Zeugen wiederstrahlen.
Was in den Augen Ihrer Knechte glänzt,
ist das noch Ihre Freude? — Ihre Freude
lag Ihren Knechten viel zu nah, um sie
nicht gleich zuerst an sich gemahnt zu haben.
Das sind die treuen Spiegel nicht, die rein,
wie sie empfangen haben, wiedergeben.
Sie gleichen durstigen Gewächsen, die
was ihre Wurzeln saugen, ungemischt,
in neuen Farben auf den Blättern zeigen.
Wenn sich der Schöpfer glücklich fühlt — welch eine
Erwartung für die Kreatur! Wo nähme
sie Muße her, bei ihm noch zu verweilen?
Kann etwa sie dafür, daß ihr Verhängniß
an jeder Wallung ihres Schöpfers hängt?
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur — Da Sie den Menschen
zu ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
er greift in meine Seele!)

Mar-

Marquis.

— Aber Ihnen
bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
ſind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott — Und ſchreck-
lich,
wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
für das zertretne Glück von Millionen,
für ihres Lebens hingewürgte Freuden,
Sie nichts gewonnen hätten! minder gar
gewonnen hätten, als wenn Millionen
was ſie geweſen ſind geblieben wären!
wenn alle dieſe Millionen hätten
verarmen müſſen — ärmer Sie zu laſſen!
wenn — o das wäre ſchrecklich — wenn die
Freiheit,
die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
das Ihre Wünſche reifen kann? — — — Ich
bitte
mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — zu ſtark
der Reiz,
zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
dem ich es öffnen möchte.

Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem König — Dieſer gibt ihm einen Wink ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſtehen.

König

zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen.

Reden Sie ganz aus.

Marquis

nach einigem Stillschweigen.

Der edelmüth'ge Löwe
läßt ein Insekt in seinen Mähnen spielen.
Ich fühle, Sire — den ganzen Werth — Ich bin
von Dankbarkeit —

König.

Sie haben mir noch mehr zu sagen — weiter —

Marquis.

Ihro Majestät,
jüngst kam ich an von Flandern und Brabant —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes,
das, dacht' ich, das muß göttlich sein! — —
Da stieß
ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem König der es versucht diesen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.

Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können, was Sie zu müssen eingesehn, hat mich

mit

mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
Das Ideal der ruhigen Vernunft
im Marterfeuer widerstrebender
Gefühle auszuprägen — starrend Eis
in heißer Hand zu tragen — das ist mehr,
als die Natur sonst Sterblichen beschieden.
O Schade, daß, in seinem Blut gewälzt,
das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
des Opferers ein Loblied anzustimmen!
daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
der karge Staat mit seinen Kindern geitzen,
und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

König.

Wann, glauben Sie wohl, würden diese sanften
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehen Sie
in meinem Spanien Sich um. Hier blüht
des Bürgers Glück in nie bevölktem Frieden;
und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis schnell.

Die Ruhe eines Kirchhofs — — — Und Sie
hoffen
zu endigen was Sie begannen? hoffen,
der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
den

den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
allein in ganz Europa — Sich dem Rade
des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
in vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht. Nein, wahrlich nein! Bei Gott nicht.
Kraftvoller, unerschöpflicher stemmt sich
des Unterdrückers Riesenarm entgegen
Begeisterung. Schon flohen Tausende
aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
den Sie verloren für den Glauben, war
ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
empfängt die Flehenden Elisabeth,
und furchtbar blüht durch Künste unsres Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiße
der neuen Christen, trauert Grenada,
und jauchzend sieht Europa seinen Feind
an selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

Der König ist bewegt, der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk
wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
den harten Kampf mit der Natur gerungen,
umsonst ein großes Leben aufgepraßt,
so viele königliche Tugenden
verwesenden Entwürfen hingeopfert.

Der

Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Hier fehlten Sie vielleicht — und hier allein —
Mit stolzem Hohngelächter wird er einst
auf des Gebäudes morschen Trümmern gehn,
das ihm zum Grabe zugedacht gewesen.
Zu einem Nero und Busiris wirft
er Ihren Namen und — — das schmerzt
mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat Sie dessen so
gewiß gemacht?

Marquis mit Feuer.

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhohl' es. Geben Sie,
was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie,
großmüthig wie der Starke, Menschenglück
aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
in Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
von Millionen Königen ein König.

Er nähert sich ihm kühn und faßt seine Hand, indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.

O könnte die Beredsamkeit von allen
den Tausenden, die dieser großen Stunde
theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
den Strahl, den ich in diesen Augen merke,

zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
die unnatürliche Vergött'rung auf,
die uns vernichtet. Werden Sie uns Muſter
des Ewigen und Wahren. Niemals — niemals
beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich,
es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem Span'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit —

ſich ihm zu Füßen werfend.

König

überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet.

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehn Sie auf — ich —

Marquis

bleibt in ſeiner Stellung.

Sehen Sie Sich um
in ſeiner herrlichen Natur. Auf Freiheit
iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
in einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
noch in den todten Räumen der Verweſung
die Willkühr ſich ergötzen — Ihre Schöpfung,
wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes

er-

erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — —
Sie müſſen
vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
in ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
die ſieht der Freigeiſt, doch nicht Ihn. Wozu
ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug.
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
als dieſes Freigeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollen Sie es unternehmen, dieß
erhabne Muſter in der Sterblichkeit —
in meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
dem Glück der Völker die Regentenkraft,
die — ach ſo lang' — des Thrones Größe nur
gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
verlornen Adel wieder her. Der Bürger
ſei wiederum, was er zuvor geweſen,
der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Der Landmann rühme ſich des Pfluges, und gönne
dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.

In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
des Denkers hemme ferner keine Schranke,
als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vaterſorge ſtillem Kreis
erſcheine der gekrönte Fremdling. Nie
erlaub' er ſich der Liebe heilige
Myſterien unedel zu beſchleichen.
Die Menſchheit zweifle, ob er iſt. Belohnt
durch eignen Beifall, berge ſich der Künſtler
der angenehm betrognen Maſchine.
Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurückgegeben,
zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
wenn in dem Herzen wieder ſich empört
die Römerwallung, Nationenſtolz,
das Vaterland in jedem Bürger prangt,
dem Vaterlande jeder Bürger ſtirbt —
dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann reift
Ihr großer Plan — dann müſſen Sie —
dann iſt
es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

König

nach einem großen Stillſchweigen.

Ich habe Sie vollenden laſſen — — Anders,
begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
malt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
ich fremdem Maßſtab ſie nicht unterwerfen.

Sie

Sie haben mich gewählt vor allen andern,
In Ihrer Seele Hintergrund zu lesen —
Ich glaub' es Ihnen, weil ich's weiß — Um dieser
Enthaltung willen, solche Meinungen,
mit solchem Feuer doch umfaßt, verschwiegen
zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
bescheidnen Klugheit willen, junger Mann,
will ich vergessen, daß ich sie erfahren,
und wie ich sie erfahren. Stehn Sie auf.
Ich will den Jüngling, der sich übereilte,
als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will —

Nachdem er ihn eine Zeit lang betrachtet hat.

Bist also selbst,
sind' ich, kann in artartigen Naturen
zu etwas bessrem sich veredeln — — Fliehen
Sie meine Inquisition — Es sollte
mir leid thun —

Marquis

unterbricht ihn mit Feuer.

Wirklich? Sollt' es das?

König

in seinem Anblick verloren.

Ich habe,
solch einen Menschen nie gesehen — — —
Nein!
Nein, Marquis. Sie thun mir zu viel. Ich will

nicht Nero sein. Ich will es nicht sein — will es gegen Sie nicht sein. Nicht alle Glückseligkeit soll unter mir verdorren. Nein! Alle nicht! — Sie selbst, Sie sollen, Sich zur Beschämung, unter meinen Augen fortfahren dürfen, Mensch zu sein.

Marquis rasch.

Und meine Mitbürger, Sire? — O! Nicht um mich war mir's zu thun; nicht meine Sache wollt' ich führen. Und Ihre Unterthanen, Sire?

König

— Und wenn Sie so gut wissen, wie die Folgezeit mich richten wird, so sagen Sie ihr wieder, wie ich mit Menschen es gehalten, als ich einen fand.

Marquis.

O! Der gerechteste der Könige sei nicht mit Einemmale der ungerechteste — In Ihrem Flandern sind tausend bessere als ich. Nur Sie — darf ich es frei gestehen, großer König? — Sie sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde vielleicht zum erstenmal die Freiheit.

König

mit gemildertem Ernst.

Nichts mehr
von diesem Inhalt, junger Mann — Ich weiß,
Sie werden anders denken, kennen Sie
den Menschen erst, wie ich — Doch hätt' ich Sie
nicht gern zum letztenmal gesehn. Wie fang' ich
es an, Sie zu verbinden? Sagen Sie
es mir. Ich reiche hier zum erstenmal
nicht aus mit meiner Krone.

Marquis.

Sire, was ich
durch dieses einz'ge Wort empfing, ist mehr,
unendlich mehr, als Ihre Kronen zu
verschenken haben — Lassen Sie mich, wie
ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire, wenn Sie
auch mich bestächen?

König.

Diesen Stolz
ertrag' ich nicht. Sie sind von heute an
in meinen Diensten — Keine Einwendung —
Ich will es haben.

Nach einer Pause.

Aber wie? Was wollt'
ich denn? War es nicht Wahrheit was ich
wollte?

Und hier find' ich noch etwas mehr — Sie haben auf meinem Thron mich ausgefunden — nicht auch in meinem Hause?

Da ſich der Marquis zu bedenken ſcheint.

Ich verſtehe Sie — doch — wär' ich auch von allen Vätern der unglücklichſte, kann ich nicht glücklich ſein als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn, wenn der Beſitz der liebenswürdigſten Gemahlinn einem Sterblichen ein Recht zu dieſem Namen geben, Sire, ſo ſind Sie der glücklichſte durch beides.

König

mit finſtrer Miene.

Nein! ich bin's nicht! — und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie gefühlt, als eben jetzt —

Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.

Wie hätt' es Ihren Vater erfreuen ſollen, Marquis, hätt' er Sie mit einem Königreich beſchenken dürfen.

Der Marquis wendet das Geſicht ab, und wiſcht ſich die Augen. Stillſchweigen.

Für ſo viel Kronen keinen Dank!

Marquis.

Der Prinz denkt groß. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — — Alſo kennen Sie einander?

Marquis.

Ja — noch von der hohen Schule.

König.

Er hat mich nie geachtet — vor der Welt mit meinem Namen ſeinen Spott getrieben. Sein Herz iſt ſchlecht.

Marquis.

Darf ich zwei Worte —

König ſehr ſtreng.

Nein, wenn Sie auf immer meine Achtung nicht verſcherzen wollen — Was er mir genommen, kann keine Krone mir erſetzen — Eine ſo tugendhafte Königinn!

Marquis.

Wer kann
es wagen, Sire — —

König.

Die Welt! Die Lästerung!
Ich selbst! — — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
unwidersprechlich sie verdammen; andre
sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
mich fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn sie — sie fähig sollte
gewesen sein, so tief sich zu entehren,
o wie viel mehr ist mir zu glauben dann
erlaubt, daß eine Eboli verläumdet?
Haßt nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth als sie alle.

Marquis.

Sire,
und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
das über allen Schein erhaben ist
und über alle Lästerung — Es heißt
weibliche Tugend.

König.

Nicht wahr? O Sie kennen
den Menschen, Marquis. Solch ein Mann
hat mir
schon

schon längst gemangelt — Ja! Das sag' ich auch.
So tief, als man die Königinn bezüchtigt,
herabzusinken, kostet viel. So leicht,
als man mich überreden möchte, reißen
der Ehre feine Bande nicht. Das Blut,
das stolzer fließt in königlichen Adern,
verschmäht das Gift der lüsternen Begierde,
die nur in Sklavenherzen brennt — Der Mann,
der mir schon längst gemangelt hat, sind Sie,
Sie oder keiner — Sie sind gut und fröhlich,
und kennen doch den Menschen auch — Drum hab' ich Sie gewählt —

Marquis
überrascht und erschrocken.

Mich, Sire?

König.

Sie standen
vor Ihrem Herrn, und haben nichts für Sich erbeten — Nichts! Das ist mir neu — Sie werden
gerecht sein. Leidenschaft wird Ihren Blick nicht irren — Drängen Sie Sich zu dem Prinzen. Erforschen Sie die Königinn. Ich selbst will Ihnen Vollmacht senden, sie zu sprechen. Indeß seid Ihr mein Kammerherr — und jetzt verlaßt mich.

Er zieht eine Glocke.

Mar-

Marquis.

Kann ich es mit Einer erfüllten Hoffnung? — Dann iſt dieſer Tag der ſchönſte meines Lebens.

König

reicht ihm die Hand zum Kuſſe.

Er iſt kein verlorner in dem meinigen.

Der Marquis ſteht auf und geht. Der König folgt ihm mit den Augen und ruft ihn noch einmal zurück.

Und kommt bald wieder zu mir — Hört Ihr?

Graf von Lerma tritt herein.

König zu dieſem.

Der Maltheſer wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Saal bei der Königinn.

Die Königinn. Die Herzoginn Olivarez. Die Prinzessinn von Eboli. Die Gräfinn Fuentes, und noch andere Damen.

Königinn

zur Oberhofmeisterinn, indem sie aufsteht.

Der Schlüssel fand sich also nicht? — So wird man die Schatulle mir erbrechen müssen, und zwar sogleich — — —

Da sie die Prinzessinn von Eboli gewahr wird, welche sich ihr nähert und ihr die Hand küßt.

Willkommen, liebe Fürstinn. Mich freut, Sie wieder hergestellt zu finden — Zwar noch sehr blaß — —

Fuentes etwas tückisch.

Die Schuld des bösen Fiebers, das ganz erstaunlich an die Nerven greift. Nicht wahr, Prinzessinn?

Kö-

Königinn.

Sehr hab' ich gewünscht
Sie zu besuchen, meine Liebe — Doch
ich darf ja nicht.

Olivarez.

Die Fürstinn Eboli
litt wenigstens nicht Mangel an Gesellschaft —

Königinn.

Das glaub' ich gern — — — Was haben
Sie? Sie zittern.

Eboli.

Nichts — gar nichts, meine Königinn — —
Ich bitte
um die Erlaubniß wegzugehen —

Königinn.

Sie
verhehlen uns, sind kränker gar, als Sie
uns glauben machen wollen? — Auch das Stehn
wird Ihnen sauer. Helfen Sie ihr, Gräfinn,
zu, dieses Tabouret sich niedersetzen.

Eboli.

Im Freien wird mir besser.

Sie geht ab.

Kö-

Königinn.

Folgen Sie

ihr, Gräfinn — Welche Anwandlung.

Ein Page tritt herein, und spricht mit der Herzoginn, welche sich alsdann zur Königinn wendet.

Olivarez.

Der Marquis

von Posa, Ihro Majestät —

Königinn stutzt.

Olivarez.

Er kommt,

von Seiner Majestät dem König.

Königinn.

Ich

erwart' ihn.

Der Page geht ab, und öffnet dem Marquis die Thüre.

Zweiter Auftritt.

Marquis von Posa. Die Vorigen.

Er läßt sich auf ein Knie vor der Königinn nieder, welche ihm einen Wink gibt aufzustehen.

Königinn.

Was ist meines Herrn Befehl?

Darf ich ihn öffentlich — —

Mar-

Marquis.

Mein Auftrag lautet
an Ihro Majestät besonders —

Die Damen entfernen sich auf einen Wink der Königinn.

Dritter Auftritt.

Die Königinn. Marquis von Posa.

Königinn voll Verwunderung.

Soll
ich meinen Augen trauen, Marquis? Sie?
Sie an mich abgeschickt vom König?

Marquis.

Dünkt
das Ihro Majestät so sonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

Königinn.

Nun so ist die Welt
aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich muß gestehen.

Marquis.

Daß es seltsam klingt?
Das mag wohl sein — Die gegenwärt'ge Zeit
ist noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

Kö-

Königinn.

An größern kaum.

Marquis.

Gesetzt, ich hätte mich
bekehren lassen endlich — wär' es müde,
an Philipps Hof den Sonderling zu spielen?
Den Sonderling! Was heißt auch das? Wer sich
den Menschen nützlich machen will, muß doch
zuerst sich ihnen gleich zu stellen suchen.
Wozu der Sekte pralerische Tracht?
Gesetzt — Wer ist von Eitelkeit so frei,
um nicht für seinen Glauben gern zu werben? —
Gesetzt, ich ginge damit um, den meinen
auf einen Thron zu setzen?

Königinn.

Nein! — Nein, Marquis.
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
der Träumer nicht, der etwas unternähme,
was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben
wär' noch die Frage, denk' ich.

Königinn.

Was ich höchstens

Sie zeihen könnte, Marquis — was von Ihnen mich fast befremden könnte, wäre —

Marquis.

Zweideutelei. Kann sein.

Königinn.

Unredlichkeit zum wenigsten. Der König wollte mir wahrscheinlich nicht durch Sie entbieten lassen, was Sie mir sagen werden.

Marquis.

Mein.

Königinn.

Und kann die gute Sache schlimme Mittel adeln?
Kann sich — verzeihen Sie mir diesen Zweifel —
Ihr edler Stolz zu diesem Amte borgen?
Kaum glaub' ich es —

Marquis.

Ach ich nicht, wenn es hier nur gelten soll, den König zu betrügen.
Doch das ist meine Meinung nicht. Ihm selbst gedenk' ich dießmal redlicher zu dienen, als er mir aufgetragen hat.

Kö-

Königinn.

Daran
erkenn' ich Sie; und nun genug — — — Was
macht er?

Marquis.

Der König? — — — Wie es scheint, bin ich
sehr bald
an meiner strengen Richterinn gerochen.
Was ich so sehr nicht zu erzählen eile,
eilt Ihro Majestät, wie mir geschienen,
noch weit, weit weniger zu hören — Doch
gehört muß es doch werden! Der Monarch
läßt Ihro Majestät ersuchen, dem
Ambassadeur von Frankreich kein Gehör
für heute zu bewilligen. Das war
mein Auftrag. Er ist abgethan.

Königinn.

Und das
ist alles, Marquis, was Sie mir von ihm
zu sagen haben?

Marquis.

Alles ungefähr,
was mich berechtigt hier zu sein.

Königinn.

Ich will
mich gern bescheiden, Marquis, nicht zu wissen,
was mir vielleicht Geheimniß bleiben muß —

Marquis.

Das muß es, meine Königinn — zwar, wären
Sie nicht Sie selbst, ich würde eilen, Sie
von ein'gen Dingen zu belehren, vor
gewissen Menschen Sie zu warnen — doch;
das braucht es nicht bei Ihnen. Die Gefahr
mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie sollen's nie erfahren. Alles dieß
ist ja nicht so viel werth, den goldnen Schlaf
von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

Königinn.

Wie verließen Sie ihn?

Marquis.

— Wie
den einz'gen Weisen seiner Zeit, dem es
Verbrechen ist die Wahrheit anzubeten —
und eben so beherzt für seine Liebe,
wie jener für die seinige zu sterben. — —
Ich bringe wenig Worte — — Aber hier,
hier ist er selbst.

Er gibt der Königinn einen Brief.

Königinn.

nachdem sie ihn gelesen.

Er muß mich sprechen, sagt er.

Mar-

Marquis.

Das sag' ich auch.

Königinn.

Wird es ihn glücklich machen,
wenn er mit seinen Augen sieht, daß ich
es auch nicht bin?

Marquis.

Nein — aber thätiger
soll es ihn machen und entschloßner.

Königinn.

Wie?

Marquis.

Der Herzog Alba ist ernannt nach Flandern.

Königinn.

Ernannt — so hör' ich.

Marquis.

Widerrufen kann
der König nie. Wir kennen ja den König.
Unwandelbar, wie der Natur Gesetze,
beharrt sein überlegter Schluß. Doch eben
so wahr ist's auch: Hier darf der Prinz nicht
bleiben —
hier nicht, jetzt vollends nicht — und Flandern darf
nicht aufgeopfert werden.

Königinn.

Wissen Sie
es zu verhindern?

Marquis.

Ja —— villeicht. Das Mittel
ist fast so schlimm, als die Gefahr. Es ist
verwegen, wie Verzweiflung — Doch ich weiß
von keinem andern.

Königinn.

Nennen Sie mir's.

Marquis.

Ihnen,
nur Ihnen, meine Königinn, wag' ich
es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
es Karlos hören, ohne Abscheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
klingt etwas rauh —

Königinn.

Rebellion —

Marquis.

Er soll
dem König ungehorsam werden, soll
nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
mit offnen Armen die Flamänder ihn
erwarten. Alle Niederlande stehen

auf

auf seine Losung auf. Die gute Sache
wird stark durch einen Königssohn. Er mache
den Spanischen Thron durch seine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
wird er in Brüssel ihm bewilligen.

Königinn.

Wird er? Das hoffen Sie so dreist?

Marquis.

Er wird
es müssen, hoff' ich. Wie der Niederlande
vereinte Stärke gegen Philipps Macht
bestehen müßte, wäre zu berechnen.
Doch nein, so blutig wird es nicht. Europa
wird zwischen Sohn und Vater Frieden mitteln.
Karl spricht von Unterwürfigkeit — und Demuth
muß Wunder thun an eines Heeres Spitze.
Dem König bleibt die Wahl, großmüthig zu
vergeben oder zweifelhaft zu schlagen.
Wie kann er wanken? — Eben dieser Mensch,
der eine bill'ge Bitte abgewiesen,
wird ein Verbrecher.

Königinn.

Sie sprachen
ihn heute und behaupten das?

Marquis.

Weil ich
ihn heute sprach.

Königinn

nach einer Pause.

Der Plan, den Sie mir zeigen,
erschreckt und — reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
daß Sie nicht Unrecht haben — die Idee
ist kühn, und eben darum, glaub' ich,
gefällt sie mir. Ich will sie reifen lassen.
Weiß sie der Prinz?

Marquis.

Er sollte, war mein Plan,
aus Ihrem Mund zum erstenmal sie hören.

Königinn.

Unstreitig! Die Idee ist groß — Wenn anders
des Prinzen Jugend —

Mrquis.

Schadet nichts. Er findet
dort einen Egmont und Oranien,
die braven Krieger Kaiser Karls, so klug
im Kabinet als fürchterlich im Felde.

Königinn mit Lebhaftigkeit.

Nein! Die Idee ist groß und schön — — Der Prinz
muß handeln. Lebhaft fühl' ich das. Die Rolle,
die man hier in Madrid ihn spielen sieht,
drückt

drückt mich an seiner Statt zu Boden — — Frankreich
versprech' ich ihm; Savoyen auch. Ich bin
ganz Ihrer Meinung, Marquis, er muß han-
deln. — —
Doch dieser Anschlag fodert Geld.

Marquis.

Auch das liegt schon
bereit —

Königinn.

Und dazu weiß ich Rath.

Marquis.

So darf ich
zu der Zusammenkunft ihm Hoffnung geben?

Königinn.

Wie aber? Wie?

Marquis.

Wo die natürlichen
Hülfsmittel uns verlassen, müssen wir
zu außerordentlichen —

Königinn.

Ich weis keines.

Marquis.

Ein Beispiel nur — die Seuterräins?

Königinn.

Geht nicht.
Der König führt die Schlüssel.

Marquis.

Wenn's nur das —

Königinn.

Ich will mir's überlegen.

Marquis.

Karlos bringt
auf Antwort, Ihro Majestät — Ich hab'
ihm zugesagt, nicht leer zurückzukehren.

Seine Schreibtafel der Königinn reichend.

Zwo Zeilen sind für jetzt genug — um seine
Erwartungen zu spannen —

Königinn.

nachdem sie geschrieben.

Werd' ich Sie
bald wieder sehn?

Marquis.

So oft Sie es befehlen.

Königinn.

So oft — so oft ich es befehle — — Marquis!
wie muß ich diese Freiheit mir erklären?

Mar-

Marquis.

So
unſchuldig, als Sie immer können. Wir
genießen ſie; daß iſt genug — das iſt
für meine Königinn genug.

Königinn abbrechend.

Wie ſollt' es
mich freuen, Marquis, wenn der Freiheit endlich
noch dieſe Zuflucht in Europa bliebe!
wenn ſie durch ihn es bliebe! — Rechnen Sie
auf meinen ſtillen Antheil —

Marquis mit Feuer.

O ich wußt' es,
ich mußte hier verſtanden werden —

Herzoginn Olivarez

erſcheint an der Thüre.

Königinn

fremd zum Marquis.

Was
von meinem Herrn dem König kommt, werd' ich
als ein Geſetz verehren. Legen
Sie Seiner Majeſtät den ehrerbietigſten
Gehorſam ſeiner Dienerinn zu Füßen.

Der Marquis geht ab.

Vierter Auftritt.

Gallerie.

Dom Karlos und Graf Lerma.

Karlos.

Hier sind wir ungestört. Was haben Sie
mir zu entdecken?

Lerma.

Eure Hoheit hatten
an diesem Hofe einen Freund.

Karlos fällt.

Den ich
nicht wüßte! — Wie? Was wollen Sie damit?

Lerma.

So muß ich um Vergebung bitten, daß
ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
ich hab' es wenigstens von treuer Hand,
denn kurz, ich hab' es von mir selbst.

Karlos.

Von wem
ist denn die Rede?

Lerma

Marquis Posa —

Kar-

Karlos.

Nun?

Lerma.

Wenn etwa mehr als jemand wissen darf
von Eurer Hoheit ihm bewußt sein sollte,
wie ich beinahe fürchte —

Karlos.

Wie Sie fürchten?

Lerma.

— — — Er war beim König.

Karlos

So?

Lerma.

Zwo volle Stunden,
und in sehr heimlichem Gespräch.

Karlos.

Wahrhaftig?

Lerma.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

Karlos.

Das will ich glauben.

Lerma.

Ihren Namen, Prinz,
hört' ich zu öfter malen.

Karlos.

Hoffentlich
kein schlimmes Zeichen.

Lerma.

Auch ward heute Morgen
im Schlafgemach von Seiner Majestät
der Königinn sehr räthselhaft erwähnt.

Karlos.

tritt bestürzt zurück.

Graf Lerma?

Lerma.

Als der Marquis weggegangen,
empfing ich den Befehl, ihn künftighin
unangemeldet vorzulassen.

Karlos.

Das
ist wirklich viel.

Lerma.

Ganz ohne Beispiel, Prinz,
so lang mir denkt, daß ich dem König diene.

Kar-

Karlos

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie sagten Sie,
wie ward der Königinn erwähnt?

Lerma tritt zurück.

Nein Prinz,
nein! Das ist wider meine Pflicht.

Karlos.

Wie seltsam!
Sie sagen mir das eine, und verhehlen
das andre mir.

Lerma.

Das erste war ich Ihnen,
das zweite bin ich dem Monarchen schuldig.

Karlos.

— Sie haben Recht.

Lerma.

Den Marquis hab' ich zwar
als Mann von Ehre stets gekannt.

Karlos.

Dann haben
Sie ihn sehr gut gekannt.

Ler-

Lerma.

Jedwede Tugend
ist fleckenfrei — bis auf den Augenblick
der Probe.

Karlos.

Auch wohl hier und da noch drüber.

Lerma.

Und eines großen Königs Gunst dünkt mir
der Frage werth. An diesem goldnen Angel
hat manche starke Tugend sich verblutet.

Karlos.

O ja.

Lerma.

Oft sogar ist es weise, zu entdecken,
was nicht verschwiegen bleiben kann.

Karlos.

Ja! weise!
Doch, wie Sie sagen, haben Sie den Marquis
als Mann von Ehre nur gekannt?

Lerma.

Ist er
es noch, so macht mein Zweifel ihn nicht
schlechter,
und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.

Er will gehn.

Kar-

Karlos.

folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand.

Dreifach
gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich sehe
um einen Freund mich reicher, und es kostet
mir drey nicht, den ich schon besaß.

Lerma geht ab.

Fünfter Auftritt.

Marquis von Posa kommt durch die Gallerie. Dom Karlos.

Marquis.

Karl! Karl!

Karlos.

Wer ruft? Ah! Du bist's! Eben recht. Ich eile
voraus in's Kloster. Komm bald nach.

Er will fort.

Marquis.

Nur zwo
Minuten — bleib.

Karlos.

Wenn man uns überfiele —

Marquis.

Man wird doch nicht. Es ist sogleich geschehen.
Die Königinn —

Karlos.

Du warst bei meinem Vater?

Marquis

Er ließ mich rufen; ja.

Karlos voll Erwartung.

Nun?

Marquis.

Es ist richtig.
Du wirst sie sprechen.

Karlos.

Und der König? Was will denn der König?

Marquis.

Der? Nicht viel — Neugierde, zu wissen wer ich bin — Dienstfertigkeit von unbestellten guten Freunden. Was weiß ich? Er bot mir Dienste an.

Karlos.

Die Du doch abgelehnt?

Marquis.

Versteht sich.

Kar-

Karlos.

Und wie kamt
Ihr aus einander?

Marquis.

Ziemlich gut.

Karlos.

Von mir
war also wohl die Rede nicht?

Marquis.

Von Dir?
Doch Ja. Im Allgemeinen.

Er zieht sein Souvenir heraus und gibt es dem Prinzen.

Hier vorläufig
zwei Worte von der Königinn, und morgen
werd' ich erfahren, wo und wie —

Karlos.

lies't sehr zerstreut, steckt die Schreibtafel ein, und will gehen.

Beim Prior
trifft Du mich also.

Marquis.

Warte doch. Was eilst Du?
Es kommt ja niemand.

Karlos.

mit erkünſteltem Lächeln.

Haben wir denn wirklich die Rollen umgetauſcht? Du biſt ja heute erſtaunlich ſicher.

Marquis.

Heute? Warum heute?

Karlos

Und was ſchreibt mir die Königinn?

Marquis.

Haſt Du denn nicht im Augenblick geleſen?

Karlos.

Ich?

Ja ſo.

Marquis.

Was haſt Du denn? Was iſt Dir?

Karlos.

lieſt das Geſchriebene noch einmal. Entzückt und feurig.

Engel des Himmels! Ja! Ich will es ſein — ich will —

will deiner werth sein — Große Seelen macht die Liebe größer. Sei's auch was es sei. Wenn Du es mir gebietest, ich gehorche. — — Sie schreibt, daß ich auf eine wichtige Entschließung mich bereiten soll. Was kann sie damit meinen? Weißt Du nicht?

Marquis.

Wenn ich's auch wüßte, Karl — Bist Du jetzt auch gestimmt es anzuhören?

Karlos.

'Hab' ich Dich beleidigt? Ich war zerstreut. Vergib mir, Rodrigo.

Marquis.

Zerstreut? Wodurch?

Karlos.

Durch — ich weis selber nicht. Dieß Souvenir ist also mein?

Marquis.

Nicht ganz. Vielmehr bin ich gekommen, mir sogar Deins auszubitten.

Karlos.

Meins! Wozu?

Marquis.

Und was
Du etwa sonst an Kleinigkeiten, die
in keines Dritten Hände fallen dürfen,
an Briefen oder abgerissenen
Concepten bei Dir führst — kurz Deine ganze
Brieftasche —

Karlos.

Wozu aber?

Marquis.

Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Überraschung stehn? Bei mir
sucht sie doch niemand. Gib.

Karlos sehr unruhig.

Das ist doch seltsam.
Woher auf einmal diese — —

Marquis.

Sei ganz ruhig.
Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewißlich nicht. Es ist Behutsamkeit
vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint.
so warlich nicht, daß Du erschrecken solltest.

Karlos.

gibt ihm die Brieftasche.

Verwahr' sie gut.

Mar-

Marquis.

Das werd' ich.

Karlos.

steht ihm bedeutend an.

Rodrigo,

ich gab Dir viel.

Marquis.

Noch immer nicht so viel,
als ich von Dir schon habe — — — Dort also
das übrige, und jetzt leb wohl — — — leb
wohl.

Er will gehen.

Karlos.

kämpft zweifelhaft mit sich selbst — endlich ruft er ihn zurück.

Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
von ihr ist auch darunter, den sie damals
als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
von diesem Brief zu trennen fällt mir schwer.
Laß mir den Brief — — nur den — — das
übrige
nimm alles.

Er nimmt ihn heraus und gibt ihm die Brieftasche zurück.

Marquis.

Karl, ich thu' es ungern. Just um diesen Brief war mir's zu thun.

Karlos.

Leb wohl.

Er geht langsam und still weg, an der Thüre bleibt er einen Augenblick stehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief.

Da hast Du ihn.

Seine Hand zittert. Thränen stürzen aus seinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht wider dessen Brust.

Das kann mein Vater nicht? Nicht wahr, mein Rodrigo? Das kann er doch nicht?

Er geht schnell fort.

Sechster Auftritt.

Marquis von Posa

sieht ihm erstaunt nach.

Wär's möglich? Wär' es? Also hätt' ich ihn doch nicht gekannt? Nicht ganz? In seinem Herzen wär' diese Falte wirklich mir entgangen? Mißtrauen gegen seinen Freund! — Wie kann ein solcher Hauch auf diesem Spiegel dauern? Nein!

Nein! Es ist Lästerung! — Was that er mir,
daß ich der Schwächen schwächster ihn verklage?
Was ich ihn zeihe, werd' ich selbst — — —
Befremden —
das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann
hätte
er dieser seltsamen Verschlossenheit
zu seinem Freunde sich versehn — — Auch
schmerzen!
Ich kann dir's nicht ersparen, Karl, und länger
muß ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäß, dem er
sein heiliges Geheimniß übergeben,
und Glauben fodert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart? Warum
dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
die über seinem Scheitel hängt? — Genug
daß ich sie still an dir vorüber führe
und, wenn du aufwachst, heller Himmel ist.

Er geht ab.

Kabinet des Königs.

Siebenter Auftritt.

Der König in einem Sessel — neben ihm die Infantinn Klara Eugenia.

König
nach einem tiefen Stillschweigen.

Nein! Es ist dennoch meine Tochter — Wie
kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?
Dieß blaue Auge ist ja mein! Find' ich
in jedem dieser Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja Du bist's. Ich drücke
Dich an mein Herz — Du bist mein Blut.

er stuzt und hält inne.

Mein Blut!
Was kann ich schlimm'res fürchten? — —
Meine Züge,
sind sie die seinigen nicht auch?

Er hat das Medaillon in die Hand genommen, und sieht wechselsweise auf das Bild und in einen gegenüber stehendem Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, steht schnell auf und drückt die Infanntinn von sich.

Weg! Weg!
In diesem Abgrund geh' ich unter.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Der König.

Lerma.

Eben
sind Ihro Majestät die Königinn
im Vorgemach erschienen.

König.

Jezt?

Ler-

Lerma.

Und bitten
um gnädigstes Gehör —

König.

Jetzt aber? Jetzt?
In dieser ungewohnten Stunde? — Nein!
Jetzt kann ich sie nicht sprechen — jetzt nicht —

Lerma.

Hier
sind Ihro Majestät schon selbst —

Er geht ab.

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königinn tritt herein. Die Infantinn.

Die Letztere fliegt ihr entgegen und schmiegt sich an sie an. Sie fällt vor dem König nieder, welcher stumm und verwirrt steht.

Königinn.

Mein Herr
und mein Gemahl — ich muß — ich bin gezwungen,
vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu suchen.

König.

Gerechtigkeit —

Königinn.

Unwürdig seh' ich mir
an diesem Hof begegnet. Meine
Schatulle ist erbrochen —

König.

Was?

Königinn.

Und Sachen
von großem Werth für mich daraus verschwunden —

König.

Von großem Werth für Sie —

Königinn.

Durch die Bedeutung,
die eines Unbelehrten Dreistigkeit
vermögend wäre —

König.

Dreistigkeit — Bedeutung —
Doch — stehn Sie auf.

Königinn.

Nicht eher, mein Gemahl,
bis Sie durch ein Versprechen Sich gebunden,
kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu stellen,

wo

wo nicht, mich eines Hofs zu überheben,
der meinen Dieb verbirgt —

König.

Stehn Sie doch auf —
In dieser Stellung — Stehn Sie auf —

Königinn steht auf.

Daß er
vom Range sein muß, weiß ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Demanten
weit über eine Million, und er
begnügte sich mit Briefen —

König.

Die ich doch —

Königinn.

Recht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
und ein Medaillon von dem Infanten.

König.

Von —

Königinn.

Dem Infanten, Ihrem Sohn.

König.

An Sie?

Königinn.

An mich.

König.

Von dem Infanten! Und das sagen
Sie mir?

Königinn.

Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

König.

Mit dieser Stirne!

Königinn.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke Sie erinnern Sich der Briefe,
die mit Bewilligung von beiden Kronen
Dom Karlos mir nach SaintGermain gschrieben.
Ob auch das Bild, womit er sie begleitet,
in diese Freiheit einbedungen worden?
ob seine rasche Hoffnung eigenmächtig
sich diesen kühnen Schritt erlaubt — das will
ich zu entscheiden mich nicht unterfangen,
Wenn's Übereilung war, so war es die
verzeihlichste — da bin ich für ihn Bürge!
denn damals fiel ihm wohl nicht bei, daß es
für seine Mutter wäre.

König

der sich kaum mehr zu fassen weiß, vor sich, indem er hinweggehen will.

Recht behält
die Schlange — O das wußt' ich wohl.

Kö-

Königinn

ergreift seine Hand.

Was ist das?

Was haben Sie?

Infantinn

welche unterdessen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit gespielt hat, bringt es der Königinn.

Ah! Sehn Sie, meine Mutter!

Wie schön —

Königinn.

Was denn, mein —

Sie erkennt das Medaillon, und bleibt in sprachloser Erstarrung stehen. Beide sehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillschweigen:

Warlich, Sire!

Dieß Mittel, seiner Gattinn Herz zu prüfen, dünkt mir sehr königlich und edel — Doch noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

König.

Das Fragen ist an Mir.

Königinn.

Durch meinen Argwohn

soll doch die Unschuld wenigstens nicht leiden —

Wenn

Wenn also dieser Diebstahl Ihr Befehl gewesen —

König.

Ja.

Königinn.

Dann hab' ich niemand anzuklagen und niemand weiter zu bedauern — niemand als Sie, dem die Gemahlinn nicht geworben, bei welcher solche Mittel sich verlohnen.

König.

Die Sprache kenn' ich — Doch, Madam, zum zweitenmale soll sie mich nicht täuschen, wie in Aranjuez sie mich getäuscht. Die engelreine Königinn, die damals mit so viel Würde sich vertheidigt — jetzt kenn' ich sie besser.

Königinn.

— Was ist das?

König.

Die ihre Begleiterinnen darum nur entfernt, um sich — mit ihrem Kinde zu vergnügen.

Königinn.

Mein König, wie versteh' ich das?

Ko-

König.

Kurz also
und ohne Hinterhalt, Madam! — Ist's wahr,
noch wahr, daß Sie mit niemand dort gesprochen?
Mit niemand? Ist das wirklich wahr?

Königinn.

Mit dem Infanten
hab' ich gesprochen. Ja.

König.

Ja? — Nun, so ist's
am Tage. Es ist offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

Königinn.

Ehre, Sire?
Geraume Zeit, eh' König Philipp mich
Gemahlinn hieß, war ich schon Heinrichs Tochter —
Wenn Ehre zu verletzen war, so fürcht' ich,
stand eine größ're auf dem Spiel, als mir
Kastilien zur Morgengabe brachte.

König.

Warum verläugneten Sie mir?

Königinn.

Weil ich

es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
der Höflinge, auf Delinquenten Weise
verhören mich zu lassen. Wahrheit werde
ich nie verläugnen, wenn mit Ehrerbietung
und Güte sie gefodert wird — Und war
das wohl der Ton, den Eure Majestät
mir in Aranjuez zu hören gaben?
Ist etwa die versammelte Grandezza
der Richterstuhl, vor welchen Königinnen
zu ihrer stillen Thaten Rechenschaft
gezogen werden? Ich gestattete
dem Prinzen die Zusammenkunft, um die
er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
nicht über Dinge will zum Richter setzen,
die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
verbarg ich es, weil ich nicht lüstern war,
mit Eurer Majestät um diese Freiheit
vor meinem Hofgesinde mich zu streiten.

König.

Sie sprechen kühn, Madam, sehr —

Königinn.

Und auch darum
setz' ich hinzu, weil der Infant doch schwerlich
der Billigkeit — der Nachsicht, wollt' ich sagen —
die er bedarf und auch verdient, sich zu
erfreuen hat in seines Vaters Herzen —

König.

Die er verdient?

Königinn.

Denn warum soll ich es
verbergen, Sire? — ich schätz' ihn sehr und
lieb' ihn,
als meinen theuersten Verwandten, der
einst werth befunden worden, einen Namen
zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
noch nicht recht einsehn lernen, daß er mir
gerade darum fremder sollte sein
als jeder andere, weil er ehedem
vor jedem andern theuer mir gewesen.
Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft,
wie sie für gut es findet, soll es ihr
doch etwas schwerer werden sie zu lösen.
Ich will nicht hassen, wen ich soll — und weil
man endlich doch zu reden mich gezwungen —
ich will es nicht — will meine Wahl nicht
länger
gebunden sehn — ein zwingendes Verbot
soll meiner Freunde Werth bei mir erheben,
soll bis zur Übertreibung mich versuchen,
ich will sogar —

König.

Elisabeth! Sie haben
in schwachen Stunden mich gesehen. Diese
Erinnerung macht Sie so kühn. Der Spiegel,

vor dem wir stehen, macht Sie kühn. Sie trauen
auf eine Allmacht, die Sie oft genug
an meiner Festigkeit geprüft — Doch fürchten
Sie desto mehr. Was bis zu Schwächen mich
gebracht, kann auch zu Raserei mich führen.

Königinn.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Er nimmt ihre Hand.

Wenn es ist,
doch ist — und ist es denn nicht schon? —
wenn Ihrer
Verschuldung volles, aufgehäuftes Maß
auch nur um eines Athems Schwere steigt —
wenn ich der Hintergangne bin —

Er läßt ihre Hand los.

Ich kann
auch über diese letzte Schwäche siegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir
und Ihnen,
Elisabeth!

Königinn.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Dann meinetwegen fließe Blut —

Kö-

Königinn.

So weit

ist es gekommen — Gott!

König.

Die Christenheit

erschrecke über eine That! — Ich kenne
mich selbst nicht mehr — ich ehre keine Sitte
und kein Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

Königinn.

Wie sehr

beklag' ich Eure Majestät —

König außer Fassung.

Beklagen!

Das Mitleid einer Buhlerinn —

Infantinn

hängt sich erschrocken an ihre Mutter.

Der König zürnt,

und meine schöne Mutter weint.

König

stößt das Kind unsanft von der Königinn.

Geh hin

und klag' es Deinem Vater.

Königinn

mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme.

Dieſes Kind
muß ich doch ſicher ſtellen vor Mißhandlung.
Komm mit mir, meine Tochter.

ſie nimmt ſie auf den Arm.

Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, ſo muß ich jenſeits
der Pyrenäen Bürgen kommen laſſen,
die unſre Sache führen.

Sie will gehen.

König betreten.

Königinn?

Königinn.

Ich kann nicht mehr — Das iſt zu viel —

Sie will die Thüre erreichen, und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden.

König

hinzu eilend, voll Beſtürzung.

Gott! was
iſt das? — Eliſabeth!

Infantinn

ruft voll Schrecken.

Sie

Sie blutet!

Ach meine Mutter blutet!

Sie eilt hinaus.

Königinn.

Kommt denn niemand,
der mich aus diesem Zimmer bringen wollte?

König

ängstlich um sie beschäftigt.

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! — Verdien' ich,
daß Sie so hart mich strafen? Stehn Sie auf.
Erhohlen Sie Sich. — Stehn Sie auf — —
Man kommt —
Man überrascht uns — Stehn Sie auf —
Soll sich
mein ganzer Hof an diesem Schauspiel weiden?
Muß ich Sie bitten, aufzustehn?

Sie richtet sich auf, von dem König unterstützt.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alba, Feria, Lerma, Domingo, treten erschrocken herein.

König.

Man bringe
die Königinn zu Hause. Ihr ist übel.

Die Königinn geht ab, begleitet von Feria und Lerma.

Alba und Domingo treten beunruhigt näher.

Alba.

Die Königinn in Thränen, und auf ihrem Gesichte Blut —

König.

Das nimmt die Teufel Wunder, die mich verleitet haben.

Alba. Domingo.

Wir?

König.

Die mir genug gesagt, zum Narren mich zu bringen; zu meiner Uiberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben, was wir gehabt —

König.

Die Hölle dank' es Euch. Ich habe, was mich reu't, gethan. War das die Sprache eines schuldigen Gewissens? Steht eine Sünderinn so da? —

Marquis von Posa

noch außerhalb der Scene.

Ist der

Monarch zu sprechen?

Eilfter Auftritt.

Marquis von Posa. Die Vorigen.

König

bei dieser Stimme lebhaft auffahrend, und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend.

Ah! Da kommt mein Mann!
Seid mir willkommen, Marquis — Eurer,
Herzog
bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlaßt uns.

Alba und Domingo sehen einander mit stummer Verwunderung an.

Marquis

steht verwirrt und verlegen, einen fragenden Blick auf den König gerichtet.

Das
schlägt meine ganze Hoffnung nieder! — —
Denn —
ich will es nur gestehen, Sire — bei dem
Geschäft, das mich hieher geführt, hab' ich
auf diese Stimme sehr gerechnet —

Mit einer verbindlichen Beugung gegen den Herzog.

König

sehr ernsthaft zu den beiden.

Ihr
wißt meinen Willen. Tretet ab.

Alba und Domingo entfernen sich.

Zwölfter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

König.

nachdem sie allein sind.

Ihr wolltet
verbessern Marquis, was ich schlimm gemacht.
Ich lobe Eure gute Absicht.

Marquis.

Sire,
dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
doch etwas hart, von einem Jüngling sich
so abgelöst zu sehen —

König.

Euch geziemt
es, so zu denken, so zu handeln Mir.
Was Ihr in wenig Stunden mir gewesen,
war Er in einem Menschenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen;

das

das Siegel meiner königlichen Gunst
soll hell und weit auf Eurer Stirne leuchten.
Ich will den Ma[illegible], den ich zum Freund gewählt,
beneiden sehn.

Marquis.

Und dann auch, wenn die Hülle
der Niedrigkeit allein ihn fähig machte,
des Namens werth zu sein —

König.

Was bringt
Ihr mir?

Marquis.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
hör' ich von einem schrecklichen Gerüchte,
das mir unglaublich dünkt — Ein heftiger
Wortwechsel — Blut — die Königinn —

König.

Ihr kommt von dort?

Marquis.

Entsetzen sollt' es mich,
wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
von Eurer Majestät indeß vielleicht
etwas geschehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
der Sache ganze Lage.

Kö-

König

Nun?

Marquis.

Ich fand
Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille
mit einigen Papieren wegzunehmen,
die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —

Er gibt Karlos Briefstasche dem König.

König.

durchsucht sie begierig.

Ein Schreiben
vom Kaiser meinem Vater — — Wie? Von dem
ich nie gehört zu haben mich entsinne?

Er lies't es durch, legt es bei Seite und eilt zu den andern Papieren.

Der Plan zu einer Festung — — Abgerissne
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
denn hier? — Die Hand sollt' ich doch kennen!
Es ist von einer Dame.

Er lies't aufmerksam, bald laut, bald leise.

„ Dieser Schlüssel — —
„ die hintern Zimmer im Pavillon
„ der Königinn" — — Ha! Was wird das?
— „ Hier darf
„ die Liebe frei — — Erhörung — schöner
Lohn"

Sa-

Satanische Verrätherei! Jetzt kenn' ich's
Sie ist es. Es ist ihre Hand —

Marquis.

Die Hand
der Königinn? Unmöglich —

König.

Der Prinzessinn
von Eboli —

Marquis.

So wär' es wahr, was mir
unlängst der Page Henarez gestanden,
der Brief und Schlüssel überbrachte.

König

des Marquis Hand fassend, in heftiger Bewegung.

Marquis!
Ich sehe mich in fürchterlichen Händen!
Dieß Weib — Ich will es nur gestehen — Marquis,
dieß Weib erbrach der Königinn Schatulle,
die erste Warnung kam von ihr — Wer weiß,
wie viel der Mönch drum wissen mag — Ich bin
durch ein verruchtes Bubenstück betrogen.

Marquis.

Dann wär' es ja noch glücklich —

König.

Marquis! Marquis!

Ich

Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner
Gemahlinn doch zu viel gethan —

Marquis.

Wenn zwischen
dem Prinzen und der Königinn geheime
Verständnisse gewesen sind, so waren
sie sicherlich von weit — weit anderm Inhalt,
als dessen man sie anklagt. Ich habe
gewisse Nachricht, daß des Prinzen Wunsch,
nach Flandern abzureisen, in dem Kopfe
der Königinn entsprang.

König.

Ich glaub' es immer.

Marquis.

Die Königinn hat Ehrgeiz — Darf ich mehr
noch sagen? — Mit Empfindlichkeit sieht sie
in ihrer stolzen Hoffnung sich getäuscht,
und von des Thrones Antheil ausgeschlossen.
Des Prinzen rasche Jugend bot sich ihren
weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —
Ich zweifle, ob sie lieben kann.

König.

Vor ihren
staatsklugen Planen zitt're ich nicht.

Marquis.

Ob sie
geliebt wird? — — — Ob von dem Infanten
nichts

nichts schlimmes zu fürchten? Diese Frage
scheint mir der Untersuchung werth. Hier, glaub' ich,
ist eine strenge Wachsamkeit vonnöthen —

König

Ihr haftet mir für ihn —

Marquis.

nach einigem Bedenken.

Wenn Eure Majestät
mich fähig halten, dieses Amt zu führen,
so muß ich bitten, es uneingeschränkt
und g nz in meine Hand zu übergeben.

König.

Das soll geschehen.

Marquis.

Wenigstens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
in Unternehmungen, die ich etwa
für nöthig finden könnte, mich zu stören —

König.

Durch keinen. Ich versprech' es Euch. Ihr war't
mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
für diese Neuigkeit Euch schuldig?

Ler-

Lerma

tritt bei den letzten Worten herein.

König.

Wie

verließet Ihr die Königinn?

Lerma.

Noch sehr

erschöpft von ihrer Ohnmacht.

Er sieht den Marquis mit zweideutigen Blicken an.

König

Sogleich werde

ich bei ihr sein. Man bring' ihr diese Nachricht.

Lerma geht ab. Der Marquis folgt ihm unruhig und nachdenkend mit den Augen.

Marquis.

nach einer Pause zum König.

Noch eine Vorsicht scheint mir nöthig. Der
Infant, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entschlüssen
ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, diesem Fall
durch ein geschwindes Mittel zu begegnen.

König.

Ihr habt ganz Recht. Wie aber —

Marquis.

Ein geheimer
Verhaftsbefehl, den Eure Majestät
in meine Hände niederlegen, mich
im Augenblicke der Gefahr sogleich
desselben zu bedienen — und —

König bedenklich.

Der Schritt
ist etwas kühn — Ich zweifle, ob —

Marquis.

Es bliebe
vor's erste Staatsgeheimniß, bis —

König.

zum Schreibepult gehend, und den Verhaftsbefehl niederschreibend.

Das Reich!
ist auf dem Spiele — Außerordentliche Mittel
erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

Marquis

empfängt den Verhaftsbefehl.

Es ist auf's äußerste, mein König.

König.

legt die Hand auf seine Schulter.

Geht

Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen und meinen Nächten Schlaf zurückzubringen.

Beide gehen ab zu verschiedenen Seiten.

Gallerie.

Dreizehnter Auftritt.

Dom Karlos kommt in der schrecklichsten Beängstigung. Graf Lerma ihm entgegen.

Karlos.

Sie such' ich eben.

Lerma.

Und ich Sie.

Karlos.

Ist's wahr?

Um Gotteswillen, ist es wahr?

Lerma.

Was denn?

Karlos.

Daß er den Dolch nach ihr gezückt? daß man aus

aus seinem Zimmer blutig sie getragen?
Bei allen Heiligen! Antworten Sie.
Was muß ich glauben? Was ist wahr?

Lerma.

Sie fiel
ohnmächtig hin und ritzte sich im Fallen.
Sonst war es nichts.

Karlos.

Sonst hat es nicht Gefahr?
Sonst nicht? Bei Ihrer Ehre, Graf?

Lerma.

Nicht für
die Königinn — doch desto mehr für Sie.

Karlos.

Für meine Mutter nicht! Nun Gott sei Dank!
Mir kam ein schreckliches Gerücht zu Ohren,
der König rase gegen Kind und Mutter,
und ein Geheimniß sei entdeckt.

Lerma.

Das letzte
kann auch wohl wahr sein —

Karlos.

Wahr sein! Wie?

Lerma.

Prinz, Eine Warnung gab ich Ihnen heute,
die Sie verachtet haben. Nützen Sie
die zwote besser.

Karlos.

Wie?

Lerma.

Wenn ich mich anders
nicht irre, Prinz, sah' ich vor wen'gen Tagen
ein Portefeuille von himmelblauem Sammt;
mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand, —

Karlos etwas bestürzt.

So eins
besitz' ich. Ja. — Nun —

Lerma.

Auf der Decke, glaub' ich,
ein Schattenriß, mit Perlen eingefaßt —

Karlos.

Ganz recht.

Lerma.

Als ich vorhin ganz unvermuthet
in's Kabinet des Königs trat, glaubt' ich
das nämliche in seiner Hand zu sehen,
und Marquis Posa stand bei ihm —

Kar-

Karlos.

nach einem kurzen erstarrenden Stillschweigen, heftig.

Das ist nicht wahr.

Lerma empfindlich.

Dann freilich bin ich ein Betrüger.

Karlos sieht ihn lange an.

Der sind Sie. Ja.

Lerma.

Ach! Ich verzeih' es Ihnen.

Karlos

geht in schrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm stehen.

Du treibst ein fürchterliches Handwerk, Mensch.
Was hat er Dir zu leid gethan? Was haben
die unschuldsvollen Bande Dir gethan,
die Du mit höllischer Geschäftigkeit
zu reißen Dich beeiferst?

Lerma.

Prinz, ich ehre
den Schmerz, der Sie unbillig macht.

Karlos.

O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

Lerma.

Auch
erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:
Wie vielen Dank, sagt' er, als ich hereintrat,
bin ich für diese Neuigkeit Euch schuldig!

Karlos.

O stille! stille!

Lerma.

Herzog Alba soll
gefallen sein — dem Prinzen Ruy Gomez
das große Siegel abgenommen und
dem Marquis übergeben sein —

Karlos.

in tiefes Grübeln verloren.

Und mir verschwieg er!
Warum verschwieg er Mir?

Lerma.

Der ganze Hof
staunt ihn schon als allmächtigen Minister,
als unumschränkten Günstling an —

Karlos.

Er hat
mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,
wie seine eigne Seele. O das weiß ich —
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
das Vaterland nicht theurer sein als Einer?

Sein

Sein Busen war für einen Freund zu groß,
und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend. Kann
ich ihn drum schelten? — Ja! Es ist gewiß!
Jetzt ist's gewiß. Jetzt hab' ich ihn verloren.

Er geht seitwärts und verhüllt das Gesicht.

Lerma.

nach einem Stillschweigen.

Mein bester Prinz. Was kann ich für Sie thun?

Karlos

ohne ihn anzusehen.

Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu schenken.

Lerma.

Wollen Sie
erwarten, was erfolgen mag.

Karlos

stützt sich auf das Geländer und sieht starr vor sich hinaus.

Ich hab' ihn
verloren. O! Jetzt bin ich sehr arm.

Lerma

nähert sich ihm mit theilnehmender Rührung.

Prinz,
Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Karlos.

Auf meine Rettung! — Guter Menſch!

Lerma.

Und ſonſt,
ſonſt haben Sie für niemand mehr zu zittern?

Karlos fährt auf.

Gott! warum mahnen Sie mich! — Meine
Mutter!
Der Brief, den ich ihm wiedergab! ihm erſt
nicht laſſen wollte und doch ließ!

Er geht, heftig und die Hände ringend, auf und nieder.

Womit
hat ſie es denn verdient um ihn? Sie hätt' er
doch ſchonen ſollen. Lerma, hätt' er nicht?

Raſch, entſchloſſen.

Ich muß zu ihr — ich muß ſie warnen, muß
ſie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen ſchick' ich denn? Iſt denn kein Mittel?
Rufen
Sie mir den Marquis — hurtig —

Lerma.

Wen?

Karlos

bleibt erſtarrt ſtehen.

Ach Gott! —
Ler-

Lerma.

Und jetzt ist auch der König dort.

Karlos

in Gedanken verloren.

Hab' ich
denn niemand mehr? Gar niemand — — Doch!
Noch Einen!
Gott sei gelobt! Noch einen Freund — und hier
ist nichts mehr zu verschlimmern.

Schnell ab.

Lerma

folgt ihm und ruft ihm nach.

Prinz! Wohin?

ab.

Vierzehnter Auftritt.

Kabinet der Prinzessinn von Eboli.

Prinzessinn von Eboli. Domingo, welcher eben hereintritt.

Domingo.

Prinzessinn, haben Sie gehört?

Eboli

Wovon?

Sie sind ja fürchterlich, Kaplan.

Domingo.

Vom neuen
Miniſter, den wir haben?

Eboli.

Wie? So iſt
ſie wahr, die außerordentliche Zeitung,
die ſchon den ganzen Hof erfüllt?

Domingo.

Sie haben
auch Ihren Theil daran. Ich wünſche Glück,
Monarchinn einer Sommernacht.

Fünfzehnter Auftritt.

Herzog von Alba tritt auf. Die Vorigen.

Alba zur Prinzeſſinn.

Durchſtoßen
Sie mir das Herz. Ich ſelbſt brachte ihn zum
König.

Domingo.

Wem hätte auch geahndet!

Alba.

Deſto ſchlimmer!
Der Menſch, der ſich auf Täuſchung ſo verſtand,
der Sie und mich in ſolchen Schlaf geſungen,
der kann noch mehr.

Domingo.

„ Uns braucht man nicht mehr" — Herzog,
Sie hörten doch?

Eboli.

Wie ist das zugegangen?
So schnell! Ich faß' es nicht.

Alba in tiefen Gedanken.

Was gäb' ich jetzt
um einen Feind, wie der Infant gewesen.

Domingo.

Sehr wahr gesagt! Bei Gott! Versteh' ich Sie,
so lassen Sie in meinem Geist, Toledo.

Alba.

Im Grunde, sag' ich, ist er gut.

Domingo

Das sag'
ich auch.

Alba.

Und eines bessern Schicksals würdig.

Domingo.

Das hab' ich jederzeit gedacht.

Alba.

nach einem schnellen Besinnen.

Ka-

Kaplan,

Sie gehen mit?

Domingo.

Wohin? Was wollen Sie?

Alba.

Mein eignes Werk vernichten, und es lieber zu seiner Zeit zum zweitenmal gebähren.

Er geht ab.

Domingo.

Und Sie, Prinzessinn, schweigen still?

Eboli.

Thun Sie, was Ihnen gut und nöthig dünkt. Ich werde nie seine Freundinn sein.

Domingo folgt dem Herzog Dom Karlos kommt durch die andre Thüre.

Sechzehnter Auftritt.

Prinzessinn von Eboli. Dom Karlos.

Karlos.

zur Prinzessinn, welche bei seinem Anblick bestürzt zurückfährt.

Erschrecken Sie nicht, Fürstinn. Ich will sanft sein, wie ein Kind.

Eboli.

Eboli.

Prinz? — Diese Uiberraschung —

Karlos

Sind Sie noch

beleidigt? Noch?

Eboli.

— Prinz —

Karlos dringender.

Sind Sie noch beleidigt?

Ich bitte, sagen Sie es mir.

Eboli.

Was soll das?

Sie scheinen zu vergessen, Prinz — Was suchen Sie bei mir?

Karlos

ihre Hand mit Heftigkeit fassend.

Mädchen, kannst Du ewig hassen?

Verzeiht gekränkte Liebe nie?

Eboli will sich losmachen.

Woran

erinnern Sie mich, Prinz?

Karlos.

An Deine Güte

und meinen Dank — Ach! ich weiß es wohl:

schwer hab' ich Dich beleidigt Mädchen, habe

Dein

Dein sanftes Herz zerrissen, habe Thränen
gepreßt aus diesen Engelblicken — ach!
und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

Eboli.

Prinz, lassen Sie mich — ich —

Karlos.

Ich bin gekommen,
weil Du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
auf Deine gute, schöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, sieh, ich habe keinen Freund
mehr
auf dieser Welt, als Dich allein. Einst war'st
Du mir so gut — Du wirst nicht ewig hassen,
und wirst nicht unversöhnlich sein.

Eboli

wendet das Gesicht ab.

O stille!
Nichts mehr, um Gottes willen Prinz —

Karlos.

Laß mich
an jene goldne Zeiten Dich erinnern —
an Deine Liebe laß mich Dich erinnern,
an Deine Liebe, Mädchen, gegen die
ich so unwürdig mich verging. Laß mich
jetzt gelten machen, was ich Dir gewesen,
was Deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch Einmal — nur noch Einmal stelle mich,

so

so wie ich damals war, vor Deine Seele und diesem Schatten opfre, was Du mir, mir ewig nie mehr opfern kannst.

Eboli.

O Karl!

Wie grausam spielen Sie mit mir!

Karlos.

Sei größer als Dein Geschlecht. Vergiß Beleidigungen. Thu, was vor Dir kein Weib gethan — nach Dir kein Weib mehr thun wird. Etwas unerhörtes fodr' ich von Dir — Laß mich — auf meinen Knien beschwör' ich Dich — Laß mich, zwei Worte laß mich mit meiner Mutter sprechen.

Er wirft sich vor ihr nieder.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis von Posa stürzt herein, hinter ihm zwei Offiziere der königlichen Leibwache.

Marquis.

athemlos, außer sich dazwischen tretend.

Was hat er gestanden? Glauben Sie ihm nicht.

Kar-

Karlos

noch auf den Knieen, mit erhobener Stimme.

Bei allem, was heilig —

Marquis.

unterbricht ihn mit Heftigkeit.

Er ist rasend. Hören Sie den Rasenden nicht an.

Karlos lauter dringender.

Es gilt um Tod und Leben. Führen Sie mich zu ihr.

Marquis.

zieht die Prinzessinn mit Gewalt von ihm.

Ich ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.

Zu einem von den Offizieren.

Graf von Kordua. Im Namen des Monarchen.

Er zeigt den Verhaftsbefehl.

Der Prinz ist Ihr Gefangener.

Dom Karlos steht erstarrt, wie vom Donner gerühret, und spricht von jetzt an kein Wort mehr. Die Prinzessinn stößt einen Laut des Schreckens aus, und will fliehen, die Offiziere erstaunen. Eine lange und tiefe Pause. Man sieht den Marquis sehr heftig zittern und mit Mühe seine Fassung behalten.

Zum

Zum Prinzen.

Ich bitte
um Ihren Degen — — Fürstinn Eboli,
Sie bleiben; und

zu dem Offizier.

Sie haften mir dafür,
daß Seine Hoheit niemand spreche — nie-
mand —
Sie selbst nicht, bei Gefahr des Kopfs!

Er spricht noch einiges leise mit dem Offizier, darauf wendet er sich zum andern.

Ich werfe
sogleich mich selbst zu des Monarchen Füßen,
ihm Rechenschaft zu geben —

Zu Karlos.

und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz, — in einer Stunde.

Karlos läßt sich ohne Zeichen des Bewußtseins hinwegführen — Nur im Vorübergehen läßt er einen matten, sterbenden Blick auf den Marquis fallen, der sein Gesicht verhüllt. Die Prinzessinn versucht es noch einmal zu entfliehn; der Marquis führt sie beim Arme zurück.

Achtzehnter Auftritt.

Prinzessinn von Eboli. Marquis von Posa.

Eboli.

Um aller Himmel willen, lassen Sie
mich diesen Ort —

Marquis.

führt sie ganz vor, mit fürchterlichem Ernst.

Was hat er Dir gesagt, Unglückliche?

Eboli.

Nichts — lassen Sie mich — Nichts —

Marquis.

hält sie mit Gewalt zurück. Ernster.

Wie viel hast Du erfahren? — Hier ist kein Entrinnen mehr. Du wirst auf dieser Welt es niemand mehr erzählen.

Eboli

sieht ihm erschrocken in's Gesicht.

Großer Gott! Was meinen Sie damit? Sie wollen mich doch nicht ermorden?

Marquis.

zieht einen Dolch.

In der That, das bin ich sehr gesonnen. Mach' es kurz.

Eboli.

Mich? Mich? O! ewige Barmherzigkeit! Was hab' ich denn begangen?

Mar-

Marquis.

zum Himmel sehend, den Dolch auf ihre Brust gesetzt.

Noch ist's Zeit. Noch trat das Gift nicht über diese Lippen. Ich zerschmettre das Gefäß, und alles bleibt was es gewesen — Spaniens Verhängniß und eines Weibes Leben! — Diesen Mord getrau' ich mir, an deinem Weltgericht noch auszufechten.

Er bleibt in dieser Stelle zweifelhaft ruhen.

Eboli

ist an ihm niedergesunken und sieht ihm fest in's Gesicht.

Nun? Was zaudern Sie? Ich bitte nicht um Schonung — Nein. Ich habe verdient zu sterben, und ich will's.

Marquis.

Er läßt die Hand langsam sinken. Nach einem kurzen Besinnen:

Das wäre so feig' als es barbarisch ist — Nein! Nein! Gott sei gelobt! — Noch gibt's ein andres Mittel —

Er läßt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzessinn stürzt fort durch eine andere Thüre.

Ein Zimmer der Königinn.

Neunzehnter Auftritt.

Die Königinn zur Gräfinn Fuentes.

Was für ein Auflauf im Pallaste! Jedes
Getöse, Gräfinn, macht mir heute Schrecken.
O sehen Sie doch nach und sagen mir,
was es bedeutet.

Die Gräfinn Fuentes geht ab, und herein stürzt die Prinzessinn von Eboli.

Zwanzigster Auftritt.

Königinn. Prinzessinn von Eboli.

Eboli

athemlos, bleich und entstellt, vor der Königinn niedergesunken.

Königinn! Zu Hülfe!
Er ist gefangen.

Königinn.

Wer?

Eboli.

Der Marquis von Posa
nahm auf Befehl des Königs ihn gefangen.

Königinn.

Wen aber? Wen?

Eboli.

Den Prinzen.

Königinn.

Raſeſt Du?

Eboli.

So eben führen ſie ihn fort.

Königinn.

Und wer

nahm ihn gefangen?

Eboli.

Marquis Poſa.

Königinn.

Nun!

Gott ſei gelobt, daß es der Marquis war,
der ihn gefangen nahm!

Eboli.

Das ſagen Sie
ſo ruhig, Königinn? ſo kalt? — O Gott!
Sie ahnden nicht — Sie wiſſen nicht —

Königinn

Warum er
gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,

vermuth' ich, der dem heftigen Karakter des Jünglings sehr natürlich war.

Eboli.

Nein! Nein!
Ich weiß es besser — Nein — O Königinn —
Verruchte, teufelische That! — Für ihn
ist keine Rettung mehr. Er stirbt.

Königinn.

Er stirbt!

Eboli.

Und seine Mörderinn bin ich.

Königinn.

Er stirbt!
Wahnsinnige, bedenkst Du?

Eboli.

Und warum —
warum er stirbt! — O hätt' ich wissen können,
daß es bis dahin kommen würde!

Königinn.

nimmt sie gütig bei der Hand.

Fürstinn,
noch sind Sie außer Fassung. Sammeln Sie
erst Ihre Geister, daß Sie ruhiger,
nicht in so grauenvollen Bildern, die

mein

mein Innerstes durchschauen, mir erzählen.
Was wissen Sie? Was ist geschehen?

Eboli.

O!

nicht diese himmlische Herablassung,
nicht diese Güte, Königinn! Wie Flammen
der Hölle schlägt sie brennend mein Gewissen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
zu Ihrer Glorie empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die sich,
zerknirscht von Reue, Scham und Selbstverachtung,
zu Ihren Füßen krümmt.

Königinn.

Unglückliche!
Was haben Sie mir zu gestehen?

Eboli.

Engel
des Lichtes! Große Heilige; Noch kennen,
noch ahnden Sie den Teufel nicht, dem Sie
so liebevoll gelächelt — Lernen Sie
ihn heute kennen. Ich — ich war' der Dieb,
der Sie bestohlen.

Königinn.

Sie?

Eboli.

Und jene Briefe
dem König ausgeliefert.

Königinn.

Sie?

Eboli.

Der ſich
erdreiſtet hat, Sie anzuklagen —

Königinn.

Sie —
Sie konnten —

Eboli.

Rache — Liebe — Raſerei —
Ich haßte Sie und liebte den Infanten —

Königinn.

Weil Sie ihn liebten —?

Eboli.

Weil ich's ihm geſtanden
und keine Gegenliebe fand.

Königinn
nach einem Stillſchweigen.

O jetzt
enträthſelt ſich mir alles! — Stehn Sie auf.
Sie

Sie liebten ihn — ich habe schon vergeben.
Es ist vergessen — stehn Sie auf.

Sie reicht ihr den Arm.

Eboli.

Mein! Mein!
Ein schreckliches Geständniß ist noch übrig.
Nicht eher, große Königinn —

Königinn aufmerksam.

Was werd' ich
noch hören müssen? Reden Sie —

Eboli.

Der König . . .
Verführung . . . O Sie blicken weg . . . Ich lese
in Ihrem Angesicht Verwerfung . . . Das
Verbrechen, dessen ich Sie zeihte . . . ich
beging es selbst.

Sie drückt ihr glühendes Gesicht auf den Boden. Die Königinn geht ab. Große Pause. Die Herzoginn von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die Königinn gegangen war und findet die Fürstinn noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert sich ihr stillschweigend; auf das Geräusch, richtet sich die letztere auf, und fährt wie eine Rasende in die Höhe, da sie die Königinn nicht mehr gewahr wird.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Prinzessinn von Eboli. Herzoginn von Olivarez.

Eboli.

Gott! Sie hat mich verlassen! Jetzt ist es aus.

Olivarez tritt ihr näher.

Prinzessinn Eboli —

Eboli.

Ich weiß, warum Sie kommen, Herzoginn. Die Königinn schickt Sie heraus, mein Urtheil mir anzukündigen — Geschwind —

Olivarez.

Ich habe Befehl von Ihrer Majestät, Ihr Kreuz und Ihre Schlüssel in Empfang zu nehmen —

Eboli.

nimmt ein goldenes Ordenskreuz vom Busen und gibt es in die Hände der Herzoginn.

Doch noch einmal ist es mir vergönnt, die Hand der besten Königinn zu küssen.

Olivarez.

Im Marienkloster wird man Ihnen sagen, was über Sie beschlossen ist.

Eboli.

unter hervorstürzenden Thränen.

Ich werde die Königinn nicht wieder sehen?

Olivarez.

umarmt sie mit abgewandtem Gesicht.

Leben Sie glücklich.

Sie geht schnell fort. Die Prinzessinn folgt ihr bis an die Thüre des Kabinets, welche sogleich hinter der Herzoginn verschlossen wird. Einige Minuten bleibt sie stumm und unbeweglich auf den Knieen davor liegen, dann rafft sie sich auf und eilt hinweg mit verhülltem Gesicht.

Zwei und zwanzigster Auftritt.

Die Königinn und die Herzoginn von Olivarez kommen aus dem Kabinet.

Königinn.

Ist Sie weg?

Olivarez.

Und in Verzweiflung.
Ihr Schickſal iſt erſchrecklich.

Königinn.

tritt unruhig an ein Fenſter.

Wo die Gräfinn
Fuentes aber bleiben mag? Sie ſollte
mir Nachricht bringen —

Ein Page tritt herein und ſpricht einige Worte mit der Oberhofmeiſterinn, welche ſich darauf zur Königinn wendet.

Olivarez.

Herzog Alba und
Domingo, Ihro Majeſtät —

Königinn ſtutzt.

Domingo
und Herzog Alba — — Alba und Domingo?

Olivarez.

Sie bitten auf zween Augenblicke nur
um gnädigſtes Gehör —

Königinn.
nach einigem Uiberlegen.

Das werd' ich ja
wohl hören — führt ſie zu mir.

Der Page gebt ab. Die Oberhofmeiſterinn entfernt ſich in das Kabinet.

Drei und zwanzigster Auftritt.

Die Königinn. Alba. Domingo.

Alba.

Wenn es uns
vergönnt ist, große Königinn —

Königinn.

Was steht
zu Ihren Diensten?

Domingo.

Redliche Besorgniß
für Ihrer königlichen Majestät
erhabene Person erlaubt uns nicht
bei einem Vorfall müßig still zu schweigen,
der Ihre Sicherheit bedroht.

Alba.

Wir eilen,
durch unsre zeit'ge Warnung ein Komplott,
das wider Sie gespielt wird, zu entkräften —

Domingo.

Und unsern Eifer — unsre Dienste zu
den Füßen Ihrer Majestät zu legen.

Königinn

sieht sie verwundert an.

Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie

Sie überraschen mich wahrhaftig. Solcher Ergebenheit war ich mir von Domingo und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend. Ich weiß, wie ich sie schätzen muß — Sie nennen mir ein Komplott, das mich bedrohen soll. Darf ich erfahren, wer — —

Alba.

Wir bitten Sie, vor einem Marquis Posa Sich zu hüten, der für des Königs Majestät geheime Geschäfte führt.

Königinn.

Ich höre mit Vergnügen, daß der Monarch so gut gewählt. Den Marquis hat man mir längst als einen guten Menschen, als einen großen Mann gerühmt. Nie ward die höchste Gunst gerechter ausgetheilt —

Domingo.

Gerechter ausgetheilt! Wir wissen's besser.

Alba.

Es ist längst kein Geheimniß mehr, wozu sich dieser Mensch gebrauchen lassen.

Königinn.

Wie?

Was

Was wär' denn das? Sie spannen meine ganze Erwartung.

Domingo.

— Ist es schon von lange, daß Ihro Majestät zum letztenmal in Ihrer Schatulle nachgesehen?

Königinn.

Wie?

Domingo.

Und haben Sie nichts darin vermißt von Kostbarkeiten?

Königinn.

Wie so? Warum? Was ich vermisse, weiß mein ganzer Hof — Doch Marquis Posa? Wie kommt Marquis Posa damit in Verbindung?

Alba.

Sehr nahe, Ihro Majestät — denn auch dem Prinzen fehlen wichtige Papiere, die in des Königs Händen diesen Morgen gesehen worden — als der Chevalier geheime Audienz gehabt. So eben wird Seine Hoheit in Verhaft genommen, und Marquis Posa ist Minister.

Königinn

nach einigem Nachdenken.

Selt-

Seltsam,
bei Gott! und äußerst sonderbar! — Ich finde
hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
und wiederum zwo Freunde, die ich nie besessen
zu haben mich entsinnen kann — Denn wirklich

indem sie einen durchdringenden Blick auf beide heftet.

muß ich gestehn, ich war schon in Gefahr,
den schlimmen Dienst, der mir bei meinem Herrn
geleistet worden — — Ihnen zu vergeben.

Alba.

Uns?

Königinn.

Ihnen.

Domingo.

Herzog Alba! Uns!

Königinn

noch immer die Augen fest auf sie gerichtet.

Wie lieb
ist es mir also, meiner Ubereilung
so bald gewahr zu werden — Ohnehin
hatt' ich beschlossen, Seine Majestät
noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
zu stellen. Um so besser nun! So kann ich
auf Herzog Alba's Zeugniß mich berufen.

Alba.

Auf mich? Das wollten Sie im Ernst?

Königinn.

Warum nicht?

Domingo.

Um alle Dienste zu entkräften, die
wir Ihnen im Verborgnen —

Königinn.

Im Verborgnen?

Mit Stolz und Ernst.

Ich wünschte doch zu wissen, Herzog Alba,
was Ihres Königs Frau mit Ihnen oder
mit Ihnen, Priester, abzureden hätte,
das ihr Gemahl nicht wissen darf — — Bin ich
unschuldig oder schuldig?

Domingo.

Welche Frage!

Alba.

Doch, wenn der König so gerecht nicht wäre?
es jetzt zum mindesten nicht wäre?

Königinn.

Dann
muß ich erwarten, bis er's wird — Wohl dem

der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

Sie macht ihnen eine Verbeugung. Beide gehen ab.

Vier und zwanzigster Auftritt.

Die Königinn. Marquis von Posa.

Königinn.

Ach endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen.

Marquis

bleich, wie ein Todter, mit zerstörtem Gesicht, bebender Stimme, und durch diesen ganzen Auftritt in feierlicher, tiefer Bewegung.

Sind Ihro Majestät allein? Kann niemand in diesen nächsten Zimmern uns behorchen?

Königinn.

Kein Mensch — Warum? Was bringen Sie?

Indem sie ihn genauer ansieht, und erschrocken zurücktritt.

Und wie so ganz verändert? Was ist das? Sie machen mich zittern, Marquis — alle ihre Züge wie eines Sterbenden entstellt —

Marquis.

Sie wissen vermuthlich schon —

Ko-

Königinn.

Daß Karl gefangen worden, und zwar durch Sie, setzt man hinzu — So ist es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menschen, als Ihnen glauben.

Marquis.

Es ist wahr.

Königinn.

Durch Sie?

Marquis.

Durch mich.

Königinn

sieht ihn einige Augenblicke zweifelhaft an.

Ich ehre Ihre Handlungen, auch wenn ich sie nicht fasse — Dießmal aber verzeihen Sie dem bangen Weib'. Ich fürchte Sie spielen ein gewagtes Spiel.

Marquis.

Ich hab' es verloren.

Königinn.

Gott im Himmel!

Marquis.

Seien Sie ganz

ganz ruhig, meine Königinn. Für ihn
ist schon gesorgt. Ich hab' es mir verloren.

Königinn.

Was werd' ich hören! Gott!

Marquis.

Denn wer,
wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
mich alles setzen? Alles? So verwegen,
so zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
und doch nicht der Allwissende zu sein?
O es ist billig! — Doch warum denn jetzt
von mir? Der Augenblick ist kostbar, wie
das Leben eines Menschen! Und wer weiß,
ob aus des Richters karger Hand nicht schon
die letzten Tropfen für mich fallen?

Königinn.

Aus
des Richters Hand? — Welch feierlicher Ton!
Ich fasse nicht, was diese Reden meinen —
Doch sie entsetzen mich —

Marquis.

Er ist gerettet!
Um welchen Preis er's ist, gleich viel! —
Doch nur
für heute. Wenige Augenblicke sind
noch

noch sein. Er spare sie. Sie kommen
mich etwas hoch zu stehn. Noch diese Nacht
muß er Madrid verlassen.

Königinn.

Diese Nacht noch?

Marquis.

Anstalten sind getroffen. In demselben
Karthäuserkloster, das schon lange Zeit
die Zuflucht unsrer Freundschaft war gewesen,
erwartet ihn die Post. Hier ist in Wechseln,
was mir das Glück auf dieser Welt gegeben.
Was mangelt, legen Sie noch bei. Zwar
hätt' ich
an meinen Karl noch manches auf dem Herzen,
noch manches, das er wissen muß; doch könnt'
es leicht an Muße mir gebrechen, alles
persönlich mit ihm abzuthun — Sie sprechen
ihn diesen Abend, darum wend' ich mich
an Sie —

Königinn.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
erklären Sie Sich deutlicher — nicht in
so fürchterlichen Räthseln reden Sie
mit mir — Was ist geschehn?

Marquis.

Ich habe noch

ein wichtiges Bekenntniß abzulegen;
in Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward,
ein Glück, wie es nur wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürstensohn — Mein Herz
nur einem einzigen geweiht, umschloß
die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
schuf ich ein Paradies für Millionen.
O meine Träume waren schön — Doch es
gefiel der ew'gen Weisheit, mich
von meiner schönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er seinen Rodrigo nicht mehr.
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
hier — hier — auf diesem heiligen Altare,
im Herzen seiner Königinn leg' ich
mein letztes kostbares Vermächtniß nieder,
hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin —

Er wendet sich ab, Thränen ersticken seine Stimme.

Königinn.

Das ist
die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
es ist nur Wirkung Ihres Blutes — oder
liegt Sinn in diesen Reden?

Marquis

hat sich zu sammeln gesucht, und fährt mit festerem Tone fort.

Sagen Sie
ihm, daß er eingedenk soll sein des Eides,
den wir in jenen schwärmerischen Tagen

am

am Hochaltare, den er kennt, auf die
entzwei gebrochene Hostie geschworen.
Den meinigen hab' ich gehalten, bin
ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt ist's
an ihm, den seinigen —

Königinn.

Zum Tod?

Marquis.

Er mache —
O sagen Sie es ihm! — das Traumbild wahr,
das kühne Traumbild eines neuen Staates,
der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
die erste Hand an diesen rohen Marmor.
Ob er vollende oder unterliege —
ihm einerlei! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
auf einem Thron, wie seiner, wiederhohlen,
aus den Ruinen seinen Torso graben,
und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden. Sagen Sie
ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
gerühmter besserer Vernunft das Herz
der zarten Götterblume — daß er nicht
soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt —

Königinn.

Wie, Marquis?
Und wozu führt —

Marquis sehr ernst.

Und sagen Sie ihm, daß
ich Menschenglück auf seine Seele lege,
daß ich es sterbend von ihm fodre — fodre,
und sehr dazu berechtigt war. Es hätte
bei mir gestanden einen neuen Morgen
heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
mich seinen Sohn — Ich führe seine Siegel,
und seine Alba sind nicht mehr.

Er hält inne und sieht einige Augenblicke stillschweigend auf die Königinn.

Sie weinen —
O diese Thränen kenn' ich, schöne Seele;
die Freude macht sie fließen. Doch vorbei,
es ist vorbei. Karl oder ich. Die Wahl
war schnell und schrecklich. Einer war verloren;
und ich will dieser Eine sein — ich lieber —
Verlangen Sie nicht mehr zu wissen.

Königinn.

Jetzt,
jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

Mar-

Marquis.

Zwo kurze Abendstunden hingegeben,
um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
dem König sein? — In diesem starren Boden
blüht keine meiner Rosen mehr — Das waren
nur Gaukelsp'ele kindischer Vernunft,
vom reifen Manne schamroth wiederrufen.
Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
verfügen, einen lauen Sonnenblick
im Norden zu erkünsteln? Eines müden
Tirannen letzten Ruthenstreich zu mildern,
die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europa's
Verhängniß reift in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweis' ich Spanien — Es blute
bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh'!
weh' mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
Vielleicht das Schlimmere gewählt! Wenn ich
den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
die Mich, nicht Ihn, auf diesem Thron gewollt!
Weh' mir und ihm, wenn —

Königinn.

Reden Sie nicht aus.
Was Sie befürchten, Chevalier, wird nie
geschehn. Ich kenne Ihren Freund; ich sage
für seine Seele gut.

Marquis.

Das war's, was noch
auf meinem Herzen lag. Nie — nie wird es
geschehn — und meine Bürginn, Königinn,
sind Sie!

Nach einigem Stillschweigen.

Ich sah' sie keimen, diese Liebe, sah'
der Leidenschaften unglückseligste
in seinem Herzen Wurzel fassen — Damals
stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe,
die mir nicht unglückselig war. Die Welt
kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich sahe Leben,
wo sie nur Tod — In dieser hoffnungslosen
Flamme
erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,
die stolze königliche Frucht, woran
nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
ein schneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
an diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen.
Zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben:
die Sterblichkeit versagte mir ein Bild,
die Sprache Worte — da verwies ich ihn
auf dieses — meine ganze Leitung war,
ihm seine Liebe zu erklären.

Königinn.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte sie so ganz, daß Sie
mich über ihm vergaßen. Glaubten Sie
im Ernst mich aller Weiblichkeit entbunden,
da Sie zu seinem Engel mich gemacht.
zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
mit solchen Namen Leidenschaft veredeln.

Marquis.

Für alle Weiber; nur für Eines nicht.
Auf Eines schwör' ich — Oder sollten Sie,
Sie der Begierden edelster sich schämen,
der Tugend Schöpferinn zu sein?
Was geht es König Philipp an, wenn seine
Verklärung im Eskurial den Maler,
der vor ihr steht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die süße Harmonie, die in
dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,
der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
das Recht erkauft, in Trümmern es zu schlagen,
doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen
und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen.
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
gehören für einander. Diesen Glauben
soll mir kein feiges Vorurtheil zerstören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,

von

von Menſchenfurcht, von falſchem Heldenmuth
zu nichtiger Verläugnung nie verſucht
unwandelbar und ewig ihn zu lieben,
verſprechen Sie mir dieſes — Königinn —
Verſprechen Sie's in meine Hand?

Königinn.

Mein Herz,
verſprech' ich Ihnen, ſoll allein und ewig
der Richter meiner Liebe ſein.

Marquis

Er zieht ſeine Hand zurück.

Jetzt ſterb'
ich ruhig — Meine Arbeit iſt gethan.

Er neigt ſich gegen die Königinn und will gehen.

Königinn

begleitet ihn ſchweigend mit den Augen.

Sie gehen, Marquis — ohne mir zu ſagen,
wann wir — wie bald — uns wiederſehn?

Marquis

kommt noch einmal zurück, das Geſicht abgewendet.

Gewiß!
Wir ſehn uns wieder.

Königinn

ſieht ihn durchdringend an.

Ich

Ich verstand Sie, Posa —
verstand Sie recht gut — — — — Warum
haben Sie
mir das gethan?

Marquis.

Er oder ich.

Königinn.

Nein! Nein!
Sie stürzten Sich in diese That, die Sie
erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
gedürstet — Mögen tausend Herzen brechen,
was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz
nur weidet.
O jetzt — jetzt lern' ich Sie verstehn: Sie haben
nur um Bewunderung gebuhlt.

Marquis
betroffen vor sich.

Nein! Darauf
war ich nicht vorbereitet —

Königinn
nach einem Stillschweigen.

Marquis!
Ist keine Rettung möglich?

Marquis.

Keine.

Königinn.

Keine?
Besinnen Sie Sich wohl. Ist keine möglich?
Auch nicht durch mich?

Marquis.

Auch nicht durch Sie.

Königinn.

Auch selbst
durch ein Verbrechen nicht? — Sie kennen mich
zur Hälfte nur — ich habe Muth.

Marquis.

Ich weiß es.

Königinn.

Und keine Rettung?

Marquis.

Keine.

Königinn

verläßt ihn und verhüllt das Gesicht.

Gehen Sie!
Ich schätze keinen Mann mehr.

Marquis

in der heftigsten Bewegung vor ihr nieder-
geworfen.

Kö-

Königinn l.

O Gott! das Leben ist doch schön.

Er springt auf und stürzt schnell fort. Die Königinn in ihr Kabinet.

Vorzimmer des Königs.

Fünf und zwanzigster Auftritt.

Herzog von Alba und Domingo gehen stillschweigend und abgesondert auf und nieder. Graf Lerma kommt aus dem Kabinet des Königs, alsdann Dom Raimond von Taxis, der Oberpostmeister.

Lerma.

Ob sich der Marquis noch nicht blicken lassen?

Ferla.

Noch nicht.

Lerma will wieder hineingehen.

Taxis tritt auf.

Graf Lerma, melden Sie mich an.

Lerma.

Der König ist für niemand.

Taxis.

Sagen Sie, ich

ich muß ihn sprechen — Seiner Majestät ist äußerst dran gelegen. Eilen Sie. Es leidet keinen Aufschub.

Lerma geht in's Kabinet.

Alba

tritt zum Oberpostmeister.

Lieber Taxis, gewöhnen Sie Sich zur Geduld. Sie sprechen den König nicht —

Taxis.

Nicht? Und warum?

Alba.

Sie hätten die Vorsicht denn gebraucht, Sich die Erlaubniß beim Chevalier von Posa auszuwirken, der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

Taxis.

Von Posa? Wie? Ganz recht! Das ist derselbe, aus dessen Hand ich diesen Brief empfangen —

Alba.

Brief? Welchen Brief?

Taxis.

Den ich nach Brüssel habe befördern sollen —

Alba

Alba aufmerksam.

Brüssel!

Taxis.

Den ich eben dem König bringe —

Alba.

Brüssel! Haben Sie gehört, Kaplan? Nach Brüssel!

Domingo tritt dazu.

Das ist sehr verdächtig.

Taxis.

Und wie ängstlich, wie verlegen er mir empfohlen worden!

Domingo.

Aengstlich? So!

Alba.

An wen ist denn die Aufschrift?

Taxis.

An den Prinzen von Nassau und Oranien.

Alba.

An Wilhelm? — Kaplan! Das ist Verrätherei.

Domingo.

Was könnt' es anders sein? — Ja freilich, diesen Brief muß man sogleich dem König überliefern. Welch ein Verdienst von Ihnen, würd'ger Mann, so streng zu sein in Ihres Königs Dienst!

Taxis.

Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

Alba.

Sie thaten wohl.

Lerma

kommt aus dem Kabinet. Zum Oberpostmeister:

Der König will Sie sprechen.

Taxis geht hinein.

Der Marquis immer noch nicht da?

Domingo.

Man läßt ihn aller Orten suchen.

Lerma.

Das ist doch sehr sonderbar.

Alba.

Ganz eigen! Ganz naiv! Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König noch selber ungewiß warum?

Domingo.

Er war
nicht einmal hier, ihm Rechenschaft zu geben?

Alba.

Wie nahm es denn der König auf?

Lerma.

Der König
sprach noch kein Wort.

Geräusch im Kabinet.

Alba.

Was war das? Still!

Taxis
aus dem Kabinet.

Graf Lerma!

Beide hinein.

Alba zu Domingo.

Was geht hier vor?

Domingo.

Mit diesem Ton des Schreckens!
Wenn dieser aufgefangne Brief? — Mir ahndet
nichts gutes, Herzog.

Alba.

Lerma läßt es rufen!

und wissen muß er doch, daß Sie und ich im Vorsaal —

Domingo.

Unsre Zeiten sind vorbei.

Alba.

Bin ich derselbe denn nicht mehr, dem hier sonst alle Thüren sprangen? Wie ist alles verwandelt um mich her — wie fremd —

Domingo

hat sich leise der Kabinetsthüre genähert, und bleibt lauschend davor stehen.

Horch!

Alba

nach einer Pause.

Alles ist todtenstill. Man hört sie Athem hohlen.

Domingo.

Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

Alba.

Hinweg! Man kommt.

Domingo

verläßt die Thüre.

Wie

Mir ist so feierlich,
so bang, als sollte dieser Augenblick
ein großes Loos entscheiden.

Sechs und zwanzigster Auftritt.

Der Prinz von Parma, die Herzoge von Feria und Medina Sidonia mit noch einigen andern Granden treten auf. Die Vorigen.

Parma.

Ist der König
zu sprechen?

Alba.

Nein.

Parma.

Nein? Wer ist bei ihm?

Feria.

Marquis
von Posa ohne Zweifel?

Alba.

Den
erwartet man eben.

Parma.

Diesen Augenblick
sind wir von Saragossa eingetroffen.

Der Schrecken geht durch ganz Madrid —
Iſt es
denn wahr?

Domingo.

Ja leider.

Feria.

Es iſt wahr? Er iſt
durch den Maltheſer in Verhaft genommen?

Alba.

So iſt's.

Parma.

Warum? Was iſt geſchehn?

Alba.

Warum?
Das weiß kein Menſch, als Seine Majeſtät
und Marquis Poſa.

Parma.

Ohne Zuziehung
der Kortes ſeines Königreichs!

Feria.

Weh dem,
der Theil gehabt an dieſer Staatsverletzung.

Alba.

Weh ihm! So ruf' ich auch.

Medina Sidonia.

Ich auch.

Die übrigen Granden.

Wir alle.

Alba.

Wer folgt mir in das Kabinet? — Ich werfe mich zu des Königs Füßen.

Lerma

stürzt aus dem Kabinet.

Herzog Alba!

Domingo.

Endlich!

Gelobt sei Gott!

Alba eilt hinein.

Lerma

athemlos, in großer Bewegung.

Wenn der Maltheser kommt, der Herr ist jetzo nicht allein; er wird ihn rufen lassen —

Domingo

zu Lerma, indem sich alle übrigen voll neugieriger Erwartung um ihn versammeln.

Graf, was ist geschehen? Sie sind ja blaß wie eine Leiche.

Lerma will forteilen.

Das ist teufelisch.

Parma und Feria.

Was denn? Was denn?

Medina Sidonia.

Was macht der König?

Domingo zugleich.

Teufelisch! Was denn?

Lerma

Der König hat geweint.

Domingo.

Geweint!

Alle zugleich, mit betretnem Erstaunen

Der König hat geweint!

Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein.

Domingo.

ihm nach, will ihn zurückhalten.

Graf,

Graf, noch ein Wort — Verziehen Sie —
Weg iſt er!
Da ſteht wollustgefeſſelt von Entſetzen.

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

Prinzeſſinn von Eboli. Feria. Medina Sidonia. Parma. Domingo und übrige Granden.

Eboli.

— eilig, außer ſich.

Wo iſt der König? Wo? ich muß ihn ſprechen.

Zu Feria.

Sie, Herzog, führen mich zu ihm.

Feria.

Der König
hat wichtige Verhinderung. Kein Menſch
wird vorgelaſſen.

Eboli.

Unterzeichnet er
das fürchterliche Urtheil ſchon? Er iſt
belogen. Ich beweiſ' es ihm, daß er
belogen iſt.

Domingo

gibt ihr von ferne einen bedeutenden Wink.

Prinzeſſinn Eboli?

Eboli

geht auf ihn zu.

Sie auch da, Prieſter? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie ſollen mir's bekräftigen.

Sie ergreift ſeine Hand, und will ihn ins Kabinet mit fortreißen.

Domingo.

Ich? — Sind Sie bei Sich, Fürſtinn?

Feria.

Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.

Eboli.

Er muß mich hören. Wahrheit muß er hören — Wahrheit!
Und wär' er zehnmal ein Gott!

Domingo.

Weg! Weg!
Sie wagen alles. Bleiben Sie zurück.

Eboli.

Menſch, zittre Du vor Deines Gleichen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.

Wie ſie in's Kabinet will, ſtürzt heraus

Herzog Alba.

Seine Augen funkeln, Triumph iſt in ſeinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn.

Laſſen Sie
in allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg iſt unſer.

Domingo.

Unſer?

Zu Domingo und den übrigen Granden.

Jetzt hinein
zum Herrn. Sie ſollen weiter von mir hören.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallast, durch eine eiserne Gitterthüre von einem großen Vorhofe abgesondert, in welchem Wachen auf- und nieder gehen.

Dom Karlos an einem Tische sitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er schlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeschlossen sind. Marquis von Posa tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und spricht leise mit den Offizieren, welche sich sogleich entfernen. Er selbst tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke schweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche diesen aus seiner Betäubung erweckt.

Karlos.

steht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erschrocken zusammen. Dann sieht er ihn eine Weile mit großen starren Augen an, und streicht mit der Hand über die Stirne, als ob er sich auf etwas besinnen wollte.

Marquis.

Ich bin es, Karl.

Kar-

Karlos.

gibt ihm die Hand.

Du kommst sogar noch zu mir!
Das ist doch schön von Dir,

Marquis.

Ich bildete
mir ein, Du könntest Deinen Freund hier brauchen.

Karlos.

Wahrhaftig? Meintest Du das wirklich? Sieh!
Das freut mich — freut mich unbeschreiblich.
Ach!
ich wußt' es wohl, daß Du mir gut geblieben.

Marquis.

Ich hab' es auch um Dich verdient.

Karlos.

Nicht wahr?
O wir verstehen uns noch ganz. So hab'
ich's gerne. Diese Schonung, diese Milde
steht großen Seelen an, wie Du und ich.
Laß sein, daß meiner Foderungen eine
unbillig und vermessen war; mußt Du
mir darum auch die billigen versagen?
Hart kann die Tugend sein, doch grausam nie,
unmenschlich nie — Ich kann ja nicht dafür,
daß

daß Deine Pflichten meine Freuden würgen.
Du weißt's, wir können nicht dafür — Beweinen
kannst Du mich immer —

Marquis.

Du verkennst mich, Karl.
Unwürdig bin ich Deiner nie gewesen.

Karlos.

Ich aber Deiner.

Marquis.

Laß mich reden, Karl.
Was Du von mir zu hören hast, ist viel,
und unsrer Muße wenig.

Karlos.

Laß es gut sein.
Ich glaub' Dir — Es hat Dir viel gekostet!
O ja, mir däucht, ich weiß recht gut, wie sehr
geblutet hat Dein sanftes Herz, als Du
Dein Opfer schmücktest zum Altare.

Marquis.

Karlos!
Wie meinst Du das?

Karlos.

Du selbst wirst jetzt vollenden,
was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
dem

den Spaniern die goldnen Tage schenken,
die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
ist es ja aus — auf immer aus. Das hast
Du eingesehen — O diese fürchterliche Liebe
hat alle frühe Blühten meines Geistes
unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
für Deine großen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen Dir
den König zu — Es kostet mein Geheimniß,
und er ist Dein — Du kannst sein Engel werden.
Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht
für Spanien — Ach hier ist nichts verdammlich,
nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
bis diesen Tag nicht eingesehen zu haben,
daß Du — so groß als zärtlich bist.

Marquis.

aus einem tiefen Erstaunen erwachend.

Nein! Das,
das hab' ich nicht vorhergesehen — nicht
vorhergesehn, daß eines Freundes Großmuth
erfinderischer könnte sein, als meine
weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude stürzt
zusammen — Ich vergaß Dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn Dir's möglich wär' gewesen, Ihr
dieß Schicksal zu ersparen — sieh, das hätte
ich unaussprechlich Dir gedankt. Konnt' ich
denn nicht allein es tragen? Mußte sie

das

das zweite Opfer sein? — Doch still davon.
Ich will mit keinem Vorwurf Dich beladen.
Was geht die Königinn Dich an? Liebst Du
die Königinn? Soll Deine strenge Tugend
die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du bist's.
Doch — dieses Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
ich Einen, dann verdient' ich alle — und
dann würd' ich so nicht vor Dir stehen.

Er nimmt sein Potefeuille heraus.

Hier
sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
sie zu Dir.

Karlos.

sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an.

Wie?

Marquis.

Ich gebe sie Dir wieder,
weil sie in Deinen Händen sich'rer jetzt
sein dürften als in Meinen.

Karlos.

Was ist das?
Der König las sie also nicht? bekam
sie gar nicht zu Gesichte?

Marquis.

Diese Briefe?

Karlos.

Du zeigtest ihm nicht alle?

Marquis.

Wer sagt Dir,
daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos äußerst erstaunt.

Ist es möglich?
Graf Lerma.

Marquis.

Der hat Dir gesagt? — Ja! Nun
wird alles, alles offenbar! Wer konnte
das auch voraussehn? — Lerma also? — Nein,
der Mann hat lügen nie gelernt. Ganz recht,
die andern Briefe liegen bei dem König.

Karlos.

sieht ihn lange mit sprachlosem Erstaunen an.

Weßwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorsicht,
wenn Du vielleicht zum zweitenmal versucht
sein möchtest, eine Eboli zu Deiner
Vertrauten zu erwählen —

Karlos.

wie aus einem Traume erwacht.

Ha! Nun endlich!
Jetzt seh' ich — jetzt wird alles Licht —

Marquis.

geht nach der Thüre.

Wer kommt?

Zweiter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba

nähert sich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch diesen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend.

Prinz, Sie sind frei. Der König schickt mich ab, es Ihnen anzukündigen.

Karlos sieht den Marquis verwundert an. Alle schweigen still.

Marquis zum Herzog.

Der König
kann nach Gefallen strafen und begnaden;

nur

nur wundert mich, den Prinzen frei zu sehen,
bevor man mir Gehör geschenkt.

Alba

zum Prinzen, ohne den Marquis nur anzusehen.

Zugleich
schätz' ich mich glücklich, Prinz, der erste sein
zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos

bemerkt beide mit äußerster Verwunderung. Nach einer Pause zum Herzog:

Ich werde
gefangen eingesetzt und frei erklärt,
und ohne mir bewußt zu sein, warum
ich beides werde?

Alba.

Aus Versehen, Prinz,
so viel ich weiß, zu welchem irgend ein —
Betrüger den Monarchen hingerissen.

Karlos.

Doch aber ist es auf Befehl des Königs,
daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Versehen Seiner Majestät.

Karlos.

Das thut
mir wirklich leid — Doch wenn der König sich
versieht, kommt es dem König zu, in eigner
Person den Fehler wieder zu verbessern.

Er sucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine stolze Herabsetzung gegen den Herzog.

Man nennt mich hier Dom Philipps Sohn. Die
Augen
der Lästerung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majestät aus Pflicht gethan,
will ich nicht scheinen ihrer Huld zu danken.
Sonst bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
der Kortes mich zu stellen — Meinen Degen
nehm' ich aus solcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
wird keinen Anstand nehmen, Eurer Hoheit
dieß billige Verlangen zu gewähren,
wenn Sie vergönnen wollen, daß ich Sie
zu ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier,
bis mich der König, oder sein Madrid
aus diesem Kerker führen. Bringen Sie
ihm diese Antwort.

Alba entfernt sich. Man sieht ihn noch eine Zeitlang im Vorhof verweilen und Befehle austheilen.

Drit-

Dritter Auftritt.

Karlos und Marquis von Posa.

Karlos.

nachdem der Herzog hinaus ist, voll Erwartung und Erstaunen zum Marquis.

Was ist aber das?
Erkläre mir's. Bist Du denn nicht Minister?

Marquis.

Ich bin's gewesen, wie Du siehst.

Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung.

O Karl,
es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen.
Jetzt ist's gethan. Gepriesen sei die Allmacht,
die es gelingen ließ.

Karlos.

Gelingen! Was?
Ich fasse Deine Worte nicht.

Marquis.

ergreift seine Hand.

Du bist
gerettet, Karl — bist frei — und ich —

Er hält inne.

Karlos

Und Du?

Marquis.

Und ich ——— ich drücke Dich an meine Brust
zum erstenmal mit vollem, ganzem Rechte;
ich hab' es ja mit allem, allem was
mir theuer ist, erkauft — O Karl, wie süß,
wie groß ist dieser Augenblick! Ich bin
mit mir zufrieden.

Karlos.

Welche plötzliche
Veränderung in Deinen Zügen! So
hab' ich Dich nie gesehen. Stolzer hebt
sich Deine Brust, und Deine Blicke leuchten
wie eines höhern Wesens.

Marquis

Freude der
Vollendung. Meine Bahn ist aus. Jetzt ist
die Reih' an Dir, die Deinige zu wandeln.
Wir müssen Abschied nehmen, Karl. Erschrick
nicht.
O sei ein Mann. Was Du auch hören wirst,
versprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen
Schmerz,
unwürdig großer Seelen, diese Trennung
mir zu erschweren — Du verlierst mich, Karl —
auf viele Jahre — Thoren nennen es
auf ewig.

Kar-

Karlos zieht seine Hand zurück, sieht ihn starr an und antwortet nichts.

Sei ein Mann. Ich habe sehr
auf Dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
die bange Stunde mit Dir auszuhalten,
die man die letzte schrecklich nennt — Ja, soll
ich Dir's gestehen, Karl? ich habe mich
darauf gefreut — Komm, laß uns niedersitzen —
ich fühle mich erschöpft und matt.

Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erstarrung ist, und sich unwillkührlich von ihm niederziehen läßt.

Wo bist Du?
Du gibst mir keine Antwort? — Ich will kurz
sein.
Den Tag, nachher, als wir zum letztenmal
bei den Karthäusern uns gesehen, ließ mich
der König zu sich fodern. Den Erfolg
weißt Du, weiß ganz Madrid. Das weißt Du
nicht,
daß Dein Geheimniß ihm verrathen worden,
daß Briefe, in der Königinn Schatulle
gefunden, wider Dich gezeugt, daß ich
aus seinem eignen Munde dieß erfahren,
und daß — ich sein Vertrauter war.

Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.

Ich selbst regierte das Komplott, das Dir
den Untergang bereitete. Zu laut
sprach schon die That. Dich frei zu sprechen, war
zu spät. Mich seiner Rache zu versichern,
war alles, was mir übrig blieb — und so
ward ich Dein Feind, Dir kräftiger zu dienen — — —
Du hörst mich nicht?

Karlos

Ich höre. Weiter. Weiter.

Marquis.

Bis hieher bin ich ohne Schuld. Doch bald
verrathen mich die ungewohnten Strahlen
der neuen königlichen Gunst. Der Ruf
bringt bis zu Dir, wie ich vorhergesehen.
Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
von stolzem Wahn geblendet, ohne Dich
das Wagestück zu enden, unterschlage
der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Übereilung! Schwer
hab' ich gefehlt. Ich weiß es. Raserei
war meine Zuversicht. Verzeih' — sie war
auf Deiner Freundschaft Ewigkeit gegründet.

Hier schweigt er wieder. Karlos geht aus seiner Versteinerung in lebhafte Bewegungen über.

Was ich befürchte, geschieht. Man läßt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königinn in ihrem Blut — das Schrecken

des

des wiederhallenden Pallastes — Lerma's
unglückliche Dienstfertigkeit — zuletzt
mein unbegreifliches Verstummen, alles
bestürmt Dein überraschtes Herz — Du wankst —
gibst mich verloren — Doch, zu edel selbst,
an Deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
schmückst Du mit Größe seinen Abfall aus,
nun erst wagst Du, ihn treulos zu behaupten,
weil Du noch treulos ihn verehren darfst.
Verlassen von dem Einzigen wirfst Du
der Fürstinn Eboli Dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
denn diese war's, die Dich verriethr

Karlos steht auf.

Ich sehe
Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahndung
fliegt durch mein Herz. Ich folge Dir. Zu spät.
Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständniß
floh über Deine Lippen schon. Für Dich
ist keine Rettung mehr —

Karlos.

Nein. Nein. Sie war
gerührt. Du irrest Dich. Gewiß war sie
gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine
Hülfe — keine

im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
macht mich zur Furie, zum Thier — ich setze
den Dolch auf eines Weibes Brust — Doch
jetzt —
jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele.
Karl — ein Gedanke, groß und kühn — zu
Deiner
Errettung durch ein Wunder mir gesendet!
„ Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
gelänge, selbst der Schuldige zu scheinen?
Wahrscheinlich oder nicht! — für ihn genug,
scheinbar genug für König Philipp, weil
es übel ist! Es sei! ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der so unverhofft
ihn trifft, macht den Tirannen stutzen — und
was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten. "

Karlos.

Und das — das hättest Du gethan?

Marquis.

Ich schreibe
an Wilhelm von Oranien, daß ich
die Königinn geliebt, daß mir's gelungen,
in dem Verdacht, der fälschlich Dich gedrückt,
des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
durch den Monarchen selbst den Weg gefunden,
der Königinn mich frei zu nah'n. Ich setze
hinzu, daß ich entdeckt zu sein besorge,
daß

daß Du, von meiner Leidenschaft belehrt,
zur Fürstinn Eboli geeilt, vielleicht
durch ihre Hand die Königinn zu warnen —
daß ich Dich hier gefangen nahm, und nun,
weil alles doch verloren, Willens sei,
nach Brüssel mich zu werfen — — — Diesen
Brief —

Karlos.

fällt ihm erschrocken in's Wort.

Hast Du der Post doch nicht vertraut? Du weißt,
daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — — Wie
die Sachen stehn, hat Taxis seine Pflicht
bereits gethan.

Karlos

Gott! So bin ich verloren.

Marquis.

Du? Warum Du?

Karlos.

Unglücklicher, und Du
bist mit verloren. Diesen ungeheuern
Betrug kann Dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! Den vergibt er nimmermehr.

Mar-

Marquis

Betrug?
Du bist zerstreut. Besinne Dich. Wer sagt ihm,
daß es Betrug gewesen?

Karlos

steht ihm starr in's Gesicht.

Wer, fragst Du?
Ich selbst.

Er will fort.

Marquis.

Du rasest. Bleib zurück.

Karlos

Weg! Weg!
Um Gottes willen. Halte mich nicht auf.
Indem ich hier verweile, dingt er schon
die Mörder:

Marquis.

Desto edler ist die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu sagen.

Karlos.

Was?
Eh' er noch alles —

Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beim Arme und sieht ihn bedeutend an.

Mar-

Marquis.

Höre Karl — War
ich auch so eilig, so gewissenhaft,
da Du für mich geblutet hast — ein Knabe?

Karlos.

bleibt gerührt und voll Bewunderung vor ihm stehen.

O gute Vorsicht!

Marquis.

Rette Dich für Flandern!
Das Königreich ist Dein Beruf. Für Dich
zu sterben war der meinige.

Karlos.

geht auf ihn zu und nimmt ihn bei der Hand voll der innigsten Empfindung.

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widerstehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerstehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
wir zu ihm gehen. Vater, will ich sagen,
das hat ein Freund für seinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir: er ist
nicht ohne Menschlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß! es wird ihn rühren. Seine Augen werden
von warmen Thränen übergehn, und Dir
und mir wird er verzeihen —

Ka-

Es geschieht ein Schuß durch die Gitterthüre. Karlos springt auf.

Ha! Wem galt das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

Er sinkt nieder.

Karlos

fällt mit einem Schrei des Schmerzens neben ihm zu Boden.

O himmlische Barmherzigkeit!

Marquis

mit brechender Stimme.

Er ist geschwind — Der König — Ich hoffte — länger — Denk' auf Deine Rettung — Hörst Du? — auf Deine Rettung — Deine Mutter — weiß alles — ich kann nicht mehr —

Karlos bleibt wie todt bei dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Granden begleitet, und fährt bei diesem Anblick betreten zurück. Eine allgemeine und tiefe Pause. Die Granden stellen sich in einen halben Kreis um diese beiden, und sehen wechselsweise auf den König und seinen Sohn. Dieser liegt noch ohne alle Zeichen des Lebens — der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille.

Vierter Auftritt.

Der König. Dom Karlos. Die Herzoge von Alba, Feria, und Medina Sidonia. Der Prinz von Parma. Graf Lerma. Domingo, und viele Granden.

König

mit gütigem Ton.

Deine Bitte
hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich, ich selbst, mit allen Großen meines Reichs, Dir Freiheit anzukündigen.

Karlos blickt auf und sieht um sich her, wie einer, der aus dem Traume erwacht. Seine Augen hefften sich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht.

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu rasch verfahren.

Er nähert sich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihm sich aufrichten.

Mein Sohn ist nicht an seinem Platz. Steh auf. Komm in die Arme Deines Vaters.

Karlos

empfängt ohne Bewußtsein die Arme des Königs — besinnt sich aber plötzlich, hält inne und sieht ihn genauer an.

Sein

Dein
Geruch ist Mord. Ich kann Dich nicht umarmen.

Er stößt ihn zurück. Alle Granden kommen in Bewegung.

Nein! Steht nicht so betroffen da! Was hab' ich ungeheures denn gethan? Des Himmels Gesalbten angetastet? Fürchtet nichts. Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr das Brandmahl nicht an seiner Stirne? Gott hat ihn gezeichnet.

König

bricht schnell auf.

Folgt mir, meine Granden.

Karlos.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —

Er hält ihn gewaltsam mit beiden Händen, und bekommt mit der einen das Schwert zu fassen, das der König mitgebracht hat. Es fährt aus der Scheide.

König.

Das Schwert
gezückt auf Deinen Vater?

Alle anwesende Granden

ziehen die ihrigen.

Königsmord!

Kar-

Karlos

den König feſt an der einen Hand, das bloße Schwert in der andern.

Steckt Eure Schwerter ein. Was wollt Ihr? Glaubt Ihr, ich ſei raſend? Nein, ich bin nicht raſend. Wär' ich's, ſo thätet Ihr nicht gut, mich zu erinnern, daß auf meines Schwertes Spitze ſein Leben ſchwebt.

Eine verdächtige Bewegung mit demſelbigen auf den König.

Ich bitte, haltet Euch, entfernt. Verfaſſungen, wie meine, wollen geſchmeichelt ſein — drum bleibt zurück. Was ich mit dieſem König abzumachen habe, geht Euern Lehneid nichts an. Seht nur wie ſeine Finger bluten! Seht ihn recht an! Seht Ihr? O ſeht auch hieher — Das hat er gethan, der große Künſtler!

König

zu den Granden, welche ſich beſorgt um ihn herum drängen wollen.

Tretet alle zurück. Wovor erzittert Ihr? — Sind wir nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten, zu welcher Schandthat die Natur —

Karlos.

Natur?
Ich weiß von keiner. Mord iſt jetzt die Loſung.
Der Menſchheit Bande ſind entzwei. Du ſelbſt
haſt ſie zerriſſen, Sire, in Deinen Reichen.
Soll ich verehren was Du höhnſt? — O ſeht!
Seht hieher! Es iſt noch kein Mord geſchehen
als heute — Gibt es keinen Gott? Was?
Dürfen
in ſeiner Schöpfung Könige ſo hauſen?
Ich frage, gibt es keinen Gott? So lange Mütter
geboren haben, iſt nur Einer — Einer
ſo unverdient geſtorben — Weißt Du auch,
was Du gethan haſt? Nein, er weiß es nicht,
weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert. Ein gemeiner Bettler, der
ein Heiligthum erbrach und eine Perle
draus ſtahl — um zwei Realen zu verdienen!
So heillos mußteſt du dahin! — O es
iſt ſchrecklich!

König
mit gelindem Ton.

Wenn ich allzuraſch geweſen,
geziemt es Dir, für den ich es geweſen,
mich zur Verantwortung zu ziehen?

Karlos.

Wie?
Iſt's

Iſt's möglich? Sie errathen nicht? errathen
noch nicht, wer mir der Todte war? So arm
iſt die Vernunft bei einem armen Herzen!
Der Todte — O ſagt Ihr es ihm — helft ſeiner
Allwiſſenheit das ſchwere Räthſel löſen.
Der Todte war mein Freund.

Ein allgemeines Erſtarren.

Und wollt Ihr wiſſen,
warum er ſtarb? Für mich iſt er geſtorben.

König.

Ha! meine Ahndung!

Karlos.

Blutender, vergib,
daß ich vor ſolchen Ohren es entweihe!
Doch dieſer große Menſchenkenner ſinke
für Scham dahin, daß ſeine graue Weisheit
der Scharfſinn eines Jünglings überliſtet.
Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
ein edler Band, als die Natur es ſchmiedet.
Sein ſchöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
für mich ſein großer, ſchöner Tod. Mein war er,
als Sie mit ſeiner Achtung groß gethan,
als ſeine ſcherzende Beredſamkeit
mit Ihrem ſtolzen Rieſengeiſte ſpielte.
Ihn zu beherrſchen wähnten Sie — und waren ein

ein folgsam Werkzeug seiner höhern Plane.
Daß ich gefangen bin, war seiner Freundschaft
durchdachtes Werk. Mich zu erretten, schrieb
er an Oranien den Brief — O Gott!
er war die erste Lüge seines Lebens!
Mich zu erretten, warf er sich dem Tod,
den er erlitten hat, entgegen. Sie
beschenkten ihn mit Ihrer Gunst — er starb
für mich! — Ihr Herz, Ihr königlich
Vertrauen — Ihre Freundschaft drangen Sie
ihm auf,
Ihr Zepter war das Spielwerk seiner Hände.
er warf es hin, und starb für mich!

Der König steht ohne Bewegung, den Blick starr auf den Boden geheftet. Alle Granden sehen betreten und furchtsam auf ihn.

Und war
es möglich? Dieser groben Lüge konnten
Sie Glauben schenken? Wie gering' mußt' er
Sie schätzen, da er's unternahm, bei Ihnen
mit diesem plumpen Gaukelspiel zu reichen!
Um seine Freundschaft wagten Sie zu buhlen,
und unterlagen dieser leichten Probe!
O nein — nein, das war nichts für Sie.
Das war
kein Mensch für Sie! Das wußt' er selbst
recht gut,
als er mit allen Kronen Sie verstoßen.
Dieß feine Saitenspiel zerbrach in Ihren

men

metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

Alba

hat den König bis jetzt nicht aus den Augen gelassen, und mit sichtbarer Unruhe die Bewegungen beobachtet, welche in seinem Gesichte arbeiten. Jetzt nähert er sich ihm furchtsam.

Sire — nicht diese Todtenstille. Sehen Sie um Sich. Reden Sie mit uns.

Karlos.

Sie waren ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten Sie längst. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie selbst von seinem Überflusse zu vergnügen. Die Splitter seines Geistes hätten Sie zum Gott gemacht. Sich selber haben Sie bestohlen — O der königlichen Dummheit, die so viel göttliches zerstört! Was werden Sie bieten, eine Seele zu erstatten, wie diese war? Und könnten Sie noch einmal die Blühtenzeit des Lebens wiederhohlen, ja, könnten Sie das unerbittliche Gesetz der Sterblichkeit bestechen, mit der Weltgeschichte altern, Ihre Krone bis zu der großen Auferstehung tragen — Umsonst! Vergebens! Sie erschwingen keinen Gedanken, keinen, wie der schlechteste

in diesem blutenden Gehirne. Das
erschafft in ihrem langen Greisenalter
nur Einmal die Natur — und hier — hier —

Mit einem Schrei des Schmerzens.

Heiland
der Welt! Da liegt er todt zu meinen Füßen.

Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden sehen weg, oder verhüllen das Gesicht in ihren Mänteln.

O die ihr hier versammelt steht, und vor Entsetzen
und vor Bewunderung verstummt — verdammet
den Jüngling nicht, der diese Sprache gegen
den Vater und den König führt — Seht hieher!
Für mich ist er gestorben! Habt Ihr Thränen?
Fließt Blut, nicht glühend Erz, in Euern Adern?
Seht hieher und verdammt mich nicht.

Er wendet sich zum König mit mehr Fassung und Gelassenheit.

Vielleicht
erwarten Sie, wie diese unnatürliche Geschichte
sich enden wird? — Hier ist mein Schwert.
Sie sind
mein König wieder. Denken Sie, daß ich
vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
mich auch, wie Sie den Edelsten gemordet.
Mein Leben ist verwirkt. Ich weiß. Was ist
mir jetzt das Leben? Hier entsag' ich allem,
was mich auf dieser Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen Sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

Er

Er sinkt an dem Leichnam nieder, und nimmt an dem folgenden keinen Antheil mehr. Man hört unterdessen von ferne ein verworrenes Getöse von Stimmen, ein Zusammenlaufen von Glocken, und ein Gedräng vieler Menschen. Um den König herum ist eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber niemand begegnet seinen Blicken.

König.

Nun? Will niemand antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes Gesicht verhüllt! — Mein Urtheil ist gesprochen. —
In diesen stummen Mienen les' ich es verkündigt. Meine Unterthanen haben mich gerichtet.

Das vorige Stillschweigen. Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umstehenden Granden läuft ein Gemurmel, sie geben sich unter einander verlegene Winke; Graf Lerma flößt endlich leise den Herzog von Alba an.

Lerma.

Waklich! Das ist Sturm!

Alba leise.

So fürcht' ich.

Feria.

Ist das nicht Sturm?

Mehrere Granden
werden laut und eilen an's Fenſter.

Sturm! Sturm von allen Thürmen!

Lerma.

Man bringt herauf. Man kommt.

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier von der Leibwache. Die Vorigen.

Offizier dringend.

Rebellion!
Wo iſt der König?

Er arbeitet ſich durch die Menge, und dringt bis zum König.

Ganz Madrid in Waffen!
Zu Tauſenden umringt der wüthende
Soldat, der Pöbel den Pallaſt. Prinz Karlos,
verbreitet man, ſei in Verhaft genommen,
ſein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
lebendig ſehen, oder ganz Madrid
in Flammen aufgehn laſſen.

Alle Granden
in Bewegung.

Rettet! Rettet!
den König!

Alba

Alba

zum König, der ruhig und unbeweglich steht.

Flüchten Sie Sich, Sire — Es hat
Gefahr — Noch wissen wir nicht, wer
den Pöbel waffnet —

Lerma.

Durch die Souterrains
hinunnter nach Aranjuez —

Alba

zum König, der keinen Antheil daran zu neh-
men scheint.

Sie geben
uns nichts zur Antwort — Sire — Rebel-
lion —
Rebellion — Sie schweigen.

König

erwacht aus seiner Betäubung, richtet sich auf,
und tritt mit Majestät unter sie.

Steht mein Thron noch?
Bin ich noch König dieses Landes? — Nein.
Ich bin es nicht mehr Diese Memmen weinen,
von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
nur auf die Losung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

Alba.

Sire,
welch fürchterliche Phantaſie!

König.

Dorthin!
Dort werft Euch nieder! Vor dem blühenden, dem jungen König werft Euch nieder — Ich bin nichts mehr — ein ohnmächt'ger Greis!

Alba.

Dahin
iſt es gekommen!

Mit einem bedeutenden Wink zu den übrigen.

Spanier!

Alle drängen ſich um den König herum, und knien mit gezogenen Schwertern vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von allen verlaſſen bei dem Leichnam.

König

reißt ſeinen Mantel ab und wirft ihn von ſich.

Bekleidet
ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
zertretnen Leiche tragt ihn —

Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen.

Lerma.

Helfet Gott!

Feria.

Gott! welcher Zufall!

Lerma.

Er iſt von ſich — Jetzt!

Alba.

Nur eine Ohnmacht — Keinen Laut dort unten.
Bei Eurem Leben! athmet es nicht weiter.

Lerma.

Rebellion im Herzen ſeiner Hauptſtadt,
und ohne Oberhaupt das Reich!

Alba

richtet ſich ſtolz auf.

Wer ſagt das?

Er läßt den König in Lerma's und Feria's Händen.

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdeſſen geb' ich
Madrid den Frieden.

Er geht ab. Der König wird weggetragen, und alle Granden begleiten ihn.

Sech-

Sechster Auftritt.

Dom Karlos bleibt allein bei dem Leichnam zurücke. Nach einigen Augenblicken erscheint Ludwig Merkado, sieht sich schüchtern um, und steht eine Zeit lang stillschweigend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.

Merkado nähert sich.

Karlos sieht sich um.

Merkado.

Ich komme von Ihrer Majestät der Königinn.

Karlos steht wieder weg, und gibt ihm keine Antwort.

Mein Name ist Merkado — Ich bin Leibarzt bei Ihrer Majestät — und hier ist meine Beglaubigung.

Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring — Dieser verharrt in seinem Stillschweigen.

Die Königinn wünscht sehr Sie heute noch zu sprechen — wichtige Geschäfte —

Karlos.

Wichtig ist mir nichts mehr auf dieser Welt.

Mer-

Merkado.

Ein Auftrag, sagte sie,
den Marquis Posa hinterlassen —

Karlos

steht schnell auf.

Was?

Sogleich.

Er will mit ihm gehen.

Merkado.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müssen
die Nacht erwarten. Jeder Zugang ist
besetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich ist es, diesen Flügel des
Pallastes ungesehen zu betreten.
Sie würden alles wagen —

Karlos.

Aber —

Merkado.

Nur
Ein Mittel, Prinz, ist höchstens noch vorhanden —
Die Königinn hat es erdacht. Sie legt
es Ihnen vor — Doch es ist kühn und seltsam
und abentheuerlich.

Kar-

Karlos.

Das iſt?

Merkado.

Schon längſt
geht eine Sage, wie Sie wiſſen, daß
um Mitternacht in den gewölbten Gängen
der königlichen Burg, in Mönchsgeſtalt,
der abgeſchiedne Geiſt des Kaiſers wandle.
Der Pöbel glaubt an dieß Gerücht, die Wachen
beziehen nur mit Schauer dieſen Poſten.
Wenn Sie entſchloſſen ſind, Sich dieſer
Verkleidung zu bedienen, können Sie
durch alle Wachen frei und unverſehrt
bis zum Gemach der Königinn gelangen,
das dieſer Schlüſſel öffnen wird. Vor jedem
Angriff
ſchützt Sie die heilige Geſtalt. Doch auf
der Stelle, Prinz, muß Ihr Entſchluß gefaßt
ſein. —
das nöth'ge Kleid, die Maske, finden Sie
in Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, Ihrer
Majeſtät
Antwort zu bringen.

Karlos.

Und die Zeit?

Merkado.

Die Zeit
iſt zwölf Uhr.

Kar-

Karlos

nach einem kurzen Besinnen.

Sagen Sie ihr, daß ſie mich erwarten könne.

Merkado geht ab.

Siebenter Auftritt.

Don Karlos. Graf Lerma.

Lerma.

Retten Sie Sich, Prinz. Der König wüthet gegen Sie. Ein Anſchlag auf Ihre Freiheit — wo nicht auf Ihr Leben. Befragen Sie mich nicht weiter. Ich habe mich weggeſtohlen, Sie zu warnen. Fliehen Sie ohne Aufſchub. Noch iſt's Zeit. Bald dürft' es zu ſpät ſein.

Karlos.

Ich bin in den Händen der Allmacht.

Lerma.

Wie die Königinn mich eben hat merken laſſen, ſollen Sie noch heute Madrid verlaſſen und nach Brüſſel flüchten. Verſchieben Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr be-

begünſtigt Ihre Flucht. In dieſer Abſicht hat ihn die Königinn veranlaßt. Jetzt wird man ſich nicht erkühnen, gegen Sie Gewalt zu brauchen. Im Karthäuſerkloſter erwartet Sie die Poſt, und hier ſind Waffen, wenn Sie gezwungen ſollten ſein —

Er gibt ihm einen Dolch und Terzerolen.

Karlos.

Ich bin Ihr dankbarer Schuldner, Graf von Lerma.

Lerma.

Reiſen Sie glücklich — Ihre heutige Geſchichte hat mich im Innerſten gerührt. So liebt kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht ſagen.

Karlos.

Graf von Lerma! Dieſer Abgeſchiedne nannte Sie einen edeln Mann.

Lerma.

Noch einmal! Reiſen Sie glücklich. Schön're Zeiten werden kommen; dann aber werd' ich nicht mehr ſein. Empfangen Sie meine Huldigung ſchon hier.

Er läßt ſich auf ein Knie vor ihm nieder.

Karlos

Karlos

will ihn zurückhalten. Sehr bewegt:

Nicht also —
Nicht also, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
nicht gerne weich sein —

Perma

küßt seine Hand mit Empfindung.

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden sterben dürfen
für Sie. Ich darf es nicht. Erinnern Sie
Sich meiner
in meinen Kindern — Kehren Sie in Frieden
nach Spanien zurücke. Seien Sie
ein Mensch auf König Philipps Thron. Sie
haben
auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
nichts blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
nichts blut'ges, mein Prinz! Philipp der
zweite
zwang Ihren Aeltervater von dem Thron
zu steigen — Dieser Philipp zittert heute
vor seinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und so geleite Sie der Him-
mel! —

Er geht schnell weg. Karlos ist im Begriff auf einem andern Wege fortzueilen, kehrt aber plötzlich um und wirft sich vor dem Leichnam des Mar-

quis nieder, den er noch einmal in seine Arme schließt. Dann zieht er ihm einen Ring vom Finger, steht auf und verläßt schnell das Zimmer.

Achter Auftritt.

Vorzimmer des Königs.

Ein Gedränge vieler Granden. Es ist Abend, und Lichter werden angezündet.

Herzog von Alba und Herzog von Feria kommen im Gespräch.

Alba.

Die Stadt ist ruhig. Wie verließen Sie den König.

Feria.

In der fürchterlichsten Laune. Er hat sich eingeschlossen. Was sich auch ereignen würde, keinen Menschen will er vor sich lassen. Die Verrätherei des Marquis hat auf einmal seine ganze Natur verändert. Wir erkennen ihn nicht mehr.

Alba.

Ich muß zu ihm. Ich kann ihn dießmal nicht schonen. Eine wichtige Entdeckung, die eben jetzt gemacht wird —

Fe-

Feria.

Eine neue

Entdeckung.

Alba.

Ein Karthäusermönch, der in
des Prinzen Zimmer heimlich sich gestohlen,
und mit verdächt'ger Wißbegier den Tod
des Marquis Posa sich erzählen lassen,
fällt meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man untersucht. Die Angst des Todes preßt
ihm ein Geständniß aus, daß er Papiere
von großem Werthe bei sich trage, die
ihm der Verstorbne anbefohlen, in
des Prinzen Hand zu übergeben — wenn
er sich vor Sonnenuntergang nicht mehr
ihm zeigen würde.

Feria.

Nun?

Alba.

Die Briefe lauten,
daß Karlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlassen soll.

Feria.

Was?

Alba.

Das ein Schiff
in Kadix segelfertig liege, ihn

nach Vliſſingen zu bringen — daß die Staaten
der Niederlande ſeiner nur erwarten,
die Span'ſche Ketten abzuwerfen.

Feria.

Ha!
Was iſt das?

Alba.

Andre Briefe melden,
daß eine Flotte Solimans bereits
von Rhodus ausgelaufen — den Monarchen
von Spanien, laut des geſchloßnen Bundes,
im mittelländ'ſchen Meere anzugreifen.

Feria.

Iſt's möglich?

Alba.

Eben dieſe Briefe lehren
die Reiſen mich verſtehen, die der Maltheſer
durch ganz Europa jüngſt gethan. Es galt
nichts kleineres, als alle nord'ſchen Mächte
für der Flamänder Freiheit zu bewaffnen.

Feria.

Das war er!

Alba.

Dieſen Briefen endlich folgt
ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,
der von der Span'ſchen Monarchie auf immer

die

die Niederlande trennen soll. Nichts, nichts
ist übersehen, Kraft und Widerstand
berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
des Landes pünktlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündnisse, die zu schließen. Der Entwurf
ist teuflisch, aber wahrlich — göttlich.

Feria.

Welch undurchdringlicher Verräther!

Alba.

Noch
beruft man sich in diesem Brief auf eine
geheime Unterredung, die der Prinz
am Abend seiner Flucht mit seiner Mutter
zu Stande bringen sollte.

Feria.

Wie? Das wäre
ja heute.

Alba.

Diese Mitternacht. Auch hab' ich
für diesen Fall Befehle schon gegeben.
Sie sehen, daß es dringend ist. Wir dürfen
auch keinen Augenblick verlieren.

Domingo tritt dazu.

Wo ist aber
der Prinz? Wird keine Anstalt noch getroffen,
sich seiner zu versichern?

Feria

ſieht Alba an.

Haben Sie etwa —

Alba.

Ich? Nein.

Domingo.

Und iſt der König außer Gefahr, ſo lange dieſer Raſende noch frei umher geht, ſeiner Waffen mächtig?

Alba will gehen.

Ich dringe in das Kabinet.

Feria.

Umſonſt. Die Thüren ſind verſchloſſen.

Alba.

Ich erbreche ſie — Die wachſende Gefahr rechtfertigt dieſe Majeſtätsverletzung. Der König muß gerettet ſein.

Wie er gegen die Thüre geht, wird ſie geöffnet, und der König tritt heraus.

Neunter Auftritt.

König zu den Vorigen.

Alle erſchrecken über ſeinen Anblick, weichen zurück und laſſen ihn ehrerbietig mitten durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers — Sein Anzug und ſeine Geſtalt zeigen noch die Unordnung, worein ihn die gehabte Ohnmacht verſetzt hat. Mit langſamen Schritten geht er an den anweſenden Granden vorbei, ſieht jeden ſtarr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Endlich bleibt er gedankenvoll ſtehen, die Augen zur Erde geſenkt, bis ſeine Gemüthsbewegung nach und nach laut wird.

König.

Gib dieſen Todten mir heraus. Ich muß ihn wieder haben.

Domingo.

leiſe zum Herzog von Alba.

Reden Sie ihn an.

König wie oben.

Er dachte klein von mir und ſtarb. Ich muß ihn wieder haben. Er muß anders von mir denken.

Alba.

nähert ſich mit Furcht.

Sire —

König.

Wer redet hier?

Er ſteht lange im ganzen Kreis herum.

Hat man
vergeſſen wer ich bin? Warum nicht auf
den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin
ich König. Unterwerfung will ich ſehen.
Setzt alles mich hintan, weil Einer mich
verachtet hat?

Alba.

Vergeſſen Sie jetzt dieſen
Nichtswürd'gen, Sire —

König.

Nichtswürdigen! Wie heißt
der Raſende, der ſolche Läſt'rung ſich
erlauben darf — Nichtswürdigen! Bei meiner
Unſterblichkeit! Es wär' Euch leichter, ohne
Sünde zu ſterben, als zu dieſer
Nichtswürdigkeit empor zu ſteigen.

Alba.

Gönnen
Sie uns Gehör, mein gnädigſter Gebieter.
Ein neuer Feind, bedeutender als dieſer,
ſteht auf im Herzen Ihres Reichs —

Feria.

Prinz Karlos —

König

Er hatte einen Freund, der in den Tod
gegangen ist für ihn — für ihn! Mit mir
hätt' er ein Königreich getheilt! — O Scham!
Scham! Furie der Knechte! Auch die Wangen
der Könige befleckt Dein schimpflich Feuer!
Für einen Knaben aufgeopfert — Mitten
in meinem Königreich verschmäht! Wie ein
gemeiner Mensch, ein Uiberläſtiger
aus diesem Bund gestossen — Das sind Menschen
für mich!

Alba.

Erkennen Sie uns nicht mehr, Sire?
Nicht Ihre treuen Diener mehr?

König.

Wie er
auf mich herunterſah! So stolz sieht man
von Thronen nicht herunter. War's nicht sicht-
bar,
wie viel er sich mit der Eroberung wußte?
Was er verlor, gestand sein Schmerz. So wird
um nichts vergängliches geweint — um kein
Phantom zwei Leben weggeschleudert,
zweimal mein Diadem verschmäht. Er wußte,
was er verlor. Ich glaub' es ihm, vergeb'

es ihm, daß ihn der Muth verließ, dieß Schicksal auf einem Throne zu verschmerzen.

Domingo.

zu Alba, unruhig.

Herzog,

wir dürfen länger nicht —

König.

Daß er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Trostlose Allmacht,
die nicht einmal in Gräber ihren Arm
verlängern, eine kleine Uibereilung
mit Menschenleben nicht verbessern kann!
Die Todten stehen nicht mehr auf. Wer darf
mir sagen, daß ich glücklich bin? Seht nun,
wie Eure Lügen mich verlassen. Füllt mein Ohr
mit Eures Lobes Glockenspiel, laßt Eurer
Bewunderung Maschinenwerke spielen,
lügt mich zum Gott und betet an. Weiß ich
nicht längst, wie meine Spiegel wiedergeben?
Euch h a b' ich. Ihr seid mir gewiß. Im Grabe
wohnt einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was gehn die Lebenden mich an? Ein Geist,
E i n freier Mann stand auf in diesem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
und stirbt.

Alba.

So lebten wir umsonst! — Laßt uns
zu Grabe gehen, Spanier. Auch noch

im

im Tode raubt uns dieser Mensch das Herz des Königs!

König.

Er setzt sich nieder, den Kopf auf den Arm gestützt.

Wär' er mir gestorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, sehr lieb. Er war
mir theuer wie ein Sohn. In diesem Jüngling
ging mir ein neuer, schöner Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten. Er
war meine erste Liebe. Ganz Europa
verfluche mich! Europa mag mir fluchen.
Von diesem hab' ich Dank verdient.

Domingo.

Durch welche
Bezauberung —

König.

Und wem bracht' er dieß Opfer?
Dem Knaben meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.
Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
und geht vorüber? Diesen Hochverrath
an seiner Menschheit sollte Posa sich
vergeben? Nein, Ich kenn' ihn besser. Nicht

den

den Philipp opfert er dem Karlos, nur
den alten Mann dem Jüngling seinem Schüler.
Des Vaters untergeh'nde Sonne lohnt
das neue Tagwerk nicht mehr. Das verspart man
dem nahen Aufgang seines Sohns — O es
ist klar und helle. Ist es nicht? —
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

Alba.

Lesen

Sie die Bekräftigung in diesen Briefen.

König steht auf.

Er könnte sich verrechnet haben. Noch,
noch bin ich. Habe Dank, Natur. Ich fühle
in meinen Sehnen Jünglingskraft.

In einer Verzückung.

Ich will
ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
sei eines Träumers Hirngespinst gewesen.
Er sei gestorben als ein Thor. Sein Sturz
erdrücke seinen Freund und sein Jahrhundert!
Laß sehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
ist noch auf einen Abend mein. Ich will
ihn nützen diesen Abend, daß nach mir
kein Pflanzer mehr in zehen Menschenaltern
auf dieser Brandstatt ärnten soll.

Er geht mit starken Schritten auf und nieder.

Er

Er brachte
der Menſchheit, ſeinem Götzen, mich zum Opfer.
Die Menſchheit büße mir für ihn! — Und jetzt —
Mit ſeiner Puppe fang ich an.

Zum Herzog von Alba.

Was war's
mit dem Infanten? Wiederhohlt es mir. Was lehren
mich dieſe Briefe?

Alba.

Dieſe Briefe, Sire,
enthalten die Verlaſſenſchaft des Marquis
von Poſa an Prinz Karl.

König.

durchläuft die Papiere, wobei er von allen Umſtehenden ſcharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeit lang geleſen, legt er ſie weg, und geht ſtillſchweigend durch das Zimmer.

Man ſende zum
Großinquiſitor Kardinal. Ich laß
ihn bitten, eine Stunde mir zu ſchenken.

Einer von den Granden geht hinaus. Erwartung iſt auf jedem Geſichte. Alba und Dominigo geben einander bedeutende Winke. Der König nimmt die Papiere wieder, lieſt fort, und legt ſie abermals weg.

In dieſer Nacht alſo?

Taxis

Schlag zwei Uhr soll die Post vor dem Karthäuserkloster halten.

Alba.

Und Leute, die ich ausgesendet, sahen verschiedenes Reis'geräthe, an dem Wappen der Krone kenntlich, nach den Kloster tragen.

Feria.

Auch, sagt man, sollen große Summen auf den Namen der Königinn bei Mauriſchen Agenten betrieben worden sein, in Brüſſel zu erheben.

König.

Wo verließ man den Infanten?

Alba.

Beim Leichnam des Maltheſers.

Domingo.

Den er jetzt für ein Geſchäft, das dringender iſt, möchte verlaſſen haben —

König.

Iſt noch Licht in ihrem Pavillon?

Al-

Alba.

Dort iſt alles ſtill. Auch hat
ſie ihre Kammerfrauen zeitiger,
als ſonſten zu geſchehen pflegt, entlaſſen.
Die Herzoginn von Arkos, die zuletzt
aus ihrem Zimmer ging, verließ ſie ſchon
in tiefem Schlafe.

Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Feria auf die Seite und ſpricht leiſe mit ihm. Dieſer wendet ſich betreten zum Herzog von Alba, andre drängen ſich hinzu, und es entſteht ein Gemurmel.

Feria, Taxis, Domingo zugleich.

Sonderbar!

König.

Was gibt es?

Feria.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
zu glauben iſt —

Domingo.

Zween Schweizer, die ſo eben
von ihrem Poſten kommen, melden — Es
iſt lächerlich es nachzuſagen.

König.

Nun?

Alba.

Daß in dem linken Flügel des Pallasts
der Geist des Kaisers sich erblicken lassen
und mit beherztem, feierlichen Schritt an ihnen
vorbei gegangen. Eben diese Nachricht
bekräft'gen alle Wachen, die durch diesen
Pavillon verbreitet stehn, und setzen
hinzu, daß die Erscheinung in den Zimmern
der Königinn verschwunden.

Feria.

Ein Betrug
kann hier nicht unterlaufen.

König.

Und in welcher
Gestalt erschien er?

Offizier.

In dem nämlichen
Gewand, das er zum letztenmal in Justi
als Hieronymitermönch getragen.

König.

Als Mönch? Und also haben ihn die Wachen
im Leben noch gekannt? denn woher wußten
sie sonst, daß es der Kaiser war?

Offizier.

Das es
der Kaiſer müſſe ſein, bewies das Zepter,
das er in Händen trug.

Domingo.

Auch will man ihn
ſchon öfters, wie die Sage geht, in dieſer
Geſtalt geſehen haben.

König.

Angeredet hat
ihn niemand?

Offizier.

Niemand unterſtand ſich. Die
Soldaten ſprachen ihr Gebet und ließen
ihn ehrerbietig mitten durch.

König.

Und in den Zimmern
der Königinn verlor ſich die Erſcheinung?

Offizier.

Im Vorgemach der Königinn.

Allgemeines Stillſchweigen.

König.

wendet ſich ſchnell um.

Wie ſagt Ihr?

Alba.

Sire — wir ſind ſtumm.

König.

nach einigem Beſinnen, zu dem Offizier.

Laßt meine Garden unter die Waffen treten und jedweden Zugang zu dieſem Flügel ſperren. Ich bin lüſtern, ein Wort mit dieſem Geiſt zu reden.

Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page.

Page.

Der Großinquiſitor, Sire —

König.

Zu den Anweſenden.

Verlaßt uns.

Der Kardinal Großinquiſitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab geſtützt und von zwei Dominikanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen ſich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum ſeines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen ſich. Der König folgt ihnen durch zwei Zimmer und riegelt alle Thüren.

Zehnter Auftritt.

Der König und der Großinquiſitor.

Ein langes Stillſchweigen.

Großinquiſitor.

Steh' ich vor dem König?

König.

Ja.

Großinquiſitor.

Ich war mir's nicht mehr vermuthend.

König.

Ich erneure einen Auftritt vergangner Jahre. Philipp der Infant holt Rath bei ſeinem Lehrer.

Großinquiſitor.

Rath bedurfte mein Zögling Karl ihr großer Vater niemals.

König.

Um ſo viel glücklicher war er. Ich habe Sie bitten laſſen, weil ich Ihren Beiſtand erborgen muß.

Großinquiſitor.

Der Kirche oder meinen?

König.

Der Kirche Arm und Ihren Geiſt.

Nach einer Pauſe.

Ich habe gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —

Großinquiſitor.

Weßwegen haben Sie gemordet?

König.

Ein Betrug, der ohne Beiſpiel iſt —

Großinquiſitor.

Ich weiß ihn.

König.

Was wiſſen Sie? Durch wen? Seit wann?

Großinquiſitor.

Seit Jahren, was Sie ſeit Sonnenuntergang.

König.

mit Befremdung.

Sie haben von dieſem Menſchen ſchon gewußt?

Groß-

Großinquiſitor.

Sein Leben

liegt angefangen und beſchloſſen in
der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

König.

Und der ging frei herum!

Großinquiſitor.

Das Seil, an dem
er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König.

Er war ſchon außer meines Reiches Gränzen.

Großinquiſitor.

Wo er ſein mochte, war ich auch.

König.

geht unwillig auf und nieder.

Man wußte,
in weſſen Hand ich war — Warum verſäumte
man, mich zu warnen?

Großinquiſitor.

Dieſe Frage geb' ich
zurücke — Warum fragten Sie nicht an,
da Sie in dieſes Menſchen Arm Sich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
den

den Ketzer — Was vermochte Sie, dieß Opfer dem heil'gen Amt zu unterſchlagen? Spielt man ſo mit uns? Wenn ſich die Majeſtät zur Hehlerinn erniedrigt — Könige zweizüngeln — hinter unſerm Rücken mit unſern ſchlimmſten Feinden ſich verſtehen, was wird mit uns? Wenn Einer Gnade finden darf — Warum wurden dreimal hundert tauſend geopfert?

König.

Er iſt auch geopfert.

Großinquiſitor.

Nein!
Er iſt ermordet — Ruhmlos! Lüderlich! — Das Blut,
das unſrer Ehre glorreich fließen ſollte,
hat eines Bravo Hand verſpritzt — Der Menſch
war unſer — Was berechtigt Sie
des Ordens heil'ge Güter anzutaſten?
Durch uns zu ſterben war er da. Ihn ſchenkte
der Nothdurft dieſes Zeitenlaufes Gott,
in ſeines Geiſtes feierlicher Schändung
die prahlende Vernunft zur Schau zu führen.
Ihn hätten wir — auf langer Seelenfolter
zur Mißgeburt verzerrt — dem ſchaudernden
Gelächter ſeiner Rotte vorgewieſen.
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
ſie hingeſtreckt, die Arbeit vieler Jahre!

Wir

Wir ſind beſtohlen, und Sie haben nichts,
als blut'ge Hände.

König.

Leidenſchaft riß mich

dahin. Vergib mir.

Großinquiſitor.

Leidenſchaft! — Antwortet
mir Philipp der Infant? Bin ich allein
zum alten Mann geworden? — Leidenſchaft!

Mit unwilligem Kopfſchütteln.

Gib die Gewiſſen frei in Deinen Reichen,
wenn Du in Deinen Ketten gehſt.

König.

Ich bin

in dieſen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir.

Großinquiſitor.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
zufrieden — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu läſtern! Wo war damals
der Philipp, deſſen feſte Seele wie
der Angelſtern am Himmel unverändert
und ewig um ſich ſelber treibt? War eine ganze
Vergangenheit verſunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?

Gift nicht mehr Gift? War zwiſchen Gut und
Uibel
und Wahr und Falſch die Scheidewand gefallen?
Was iſt ein Vorſatz? Was Beſtändigkeit?
Was Männertreue, wenn in einer lauen
Minute eine ſechzigjähr'ge Regel
wie eines Weibes Laune ſchmilzt?

König.

Ich ſah in ſeine Augen — Halten Sie
mir dieſen Rückfall in die Sterblichkeit
zu gut. Die Welt hat einen Zugang weniger
zu Ihnen. Ihre Augen ſind erloſchen.

Großinquiſitor.

Was ſollte Ihnen dieſer Menſch? Was konnte
er neues Ihnen vorzuzeigen haben,
worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmerſinn und Neuerung ſo wenig?
Der Weltverbeßrer prahleriſche Sprache
klang Ihrem Ohr ſo ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Uiberzeugung ſchon
von Worten fällt — mit welcher Stirne, muß
ich fragen, ſchrieben Sie das Bluturtheil
der hunderttauſend ſchwachen Seelen, die
den Holzſtoß für nichts ſchlimmeres beſtiegen?

König.

Mich
gelüſtete nach einem Menſchen. Dieſe
Do-

Dominao, die man fälſchlich mir dafür
verkaufte —

Großinquiſitor.

Wozu Menſchen? Menſchen ſind
für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
die Elemente der Monarchenkunſt
mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
was ihm verweigert werden kann — Wenn Sie
um Mitgefühle wimmern, haben Sie
der Welt nicht Ihres Gleichen zugeſtanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wiſſen, haben
Sie aufzuweiſen über Ihres Gleichen?

König.

wirft ſich in den Seſſel.

Ich bin ein kleiner Menſch, ich fühl's — Du
foderſt
von dem Geſchöpf, was nur der Schöpfer leiſtet.

Großinquiſitor.

Nein, Sire. Mich hintergeht man nicht. Sie
ſind
durchſchaut — und wollten Sie entfliehen.
Des Ordens ſchwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frei und einzig ſein.

Er hält inne. Der König ſchweigt.

Wir ſind
gerochen — Danken Sie der Kirche,
die ſich begnügt, als Mutter Sie zu ſtrafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen laſſen,
war Ihre Züchtigung. Sie ſind bekehrt.
Jetzt kehren Sie zu uns zurücke — Stünd'
ich heute nicht vor Ihnen — beim
lebend'gen Gott! Sie wären morgen ſo
vor mir geſtanden.

König.

Mäßige Dich, Prieſter.
Ich duld' es nicht. Ich kann nicht alſo mit
mir ſprechen hören.

Großinquiſitor.

Warum rufen Sie
den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
zwei Könige dem Span'ſchen Thron, und hoffte
mein Tagwerk nun gethan. Umſonſt gelebt
zu haben, ſchmerzt an des Jahrhunderts Neige
Verzeihung, Sire — Und jetzt — Wozu bin ich
gerufen? Meine Zeit iſt edel. Die
Minute ſteigt bei Neunzigern im Preiſe.
Was ſoll ich hier? — Ich bin nicht Willens,
dieſen
Beſuch zu wiederholen.

König.

Eine Arbeit!
Die letzte noch — dann überlaß' ich Dich
dem stärkern Schicksal. Also Friede sei
geschlossen zwischen Dir und mir. Vorbei
sei das Vergangene. Wir sind versöhnt?

Großinquisitor.

reicht ihm die Hand.

Wenn Philipp sich in Demuth beugt.

König.

nach einem Stillschweigen.

Mein Sohn
ist Hochverraths verdächtig.

Großinquisitor.

Was beschließen
Sie?

König.

Alles oder nichts.

Großinquisitor.

Was heißt hier alles?

König.

Ich laß' ihn fliehen, wenn ich ihn
nicht sterben lassen kann.

Groß-

Großinquiſitor
mit lauerndem Geſicht.

Nun?

Beide ſchweigen eine Zeit lang.

König.

Können
Sie einen Glauben mir erdenken,
der Kindermord des Gräßlichen entkleidet?

Großinquiſitor.

Die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen,
ſtarb an dem Holze Gottes Sohn.

König.

Sie wollen
durch ganz Europa dieſe Meinung pflanzen?

Großinquiſitor.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

König.

Ich gehe
in Kampf mit der beleidigten Natur.
Auch dieſen Richterſtuhl getrauen Sie
Sich zu beſtechen?

Großinquiſitor.

Vor dem Glauben
gilt keine Stimme der Natur.

König.

Ich lege
mein Richteramt in ihre Hände — Kann
ich ganz zurücke treten?

Großinquisitor.

Geben Sie
ihn mir.

König.

Es ist mein einz'ger Sohn — Wem hab' ich
gesammelt?

Großinquisitor

mit Feuer.

Der Verwesung lieber, als
der Freiheit.

König steht auf.

Wir sind einig. Kommen Sie.

Großinquisitor.

Wohin?

König.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen.

Er nimmt ihn beim Arm und führt ihn hinweg.

Zim-

Zimmer der Königinn.

Letzter Auftritt.

Dom Karlos. Die Königinn. Zuletzt der König mit Gefolge.

Karlos

in einem Mönchsgewand, eine Maske vor dem Gesicht, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Arme ein bloßes Schwert. Es ist ganz finster. Er nähert sich einer Thüre, welche geöffnet wird. Die Königinn tritt heraus, im Nachtkleide, mit einem brennenden Licht, welches sie auf einen Guerdon niedersetzt. Karlos läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder.

Elisabeth!

Königinn

mit stiller Wehmuth auf seinen Anblick verweilend.

So sehen wir uns wieder!

Karlos.

Sosehen wir uns wieder!

Stillschweigen.

Königinn

sucht sich zu fassen.

Stehn Sie auf. Wir wollen ein-

einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch
ohnmächt'ge Thränen will der große Todte
gefeiert werden. Thränen mögen fließen
für klein're Leiden! — Er hat sich geopfert
für Sie! Mit seinem theuren Leben
hat er das Ihrige erkauft — Sie fühlen
den Werth, den er durch dieses Opfer auf
das Ihrige gelegt! — Und dieses Blut
wär' einem Hirngespinst geflossen? — Karlos!
Ich selber habe gut gesagt für Sie.
Auf meine Bürgschaft schied er freudiger
von hinnen. Werden Sie zur Lügnerinn
mich machen?

Karlos

mit Begeisterung.

Einen Leichenstein will ich
ihm setzen, wie noch keinem Könige zu Theil
geworden — Ueber seiner Asche blühe
ein Paradies!

Königinn.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes!
Mich wählte er zu seines letzten Willens
Vollstreckerinn. Ich mahne Sie. Ich werde
auf die Erfüllung dieses Eides halten.

Eine Pause.

Und noch ein anderes Vermächtniß legte

der

der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm mein Wort — Und — Warum soll ich es verschweigen?
Er übergab mir seinen Karl — Ich trotze dem Schein — Ich will vor Menschen nicht mehr zittern.
Sie sehen, Karl, mir bangte nicht, mit Ihnen allein zu sein in dieser Stunde — Ich will einmal kühn sein wie ein Freund. Mein Herz soll reden. Tugend nannt' er unsre Liebe? Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr — —

Karlos.

Vollenden Sie nicht, Mutter! — Diese Lippen beflecke keine Unwahrheit! Sie haben den Göttlichen gekannt — Elisabeth, das Weib, das ich anbeten soll, sinkt nicht zu mir herab und kannte diesen — Mutter, wir wollen uns nicht hintergehn — Ich habe in einem langen, schweren Traum gelegen. Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergessen sei das Vergangne! Hier sind Ihre Briefe zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern der Todten. Keine sterbliche Begierde theilt diesen Busen mehr.

Nach einem Stillschweigen ihre Hand faſſend.

Ich kam, um Abſchied

zu nehmen.

Königinn

unter ſtreitenden Empfindungen, die Augen weggewandt, mit halber Stimme.

Karl —

Karlos.

Erſtaunen Sie nicht, Mutter.
Es iſt kein Opfer, hat mir keinen Kampf
gekoſtet. Endlich ſeh' ich ein, es gibt
ein höher, wünſchenswerther Gut, als Dich
beſitzen. Eine kurze Nacht
hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
für dieſes Leben keine Arbeit mehr,
als die Erinnerung an ihn! In Einem Abend
hab' ich den Vorrath auf mein ganzes Daſein
voraus empfangen und verpraßt. Vorbei
ſind alle meine Ernten —

Er nähert ſich der Königinn, welche das Geſicht verhüllt.

Sagen Sie

mir gar nichts, Mutter?

Königinn.

Kehren Sie Sich nicht

Er an

an meine Thränen, Karl — Ich kann nicht
anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

Karlos.

Sie waren unſers Bundes einzige
Vertraute — Unter dieſem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerſte
mir bleiben. Meine Freundſchaft kann ich Ihnen
ſo wenig, als noch geſtern meine Liebe
verſchenken an ein andres Weib — Doch heilig
ſei mir die königliche Wittwe, führt
die Vorſicht mich auf dieſen Thron.

Der König, begleitet vom Großinquiſitor und ſeinen Granden, erſcheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden.

Jetzt geh' ich
aus Spanien, und ſehe meinen Vater
nicht wieder — Nie in dieſem Leben wieder.
Ich ſchätz' ihn nicht mehr. Ausgeſtorben iſt
in meinem Buſen die Natur — Sein Sie
ihm wieder Gattinn. Er hat einen Sohn
verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
zu retten von Tirannenhand. Madrid
ſieht nur als König oder Nie mich wieder.
Und jetzt zum langen Abſchied, Mutter. Küſſen
Sie Ihren Sohn.

Königinn.

O Karl! Was machen Sie
aus mir? — Ich kann nicht — ich darf mich
nicht
empor zu dieſer Männergröße wagen;
doch faſſen und bewundern kann ich Sie.

Karlos

Bin ich nicht ſtark, Eliſabeth? Ich halte
in meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieſer Stelle hätten mich noch geſtern
des Weltgerichts Poſaunen nicht geriſſen.

Er verläßt ſie.

Das iſt vorbei. Jetzt trotz' ich jedem Schickſal
der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
und wankte nicht — — — Still! was war
das?

Königinn.

Wie?

Karlos

Hörten
Sie hinter uns nicht Athem hohlen? —
Horch!

Eine Uhr ſchlägt.

Königinn.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
die uns zur Trennung lautet.

Karlos.

Gute Nacht denn, Mutter
Aus Gent empfangen Sie den ersten Brief
von mir, der das Geheimniß unſres Umgangs
laut machen ſoll. Ich gehe mit Dem Philipp
jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich haben, ſei
nichts heimliches mehr unter uns. Sie
brauchen
vor der Entdeckung nicht zu zittern. Leben
Sie glücklich, Mutter. Dieß hier ſei mein
letzter
Betrug.

Er will nach der Maske greifen. Der König
ſteht zwiſchen ihnen.

König.

Es iſt Dein letzter!

Die Königinn fällt ohnmächtig nieder.

Karlos

eilt auf ſie zu, und empfängt ſie mit den Armen.

Iſt Sie todt? O Himmel
und Erde!

König

König

kalt und ſtille zum Großinquiſitor.

Kardinal! Ich habe
das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre.

Er geht ab.

Beym Mahomet a kostet mir Überwindung diesen alten Mann aus seiner Wohnung zu treiben.

Geſchichte
des
Maltheſerordens
nach Vertot

von M. N. bearbeitet
und
mit einer Vorrede verſehen
von
Schiller.

Erſter Band.

Jena,
bei Chriſt. Heinr. Cuno's Erben.
1792.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorrede.

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebt ſchon ſein ſiebentes Jahrhundert, und, obgleich der politiſchen Schaubühne beinahe verſchwunden, ſteht er für den Philoſophen der Menſchheit für ewige Zeiten, als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar droht der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ſein Zeitalter ſo heilig, ſo feier-

lich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äussert, eben so überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Ueberlegenheit unsrer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschä-

mung

mung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die Thatenreifende Energie des Karakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre ver-

feinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unſre Weisheit nur halb ſo viel, als ſie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfaſſer der Einleitung zu nachſtehender Geſchichte jenem Zeitalter als ein wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktiſche Stärke des Gemüths nehmlich, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen und einem bloß idealiſchen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich ſehr bereit, zu unterſchreiben. Derſelbe excentriſche Flug der Einbildungskraft, der den Geſchichtſchreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphiloſophen einen weit billigern Richter, ja nicht ſelten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinſterter Glaubenseifer begünſtigt und heiligt, unter den abgeſchmakten Verirrungen der Superſtition, entzückt ihn das erhabene Schauſpiel einer über alle Sinnenreize ſiegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch ſo mächtige Gefühl ihre Herrſchaft be-

behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese nothwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bey jenen wilden Unternehmungen äussert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entschluß, unter der Fahne

ne des Kreuzes zu ſtreiten, zu der höchſten ſittlichen Würde des Menſchen hat, verzeiht er ihm gern ſeine abenteuerlichen Mittel und ſeinen chimäriſchen Gegenſtand.

Von dieſer Art ſind nun die Glaubenshelden mit denen uns die nachfolgende Geſchichte bekannt macht; ihre Schwächheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen ſich einer weiſeren Nachwelt kühn unter das Angeſicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes ſehen wir ſie der Menſchheit ſchwerſte und heiligſte Pflichten üben, und indem ſie nur einem Kirchengeſetze zu dienen glauben, unwiſſend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Menſch ſchon ſeit Jahrtauſenden den Geſetzgeber über den Sternen, der in ſeinem eigenen Buſen wohnt — warum dieſen Helden es verargen, daß ſie die Sanktion einer Menſchenpflicht von einem Apoſtel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, ſo wie den Anſpruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch ſo ſehr das Widerſinnige eines

nes Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Unglaubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht — wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwerdt für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste ent-

zieht, die unſre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren? wer ohne Staunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich der kleine Heldenhaufe in Ptolomais, in Rhodus und ſpäterhin auf Maltha gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? Die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter Isle Adam und la Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer lieſt ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es iſt der Chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht haben. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch

das

das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten, des Johanniter- und Tempelordens widerlegt? Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlands, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von ferne zeigte. — Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe und hatte keine andre Nahrung als ſein eigenes unerſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andre Rückſicht, aus welcher mir eine Darſtellung der äuſſern und innern Schickſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zugleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch beſondre Geſetze unterſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammen gehalten. Er entſteht, er bildet ſich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beſchließt ſein ganzes politiſches Leben vor unſern Augen.

Der

Der Geſchichtspunkt, aus welchem der philoſophiſche Beurtheiler jede politiſche Geſellſchaft betrachtet, kann auch auf dieſen mönchiſchritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verſchiedenen Formen nämlich, in welchen politiſche Geſellſchaften zuſammen treten, erſcheinen demſelben als eben ſo viele von der Menſchheit (wenn gleich nicht abſichtlich) angeſtellte Verſuche, die Wirkſamkeit gewiſſer Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinſchaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unſerer Aufmerkſamkeit würdiger ſein, als den Erfolg dieſer Verſuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beiſpiele dargethan zu ſehen? So hat das menſchliche Geſchlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit — wenn gleich nicht in dieſer Abſicht — durch eigene Erfahrung geprüft, es hat ſich, um endlich die zweckmäßigſte zu erhaſchen, in allen Formen der politiſchen Gemeinſchaft verſucht.

ſucht. Für alle dieſe Staatsorganiſationen wird die Welthiſtorie gleichſam zu einer pragmatiſchen Naturgeſchichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch dieſe verſchiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinſchaftlichen Strebens gewonnen worden iſt. Aus einem ähnlichen Geſichtspunkt laſſen ſich nun auch die ſouverainen geiſtlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entſtehung gegeben hat. Antriebe, welche ſich nie zuvor in dieſer Verknüpfung und zu dieſem Zwecke wirkſam gezeigt, werden hier zum erſtenmal zur Grundlage eines politiſchen Körpers genommen, und das Reſultat davon iſt, was die nachſtehende Geſchichte dem Leſer vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdiſciplin, die ſtrenge Selbſtverleugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äuſſern Feind der Religion, einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen

Geg-

Gegner von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören.

Rührende erhabne Einfalt, bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt ſeine Jugend, aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schickſal der Menſchheit. Wohlſtand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltſamkeit, führen ihn mit beſchleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth ſieht der Weltbürger die herrlichen Hofnungen getäuſcht, zu denen ein ſo ſchöner Anfang berechtigte — aber dieſes Beiſpiel bekräftigt ihm nur die unumſtößliche Wahrheit, daß nichts Beſtand hat, was Wahn und Leidenſchaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von Vorzügen dieſes Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertotiſche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern.

Ob

Ob daſſelbe auch der Abſicht vollkommen entſpricht, welche mir bei Anempfehlung deſſelben vor Augen ſchwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch iſt es das einzige Werk dieſes Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerkſamkeit des Leſers daran feſſeln kann. Der Ueberſetzer hat ſich, ſoviel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr ins Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des Teutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und eben ſo wenig für die ſtudirende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wohl nicht geſagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe deſſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen ſein, da der Orden mit dem Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines

nes Ruhms erreicht hat, und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt. Jena, im April 1792.

Schiller.

Geſchichte des Maltheſerordens.

Einleitung.

Nie iſt wol aus einer reinen Quelle mannichfacheres Uebel, aus einem uneigennüzigen Zwecke ein gröſſerer Widerſpruch in der Wahl der Mittel, aus einer guten Abſicht eine längere Reihe ſchädlicher Folgen hervorgegangen, als — aus der Religion. Achtung für die Sittlichkeit — das gemeinſchaftliche höchſte Gut der Menſchennatur — hat alle Religionen ohne Unterſchied ins Daſein gerufen, und allen, auch den abgeſchmakteſten, Beſtand gegeben. Jede Religion, öfters ohne es ſich ſelbſt deutlich bewußt zu ſein,

hatte nur den Einen Zweck, dieſes Palladium der Menſchheit zu ſichern, den höchſten Geboten der ſittlichen Natur Gehorſam zu verſchaffen. Aber die menſchliche Vernunft, in ihrer Kindheit noch zu ſchwach um ihre eigne vollgültige Sanktion ihrer Geſeze zu erkennen, nahm ihre Zuflucht zu einem höhern Geſezgeber, von dem ſie, gleichſam durch eine Selbſttäuſchung, ihre eignen Geſeze ableitete, um die Verbindlichkeit derſelben auf das äuſſere Anſehen dieſer höheren Macht zu gründen. So wurden ihre Forderungen in willkürliche Befehle einer Gottheit verwandelt; ſo wurde die Art ſich den höchſten Geſezgeber zu denken von den verſchiedenen Idealen einer Gottheit, welche die Phantaſie durch willkürliche Verbindungen ſich erſchaffen hatte, abhängig gemacht; ſo wurde die Einheit des Geſezgebers, der in allen derſelbige war und in allen allein ſprach, in eben ſo viele verſchiedne Geſezgeber zertheilt, als die Verſchiedenheit der Völker, der Umſtände, der Klimate oder anderer äuſſerer Eindrücke Gottheiten erzeugt hatte. So trennten ſich Nazionen — einig im Ringen nach dem Einen was der Menſchheit Noth iſt, einig in der Achtung

für

für das Geſez, einig im Gehorſam gegen die geſezgebende Macht — aus Unkenntniß des wahren Geſezgebers, durch die Verſchiedenheit wie ſie ſich den fremden dachten. Dieſe zufällige Verſchiedenheit aber erzeugte die ſchrecklichſten Folgen. Sie war es, welche Menſchen gegen Menſchen waffnete, Nazionen gegen Nazionen empörte. Jeder hielt nur den Geſezgeber für den ächten, dem er ſeinen Willen unterwarf, nur ſeine Religion für wahr, nur ſeinen Glauben für den alleinſeligmachenden. Dem eifrigſten ſchien es Pflicht, ſich ſeines unglaubigen Bruders zu erbarmen, und ihn, ſelbſt mit eigner Gefahr, in den Schoß der Rechtglaubigen zu verſammeln. Aber auch der geduldigſte wollte nicht der Religion ſeiner Väter untreu werden, und ſezte ſich den gewaltſamen Bekehrungen mit gewaffneter Hand entgegen. So fielen tauſende in der Vertheidigung eben deſſelben Heiligthums, zu welchem jeder den rechten Zugang allein gefunden zu haben glaubte. Man ſieht mit Wehmuth die traurigen Früchte dieſes Irrthums, — die empörendſten Verwüſtungen, als das Werk der edelſten Kraft des Menſchen! Wenn auch nicht alle

die Unternehmungen, denen die Fahne der Religion vorgetragen worden ist, rein aus dieser Quelle entsprungen, und auch selbst diejenigen, deren ganz reiner Ursprung aus dieser Quelle unverkennbar ist, nie von dem allgewaltigen Einfluß anderer Leidenschaften frei geblieben sind: so war doch so oft die Religion erste Veranlassung, Mittel oder Vorwand zu den blutigsten Szenen in der Geschichte der Menschheit, und erhöhte die Grausamkeit derselben durch die wüthenden Ausbrüche des schwärmerischen Eifers. Die blühendsten Länder wurden verwüstet, um ein Kreyß auf ihren Bergen zu errichten, die schönsten Städte zerstört, um eine Moschee darin zu erbauen. Millionen wurden das Opfer dieser Wuth einander wechselseitig auf den rechten Weg zu führen, ehe man endlich auch nur anfieng zu ahnen, daß sie ihn sämtlich verfehlt haben könnten. Die Menschen haben freilich von jeher den rechten Weg erst dann gefunden, nachdem sie alle Abwege durchirrt hatten; und so waren vielleicht jene Begebenheiten die nothwendigen Prämissen zu den schönen Hoffnungen, deren Morgenröthe nun anfängt an unserm Horizont zu

schei-

ſcheinen. Gleichwol wird jeder Menſchenfreund wünſchen, daß der Irrthum weniger ſchrecklich, die Vorkehrungen zu dieſen ſchönen Ausſichten weniger zerſtörend geweſen wären. Indeß liegt auch ſelbſt in jenen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, eben durch dieſe Triebfeder derſelben, etwas großes, und man wird mit der Geſchichte jener unſeeligen Ausartung ausgeſöhnt durch tauſend einzelne Züge, in welchen man die Würde und die Größe der Menſchheit wiederfindet.

Wir ſchicken dieſe allgemeine Betrachtung der Geſchichte einer Begebenheit voran, welche ſelbſt auch ihren Urſprung aus der Religion genommen hat, und alle die Erſcheinungen, welche wir von Begebenheiten dieſer Art hier im allgemeinen angedeutet haben, in reichem Maße enthält. Bei einer Geſchichte, in der ſich alles um den Begriff des Glaubens wie um einen Angel dreht; wo das Wort Glaubige das Recht, und die Benennung Unglaubige den Grund zu den grauſamſten Verfolgungen angiebt; wo jene überall mit einem gewiſſen Vorzug, dieſe mit Verachtung genannt werden: bei einer ſolchen Geſchich-

te kann es allerdings nicht überflüſſig ſcheinen, durch eine Berichtigung der einſeitigen Geſichtspunkte zu beſtimmen, welcher von beiden Partheien — oder ob keiner von beiden — die Benennung der Glaubigen, in der vorzüglichen Bedeutung des Wortes, zukomme. Es muß ganz zweckmäßig ſein, durch eine vorausgeſchickte Unterſuchung ein Vorurtheil zu zerſtreuen, das nicht nur die ſogenannten Glaubigen und Unglaubigen in der Hize des Streites blendete, ſondern ſich auch auf ihre Nachkommen forterbte, und ſelbſt die Geſchichtſchreiber der einen und der andern Parthei, oft gegen ihre Abſicht, bisweilen zu einer Ungerechtigkeit verleitete.

Unſre Helden ſammeln auch ihre Lorbeeren im Kampfe des Glaubens gegen den Unglauben. Sie ſpielen ihre Rollen auf dem weiten Schauplaz der Kreuzzüge, und ſind alſo zugleich als ein Theil jenes größern Ganzen zu betrachten, mit dem ſie aber einerlei Triebfedern und einerlei Zweck gemein haben. Wir richten unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf dieſes Ganze.

Zwei der merkwürdigſten unter allen vorhandenen Religionen, an Gewalt ihrer Wirkung,

an

an Größe ihrer Ausbreitung und an Länge ihrer Dauer von keiner andern erreicht — die Mohammedaniſche und die Chriſtliche — ſieht man hier im Kampfe gegen einander auftreten. Wenn auch von beiden Seiten das Intereſſe der Religion nicht ganz lauter war; wenn auch beide Theile über der Eroberung oder Vertheidigung eines irdiſchen Reiches zulezt das himmliſche, um das ſie ſtritten, aus den Augen verloren: ſo war doch Religion der Vorwand, und Eifer für den Glauben ihrer Väter, wenigſtens bei einem großen Theil, die Haupt-Triebfeder; ſo fochten doch beide unter der Fahne des Glaubens; ſo kämpften ſie doch gemeinſchaftlich um Jeruſalem, als um ein Heiligthum. Da, wo für die einen ein heiliges Grab zu erobern war, war für die andern ein heiliger Tempel zu beſchüzen.

In den Darſtellungen jener merkwürdigen Unternehmung der Chriſten gegen die Mohammedaner iſt man bald dem einen bald dem andern Theil zu nahe getreten. Auf der einen Seite, um die Ehre der Chriſten zu retten, war man ungerecht gegen die Mohammedaner. Man hat

dieſe tief herabgeſezt, um auf ihren Trümmern jene deſto höher zu erheben. Man hat den Geſichtspunkt, aus welchem man ſie betrachtete, von den Kreuzfahrern, die Farben zu dem Gemälde von Pabſt Urban geborgt; man hat Mohammed als einen Betrüger, ſeine Anhänger als Verworfene und Unglaubige vor aller Unterſuchung verdammt. Mit einem Wort man hat um die Chriſten zu rechtfertigen diejenigen als Kinder des Verderbens geſchildert, welche zu verderben jene heiligen Heere ausgezogen waren. Auf der andern Seite, um gerecht gegen die Mohammedaner zu ſein, hat man ſich einer eben ſo großen Ungerechtigkeit gegen die Chriſten ſchuldig gemacht. Man erkannte, daß die größte Verſchiedenheit der Religion keinen Grund zu einer ſo blutigen Verfolgung enthalte, daß Fanatismus des Glaubens die Kreuzfahrer geblendet hatte, daß die übertriebenen Beſchuldigungen gegen Mohammed und ſeine Anhänger Früchte eines grundloſen Religionshaſſes waren. Im lebhaften Gefühl dieſer Ungerechtigkeit hat man das ganze Gewicht der Schuld auf die irrenden Chriſten geworfen, man hat ganz uneingeſchränkt ihre Unternehmung

mit

mit dem Nahmen einer tollen Begebenheit gebrandmarkt und für ein Schandmonument in der Geschichte der Menschheit erklärt. Zwischen diesen beiden gefährlichen Klippen unsre Leser durchzuführen, ist unsre Absicht. Wir hoffen einige Gesichtspunkte anzugeben, aus welchen ihnen weder auf der einen Seite bloß Auswürflinge der Menschheit, noch auf der andern bloß Rasende erscheinen werden.

Inwiefern Religionsinteresse auf der einen Seite den Streit erregt, auf der andern zur Gegenwehr gewaffnet hatte; in so fern sind beide Theile gleich. Der Religionseifer der einen steht dem Glaubensenthusiasmus der andern an Wehrt nicht nach, wenn der Wehrt der Religion, für welche jede Parthei eiferte, auch noch so sehr verschieden wäre. Es kömmt hier gar nicht darauf an, welcher von beiden Theilen mehr Wahrheit auf seiner Seite hatte; es ändert nichts, wenn wir auch annehmen, daß sie weder auf der einen noch auf der andern Seite war: sondern alles hängt davon ab, daß jede Parthei die Wahrheit zu haben *glaubte*, und daß dieses glauben reine Triebfeder ihres Handelns war. Inwiefern

beide Theile ihrer Ueberzeugung treu blieben, in so fern haben sie beide gleiche Rechte; und man muß bekennen, daß der schwärmende Mohammedaner gleiche Ansprüche auf Entschuldigung machen könne, als der eifernde Christ, und daß sie da, wo nicht Religionseifer der Grund ihrer Handlungen war, beide entweder unrecht haben, oder doch beide nach einem gleichen — aber einem andern als dem Religions — Maßstab beurtheilt werden müßen.

Aber die Gerechtigkeit fordert noch mehr von uns. Wir müßen die ungeprüften Beschuldigungen gegen Mohammed und seine Lehre selbst zurücknehmen; wir müßen uns über das Vorurtheil unserer Voreltern und Glaubensgenoßen erheben, und nach einer unbefangeneren Untersuchung, einer Religion, die von unsern Vorfahren in der Hize des Streites verkannt und von ihren nächsten Nachkommen wegen ihrem Waffenglück gehaßt und gefürchtet worden ist, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir müßen gestehen, daß die Mohammedanische Religion bisher gegen die Vorzüge der Christlichen zu sehr in Schatten gestellt worden, und daß Mohammed selbst wenigstens

ſtens ein milderes Urtheil verdiene, als er, Gibbons berühmte Geſchichte ausgenommen, irgendwo bisher erhalten hat.

Vor allen Dingen, wenn von Mohammeds Lehre die Rede iſt, muß man ihr eben das Recht widerfahren laſſen, das man für die Chriſtliche mit Grund geltend gemacht hat, nämlich das was ſie urſprünglich waren, von dem was ſie unter den Händen ihrer Prieſter wurden, zu unterſcheiden. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Muſelmänner noch bis auf den heutigen Tag eine der roheſten Nazionen ſind, und daß der Grund dieſes auffallenden Mangels an Kultur in dem Zuſtand, und ſelbſt in ausdrücklichen Geboten, ihrer gegenwärtigen Religion liege; daß Mohammeds Lehre alſo die Fortſchritte zur Ausbildung des Verſtandes und zur Aufklärung der Vernunft nicht bloß mittelbar aufhalte, ſondern ſelbſt mit Gewalt hindere, und daß folglich ihre Anhänger, ohne einen glücklichen Zufall, der ihrem ganzen Glaubensgebäude eine andere Geſtalt geben kann, unter die lezten kommen werden, die in die Erfüllung von allem, welche der Apoſtel Paulus verheißt — in das Reich der vollkommenen Vernunft-

nunftherrſchaft — eingehen werden. Allein dieſer Vorwurf kann Mohammeds urſprünglicher Lehre eben ſo wenig zur Laſt gelegt werden, als es der Chriſtlichen zum Nachtheil gereichen kann, daß einſt die Welt durch ſie in Gefahr war, in ein Mönchskloſter — die Menſchen, in Styliten verwandelt zu werden, die verloren in der Anſchauung des göttlichen Lichts der dickſten Finſterniß entgegen giengen. Der Koran und die Sonna enthalten eben ſo wenig eine Vorſchrift, aus welcher eine geſunde Vernunft eine ſo gewaltſame Unterdrückung der menſchlichen Geiſteskräfte ableiten könnte, als unſre heiligen Bücher eine Stelle enthalten, in welcher eine unbeſchädigte Urtheilskraft eine ſo vernunftwidrige Ascetik finden konnte. Die beſte Religion iſt alſo nicht frei von ſolchen Ausartungen geblieben, und doch haben dieſe ihrer Achtung nichts geſchadet. Man hat die Gebote Chriſti von den Auslegungen der Prieſter, die Anwendung der Lehre von der Lehre ſelbſt unterſchieden, und ſie dadurch über alle aus jener genommenen Einwürfe erhoben. Eine der drückendſten Anklagen gegen die Mohammedaniſche

Reli-

Religion wird gehoben, ſo bald man ihr nur gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Aber Mohammed war ein Betrüger, ſeine göttliche Sendung eine bloße Erdichtung. — Auch dieſe Beſchuldigung geht weiter, als man irgend in dem Urtheil über einen Menſchen berechtigt iſt. Wenn auch die Falſchheit von Mohammeds göttlichem Beruf durch äuſſere Gründe eben ſo ausgemacht für uns iſt, als wir die Wahrheit der göttlichen Sendung unſrer Propheten durch äuſſere Gründe für ausgemacht annehmen: ſo bleibt es darum nicht weniger hart, ihn deswegen ſogleich einen Betrüger zu nennen, ehe man noch der ganz nahe liegenden Frage Gehör gegeben hat, ob er nicht der Betrogene war. Ein Mann von ſo glühender Einbildungskraft, verbunden mit einer ſo entſchiedenen Anlage zur Schwärmerei, wie Mohammed von allen ſeinen Zeitgenoſſen geſchildert wird, konnte leicht ſich in lebhafte Viſionen und täuſchende Träume verlieren. Durch ſeine Geburt zum Beſchüzer der Kaaba beſtimmt und dadurch auf religiöſe Ideen geleitet, von ſeiner frühſten Jugend an zum eifrigſten Nachdenken über Gegenſtände der Religion geneigt, hatte er

einen

einen innern Beruf, der Lehrer seines Volks zu werden. Unter einem Volke erzogen, dem der Glaube an göttliche Sendungen gleichsam angeboren war, verwickelt in die Labyrinthe einer angestrengten Spekulation, in der er volle fünfzehn Jahre zubrachte — wie leicht konnte er dahin kommen, die Schwärmereien einer überspannten Phantasie für göttliche Begeisterung, Gefühl seines inneren Berufs für die Stimme einer höhern Macht zu halten? Wo wäre auch hier für den Begeisterten oder den Schwärmer die Gränzlinie, um Wahrheit von Schein, Täuschung von Wirklichkeit, seine Einbildungen von fremder Eingebung zu unterscheiden? — Diese Möglichkeit einer Täuschung muß man auch zu Mohammeds Rechtfertigung so lange gelten lassen, als seine Offenbarungen nicht durch äussere Thatsachen einen gegründeten Verdacht des absichtlichen Betrugs gegen sich haben. Das leztere ist freilich wenigstens dann der Fall, wenn er um einen Ehebruch zu rechtfertigen die Abtretung der Frau durch den Engel Gabriel bestätigen, oder um seine unreinen Begierden ungehindert zu befriedigen sich einen Freibrief ertheilen läßt. Aus solchen einzelnen

zelnen Fällen darf man aber um so weniger auf alle andere schließen, weil bei diesen der Prophet durch die gute Sache selbst gleichsam aufgefordert war, den Ruf seiner Heiligkeit zu sichern, um dem Ansehen eines göttlichen Gesandten, worauf sein ganzer Einfluß beruhte, nicht durch solche Beweise seiner Menschlichkeit zu schaden. Freilich verliert er schon durch einen einigen Zug dieser Art den Vortheil, der für andre fromme Schwärmer spricht, durchaus nach gutmüthigen Meinungen gehandelt zu haben; freilich hat der, der auch nur einmal einen wissentlichen Betrug sich erlaubt, seine Redlichkeit für alle seine Schritte verdächtig gemacht. Indeß bleibt doch in der That das Gegentheil immer möglich, und bei Mohammed ist es durch die angegebenen Umstände so gar wahrscheinlich. Es würde also wenigstens nicht menschenfreundlich sein, bei ihm aus einzelnen Fällen den Schluß auf alle zu machen. Eben so wie es auch ungerecht und unwahrscheinlich zugleich wäre, das was Mohammed am Ende seiner Laufbahn erreicht hatte, als einen durch seine Herrschsucht erzeugten allen seinen Unternehmungen zum Grunde gelegten Plan

anzu-

anzusehen. Allerdings war seine glänzende Größe das Werk seines vielumfassenden Kopfs und seines thätigen Geistes. Aber man hat doch wohl seinen Vorzügen zu viel zugeschrieben, indem man den mittelmäßigen Kaufmann zu Mekka den kühnen Plan entwerfen läßt, zugleich die Götzendiener seiner Nazion zu Einer rechtglaubigen Gemeinde und die zügellosen arabischen Fürsten unter Einen Szepter zu versammeln. Daß er dies wirklich erreicht hat, war Werk des Zufalls, der ihn begünstigte, und Werk seines Verstandes nur in so fern, als er mit den Umständen gleichen Schritt hielt, und glückliche Zufälle glücklich benuzte. Aber man müßte sehr partheiisch seyn, um nicht an seinen ersten Schritten zu sehen, daß er seine Religion als Zweck und — wenn auch als Mittel zu Befriedigung seines Ehrgeizes — doch nicht als Weg zum Thron behandelte. Sein Plan war, seiner Nazion Einen Gott zu geben, der Zufall gab ihr zugleich Einen Regenten. Er wollte Prophet und Hoherpriester seyn, das Glück machte ihn auch zum König. — So fand er seine Krone, wie weiland Saul, auf einem Wege wo er sie nicht suchte.

Aber

Aber auch ſelbſt wenn man zugiebt, daß Mohammed ein Betrüger war — was doch hier nicht mehr heiſſen kann, als daß von den beiden Grundlehren ſeiner Religion: „es iſt nur ein Gott, und Mohammed iſt ſein Prophet," die leztere erdichtet war —: ſo bleibt noch von einer andern Seite eine ſehr gültige Rechtfertigung für ihn übrig. Irrthum in der Religion und — was zu allen Zeiten als Folge davon angeſehen wurde, in der That aber immer einen andern Grund hatte — Sittenverderbniß, hatten unter ſeiner Nazion einen ſehr hohen Grad erreicht. Während man jenen an den lächerlichen Ceremonien ihres Gottesdienſtes, an der zahlloſen Menge von Götzenbildern, deren ſelbſt in der Kaaba — dem arabiſchen Pantheon — nicht weniger als dreihundert und ſechzig unter den verſchiedenſten Geſtalten von Menſchen, Adlern, Löwen und Antilopen zur Anbetung aufgeſtellt waren, an der erdrückenden Laſt abergläubiſcher Gebräuche und vorzüglich an den von Menſchenblut rauchenden Altären erkannte: offenbarte ſich dieſe durch die zügelloſeſten Ausſchweifungen aller Art. Ein Menſch, den vernünftiges Nachden-

ſen und Bekanntſchaft mit andern Völkern und Religionen auf richtigere Einſichten und beſſere Geſinnungen geleitet hatte, mußte durch den finſtern Aberglauben mit Bedauren und Unwillen, durch die Sittenloſigkeit mit Abſcheu und Verachtung erfüllt werden. Mit Gewalt mußte ihn der Gedanke ergreifen, Retter ſeines Volks zu werden, den verſtandloſen Aberglauben, der ihm als die einzige Quelle des Sittenverderbens erſchien, bis auf die Wurzel zu zerſtören, richtigere Begriffe von der Gottheit auszubreiten, einen vernünftigeren Gottesdienſt einzuführen, eine reinere Darſtellung der Vernunftgeſeze als Befehle Einer mächtigen, gerechten und heiligen Gottheit zu geben, um größere Achtung für Sittlichkeit und Geſez zu erwecken, und beſſere Sitten zu erzeugen. Waren dis Mohammeds Beweggründe .... welcher von allen Propheten hätte dann einen göttlicheren Beruf gehabt? — Seine Feinde haben ihm ſogar eingeräumt, daß dies wenigſtens unter ſeinen Triebfedern mit gewirkt habe, und man kann auch dieſe Wirkungen wenigſtens zum Theil in dem Erfolg nicht verkennen. Wenn man ihm aber dies auch nur als einen untergeordne-

ordneten Zweck zugesteht; so muß man ihm doch auch das als einiges Mittel erlauben, wodurch er allein diesen Zweck erreichen konnte. Zu einer Zeit, wo man das göttliche in dem Menschen noch nicht erkannte, bei einem Volke, das die Lehren einer Gottheit von der Gottheit selbst empfangen mußte, konnte ein Mensch als Religionslehrer nichts ausrichten; nur eine höhere Offenbarung konnte seinen Worten Glauben, nur eine göttliche Beglaubigung seinen Lehren Eingang verschaffen. Fühlte er sich also zum Lehrer seines Volks berufen, wollte er seine bessern Einsichten seinen Brüdern, die es so sehr bedurften, mittheilen; was blieb ihm übrig, als zum Wohl der Menschen eine Beglaubigung zu borgen, die sie durchaus verlangten und die er anders nicht geben konnte? Die gute Sache selbst machte ihm hier eine Klugheit zur Pflicht, die als Täuschung in jeder andern Rücksicht unerlaubt bleibt. — Gesezt also daß Mohammed wirklich dabei nicht aus Selbsttäuschung gehandelt habe — mit andern Worten, daß er Betrüger gewesen sei —: so ist doch sein Betrug einer der unschädlichsten und verzeihlichsten, der je unter gleichen Umständen

begangen wurde, und in der Reihe der frommen Betrüger wird er schwerlich die lezte Stelle einnehmen.

Allein wenn auch alle diese Gründe zu Mohammeds Rechtfertigung nichts gelten sollten, so kann dies doch auf den Wehrt seiner Religion keinen Einfluß haben. Der Wehrt eines Lehrgebäudes kann weder nach dem Charakter des Lehrers, noch nach den Absichten die er damit erreichen wollte, sondern einzig und allein nach dem innern Gehalt der Wahrheiten beurtheilt werden. Es wird also auch hier einzig darauf ankommen, ob Mohammeds Lehre durch sich selbst verdiene neben andern Religionen aufgestellt zu werden. Ob zur Vortrefflichkeit einer Religion ein göttlicher Ursprung gehöre, oder ob nicht ihre Vortrefflichkeit selbst den göttlichen Ursprung verbürge — können wir hier unentschieden lassen, indem wir Mohammeds Lehre bloß als das Werk einer menschlichen Vernunft beurtheilen.

Der Maaßstab für den Wehrt einer Religion ist ihr Einfluß auf die moralische Bildung des Menschen. Diesen Einfluß hat jede Religion auf doppelte Art, durch ihren sittlichen und durch ihren

ren theologiſchen Theil. Durch den erſtern, inwiefern ſie Sittlichkeit predigt, und Geſeze des handelns aufſtellt; durch den andern, inwieferne ſie Glaubensartikel lehrt, welche die Gebote der Vernunft durch ihre Macht unterſtüzen ſollen. Der erſte Theil iſt in allen Religionen zwar nicht gleich vollſtändig, indem die eine mehr die andere weniger Gebote enthält, die eine dieſe die andre eine andere Gattung von Pflichten mehr erhebt; aber in allen gleich rein, indem hier die Vernunft nur dem eignen Unterricht des Herzens folgt. Der andre Theil iſt zwar der Hauptſache nach auch in allen Religionen gleich, ſo weit die Vernunft darin frei von allen fremden Einflüſſen allein ſpricht, aber es herrſcht auch hier zugleich die gröſſte Verſchiedenheit, weil in dieſem Theil die Vernunft alle Augenblik in Gefahr iſt, ſich Eingriffe in ein ihr fremdes Gebiet zu erlauben und Machtſprüche als Uberzeugungsgründe aufzuſtellen. In beiden Rükſichten fehlt es der Mohammedaniſchen Religion nicht an Vorzügen. Sie giebt zwar kein vollſtändiges Syſtem von Pflichten, aber ſie ermuntert zu groſsmüthigen und erhabenen Geſinnungen, ſie empfielt Gerechtig-

keit, Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Reinigkeit des Sinnes, Uneigennüzigkeit, Wahrhaftigkeit, Mäßigung der Leidenschaften, selbst religiöse Duldung; mit einem Worte, sie hat die wesentlichsten Tugenden als Gesezze aufgestellt. Eben so enthält ihr theologischer Theil auch alle die Lehren, welche das Wesen der besten andern und jeder Religion überhaupt ausmachen: das Dasein eines Gottes als höchsten Gesezgebers und Richters, und die Gewißheit einer vergeltenden Zukunft. Es fehlt ihr also keine von den Triebfedern und keines von den Hülfsmitteln, wodurch irgend eine Religion auf die Gesinnungen der Menschen einen vortheilhaften Einfluß haben kann, und man kann sogar behaupten, daß sie so gut als jede andre Religion alle Erfordernisse besizze, ihre Anhänger allmählig auf den einig richtigen Weg zu führen. Freilich ist das Gute, was sie enthält, mit viel abenteuerlichem vermischt, das als Glaubensartikel die Vernunft wenigstens eine Zeitlang in ihrem Fortschritt aufhalten mußte. Allein welche Religion hat nicht ihre Mythen? Das mehr oder minder macht hier keinen Unterschied; der höhere Grad von Abenteuerlichkeit ist vielleicht

vielleicht sogar noch weniger schädlich, inwiefern es in eben dem Grade schwerer ist, das vernunftwidrige in den Mythen zu erkennen, in dem es leichter geblieben ist, ihnen einen vernünftigen Sinn zu unterschieben. Uebrigens hat Mohammeds Lehre mit andern Religionen nicht nur mehrere solche Glaubensartikel, sondern auch die Quellen derselben gemein. Alle Religionen haben die Auflösung gewisser Fragen versucht, welche die Vernunft von jeher sich selbst aufgegeben hat — die Fragen: wie sich Allwissenheit Gottes mit Freiheit des Menschen, die Zulassung des Bösen mit der Weisheit und Güte Gottes vereinigen lasse? Daher die Hypothesen vom Ursprung des Uebels, daher die Vorstellungen vom Einfluß guter und böser Geister, daher Türkisches Fatum und unbedingter Rathschluß. Eine andere Quelle von Irrthümern in allen Religionen ist das fruchtlose Streben, den Mangel unsrer Einsichten ins übersinnliche zu ersezen. Eben daher in allen der Anfang des Unstatthaften da, wo die Kräfte unsrer Erkenntniß aufhören, wo die Phantasie an die Stelle der Vernunft tritt. So hat also jede Re-

ligion nur Eine Quelle des Wahren, nur Eine des Irrthums; jede iſt wahr, ſo lang ſie das Gebiet der Vernunft nicht überſchreitet, und jede irrt, ſobald ſie dieſe Gränzen verläßt, ſobald ſie das unſichtbare anſchaulich machen, oder Aufgaben löſen will, die auſſer dem Geſichtskreis der Vernunft liegen. Der Wehrt einer Religion wird alſo entſchieden, nicht ſowol durch die geringere Anzahl ihrer ungegründeten Glaubensartikel, als vielmehr durch den minder nachtheiligen Einfluß ihrer Glaubensartikel überhaupt auf die Ausbildung der Sittlichkeit, und durch die größere Anzahl von Wahrheiten, welche ſie verbreitet. Ob die Mohammedaniſche Religion in dieſer Rükſicht neben andern Religionen eine Stelle verdiene, überlaſſen wir jezt andern zu entſcheiden. — Soviel iſt aber aus dem bisherigen einleuchtend, daß glaubig und unglaubig, in dem allgemein angenommenen Sinn, auf irgend eine der vorhandnen Religionen ausſchlieſſend bezogen, mißverſtandne und ungültige Begriffe ſind, und daß Rechtglaubig in allen Religionen nur derjenige heiſſen könne, deſſen Vernunft von keinem falſchen Gott getäuſcht ihren eigenen Geſe-

zen

gen treu gehorcht; daß Christen und Mohammedaner hier in gleichen Ehren neben einander stehen, und daß also jene bei ihrem heiligen Kriege gerade so weit unrecht hatten, als Religionshaß der Grund dazu war.

Aber erschienen auch so die Mohammedaner den achtmal hunderttausenden, die mit dem rothen Kreuze bezeichnet zur Befreiung des heiligen Landes auszogen? — Menschen sind es, die den Herrn verläugnen, und den Namen Christi schänden; Unglaubige, die den Gesandten des Herrn nicht kennen und einem falschen Propheten anhängen; Unheilige, die Gottes geweihtes Erbe verunreinigen und die heiligste Erde durch Götzendienst entweihen; Ruchlose, die ohne Rührung über die heiligen Orte hinschreiten und ohne Achtung sie zum gemeinen Gebrauch herabwürdigen; Christusfeinde, die den Zugang zum heiligen Grab erschweren, den heissen Andachtseifer der Christen verspotten, und ihren Gottesdienst mit Muthwillen unterbrechen; Barbaren, die nach Christenblut dürsten, und sie an ihren Altären ermorden. Solche Menschen sind es, denen das Erbe Gottes zum Raub, sein Heiligthum zur Beute

geworden ist. Sehet, Christen, das heilige Land, wo Er, der Göttliche, gewandelt, wo Er das Evangelium des Friedens gepredigt hat — Seine und Eure Feinde haben es mit Gewalt an sich gerissen, und erfüllen es mit ihren Gräueln. Hier, wo der Allerheiligste für euch geblutet hat, wo er für euch begraben wurde, wo er für euch gen Himmel gefahren ist, hier wo seine göttliche Gegenwart alles geheiligt hat; hier sind den Götzen Altäre gebaut, hier wird zur Schmach Christi seine allerheiligste Religion verachtet und ihre Verehrer verfolgt, hier wird Er von den Nachfolgern seiner Kreuziger täglich durch neue Laster gekreuzigt. Bald werdet ihr auch die lezten Spuren des göttlichen Gesandten umsonst hier suchen; viele sind schon verlöscht, bald werden die ruchlosen Hände der Ungläubigen auch die übrigen vernichten. Bald werden sie euch von dem Zugang zu euern theuersten Heiligthümern ganz ausschliessen. Ihren falschen Göttern werden sie auch noch diese zutheilen, und euch den Zutritt ganz verwehren. Umsonst werdet ihr euch dann sehnen, eure Sünden am Grabe des Erlösers zu beweinen; umsonst nach der

Seelig-

Seeligkeit ſchmachten, hier zu wandeln, wo Er mit ſeinen heiligen Apoſteln gewandelt hat, hier eure Seelen in einer lebendigen Gemeinſchaft mit ihm zu vereinigen, hier euer Gemüth zu den gottſeligſten Geſinnungen zu ſtärken, eure Bruſt mit dem Feuer der reinſten Andacht zu beleben! — Könnet ihr gleichgültig dieſem Verluſt entgegenſehen? Könnet ihr gelaſſen die Entweihung des Heiligſten dulden? Den Feinden Gottes und ſeines Geſandten könnet ihr das Theuerſte das Edelſte überlaſſen? Chriſten! ſind euch Jeruſalem und Golgatha nichts mehr? Gelten euch Gethſemane und der Oelberg nichts mehr? So kalt ſeid ihr gegen das Andenken eures göttlichen Erlöſers geworden? Schande und unauslöſchbare Schmach dem, der ſeinen ehrwürdigen Chriſten-Namen ſo entehrt! Auf, ihr Chriſten mit todtem Glauben, denen die Ehre eures Erlöſers bisher ſo wenig werth war, auf zu ſeiner Rache! Abgewaſchen die Schandmale, mit welchen unreine Hände das Heiligthum des Herrn befleckt haben, abgewäſchen mit eurem Blute! — Ihr ſeid die Auserwählten, euch gehört das Heiligthum! Mit dem Schwerdt in der Hand fordert es zurück! — Schmerzt

es

es euch, eure Freunde, eure Kinder eure Weiber zu verlassen? Bebet ihr vor der Gefahr? Wisset, daß euch Christus selbst befiehlt! Wehe dem Elenden, dem sein Leben theurer ist als seine Pflicht! Denket daß ihr für den kämpfet, der für euch gestorben ist. Wehe dem Undankbaren, dem der Tod für ihn furchtbar ist! Schrecklich tone der Fluch in die Ohren der Feigherzigen: Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wehrt! —

Man weiß, was diese Gründe gewirkt haben. Schreckliche Szenen von verwüsteten Ländern und verheerten Städten, hunderttausende unsrer erschlagenen Brüder — traurige Opfer ihres Irrthums! — begegnen hier unserm Blik. Lassen Sie uns hinweg eilen von diesen Gründen, die mit Beschämung, und diesen Folgen, die mit Wehmuth den Menschenfreund erfüllen, um bei einem andern Anblick dieser Erscheinung zu verweilen, der uns die Menschheit, selbst in dieser Verirrung, ehrwürdig zeigen muß!

Wir haben gesehen, was die heiligen Heere zum Kampfe rief. Nicht um sich Lorbeeren zu sammeln, und ihren Namen durch kriegerische

Thaten

Thaten auf die Nachwelt zu bringen, zogen sie aus; nicht um Länder zu erobern, und ein irdisches Reich zu gründen, warfen sie sich der unübersehbaren Gefahren einer langwierigen Reise, den Mühseligkeiten eines furchtbaren Krieges entgegen. Um ein heiliges Land, um ein himmlisches Reich kämpften sie. Nicht die Stimme ihres eigennützigen Triebes; sondern ein göttlicher Befehl rief sie ins Feld.

In beiden Rücksichten erscheint die Menschheit hier in ihrer höchsten Würde. Achtung für das Gesez ist es, der wir in jeder Handlung unsre Achtung ausschliessend weihen. Der Verstand kann irren, indem er etwas für ein Vernunftgesez hält, das dieser Ehre unwürdig war; aber die Vernunft muß uns immer ehrwürdig sein, die dem Gesez aus reinen Gründen folgt. Die Vorstellung einer Pflicht kann irrig sein; aber der Wille, der sich ihr unterwirft, verdient darum nicht weniger unsre Achtung. Die Handlung des Irrenden, — sobald es nicht eigne Schuld des Irrenden ist, sich nicht über den Irrthum erhoben zu haben — steht an sittlichem Wehrt dem Produkt einer richtigeren Maxime nicht nach. Es

gehört

gehört derselbe Grad von Geistesgröße dazu, für einen Glaubensartikel zu sterben, als für ein Gesez der sittlichen Natur sein Leben aufzuopfern. Sei es auch immer ein bloßes Phantom, für das der Märtyrer sein Blut vergießt; vor dem göttlichen Gericht (auf der Waagschaale der reinen Vernunft) muß sein Opfer für die vermeinte Wahrheit dem für eine wirkliche gleich gelten. Freilich irrten die Christen, als sie das Heiligthum eines Landes mit dem Heiligthum der Religion verwechselten, und die Ehrfurcht, die diesem gebührte, auf jenes übertrugen; freilich war es eine gleich unrichtige Vorstellung, Palästina für heilig, und seine damaligen Bewohner für Unheilige zu halten; freilich zeigt sich in der ganzen Erscheinung überall Schwärmerei und Irrthum. Aber — welches unglückliche Zusammentreffen widriger Umstände diese irrige Vorstellungen auch erzeugt habe — ihnen war doch Palästina jezt das entweihte Heiligthum Gottes; sie glaubten doch, daß Gottes Ehre und die Ehre Christi sie zur Rache aufforderè; sie meinten doch, daß es Gottes Sache sei, für die sie eiferten. Dieses Glauben war es, das ihren

Ent-

Entſchluß zur Reiſe brachte; dieſe Ueberzeugung, die ſie zur Schlacht rief; Gott will es haben! das Feldgeſchrei, das vor ihnen her ſchallte. Daß ſie dieſem Glauben ein ſo großes Opfer brachten, ihr Leben für ihre Pflicht wagten, dies verdient unſre hohe Bewunderung. Achtung für den göttlichen Befehl und Achtung für das Gebot ihrer Vernunft dieſem Befehl zu folgen treffen hier zuſammen, um uns Ehrerbietung gegen die Kraft der ſittlichen Natur einzuflößen, die ſich in dieſem Entſchluß ſo wirkſam zeigte. So müßen wir in dieſer Begebenheit eine Erſcheinung bewundern, die, als Wirkung der ſittlichen Vernunft, der Menſchheit eben ſo ſehr zur Ehre gereicht, als ſie, als Werk des Verſtandes, ihr Beſchämung verurſachen kann.

Auf der andern Seite leitet uns jener Irrthum ſelbſt auf den Geſichtspunkt, aus welchem dieſe Begebenheit noch merkwürdiger erſcheint. Freilich verwechſelten jene heiligen Heere die Heiligkeit der Religion mit der Heiligkeit eines Strich Landes. Aber was war es denn, was ihnen dieſes Land heilig machte? Ohne Heiligkeit deſſen, der darin gewandelt hatte, war das Land nicht

heilig.

heilig. Was galten Golgatha und Gethsemane, der Oelberg und das heilige Grab, ohne Ehrfurcht für den, der darin gelitten hatte? Und was flößte den Christen diese Ehrfurcht ein, wenn es nicht die Ehrfurcht vor der Gottheit war, die ihn gesendet und in deren Namen er gesprochen hatte? Woher aber diese Ehrfurcht vor der Gottheit, als aus dem innersten Heiligthum der menschlichen Natur? — Das, was also der lezte Grund jener so oft verkannten Erscheinung war, ist das ehrwürdigste, was im Menschen ist. So war also der Kampf um das heilige Land nichts anders als Kampf für die Religion und — bei den unzertrennbaren Banden, mit welchen Religion und Sittlichkeit verknüpft sind — Kampf für das edelste, heiligste, das die Vernunft kennt.

In keiner andern Begebenheit der früheren Geschichte hat der menschliche Geist auf einer so hohen Stufe gestanden; selbst nicht in den Thaten der Römer und Griechen — der schönsten und größten, welche wir in der Reihe menschlicher Thaten bewundern. Der Römer, der für die Rechte seines Volkes, der Grieche, der für die Freiheit seines Vaterlandes

strei-

ſtreitet, iſt mit Recht ein Gegenſtand unſrer Bewunderung und unſrer Verehrung. Seinen Vortheil dem Wohl des Ganzen, ſeine Zwecke dem Zweck des Allgemeinen unterordnen, fordert ſchon einen nicht geringen Grad von Stärke der Vernunft. Seine Neigung der Pflicht, ſein Leben dem Geſez aufopfern, iſt der höchſte Triumph des menſchlichen Geiſtes. Beides bewundern und verehren wir in jenen edeln und großen Menſchen. — Aber wir können doch in jenem nur den Römer, in dieſem nur den Griechen bewundern, während wir in jenen Streitern für das Heiligthum Gottes die Menſchheit ehren müſſen. Die Menſchen erſcheinen zwar auf den Schlachtfeldern vor Jeruſalem und bei Chäronea in einem gleich vortheilhaften Lichte; aber die Menſchheit, auf einer merklich höhern Stufe dort, als hier. Bisher waren die Geſeze der Sittlichkeit nur auf das, was man mit Augen ſehen, und mit dem Verſtande begreiffen konnte, angewendet worden, die Vernunft hatte ihre Geſeze nur an der ſinnlichen Welt realiſirt. Auf einmal erſcheint ſie nun — gleichſam durch einen Sprung, der ſie über ſich ſelbſt erhoben hat —

in einer ganz andern, in einer übersinnlichen Welt, macht hier ihre Geſetze eben ſo wie vorher in der ſinnlichen geltend, und wagt alles das für das überirdiſche Gut, was ſie vorher nur für ein irdiſches gewagt hatte. Dieſe merkwürdige Erweiterung ihres Gebietes, die ſie ſich ſelbſt näher gebracht hat, und ſie von nun an mit ſchnellern Schritten ihrer höheren Vollkommenheit zuführt — dieſe iſt es, die uns dieſe Begebenheit in einem ſo hohen Lichte zeigt. Eine Volksverſammlung zu Rom oder zu Athen, die, durch einen ihrer Redner begeiſtert, mit Einer Stimme dem Feind ihrer Freiheit den Krieg ankündiget, iſt ein großer Anblik — aber eine Million von Chriſten, die, durch Peters Schilderungen von dem Zuſtand ihrer Brüder und ihrer Heiligthümer in Paläſtina erhizt, und durch Urbans Gründe von der Gefahr ihrer Religion in Eifer geſezt, in das allgemeine Feldgeſchrei ausbrechen: Gott will es haben! Gott will es haben! iſt der erhabenſte Gegenſtand, den die Geſchichte bis dahin aufzuweiſen hat, und es iſt ſeitdem, unter allen ähnlichen Begebenheiten, vielleicht allein die Erſcheinung unſrer Tage — der

Kampf

Kampf für die Rechte der Vernunft — in welcher man einſt die Menſchheit auf einer höhern Stufe erkennen wird.

Dem hohen Wehrt dieſes Entſchluſſes ſchadet es nicht, daß ſeine Ausführung mit allen Erſcheinungen einer erhizten Leidenſchaft begleitet war, eben ſo wenig, als daß andere Triebfedern bei ſeiner Vorbereitung mitgewirkt haben. Wer weißt nicht, daß das, was Peters Kreuzpredigen und Pabſt Urbans Concilienreden zur Wirklichkeit gebracht haben, längſt ſchon in andern Umſtänden als möglich vorhanden war? Ein von den Vorfahren angeerbter Wanderungsgeiſt, genährt durch einen entſchiednen Hang zur Freiheit und zur Raubbegierde, gereizt durch eine ſchlechte Staatsverfaſſung, Druk der Deſpotie, mit ſeinem ganzen ſchrecklichen Gefolge, die den Wunſch — verbunden mit einer der Unwiſſenheit natürlichen Liebe zum Fremden und Wunderbaren, die die Hoffnung — ſein Schickſal zu verbeſſern erzeugte, enthielt ſchon, als keimenden Saamen, alle die Bedingungen, deren es bedurfte, um bei irgend einer äuſſern Veranlaſſung eine ſolche Erſcheinung zur Wirklichkeit zu bringen.

Aber dieſe Triebfedern wirkten nur verborgen, ſie kamen nicht als Gründe in die Handlung des Entſchluſſes. Die Zuhörer bei der Verſammlung zu Clermont wogen nicht die Vortheile, welche dieſer Beruf ihnen anbot; nur die Stimme Gottes hörten ſie, nur dem göttlichen Befehl wollten ſie folgen. Sie handelten jezt nur durch Urbans Gründe überzeugt und nicht durch ihren Eigennuz geleitet. Daß ſich Neigung mit der Vorſtellung der Pflicht gattet, und mit dieſer auf Einen Zweck wirkt, beſtimmt den Wehrt einer pflichtmäßigen Handlung nur in ſo fern, als dieſer von dem größern oder kleinern Kampf abhängt, den die Vernunft für die Vollſtreckung ihres Geſezes zu kämpfen hat. Nicht das, was im Hintergrunde verborgen mitwirkt, kann bei der Würdigung eines Entſchluſſes in Betrachtung gezogen werden, ſondern nur die Gründe, die dabei im Bewußtſein vorgekommen ſind. Mögen immerhin die angeführten Umſtände dem Kreuzfahrer ſeinen frommen Entſchluß erleichtert haben; durch die Triebfeder ſeiner Andacht kam er doch nur zur Wirklichkeit, und in dem Augenblik, da er ihn faſ-

faßte, dachte er weder an die Reiche, die er dort erobern wollte, noch an die Vortheile, die er dabei zu ärndten hätte. — Es iſt wahr bei der Ausführung des Entſchluſſes ſieht man alle Arten menſchlicher Leidenſchaften beinah als die einzigen Triebfedern. Allein die Begierde zu erobern erblikt man doch immer auf gleichem Wege mit der Sehnſucht, das Heiligthum des Herrn zu beſizen; neben dem Wunſch ſich irdiſche Reiche zu erringen, zeigt ſich das Verlangen dem himmliſchen näher zu kommen; neben dem Streben nach den Reichthümern der Feinde, das fromme Sehnen nach den heiligen Schäzen die bei dem Grabe Chriſti bewahrt wurden. Das reinſte Produkt der Vernunft bleibt nicht ganz rein von den Einflüſſen des eigennüzigen Triebes; immer wird dieſer an die Zwecke der Vernunft ſeine Vortheile anzureihen wiſſen, die alsdenn unvermerkt wieder als Triebfedern mitwirken, und die die Vernunft ſich erlaubt, ſo bald ſie nicht unerlaubt an ſich ſelbſt ſind, und auf Einem Wege zu ihrem Zwecke führen. So ſcheinen auch die Kreuzfahrer ſich die zeitlichen — freilich oft ſehr unerlaubten — Vortheile, die ſie auf dem

Wege zu ihrem höchsten Zweck fanden, als Nebenzwecke erlaubt zu haben, die als Mittel zu jenem höhern führten. Wenigstens ist soviel gewiß, daß ihnen bei dem Trachten nach irdischen Gütern das Ringen nach dem himmlischen Kleinod Haupt-Triebfeder und Haupt-Zweck geblieben war.

Doch man suche immer alle Fleken auf, die den Glanz dieser merkwürdigen Begebenheit verdunkeln; man häufe noch so sehr die gegründeten Beschuldigungen gegen die Ausführung dieser grossen Unternehmung; man erhebe noch so sehr die schwachen Seiten, von welchen sich die Menschheit dabei gezeigt hat: immer wird man doch gestehen müßen, daß die menschliche Vernunft sich hier auf einer Stufe ihrer Entwiklung zeige, auf der sie vorher nie erschienen war. Immer wird es eine denkwürdige Erscheinung in der Geschichte des Menschen bleiben, daß er alles, was für ihn allein Realität hat, einer bloßen Idee aufopfern konnte, die für ihn keine andre Wirklichkeit hatte, als die ihr seine Einbildungskraft in der wirklichen Welt angewiesen hatte. Es ist ein herzerhebender Anblik, die Macht der Vernunft an einem so großen Beispiel erwiesen zu sehen; ein ehrenvoller

voller Triumph für die Menſchheit, daß Menſchen ihr Leben für ihre Pflicht, ihr Theuerſtes für ihr Heiligſtes, das zeitliche für das ewige wagen, und für ein Gut, das noch kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat, alles aufopfern, was die Erde wirkliches darbietet. —

Wir haben etwas lange bei dieſer Anſicht des Ganzen verweilt, ich glaube aber, keine Entſchuldigung deswegen zu bedürfen, indem der Gegenſtand, ſowohl an ſich, als auch in Beziehung auf unſre Geſchichte, wichtig iſt. — Ganz von demſelben Geiſte beſeelt, ganz von denſelben frommen Geſinnungen begeiſtert, ganz denſelben Grundſäzen getreu, treten mitten auf dem groſſen Schauplaz, den wir eben kennen gelernt haben, unſre Helden auf. Alles, was wir bisher von jener großen Begebenheit im allgemeinen geſagt haben, gilt auch von dieſem merkwürdigen Theile jenes Ganzen. Von denſelben Geſinnungen erzeugt, aus denſelben Umſtänden geboren, zeigen dieſe Ritter dem Beobachter auch dieſelben Erſcheinungen, die er an den Kreuzfahrern bedauert oder bewundert hat, und das Ganze ſtellt ſich hier in dem Beſonderen, nur durch den

eigenthümlichen Geist seiner Glieder und seiner Verbindung anders modificirt, seinem Blicke wieder dar. Wir finden aber in dem Orden selbst ein sonderbares Gemisch von Religiosität und Heroismus, von Andachtseifer und kriegerischem Geiste, von allgemeiner Menschenliebe und Religionshaß, von Heldenmuth und von stiller Tugend, so wie sie überhaupt zwei an sich widersprechende Bestimmungen, ihre ursprüngliche und ihre nachfolgende, zu Einem Zwecke in sich zu vereinigen wußten. Armen- und Krankenpflege war ihre erste Bestimmung, Bekämpfung der Unglaubigen ihre zweite; Beförderung ihrer Religion bei beiden ihr Zweck. Jene rief sie zu Handlungen stiller Größe, diese führte sie zu großen Thaten auf einem weiten Schauplaz; Liebe zu ihren Glaubensbrüdern leitete sie zu beiden. Den frommen Pilgrimmen, die zum Grabe Christi wallfahrteten, eine sichere Freistatt, den ermatteten einen Ruheplaz, den Kranken einen Zufluchtsort zu verschaffen, den Zugang zum heil. Grabe zu erleichtern, war der Zweck ihrer ersten Verbindung. Der Geist der Zeiten, der nach dem ersten Kreuzkriege mehrere europäische Hel-

den

den in diese andächtige Gesellschaft führte, änderte eben dadurch den Geist dieser großmüthigen Krankenwärter, die bisher unbekannt in stiller Größe bloß ihrer religiösen Pflicht gelebt hatten, und machte aus diesen heldenmäßigen Glaubigen glaubige Helden. Sie, die bisher das heil. Grab nur gehütet hatten, erschienen nun auf einmal mit dem Schwerdt in der Hand, es aus den Händen der Unglaubigen zu entreissen. — Große Menschen sind es, die hier auf den Schauplaz treten, gleich an Größe den ersten Helden unter Griechen und Römern, größer als diese durch die Quelle ihrer Heldenthaten. — Ihre Thaten selbst mögen für sie sprechen!

Erſtes Buch.

Seit Mohammeds Erſcheinung, in einem Zeitraum von ungefehr 400 Jahren, hatte die Chriſtenheit manche blutige Wunde erhalten, manchen heißen Kampf geſtritten. Keine Wunde aber ſchmerzte ſie tiefer, als der Verluſt des gelobten Landes und der Stadt Jeruſalem. Von jenem Zeitpunkt an, wo die chriſtliche Religion unter Konſtantin dem Großen neues Leben bekommen hatte, und eigentlich die herrſchende geworden war, hatte Jeruſalem nie aufgehört das Ziel der feurigſten Wallfahrten zu ſein. Griechen und Lateiner ſtrömten voll ſeligen Vertrauens dahin, um auf dem Grabe des Erlöſers ihr beſchwertes Gewiſſen zu erleichtern; welches ihnen um ſo leichter ward, da die zwiſchenliegenden kaiſerlichen Länder ihnen freien Zugang ſicherten. Die

grau-

grausamen Befehdungen der Nachfolger Mohammeds entrissen ihnen diesen Trost zum Theil gänzlich. Die Ungläubigen verehrten zwar Jesum als einen großen Propheten; aber der Geist der Barbarei wirkte zu lebhaft in ihnen, als daß sie die Wallfahrten nach seinem Grabe nicht als eine ergiebige Goldquelle für die Befriedigungen ihrer Habsucht hätten benuzen sollen. So bald sie in Palästina festen Fuß gefaßt hatten, erschwerte den europäischen Nationen ein lästiger Tribut den Zutritt zu der heiligen Stadt, ohne jedoch ihren brennenden Andachtseifer auszulöschen. Drei volle Jahrhunderte hindurch war Jerusalem noch immer der Mittelpunkt des Zusammenflusses von Nationen aus allen Gegenden Europas, die Haab und Gut, Glück und Leben aufs Spiel sezten, um ihr Gewissen auf dem Grabe des Erlösers zu erleichtern. Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts räumten endlich die ägyptischen Kalifen ihren Unterthanen, den griechischen Christen einen sichern Niederlassungsort in Jerusalem ein; um sie aber nicht mit den Muselmännern in Verbindung zu bringen, mußte ihnen der Gouverneur daselbst eine besondere Ge-

gend

gend unweit dem heil. Grabe zum beſtändigen Aufenthalt anweiſen.

Nachdem die glänzenden Siege Karls des Großen ſeinem unſterblichen Ruhm bis in den Mittelpunkt Aſiens den Weg gebahnt hatten, öffnete ſich auch dem Andachtseifer der lateiniſchen Chriſten eine günſtigere Ausſicht in Paläſtina. Harun Al Raſched, der größte Fürſt, den Arabien auf dem Thron erblickte, hatte den Siz ſeiner Herrſchaft nach dem Beiſpiel ſeines Aeltervaters, Al Murſur's, in Bagdad aufgeſchlagen. Karls erhabener Geiſt hatte auf dieſen Monarchen eine ſo tiefe Wirkung gemacht, daß er aus Achtung gegen ihn, den lateiniſchen Chriſten eine eigne Wohnung zur Aufnahme der Pilgrimme ihrer Nation in Jeruſalem verſtattete. Da aber nach dem Tode des Kalifen und ſeiner erſten Abkömmlinge die Erben Karls durch Schwäche des Geiſtes und der Waffen die Glorie des Teutſchen Throns verdunkelten, ſo ſank auch die Achtung der orientaliſchen Fürſten gegen die Abendländer in eben dem Grade zurück, als ſie vorher geſtiegen war. Die Unterthanen der teutſchen Kaiſer drückte der unangenehme Einfluß dieſer Verän-

drungen am härteſten. Man entriß ihnen alle Privilegien zu Jeruſalem, verſchloß ihnen den Zutritt daſelbſt; kaum daß ſie, nach dem Beiſpiel andrer europäiſcher Nationen, um einen harten Geldpreis die Erlaubniß bekamen, Tags über jene Gegenden zu beſuchen, die der Erlöſer durch ſeine Gegenwart geheiligt hatte; auf ein Nachtquartier in der Stadt ſelbſt durften ſie ſich, ohne die äuſſerſte Lebensgefahr, durchaus keine Rechnung machen. Die Muſelmänner hatten ſchon von Natur zu viel Abſcheu vor allem, was den Namen eines Chriſten führte, um ihnen Zutritt in ihre Häuſer zu verſtatten; und den Griechen waren ſie ſeit der Spaltung beider Kirchen eben ſo verhaßt, als den Arabern und Sarrazenen.

Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts unternahmen es endlich verſchiedene italieniſche Kaufleute, die das unfreundliche Betragen beider Nationen erfahren hatten, den europäiſchen Pilgrimmen auf immer einen ſichern Zufluchtsort in der heiligen Stadt zu verſchaffen, wo ſie weder den ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus der Mohammedaner, noch den bittern Haß der ſchismatiſchen Griechen befürchten durften.

Dieſe

Diese Kaufleute stammten aus Amalphi, einer Stadt im Königreich Neapel, die damals der Bothmäßigkeit der griechischen Kaiser unterworfen war. Ihre ausgebreiteten Geschäfte nöthigten sie jährlich eine Reise nach Egypten zu machen. Reiche Waaren und andere künstliche Arbeiten, die sie aus Europa dahin brachten, öffneten ihnen bald den Zutritt am Hofe des Kalifen. Durch wiederholte kostbare Geschenke gewannen sie die Gunst des Kalifen in einem so hohen Grade, daß er ihnen endlich ohne Schwierigkeit die Erlaubniß ertheilte, in Jerusalem unweit dem heiligen Grabe eine besondere Herberge für die lateinischen Christen anzulegen. Ueberdem mußte ihnen die Regierung daselbst so viel Land einräumen, daß sie eine eigne Kapelle zum Behuf der Andachtsübungen errichten konnten. Diese leztere nennte man nachher die heilige lateinische Marienkapelle, zum Unterschied von den Kirchen der Griechen. Die gottesdienstlichen Verrichtungen übertrug man den Benediktinern. Ohnweit ihrem Kloster wurden zwei andre Gebäude zu Herbergen für die Pilgrimme beiderlei Geschlechts aufgeführt, in welchen Gesunde und Kranke ver-

verpflegt werden sollten. Jedes von diesen Gebäuden bekam in der Folge seine besondere Kapelle, wovon die eine dem heil. Johannes dem Armenpfleger, die andre der heil. Magdalene gewidmet ward.

Viele abendländische Christen, von christlicher Liebe und Religionseifer beseelt, faßten den Entschluß, ihrem Vaterland auf immer zu entsagen, um sich in dieser heiligen Wohnung der ununterbrochenen Pflege der Pilgrimme und Kranken zu widmen. Während sich nun die ersterwähnten Kaufleute aus Almalphi ein eignes Geschäft daraus machten, jährlich soviel Almosen in den italienischen Staaten einzuziehen, als die Unterstützung ihres frommen Instituts erforderte, verwandten die Benediktiner alles für die Erhaltung der großmüthigen Krankenwärter.

Und hier haben wir den Ursprung des edeln Maltheserordens, der in jenen frühern Zeiten seines Daseins den Namen des Johanniterordens führte; eines Ordens, der durch seine wohlthätigen Tugenden ein glänzendes Licht über das Jahrhundert seiner Entstehung verbreitete; — eines Ordens, dessen erhabne Thaten

noch

noch durch Jahrtausende hindurch ein schönes, großes Denkmahl des edeln Einflusses der christlichen Religion bleiben wird. Gastfreiheit und Menschenliebe waren die Triebfedern seiner Existenz, die Früchte seiner Fortdauer. Unter dem Flügel dieses Ordens fand die bedrückte Menschheit eine sichere Zuflucht vor Grausamkeit und Verfolgungssucht, Trost und Linderung ihres Elends, Befriedigung ihrer wesentlichsten Bedürfnisse, Nahrung für die frommen Wünsche des Herzens. Hier umarmte der verlassene Pilger einen Freund, hier fand der Unglückliche einen wirksamen Theilnehmer seines Schicksals, der kranke, langsamhinsterbende ein stilles friedliches Ende, fern von dem Geräusche der Welt, — näher seinem Erlöser, seinen Erwartungen jenseits.

Aber auch ihm ward das gewöhnliche Schicksal jeder großen Unternehmung zu Theil. Wie ein zweiter Herkules mußte er in der Blüthe seiner Existenz mit Ungeheuern kämpfen, die ihm ewigen Haß und Untergang geschworen hatten.

Siebenzehn ruhige Jahre waren verflossen, und Jerusalem war glücklich — glücklich durch den

Seegen

Seegen der Wohlthätigkeit. Plözlich umwölkte sich der friedliche Himmel und die heilige Stadt zitterte vor den nahenden Stürmen des Kriegs. Die Turkomannen brachen in das Herz von Palästina ein, überraschten Jerusalem und erwürgten die Besatzung des Kalifen. Die Vornehmen und Bürger erfuhren kein besseres Schicksal, die meisten wurden erdrosselt, viele auf andere Art hingerichtet; das Hospital des heil. Johannes ward geplündert, selbst das heil. Grab wäre nicht verschont geblieben, wenn der Eigennuz der Tyrannei nicht Einhalt gethan hätte. Der reiche Tribut der abendländischen Wallfahrten durfte nicht verloren gehen. Die Barbaren wußten es zu gut, daß der fromme Pilgrim sich über jede Widerwärtigkeit, über jedes Hinderniß hinwegsezte, um dieses Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Hatte man ihn vorher gedrückt, so drückte man ihn jezt doppelt; die alten Forderungen wurden nicht nur erneuert, sondern auch sogar vermehrt. Ueberdies trieb man sie mit der größten Härte ein, und versagte dem müden Waller demungeachtet die Bedingungen des lästigen Vertrages nicht selten gänzlich. Weder das Elend der Un-

glücklichen, die all' das ihrige auf der langen, beschwerlichen Reise zugesezt, oder durch Plünderung verloren hatten, noch das jammernde Winseln der Kiechen und Sterbenden, die ihre lezten Kräfte im offenen Felde, vor den Thoren Jerusalems, mit der unbefriedigten Sehnsucht ihrer heißen Wünsche aushauchten — nichts erschütterte die Hartherzigkeit der Barbaren.

Diese grausame Behandlung konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Diejenigen, welche ihre glückliche Konstitution, oder zufällige Umstände dem nahen Untergang entrißen, verbreiteten die traurigsten Schilderungen ihres ausgestandenen Elends in Europa, und gewannen das Interesse aller frommen Christen, die jezt mehr, als je zuvor empfanden, wie erniedrigend es für ihren politischen Ruhm und die Ehre ihrer Religion sein würde, wenn sie ähnliche Vorfälle mit gleichgültigen Augen ansähen, und das heil. Land in den Händen der Unglaubigen zurückliessen.

Aber was vermochte ihr kraftloser Eifer gegen die unzähligen Hindernisse, die sich ihnen entgegenwarfen? — Die Macht der Barbaren war überwiegend, der griechische Kaiserthron entnervt,

die

die europäischen Fürsten zu weit von dem Schauplaz jener Gewaltthätigkeiten entfernt, zu sehr in Gährung untereinander selbst; überall herrschte Unentschlossenheit, überall Muthlosigkeit und Bestürzung, nirgends wahre Tapferkeit, nirgends wirksame Thätigkeit — kurz, man verzweifelte an dem Entwurf, die Unglaubigen unter das Joch zu werfen. Durch Vorstellungen dieser Art erschwerte der Wankelmuth des großen Haufens eine Unternehmung, die allein auf Entschlossenheit beruhte, nur noch mehr — bis endlich der despotische Eigennuz eines Pabstes und die blinde Schwärmerei eines Mönchs das kühne Werk vollendete, woran die einzelnen Kräfte von ganz Europa vergebens gearbeitet haben würden.

In kurzem stand der kühne Entschluß, Palästina den Händen der Unglaubigen zu entreissen, zum Erstaunen Europa's und des Orients, gewaffnet da. Urban II und Peter der Einsiedler waren die Triebfedern. Voran wehte die Fahne des Kreuzes, hinter ihr erhob sich ein unübersehbares Heer; unter dem wüthenden Geschrei: „Gott will es haben!“ wälzte es sich mit immer wachsender Größe von Frankreich

aus: faſt über alle Staaten der Chriſtenheit, und zeigte das lächerlichſte Gemiſch von habſüchtigen Bettlern, zügelloſen Vagabunden, ekelhaften Schwärmern, feilen Buhlſchweſtern, neugierigem Pöbel, zärtlichen Weibern und tapfern, ruhmvollen Kriegern.

Raimund von Gilles, Graf zu Toulouſe, ein wackrer Held und erſter Kreuzbruder, von deſſen Thaten ſchon Alphons II im Kampfe gegen die Araber und Sarrazenen Zeuge geweſen war, — Hugo der Große, Bruder Philipps I Königs von Frankreich — Robert, Herzog der Normandie, Bruder Wilhelms des Rothhaarigen, Königs von England — Robert, Graf von Flandern, — Stephan, Graf von Chartres und Blois, — Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen und Brabant, mit ſeinen Brüdern Euſtache und Balduin — Dies waren die Helden, die es ſich vorgenommen hatten, Blut und Leben für die Ehre der chriſtlichen Religion dahin zu geben. Ihnen folgte noch eine unzählige Menge anderer Fürſten und Herrn, größtentheils Vaſallen der franzöſiſchen Krone, die Hab und Gut, Schlöſſer

und

und Ländereien verpfändeten, um den Kosten der Ausrüstung beizusteuern. Auch Bohemund, der tapfere Sohn des braven Guiskard, gesellte sich ihnen mit einem ansehnlichen Gefolge bei.

Unter allen diesen Fürsten fand sich jedoch kein einziger europäischer Monarch, keiner, dessen Ansehen, dessen Nachdruck vermögend gewesen wäre, das Ganze auf einen steten Zweck zu lenken, die Tapferkeit der Helden anzufeuern, wo es galt, Trotz und willkührliche Gewaltthätigkeit, Leidenschaft und Zügellosigkeit zu demüthigen. Heinrich II, von dessen Tapferkeit und Politik man alles erwarten durfte, saß damals auf dem teutschen Kaiserthron. Sein Geist, sein Arm, würde die Unternehmung glücklich beseelt haben, aber seine Streitigkeiten mit dem päbstlichen Stuhl erlaubten ihm nicht, seine Staaten zu verlassen, und hinderten ihn etwas großes zu unternehmen, so lange noch der geistliche Despotismus seinen Ehrgeiz und seine Gewalt in den Fesseln des Bannfluchs gefangen hielt. Die übrigen Monarchen Europa's waren mit der Befestigung ihres eignen Throns beschäftigt, theils gegen rebel-

lische Bundsgenossen und feindselige Nachbarn, theils gegen eroberungssüchtige Barbaren.

Auf den Ebenen Konstantinopels, dem allgemeinen Versammlungsplatze, lagerten sich die Kreuzheere zu nicht geringem Erstaunen des griechischen Kaisers, Alexius Komnenus, der vor den Folgen einer Unternehmung zitterte, die seinem eigenen Thron gefährlich werden konnte. Schon ehedem hatte er die Waffen der Lateiner empfunden, als der tapfere, unbiegsame Bohemund sich ihm entgegensezte. Aber seine künstliche Verschlagenheit, seine glückliche Geistesgegenwart, die ihn schon so oft aus den drohendsten Gefahren gerettet hatten, verliessen ihn auch hier nicht. Schnell verbarg er seine Bestürzung unter der Maske der Freundlichkeit und der Schmeicheley, suchte durch tausend Gefälligkeiten das Vertrauen der Heerführer zu gewinnen, sandte Geschenke und Erfrischungen bis zum Ueberfluß ins Lager, versah die Truppen mit allen möglichen Bedürfnissen, machte sich sogar anheischig, seine Flotte mit der Kreuzflotte zu vereinigen, sie bis an die Thore von Jerusalem mit Lebensmitteln zu unterstützen, und ihnen bei erster Gelegenheit selbst an

der

der Spize ſeiner Macht im Kampfe mit den Ungläubigen beizuſtehen.

Die Kreuzfahrer, hingeriſſen von den glänzenden Verſprechungen des Kaiſers, machten ſich aus Dankbarkeit verbindlich, Nizäa, als den erſten Gegenſtand ihrer Unternehmungen, wieder an die griechiſche Krone zu bringen, oder ihm doch wenigſtens befriedigenden Erſaz dafür zu verſchaffen, und bekräftigten ihre Verſicherungen durch einen feierlichen Eidſchwur. Sie erfüllten ihr Verſprechen redlich, waren aber demungeachtet nicht vermögend, das Mißtrauen des Alexius zu bezwingen, der in den ſchnellen Fortſchritten ihrer Waffen nur deſto mehr Nahrung für ſeine Beſorgniſſe fand. Kaum beſtätigte ſich die Eroberung von Nizäa durch die Ueberſendung der Gemahlin des Sultans nebſt ihren Kindern, ſo war der Kaiſer auch ſchon entſchloſſen, dieſen unvermutheten Vortheil zu ſeiner völligen Sicherheit gegen die Eroberer zu benuzen. Zu dem Ende ſchickte er dem Sultan nicht nur die Gefangenen mit Freundſchaftsverſicherungen zurück, ſondern wandte alle erſinnlichen Mittel dazu an, ihn in ſein Intereſſe zu locken, und ihn zu einem

gemeinschaftlichen Bund gegen die Kreuzfahrer zu bereden; welches ihm auch glücklich gelang. Von jezt an behandelte er die Lateiner völlig als Feinde und treulose Rebellen, war aber schlau genug, sein Vorhaben geheim zu halten, und jede boshafte Unternehmung durch die Maske der Verstellung zu beschönigen. So ließ er seine Truppen in beständiger Entfernung hinter den Kreuzfahrern herschleichen, unter dem Vorwande, die Arrieregards vor unvermuthetem Ueberfall zu decken, da er sie doch in der That nur zu heimlichen Beobachtern und Meuchelmördern angestellt hatte, mit dem ausdrücklichen Befehl, alle diejenigen, welche sich zu weit von der Armee entfernten, um Lebensmittel oder Fourage aufzutreiben, ohne Barmherzigkeit niederzuhauen.

Die Kreuzfahrer, welche bis jezt nicht das Geringste von den schändlichen Absichten des Kaisers auf ihren Untergang geahnet hatten, sezten ihren Zug durch Palästina siegreich fort, eroberten Antiochien, Tarsus, Edessa mit stürmender
1099. Hand, und langten voll froher Erwartungen vor Jerusalem an. Auch hier unterstüzte die weise Tapferkeit ihres Anführers, des Herzogs von

Bou-

Bouillon, ihren Muth und krönte die Unternehmung mit glücklichem Erfolg. Die Ungläubigen erlagen der Uebermacht der Feinde, Jeruſalems Beſiz krönte die frommen Wünſche der Chriſtenheit nach einer kurzen Belagerung. Alles ward niedergehauen, alles ein Opfer der Rache, die Stadt ſchwamm in Blut; die Sieger taumelten über Haufen der Erſchlagenen nach dem Tempel des heiligen Grabes zu, ſtimmten ein feuriges Danklied zur Ehre des Erlöſers an, und ſezten dem erhabenen Gottfried die königliche Krone auf.

Voll von edlen Entſchlüſſen eilte Gottfried, unter dem beſcheidnen Titel eines Beſchüzers vom heil. Grabe, an die Regierungspflege ſeines neuen Reichs.

Unterdeſſen hatte ſich der Kalif von Egypten, dem die Eroberung von Jeruſalem noch unbekannt war, gewaffnet, und rückte an der Spize einer mächtigen Armee zum Entſaz herbei. Kaum war das Gerücht von ſeiner nahen Ankunft erſchollen, ſo raffte Gottfried ſeine zerſtreuten Kräfte zuſammen, warf ſich dem Feind muthig entgegen, ſchlug ſeine Armee in die Flucht, und

kehrte mit neuen Lorbeern gekrönt in die Hauptstadt zurück. Zum Denkmal dieses und des vorhergehenden Sieges stiftete er sowol in der Kirche des heil. Grabes, als auch in der Kirche des Salomonischen Tempels ein lateinisches Domkapitel, dessen Mitglieder sich der Regel des frommen Augustins unterwarfen.

Schon längst hatte Gottfried von den wohlthätigen Anstalten der Johannisbrüder gehört; aber die Sorge für die Sicherheit seines Reichs hatte ihn bisher verhindert, sie selbst in Augenschein zu nehmen. Jezt begab er sich mit einem Gefolg von Edlen und Kreuzrittern in das neuerrichtete Hospital, wo er von dem ehrwürdigen Gerard mit tiefer Ergebenheit empfangen ward.

Dieser Gerard stammte aus der Insel Martigues in Provenze, war als Pilger nach Jerusalem gezogen, und hatte nach einem kurzen Aufenthalt daselbst, hingerissen von dem Beispiel der gastfreien Johanniter, den Entschluß gefaßt, als Mitglied in ihre Gesellschaft zu treten, zu eben der Zeit, da eine edle Römerin, Namens Agnes, der Stiftung für die weiblichen Pilgrimme vorstand.

In

In dem Johannitshospital wurden Griechen und Lateiner ohne Ausnahme aufgenommen und behandelt. Sogar die Mohammedaner genossen Almosen daselbst, und alle Einwohner der Stadt ohne Unterschied der Religion betrachteten Gerard als den gemeinschaftlichen Vater aller Hülflosen und als Beschüzer aller Bedrückten in der Stadt.

Gottfried erstaunte, eine so große Anzahl Kreuzfahrer hier anzutreffen, die man nach der Einnahme der Stadt verwundet hieher gebracht hatte, um ihnen die erforderliche Pflege und Unterstüzung angedeihen zu lassen. Alle priesen die milde und unermüdete Sorgfalt der Johanniter in den rührendsten Ausdrücken der Dankbarkeit.

Als einen schönen Zug der Gastfreundlichkeit dieser Männer erzählt der berühmte Kardinal von Vitri, daß die Johanniter auf ihren eignen Tisch Brod aus Kleien und anderm groben Mehl gesezt hätten, um den Kranken und Verwundeten das feinere aufzusparen.

Solche erhabne Beispiele der Großmuth reizten eine Menge junger Edelleute zur Nachahmung. Sie entschlossen sich, in ihr Vaterland nicht mehr zurück zu kehren, sondern sich dem Dienst der

Pil-

Pilgrimme und Kranken in dem Johanniterstift zu widmen.

Raimund du Puy, aus Dauphine; Dudon von Comps, sein Landsmann; Gerus oder Castus, dessen eigentliches Vaterland und Herkommen ungewiß sind; Konon von Montaigu, aus der Provinz Auvergne, und andere, welche in dem Verfolg dieser Geschichte noch auftreten werden, waren unter dieser Anzahl. Gottfried verlor zwar in allen diesen Männern tapfere, sichere, dauerhafte Stüzen seiner Macht; aber das Gefühl der Menschlichkeit und Großmuth erlaubte ihm nicht, ihren edlen Entschliessungen das geringste Hinderniß entgegen zu stellen. Und gewiß, hätte ihn nicht das politische Interesse seines Reichs an der Spize der Armee zurückgehalten, er würde keinen Augenblik gezögert haben, ihrem Beispiel zu folgen. Um indeß nicht ganz ein unthätiger Augenzeuge ihrer Wirksamkeit zum Besten der leidenden Menschheit zu sein, schenkte er dem Orden die Herrschaft Montboire mit allen zugehörigen Besizungen, die ehemals einen Theil seiner Einkünfte in Brabant ausgemacht hatten. Die mehresten Fürsten und

Herren,

Herren, welche Gottfrieds Fahne nach Asien gefolgt waren, wetteiferten jezt, einander in gleichen Schenkungen zu übertreffen; und in kurzer Zeit sah sich der Orden mit einer beträchtlichen Anzahl von Ländereien und Besizungen, sowohl in Palästina als in Europa bereichert.

Alle jene Schenkungen waren in den Händen des frommen, menschenfreundlichen Gerards ein heiliges Kapital zur Unterstüzung der Armen und Leidenden. Bis jezt hatte Gerard nur das Ansehen eines gewöhnlichen Vorstehers behauptet, und die Gesellschaft, an deren Spize er stand, glich einer jeden andern willkührlichen Verbindung zu gewissen, bestimmten Zwecken. Von dieser Zeit an erwachte aber der Wunsch in ihm, die Gesellschaft, deren fromme Unternehmung der Himmel selbst zu begünstigen schien, auf einen bestimmten Fuß zu sezen, und ihre Thätigkeit durch eine wirksame, dauerhafte Triebfeder zu unterstüzen. Sobald der Vorsaz in seiner Brust zur Reife gelangt war, schritt er an das Werk selbst, versammelte alle gegenwärtigen Brüder und Schwestern, die sich theils in der Herberge des heil. Johannes, theils in dem neulich errichteten

Stifte

Stifte aufhielten, und forderte ſie auf, ihrer bisherigen Verbindung unter ſich durch eine geſetzmäßige Form eine bleibende Dauer zu geben, und eine Ordenskleidung zu wählen. Der Vorſchlag drang durch; und von jezt an nahm die fromme Geſellſchaft das Anſehen eines Ordens, der unter der Benennung des Johanniterordens noch geraume Zeit hindurch in Jeruſalem fortdauerte.

Gerard.

Das beſtimmte Ordenskleid beſtand nach Gerards Anordnung in einem einfachen ſchwarzen Gewand, auf deſſen linker Seite ein Kreuz von weiſſem Tuche mit acht Punkten angeheftet war. Der Patriarch von Jeruſalem legte den Brüdern und Schweſtern des Ordens dieſes Gewand eigenhändig an, und empfieng am Fuße des heil. Grabes von ihnen die drei Religionsgelübde.

Einige Jahre nachher beſtätigte Paſkal II. der damals auf dem päbſtlichen Stuhl ſaß, dieſen Orden öffentlich durch eine Bulle, ſprach das Ordenshaus zu Jeruſalem, ſo wie alle davon abhängigen Güter in ganz Europa, von dem Tribut der Zehenden frei, gab allen bisherigen und zukünftigen Schenkungen geſezliche Kraft und erklärte

klärte mit nachdrücklichen Worten, daß, nach dem Ableben des frommen Gerards, den Ordensbrüdern einzig und allein das Recht zukommen sollte, ein Oberhaupt an ihre Spize zu stellen, ohne, daß irgend eine weltliche oder geistliche Macht sich an diesem Vorrechte vergreifen dürfte. Gerard.

Seithem die Wohlthätigkeit der Johanniter eine neue Triebfeder erhalten hatte, und Gottfrieds weise Politik den Thron bewachte, schien der Friede wieder mit dauerndem Segen seinen Flügel über das Land zu verbreiten, und Gewerb und Künste drängten sich mit jugendlicher Kraft hervor. Der Krieg war geendigt, die Kreuzbrüder hatten ihr Gelübde erfüllt, vor ihnen lag das schöne Werk ihrer Tapferkeit in blühender Hoffnung, und von fern zogen die goldenen Bande des Vaterlandes und der Liebe gewaltsam an ihrem Herzen. Die Schaaren versammelten sich, die See wimmelte von Schiffen; hiehin und dahin flog den geliebten vaterländischen Ufern der kleine Ueberrest des ersten Kreuz-Heeres zu.

So gern, so sehnsuchtsvoll diese den Schauplaz verliessen, wo Tausende ihrer Brüder den

Unter-

Gerard. Untergang gefunden hatten, so sehr sträubte sich die Eroberungssucht einiger Fürsten und Heerführer dagegen. Noch war ihre Absicht nicht erfüllt, kühne Hoffnungen forderten noch mehr blutige Szenen, stolze Aussichten ermunterten ihre Thätigkeit. Einen Thron zu erringen waren sie hergezogen, ihn zu gewinnen, die Gunst des Zufalls zu erhaschen, mußten sie ausdauern. Gottfried, der ihre geheimen Absichten nicht argwohnte, schrieb ihre Standhaftigkeit einem glücklichen Religionseifer zu, und suchte ihre Gegenwart, die er als sichere Stüzen seiner politischen Kraft ansah, durch Lehnsbesizungen zu befestigen. Bei dieser Gelegenheit fiel unter andern das Fürstenthum Edessa an Baduin, Gottfrieds Bruder, Antiochien an den tapfern Bohemund. Nach und nach wurden die Lehnsbesizungen noch allgemeiner, und der politische Nachdruck, der vorher in der Majestät eines Einzigen vereinigt war, zertheilte sich in mehrere einzelne Zweige. Die ersterwähnten Heerführer hatten so, wie die übrigen alle, ansehnliche Gefolge von Rittern und Edlen nach Palästina gezogen; da ihnen nun viel daran lag, ihre

kriege-

kriegerische Stärke aufrecht zu erhalten, so wandten sie alle ihre Autorität dazu an, den Vornehmsten von ihnen bei Hofe gewiße bestimmte Fonds zu ihrer ferneren Subsistenz auszuwirken, und so riß der gutherzige Gottfried eine Herrschaft, ein Besitzthum nach dem andern von seiner Krone ab, belohnte die Werkzeuge des Ehrgeizes und der Herrschsucht für angemaßte Thaten, und schwächte dadurch den Umfang seiner Macht schon in der ersten Blüthe. Gerard.

Die Rückkehr der heimgezogenen Pilgrimme war ein Jubelfest für Europa. Ueberall verbreitete sich mit ihnen der Ruhm der Johanniter; ihre milde Stiftung, ihre grenzenlose Freigebigkeit war ein mächtiger Sporn für die Christen dieses Jahrhunderts. Mehr, als alles dieses wirkte die glückliche Eroberung Jerusalems auf die Gemüther. Ein heiliger Stolz, die Fahne des Christenthums mitten in Asien, unter dem Fanatismus des Islams aufgepflanzt zu sehen, belebte den Muth von Tausenden. Der Geist der Wallfahrten ergriff die Menge. Aus allen Ständen und Klassen, vom angesehensten bis zum niedrigsten herab, strömten Schaaren von Mensch-

 schen

Gerard. schen nach Asien über; die Häfen wimmelten von Schiffen, Jerusalem von Pilgrimmen, die mit schwärmerischer Begeisterung sich um das heil. Grab versammelten, um sich über seine glükliche Befreiung aus den Händen der Ungläubigen zu freuen. Alle fanden in dem Johannishospital eine sichere Freistatt, Pflege und Unterhalt bis zu ihrer Abreise.

Diese Ebbe und Flut von Christlichen Wallfahrten dauerte ununterbrochen fort, und brachte das halbe Europa nach Asien über. Ihre nächsten Folgen waren indeß sehr ersprießlich für den neuentstandenen Orden, dem von allen Seiten reiche Besitzungen und Schenkungen aller Art zufielen. Die Bande seiner Vereinigung mit dem Abendlande waren so verflochten, so unzählich, daß fast keine einzige Herrschaft davon ausgeschlossen blieb. In jeder fanden sich Besitzthümer, aus denen ihm reiche Nahrung für seine fromme Unternehmungen zufloß. Jerusalem gewann dadurch Kraft und Ansehen. Das Geld kam unter den Einwohnern in Umlauf, die Quellen des Erwerbs öffneten sich den Bürgern von allen Seiten, und der Kunstfleiß ward ermuntert. Ohnweit

weit der Gegend, wo, einer uralten Tradition zufolge, der Vater des Täufers Johannes seine Wohnung gehabt haben soll, ließ Gerard zu Ehren des heiligen Johannes einen prachtvollen Tempel bauen. Mehrere ansehnliche Seitengebäude, einige zum Aufenthalt der Ordensglieder, andre zur Aufnahme der Pilgrimme und der Kranken bestimmt, wurden ihm beigefügt. Die frommen Johannisbrüder behandelten alle mit gleich milder Sorgfalt, und keiner betrat diese Zufluchtsörter, ohne von dem Gefühl der Dankbarkeit tief durchdrungen zu werden, und sie mit Thränen wieder zu verlassen. Die Ordensbrüder unterzogen sich selbst den niedrigsten Dienstverrichtungen. Sie wuschen den ankommenden Pilgrimmen die Füße, reichten den Kranken Arzeneien, und verbanden die Verwundeten, während die angestellten Priester den Gottesdienst gehörig verrichteten, und die Sakramente austheilten — kurz sie behandelten ihre Gäste wie ein Vater seine Kinder und eilten ihren leisesten Bedürfnissen zuvor. Gerard.

Die hülfreiche Thätigkeit der Johanniter schränkte sich aber nicht bloß auf Jerusalem ein;

Gerard. auch über den Okzident verbreitete sich ihr wohlthätiger Einfluß. In den blühendsten Seestädten Europens wurden auf Kosten der Gesellschaft große, geräumige Hospitäler aufgeführt. Diese wohlthätigen Sprößlinge des Johanniterhospitals zu Jerusalem, welche man als die ersten Kommenthureien des Ordens ansehen kann, waren eigentlich dazu bestimmt, den Pilgrimmen, die, mit dem Vorsaz ausgerüstet, das heil. Land zu besuchen, hier zusammenflossen, zu sicheren Vereinigungsörtern zu dienen. Ausserdem erleichterte man ihnen hier die Kosten der Seefahrt, verschaffte ihnen Schiffe, Führer und Begleitung unter deren Schuze, sie bald, und sicher an Ort ihrer Bestimmung erreichten. Diejenigen, die das Unglück hatten, von plözlichen Krankheiten überfallen zu werden, und nicht im Stande waren, ihren Weg fortzusezen, wurden in jenen Wohnungen bereitwillig aufgenommen, und bis zu ihrer völligen Genesung auf das sorgsamste gepflegt und gewartet.

Während dieser neue Orden, aus eben dem Standpunkt, aus dem einige Jahrhunderte früher der Stifter des erhabnen Religions-Lehrers aus-

geströmt

geströmt war, durch die schönsten Früchte der Wohlthätigkeit seinen Ruhm durch ganz Asien und Europa verbreitete: sezte Gottfried von Bouillon alle Triebfedern der Politik in Bewegung, um seinem neuerrungenen Reiche durch Ruhe und Ordnung eine dauerhafte Existenz zu verschaffen. Er berief eine Versammlung der Stände, und ließ durch sie neue Gesetze geben, die unter dem Namen der Briefe des heil. Grabes in der Kirche zum heil. Grabe aufbewahrt wurden. Er ergriff darauf wieder die Waffen, um die Macht eines rastlosen Feindes ganz zu brechen, und seinen wankenden Thron zu befestigen, indem er die Gränzen seiner Herrschaft durch fortdauernde Eroberungen zu erweitern suchte. Gerard.

Gottfrieds Unternehmungen gelangen auch hier. Nicht nur Tiberias und viele andere um den See Genezareth zerstreute Städte sondern auch den größten Theil von Galiläa trennten seine siegreichen Waffen von der Herrschaft der Islamiten, und der Besiz des Lezteren ward die Belohnung des tapfern Tankreds für seine treuen, unerschütterlichen Dienste. Und gewiß, hätte das gute Schicksal diesen menschen-

Gerard. freundlichen Fürsten noch länger auf dem Thron erhalten, den er selbst, unter dem stürmenden Gewühl des Mohammedanischen Fanatismus, aus dem Blut der Feinde des Christenthums, aufgerichtet hatte, die Grenzen von ganz Palästina würden in ihren vorigen Standpunkt zurückgetreten sein, einen eignen, dauerhaften Staatskörper, wie vormals, zu bilden, und die traurigen Hekatomben des Abendlandes nicht auf dem Kampfplaz Asiens sich selbst muthwillig hingegeben haben; aber hier war dem Helden die Gränze gesezt, die er nicht überschreiten sollte,

1100. und mitten in der Blüthe seines Glücks eilte [illegible] Schauplaz seiner Größe hinweg.

Mit glänzendem Geräusch bestieg Balduin jezt den Thron unter dem stolzen Titel eines Königs von Jerusalem, gleichsam als wollte er durch das Gepränge des Aeüsseren einen täuschenden Schimmer über die Dürftigkeit seines Geistes ziehen. Muth belebte zwar sein Herz, und sein Arm war stark genug, diesen zu unterstüzen; aber hier waren auch seine Verdienste gänzlich abgeschnitten, und den Mangel des Uebrigen muß-

Gerard.

er Tollkühnheit und Uebereilung bei ihm ersezen. Sein Herz war kalt und empfindungslos für Größe und Edelmuth, aber regsam genug um jeden, auch den leisesten Eindruck der sinnlichen Wollust aufzufassen. Mit seiner königlichen Erscheinung gieng die finstre Epoche der Zerstörung von Palästina auf, von flüchtigen Sonnenblicken des besseren Glücks zwar oft, wie von einem Wetterstrahl, erhellt, aber nie ganz zerstreut, nie überwunden, und Paläſtina's schüzende Engel flohen vor seinem üppigen Geräusche seiner pygmäischen Größe auf immer dahin. Demungeachtet war Hoffnung sein steter Gefährte, sein Unternehmungsgeist erlosch nur mit seinem Leben. Wenn er heute mit blutigen Waffen bis an die Stufen seines Throns zurückgescheucht ward, eilte er morgen nur desto rascher und wüthender auf den Wahlplaz hin, seine verlorne Ehre mit dem Schwerdte wieder einzulösen. Aber sie war unwiederbringlich dahin, und die gewaltsame Eroberung von Tripolis, Akris und Sidon ersezten kaum die häufigen, kostspieligen Kriegszurüstungen, deren er leicht hätte überhoben sein können. Er verschwendete sein königliches Leben genussloß in dem Ge-

Gerard. räusche des Kriegs und starb mitten in einem wüthenden Sturm, der Tyrus erschüttern sollte.

Ihm folgte Balduin von Burg, oder Balduin II. Allein, daß dieser Fürst, wie er wünschte, die Wunden des Reichs heilte und den glücklichen Weg, den Gottfried geöffnet, fortsezen konnte, mußte er alle seine Kräfte zersplittern, um nur den aufgewiegelten rachsüchtigen Feind von den Stufen seines Throns abzuhalten.

Hatte die politische Verfassung Jerusalems kurz vorher eine nachtheilige Erschütterung durch den Tod Gottfrieds von Bouillon empfunden, so wurde jezt der Johanniterorden durch den Verlust seines ersten Aufrechthalters, des frommen, unvergeßlichtheuren Gerards in eine nicht minder traurige Situation versezt. Keine marternde Krankheit, kein ungestümer Schmerz zerriß den leisen Faden seines Lebens; still und ruhig, wie die ersten Schauer des Herbstes, näherte sich sein Ende; mit dem heitern Lächeln eines reinen Bewußtseins, neigte sich sein graues Haupt, wie die reife Aehre nach dem Sturme eines vorüberbrausenden Gewitters — und die Thränen der

Dank-

Dankbarkeit folgten dem Edlen in die Wohnung des Todes.

Der erste, ruhige Entschluß des Ordens zwecke nunmehr dahinab, anstatt Gerards Stelle einen andern zu sezen, der es würdig wäre, sein Nachfolger zu werden, und das Loos traf Raimund du Puy, einen französischen Baron aus der Provinz Dauphine'. Raimund du Puy.

Mit der merkwürdigen Erscheinung dieses Mannes an der Spize des Ordens tritt eine neue Epoche in die Geschichte desselben ein. Bisher hatte er nur still und ruhig in glücklicher Eingezogenheit gewirkt; den Menschen seinen Mitbrüdern manche beschwerliche Situation, worein Unbesonnenheit und mißverstandner Eifer ihn gestürzt hatte, zu erleichtern, war sein einziger Zweck gewesen. Mit einemmal öffnet sich die Szene, eine kühne Männerschaar, zum Streit gewaffnet, erscheint auf dem Schauplaz und der ruhige Mönch vertauscht die friedlichen Behausungen der Einsamkeit mit dem gewühlvollen Schauplaz der Zerstörung und des Mords.

Gerard begnügte sich bei seinem Eintritt in die Gesellschaft der Johanniter einen schönen dauerhaf-

Raimund du Puy.

erhaften Bund zu knüpfen, und diesen durch zarte Bande gemeinschaftlicher Thätigkeit zum Beſten der Menſchheit und unauslöschlichen Religionseifer zu erhalten. Sein Nachfolger Raimund du Puy, blieb hier nicht stehen. Er faßte den kühnen Entschluß, den Vorzug der Tapferkeit mit der Tugend der Wohlthätigkeit zu verbinden, und der Gesellschaft doppelte Pflichten auf zu legen: die Vertheidigung des neueroberten Königreichs und die ununterbrochene Pflege der Armen und Pilgrimme.

In der That war dieser Vorsaz dem wankenden Thron von Jerusalem nicht nur heilsam, sondern sogar nothwendig, wenn er unter den mißlichen Umständen seine zarte, schwindende Kraft noch erhalten wollte. Das damals sogenannte Königreich Jerusalem war nichts weniger, als einem königlichen Staatskörper ähnlich. Ein kleines unansehnliches Gerippe, dessen vornehmstes Glied die Hauptstadt war, verbunden mit einigen unbeträchtlichen Städten, insgesamt durch Mohammedanische Besizungen zerrissen — dies war die ganze Maschine, der die Majestät eine blendende Aussenseite, ein künstliches Leben gab. Keine

ne Sicherheit, keine politiſche Eintracht herrſchte hier. Ueberall lauerte das Schwerdt der Sarazenen im Hinterhalt, und wehe dem, der ohne hinlängliche Bedeckung ſich von der Stadt zur andern wagte. Die chriſtlichen Bevölkerungen ſelbſt waren überall mit Mohammedaniſchen Landleuten angefüllt, welche die Chriſten als Feinde ihrer Religion verachteten, und jede Gelegenheit ergriffen, um ſie auszuplündern und meuchelmörderiſcher Weiſe umzubringen. Nicht einmal die feſten Plätze, die vor feindlichen Einfällen gedeckt wären; konnten den Lateinern eine ungeſtörte Sicherheit gewähren. Bei nächtlicher Stille ſtürzten ſich die zuſammengerotteten Feinde in die Wohnungen, erwürgten die ruhig ſchlummernden Bürger und ſchleppten ihre Haabſeligkeiten als Beute mit ſich hinweg. Alle dieſe Wiederwärtigkeiten vermehrte ein lezteſ, noch weit drückenderes Uebel. Der ſchwache Staatskörper war in einem furchtſamen Gedränge von zwei gewaffneten Feinden, die ihm beide gleich gewaltſam zuſezten, und ſeine ſträubenden Kräfte gefeſſelt hielten. Dieſe Feinde waren die Turkomannen und egyptiſchen Sarazenen. Beide ſtanden auſſer aller gemein-

Raimund du Puy.

Raimund du Puy.

meinschaftlichen Verbindung miteinander; ohnerachtet handelten sie aus gemeinschaftlichen Absichten, und ihr einziges Bestreben gieng dahin, die Chri[illegible] Syrien und Palästina gänzlich zu bekriegen. Die Folge davon war, daß die Lateiner in die Nothwendigkeit versezt wurden, einen unaufhörlichen Krieg zu unterhalten. Ihr Mißgeschick erlaubte ihnen keinen Augenblick das Schlachtfeld zu verlassen; und wenn die einbrechenden Winterstürme das Heer aus dem Lager vertrieben, so drangen die Feinde schaarenweis in das Christliche Gebiet ein, überschwemmten es mit Feuer und Blut, ermordeten die Männer, und schleppten die Weiber mit den Kindern in die grausamste Sklaverei.

In dieser betrübten Situation, wo das Reich fast ohne Rettung darnieder lag, trat Raimund du Puy, ein schüzender Engel, auf, mit dem großen Entschluß gewaffnet, den Verfolgungen der Barbaren einen starken Damm entgegenzusezen, und dem sinkenden Thron eine dauerhafte, immerwährende Stüze zu verschaffen.

Das Kapitel wurde versammelt, und Raimund du Puy forderte seine Mitbrüder auf, die

Waffen

Waffen zu ergreifen, um ſich dem unaufhaltſa- Raimund
men Feinde ihrer Freiheit mit Nachdruck zu wi- du Puy.
derſezen und das heil. Grab in dem ungeſtörten Beſiz der Chriſtenheit zu erhalten.

Raimunds Anſehen, auf Adel des Herzens und des Geiſtes geſtüzt, war zu feſt gegründet in den Gemüthern ſeiner Mitbrüder, um einem Mißtrauen in die Abſichten dieſer Aufforderung Raum zu geben. Man erkannte vielmehr einen neuen Beweis ſeines reinen Eifers für die Religion des Erlöſers und ſeiner Treue gegen die Geſellſchaft darin. So viele Schwierigkeiten ſich einer ſolchen Unternehmung auch entgegen ſtellten, ſo viele Hinderniſſe ſich zwiſchen die Vereinigung ſo entgegengeſezter Pflichten, als die eines Kriegers und eines Mönchs, eindrängten, ſo leicht waren die Gemüther gewonnen, und die Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt. Die Geſellſchaft, an deren Spize Raimund ſtand, enthielt größtentheils ſtreitbare Männer, die unter der ehrenvollen Fahne Gottfrieds von Bouillon nach Paläſtina gekommen waren, und im erſten Kreuzzuge gegen die Ungläubigen gedient hatten. In allen dieſen Gemüthern glimmte der Funke der

Tapfer-

Raimund du Puy.

Tapferkeit verborgen fort, und nur der ſtille Reiz der Einfalt hatte ſeine Flamme zurückgehalten; aber eine ſo [redacted]ige Verbindung der Umſtände, wo Helden[redacted] und Menſchenliebe einander wohlthätig die Hände reichen und zu einem gemeinſchaftlichen Zweck hinſtreben ſollten, fachte das kriegeriſche Feuer wieder in den Gemüthern an — und der gaſtfreie Orden des heil. Johannes trat zum erſtenmal gewaffnet auf den Schauplaz.

Die Pflichten der Wohlthätigkeit durften indeß durch dieſe Veränderung nichts leiden. Daher war man darauf bedacht, ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen beiden einzuführen, und ihre wechſelſeitigen Beziehungen und Gränzen genau abzuwägen. Zuerſt wurde feſtgeſezt, daß ein Theil des Ordens ohne ſeine bisherige Beſtimmung, die Pflege der Kranken und Pilgrimme zu verlaſſen, jederzeit bereit ſein ſollte, das Reich gegen die Unglaubigen zu vertheidigen. Ferner durfte dieſer nie das Schwerdt gegen irgend eine andre Macht, als die, der Unglaubigen, ergreifen, und der einzige Zweck ſeiner Ausrüſtung mußte die Beſchüzung des heil. Grabes und die Aufrechthaltung der Chriſtlichen Religion ſein.

Raimund

Raimund theilte den ganzen Orden in drei Hauptklaſſen. Zur erſten wurden alle diejenigen gerechnet, die Geburt und bewährte Tapferkeit zur Führung der Waffen berechtigten — Ritter. Die zweite Klaſſe bildeten Geiſtliche und Kapellane, die auſſer denen mit ihrem Stande gewöhnlich verknüpften Pflichten noch die Verbindlichkeit hatten, der Ordnung nach, im Kriege das Amt eines Almoſeniers zu verwalten — Prieſter. Die dritte Klaſſe, deren Glieder weder zum Adel noch zur Kleriſei gezählt werden konnten, führten den Namen der dienſtbaren Brüder. Als ſolche wurden ſie gewöhnlich von den Ordensgliedern der erſten Klaſſe zu gewiſſen Verrichtungen beſtimmt, die ihnen ausſchließend zukamen und ihre Gegenwart bald im Felde, bald im Hoſpitale zu Jeruſalem, nicht ſelten auch in den entfernteſten abendländiſchen Kommenthureien, nothwendig machten. Ihre Kleidung beſtand in einem Waffenrock, deſſen Farbe ſie von den übrigen Mitgliedern des Ordens unterſchied. Raimund du Puy.

Dieſe geſezliche Eintheilung hatte indeß keinen nachtheiligen Einfluß auf die Rechte und Privilegien einzelner Glieder. Alle waren durch un-

auf-

Raimund du Puy.

auflösliche Bande miteinander verknüpft und bildeten zusammengenommen nur einen einzigen Körper, dem gleiche Ansprüche, gleiche Vortheile zustanden.

In der Folge, als der Orden durch den Zufluß des jungen Adels aus allen Gegenden von Europa auf eine ausserordentliche Art angewachsen war, entstand ausser dieser ursprünglichen Eintheilung des Ordens noch eine andre nach den sieben verschiednen landsmannschaftlichen Verbindungen der Ordensglieder, nämlich die Provenzische, Auvergnische, Französische, Italienische, Arragonische, Englische und Teutsche. Diese Eintheilung existirt noch heut zu Tage, wiewohl mit einigen Veränderungen. Dahin gehört vorzüglich, daß die englische Landsmannschaft gänzlich aufgehört hat, seitdem die Kezerei sich dieses Königreichs bemächtigte; ferner, daß man zu der Arragonischen noch die Kastilianische und Portugiesische hinzugefügt hat.

Das ursprüngliche Ordensgewand bestand aus einem schwarzen Rok, und einem mit einer spizigen Kappe versehenen Mantel von der nämlichen Farbe, der auf der linken Seite, in der

Gegend

Gegend des Herzens, mit einem weiſſen, leinenen Kreuze bezeichnet war. Raimund du Puy.

Gleich den Kriegern des Kadmus aus der Erde hervorgeſproßt, ſtand ſie nun da die neue Heldenſchaar des Erlöſers. In ihren Händen blizte das Schwerdt der Rache gegen die Feinde des Chriſtenthums, in ihrem Buſen loderte Menſchenfreundlichkeit und Milde. So trat ſie unter der Fahne des edlen Raimund mit dem Seegen des Patriarchen von Jeruſalem ausgerüſtet, vor den königlichen Thron Balduins, zu ſeinem Dienſt ſich anzubieten.

Wie angenehm ward der Monarch durch die Erfüllung ſeiner heiſſeſten Wünſche überraſcht! Nichts bedurfte er mehr, als Beiſtand, er, der ſeinen wankenden Thron ringsum von gewaffneten Barbaren eingeſchloſſen ſah, und überdem Tripoli und Edeſſa gegen ihren wüthenden Angriff vertheidigen mußte. Auch zögerte er nicht den Antrag der edlen Johanniter zu benuzen, als kurz darauf die Unglaubigen von neuem in Antiochien einbrachen. Er eilte ihnen an der Spize ſeiner jungen Heldenſchaar muthig entgegen. Die Tapferkeit dieſer Männer entſprach ihrem

Raimund dü Puy.

Eifer vollkommen, und beseelte die Kräfte des Königs mit neuem Nachdruck. Nach einem langwierigen blutigen Kampfe mußten die Turkomannen das Feld räumen, und Balduin kehrte mit Sieg gekrönt in seine Hauptstadt zurück.

Hier hoffte er die Früchte seiner Thätigkeit — Ruh und Frieden — zu genießen; aber kaum hatte er den Zügel der Regierung wieder aufgenommen, so nöthigte ihn der Feind zum andern male mit verstärktem Nachdruck die blutigen Waffen zu ergreifen. Balak einer der mächtigsten Emirs der Turkomannen hatte den Grafen von Edessa angegriffen, und ihn selbst zum Gefangenen gemacht. Balduin eilte dem Grafen zu Hülfe, um Edessa zu retten. Allein er wurde beim Recognosciren verrathen oder entdekt, und selbst gefangen genommen. Der Schrecken über diesen unglüklichen Zufall zerstreute einen Theil seiner Armee. Die Johanniter warfen sich mit dem Rest der Truppen in Edessa und einige andre Pläze, um sie gegen Balak zu vertheidigen. Diese Gelegenheit benuzte der Kalif von Egypten, und sandte schleunigst einen seiner Generale nach Judäa, um Jaffa zu belagern.

Zwi-

Zwiſchen zwei furchtbaren Feinden ins Gedränge gerathen, ſchienen die Lateiner nicht mehr wi-
Raimund dü Puy.
derſtehen zu können. Ein alter Krieger, Euſtache Garnier, Graf von Sydon und Cäſarea rettete ſie. Mit ſieben tauſend Mann, die er in ſeinem kleinen Gebiet zuſammenraffte, und mit dem Reſt der Johanniter, die er von Jeruſalem mitnahm, eilte er gerade nach Jaffa, und hatte ſchon die Feinde zerſtreut, ehe ſie kaum ſeine Ankunft erfuhren. Schnell rükte er mit ſeinen Truppen nach Askalon, und übereilte auch da die Feinde ſo unerwartet, daß der Sieg ſogleich für ihn entſchieden war. Zu gleicher Zeit verloren die Sarazenen ihre Flotte, die auf ihrem Rükzug dem Doge von Venedig, Heinrich Michieli, in die Hände fiel. Garnier blieb in dem lezten Treffen; Wilhelm von Barres übernahm das Kommando der Armee und vereinigte ſich mit Michieli, Tyrus zu belagern. Lang und hartnäckig war die Belagerung; thätig und ſiegreich zeigte ſich das Schwerdt der Johanniter. Zu Waſſer und zu Lande eng eingeſchloſſen, von aller Hoffnung einer fremden Hülfe ganz abgeſchnitten, ergab ſich endlich die Stadt.

Raimund du Puy.

Während dieser Belagerung von Tyrus, en kam der Graf von Edessa seiner Gefangenschaf versammelte schnell seine Truppen, überwand se nen Feind in einem Treffen und erstach ihn selb mit eigner Hand. Durch diesen glücklichen Sie aus seiner Gefangenschaft befreit, kehrte nu auch Balduin in sein Reich zurük.

Kaum war aber das Feuer des Krieges au dieser Seite wieder gedämpft, als es auf eine andern wieder eben so gewaltsam losbrach. Zwe Turkomannische Fürsten erneuerten ihre Anfäl auf Antiochien. Balduin zog ihnen entgegen schlug sie zweimal in die Flucht und bemächtig sich der Festung Rapha in der Grafschaft Tr polis.

Bei allen diesen Unternehmungen waren di Johanniter zugegen; Der Nachdruck ihrer Wa fen war entscheidend für den Sieg der Streiter den; der Feind zitterte vor ihrer Erscheinung die Christenheit bewunderte ihre Tapferkeit. Abe keiner unter ihnen hatte sich vortheilhafter dabe ausgezeichnet, als Foulques, Graf von An jou, einer der größten Feldherrn seines Jahrhun derts. Er stammte von einem natürlichen Sc

n

ne König Philipps I von Frankreich her, war aus Betrübniß über den Tod seiner Gemahlin als Pilger nach Jerusalem gegangen, und hatte sich durch seine kriegerischen Verdienste dem König so unentbehrlich gemacht, daß dieser ihn höchst ungern wieder ziehen ließ, als ihn die Pflege seiner Kinder endlich zurück nach Frankreich rief. Nichts vermochte Balduin über den Verlust des tapfern Helden zu beruhigen, nicht einmal die eidliche Versicherung aus seinem Munde, daß er unverzüglichst zurückkehren wollte, so bald es ihm seine väterlichen Pflichten verstatteten. Eh aber dieses Versprechen von Seiten des Grafen in Erfüllung konnte gebracht werden, trat eine neue, unerwartete Erscheinung auf den Schauplaz, die in der Folge eine dauerhafte Stüze für die Erhaltung des Königreichs ward, und ihr Dasein dem glücklichen Einfluß der Menschenliebe und Wohlthätigkeit auf die Gemüther jenes Jahrhunderts zu verdanken hatte. Raimund du Puy.

Hugo von Payens, Gottfried von Aldemar, und sieben andre französische Edelleute traten in eine kleine Gesellschaft zusammen und faßten den Entschluß, für die Sicherheit der Pil-

Raimund dü Puy.

grimme zu wachen, die auf ihren langen Wallfahrten mit unsäglichen Hindernissen zu kämpfen hatten, bevor sie das Ziel ihrer Reise erreichten. Diesen Vorsaz auszuführen, zogen sie den Kommenden durch die gefährlichsten Gegenden bis an die engen Pässe der Gebirge gewaffnet entgegen, und gaben ihnen wiederum das Geleit auf der Rückreise.

Diese gesellschaftliche Verbindung war jedoch anfänglich eine bloße Privatsache, die durch keine bestimmte Regeln festgegründet war. Die verbundenen zeichneten sich zum Beispiel durch keine besondere Kleidung aus, und zogen den Pilgrimmen nur nach Willkühr, oder wenn sie von ihnen verlangt wurden, entgegen.

Brompton, ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, man habe damals allgemein behauptet, diese Edelleute wären Zöglinge der Johanniter, von deren Wohlthätigkeit sie mehrere Jahre lang subsistirt hätten; und Wilhelm von Tyrus sagt, sie hätten sich eine besondere Wohnung nahe bei dem alten Salomonischen Tempel gewählt, weswegen ihnen in der Folge allgemein

der

der Name Tempelherren, oder Ritter des Tempels, wäre beigelegt worden.

Raimund du Puy.

Einige Zeit nachher fügte es ſich, daß der eben erwähnte Hugo von Payens, der Haupturheber jener Geſellſchaft, in politiſchen Angelegenheiten des Königs von Jeruſalem an den päbſtlichen Stuhl geſandt wurde. Dieſe Gelegenheit benuzte er, dem damaligen Pabſt Honorius II die wohlthätigen Abſichten ſeiner Bundesgenoſſen, ihren edlen Eifer für die Beſchüzung der Pilgrime, in einem ſo günſtigen Lichte darzuſtellen, daß Honorius, der ſchon durch das Gerücht eine ſehr vortheilhafte Meinung von dieſer geſellſchaftlichen Unternehmung bekommen hatte, von ſeiner Beſchreibung ganz hingeriſſen ward, und unmöglich ſein Begehren mißbilligen konnte, die Geſellſchaft, nach dem Beiſpiel der Johanniter, zu einem beſondern geiſtlich-militäriſchen Orden zu erheben. Er wies ihn aber an das Concilium, das damals noch zu Troies in Champagne verſammelt war.

Die heiligen Väter waren ſogleich bereit, den Wunſch des edlen Hugo zu befriedigen, und trugen dem heil. Bernhard auf, dieſem neuen Orden feſtgeſezte Regeln und eine beſtimmte Or-

Raimund du Puy.

denskleidung vorzuschreiben. Ein Auszug von diesen Ordensregeln ist noch bis auf unsre Zeiten gekommen. Unter andern findet sich darin ein Gebot, welches den Ordensbrüdern auflegt, täglich eine bestimmte Anzahl Paternoster zu absolviren, woraus einige die Vermuthung geschöpft haben, daß sie insgesamt weder lesen noch schreiben konnten. Nur an drei Tagen in der Woche durften sie Fleisch essen. An den übrigen Tagen war ihre Tafel auf drei Gerichte eingeschränkt. Im Krieg war es ihnen erlaubt, einen Waffenbruder zu haben, und zwei bis drei ausgerüstete Pferde mit sich zu führen. Dabei wurde ihnen aber auch zugleich jede müßige Verschwendung, so wie überhaupt alles eitle Gepränge auf das nachdrücklichste untersagt. Die Ordenskleidung sollte durchaus von weisser Farbe sein. Pabst Eugen III fügte in der Folge noch ein rothes Kreuz hinzu.

Mit dieser Einwilligung des Conciliums kehrte Hugo nach Rom zurük, um die Bestätigung des neuen Ordens von Honorius zu erhalten; und kaum hatte er seine übrigen Geschäfte am Hofe des Pabstes geendigt, so eilte er nun, nach Palästina zurückzukehren. Schaaren von Edel-

leuten

leuten aus Frankreich, Teutſchland und Italien ſtrömten jezt herbei, und begehrten in den Orden aufgenommen zu werden. Hugo, der äuſſerſt erfreut war, einen ſo anſehnlichen Zuwachs zu erhalten, nahm den Antrag bereitwillig auf, ertheilte ihnen ſämmtlich das Ordenskleid und ſchiffte ſich ſodann mit ſeiner blühenden Mannſchaft nach Jeruſalem ein. Raimund du Puy.

Die Chriſtenheit hatte nun zwei ſtreitende Heere in Aſien, die Feuer und Entſchloſſenheit genug beſaßen, jedem feindlichen Anfall nachdrücklich die Spize zu bieten, und den Thron von Jeruſalem vom Untergange zu retten. Beide wetteiferten mit einander durch Muth und Tapferkeit, Wohlthätigkeit und Religionseifer. Beide begünſtigte das Schickſal ſchon in den erſten Zeiten ihrer Exiſtenz mit einer glänzenden Blüthe. Eben ſo ſchnell, und eben ſo ſchön als kurz vorher der Johanniterorden emporgewachſen war, erhob ſich jezt auch der neue Sprößling deſſelben, der Tempelorden. Fürſten und Edle, aus den angeſehenſten Häuſern Europa's traten zu ihm über und brannten vor Begier, unter ſeinen Fahnen gegen die Ungläubigen zu ſtreiten. Dieſer

Raimund du Puy.

Zufluß von vornehmen und angesehenen Mitgliedern erweiterte die Macht und bereicherte die Schätze des Ordens; und die schönsten Besitzungen von der Freigebigkeit der europäischen Mächte ihm zugetheilt, erhöhten in kurzem so sehr seinen Flor, daß Brompton von ihm sagt: die kaum geborne Tochter des Johanniterordens ward bald so mächtig und so reich, daß sie den Glanz ihrer Mutter zu verdunkeln drohte.

Was Balduin also durch die fehlgeschlagene Hoffnung von Hugo's Gesandtschaft, die nichts geringers, als die schleunigste Beförderung eines neuen Kreuzzugs betraf, auf der einen Seite verlor, das gewann er zehnfach wieder auf der andern durch die Entstehung dieses Ordens. Ueberdem wurde seine Zufriedenheit noch vermehrt durch die glückliche Zurückkunft seines Lieblings, des tapfern Grafen Foulques von Anjou, der mit einem ansehnlichen Gefolg um diese Zeit wieder in Jerusalem anlangte. Die Feier seiner Zurückkunft ward auch zugleich sein Vermählungsfest mit der Prinzessin Melisinde, der ältesten Tochter des Königs, mit deren Besitz die Krone von Jerusalem verbunden war.

Balduin II überlebte die glücklichen Zeiten nicht lange; der Tod riß ihn kurz darauf von dem Schauplaz und öffnete seinem Nachfolger, dem tapfern Foulques, den Weg zum Thron. Raimund du Puy.

Mit dem Tode dieses Fürsten schienen Palästina's blühende Tage sich gänzlich ihrem Untergang entgegen zu neigen, und eine schwangre Gewitterwolke umzog den ganzen Horizont. Foulques bot vergebens alle seine Kräfte auf, um sie glücklich zu zerstreuen, und ihren Ausbruch zu verhindern. Die Anzahl der Feinde, die von allen Seiten in das Herz des Königreichs einzudringen suchten, war zu groß, als daß es nicht wenigstens Einem unter ihnen hätte gelingen sollen, während der König mit seiner vereinigten Macht gegen die andern beschäftigt war. Die größte Gefahr drohten ihm die Araber und Sarazenen, welche Leztere den Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit in Askalon festgesezt hatten, und dem Königreich von hier aus gewaltsam zusezten.

Askalon war in Rücksicht auf diesen gefährlichen Feind der Schlüssel zu dem Herzen von Palästina. Die Kalifen hatten die Wichtigkeit dieser Stadt längst eingesehen und deswegen alles

ange-

Raimund du Puy.

——— angewendet, ſie zu einer der dauerhafteſten Feſtungen zu machen. Hier war die Pflanzſchule der Sarazeniſchen Miliz. Alles übte ſich hier in den Waffen, die zarte Jugend wurde hier zu künftigen Helden gebildet, und lernte frühzeitig die Chriſten mit Haß und Tyrannei zu verfolgen. Täglich und ſtündlich zogen die Einwohner dieſer Stadt ſchaarenweis ins offene Feld, lagerten ſich ſorgfältig im Hinterhalt, und überfielen die Landleute und abendländiſchen Pilgrimme, die über Jaffa nach Jeruſalem giengen.

Die Beſchwerden, welche deshalb an den Hof zu Jeruſalem einliefen, waren unzählig, und bewogen endlich die Königin Meliſinde in Abweſenheit ihres Gemals auf ernſtliche Maaßregeln zur Steuerung dieſes Unheils bedacht zu ſein. Nach verſchiednen darüber angeſtellten Rathsverſammlungen fand der Hof die Wiederaufrichtung der Mauern von Berſeba für das einzige und ſicherſte Mittel, dem Reiche von dieſer Seite Ruhe zu verſchaffen. Das Werk ward mit dem möglichſten Eifer betrieben und in kurzer Zeit zu Stande gebracht. Die Königin übergab den Johannitern die Vertheidigung des Plazes und ver-

verſchaffte dadurch dem ganzen umherliegenden Bezirk einen ſichern Zufluchts- und Vertheidigungsort, zum Vortheil des geſammten Reichs, das zu gleicher Zeit von den Turkomannen, den Bewohnern des wüſten Arabiens und den egyptiſchen Sarazenen eingeſchloſſen war. Raimund du Puy.

Die Johanniter ſowohl als die Tempelherrn hatten indeß durch ihre großmüthige Unternehmung, ihren Eifer, ihre Tapferkeit, ihre Thaten, die Bewunderung und die Achtung der ganzen Chriſtenheit um ſo leichter erworben, je verdienſtlicher man es überhaupt damals hielt, das heilige Land zu vertheidigen. Aller Augen waren dahin gerichtet, die entfernteſten Völker hatten ihre Aufmerkſamkeit auf das Schickſal dieſes Landes geheftet. Von den vornehmſten Höfen bis zu den unterſten Volksklaſſen herab war nur Ein Intereſſe. Das verdienſtvollſte Werk, welches man thun konnte, und das ſicherſte Mittel ſein Gewiſſen zu erleichtern, war die Vertheidigung des gelobten Landes. Auf dieſe Art iſt es begreiflich, wie dieſe Ritter ein ſo ausgebreitetes Anſehen erlangten, daß jeder Fürſt, jeder begüterte Privatmann einen Theil ſeiner Beſitzungen,

Raimund du Puy.

seines Vermögens zur Unterstüzung ihres Unternehmens, zur Bereicherung ihrer Schazkammer gern aufopferte. Es wurde in diesen Zeiten nicht leicht ein Testament abgefaßt, wo nicht einige Artikel zum Vortheil der beiden Ritterorden mit eingeschlossen wurden. Mehrere Fürsten begehrten sogar, nach ihrem Tode in der Ordenskleidung des Einen oder des Andern beerdigt zu werden. Dieser fanatische Andachtseifer gieng so weit, daß selbst Oberhäupter ganzer Staaten ihren Thron verliessen, und sich unter die Fahnen der Ordensritter verfügten; andre sogar die Ritter zu Erben ihrer Reiche nach ihrem Tode einsezten.

Eins der seltsamsten Beispiele hievon ist das Testament Alphons I Königs von Navarra und Arragonien, der sich den Titel und die Würde eines Kaisers von Spanien anmaßte. Dieser Fürst, der für einen der größesten Feldherren seiner Zeit gehalten wird, und in seinen Händeln mit den Mauren 29 Siege erfochten haben soll, sah sich nah am Ziele seines Lebens, ohne Erben, und bestimmte im Jahr 1131, in einer schwärmerischen Anwandlung, die beiden militärischen

Orden

Orden nebſt den Mönchen, oder Rittern des heil. Grabes, durch ein förmliches Teſtament zu ſeinen Nachfolgern auf dem Thron von Arragonien und Navarra. Die Hauptabſicht des Königs war dabei unſtreitig, die kriegeriſche Thätigkeit der Ordensritter zur Unterſtüzung ſeiner Unternehmungen gegen die Sarazenen und Mauren zu gebrauchen. Kurz vor ſeinem Ende beſtätigte er das Teſtament von neuem und der verſammelte Adel der vereinigten Königreiche unterſchrieb, aus Achtung gegen den Monarchen, eine Verordnung, die ſie nie zu erfüllen gedachten. Raimund du Puy.

Noch einmal raffte Alphons, der keine Gefahr kannte, die Ueberreſte ſeiner kriegeriſchen Kräfte zuſammen und widerſezte ſich den Einfällen jener barbariſchen Nationen mit einer ſchwachen Armee. Die Heere ſtießen bei Fraga an einander. Alphons eröffnete die Schlacht mit einem wüthenden Angriff, der ihn gänzlich ſeiner Kraft beraubte und ihn der Uebermacht der Feinde unterwarf. Nach einem entſezlichen Blutbad von beiden Seiten ward die Armee des Königs zerſplittert; der König ſelbſt war unter der Schlacht verſchwunden. Vergebens ſuchte man 1133 den 19. Jul.

ſeinen

Raimund du Puy.

senen Leichnam unter den Todten auf dem Schlachtfelde; es sei nun, daß der rachsüchtige Feind ihn eingescharrt, oder durch Verstümmelung so sehr entstellt hatte, daß man ihn nachher von den übrigen Erschlagenen nicht unterscheiden konnte. So nah die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung den Grübeleien des gemeinen Volkes lag, welches seinen Monarchen vergötterte, so wenig nahm es Rücksicht darauf, sondern behauptete dreist, Alphons sei keineswegs in der Schlacht umgekommen; vielmehr habe ihn der Schmerz über das vergossene Blut so vieler tausend Christen, deren Tod auf seinem Gewissen läge, nach Palästina getrieben, um seine Sünden auf dem heil. Grabe zu versönen; nach kurzer Zeit würde er aber mit neuen Kräften zurückkehren und den Zügel der Regierung wieder aufnehmen.

So überredete sich das gemeine Volk. Aber die Großen des Reichs liessen sich durch dieses eitle Geschwäz nicht bethören, sondern eilten vielmehr unverzüglich, den Forderungen der Ordensritter durch eine neue Wahl zuvorzukommen. Jezt entstand aber zwischen beiden Nationen eine

gefähr-

gefährliche Ereiferung, die beinah dem ganzen Reiche den Untergang bereitet hätte. Jede wollte nämlich einen ihrer Prinzen auf den Thron heben. Dieſes getheilte Intereſſe beider Nationen trennte ſelbſt das politiſche Band, das beide ſeit ſechzig Jahren verbunden hatte. Jede Nation ſezte einen beſondern Fürſten auf ihren Thron: die Navarrenſer den Don Ramira, einen Prinzen aus dem Geblüt der älteſten Monarchen des Königreichs; die Arragonier, den Bruder des großen Alphons, der auch Ramira hieß. Raimund du Puy.

Dieſer zulezt genannte Prinz hatte ſchon ſeit vierzig Jahren die Mönchskleidung getragen, und bekleidete verſchiedene geiſtliche Würden. Demungeachtet glaubte er dem politiſchen Gewicht des Reichs hinlänglich gewachſen zu ſein. Er nahm alſo den ehrenvollen Antrag der Nation mit Freuden an, begehrte von dem heil. Vater zu Rom Diſpenſation von ſeinen geiſtlichen Gelübden und vermählte ſich hierauf mit einer gewißen Gräfin Agnes, Tochter des Grafen Wilhelm von Antiochien. Die Frucht dieſer Ehe war eine Tochter, Namens Petronilla. Kurz

Raimund du Puy.

—— nachher ſtarb Agnes, und mit ihrem Tode veränderte ſich die Szene merklich. Den König von Arragonien ergriff eine ſchreckliche Gewiſſensangſt, von der er ſich auf keine Art loswinden konnte; ſo daß er zulezt auf den Gedanken verfiel, den Thron, für den er ſich zu ſchwach fühlte, zu verlaſſen, und in die friedlichen Mauern jener Zelle zurückzukehren, in deren glücklicher Eingezogenheit er vormals Ruh und Zufriedenheit gekoſtet hatte. Er zögerte nicht, ſondern eilte mit ſchnellen Schritten dieſem beſſern Looſe entgegen, nachdem er vorher den Don Raimund von Berenger, Grafen zu Barzelona, zum Gemahle ſeiner einzigen Tochter, Petronilla, beſtimmt hatte.

Unterdeſſen war die Nachricht von der gewaltſamen Thronbeſezung der beiden Nationen zum Nachtheil der geſezmäßigen Erben der vereinigten Kronen auch nach Paläſtina gedrungen. Der Patriarch von Jeruſalem, Prior des Kloſters zum heil. Grabe, und die Ordensmeiſter der beiden geiſtlichen Ritterſtände, faßten nach gehaltener Rathsverſammlung mit den vornehmſten Ordenshäuptern, den Entſchluß, eine Geſandt-

ſandtſchaft nach Spanien abzufertigen, um die Anſprüche der Ordensbrüder auf die königliche Krone geltend zu machen, oder wenigſtens eine vortheilhafte Entſchädigung zu bewirken. Raimund dü Puy.

Raimund dü Puy an der Spize von einigen der älteſten Johanniter, von den Abgeſandten der Tempelherrn und des Patriarchen von Jeruſalem begleitet, landeten glücklich an den Küſten von Spanien, und behandelten den Gegenſtand ihrer Geſandſchaft ſo nachdrücklich, als es die Umſtände erforderten, fanden aber ſo viele unüberſteigbare Hinderniſſe ſchon bei den erſten Verſuchen, daß ſie an einem glücklichen Ausgang gänzlich hätten verzweifeln müßen, wenn die Hofnung von ihrer Seite, und täuſchende Verſprechungen von Seiten der Spanier ihre Thätigkeit nicht angeſpornt hätten.

Der Thron beider Nationen war, wie bekannt, ſchon vor der Ankunft der Deputirten, wieder beſezt und es zeigte ſich nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß die gegenwärtigen Beſizer ihm freiwillig entſagen und ihn Fremdlingen einräumen ſollten. Demungeachtet ſuchten ſie ſo viel möglich einen gewaltthätigen Ausbruch zu

Raimund du Puy.

verhindern, und vermieden vor der Hand sorgfältig eine bestimmte Erklärung, statt deren sie sich begnügten, die Gesandten von Tag zu Tag mit glänzenden Versprechungen hinzuhalten, bis diese sich zulezt in ein Labyrinth verstrickt sahen, wo der Ausgang fast unmöglich war. Endlich liessen die Navarrenser zuerst die Maske fallen, und behaupteten mit der stärksten Entschlossenheit, der König habe unmöglich zum Nachtheil der ursprünglichen Thronerben und ganz den Rechten einer Nation zuwider, nach welchen es erlaubt sei, den Mangel rechtmäßiger Thronfolger durch eine willkührliche Wahl zu ersezen, nach Belieben über die Krone schalten können. Durch diese überraschende Erklärung war mit einem male alle Hoffnung zu irgend einem Vergleich von dieser Seite abgeschnitten; aber Raimund von Barzelona, König von Arragonien, trat großmüthig auf und versprach ihnen, alle seine Autorität aufzubieten, um den Forderungen der Ordensritter wenigstens einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Man kam überein, daß man den Thron, im Fall Petronilla und ihr Gemal ihn ohne Erben verlassen sollten, den beiden militärischen Orden

und

und dem Dohmkapitel des heil. Grabes, ohne Ausland abtreten wollte. Bis dahin sollte ihnen erlaubt sein, in den Häfen aller derjenigen Plätze, die man in Zukunft der Herrschaft der Mauren entreissen würde, eine bestimmte Anzahl von Schiffen zu unterhalten. Dagegen sollten die Ordensritter, als Vasallen der spanischen Krone, verpflichtet sein, die geistliche Miliz dieses Landes im Kampfe gegen diese Unglaubigen zu unterstüzen. Ausserdem räumte man ihnen den Besiz verschiedener beträchtlicher Ländereien und Schlösser ein, welche leztere geschickt waren, eine ziemlich große Anzahl von Rittern aufzunehmen. Mit diesen Ländereien und Herrschaften verknüpfte man die Zehenden von den Einkünften der Krone, die aus dem Königreich, und den fünften Theil von dem Tribut, der aus den maurischen Ländereien gezogen wurde. Ueberdies wurde festgesezt, daß der König von Arragonien nie ohne Zuziehung des Patriarchen von Jerusalem und der beiden Ritterorden einen Friedensvertrag mit den Unglaubigen eingehen sollte. Raimund du Puy.

Dieser Traktat ward im Monat September des Jahrs 1141 aufgesezt, von beiden Theilen unter-

Raimund dü Puy.

unterschrieben, und von Hadrian IV so wie auch von dem König zu Jerusalem förmlich bestätigt.

So hatte Raimund dü Puy seine Geschäfte glüklich geendigt, und kehrte nun mit seinen Reisegefährten nach Palästina zurück. Mit einer Freude, welche nur die Tochter einer so reinen Achtung sein kann, als Raimunds Verdienste allgemein erwekten, wurde er von seinen Mitbrüdern empfangen. Brompton und Roger von Howedon, zwei englische Geschichtschreiber jenes Jahrhunderts nennen ihn von dieser Zeit an beständig unter dem Titel eines Großmeisters, mit welchem auch wir ihn und seine Nachfolger in dem Fortgang dieser Geschichte bezeichnen werden.

Um diese Zeit starb der tapfere Foulques von Anjou, und stürzte durch seinen Tod das Reich in neue Unruhen. Er hinterließ zwei minderjährige Prinzen, denen die Regierung noch nicht anvertraut werden konnte, und die Folge davon waren die gewöhnlichen Streitigkeiten einer Zwischenregentschaft. Melisinde verwaltete das Königreich, bis ihr ältester Sohn unter dem Namen Balduin III zum König gekrönt wurde.

Noch

Noch ehe dieſer ſeine Regierung antrat, traf die Chriſtenheit das unglükliche Loos, die Grafſchaft Edeſſa, die damals unter dem Namen Rouha oder Rohais bekannt war, zu verlieren. Durch die Zügelloßigkeit des ausſchweifenden und entnervten Fürſten geſchwächt, konnte die Provinz dem entſchloſſenen Geiſt des Sultan Omadeddin Zenghi nicht widerſtehen, und fiel in die Hände der turkomanniſchen Selgeuziden. Raimund du Puy.

Der Umſturz dieſer Herrſchaft war gleichſam das Signal zu einem immerwährenden Sturme, der den Thron von Jeruſalem gewaltſam erſchütterte, und ihn zulezt unter ſeinen eigenen Trümmern vergrub. Die erſten Stüzen ſeiner Macht, jene tapfern Helden, die dem Fanatismus der Mohammedaner das heil. Grab entriſſen, und das Königreich Jeruſalem wieder empor gehoben hatten, waren längſt dahin. Ihre Nachfolger, trunken von den entnervenden Lüſten Aſiens, brachten ihr Leben in einem immerwährenden Schwindel zu, der ihnen mitten in den drohendſten Gefahren allen Muth, alle Entſchloſſenheit benahm. Der junge Balduin und die beiden Ritterorden waren jezt die einzigen Stüzen, welche das Reich

Raimund du Puy.

trugen; in ihnen brannte noch jenes erste kriegerische Feuer, welches sie aus ihren friedlichen Zellen auf dem Kampfplaz gelockt hatte. Aber ihre Kräfte waren der überwiegenden Macht der Feinde, die Jerusalem von allen Seiten her beunruhigten, nicht gewachsen. Diese Macht mit dauerndem Erfolg zu brechen bedurfte es eines nachdrücklichen Zuwachses; und wo anders her durfte man einen solchen Zuwachs hoffen, als von dem religiösen Eifer der Europäer, und dem künstlich versteckten Eigennuz ihrer gekrönten Häupter? Man beschloß also, um einen neuen Kreuzzug sich in Europa zu bewerben, und schikte deswegen den Bischoff von Zabulon nach Frankreich, wo der erste Kreuzzug begonnen hatte, und wo man also um so leichter einen zweiten zu bewirken hoffte.

Das Schicksal schien wirklich bereit, diese Hoffnung zu erfüllen. Ludwig VII trug damals die französische Krone; aber eine drückende Gewissensangst, durch kriegerische Mordthaten gehäuft, erschwerte ihm diese königliche Last, und spornte ihn an, sie eine Zeitlang von sich abzuwälzen, um seiner Brust im stürmenden Gewühl

der

der Schlachten Asiens und in dem Blutstrome der Ungläubigen freieren Athemzug zu verschaffen. Die Gelegenheit war nun da, und Ludwig ergriff sie ohne Verzug. Er und Konrad von Teutschland traten in Verbindung mit einander, sammelten ein furchtbares Heer unter ihren Fahnen, und mehr als zwanzigtausend Menschen zogen bewaffnet aus Europa, um das ungläubige Asien zu zerstören. So wollte es der fanatische Geist jenes Zeitalters. Ein Mord sollte den andern versöhnen, das Blut der Christenheit, in Europa verspritzt, sollte durch das Blut der Barbaren in Asien vertilgt werden. Raimund du Puy. 1147.

Die Erscheinung des abendländischen Heeres richtete den gesunkenen Muth der Christen in Jerusalem glücklich wieder auf; schon wähnten sie die Feinde ihres Glaubens und ihrer Ruhe besiegt, sich selbst im Besitz eines lang gewünschten glücklichen Friedens. Aber desto kränkender war ihnen der unselige Erfolg dieser kostbaren Unternehmung, desto erniedrigender das Mißlingen derselben für die abendländischen Häupter, je stolzer und selbstzufriedner sie sich dabei angekündigt hatten. Mit drohendem Stolze, mit pralerischer Größe wa-

Raimund du Puy. ren sie aufgezogen, mit kränkender Schaam und mit nagender Reue kehrten sie zurück. Ihr ungetreues Schicksal hatte ihren Stolz gedemüthiget, List und Unbesonnenheit ihre Macht gestürzt. Die Treulosigkeit der furchtsamen Griechen, Unbekanntschaft mit den Wegen und bestochene Führer brachten sie in allen Jammer der Hungersnoth und lieferten sie ihren Feinden in die Hände. Tausende kamen um, und die übrigen, die der Todesgefahr noch entkamen, mußten ihr Leben mit allem Elend einer trostloßen Flucht erkaufen. So kehrten die stolzen Heerführer nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten mit einem traurigen Ueberrest von entnervten Soldaten in ihr Vaterland zurück, und Palästina war unglücklich, wie zuvor.

Je mehr sich dieses Reich seinem Untergang entgegen neigte, je tiefer der Muth der Christen sank, desto höher stieg die Entschlossenheit der Feinde, die zu einer täglich größeren Anzahl emporwuchsen. Die allgemeine Bestürzung, die sich Palästina's bemächtigt hatte, war ihnen ein willkommner Vortheil. Mit verstärktem Nachdruck drangen sie iezt in die Besitzungen der Chri-

sten-

stenheit, näherten sich, stolz auf ihre glückliche Uebermacht, in zahlloser Menge den Mauern von Jerusalem und drohten der heil. Stadt einen gänzlichen Untergang. Balduins entschlossener Geist, und der kräftige Beistand der Ritterorden waren die einzigen Stützen des Throns, die Schuzengel des Reichs. Mit beispiellosser Tapferkeit stürzten sich diese den einbrechenden Feinden entgegen, und erkauften dem ohnmächtigen Staatskörper mit ihrem Blute noch eine kurze, mühselige Existenz, die der Gewalt der Zerstörung endlich doch unterliegen mußte. Raimund dü Puy.

Um das Reich von der Mittagseite gegen die Einfälle der Egypter zu sichern, ließ Balduin die Mauern des alten Gaza wiederaufrichten, und übergab das Gouvernement davon dem Tempelorden. Diese muthvollen Krieger errichteten hier einen Waffenplaz, und sezten sich von hier aus den Streifereien der Besazung von Askalon entgegen, welche schon lange in den umliegenden Gegenden schreklich gewüthet hatten.

Inzwischen war Antiochien in der größten Gefahr. Noradin rükte an der Spize seiner Armee ein, und schlug den Grafen Raimund, der 1148.

sich

Raimund du Puy.

——— sich ihm muthig widersezte, aber mit seiner kleinen Macht dem reissenden Strom nicht gewachsen war, mit seinen Truppen in die Flucht, tödtete ihm selbst, und eroberte einige kleine Plätze.

Auf einer andern Seite wurde Edessa von dem Sultan zu Cogni oder Ikonium angegriffen, das Land umher verwüstet und der entnervte Fürst, der jüngere Courtenai, selbst gefangen genommen. Alles floh vor dem Feinde, und eilte, den Fesseln der Unglaubigen zu entgehen. Balduin rükte an der Spize seines Adels und der beiden Orden ins Feld, um den Christen wenigstens ihre Flucht zu erleichtern. Alles, was sich zu ihm rettete, nahm er unter den Schuz seiner Truppen, und richtete mit diesem Zug seinen Weg nach Antiochien. Noradin wollte sich nicht so leicht seine Beute entreissen lassen, und eilte ihm mit seiner Reiterei entgegen. Er folgte dem Zug von der Seite, und beunruhigte sie von allen Seiten. Aber von welcher Seite er auch einen Angriff wagte, fand er immer entweder Balduin, oder den Grafen von Tripoli an der Spize der Johanniter und der Tempelherrn, die alle seine Unternehmungen vereitelten, und der Kö-

nig

nig langte mit seinem Zug glüklich in Antiochien an.

Raimund dü Puy.

Während er aber auf dieser Seite sich dem Feind entgegensezte, war er in Gefahr seine eigne Hauptstadt zu verlieren. Zwei Prinzen aus der Nation der Turkomannen wollten seine Abwesenheit sich zu Nuz machen, Palästina wieder zu erobern, aus dem ihre Voreltern waren durch die Christen vertrieben worden. Sie rükten mit einer beträchtlichen Armee durch Damas in das Christliche Gebiet, und erschienen vor der heiligen Stadt. Bestürzt sahen die Einwohner sie Abends am Oelberg sich lagern. Mit leichter Mühe hofften die Feinde am folgenden Tage Jerusalem einzunehmen, das jezt ohne Regenten und selbst ohne Besazung war. Allein ihre Sicherheit war auch ihr Verderben. Von dem ersten Schrecken wieder erholt, ermannten sich die Einwohner von Jerusalem und ergriffen die Waffen. Vereinigt mit dem Rest der Johanniter und der Tempelherrn, welche zurükgeblieben waren, beschlossen sie, einen Feind, dem ihre kleine Anzahl innerhalb der Mauern nicht widerstehen konnte, durch einen unvermutheten Ueberfall zu vertreiben,

Raimund du Puy.

treiben. Sie rükten also, von der Finsterniß der Nacht begünstigt, in das Lager der Feinde, überfielen sie im sichern Schlaf, legten Feuer an die Zelte, und verbreiteten Tod und Schrecken um sich her. Die Belagerer suchten ihre Rettung in einer schleunigen Flucht, und fielen bei Jericho dem König selbst in die Hände, der zum Entsaz seiner Residenz schon herbei eilte. Fünftausend wurden niedergehauen, und die übrigen zerstreut.

Um sich für diesen schändlichen Angriff auf seine Hauptstadt zu rächen, beschloß Balduin das Gebiet von Askalon zu verwüsten. Er zog also mit seiner Armee aus, begleitet von den Großmeistern der beiden Orden und den Vornehmsten seines Königreichs, und verheerte die ganze Gegend umher, näherte sich endlich der Stadt selbst, und beschloß, sie zu belagern. Er forderte den Adel seines ganzen Königreichs auf, sein Unternehmen zu unterstüzen. Sogleich strömte alles von allen Seiten herbei, ihm hülfreiche Hand zu leisten; selbst die Pilgrimme, die kaum ihre Schiffe verlassen hatten, und noch von der Beschwerlichkeit ihrer langen Wallfahrt entkräftet waren, ja sogar Greise, die schon der erste Kreuz-

zug

zug nach Palästina gebracht hatte, versammelten sich unter die Fahnen des Königs, um Theil an dieser Eroberung zu nehmen. Raimund du Puy.

Balduin vereinigte mit der glüklichsten Geistesgegenwart die bewundernswürdigste Tapferkeit, und wirkte also durch sein eignes Beispiel desto nachdrüklicher auf die Gemüther der übrigen. Der Erfolg dieser Unternehmung zögerte lange. Die Belagerung ward hartnäckig und mühsam; die Angriffe waren blutig und unzählbar, der Widerstand von der einen, und die Ausfälle von der andern Seite gleich häufig und nachdrucksvoll. Das Glück der Belagerer stieg oft zu einer hoffnungsvollen Höhe empor, und eben so oft sank es wieder herab, oder neigte sich auf die Seite der Belagerten. Endlich nach fünf mühseligen Monaten erklärte es sich für die erstern. Eine mächtige egyptische Flotte von siebenzig Galeeren mit Lebensmitteln und Waffen, und mit neuen Truppen beladen erschien auf der Höhe von Askalon, und brachte ihre ganze Verstärkung ohne den geringsten Widerstand, der dem Christlichen Admiral mit nicht mehr als fünfzehn Galeeren ganz unmöglich war, glüklich in die Festung.

Alle

Raimund dü Puy.

Alle Hoffnung für die Belagerer schien dadurch ganz vernichtet, und ein Theil von ihnen war selbst schon zum Abzug geneigt. Allein der Großmeister der Johanniter, unterstüzt von dem Patriarchen zu Jerusalem und mehreren andern Großen widersezten sich dem zaghaften Rath und drangen auf die Fortsezung der Belagerung. Balduin und seine Schaaren rafften noch einmal alle ihre Kräfte zusammen, und drangen mit stürmender Hand in die Stadt.

Aber das überraschende Glück verblendete die Sieger, in eben dem Moment, wo sie sich ihres Sieges versichern wollten. Die Tempelritter, welche zuerst die Mauern erstiegen hatten, stürzten, von einer verderblichen Habsucht hingerissen, in die reichsten Häuser der Sarazenen und überliessen sich ganz den Leidenschaften des Raubes. Unterdessen gewinnen die Ueberwundenen Zeit, sich zu erholen, dringen mit wüthendem Eifer auf die schwindelnden Eroberer, nöthigen sie, ihr Heil in der Flucht zu suchen, und bepflanzen von neuem die Mauern.

Der König schäumte vor Unwillen, als ihm das verabscheuungswürdige Betragen der Tempel-

pelritter zu Ohren kam, und ſchwur bei allem was heilig war, nicht eher von ſeiner Unternehmung abzuſtehen, bis die Stadt in ſeinen Händen wäre. Der Zorn des Monarchen und der Drang ihres eigenen Gewiſſens beſeelten die Tempelritter mit neuem Eifer, und machten ſie entſchloſſen, ihre Schmach im Blute der Feinde auszulöſchen. Die Einwohner von Askalon hingegen ſammelten auch, durch neuen Muth belebt, neue Kräfte. Verbunden mit der egyptiſchen Garniſon wagten ſie am andern Tage wieder einen Ausfall, griffen die Belagerer mit Wuth an, zerſtörten ihre Werkzeuge und ihre Schanzen, zerriſſen ihre Zelte, und drangen bis an das Zelt des Königs vor. An der Spize ſeiner Edeln, die ihn umgaben, focht dieſer Fürſt mit unerſchrockner Standhaftigkeit, und verſchaffte dadurch ſelbſt ſeinen Truppen Zeit, ſich von ihrer Beſtürzung wieder zu erholen. Die Tempelritter, von Eifer ihre Ehre zu retten angefeuert, ſtürzten ſich wüthend unter die feindlichen Haufen, und die Johanniter aus Eiferſucht, um nicht von jenen übertroffen zu werden, warfen ſich jeder Gefahr muthig entgegen. Die Egypter fochten nicht weniger

Raimund du Puy.

Raimund du Puy.

tapfer; der Sieg blieb lange unentschieden, die Schlacht war mehr ein Gemezel als ein Treffen, und dauerte vom Morgen bis an den Abend. Endlich mußten doch die Egypter weichen und sich in ihre Festung schnell zurük ziehen. Die Einwohner verloren durch diesen unglüklichen Ausgang allen Muth, so, daß sie sich endlich in die Nothwendigkeit versezt glaubten, auf einen Waffenstillstand zu dringen, um, ihrem Vorgeben nach, die Haufen der Ermordeten aus dem Wege zu räumen; in der That aber nur, um entweder der Zeit zur Erholung und Verstärkung zu gewinnen, oder dem Feind Gelegenheit zu einer für sie selbst vortheilhaften Kapitulation an die Hand zu geben. Die Christen säumten nicht, diese günstige Gelegenheit zu benuzen und sahen sich dadurch endlich, nach mancher vereitelten Hoffnung, mancher überwundenen Gefahr auf die unerwartetste Art in dem Besiz einer Herrschaft, die ihnen wieder eine nicht unbedeutende Aussicht in die Zukunft eröffnete.

1154 den 12 Aug.

In der That war seit der Eroberung von Jerusalem diese leztere die glänzendste und vortheilhafteste, die ihnen ihre Waffen und ihr gutes

Glück

Glück verschafft hatten. Durch sie gewann der sinkende Staatskörper gleichsam ein neues Leben, das ihn wieder aufrecht erhielt, und die Gemüther der Christen wurden von dem Geiste des Vertrauens aufs neue beseelt. Raimund du Puy.

Die Nachricht von diesem unerwarteten Siege setzte die abendländische Christenheit in freudiges Erstaunen, und verbreitete zugleich eine allgemeine Hochachtung gegen die neuen Verdienste des tapfern Raimund, der eine Haupttriebfeder der lezten Unternehmung gewesen war. Diese allgemeine Hochachtung brachte den Johanitern neue Vortheile zuwege, und bewog den Pabst Anastasius IV ihre zahlreichen Privilegien zu bestätigen und ansehnlich zu erweitern. Dahin gehört, daß er den Rittern verstattete, in allen ihren Besitzungen und Herrschaften Kirchen und Gottesäcker anzulegen, und ihre verstorbenen Brüder daselbst mit allen Zeremonien der Kirche zu beerdigen, ohne sich an die darauf liegenden Interdikte zu stoßen, sie möchten herrühren von welcher Hand sie wollten. Ferner verstattete er ihnen ungehinderte Ausübung des Gottesdienstes in andern interdizirten Kirchen, in dem Fall nämlich

Raimund du Puy.

——— lich, daß einige ihrer Mitglieder in Geſchäften der Obern ſich genöthigt ſähen, dieſen oder jenen Ort zu durchwandern, wo die Gotteshäuſer durch dergleichen Interdikte verſperrt wären.

Ungeachtet die meiſten dieſer und noch vieler andern Privilegien und Diſpenſationen, welche Anaſtaſius in der an Raimund gerichteten Bulle den Johannitern ertheilte, bloß Beſtätigungen alter von ſeinen Vorfahren ihnen ertheilter Vorrechte waren; ſo reizten ſie doch den Eigennuz der lateiniſchen Biſchöffe und des Patriarchen von Jeruſalem, ſich mit Macht dagegen aufzulehnen, weil ſie ihre Jurisdiktion und ihre Pfründen geſchmälerten. Dadurch ſahe ſich der Orden unvermerkt in einen Zwiſt verwickelt, der nur mit vieler Mühe und großem Zeitaufwand beigelegt werden konnte.

Unter allen geiſtlichen Marterinſtrumenten, wodurch die Päbſte und Erzbiſchöffe ihren Deſpotismus über die Gemüther ausüb.en und ſich der Gewiſſensherrſchaft zu bemächtigen wußten, war die Exkommunikation, oder der Bannfluch, das wirkſamſte und gebräuchlichſte. Beſonders bediente man ſich ſeiner gegen diejenigen Fürſten, welche

welche die Kirche durch Widerſpenſtigkeit beleidigt hatten. Der Schlag traf dann gemeiniglich das ganze Reich, und Millionen Unſchuldige mußten oft für ein ſehr geringfügiges Vergehen eines Einzigen büßen. Die traurigſten, niederſchlagendſten Erſcheinungen waren die Folgen eines ſolchen Interdikts. Die Altäre wurden ihres Schmuckes beraubt, die Kruzifixe, Bilder, Reliquien und Statuen umgeſtürzt und in tiefe Trauer gehüllt. Die Glocken verſtummten, und wurden nicht ſelten vom Thurme geriſſen. Der Gebrauch der Sakramente war auf das ſtrengſte unterſagt, jedoch mit der Einſchränkung, daß man neugebornen Kindern die Taufe und den Sterbenden das Abendmal, als den lezten Zehrpfennig, verſtattete. Die Meſſe durfte nur bei verſchloſſenen Thüren geleſen werden; der Genuß des Fleiſches war hier, wie in den Faſten, durchaus verboten; ja man trieb dieſe fanatiſche Strenge ſo weit, daß man den Prieſtern, ſo wie überhaupt der ganzen Kleriſei, die Reinigung und ſelbſt das Abſcheeren der Haare und des Bartes unterſagte. Das auffallendſte war aber dieſes, daß die Päbſte kein Bedenken trugen, dieſe Bannflüche ſelbſt gegen

Raimund du Puy.

Raimund du Puy.

——— lich, daß einige ihrer Mitglieder in Geschäften der Obern sich genöthigt sähen, diesen oder jenen Ort zu durchwandern, wo die Gotteshäuser durch dergleichen Interdikte versperrt wären.

Ungeachtet die meisten dieser und noch vieler andern Privilegien und Dispensationen, welche Anastasius in der an Raimund gerichteten Bulle den Johannitern ertheilte, bloß Bestätigungen alter von seinen Vorfahren ihnen ertheilter Vorrechte waren; so reizten sie doch den Eigennuz der lateinischen Bischöffe und des Patriarchen von Jerusalem, sich mit Macht dagegen aufzulehnen, weil sie ihre Jurisdiktion und ihre Pfründen schmälerten. Dadurch sahe sich der Orden unvermerkt in einen Zwist verwickelt, der nur mit vieler Mühe und großem Zeitaufwand beigelegt werden konnte.

Unter allen geistlichen Marterinstrumenten, wodurch die Päbste und Erzbischöffe ihren Despotismus über die Gemüther ausüben und sich der Gewissensherrschaft zu bemächtigen wußten, war die Exkommunikation, oder der Bannfluch, das wirksamste und gebräuchlichste. Besonders bediente man sich seiner gegen diejenigen Fürsten, welche

welche die Kirche durch Widerspenstigkeit beleidigt hatten. Der Schlag traf dann gemeiniglich das ganze Reich, und Millionen Unschuldige mußten oft für ein sehr geringfügiges Vergehen eines Einzigen büßen. Die traurigsten, niederschlagendsten Erscheinungen waren die Folgen eines solchen Interdikts. Die Altäre wurden ihres Schmuckes beraubt, die Kruzifixe, Bilder, Reliquien und Statuen umgestürzt und in tiefe Trauer gehüllt. Die Glocken verstummten, und wurden nicht selten vom Thurme gerissen. Der Gebrauch der Sakramente war auf das strengste untersagt, jedoch mit der Einschränkung, daß man neugebornen Kindern die Taufe und den Sterbenden das Abendmal, als den lezten Zehrpfennig, verstattete. Die Messe durfte nur bei verschlossenen Thüren gelesen werden; der Genuß des Fleisches war hier, wie in den Fasten, durchaus verboten; ja man trieb diese fanatische Strenge so weit, daß man den Priestern, so wie überhaupt der ganzen Klerisei, die Reinigung und selbst das Abscheeren der Haare und des Bartes untersagte. Das auffallendste war aber dieses, daß die Päbste kein Bedenken trugen, diese Bannflüche selbst gegen

Raimund du Puy.

Raimund du Puy.

Kaiser und Könige zu schlendern. Auch wären sie, wie schon gesagt, die sicherste Triebfeder zur Beförderung ihrer eigennüzigen Absichten. Eine allgemeine Rebellion des Volkes, das über die gänzliche Einstellung des äusseren Gottesdienstes in Verzweiflung gerieth, war die nächste Folge davon. Dies zwang die Oberhäupter, sich ohne Verzug unter das päbstliche Joch zu werfen und dem eigennüzigen Despotismus des römischen Stuhls oft die blutigsten Opfer zu bringen.

Diese traurigen Folgen waren es, von welchen Anastasius die Johanniter, aus Achtung gegen ihre Verdienste, befreien wollte. Kein Wunder also, daß die Klerisei dieses zu verhindern suchte, da der Orden hiedurch ausser den Grenzen ihrer Gewalt versezt wurde, während selbst die Fürsten von Antiochien und Tripoli sich ihrer Herrschaft gänzlich unterwerfen mußten. Den größten Antheil an der Unzufriedenheit der Prälaten hatte jedoch die Dispensation von den Zehenden, in deren ununterbrochenem Besiz sie seit der Eroberung von Jerusalem gestanden hatten. Da sich nun die Ordensritter selbst durch nichts bewegen liessen, von so wichtigen Vortheilen abzustehen,

so

se appellirten ihre Gegner geradeswegs an den heil. Stuhl. Dieser beharrte aber fest auf dem einmal gefaßten Entschluß, und das einzige, was die Klerisei durch den lezten Schritt gewann, waren täuschende Vertröstungen und Hoffnungen, die nie erfüllt wurden. Raimund du Puy.

Neue Schenkungen aus den Händen der vornehmsten Fürsten von Europa vergüteten dem Orden indeß diese leicht zu verschmerzende Kränkung reichlich. Und man wird sich um so weniger über diese häufigen Schenkungen wundern, wenn man bedenkt, zu welchen rühmlichen Zwecken die Mitglieder des Ordens die daraus herfliessenden Reichthümer verwendeten.

Diese Männer, die auf dem offenen Schlachtfeld ihren Feinden mit furchtbarer Tapferkeit entgegengiengen, nahmen eine ganz andre Gestalt an, wenn sie in ihre Zellen traten. Kaum hatten sie die blutigen Waffen niedergelegt, so legten sie ihre Ordenskleidung wieder an und ergaben sich ganz jenen friedlichen Beschäftigungen, zu denen sie die Stiftungsgeseze beriefen. Dieser übernahm die Pflege der Kranken, jener beschäftigte sich mit dem Empfang der Pilgrimme, ein

Raimund du Puy.

ritter reinigte seine Waffen. Ueberall herrschte der Geist der Thätigkeit und Zufriedenheit, überall andächtige Stille; auf jedem Gesichte las man einen gewißen nachdenkenden Ernst, eine edle Betriebsamkeit des Geistes.

„Hier leben diese würdigen Menschen, sagt der heil. Bernhard, in glücklicher Eingezogenheit, durch das Band der Eintracht innigst verschwistert, ohne Weiber und Kinder, ohne irgend etwas eigenthümliches zu besitzen, selbst ihren Willen nicht ausgenommen; aber auch frei von allen Sorgen, die den andern Sterblichen den süßesten Genuß verbittern. Nie fand man sie in Müßigkeit, nie in Zerstreuung. Wenn sie aus dem Schlachtfeld zurückkehren, beschäftigen sie sich theils mit Verbesserung ihrer Waffen, theils mit Ausübung ihrer wohlthätigen Pflichten, oder sie ergeben sich heiligen Betrachtungen. Nie unterbrach ein unschickliches Wort, oder ein übermäßiges Gelächter die feierliche Stille jener heiligen Mauern. Das kleinste Geräusch wird mit den schärfsten Verweisen geahndet. Sie verabscheuen die Hazardspiele, überlassen sich nie den wilden Ergötzungen der Jagd, verprassen nie ihre

re Zeit in geistlosen Gesellschaften; öffentliche Schauspiele, unnüze Gaukeleien und allzufreie Gesänge sind ihnen tödtlich verhaßt. Sie baden sich selten, kleiden sich einfach, und gehen mit sonnenverbranntem Antliz und ernstem, erhabenem Blick einher. Wenn das Wiehern der Rosse die nahe Schlacht verkündigt, waffnen sie ihr Herz mit Glauben, und ihre Faust mit dem Schwerdte, ohne die edle Einfalt ihrer Kleidung, oder das Rüstzeug der Pferde durch übertriebene Künsteleien zu verunstalten. Ihre einzige Zierde besteht in den Waffen, und diese gebrauchen sie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit in den dringendsten Gefahren, wo sie weder vor der Anzahl noch vor der Macht ihrer Feinde zittern. Ihr ganzes Vertrauen ist auf die göttliche Allmacht gerichtet, sie, die in verborgner Ferne das Schikksal der Heere lenkt; als Streiter für die Ehre des Christenthums suchen sie einen gewißen Sieg oder einen ruhmvollen Tod im furchtbaren Gewühle der Schlacht." Raimund du Puy.

Dieses kurze, kraftvolle Gemählde liefert uns ein strenger Richter und wirklicher Augenzeuge von dem damaligen Zustand des Johanniteror-

Raimund du Puy.

dens, der heil. Bernhard. Und in der That dürfen wir dieses um so weniger für leere Deklamation halten, da die Geschichte uns Beweise genug aufstellt, wie entschieden diese Ritter ein solches Lob verdienten.

Ihr großes Beispiel, der Glanz ihrer Thaten, und der Ruhm ihrer Tugenden erregte auch unter den Vornehmen in Spanien eine edle Nacheiferung.

Es ist bekannt, daß die Mauren im achten Jahrhundert den größten Theil der Spanischen Herrschaft aus den Händen der Gothen entrissen hatten. Der kleine Ueberrest der Christen dieser Nation floh in die Asturischen Gebirge, wo sie sich allgemein unter der Fahne des Pelages versammelten und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst wieder auf den Schauplaz hervortraten, um die Freiheit ihrer Religion zu vertheidigen. Das Glück begünstigte ihre Unternehmung, und der erste Keim zu einem kleinen Staatskörper ward gelegt, dessen Umfang aber in der Folge weiter ausgedehnt wurde. Die Nachfolger des tapferen Pelages machten auf dem Wege, den er ihnen eröffnet hatte, noch glücklichere Fortschritte, als

er

er selbst. Es gelang ihnen den Mauren mehrere Provinzen zu entreissen; nach und nach spielten sie den Krieg in verschiedene Provinzen zugleich, um ihre gegenseitige Unabhängigkeit zu behaupten, und erhoben jene Besitzungen, deren sie sich mit der Schärfe des Schwerdtes bemächtigt hatten, zu eben so vielen Monarchien. Dieses ist der eigentliche Ursprung der Königreiche Leon, Kastilien, Navarra, Arragonien, Portugall, Valenzia u. s. w. Auch die Mauern hatten ihre Eroberungen unter sich getheilt, und man traf unter ihnen Könige von Toledo, Kordova, Murzia und Granada an. — Die langen, verderblichen Kriege, welche die Spanische Krone mit diesen Leztern schon seit mehrern Jahrhunderten geführt hatten, weckten endlich in verschiedenen Edeln des Reichs den Entschluß, nach dem Beispiele der Johanniter und Tempelritter, gewiße militärische Orden zur Vertheidigung der Religion und des Staats zu errichten. Raimund du Puy.

Diesem Entschluß verdankte der Orden von Kalatrava nebst mehrern andern sein Dasein. Die erste Blüthe des obenwähnten Ordens, zog, wie alle neue Pflanzschulen, die Bewunderung seines

Jahr-

Raimund du Puy.

Jahrhunderts auf sich. Er vereinigte alle edlen Eigenschaften seiner beiden Vorgänger, des Johanniter- und Tempelritterordens im glücklichsten Maaße, und wenn diese als die Urheber einer solchen Unternehmung zu glänzen verdienten, so verdiente es jener nicht weniger durch seinen glüklichen Nacheifer.

Aber die blühende Epoche aller dieser ruhmvollen Anstalten dauerte kaum über ein Jahrhundert. Die ersten ursprünglichen Schönheiten verschwanden allmählich an ihnen, und die simple Form verbarg sich unter einer praleriſchen Aussenseite. Der Held siegte über den Religionsfreund, Ehrgeiz und Habsucht, Stolz und thörichte Selbstsucht wurden die Triebfedern jeder großen Unternehmung, durch deren glücklichen Erfolg sie nur neue Nahrung gewannen. Man fieng an, den Beistand seines Schwerdtes nur gegen Belohnungen und willkührliche Preise zu gewähren, und erniedrigte so den Ruhm der Handlung selbst.

Einen redenden Beweis davon gaben schon um diese Zeit die Johanniter selbst, die sich weigerten, die Vertheidigung von Paneas zu übernehmen, bevor Onfroy von Thoron, dem diese

Stadt

Stadt eigenthümlich zugehörte, sich verbindlich gemacht hatte, Herrschaft und Einkünfte mit ihnen zu theilen. Raimund du Puy.

Paneas, ehmals Cäsarea Philippi, eine Stadt Phöniziens, lag am Fuß des Berges Libanon, und war die Gränzfestung gegen Damask, einer Provinz des furchtbaren Noradins. An ihrer Vertheidigung war also sehr viel gelegen, und Onfroy, der kein anderes Rettungsmittel sah, mußte die Forderung der Johanniter bewilligen. So bald er seine Zusage gegeben hatte, liessen die Ritter Waffen und Lebensmittel von Jerusalem herbeischaffen. Ein großer Zug von Pferden und Kameelen mit Kriegsmunition beladen gieng unter einer zahlreichen Bedeckung nach Paneas ab. Noradin erhielt aber Nachricht von dieser Unternehmung und beschloß, ihnen zuvor zu kommen. Er besezte alle Wege, und umringte den ganzen Zug. Die Ritter wehrten sich tapfer, sie mußten aber der überlegenen Anzahl und der günstigern Lage der Feinde weichen, und kamen fast alle um. Noradin benuzte seinen Sieg, und rückte sogleich vor die Stadt. Ein nachdrücklicher Angriff brachte sie nach wenig Tagen in seine Hände. Die Einwohner

Raimund du Puy.

wohner warfen sich in die Festung, wo sie sich noch lange gegen den Sieger zu halten hofften. Der König von Jerusalem eilte mit schnellen Schritten zum Entsaz herbei. Seine Ankunft rettete die Belagerten. Sobald Noradin die Annäherung des Königs erfuhr, legte er Feuer an die Stadt, und zog sich eilig in einige Plätze zurück, in welchen er nicht so leicht angegriffen werden konnte. Der König zog ohne Widerstand in die Stadt, liess sie schleunig wieder in bessern Stand sezen, versah die Burg mit neuen Truppen und Lebensmitteln, und trat alsdenn seinen Rückzug an. Aber der glückliche Erfolg seiner Unternehmung hatte ihn zu sicher gemacht, er marschirte ohne Vorsicht. Schnell eilte Noradin aus seinen Schlupfwinkeln wieder hervor, überfiel den König bei einem engen Paß und zerstreute seine Truppen beinah ohne Widerstand. Der König selbst wurde kaum gerettet, die meisten Officiere geriethen in Gefangenschaft. Die Tempelritter waren beinah eben so unglücklich bei diesem Auftritt, als es die Johanniter bei Noradins vorhergehendem Ueberfall gewesen waren;

Ver-

Bertrand von Blancheford, ihr Großmeister selbst, wurde gefangen. Raimund du Puy.

Die Wiedereroberung von Paneas war die nächste Folge dieses Sieges. Aber das Glück, der Sieger scheiterte an der Festung, in welche sich die Besazung und die Einwohner der Stadt wieder zurückgezogen hatten. Inzwischen unternahm Noradin im folgenden Feldzug die Belagerung der Festung Suete oder Czuete, einer alten Stadt, welche gleichsam der Schlüssel zu der Provinz Damas war. Der König von Jerusalem eilte sogleich zum Entsaz dieser Festung herbei, die von so großer Wichtigkeit für die Christen war. Noradin zog ihm entgegen und in der Ebene von Putaha kam es zum Treffen. Der König, an der Spize seiner Edeln, unterstüzt von den beiden militärischen Orden, drang mit unwiderstehlicher Gewalt in die Feinde ein, und warf sogleich die Vortruppen über den Haufen. Allein nun traf er auf die Linien des Generals Sirakon, welche aus alten geübten Kriegern bestanden, und nun begann erst die Hize der Schlacht. Lange wurde auf beiden Seiten mit gleichem Glück gefochten. Erhizt durch einen 1158.

so

Raimund du Puy.

so unerwartet langen und heftigen Widerstand, und ermuntert durch das Zureden ihrer edeln Anführer, rafften endlich die Christen noch einmal alle ihre Kräfte zusammen, und fielen den Feind mit neuer Wuth an. Länger konnte dieser ihrer vereinten Kraft nicht widerstehen, er zog sich also zurück, doch immer in der besten Ordnung. Aber jezt erschien auf einmal der König mit dem Grafen von Flandern an der Spize einer sehr starken Reiterei, welche dieser ihm zugeführt hatte, an dieser Stelle des Treffens, brach in die Linien der Unglaubigen ein, und zwang sie, schleunig die Flucht zu nehmen. Sie flohen nun in der größten Unordnung, und sechstausend ihrer tapfersten Soldaten blieben auf dem Schlachtfeld, noch weit mehre waren verwundet und gefangen. Die Christenheit gewann durch diesen entscheidenden Sieg, was sie lange nicht genossen hatte, eine kurze Ruhe zu ihrer Erholung.

1160.

Ungefähr um diese Zeit starb der ehrwürdige Großmeister des Ordens, Raimund du Puy. Gedrükt von der Bürde eines achtzigjährigen Greisenalters, mit Wunden bedekt und mit Ruhm überhäuft, hatte sich dieser tapfre Kämpfer für die

die Ehre Jesu schon seit einigen Jahren in seine stilleren Kreise zurückgezogen. Von seinen Mitbrüdern mit unbeschränkter Hochachtung verehrt, erwartete er in ihrer Mitte den Abschied von ihnen. In ihren Armen fand ihn der Tod; ruhig und gelassen, wie er ihm in den Schlachten entgegen gegangen war, sah er auch jetzt seiner Erscheinung. Raimund dü Puy.

Sein Nachfolger war Auger von Balben, ein französischer Edelmann aus der Provinz Dauphine'; ein Mann, dessen heller Verstand und unverfälschter Religionseifer das Vertrauen des Ordens rechtfertigte, und dessen Einfluß selbst in den politischen Berathschlagungen des Königs von großem Gewicht war. Er war kaum zwei Jahre auf seinem Posten, aber diese kurze Zeit war durch viele wichtige Angelegenheiten, die er glüklich beendigt hatte, ausgezeichnet. Eine doppelte Zwietracht drohte während seiner Regierung der Kirche und dem Christlichen Staat in Palästina eine Zerrüttung. Auger von Balben.

Um diese Zeit erhob sich die Trennung der Abendländischen Kirche unter Pabst Alexander III und dem Gegenpabst Viktor III. Auf einem

Anger von Balben.

Concilium zu Nazareth sollte entschieden werden, welchen von beiden Päbsten Palästina anerkennen solle. Die Stimmen waren getheilt, und der König, wegen einer nachtheiligen Trennung besorgt, machte den Vorschlag, sich vor der Hand für keinen von beiden zu erklären, sondern die Entscheidung der Kirche abzuwarten. Die meisten waren geneigt, diesen Vorschlag anzunehmen. Allein Anger von Balben und der Erzbischoff von Tyrus setzten sich mit Nachdruck dagegen, erklärten Alexander den III für den rechtmäßigen Besitzer des heil. Stuhls, und jeden schwankenden Aufschub seiner Annahme für unerlaubt, und erhielten durch ihren Eifer und durch ihre Beredtsamkeit, daß das Concilium ihn auch für rechtmäßig erkannte.

Eben so klug und eben so glücklich begegnete der verdienstvolle Großmeister der Johanniter einer andern Trennung, welche den Staat selbst bedrohte. Balduin, der tapfere vortrefliche König, wurde im drei und dreißigsten Jahr seines thatenvollen Lebens durch einen jüdischen oder arabischen Arzt vergiftet, und starb ohne Kinder. Nach dem, seit Gottfried von Bouillon beobach-

1163 im Februar.

teten

teten Gebrauch, kam nun die Krone an seinen jüngern Bruder Almarich. Allein mehrere Große des Reichs, welche selbst einen heimlichen Anschlag auf die Thronfolge hatten, erklärten Jerusalem für ein bloßes Wahlreich, indem auch selbst diejenigen, die den Thron bisher durch die Erbfolge erhalten hätten, doch nicht um ihrer Geburt sondern um ihrer Verdienste willen erwählt worden seien. Mehrere Edelleute, eingenommen durch den Verdacht, den man ihnen wider Almarich beigebracht hatte, traten auf ihre Seite. Indeß fehlte es diesem Prinzen nicht an Anhängern, die Geistlichkeit und das Volk erklärten sich für ihn, und als Erbe von Jassa und Askalon konnte er seine Ansprüche auch nachdrücklich unterstüzen. Die Gegenparthei selbst, trennte sich durch ihre gegenseitigen Absichten, die einander durchkreuzten. Aber beide Theile rüsteten sich doch, ihre Ansprüche mit den Waffen in der Hand zu behaupten, und wahrscheinlich hätte sich der Streit nur durch eine blutige Schlacht entschieden. Die traurigen Folgen, die ein bürgerlicher Krieg für die ganze Christenheit im Orient befürchten ließ, mußten jeden mit Schrecken erfüllen. Mit in-

Auger von Balben.

Auger von Balben.

niger Freude sahen deswegen alle Gutgesinnten den edeln Auger von Balben, als er mit allem Nachdruck bemüht war, den abtrünnigen Großen ihre eigene Gefahr bei ihrem Unternehmen vorzustellen, und sie auf ihren wahren Vortheil aufmerksam zu machen. Es gelang dem ehrwürdigen Greis die widerspenstigen Gemüther zu vereinigen, und Almarich wurde den 8 Februar 1165 in der Kirche zum heil. Grab gekrönt.

Nicht lange überlebte der Großmeister diese glückliche Begebenheit, welche der Staat seiner Klugheit allein zu danken hatte. Ein schleuniger Tod nahm ihn von dem Schauplaz hinweg, auf dem er noch lange verdient hätte zu glänzen.

Arnold von Comps.

Jezt trat Arnold von Comps, aus einem vornehmen Hause in der Provinz Dauphiné geboren, an die Spize des Ordens. Neue Einfälle der Sarazenen riefen ihn gleich nach dem Antritt seiner Würde ins Feld, und eröffneten ihm Gelegenheit, zu zeigen, daß er seinem würdigen Vorfahrer eben so an Verdiensten gleich komme, als er ihm an Jahren gleich war. Die Veranlassung des neuen Krieges war folgende.

Nach-

Nachdem Balduin III Gaza wieder hergestellt und Askalon erobert hatte, war es ganz in seiner Gewalt, die Gränzen von Egypten unaufhörlich zu beunruhigen. Der Kalif Elfeis bot ihm also einen Tribut an, um dadurch die Sicherheit seiner Staaten zu erkaufen. Allein sein Nachfolger, der Kalif Adhad, oder vielmehr sein Minister Sanar, der unter dem Namen eines Sultans Egypten unumschränkt beherrschte, weigerte sich auf einmal, den Christen ferner diesen Tribut zu entrichten, und um einen für seine Nation so schimpflichen Vertrag öffentlich zu brechen, rückte er mit einer starken Armee ins Feld und verheerte die Gränzen von Judäa. Arnold von Comps.

Almarich, der mit seines Bruders Thron auch seine Tapferkeit und seine Geistesgegenwart geerbt zu haben schien, brannte vor Ungeduld, den schändlichen Friedensbruch zu rächen. Mit seiner ganzen Macht, von dem Adel des Reichs und den beiden Orden begleitet, eilte er in schnellen Tagereisen dem Feind entgegen.

Beide Partheien rüsteten sich zu einer blutigen, entscheidenden Schlacht, als plözlich ei-

Arnold von Comps.

ne neue Kriegsmine in dem Innern von Egypten ausbrach, und den Sultan nöthigte, den gegenwärtigen Schauplaz zu verlassen, und seine Waffen nach jener Gegend hinzukehren. Es wäre dem König von Jerusalem ein leichtes gewesen, aus diesem schleunigen Rückzug des Sultans die glücklichsten Vortheile zu ziehen; aber der Geist der Entschlossenheit verließ ihn in eben dem Moment, wo er seiner am meisten bedürftig war; und so gewann Palästina durch diesen vortheilhaften Zufall nichts weiter, als eine flüchtige Erholung von den Stürmen des Kriegs.

Um das, was hier von den Begebenheiten des Sultans berührt worden ist, richtig zu verstehen, müßten wir einen Blick in die Zeiten Mohammeds und seiner ersten Nachfolger zurückwerfen.

Nach dem Tode dieses Mannes standen mehrere Fürsten aus seiner Familie auf, die unter dem Titel der Kalifen sich für die rechtmäßigen Nachfolger desselben, auf dem Thron und in seinem prophetischen Amt, erklärten. Um sich ein desto größeres Ansehen zu verschaffen, ließ jeder von ihnen einen eigenen Kommentar über den Koran verfertigen.

Abu-

Abulabbas, mit dem Beinahmen Saffah, ein Enkel Mohammeds, oder doch aus seinem Blut entsprossen, war öffentlich zum Kalifen ernannt worden, und hatte der Abbassidischen Dynastie ihren Ursprung gegeben. Sieben und dreißig dieser Kalifen folgten ununterbrochen auf einander, und wurden von allen Asiatischen Mohammedanern, besonders aber von den Selgenzidischen Turkomannen für die rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds erklärt. Arnold von Comps.

Gegen das Jahr 908 nach Christi Geburt entstand in Afrika eine zweite Dynastie unter dem Namen der Fatimitischen, die ihren Ursprung in gerader Linie von Ali, dem Sohne der Fatime, Tochter des Mohammeds herleitete. Vier und sechszig Jahre nachher drang Moëz Dinillah in Egypten ein, unterwarf es seiner Herrschaft und zwang die Einwohner, sich insgesammt für die Lehre des Ali, als die einzige wahre zu erklären, indem er ihnen zu gleicher Zeit den Glauben an die Lehre des Omar und der Abbassidischen Kalifen auf das schärfste untersagte. Diese Lezteren hatten ihren Thron in Bagdad aufgeschlagen und lebten mit der Fatimitischen Linie, von den er-

Armeld von Lomps.

sten Abkömmlingen derselben, bis auf den Kalifen Adhad der oben angeführt worden ist, in ununterbrochener Zwistigkeit.

Alle jene verschiednen Grundsäze, Glaubenssysteme und angemaßte Genealogien, die ein immerwährendes Feuer der Zwietracht zwischen den verschiedenen Dynastien anzündeten, waren von jenen Fürsten nur erfunden worden, um ihren Usurpationen einen Schein des Rechts zu geben. Sobald aber ihre Macht und ihr Ansehen diese schwankenden Stüzen entbehren konnte, spotteten sie selbst jener ehemaligen Hülfsmittel. Ein gewisser Thabetheba frug den Kalifen Moëz etwas spöttisch, von welchem Zweige des Fatimitischen Hauses er abstamme? Der Kalif, welcher an der Fronte einer furchtbaren Armee stand, zog gleichgültig seinen Säbel und versezte: „hier sind meine Aeltern und meine Ahnen; hier — indem er Gold unter die Soldaten warf — hier meine Kinder und meine Nachkommenschaft!"

Indessen sank das Ansehen der Kalifen dieses Hauses mit dem Tode Moëz gänzlich, und der Zügel der Regierung erschlaffte in den Händen verzärtelter Nachkommen, die der Geist ihrer

rer tapfern Vorfahren verlassen hatte. Sie überliessen alle Geschäfte des Staats der Willkühr ihrer ersten Minister, die unter dem Namen eines Sultans das ganze Reich mit einer Art von Souveränité beherrschten. Nach und nach machten diese Minister sich selbst unabhängig. Sie sorgten dafür, daß die Kalifen selten oder nie aus dem entkräftenden Taumel erwachten, der ihren Geist umnebelte. In dem Innersten des Serails, von einem Schwarm wollustathmender Weiber umschlossen, wurden sie von Ergözungen hingerissen, bis sie selbst den Gedanken an den Zweck ihres fürstlichen Daseins verloren. Kaum liessen die Minister ihren Herrn noch einen schwachen Schein von ihrer ersten Hoheit übrig. Zwar führten die Münzen noch das Wappen des Kalifen; er hieß noch der Erste in den öffentlichen Gebeten, und die Sultane mußten ihre Investitur nebst den Zeichen ihrer Würde aus den eignen Händen des Schein-Monarchen empfangen. Aber dieses leere Zeremoniel war auch das Einzige, was noch die Person des Regenten von der Person eines Privatmannes unterschied. Wehe ihnen, wenn sie es gewagt hätten, den Ansprüchen irgend ei-

Arnold von Comps.

Arnold von Comps.

nes ihrer Höflinge auf die Sultanswürde entgegen zu treten; weh' ihnen, wenn sie Mine gemacht hätten, das Joch abzuschütteln, welches ihnen ihre Henker auflegten.

Eben ein solches Schattenbild eines Regenten war der Kalife Adhad in Egypten, unter dessen Regierung Samar oder Saver als Sultan die Oberherrschaft führte. In dem Augenblik, da dieser Minister im Begriff war, die Christen anzugreifen, wurde er durch eine mächtige Verschwörung wider ihn, die seine Abwesenheit benuzt hatte, seiner Würde entsezt. Hargan, der Anführer dieser Verschwörung, wurde an seine Stelle erhoben und erhielt das Kommando über die Armee. Dieser unvermuthete Vorfall hatte Sanar gezwungen, seine Plane gegen die Christen schnell zu verlassen, um im Innern des Reichs seine eigne Würde zu vertheidigen.

Kaum hatte dieser neue Sultan, Hargan, ein Sarazene von Geburt, die Macht seines Nebenbuhlers gänzlich gebrochen, so zog er mit seinen Schaaren gegen den König von Jerusalem aus. Es kam zu einer blutigen Schlacht, worin jedoch die leichtbewaffneten, halbnackten Egyptier,

ter, deren Kriegsinstrumente bloß in Bogen und Pfeilen bestanden, den Kürzern zogen. Almarich behauptete das Schlachtfeld, die Feinde zerstreuten sich, und liessen ihren reichen Kriegsvorrath in den Händen der Christen, die nun mit großen Tagreisen in die Egyptischen Provinzen einrükten, und unter der Anführung ihres Monarchen Furcht und Schrecken vor sich her verbreiteten. Arnold von Comps.

Hargan, der seinen Untergang vor Augen sah, nahm in der Verzweiflung seine Zuflucht zu einem Mittel, das eben so gefährlich war als das Uebel selbst, das er dadurch abhalten wollte. Um den reissenden Strom der feindlichen Menge aufzuhalten, und Zeit zu gewinnen um Verstärkung aus Oberegypten herbeizuziehen, ließ er plözlich alle Dämme des Nils durchstechen und das ganze Land unter Wasser sezen. Während er sich auf diese Art gegen den Angriff der Christen völlig gesichert glaubte, brach von der entgegengesezten Seite ein neuer nicht weniger furchtbarer Sturm wider ihn los.

Sannar, den er seiner Würde beraubt hatte, war zu Noradin, dem Sultan von Alep geflohen, und hatte diesen um Hülfe angerufen. Er versprach

Arnold von Comps.

sprach dem Sultan, sich ihm als Vasall zu unterwerfen und ihm ein Drittheil von den Einkünften Egyptens als Tribut zu bezahlen, wenn er ihm wider Hargan beistehen und ihm den Besiz seiner vorigen Würde wieder verschaffen würde. Noradin, ein eben so feiner Staatsmann als großer General, glaubte die Gelegenheit vor sich zu sehen, wo er sich selbst auf den Thron von Egypten emporschwingen könnte. Ausserdem daß dieser ehrgeizige Wunsch selbst lange schon in seiner Brust entstanden war, bekannte er sich auch zu der Abbassidischen Sekte, und war dadurch in das Staatsinteresse des Hofes zu Bagdad tief verflochten; überdies schien es ihm jezt Sache der Religion zu sein, den Spaltungen in der Mohammedanischen Kirche durch die gänzliche Ausrottung der Fatimiten, welche die Selgenzidischen Turkomannen als Kezer behandelten, ein Ende zu machen. Um so mehr eilte er, Sanners Anliegen Gehör zu geben, und ihn von Einem Feinde zu befreien, um ihm einen andern furchtbareren in seiner eigenen Person entgegen zu stellen. Der Vertrag ward so schleunig, als möglich aufgesezt und von beiden Theilen unterschrieben. So

fort

fort ſtellte Noradin ein mächtiges Heer auf die Beine, und übergab dem Egyptier zum Schein das Kommando darüber, während er den Soldaten heimlich Befehl gab, ſeinem vertrauten Feldherrn Sirakon oder Shirgowich unbedingten Gehorſam zu leiſten. Arnold von Comps.

Hargan war durch dieſe unerwartete Verbindung in ein furchtbares Gedränge gerathen. Vorwärts konnte er nicht; die Ueberſchwemmung des Nils drohte ihm den Untergang, und die Chriſten belauſchten jede ſeiner Bewegungen, hinter ſeinem Rücken hatte ihm jezt Noradins Armee den Weg verſperrt. Zwiſchen ſtreitenden Entſchlüſſen ängſtlich umhergeworfen, bot er dem König von Jeruſalem den Frieden an. Nur unter der einzigen Bedingung gab Almarich ſeinem Antrag Gehör, daß er ſich verbindlich machte, den feſtgeſezten Tribut, der die erſte Veranlaſſung zu dem gegenwärtigen Kriege geweſen war, ununterbrochen fortzuzahlen. Ueberdies begehrte der König noch einen beträchtlichen Erſatz für die Kriegskoſten. Hargan glaubte in einem ſo gefährlichen Zeitpunkt, den Frieden nicht zu theuer zu erkaufen, und unterzeichne-

Arnold von Comps.

te alles. Mit verstärktem Nachdruck rückte er nun auf die Turkomannen loß. Die Heere stießen furchtbar an einander, das Treffen war hartnäckig und blutig, aber der Sieg neigte sich auf die Seite des Noradin. Hargan selbst kam in der Schlacht um. Durch diese erwünschte Entscheidung ward Sannar wieder in den Besiz seiner vorigen Würde versezt und triumphirte über den Tod seines Nebenbuhlers. Seine Macht stand nun wieder in ihrer ersten Blüthe, und alles was ihr entgegen war mußte neben ihr in den Staub sinken. Er belohnte seine Anhänger, erwürgte seine Feinde, und vergaß in dem Schwindel der Hoheit selbst die Dankbarkeit, welche er seinem Beschüzer, dem Sultan Noradin, schuldig war, entweder weil er seiner Hülfe nicht mehr bedurfte, oder weil er durch den Sieg von der Verbindlichkeit gegen den Sieger befreit zu sein glaubte.

Noradin ertheilte seinem Feldherrn Schirgowich Befehle, die Undankbarkeit des Egypters zu ahnden, worauf dieser sich sogleich der Stadt Alexandrien und Belteis, ehedem Pelusium genannt, mit stürmender Hand bemächtigte. Sannar

nar nahm in der Bestürzung seine Zuflucht zu dem König von Jerusalem, und versprach ihm nicht nur Vermehrung des jährlichen Tributs, den sein Vorfahrer bewilligt hatte, sondern auch noch ausserdem beträchtliche Summen. Almarich unterzeichnete den Vertrag und ließ ihn dem Kalifen selbst auch, wenigstens um der Form willen, zur Bestätigung vorlegen. Hierauf vereinigte er sich mit Sannar; Noradins Armee ward geschlagen, und die beiden Eroberungen fielen nach einer kurzen Belagerung wieder in die Hände des ersten Besitzers zurück. So ward Sannar von neuem in den Besitz seiner usurpirten Souveränität eingesetzt, und Almarich kehrte mit Ruhm gekrönt in sein Königreich zurück.

Arnold von Comps. 1166.

Eine Unternehmung, woran die Ordensritter leider nur zu vielen Antheil hatten, befleckte bald darauf den Glanz dieses Ruhmes. Almarich gehörte in die Klasse derjenigen Fürsten, deren Habsucht und brausender Ehrgeiz immer weit aussehende kühne Plane entwirft. Seit seiner Zurückkunft aus Egypten war das Bild der Größe und des Reichthums, welches dieses Land in seiner Seele zurückgelassen hatte, nie von seiner Phan-

1167.

taste

Arnold von Comps.

kasie gewichen. Er sah in einem so mächtigen Staat einen furchtbaren Nachbar, gegen den es bald schwer werden konnte, das heilige Land zu vertheidigen. Er sah, wie leicht es einem kriegerischen Kalifen oder Sultan sein müßte, Palästina wieder zur Egyptischen Provinz zu machen, wie es vor den Zeiten Gottfrieds von Bouillon schon gewesen war. Sein Reich fester zu gründen, und den Besiz desselben seinen Nachkommen zu sichern, beschloß er die Eroberung Egyptens. Das Verlangen nach den Schäzen des Kalifen beseelte seinen Entschluß, und die Kenntniß der Zaghaftigkeit der Nation erhöhte seinen Muth.

Aber zu einem so wichtigen Unternehmen waren doch seine Kräfte nicht stark genug. Es fehlten ihm Geld und Truppen, und vorzüglich eine Flotte um die Egyptischen Häfen einzuschliessen. Seinen Plan durchzusezen, mußte er schlechterdings einen Bundsgenossen haben, der alle diese Bedingungen erfüllen konnte, und dieser sollte Immanuel Comnenus der Kaiser von Constantinopel sein. Wilhelm von Tyrus nar der Abgesandte, durch den Almarich ihm den Antrag zu einem Bündniß wider Egypten machen ließ. Der

Antrag

Vertrag wurde glücklich geschlossen und Commen ließ sogleich eine Flotte ausrüsten. Eine Hauptbedingung zu der vorgesezten Eroberung war durch die Hoffnung einer Seemacht erfüllt; Almarich hatte also weiter keine Sorge, als seine Landmacht ansehnlich zu verstärken. Arnold von Comps.

Indessen war Arnold von Comps gestorben, und Gilbert von Assalit an seine Stelle zum Großmeister der Johanniter erwählt worden. Durch seinen Charakter und durch seine Gefälligkeit hatte Gilbert sich des Königs Zutrauen erworben, durch Versprechungen und allerhand glänzende Vorstellungen suchte ihn jezt dieser für seinen Plan zu gewinnen. Es gelang ihm, den Großmeister in sein Interesse zu ziehen, und ihn von der Nothwendigkeit und von den Vortheilen seines Unternehmens zu überzeugen. Nicht so leicht war es, die übrigen Glieder des Ordens zu gewinnen. Die Meinungen waren sehr getheilt in den Rathsversammlungen, die über diesen Gegenstand gehalten wurden. Die ältesten Johanniter fanden die Unternehmung ihrer ganzen Bestimmung zuwider, welche sie zwar zum Kampf gegen die Ungläubigen, aber nicht gegen solche unter ihnen, Gilbert von Assalit.

Gilbert von Assalit.

mit denen sie Frieden gemacht hätten, zur Vertheidigung des heiligen Landes, aber nicht zu neuen Eroberungen, rief. Allein der Großmeister sowohl als der König selbst hatten ihre Anhänger in dem Orden, die für den Krieg stimmten und nicht minder scheinbare Gründe für ihre Stimme anzuführen wußten. Die Wünsche des Königs wurden auch wirklich erfüllt, der Orden bewilligte die Unterstüzung der vorgenommenen Eroberung Egyptens. Der Großmeister erhielt Vollmacht, zur Ausrüstung seiner Armee in den Banken von Florenz und Genua Geld aufzunehmen. Assalit nahm eine große Anzahl Truppen in den Sold des Ordens; die Aussichten einer glänzenden Eroberung und die Hoffnung Egyptens Schäze unter sich zu theilen, zog noch eine Menge Freiwilliger herbei; er konnte also dem König eine sehr ansehnliche Armee zuführen. Die Tempelritter wollten an der Unternehmung keinen Theil nehmen, sei es, weil sie nicht hoffen konnten, dem Glanz der Johanniter gleich zu kommen, oder, wie sie vorgaben, weil sie den Krieg für ungerecht hielten.

An der Spize einer zahlreichen glänzenden Armee rükte nun Almarich, von dem Großmeister Gilbert von Assalit. Assalit begleitet, ins Feld.

Der Friedensvertrag, der zwischen dem egyptischen Hofe und dem König von Jerusalem herrschte, ward zerrissen, und ehe man in Egypten noch den leiseſten Wink davon erhalten hatte, stand Almarich, ein kühner, furchtbarer Feind, schon vor den Mauern von Belbeis. Der Angriff geschah mit Nachdruck und Entschlossenheit. Aber die Belagerer fanden einen weit heftigeren Widerstand, als sie vermuthlich erwartet hatten. Sannars Sohn und einer seiner Neffen hatten das Kommando in der Stadt, und wehrten sich mit Standhaftigkeit und Kraft. Die große Anzahl der Einwohner, die sich alle zur Vertheidigung waffneten, erschwerte dem König schon diesen ersten Schritt. Die Einnahme der Stadt kostete das Blut seiner tapfersten Soldaten und einer Menge Officiere. Endlich mußten doch die Belagerten die Thore öffnen. Wüthend stürzten 1168. nun die Sieger hinein, verbreiteten Mord und Zerstörung überall, und mischten ihren schwärmenden Triumph in das Klaggeschrei der Besiegten.

Gilbert von Assalit.

Weiber und Jünglinge, Kinder und Greise — alles ward ein Opfer der Grausamkeit. Die Stadt schwamm in Blut; des Mordens schien gar kein Ende; man hätte glauben sollen, die Christen wetteiferten mit den Unglaubigen in Unmenschlichkeit und Blutgier. Zulezt gewann doch die Habsucht über die Tyrannei die Oberhand. Das gemeine Volk war größtentheils niedergemezelt. Die geringe Anzahl der Vornehmen, die noch übrig geblieben waren, wurden verschont um ihren Henkern die verborgnen Schäze in die Hände zu liefern. Unermeßlich waren die Forderungen dieser Menschen, und wer sie nicht befriedigen konnte, ward ohne Mitleid in die drükendste Sklaverei geschleppt. Almarich übergab die Festung, dem Vertrage gemäß, dem Großmeister Assalit und wendete sich darauf mit seinem Heere nach Kairo.

Die Bestürzung des Sultans, als er die Eroberung von Belbeis und die Gefangenschaft seines Sohnes und Neffen erfuhr, ist unbeschreiblich. Da er auf die Tapferkeit seiner ungeübten Truppen wenig bauen konnte, so blieb ihm für jezo kein anderes Mittel übrig, als sich unverzüglich

lich dem Sultan Noradin, den er noch vor kurzem so unerhört treulos behandelt hatte, in die Arme zu werfen. Damit er aber Zeit gewinnen möchte, sowohl den Beistand dieses Fürsten, als die in den Provinzen zerstreut liegenden Truppen herbeizuziehen, ergriff er die Maske der Verstellung, und sandte dem König von Jerusalem Deputirte entgegen, die durch glänzende Versprechungen, seinen reissenden Fortschritten Einhalt thun sollten. Zur Erhaltung des Friedens und zum Lösegeld für die Auslieferung der gefangenen Prinzen wurden ihm 2 Millionen Goldgulden angeboten — eine für die damaligen Zeiten ungeheuere Summe, die kaum in ganz Egypten aufzutreiben war. Gilbert von Assalit.

Almarich, dessen Habsucht in diesem Antrag eine verschwenderische Goldgrube fand, die ihm mehr am Herzen lag, als die Eroberung des ganzen Reichs, die mit so vielem Blutverlust und Geldaufwand verknüpft war, nahm ohne Bedenken den Antrag an, und erhielt auf Abschlag der versprochenen Summe für die Loßlassung der beiden Gefangenen sogleich 100,000 Goldstücke, mit der Entschuldigung, daß man Zeit gewinnen müsse, den Rückstand in den Provinzen zusammen zu

Gilbert von Asselit.

——— treiben, wozu denn unumgänglich nöthig wäre, daß wenigstens für jezt ein kurzer Waffenstillstand errichtet würde, und der König entweder an dem gegenwärtigen Ort sein Lager aufschlüge, oder doch nur langsam vorwärts rükte, damit kein Aufstand unter den Einwohnern erregt würde.

Almarich gieng alle diese Bedingungen mit Freuden ein und genoß schon im Geiste die verschwenderischen Früchte der Zukunft, die seine kühne Entschlossenheit krönen sollten. Ihm ahnete gar nichts von dem Betrug der ihm gespielt wurde, und selbst die Warnungen seiner vornehmsten Offiziere vermochten nicht, ihn aus seiner Verblendung zu wecken.

Unterdessen rüstete sich Sannar zu einem furchtbaren Angriffe und brachte den Sultan Noradin auf seine Seite, der seinen General Sirakon ihm mit einer ansehnlichen Macht zu Hülfe schikte. Kaum hörte Almarich von der Annäherung einer feindlichen Hülfsarmee, so räffte er seine Kräfte in der äussersten Bestürzung zusammen und stellte sich ihr entgegen, um ihre Vereinigung mit Sannar zu verhindern. Aber Sirakon vermied sorgfältig jede Gelegenheit, sich mit ihm

in

in ein offnes Treffen einzulaſſen, ſuchte ihm unaufhörlich auf unbekannten Wegen und durch verborgne Schlupfwinkel auszuweichen, und führte glücklich ſeine Truppen zu der Armee des Sultans. Gilbert von Aſſalit.

Alles ſchien ſich jezt vereinigt zu haben, den unglücklichen König in den Untergang zu ſtürzen, den ihm ſeine Unbeſonnenheit ſelbſt bereitet hatte. Eine Flotte, die der Kaiſer von Konſtantinopel zu ſeinem Beiſtand in die See geſtellt, und auf die er ſeine lezte Hofnung geſtüzt hatte, gieng im Sturme unter. Seine Armee ſchmolz mit jedem Tage mehr zuſammen. Was die Krankheit verſchonte, raubte die Deſertion, die ſchon allgemein zu werden anfieng. Almarich, der alle Hoffnung verloren hatte, den gegen ihn vereinten Kräften zu widerſtehen, hielt den ſchleunigſten Rückzug für das einzige Mittel, welches ihn retten könnte. Ohne Hoffnung, Beiſtand gegen eine furchtbare Macht, mitten im feindlichen Lande von aller Hülfe abgeſchnitten, zu erhalten, zog er die Beſazung wieder an ſich und hinterließ auch noch dieſe einzige Eroberung wieder in den Händen der Feinde. Bedekt mit Schande und Schaam wegen einer eben ſo ungerecht angefangenen als un-

Gilbert von Assalit.

glücklich ausgeführten Unternehmung, langte er endlich mit den armseligen Trümmern seiner Armee, in den Mauern seiner Hauptstadt an.

Noch drückender waren die Folgen dieser mißlungenen Unternehmung für den Großmeister, der durch seinen Beitritt einen nicht geringen Antheil daran gehabt hatte. Die Höflinge, deren zweifelhafte Existenz immer an den lächelnden Mienen der Majestät hängt, bestrebten sich, den jungen König zu vertheidigen, und wälzten daher die ganze Last auf den unglücklichen Gilbert von Assalit. Die Ordensbrüder überhäuften ihn mit ungestümen Vorwürfen, sie beschuldigten ihn öffentlich, einer grenzenloßen Eitelkeit, die ihn allein zu dem ungeheuern Aufwand verleitet habe, wodurch der Orden in eine Schuld von zweimalhunderttausend Dukaten — eine für jene Zeiten unermeßliche Summe — gestürzt worden sei.

Dem Spott der Einen und den Vorwürfen der Andern zu entgehen, legte er in einer feierlichen Versammlung des Ordens seine Würde nieder, die ihm jezt zur Last wurde, und verließ Palästina auf ewig. Unmittelbar nach dieser feierlichen Entsagung schilte sich die Versammlung zu

einer

einer neuen Wahlkapitulation an, und überreichte einem alten Mönch, Gastus, oder Castus, dessen Vaterland und Herkunft zweifelhaft ist, das Großmeistergewand. Gastus. 1169.

Der schleunige Rückzug des Königs von Jerusalem hatte zwar dem Saanar auf der einen Seite Luft gemacht, desto enger sah er sich aber von der andern eingeschlossen. Ein gefährlicher Feind bewachte hier alle seine Bewegungen, ein Feind, der um so gefährlicher war, da er sich ihm nur in der Maske der Freundlichkeit zeigte. Dieser Feind war Sirakon, der ihm zwar auf Befehl seines Herrn zu Hülfe gekommen war, aber mit der Bedeutung, nicht eher von seiner Seite zu weichen, bis er befriedigende Rache für die Undankbarkeit des Sultans gegen seinen ehemaligen Bundesgenossen, genommen hätte. Beide Heerführer hefteten ein unverwandtes Auge auf einander, beide arbeiteten nach entgegengesezten Zwecken. Saanar konnte keinen Arm bewegen, so lange Sirako ihm zur Seite stand. Er wandte alle ersinnliche Mittel an, seiner auf eine gute Art los zu werden, verschwendete Schmeicheleien und Versprechungen — aber ver-

Gastus. gebens. Sirakon ſtand wie eingewurzelt, und behielt ſeine Maske unveränderlich bei. Seine einzige Abſicht gieng dahin, den treuloßen Sannar in ſeine Gewalt zu bekommen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen ſiegte endlich ſeine Verſchlagenheit über die Unvorſichtigkeit ſeines Gegners. Durch Liſt gelang es ihm, den Sannar in ſein Lager zu ziehen. Er ließ ihn erſtechen, rükte darauf mit ſeinen Truppen in Kairo ein, machte ſich Meiſter von dem ganzen Königreich, und zwang dem Kalifen ſelbſt, ihn für ſeinen Sultan zu erkennen.

Sirakon genoß ſein Glück nicht lange. Er ſtarb kurz darauf mit dem Ruhme eines treuen und tapfern Feldherrn, [illegible] übertrug das Kommando über Noradins Truppen ſeinem Neffen Saladin, oder Salaheddhin, den der Kalif von Egypten, dieſes immerwährende Regentenphantom, auch für ſeinen Sultan erklären mußte. In der That wagte es auch Noradin ſelbſt nicht, ſich dem jungen Helden zu widerſezen, weil der mächtige Anhang des Saladin leicht eine ſchädliche Rebellion hätte erregen können. In der Hoffnung, bald ſelbſt eine Reiſe nach Egypten

zu

zu machen, wenn dort keine gefährliche Aufwallung unter dem Volke mehr zu fürchten sein würde, begnügte er sich, dem neuen Sultan den Befehl zu geben, den Namen des Kalifen Adhad, aus den öffentlichen Gebeten vertilgen, und an dessen Stelle den Namen Mostadhi XXXIII aus dem Stamme der Abbassiden, einführen zu lassen. Ferner sollte er alle diejenigen Priester und Kadi's, die sich zu der Sekte des Ali bekannten, von welcher Adhad, als Kalif, das Oberhaupt und der vornehmste Priester war, ihrer Würde entsezen. Gastus.

Adhad überlebte diese schleunige Veränderung nicht lange. Saladin ließ ihn, entweder aus eignen Absichten oder auf Noradins Veranlassung, im Bade erwürgen. Mit ihm erlosch der Fatimitische Stamm in Egypten, im Jahr Christi 1171, und im 567 Jahre der Hedschira.

Die ganze Macht der Regierung in Egypten sowohl der weltlichen als der geistlichen, ward nunmehr dem Saladin übergeben, der, um sein Ansehen desto geltender zu machen, die Einweihung eines Abbassidischen Kalifen annahm.

Sala-

Gastus.

Saladin war eigentlich ein junger Abenteurer, der mit seinem Oheim Sirakon unter dem Fürsten von Alep und Damas, Nureddin Zenghi, den wir unter dem Namen Noradin haben kennen gelernt, Dienste genommen, und sich theils durch eigne Tapferkeit und Entschlossenheit, theils durch den Einfluß seines Oheims, bis zur Würde eines Egyptischen Statthalters aufgeschwungen hatte. Er war einer von jenen Köpfen, die in alle Fächer passen und oft die widersprechendsten Merkmale in ihrem Karakter vereinigen. Entschlossen genug, in zweifelhaften Fällen das Aeusserste zu wagen, ergriff er jedes Mittel, das sich ihm darbot, um seinem Ziele näher zu kommen. Mit den Schäzen des Adhad, die er in Besiz nahm, erkaufte er sich die Oberherrschaft, indem er sie an seine Armee austheilte. Nie hat wohl ein Feldherr größere Summen für die Gunst seiner Soldaten verschwendet. Aber er war dabei in seiner Disciplin eben so streng und unerbittlich, als in seinen Belohnungen verschwenderisch. Den Grundsäzen seiner Religion zufolge, war er ein unversöhnlicher Feind der Johanniter und Tempelritter. Uebrigens

hatte

hatte er ein ſanftes, einnehmendes Betragen, und ließ jedem volle Gerechtigkeit widerfahren. Alles, worauf er ſeine Wünſche gerichtet hatte, mußte ſeiner Tapferkeit und ſeiner Verſchlagenheit unterliegen. Ueberhaupt war er ein großer Feldherr und zugleich ein tapferer, unverdroſſener Soldat. Er war es, der jenes ungeheure Reich aus den Trümmern ſo vieler andern aufhäufte, der Aſien von einem ſeiner furchtbarſten Feinde befreite, und den Chriſtlichen Thron in Jeruſalem auf ewig unter ſeinen Trümmern vergrub. Gaſtus.

So lange Noradin lebte, bezeugte Saladin tiefe Ergebenheit und unveränderliche Treue gegen ihn. Dieſe Maske behielt er auch noch kurze Zeit nach dem Tode des Sultans gegen ſeinen Sohn und Thronfolger bei. Kaum hatte er aber ſeine Unternehmung von allen Seiten geſichert, ſo ließ er die Maske fallen, kehrte ſeine Waffen gegen den jungen Monarchen, nahm Alep mit ſtürmender Hand ein, und unterwarf ſich Damas, den beträchtlichſten Theil von Syrien, Arabien, Perſien und Meſopotamien.

Noch

Gastus. Noch fehlte seinem völligen Triumphe nur Palästina, das Herz dieses ungeheuren Staatskörpers. Die Eroberung desselben beschäftigte jezt seine ganze Aufmerksamkeit. Kühn, wie sein Unternehmungsgeist, waren auch seine Angriffe. Mit einer Armee von vierzigtausend Menschen rükte er vor das Schloß Daron, das nur vier Meilen von Gaza entfernt war. Da er hier einen tapfern Widerstand fand, wendete er seine Waffen gegen Gaza selbst. Aber der Muth der Tempelritter, denen diese Festung anvertraut war, nöthigte ihn auch bald, diese Belagerung aufzuheben. Um für diese Vernichtung aller seiner Plane Rache zu nehmen, verheerte er das Gebiet umher mit Feuer und Schwerdt, während ein Theil seiner Armee Antiochien und Phönizien mit demselben Schicksal heimsuchte.

Die Johanniter sowol als die Tempelherrn boten alle ihre Kräfte auf, Saladins wüthende Anfälle abzuhalten und seine Fortschritte zu erschweren. Allein ihr Muth war nicht von gleicher Kraft unterstüzt; ohne eine andre Hülfe waren sie nicht mehr lange im Stand, den reissenden Strom des eindringenden Feindes aufzuhal-

halten. Almarich erkannte ſelbſt die Nothwen- Gaſtus.
digkeit, andre Stüzen ſeines wankenden Throns
zu ſuchen. Ein neuer Kreuzzug ſchien ihm das
einige Mittel, das Chriſtliche Reich in Paläſtina
vom Untergang zu retten. Er ſchickte alſo ſo-
gleich eine Geſandtſchaft, unter Anführung des
Biſchoffs von Akre, an die Fürſten des Okzidents,
ſie um ihren Beiſtand zu erſuchen. Allein dieſe
Hülfe war zu fern und zu ungewiß; um ein Mit-
tel wider die ſchon gegenwärtige Noth zu erlan-
gen, entſchloß er ſich ſelbſt zu dem Kaiſer Ema-
nuel nach Konſtantinopel zu reiſen, um Truppen
oder wenigſtens Geld zu ſeiner Unterſtüzung von
dieſem zu erhalten.

Vor ſeiner Abreiſe übergab er die Verwal-
tung ſeiner Staaten, den Großmeiſtern der beiden
Orden. Gaſtus war indeß geſtorben, und Ju- Jubert.
bert, ein Mann von großen Verdienſten, der
ſich kürzlich bei der Vertheidigung von Antio-
chien rühmliche Beweiſe ſeiner Tapferkeit und ſeiner
Einſichten gegeben hatte, an ſeine Stelle erwählt
worden. Das Zutrauen des Königs war für
dieſe Ordensmeiſter ein neuer Antrieb, ihren Ei-
fer und ihre Aufmerkſamkeit zu verdoppeln. Auf

allen

Jubert. allen Seiten ſtanden ſie bewaffnet da, um den ſchwachen Staatskörper vor Saladins wüthenden Anfällen zu ſchüzen. — Um das Unglück der Chriſten vollkommen zu machen, ſtand jezt von einer andern Seite ein neuer Feind wider ſie auf, den ſein eignes Intereſſe mit Saladin vereinigte.

Armenien wurde von einer gewiſſen Sekte von Chriſten bewohnt, die in mehreren Ceremonien und Glaubensformeln ſowohl von der Griechiſchen als von der Lateiniſchen Kirche abwichen. Sie hatten einen Patriarchen, der ſich vorzugsweiſe den Katholiſchen nannte, und wurden von eignen Fürſten beherrſcht, die ſich während den Unruhen, mit welchen die Kaiſer von Konſtantinopel zu kämpfen gehabt hatten, unabhängig gemacht, und, durch die Lage ihres Landes und einige feſte Pläze begünſtigt, ihre Freiheit erhalten hatten. Thoros oder Theodor, der damals dieſes Reich beherrſchte, hatte mit den Lateinern im Orient wider die Griechen ein Bündniß geſchloſſen, und begünſtigte ſeine Bundsgenoſſen ſo, daß er ſelbſt den Religionsunterſchied vergaß, und nicht nur den Johannitern und Tempelherrn erlaubte Kirchen in ſeinen Staaten zu

errich-

errichten, sondern auch selbst seinem Bruder Melier oder Milon gestattete in den Tempelorden zu treten. Um die Bande der Freundschaft mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, hatte er sogar eine seiner Schwestern an einen vornehmen Lateiner vermählt. Die Frucht dieser Ehe, war ein Prinz, Namens Thomas, den Theodor für seinen Erben und Thronfolger erklärte. Als aber dieser nach Theodors Tode Besitz von seinen Staaten nehmen wollte, widersezten sich ihm die Armenier, die sich nicht von einem Kezer wollten beherrschen lassen. Jubert. 1171.

Melier schöpfte aus dieser Abneigung seiner Landsleute gegen Thomas Hoffnung für sich, verließ seinen Orden, verband sich mit Saladin und vertrieb, von diesem mit einer mächtigen Armee unterstüzt, seinen Neffen aus Armenien, und sezte sich selbst in den Besitz der Oberherrschaft. Er fiel hierauf in Antiochien ein, und streifte mit seinen Truppen bis an die Gränzen von Palästina. Ueberall hinterließ er die schrecklichsten Spuren seiner Grausamkeit. Vorzüglich wüthete er mit tödtlichem Haß wider die Johanniter und Tempelherrn; mit kaltem Blute ließ er alle er-

Jubert. stechen oder in die fürchterlichste Sklaverei schleppen, die in seine Hände fielen.

Die Gefahr, welche dem heiligen Land an der Egyptischen Gränze von Saladin drohte, hielt die ganze Macht der Christen von dieser Seite gefesselt, und hinderte sie den Einfällen des wüthenden Apostaten entgegen zu arbeiten. Jubert schikte aber endlich einen seiner Ritter, der als Kommandant die Gränzen von der Syrischen Seite bewachte, diesem Feinde entgegen. Bohemond III aus Antiochien, mit einer Anzahl von Tempelrittern, verband sich mit den Johannitern wider Melier. Der König Almarich kam eben von Konstantinopel zurück, mehr mit Ehrenbezeugungen und Versprechungen überhäuft, als mit reeller Hülfe unterstüzt, und rüstete sich nun auch, in eigner Person gegen den treuloßen Armenier zu Felde zu ziehen. Allein da dieser Verräther zu wenig Muth und Entschlossenheit besaß, um sich dem Angriff des Feindes im offenen Felde entgegen zu sezen, so nahm er seine Zuflucht zu den hohen Gebirgen, wo er in den verborgensten Schlupfwinkeln verschanzt gegen alle Angriffe sicher war.

Unter-

Unterdessen belagerten die Turkomannen die Stadt Arak oder Krak, um dem Armenier etwas Luft zu verschaffen. Kaum aber erscholl die Nachricht davon in Jerusalem, so strömten die beiden Ritterorden mit vereinten Kräften nach dem Ort der Belagerung zu, und der Feind war gezwungen, die Belagerung aufzuheben und sein Heil in der Flucht zu suchen. Jubert.

Der Fehler eines Einzigen darf nicht einer ganzen Gesellschaft zur Last gelegt werden, also auch nicht der eben erzählte Abfall Meliers, dem Tempelorden. Aber eine andre Handlung, welche um diese Zeit geschah, wirft ein sehr nachtheiliges Licht auf den damaligen Geist dieses Ordens. Ich führe hier dieses Beispiel auch aus dem Grunde an, weil es uns zugleich Bekanntschaft mit einer besondern Menschenklasse der damaligen Zeit verschafft, die vielleicht die einzige ihrer Art ist.

Seit einigen Jahrhunderten hatte sich in den Gebirgen von Phönizien, zwischen Tortosa, oder, wie es damals hieß, Anterades und Tripoli, eine Art von Menschen festgesezt, die sehr viel ähnliches mit den Banditen unsrer Zeit haben. Sie

Jubert. hatten eine besondere Gesellschafft unter sich gebildet und bekannten sich zur Mohammedanischen Glaubenslehre, hatten aber in der That mit den übrigen Anhängern derselben keine Eigenschaft gemein, jenen unversöhnlichen Haß gegen die Christen ausgenommen, der sich über ganz Asien ausgebreitet hatte. Der Hauptzug in dem Karakter dieser barbarischen Nation bestand in einer schändlichen Treuloßigkeit, und in einem beispiellosen Gehorsam gegen ihren Chef. Ein Wink von diesem gab dem schändlichsten Frevel den Stempel der Tugend, des Heldenmuths.

Dieser Chef wurde gewöhnlich durch die Mehrheit der Stimmen erwählt, und hatte keine andre Würde, als die eines Aeltesten, oder Seniors, eine Benennung, die nach und nach in den Ausdruck Seigneur übergieng, der im Grunde auch dieselbe Bedeutung hat. Er nannte sich Seigneur, Herr oder Fürst, der Gebirge, aus dem Grunde, weil der Gegend, welche ihm und seinem Anhang zum beständigen Aufenthalt diente, aus lauter Gebirgen und fast unzugänglichen Felsenklippen bestand. Mit diesem einfachen Titel verband er aber die unumschränk-

ſchränkteſte Gewalt, eine Gewalt, die ſelbſt die Souveränité' des mächtigſten Monarchen übertrifft, und die um ſo nachdrücklicher war, weil ſie ſich auf einen Glaubensartikel gründete, der darin beſtand, daß jeder, dem das glückliche Loos zu Theil ward, ſein Leben im Dienſte ſeines Hauptmanns aufzuopfern, der Bewohner eines reizenden Ortes, den ſie Paradies nannten, und der Beſizer überſchwenglicher Schäze werden würde. Auf dieſen unſeligen Wahn baute der Hauptmann alle ſeine Plane. Ein Wink von ihm war genug, welchen von ſeinen Feinden er wollte, plözlich aus dem Wege zu räumen. Selbſt Fürſten waren, nach einem ſolchen Befehl, im Innerſten ihres Palaſtes und mitten unter ihren Leibwachen vor ihren Dolchen nicht ſicher. Die ſchrecklichſten Martern, die ſie erwarten mußten, konnten ſie nicht hindern, die grauſamen Befehle ihres Chefs mit der bewunderungswürdigſten Entſchloſſenheit auszuführen. Jubert.

Man kann wirklich dieſe Geſellſchaft für eine wahre Schule von Meuchelmördern anſehen. — Um der Aufmerkſamkeit andrer Menſchen zu entſchlüpfen, bewaffneten ſie ſich bloß mit einem leichten Dolch, der in der Perſiſchen Sprache

Jubert. Haſſiſin heißt, woraus nachher Aſſaſſin entſtanden iſt, eine Benennung, die der ganzen Nation allgemein ertheilt wurde.

Der Staat, den dieſer Hauptmann zu beherrſchen hatte, war nicht ganz unbeträchtlich. Er begriff nebſt einigen Schlöſſern, welche durchgängig auf die Gipfel der höchſten Gebirge oder auf Felſenſpizen gepflanzt waren, auch noch eine anſehnliche Menge Dörfer, die in den Vertiefungen und Thälern zwiſchen den Bergen zerſtreut lagen und oft mehr als ſechszigtauſend Seelen enthielten, die ſich alle durch gleiche Grauſamkeit, gleichen Enthuſiasmus für ihren Hauptmann auszeichneten. Ihre Sicherheit war wirklich unerſchütterlich. Denn ſelbſt die mächtigſten Fürſten wagten es nicht, ihnen an der Spize einer noch ſo furchtbaren Armee entgegen zu rücken. Schon die Beſchaffenheit ihres Aufenthalts verhinderte die Ausführung eines ſolchen Unternehmens, und was hatten ſie überdies nicht von der Tollkühnheit dieſer Menſchen zu erwarten, wenn ſie ſich in ein Handgemeng mit ihnen eingelaſſen hätten?

Die Geſchichte jener Zeit erzählt unter andern karakteriſchen Anekdoten von ihnen auch dieſe.

se. Der Gesandte eines gewissen Sultans von Damas drohte einst einem ihrer Fürsten, Namens Hazem, auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn, mit der Zerstörung aller seiner Besitzthümer, wofern er noch länger zögern würde, den schuldigen Tribut, den er eigenmächtig aufgehoben hatte, zu bezahlen. Hazem hörte ihn gelassen an, und wendete sich nach geendigtem Auftrag an einen aus seinem Gefolge mit dem Befehl, sich augenblicklich von einem sehr hohen Thurme herabzustürzen, indem er zugleich einem andern den Befehl gab, sich einen Dolch ins Herz zu stoßen. Beide gehorchten auf der Stelle zum größten Erstaunen des Gesandten, welchen Hazem hierauf mit folgenden Worten entließ: „Berichte deinem Herrn, was du so eben gesehen und gehört hast, und sage ihm, daß der Meuchelmörder-Hauptmann an der Spize einiger 60000 Menschen steht, die ihm alle so treu ergeben sind, wie diese beiden.“ Diese Geschichte wirkte so sehr auf den Sultan, daß er sich seitdem nie wieder den Gedanken einkommen ließ, dem Hauptmann der Gebirge einen Tribut abzufordern. Jubert.

Jubert. Die mehreſten von den benachbarten, ſowohl Chriſtlichen als Mohammedaniſchen, Fürſten pflegten öfters dem Hauptmann koſtbare Geſchenke zu machen, um ſeine Freundſchaft zu erhalten. Die Tempelritter allein, von deren Beſizungen einige ganz nahe an die Herrſchaft deſſelben gränzten, traten mit Verachtung gegen ihn auf und kündigten ihm den Krieg an. Zum erſtenmal zitterten die Barbaren, die ſonſt gewohnt waren, eine Behandlung wie dieſe durch einen Meuchelmord zu rächen; und dieſes ohne Zweifel darum, weil ſie die Verfaſſung des Ordens zu gut kannten, um irgend einen Vortheil von einer ſolchen That zu hoffen. Denn geſezt, es hätte einem tollkühnen Menſchen unter ihnen gelungen, den Großmeiſter mit ſeinem Dolch niederzuſtrecken, würde nicht jedesmal ein andrer, eben ſo furchtbarer Mann, an der Spize des Ordens aufgetreten ſein? Hier war alſo kein andrer Ausweg möglich, als der, den Orden durch Bewilligung einer gewiſſen Geldſumme zu einem Friedenstraktat zu bewegen.

Einige Zeit darauf ſchickte der Hauptmann unvermuthet eine Geſandtſchaft an den Hof zu

Jeru-

Jerusalem, mit der Versicherung, daß er und alle seine Unterthanen die Taufe annehmen wollten, wofern er ihnen behülflich wäre, des lästigen Tributs von 2000 Goldstücken, den der Großmeister des Tempelordens ihnen abgezwungen hätte, sich zu entledigen. Almarich nahm den Vorschlag bereitwillig an, versprach, sein möglichstes bei dem Großmeister anzuwenden, um ihn zur Abnahme dieser Last zu bewegen, überhäufte überdies den Gesandten mit Geschenken, und gab ihm zu größerer Sicherheit einen aus seiner Leibgarde zur Begleitung mit. Jubert.

Beide hatten bereits Tripolis im Rücken, und waren im Begriff durch einen Hohlweg in die Gebirge zu passiren, als plözlich ein Tempelritter aus dem Hinterhalte hervorstürzte und den Gesandten mit einem Dolchstoß zu Boden streckte. Der Name dieses heimtückischen Verräthers war Dû Mesnil und der Bewegungsgrund seines Unternehmens kein andrer, als eingewurzelter Haß gegen die Nation des Gesandten.

Die Nachricht von dieser schändlichen That brachte den König ausser sich, und bewog ihn, den Großmeister auf der Stelle zur Auslieferung

Jubert. des Thäters aufzufordern. Dieser gab aber dem König wider Vermuthen zur Antwort: Dû Mesnil stünde keineswegs unter der Gerichtsbarkeit des Hofes von Jerusalem, folglich könne er nicht auf die Auslieferung desselben dringen. Uebrigens sei der Großmeister nicht gesonnen, eine so abscheuliche That ungeahndet zu lassen, vielmehr habe er den Verbrecher schon gerichtlich einziehen und in Ketten werfen lassen; da aber der ganze Orden, und folglich auch jedes einzelne Mitglied, unmittelbar dem Richtstuhl des Pabstes unterworfen wäre, so würde er es billig finden, daß man das Schicksal des Thäters der Entscheidung des heil. Vaters überliesse. Zugleich untersagte der Großmeister einem jeden, ohne Ansehen der Person, bei Strafe des Bannfluches, sich an der Person des Dû Mesnil zu vergreiffen; und berief sich dabei zu seiner Rechtfertigung auf die Privilegien des Ordens.

Der Zorn des Monarchen ward durch diese Protestation des Großmeisters aufs äusserste gebracht. Ohne Rücksicht auf seine Drohungen zu nehmen, bemächtigte er sich selbst des Missethäters, ließ ihn unverzüglich ins Gefängniß schlep-

pen,

ren, und würde gewiß eine exemplarische Rache an ihm genommen haben, wenn ihn der Tod nicht in diesem Zeitpunkt von dem Schauplaz gerissen hätte. Jubert.

Balduin IV bestieg jezt den Thron, aber schwach und ohnmächtig wie dieser. Die Natur hatte ihm einen siechen, hinfälligen Körper mit auf die Welt gegeben, und schon sein erster Blick ins Leben schien ein Blick ins Grab zu sein; aber nur langsam führte ihn sein Schicksal diesem entgegen. Es hatte ihm einen Thron bestimmt, und er erhielt ihn auch, aber ohne jemals die geringste seiner Freuden zu kosten. Trüb' und unbemerkt, wie seine Kindheit, verlor sich die kurze Periode seines königlichen Daseins, und gleich den Nebeltagen des Herbstes begleiteten seine vorübereilende Erscheinung unzertrennlich die Schauer des Todes.

Seiner entnervenden Schwäche, die ihn zu allen politischen und militärischen Verrichtungen untüchtig machte, und seiner noch fortdauernden Minderjährigkeit wegen, wurde ihm gleich nach seiner Thronbesteigung der Graf von Tripolis, Raimund III, als Vormünder an die Seite gesezt.

Wäh-

Jubert. Während der ohnmächtigen Regierung dieſes Monarchen neigte ſich der Chriſtliche Staat immer mehr und mehr ſeinem Untergang entgegen; und ſo wie dieſem eine Kraft nach der andern verſchwand, ſtieg die Macht des Saladiniſchen Reichs furchtbar empor. Der kriegeriſche Held rükte dem Chriſtlichen Reiche immer näher. Er hatte ſchon den größten Theil von Noradins Herrſchaft erobert und Damas ſelbſt in Beſiz genommen. Während Saladin auf einige Zeit nach Egypten zurückgehen mußte, unternahm der Graf von Tripoli eine Belagerung der Burg Harem, die zu Alep gehörte. Der Fürſt von Antiochien, der Graf von Nevers, der Großmeiſter der Johanniter mit ſeinen Brüdern, und viele Tempelritter, kamen ihm zu Hülfe. Die Belagerung wurde ſehr lange fruchtloß fortgeſezt und nahm durch einen heimlichen Vertrag, den die Türken durch Beſtechung von dem Grafen von Tripoli erkauften, ein ſchimpfliches Ende. Saladin rükte indeß mit einer mächtigen Armee in Paläſtina ein. Balduin zog ihm, mit etwa viertehalb tauſend Mann, die er in Eile aufbringen konnte, ſelbſt entgegen, und traf ihn bei Askalon mit einer Armee von

ſechs-

sechsundzwanzig tausend. Allein ein nächtlicher Ueberfall warf die ganze Armee der Ungläubigen zu Boden, Saladin selbst entrann halb nakt auf einem Kameele. Jubert.

Im folgenden Jahr unternahm Baldwin sogar, auf dem feindlichen Boden selbst eine Festung zu errichten. Saladin sezte sich der Ausführung eines für ihn eben so gefährlichen als schimpflichen Planes mit Nachdruck entgegen und der Ausgang war diesmal für die Christen sehr unglücklich. Bei einen Ueberfall, den Saladin aus einem Hinterhalt machte, fiel beinah die ganze Christliche Armee in seine Hände, ein Theil wurde niedergehauen, der andere zerstreut. Jubert, der Großmeister der Johanniter floh mit Wunden bedekt in einem Nachen über den Jordan, und erreichte kaum die Festung Beaufort. Odon von Saint Amant, der Großmeister der Tempelritter, wurde gefangen.

Man denke sich die Bestürzung der ganzen Orientalischen Christenheit, über eine Begebenheit, die ihnen von allen Seiten den Untergang drohte. Dem Sieger stand der Weg bis ins Herz des Königreichs offen, keine Armee und kein

Heer-

Jubert. Heerführer widersezte sich seinen Fortschritten. Er verheerte das Land umher und zertrümmerte die Festungen und Schlösser. Ein schleuniger Waffenstillstand war das einzige Mittel, der erschöpften Macht des Christenthums wieder empor zu

1176. helfen, und den nahen Untergang noch auf einige furchtbare Augenblicke zu entfernen. Mit einer beträchtlichen Geldsumme ließ ihn endlich Saladin sich abkaufen, weil eine Hungersnoth, welche eben damals seine Provinzen verwüstete, ihn selbst in die Enge getrieben hatte.

Um gegenwärtige Zeit verlor der Orden des heil. Johannes sein Oberhaupt in der Person des würdigen Großmeisters Jubett.

Roger Desmulins. Seine Nachfolger, Roger Desmulins, arbeitete mit vollen Kräften an dem Wiederaufkommen des Reichs; besonders suchte er den Regenten zu einer standhaften Fortsezung des Kriegs aufzumuntern, um die Kräfte des Feindes nach und nach zu erschöpfen. Aber ein Strom von Hindernissen widersezte sich seinen Bemühungen. Die unseligen Kabalen des Ehrgeizes und der Herrschsucht, brüteten unaufhörlich um den Thron, und die Ohnmacht des Monarchen

narchen war unvermögend ihre tückischen Gewe-
be zu zerstören. Zu diesen gesellten sich noch die Roger Desmulins.
verrätherischen Komplote mehrerer Großen des
Reichs mit den Unglaubigen, und endlich das
lezte furchtbarste Hinderniß — die unglücklichen
Mißverständnisse, die schon seit geraumer Zeit
die beiden militärischen Orden, die mächtigsten
Stüzen des Throns, von einander getrennt hatten.

Der Tempelorden war, wie bekannt, ein
Sprößling des Johanniterordens. Mit der Zeit
war er zu einem fruchtbaren Baum emporge-
wachsen. Diese glückliche Fortschritte erhöhten
eben so sehr den Stolz auf dieser, als die Eifer-
sucht auf der andern Seite. Beide entfernten
sich seitdem immer weiter von einander. Jeder
bemühte sich, einen eignen Weg zum Ziele des
Ruhms und der Größe aufzufinden, wo er sich
eine Glorie bilden konnte, die den Glanz seines
Nebenbuhlers verdunkelte. Eine brennende Be-
gierde nach einem Uebermaß von Schäzen, ein
unseliger Durst nach Prädomination und Vor-
rang waren die Früchte dieser verderblichen Lei-
denschaften, die ununterbrochen in den Gemü-
thern fortglimmten, bis sie endlich in offenbare

Feind-

Roger Desmulins. ——Feindseligkeiten ausbrachen, die der Pabst, von dem König zu Jerusalem dazu aufgefordert, durch seine Ermahnungen und Vorschriften zwar dämpfen aber nicht ganz vertilgen konnte.

Am Hofe selbst, wie schon gesagt, wurden Kabalen auf Kabalen geschmiedet, um den Besitz der Krone zu gewinnen. Baldwin, den seine Krankheit immer schwächer machte, und aller Hoffnung einer Nachkommenschaft längst beraubt hatte, vermählte seine älteste Schwester Sybille, die vorher an den Marquis von Montferat verheirathet gewesen war, mit dem Grafen Guido von Lusignan, und übergab diesem die Regierungsgeschäfte. Kurz darauf machte er ihn zum Grafen von Jaffa und Askalon, und ernannte ihn dadurch gleichsam zum voraus zu seinem Thronfolger. Dieser Schritt entrüstete den Ehrgeiz der Großen auf eine unglaubliche Art. Keiner fühlte sich aber tiefer dadurch gekränkt, als der bisherige Regent, Raimund von Tripolis. Er, als der reichste und mächtigste Vasall der Krone, hatte sich auch mit den geltendsten Ansprüchen auf dieselbe geschmeichelt; und nun sollte er das stolze Gebäude seiner Hoffnungen ruhig zertrümmern sehen?

sehen? Das war seinem herrschsüchtigen Geiste unmöglich. Rache war sein erster und sein letzter Gedanke, und die Gelegenheit dazu war nicht weit; man beschuldigt ihn wenigstens, daß er sich heimlich mit Saladin verbunden habe. Reger Desmulins.

Noch dauerte der Waffenstillstand zwischen Saladin und dem König von Jerusalem fort. Die Politik des ersten forderte einen schleunigen Bruch; ob rechtmäßig oder nicht, das kümmerte ihn wenig, es kam nur darauf an, daß die Schuld nicht bei dem ersten Anblick auf ihn selbst zurückfiel. Die Verfügung war bald getroffen. Saladin ertheilte einem seiner Gränzgouverneure heimlich den Befehl, etliche Heerden von Schaafen, Kühen und andern Thieren in die feindlichen Kornfelder zu treiben. Zu gleicher Zeit ließ er 1500 Christen, die ohnweit Damiata Schiffbruch erlitten hatten, in Eisen schmieden, und entschuldigte sich mit dem feindseligen Betragen eines gewissen Renald von Chatillon, der sich öfters ähnliche Gewaltthätigkeiten gegen die Mohammedaner erlaubt hatte.

Dieser Renald von Chatillon war ein junger Abenteurer, der, seiner geringen Herkunft unerachtet

Roger Desmulins.

achtet, seine Wünsche bis zu der Tochter des Fürsten von Antiochien, Namens Konstantia, emporgeschwungen, und da es ihm geglückt war ihre Neigung zu gewinnen, sich mit ihr vermählt hatte. Sein ganzer Unterhalt bestand in der Beute seiner Waffen, mit denen er aus der ihm zugehörigen Bergfestung Karach, wo er sich in der Gesellschaft einer beträchtlichen Anzahl von Tempelrittern aufzuhalten pflegte, öfters gewaltsame Eingriffe in das Mohammedanische Gebiet wagte. Die Ungläubigen betrachteten ihn auch wirklich als ihren ärgsten Feind, weil sie ihm von keiner Seite beikommen konnten. Nicht nur seine Bedürfnisse, sondern selbst eine gewisse, tiefgewurzelte Neigung zu Straßenräubereien verleitete ihn zu diesen Unternehmungen. Nicht selten überfiel er mit seiner Horde ganze Karavanen, schleppte die Pilgrimme nach Karach, legte sie in Fesseln, und mißhandelte sie auf die grausamste Art, theils durch Schmähungen auf ihre Religion, theils durch thätliche Angriffe auf ihre Person. Es war damals ein Gerücht im Gange, daß eben dieser Renald einen Einfall in Medina wagen würde, in der Absicht das Grab des Mo-

hammeds zu zerstören; und wirklich fand es sich nachher, daß er im Begriff gewesen war, Medina und Mekka fast zu gleicher Zeit zu überfallen. Aber sein Plan wurde von Saladins Gouverneur in Arabien entdekt und durch die schleunigsten Vorkehrungen vereitelt. Roger Desmulins

Unter dem Vorwand also, diese wiederholte Gewaltthätigkeiten zu rächen, bemächtigte sich der Sultan der 1500 Pilgrimme, die er sogleich in die Gefangenschaft schleppen ließ. Hierauf schikte er Deputirte an den Hof zu Jerusalem, mit dem Auftrag, einen schleunigen Ersaz für die unzählige Menge von Heerden zu fordern, welche Renald seinen Unterthanen entführt hätte. Im entgegengesezten Falle, meldeten die Gesandten, würde der Sultan gleiches mit gleichem vergelten, und eben so gegen die gefangenen Christen verfahren, wie man gegen seine Heerden und ihre Hüter verfahren wäre, die man zu Karach gewaltsam zurückhielte.

Der König wäre sehr bereitwillig gewesen, die Drohungen des Sultans, durch die Zurückgabe der geraubten Heerden von sich abzuwenden;

Roger Desmulins.

aber sein Ansehen war so geringfügig, daß er auf keine Art fähig war, den Renald und seine Tempelritter zu dieser Auslieferung zu bewegen. Saladin, dem überhaupt nur an einer schicklichen Veranlassung zum Kriege gelegen war, eilte sogleich seine Drohungen in Erfüllung zu bringen. Mit einer beträchtlichen Anzahl von Bewaffneten sezte er über den Jordan, hieb alles nieder was ihm in den Weg kam, schleppte die Weiber und Kinder in die Sklaverei, legte die Häuser in Asche, zerstörte die Felder und überließ sich allen Grausamkeiten, deren Herrschsucht und Rache nur immer fähig sind.

Diese gewaltsame Aufforderung rief die Christen auf das schleunigste zu den Waffen. Der König stellte seine ganze Armee ins Feld, und Lusignan an ihre Spize. Alles kam jezt auf die Entschlossenheit des Anführers an. Aber sei es nun, daß die Eifersucht der übrigen Generale seinen Planen zuwider war, oder daß ihn seine Geistesgegenwart ganz und gar verlassen hatte, kurz, er blieb in der größten Unthätigkeit 14 ganzer Tage dem schwächeren Feind gegenüber stehen, ließ ihn sogar vor seinen Augen mit Beute

und

und Gefangenen über den Jordan zurükziehen, ohne nur ein einziges mal aus seiner Verschanzung hervorzurücken. Aber diese Saumseligkeit kostete ihn augenblicklich seine Befehlshaberstelle und allen Kredit bei Hofe. Die gemeinschaftlichen Klagen der Soldaten und der Offiziere nöthigten den König ihn zurückzurufen. Da er einmal die Ungnade des Königs sich zugezogen hatte, so wurde ihm zugleich auch die Grafschaft Jaffa wieder abgenommen, als einem Menschen, dem man einen so wichtigen Plaz, welcher der Schlüssel zum Königreich wäre, nicht anvertrauen könne. Zu gleicher Zeit ernannte der König einen Sohn aus der ersten Ehe seiner Schwester Sybille, den jüngern Balduin, einen kaum fünfjährigen Prinzen zu seinem Thronfolger. Roger Desmulins.

Das Kommando über die Armee nebst der Verwaltung des Staats übertrug Balduin nun, nachdem Lusignan seinen Plaz geräumt hatte, dem Grafen von Tripolis. Was ihn eigentlich zu diesem Schritt bewog war nicht Zutrauen oder ein Zeichen des Vorzugs, sondern vielmehr bloße Besorgniß, daß Raimund, wenn er zum zweitenmale übergangen würde, Unruhen im Staa-

Roger Desmulins.

te erregen möchte. Anfangs zeigte sich der Graf zwar sehr unentschlossen, ob er dem Antrag des Monarchen Gehör geben sollte, oder nicht; aber alles dieses war nur eine Maske der Politik, weil er wohl wußte, daß ihm so leicht kein anderer vorgreifen würde, und wiederholte Aufforderungen von Seiten des Monarchen brachten ihn endlich zum Entschluß, nachdem er die Bedingung gesezt hatte, daß die militärischen Orden sich verbindlich machen müßten, diejenigen Oerter und Gegenden, die den Angriffen des Feindes am meisten ausgesezt sein könnten, mit ihrem vollen Nachdruck zu beschüzen.

Ehe er etwas entscheidendes unternahm, wollte er der erschöpften politischen Kraft wieder einige Erholung verschaffen. Er suchte daher den Saladin zu einem Waffenstillstand zu bewegen, den er aber unter keiner andern Bedingung, als gegen einen beträchtlichen Ersaz für die Kriegskosten von ihm erhielt.

Kaum war die Unterhandlung geschlossen, so bereitete man sich in Jerusalem zu einer Gesandtschafft nach Europa, um die abendländischen Mächte zu einem Kreuzzug zu bewegen. Der Vor-

Versatz wurde mit großer Betriebsamkeit ins Werk gerichtet, und alle Hoffnungen des erschöpften Reichs beruheten darauf; aber der Erfolg entsprach diesen Hoffnungen nicht. Roger Desmulins.

Heraklius, der Patriarch von Jerusalem, drang sich mit Gewalt zu dieser Gesandtschaft auf. Man gab ihm die Großmeister der beiden Orden mit, theils um die übereilten Schritte, die man von seiner Hitze und Unerfahrenheit in solchen Geschäften befürchten mußte, wieder zu verbessern, theils durch das eigne Ansehn, das die Orden im Okzident erlangt hatten, der Unterhandlung einen desto glücklichern Erfolg zu sichern. Allein glänzende Versprechungen und Empfehlungsschreiben von einem Hofe zum andern, war alles was man erhielt. In England allein gewann man eine beträchtliche Anzahl Personen, die auf wiederholte Aufforderung ihres Monarchen, Heinrich II, dem die Ermordung von Kanterbury auf dem Gewissen lag, das Kreuz ergriffen, und sich auf gemeinschaftliche Unkosten Heinrichs und Philips II von Frankreich, den die Gesandten auch in ihr Interesse gezogen hatten, nach dem Orient einschifften. Aber was

Roger Desmullins. konnte man von einem noch so großen Heere erwarten, an dessen Spize kein einziges geltendes Oberhaupt stand, dessen Ansehen und Entschlossenheit die Tapferkeit der Streiter dem Gehorsam unterwerfen und ihre vereinte Kraft zu Einem Zwek benuzen konnte.

Nun war Palästina wieder in dem hoffnungslosesten Zustand. Ein sterbender König, ein minderjähriger Thronfolger, ein herrschsüchtiger Reichsverwalter mit ehrgeizigen Absichten auf den Thron und im Einverständniß mit dem Ungläubigen, der Waffenstillstand bald zu Ende, ein mächtiger Feind zum Angriff bereit, wenig Truppen und noch weniger Geld, Kabalen der Vornehmen und innere Unruhen — dies waren die trostlosen Aussichten, welche dem Christlichen Reiche im Orient einen nahen Untergang weissagten.

Mitten unter diesen traurigen Umständen en-
1186. digte der König Balduin IV sein mühseliges Leben; und sieben Monate darauf erfolgte auch der Tod seines Nachfolgers, Balduin V. Einige unzufriedene Köpfe wollten die Ursache dieses schleunigen Todes auf das Gewissen des Grafen von

Tripo-

Tripolis wälzen; wahrscheinlicher ist es aber, daß der Ehrgeiz der Mutter des jungen Monarchen, die nach dem unbeschränkten Besiz der Krone strebte, um sie ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen von Lusignan, in die Hände zu spielen, diesen Todesfall bewirkt habe. Mehrere Umstände stimmen wenigstens zusammen, um den Verdacht zu bestärken. Man hatte nämlich weder vorher die Krankheit des Königs, noch den Augenblick seines Hintritts erfahren; ferner ließ die Königin unmittelbar darauf, nachdem sie sich des Vertrauens einiger Großen, z. B. des Patriarchen, des Großmeister der Tempelritter und des Marquis von Montferrat, versichert hatte, den Palast in aller Stille besezen, nahm die Krone von der Hand des Großmeisters in Empfang, und ließ sich, nach geschehener Beisezung der königlichen Leiche, mit ihrem Gemahl öffentlich krönen. Roger Desmulins

Die Kreaturen des Grafen von Tripolis, welche erklärte Feinde des Lusignans waren, widersezten sich dem despotischen Unternehmen der Königin mit aller Macht. Selbst der Bruder des Grafen Guido von Lusignan, Gottfried, ein Mann von ausserordentlicher Leibesstärke, der

Roger Desmulins.

aber zugleich von einer unbeschreiblichen Eigenliebe erfüllt war, rief bei der Nachricht von der plözlichen Thronbesteigung des erstern aus: „Nun bei Gott, wer meinen Bruder zum König machte, würde mich zum Gott gemacht haben, wenn er mich gekannt hätte."

Eine allgemeine Rebellion drohte auszubrechen. Die ganze Armee gerieth in Harnisch, und verlangte einen Monarchen, der fähig wäre, seine Truppen mit Muth und Klugheit gegen den Feind anzuführen. Die Großen ihrer Seits trugen alles mögliche dazu bei, um das Feuer des Aufruhrs zu unterhalten. Von allen Seiten stürmten Drohungen und Vorwürfe auf den Großmeister ein, daß er, als Kronbewahrer, seine Pflicht so unverzeihlich vernachläßigt, und die Krone zum Nachtheil der männlichen Linie, die allein gegründete Ansprüche darauf besäße, der Königin überliefert habe.

Die Flamme der Empörung hatte in der That in kurzer Zeit so weit um sich gegriffen, daß alle Gemüther davon entzündet waren, und das Reich in zwei stürmische Partheien zerfiel. Beide rüsteten sich zum Krieg, die Truppen standen bereit,

bereit, gegen einander auszurücken, und das Schwerdt sollte die Verwirrung lösen; aber die Gunst des Zufalls öffnete einen andern Weg, auf welchem die Sache im Frieden beigelegt wurde.

Roger Desmulins.

Der Graf von Tripolis, der die protestirende Parthei anführte, fiel auf den Gedanken, sich durch eine glückliche Wendung, ohne die geringste Gewaltthätigkeit, nicht nur des Besitzes der Krone, sondern auch sogar der Hand der Königin zu bemächtigen. Zu dem Ende ließ er der Königin durch einen Gesandten die Versicherung thun, daß er bereit wäre, alle Ansprüche auf die Krone fahren zu lassen, wofern sie sich entschließen würde, einem andern, als Lusignan, ihre Hand zu reichen. Dieser andere müßte aber durchaus ein Mann sein, der fähig wäre, den Kommandostab und das Zepter zugleich mit Nachdruck zu führen.

Die Königin, eine Dame von feinem, lebhaftem Geiste, übersah augenblicklich den ganzen Vortheil, den sie aus diesem Vorschlag ziehen könnte, und versprach, seiner Forderung Gehör zu geben, unter der Gegenbedingung, daß sich

die

Roger Desmulins. die Großen des Reichs verbindlich machten, denjenigen ohne Anſtand für ihren Monarchen zu erkennen, dem ſie die Krone aufſetzen würde. Das Verlangen wurde allgemein angenommen; ein feierlicher Eidſchwur von Seiten der Staatshäupter bürgte der Monarchin für den glücklichſten Erfolg ihrer Unternehmung, und Raimund träumte ſich ſchon in dem Beſiz ſeiner glänzendſten Hoffnungen.

Unmittelbar nach geſchehener Eidesleiſtung berief die Königin den Patriarchen zu ſich, und befahl auf der Stelle die Eheſcheidung zwiſchen ihr und dem Grafen von Luſignan aufzuſezen. In der nächſtfolgenden Stunde wurde ſie öffentlich zur Monarchin ausgerufen, in feierlicher Prozeſſion nach der Kirche des heil. Grabes gebracht, um daſelbſt die Krönung in Gegenwart des ganzen verſammelten Adels zu empfangen.

Kaum ſtand ſie da im Glanze der Majeſtät, ſo nahm ſie die Krone mit der einen Hand herab, drückte ſie mit einem königlichen Gruße auf das Haupt des Grafen Luſignan, ſchlang ihren andern Arm um ſeinen Hals, und wandte ſich hierauf mit einem Blick voll Adel und Würde an die

ver-

versammelte Menge, indem sie ausrief: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Roger Desmulins.

Diese Worte, durch die Beredtsamkeit und Autorität des Großmeisters unterstüzt, hielten die Unzufriedenheit der Großen und des Pöbels in Schranken. Jene mußten geschehen lassen, was sie nicht hindern konnten: dieser begnügte sich mit einem leichten Kopfschütteln, fand aber übrigens die Zeremonie dieses Opfers nicht unwerth.

Raimund allein kochte wüthende Rache. Dieser unerwartete Schritt der Königin war ein neuer Eingriff in seine prahlerische Hoheit und ihre Rechte, den er auf eine beispiellose Art zu ahnden schwur. Nicht nur die Monarchin, sondern auch ihr unwürdiger Gemahl und der ganze Tempelorden, der die Absichten der erstern so heimtückisch unterstüzt hatte, sollten von diesem schrecklichen Schlage zu Boden gestürzt werden. Mit diesem rasenden Entschluß gewaffnet, entfernte er sich vom Hofe, und eilte in seine Staaten zurück.

Unter-

Roger Desmulins.

Unterdessen hatte das Gerücht schon diesen sonderbaren Vorfall und die heftige Unzufriedenheit des Grafen auch zu den Ohren des Saladin gebracht, der dadurch ein günstiges Werkzeug zur Beförderung seiner Wünsche zu erhalten hoffte, und daher unverzüglich einen Kundschafter nach Tripolis sandte, um seine Gesinnungen auszuforschen, und ihm die Hand zur Unterhandlung anzubieten.

Der Gesandte fand das Gemüth des Grafen in vollen Flammen, und zu jeder Unternehmung geneigt, die seine Rache begünstigte. Nach einigen ziemlich vertrauten Unterredungen eröffnete er ihm endlich die Gesinnungen seines Herrn, und versicherte ihm: „dieser sei entschlossen, in dem Herzen seines Reichs keinen Staat zu dulden, der seinen eignen, unabhängigen Thron besäße, nur in dem Fall, wenn Raimund sich entschlösse, die Mohammedanische Religion anzunehmen, und sich für einen Vasallen des Sultans zu erklären, würde sein Herr alle Werkzeuge seiner Macht aufbieten, um dem Grafen ein Besitzthum in die Hände zu spielen, das man ihm auf eine so verächtliche Art entrissen hätte, ja, er würde

würde nicht eher ruhen, bis er ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Tempelritter, bis auf den lezten Mann ausgerottet hätte. Wenn ihm dieser Vorsatz gefiele, fügte der Gesandte hinzu, so möchte er ihn als einen unmittelbaren Antrag von Seiten des Sultans ansehen, und ihm den Eid der Treue schwören.“ Roger Desmulins.

Raimund war entzückt über die Gunst des Zufalls, die seiner Rachsucht einen so glücklichen Weg zum Ziel eröffnete, er willigte sogleich in den ganzen Plan, und die Geschichte sagt, er habe sogar auf der Stelle die Beschneidung angenommen. Indessen verbarg er für jezt seine Gesinnungen und den ganzen Verfall auf das sorgfältigste, hieng die Maske der Verstellung vor, und zeigte sich dem König von Jerusalem bereit, einen Versöhnungsbund mit ihm zu stiften.

Von jezt an erschien er fast ununterbrochen am Hofe, und suchte alle seine ehemaligen Creaturen in Bewegung zu sezen, um das Vertrauen des Monarchen zu gewinnen. Sobald dieses gelungen war, erklärte sich der Graf für einen Vasallen der Christlichen Krone, und trat in seine vorige Würde.

Die-

Roger Desmulins.

Dieses war das Zeichen zum Ausbruch. Saladin, heimlich von Raimund begünstigt, rükte mit einer furchtbaren Armee in Palästina ein, und näherte sich, ohne das geringste Hinderniß zu finden, den Mauern von Akris, der reichsten und festesten Stadt in Judäa, deren Vertheidigung den beiden Großmeistern anvertraut war.

Bei dem ersten Geräusch, welches das kommende Heer vor den Mauern erregte, griff die ganze Stadt zu den Waffen. Alles war in Bewegung, alles rüstete sich zu einer tapfern Gegenwehr. Ein nächtlicher Ausfall, den die Großmeister mit der ganzen Besazung wagten, hätte beinahe Saladins Unternehmen ein unglückliches Ende bereitet. Gegen Mitternacht versammelte sich die Garnison unter ihrer Aufsicht und rükte, das Schwerdt in der einen und Feuer in der andern Hand haltend, in das feindliche Lager. Leise nähern sich die Christen, zerstreuen sich durch das Lager, überraschen die Schlummernden, reissen die Zelte nieder, erwürgen alles, was ihnen entgegen kömmt und sezen das ganze Lager in Flammen. Entsezen und Verzweiflung ergriff die Unglaubigen, aber der anbrechende Morgen und

Sala-

Saladins Gegenwart richtet ſie wieder auf und entflammt ihren Muth. Jezt verſammeln ſich die zerſtreuten Truppen, Saladin ſtellt ſich an ihre Spize und ein regelmäßiges Treffen beginnt. Die Chriſten ſind in Gefahr umzingelt zu werden, aber mit der wachſenden Gefahr verdoppelt ſich ihr Muth, mit jedem ſinkenden Leichnam ihrer Brüder wächſt ihre Kraft und ihre Verzweiflung. Ihr Schwerdt frißt wüthend um ſich her, nichts widerſteht ihrem Angriffe. Der Großmeiſter Desmulins dringt an der Spize ſeiner tapfern Johanniter ein mal über das andere in die feindlichen Schaaren ein, alles weicht vor ihm zurük. Raimund, der ſich, wie man erzählt, maskirt unter dem Heere der Glaubigen befand, und zu Gunſten des Saladin kämpfte, wird dieſes kaum gewahr, ſo ſtürzt er von hinten herbei und tödtet das Pferd des Großmeiſters, um ſich eines ſo furchtbaren Kriegers zu entledigen. Zum Unglück fällt das Roß im Sinken über den Großmeiſter her, das Gewicht ſeiner Waffen verhindert ihn überdies, ſich wieder aufzurichten, die Feinde dringen haufenweiſe herzu und durchbohren ihn mit unzähligen Wunden. Plözlich ſtürzen die

Neger Desmulins.

Roger Desmulins.

Johanniter verzweiflungsvoll daher, und entrissen den entseelten Leichnam unter wüthendem Gefecht der Grausamkeit seiner Feinde. Erschöpfung auf beiden Seiten endigte die Schlacht, unentschieden, welche von beiden Partheien gesiegt hatte. Saladin verließ zuerst das Schlachtfeld, und die Belagerten zogen sich darauf auch in die Festung zurük.

Sobald der unglückliche Desmulins beerdigt war, versammelten sich die Ordensritter zu einer neuen Wahl, deren allgemeiner Gegenstand

Garnier aus Syrien.

der Bruder Garnier aus Syrien war.

Das erste Geschäfft des neuen Großmeisters bestand nun darin, daß er die erschöpften Kräfte seiner Truppen wieder zu ergänzen suchte, zu welchem Ende er alle in den umliegenden Festungen zerstreuten Ordensritter herbei zög und die verlornen Mitglieder seines Ordens durch neuangenommene zu ersezen bemüht war, um den Unternehmungen des Feindes mit Nachdruck zu begegnen.

Der schlaue Saladin hatte sich indessen mit seinen Truppen zurückgezogen und bedrohte Tiberias, welches dem Grafen Raimund zugehörte,

zum

zum Schein mit einer Belagerung, um sein geheimes Verständniß mit ihm zu verbergen. Die Stadt wurde eingenommen, die Gemahlin Raimunds, die von der Verrätherei nicht unterrichtet war, flüchtete sich erschrocken in die Festung. Raimund schien in Verzweiflung, eilte nach Jerusalem und nöthigte den König zu einem schleunigen Entsaz der Festung, die, von dieser Seite betrachtet, die Brustwehr des ganzen Reiches war. Der Monarch raffte, so schnell als möglich, alle seine gegenwärtigen Kräfte zusammen, um das Besizthum des Grafen zu retten; dieser aber, dem alles daran lag, dem Saladin die ganze Armee des Königs in die Hände zu spielen, stellte ihm die Gefahr so dringend, das Uebergewicht des Feindes so furchtbar vor, daß er sich auf der Stelle entschloß, alle übrigen Festungen im Lande von ihrer Besazung zu entblößen, alle Einwohner, die nur irgend im Stande wären, die Waffen zu tragen, unter seine Fahne zu versammeln, um dem Feinde eine überlegene Macht entgegen zu sezen.

Garnier aus Syrien.

Ein unermeßliches Heer, welches den Kern von Palästina in sich vereinigte, zog also jezt

Garnier aus Syrien.

dem Saladin entgegen. Lusignan selbst hatte sich an die Spize desselben gestellt. Die Heere stiessen von beiden Seiten an einander, und ein wildes, hartnäckiges Tressen begann, welches drei blutige Tage fast ununterbrochen fortdauerte. Lusignan hatte sich, auf Anrathen des Raimund, zwischen lauter Felsen postirt, als in einer Gegend, wo er nicht angegriffen werden könnte. Aber der Verräther hatte ihm nicht entdekt, daß kein Wasser hier zu finden war. Die von den dicht zusammengedrängten Felsenmassen abprallenden Sonnenstralen verursachten eine solche brennende Hize, daß Athem und Kräfte die Streitenden verliessen. Ein glühender Durst ergriff das ganze Heer, und raubte ihnen fast alle Besinnung. Hier mußten sie entweder im Angesicht des Feindes vor Durst verschmachten, oder sie mußten sich den Weg zu einer Quelle mitten durch die feindlichen Truppen öffnen. Auf beiden Seiten war der Untergang gewiß. Sie wählten endlich das lezte, wo sie wenigstens einen glorreichen Tod zu finden hofften. Die Tempelritter, welche den Vortrab bei der Armee ausmachten, stürzten sich zuerst in die Ebene herab,

wo die feindlichen Truppen sie mit wüthenden Säbelhieben empfiengen. Aber nichts brachte ihre Entschlossenheit ausser Fassung; jeder einzelne kämpfte einen zwiefachen Kampf, für sich selbst und für die Seinigen; ihre Tapferkeit war ihrem Muthe gleich, denn Verzweiflung lenkte ihren Arm. Nichts widerstand diesem, die Ebene häufte sich mit Leichnamen, die Streiter badeten durch Ströme von Blut, schon waren die Vordertruppen des Sultans umgeworfen, und der Sieg fast entschieden. — Plözlich ergriff Raimund, der den Streitenden zu Hülfe kommen sollte, mit den Seinigen die Flucht, und überließ die erschöpften Ritter ihrer Ohnmacht und dem Uebergewicht des Feindes, der eine schreckliche Niederlage unter ihnen anrichtete. Kaum vermißte der Ueberrest des Heeres den verrätherischen Raimund, von dessen Tapferkeit man sonst durchgängig überzeugt war, so hielt jeder das Treffen für verloren, und der schleunigste Rückzug war das allgemeine Loosungszeichen für die Ueberwundenen.

Garnier aus Syrien.

Erschöpft wie sie waren, von Durst und Hize gequält, ohne die geringste Aussicht, ihre verlornen Kräfte zu ersezen, mußten sie nun in der

Garnier aus Syrien.

heissesten Jahreszeit zwischen glühenden Felsen einem langsamen Tod entgegen schmachten. Saladin, dessen Ungeduld aufs äusserste gestiegen war, ließ das Buschwerk auf den umherliegenden Gebirgen in Brand stecken, wodurch die Hize auf eine unglaubliche Art vermehrt wurde. Die unglücklichen Soldaten, welche nun alle Hofnung verloren hatten, warfen sich halb entseelt auf die Erde nieder, fleheten den Himmel nur um eine einzige Wohlthat — den Tod.

Unterdessen hatten einige Ueberläufer dem Sultan von dem ohnmächtigen Zustand der Christen Nachricht gegeben. Dieses beschleunigte seinen Entschluß. Mit der ganzen Stärke seines Heeres fiel er über sie her, und verschonte auch keinen Einzigen von ihnen. Wer nicht ein Opfer des Schwerdtes ward, gerieth in die Gefangenschaft, wer dieser zu entfliehen suchte, mußte unter den grausamsten Martern seinen Geist aufgeben. Unter den Gefangenen befand sich der König selbst, der Großmeister des Tempelordens, Renald von Chatillon, mit einer großen Anzahl von Edeln und Rittern aus beiden Orden. Auch das heil. Kreuz, eine der glorreichsten Trophäen des ersten

Kreuz-

Kreuzzuges, fiel in die Hände der Unglaubigen. Der Großmeister der Johanniter hatte sich mitten durch die feindlichen Schaaren durchgeschlagen, und erreichte noch Askalon, wo er am folgenden Tage an seinen Wunden starb. Saladin befahl alle Ritter zu erwürgen, die sich weigerten, ihren Glauben zu verlassen; dem Renald von Chatillon hieb er mit eigner Hand den Kopf ab; den König und den Großmeister mit den übrigen Gefangenen, für welche er ein großes Lösegeld zu erhalten hoffte, ließ er nach Damas bringen. Garnier aus Syrien.

Jerusalem befand sich nun in der schrecklichsten Situation von der Welt. Ohne Truppen, ohne Anführer, ohne die mindeste Aussicht auf Rettung, stand das Reich wie ein Verwaister da, und erwartete in stummer Verzweiflung den Augenblick seines Unterganges.

Während sich nun der traurige Ueberrest der Johanniter versammelte, um ein neues Oberhaupt an ihre Spize zu stellen, benuzte Saladin die allgemeine Bestürzung seinen Weg zu vollenden. Wo er hintrat, krönte das Schicksal seine Wünsche: Festungen ergaben sich, Städte öffneten ihm ihre Thore, über eine Saat von glän- Ermengard Dars.

Ermengard Daps.

genden Trophäen führte ihn sein Weg vor Jerusalem, wo er, kühn und furchtbar, wie der Engel des Todes, den lezten entscheidenden Sieg erwartete.

Die Königin selbst hatte sich hier mit dem schwachen Ueberrest ihres Volkes eingeschlossen und erwartete zitternd die Entscheidung ihres Schicksals. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Griechen, die eine heimliche Feindschaft gegen die Lateiner nährten, und von deren Treue sich folglich in einem so wichtigen Augenblick wenig erwarten ließ. Tod, oder Unterwerfung, waren die schrecklichen Loose, zwischen welchen die unglückliche Monarchin wählen mußte. Sie ergriff das Leztere, unter der Bedingung einer vortheilhaften Kapitulation. Aber der stolze Feind erwiederte: „er sei gekommen, die Stadt mit stürmender Hand zu erobern, und den Tod so vieler tausend wackerer Muselmänner, die seit Gottfried von Bouillon durch das Schwerdt der Christen gefallen seien, mit dem Schwerdt zu rächen.“ Diese stolze Sprache in dem Munde des übermüthigen Siegers weckte noch einmal den Geist der alten Tapferkeit in den Gemüthern der

der Glaubigen. Mit wüthender Verzweiflung ergriffen sie die Waffen, fest entschlossen, sich weit lieber unter den Trümmern der heil. Stadt zu begraben, als sich der grausamen Willkühr eines barbarischen Feindes zu überlassen. Ermengard Davs.

Saladin, der indessen Anstalten zur Belagerung getroffen hatte, griff die Stadt mit mäßiger Hize an, weil er nur einen leichten Widerstand vermuthete. Aber die Verzweiflung hatte die Kräfte der Christen gestählt, und die Belagerung zog sich so sehr in die Länge, der Widerstand war so hartnäckig, so unüberwindlich, daß der Sultan zulezt nicht einmal mit dem gewaltsamsten Angriff etwas auszurichten vermochte, und sich wider Willen zu einer Kapitulation entschliessen mußte, entweder weil er besorgte ein längerer Verzug möchte den ferneren Fortschritten seiner Eroberung hinderlich sein, oder weil er eine Revolution befürchtete.

Nach einer vierzehntägigen Belagerung wurden also die Punkte der Kapitulation aufgesezt. Saladin verlangte: Die Königin sollte die Stadt, wie sie wäre, überliefern, ohne sich die geringste Zerstörung oder Unordnung zu erlauben. Der

Ermengard Dapp.

Adel und die Streitenden sollten bewaffnet ausziehen, und unter einer Bedeckung nach Tyrus, oder einer andern Stadt, gebracht werden. In Ansehung der Einwohner sollte folgender Unterschied statt finden. Die Griechen von Geburt sollten, wie bisher, einen sichern Aufenthalt daselbst haben; die Lateiner hingegen müßten die Stadt auf der Stelle räumen, vorher aber dem Sultan, zum Zeichen seiner Gewalt über Leben und Freiheit, ein Lösegeld von zehen Goldgulden für jeden Mann, fünf für jedes Weib, und zwei für jedes Kind, entrichten. Wer diese Summe nicht herbeischaffen könnte, sollte als Sklave in den Händen des Siegers zurückbleiben.

Die Nacht vor der Vollziehung dieses Vertrages hörte man nichts als Jammer und Wehklagen in Jerusalem. Das Gewinsel der unglücklichen Einwohner dauerte ununterbrochen fort bis gegen den Anbruch des Tages. Mit ihm erschien die schreckliche Stunde, wo die Christen ihren liebsten Aufenthalt verlassen, ihr theuer errungenes Besitzthum den Händen der Barbaren vielleicht auf ewig übergeben sollten. Saladin wartete den Abzug der Christen in seinem Lager

ab,

ab, während seine Truppen die Stadt besetzten. Da er die Königin, von der noch übrigen Mannschaft begleitet, in Gesellschaft des Patriarchen und der Geistlichkeit, ihres Hofstaates und ihrer zwei kleinen Prinzessinnen, sich seinem Lager nähern sah, gieng er ihr ehrerbietig entgegen, und suchte sie zu trösten. Die Damen in ihrem Gefolge stürzten mit Thränen zu seinen Füßen, und flehten ihn um Rettung an. Mit inniger Theilnehmung richtete sie der gerührte Sultan empor und erkundigte sich nach ihrem Begehren. Eine von ihnen nahm das Wort, und sagte: „Wir haben alles verloren, mächtiger Sieger, aber ein einziges Wort aus deinem Munde vermag unser Elend wenigstens zu lindern — gieb uns unsere Väter, Kinder und Männer, die das ungetreue Kriegsglück in deine Gewalt geliefert hat — gieb sie uns wieder, und wir entsagen willig dem Uebrigen allem. An der Seite dieser Geliebten trotzen wir dem Unglück, ihr Arm wird uns halten und pflegen, und Gott, der Allmächtige, den wir verehren und anbeten, wird sich unsers Schicksals erbarmen; er, der die Vögel unter dem

Ermengard Dars.

Him-

Ermengard Dapp.

Himmel ernährt, wird auch unſre Kinder erhalten.“ Mit Thränen in den Augen hörte Saladin dieſe Bitte, befahl, ihnen alle Gefangnen auszuliefern, die ſie verlangten, und entließ ſie mit koſtbaren Geſchenken. Noch einen ſtärkern Beweis ſeiner Großmuth gab er aber dadurch, daß er den Johannitern, von deren wohlthätigen Anſtalten er gehört hatte, freiwillig erlaubte, ſich noch ein ganzes Jahr, bis zur völligen Wiederherſtellung ihrer Kranken, in Jeruſalem aufzuhalten. So beſchämte der Feind des Chriſtenthums, der Anführer der Unglaubigen, die Chriſten ſelbſt durch edle

1187. Mäßigung, und ſeinen Einzug in die eroberte Stadt krönte nicht bloß der Triumph eines Siegers, ſondern auch der Ruhm eines edlen Menſchenfreundes.

Zwei-

Zweites Buch.

Jeruſalems Schickſal war nun entſchieden, und die arme, verlaſſene Chriſtenheit irrte verzweiflungsvoll nach einem ſichern Zufluchtsort umher. Die Königin begab ſich unmittelbar nach Uebergabe der Stadt nach Askalon. Die übrigen Einwohner zerſtreuten ſich in verſchiedene Gegenden, theils von Aſien, theils von Europa. Einige lieſſen ſich in Tripolis, einige in Antiochien nieder, andre giengen ſogar nach Sizilien und den übrigen Gegenden Italiens über. Um dieſe Zeit ſollen die Schweſtern des heil. Johannes ſelbſt ſich dem Geräuſch der Waffen in Aſien entzogen, und Europa zu ihrem ferneren Aufenthalt erwählt haben, wo ſie auch nach und nach anſehnliche Beſitzungen gewannen.

Ermengard Daps.

Ermengard Dapp.

Auf den Verluſt der Stadt Jeruſalem folgte bald auch der von Askalon, welches die Königin als einen Preis für die Befreiung ihres Gemahls, des Großmeiſters der Tempelritter und fünfzehn anderer Edelleute, dem Sieger freiwillig überließ.

Guido von Luſignan leiſtete feierliche Verzicht auf den Titel eines Königs von Jeruſalem, und zog ſich mit ſeiner Gemahlin auf ein Schloß zurück, das nahe am Meer lag. Saladin eilte, ſeinen Sieg bald zu vollenden, und begann ſogleich die Belagerung von Tyrus. Die Einwohner hatten ſchon allen Muth verloren, und wollten dem Feind ſogleich die Schlüſſel zur Stadt überreichen, um dem traurigen Schickſal einer gewaltſamen Eroberung zu entgehen, als plözlich ein junger Prinz, Namens Konrad, der jüngſte Sohn des Marquis von Montferrat, unter ihnen auftrat, ſie zur Vertheidigung der Stadt aufforderte, und ſeine Dienſte ſelbſt dazu anbot. Aber er wollte ſein Blut nicht für einen ſo unwürdigen Fürſten, wie Luſignan, aufopfern, und die Tyrier willigten ſehr gern ein, ihn ſelbſt für ihren Herrn zu erkennen, wenn es ihm gelänge, die Stadt zu retten. Der Geiſt des jungen Helden belebe

belebte die Einwoher selbst mit neuem Muth, das Beispiel der tapfern Johanniter, welche Konrad zu Hülfe gerufen hatte, wekte den Eifer der ganzen Stadt, alles griff zu den Waffen, alles bot sich die Hände zur Vertheidigung, selbst die Weiber unterstüzten die Kämpfer. Saladin mußte nach einer langen fruchtloßen Anstrengung die Belagerung aufheben. Ermengard Dapo.

Ein Mittel wollte er noch versuchen, an dessen Wirkung jezt seine ganze Hoffnung hieng. Der junge Konrad war nach Palästina gekommen, um seinen Vater aus der Gefangenschaft zu befreien, in die er bei Tiberias gerathen war. Dies wußte Saladin, und ließ nun den alten Marquis von Montferrat vor die Stadtmauer führen und dem tapfern Anführer der Belagerten durch einen Herold verkündigen: „seinem Vater sollte augenblicklich der Kopf abgeschlagen werden, wenn dem Sultan nicht die Thore von Tyrus geöffnet würden.“ In der fürchterlichen Wahl zwischen der Pflicht, seinem Vater das Leben zu retten, und der, den Staat zu erhalten, faßte der edelmüthige Held den großen Entschluß, die kleinere Pflicht, für welche freilich die ganze Macht seiner Rede

sprach,

Ermengard Daps.

sprach, der größeren aufzuopfern. „Geh, sprach er zu dem Herold, sag deinem Herrn, er könne die Schandthat nicht begehen, einen Gefangenen zu ermorden, der sich auf sein Wort ergeben habe; übrigens würde ich mich glücklich schäzen, einen Märtyrer für die Ehre Jesu zum Vater zu haben."

Sogleich ließ er neue Anstalten treffen, die Vertheidigung der Stadt fortzusezen. Der Sultan schikte den Marquis, für den er noch ein großes Lösegeld hoffte, wieder in sein Gefängniß, und hob die Belagerung auf. Konrad wurde zum Herrn von Tyrus ausgerufen, und Lusignan, der kurz darauf seine alten Ansprüche geltend machen wollte, mit Verachtung abgewiesen. — Mit mehr Glück kehrte Saladin seine Waffen gegen das Fürstenthum Antiochien; indeß blieb doch die Hauptstadt desselben so wie Tyrus und Tripolis noch immer in den Händen der Christen.

Man wird jezt vielleicht begierig sein, das Schicksal des verrätherischen Raimund zu erfahren, daher will ich seiner noch mit wenigen Worten Erwähnung thun, eh' ich zu dem fernern Verfolg der Geschichte übergehe.

Sobald

Sobald Raimund die Wünſche des Siegers gekrönt ſahe, eilte er, den Sultan an das gegebne Verſprechen zu erinnern, und forderte zur Belohnung ſeines Beiſtandes nicht nur den völligen Beſiz der Krone von Jeruſalem, ſondern aller derjenigen Eroberungen, die er durch ſeine Flucht aus dem lezten Treffen begünſtigt hatte. Aber Saladin hatte zu viel Gefühl für Rechtſchaffenheit, um eine ſo unnatürliche That zu billigen, ob ihn gleich die Politik davon Gebrauch zu machen nöthigte. Er haßte den Verräther auf das äuſſerſte und beantwortete alle ſeine dringenden Forderungen mit Hohn und Verachtung. Dieſe Aeuſſerung des Sultans brachte Raimund zur Verzweiflung; ſo, daß er kurze Zeit nachher in einem Anfall von Wahnſinn ſeinen Geiſt aufgab. Als man vor der Beerdigung ſeinen Leichnam auskleidete, ward man mit Erſtaunen und Abſcheu gewahr, daß er ein geheimer Anhänger der Mohammedaniſchen Religion geweſen war. Seine hinterlaſſene Gemahlin ſah ſich durch dieſen plözlichen Todesfall in die unſeligſte Lage verſezt. Ohne Schuz und Hülfe, mitten unter feindlichen Haufen nahm ſie ihre Zuflucht zu den Fürſten

Ermengard Davs.

Ermengard Davs.

Raimund von Antiochien. Ihm, als ihrem nächsten Blutsfreund übergab sie Tripolis nebst den dazu gehörigen Besizungen, und überließ sich seinem Schuz.

Saladins gewaltsame Eroberungen, die wie ein reissender Strom einen Theil des Christlichen Reichs nach dem andern verschlangen, liessen den Christen keine andere Aussicht, als sich unter den Flügel der europäischen Mächte zu retten. Der nachdrücklichste Beistand dieses Welttheils war noch die einzige Stüze, an der sich ihre sinkende Hoffnung aufrecht hielt. Wilhelm, der Erzbischoff von Tyrus, wurde an die Abendländischen Fürsten als Gesandter abgeschickt, sie zur Erhaltung der Christlichen Monarchie in Asien aufzufordern. Ganz Europa gerieth in Bestürzung über die Nachrichten von dem unglücklichen Zustand ihrer Orientalischen Brüder. Der heil. Stuhl ließ Fasten und öffentliche Gebete durch ganz Italien anstellen, und schien alles in Bewegung sezen zu wollen. Aber dieser scheinheilige Eifer war auch alles was geschah, und Palästina's Schicksal würde noch lange unentschieden geblieben sein, wenn nicht endlich Klemens VIII, der eben jezt auf den

päbst-

päbſtlichen Stuhl erhoben wurde, wirkſamere Maaßregeln ergriffen hätte, ſeine verlornen Brüder in Aſien zu retten. Ermengard Daps.

Er ernannte den Kardinal Heinrich, Biſchoff von Albano, zum Gehülfen des Erzbiſchoffs von Tyrus und trug ihnen auf, die Europäiſchen Chriſten zu einem neuen Kreuzzug aufzufordern, und den Funken der Religionsbegeiſterung in den Gemüthern wieder zu entzünden. Kaum erſchallte die Einladung des Pabſtes aus dem Munde dieſer beredten Männer, begleitet von einer hinreiſſenden Schilderung von Paläſtina's unglücklichem Zuſtand, ſo wachte die Entſchloſſenheit der Fürſten, und mit ihm der Fanatismus des Volks wieder auf. Alles ergriff die Waffen; alles begehrte, das heilige Zeichen ſeines Berufs zu tragen. Frankreichs und Englands Fürſten, Philipp II und Heinrich II, hielten zwiſchen Giſors und Trie eine gemeinſchaftliche Zuſammenkunft mit den päbſtlichen Abgeſandten. Durch einen hartnäckigen Zwiſt lange von einander getrennt, verſöhnten ſie ſich jezt, um zu einem Zug nach dem gelobten Lande ſich zu vereinigen. Beide Monarchen hielten hierauf mehrere Verſammlungen in

rmengard Daps.

ihren Staaten, um einen ergiebigen Fond zur Bestreitung der Kriegskosten ausfindig zu machen, und in beiden Reichen kam man überein, daß alle diejenigen Unterthanen, die sich nicht entschliessen könnten, das heil. Kreuz zu ergreiffen, den zehnten Theil von ihren Gütern, sowohl beweglichen als unbeweglichen, entrichten sollten. Dieser Tribut erhielt den Namen des Saladinischen Zehnten, weil er zur Unterstüzung des Krieges gegen Saladin gehoben wurde.

Während der Zurüstung zu diesem Heereszuge starb Heinrich II und überließ seinem Sohn, Richard I, den Thron von England. Auch ihn belebte das kriegerische Feuer seines Vaters. Kaum hatte er die Krone in Empfang genommen, so stellte er ein Heer von 30000 zu Fuß, und 5000 zu Pferd unter die Waffen, und schickte sie mit Mund- und Kriegsvorrath versehen, auf einer ungeheuren Flotte nach Palästina.

Seinem und Philipps I Beispiel folgte der tapfre Friedrich I, mit den Zunamen Barbaroſſa, der den teutschen Kaiserthron besaß. Dieser Monarch brannte vor Begierde, das heil. Grab aus den Händen der Unglaubigen zu befreien,

freien, und zog mit seinem Sohn und Nachfolger, Friedrich, Herzog von Schwaben, an der Spitze einer mächtigen Armee nach Asien. Ermengard Daps.

Spanien allein hatte an dieser Expedition keinen Antheil. Der Thron von Kastilien, Navarra und Arragonien wurden unaufhörlich von den Waffen der Mauren und Sarazenen erschüttert, die sich der blühendsten Provinzen des Reichs bemächtigt hatten. Diese innern Unruhen verhinderten die Fürsten, sich in auswärtige Händel zu mischen. Indessen veranlaßte der Verlust Palästina's und die schleunige Flucht der Johanniterinnen nach Europa eine neue Stiftung in diesem Lande durch die Königin von Arragonien, die dem Andenken so vieler gefallener Ordensritter ein daurendes Monument verrichten wollte.

Der Name dieser Prinzessin war Sancha. Seit ihrer Verbindung mit König Alphons II von Arragonien, einem Sohn von Raimund Berenger, dessen wir schon bei seiner Erhebung auf den Arragonischen Thron gedacht haben, hatte sie ein lebhaftes Interesse an den Schicksalen des Johanniterordens. Die Vertreibung der Johanniterinnen aus Jerusalem erzeugte jezt in

Ermengard Dayo.

ihr den Entschluß, für edle Damen aus diesem Orden in Sixena, einem zwischen Sarragossa und Lerida gelegenen Marktflecken, ein Kloster anzulegen. In diesem Kloster gedachte sie selbst ihr Alter, den Betrachtungen der Religion und der Einsamkeit geweiht, hinzubringen. Sie sparte daher nichts, was den Glanz und die Bequemlichkeit desselben vermehren konnte, und gab ihm das Ansehen eines Pallastes, der für alle Bedürfnisse des einsamen Lebens eingerichtet war. Der König selbst schenkte auf ihr Begehren, dieser Stiftung ansehnliche Besitzungen, und erlaubte den Stiftsdamen eine besondere Ordenskleidung anzulegen. — Diesem Beispiel folgten bald noch mehrere in Katolonien, Italien, Frankreich und Portugall nach, den Schwestern des heil. Johanniserdens einen Zufluchtsort zu erbauen. Aber das Kloster zu Sixena behielt den Ruhm, für das glänzendste im ganzen Königreich gehalten zu werden.

Die Verrichtung der Ordensschwestern bestand hauptsächlich darin, daß sie um Mitternacht ihr Lager verliessen, sich auf das Chor begaben, und den übrigen Theil der Nacht mit ununterbro-

brochenen Gebeten, für die Erhaltung der Johanniter in Palästina und für die Befreiung der Stadt Gottes, zubrachten. Ermengard Dayz.

Der brennende Wunsch, diese Befreiung des heiligen Landes zu beschleunigen, entflammte die Gemüther der Christen und versammelte die meisten Nationen Europa's unter die Fahnen Richards I und Philipp's II. Die Gefilde von Asien waren mit Heerschaaren bedeckt, die täglich und stündlich von neuen Ankömmlingen begrüßt wurden.

Unterdessen hatte Lusignan, der König ohne Land, nach seiner Erlösung aus der Gefangenschaft, wie wir schon erzält haben, sich in eine Festung der Grafschaft Tripolis zurückgezogen, wo er die Trümmer seiner vernichteten Macht noch einmal zusammenraffte, um seinem Untergange zuvorzukommen. Bald darauf führte ihm sein Bruder Gottfried ein neues Heer von Kreuzfahrern aus dem Okzident zu, mit welchen sich noch einige Haufen lateinischer Christen und Syrischer Abenteurer verbanden, so daß er endlich ein Heer von 7 bis 8000 Mann Fußvölker, und 700 Reiter ins Feld stellen konnte. Die Hoff-

Ermengard Daps.

nung des bedrängten Königs lebte bei dem Anblick dieser Hülfe wieder auf. Sein erster Entschluß zielte nunmehr dahin, Akris durch eine Belagerung einzuschliessen, um einen sichern Aufenthalt zu gewinnen.

Die Johanniter und Tempelritter rükten mit ihm ins Feld, drei verschiedene Truppen unter eignen Anführern, die den Vortrab der eigentlichen Kreuzarmee ausmachten, vereinigten sich mit ihnen. Auch Konrad von Tyrus, seiner noch immer fortdaurenden Streitigkeiten mit Lusignan unerachtet, kam ihm zu Hülfe, und mit vereinigten Kräften wurde nun Akris bestürmt. Von beiden Seiten wurde mit Muth und Anstrengung gekämpft. Aber die Christen fanden unübersteigliche Hindernisse. Wüthende Ausfälle der Belagerten rieben ganze Haufen ihrer tapfersten Streiter auf, und Krankheit zerstörte einen andern blühenden Theil des Heeres. Zu allen dem kamen noch innere Unruhen, welche die Heerführer entzweiten. Lusignans Gemahlin war indeß gestorben, und dadurch die Krone von Jerusalem wieder erledigt. Konrad von Tyrus strebte nach ihrem Besiz und wußte Isabellen, die einige noch

übrige

übrige Schweſter der verſtorbenen Prinzeſſin, ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie ſich von ihrem Gemahl, Onfroi von Theron III, ſcheiden ließ, und dem jungen Fürſten von Tyrus ihre Hand und ihre Krone ertheilte. Luſignan behauptete ſeine alten Anſprüche auf das Königreich, Onfroi ſein Recht auf die Hand der Königin — die ganze Armee nahm Theil an dieſem Streit um ein bloß eingebildetes Königreich. Der Ausbruch eines förmlichen Krieges wurde aber doch noch verhindert, indem man übereinkam die Ankunft der beiden Könige von Frankreich und von England zu erwarten und die Entſcheidung ihnen zu überlaſſen. Ermengard Daps.

Während der Zeit langte Friedrich von Schwaben mit dem Kriegsheere ſeines Vaters, Friedrichs I, in Paläſtina an. Eine plözliche Erkaltung bei einem Bade in dem Fluß Cydnus in Cilizien, hatte dieſem den Tod zugezogen. Durch dieſen unglücklichen Hinfall verlor Paläſtina einen tapfern Beſchüzer, und Teutſchland ein würdiges Oberhaupt. Die Armee ſelbſt, an deren Spize ſein Sohn vor den Mauern von Akris erſchien, war durch die langwierige, mühſame Reiſe, durch

Ermengard Daps.

Krankheiten und Niederlagen, schrecklich zusammengeschmolzen, und ihrer tapfersten Anführer beraubt. Ihre Erscheinung unterstüzte also die Belagerer nur sehr wenig, und die Belagerung selbst gieng langsam von statten. Die Christen behaupteten zwar mit Nachdruck ihren Plaz, aber die Ueberlegenheit des Feindes war zu groß, die Kräfte der europäischen Soldaten zu sehr erschöpft, als daß man eine vortheilhafte Entscheidung hätte erwarten dürfen. Die Johanniter und Tempelritter hielten allein das schwankende Gleichgewicht zwischen den Streitenden aufrecht, schlugen jeden der unzähligen Ausfälle des Feindes herzhaft zurück, zerrissen die feindlichen Haufen, und verfolgten den Feind bis vor die Thore der belagerten Stadt; die wiederholten Ausfälle entkräfteten zwar auch die Stärke des Feindes, aber der Nachtheil auf Seiten der Christen war ungleich größer. Ueberdies litten diese zwiefach durch Mangel an Lebensmitteln und durch schnelle Veränderung des Klima's. Ununterbrochene Gefechte, und hartnäckige, auszehrende Krankheiten vereinigten sich zu ihrem Untergang; ohne die sehnlich erwartete Erscheinung der Franzosen

und

und Engländer wäre ihre Niederlage unvermeidlich gewesen.

Ermengard Davs.

Der Teutsche Soldat empfand sein Schicksal härter als jeder andre, in einem Lande, wo er nur durch Zeichen und Mienen sein Uebel und seine Bedürfnisse zu erkennen geben konnte, weil seine Sprache gänzlich unbekannt war. Das wachsende Elend dieser Menschen erwekte endlich das Mitleiden einiger Edelleute aus Bremen und Lübeck, die sich ihrer gemeinschaftlich anzunehmen und ihr unglückliches Schicksal zu mildern beschlossen. Sie rissen ihre Segel ab, zertrennten sie, und verfertigten ein großes Zelt daraus auf offenem Felde, zum Schuz und Obdach ihrer verwundeten Landsleute. Diese menschenfreundliche Gesellschaft gewann bald darauf einen größeren Umfang durch den Zutritt von vierzig andern Edelleuten, die eine Art von Hospital mitten im Lager errichteten. Nach und nach bildete sich dieselbe Gesellschaft zu einem dauerhaften Orden, der, nach dem Beispiel der Johanniter und des Tempelordens, Pflege der Pilgrimme und Kranken, und Vertheidigung des heil. Landes zu seinem Zwek machte.

Pabst

Ermengard Daps.

Pabſt Cöleſtin III beſtätigte nachher dieſen Orden auf Anliegen Kaiſer Heinrichs VI durch eine öffentliche Bulle, vom 23 Febr. 1192, gab ihm die Regel des heil. Auguſtins, und unterwarf ihn den Statuten der Johanniter in Rükſicht auf die Pflege der Kranken und Pilgrimme; den Statuten der Tempelritter, in Rückſicht auf ihre Kriegsdienſte. — In der Folge erhielt dieſer neue Orden den Namen der Teutſchen Ritter aus dem Hauſe der heil. Maria zu Jeruſalem; hauptſächlich deswegen, weil ein Teutſcher zu der Zeit, als Jeruſalem unter der Herrſchaft der lateiniſchen Chriſten ſtand, auf eigne Koſten ein Hoſpital mit einem Bethaus unter der Anrufung der heil. Jungfrau zum Behuf ſeiner kranken Landsleute errichtet hatte. — Das Ordenskleid der Teutſchen Ritter beſtand aus einem weiſſen Mantel, mit einem ſchwarzen Kreuz bezeichnet; übrigens waren ſie, gleich den andern Orden, an die drei Gelübde gebunden, und mußten vor ihrer Einkleidung eidlich verſichern, daß ſie Teutſche von Geburt, und von edler Herkunft wären, und ſich lebenslänglich dem Dienſte der Pilgrimme

me und Kranken, so wie auch der Vertheidigung der Christlichen Religion widmen wollten. Ermengard Days

Nun wurde also die Christliche Armee von der vereinigten Macht dreier Orden unterstüzt, die alle ihre Kräfte aufboten, den Feind aus seiner Festung zu vertreiben. Allein die Belagerung gieng demungeachtet langsam von statten. Die Ursache dieser Verzögerung war die fortdauernde Uneinigkeit zwischen den Kreuzfahrern. Schon zwei Jahre waren unter fruchtloßen Bemühungen, Akris zu gewinnen, verflossen, und noch zeigte sich keine Hoffnung zu einer günstigern Aussicht.

Endlich erschien Philip II, der leider durch Mißverständnisse, die zwischen ihm und dem König von England vorgefallen waren, zu Messina war aufgehalten worden. Seine Gegenwart, und der neue Zuwachs von Streitenden gab der Sache plözlich eine andere Wendung. Unter den Augen eines königlichen Anführers suchten Soldat und Offizier sich auszuzeichnen; der Geist der Tapferkeit belebte die ganze Armee, die kriegerische Erfindsamkeit verdoppelte ihre Kräfte, und mit Hülfe gewisser Maschinen gelang es ihnen

end-

Ermengard Days.

endlich, eine große Bresche zu machen. Sogleich erschallte durch die ganze Armee die Aufforderung zum Sturm. Die gegenwärtige Stimmung der Gemüther und die ganze Lage der Umstände versprach den Christen einen glücklichen Erfolg. Zum Unglück bewog eine übel verstandene Delikatesse den König von Frankreich, die Unternehmung bis zur Ankunft des Königs von England aufzuschieben, um die Ehre des Siegs mit ihm zu theilen. — Unterdessen zerflog der Geist der Entschlossenheit, Unwille und Unthätigkeit bemächtigte sich der Gemüther, und die Belagerten gewannen dadurch Zeit, im Innern des Plazes neue Festungswerke aufzuführen; so, daß sie bei der Ankunft des Königs, schon wieder hinlänglich gesichert waren.

Richard I, der seinem Vater, Heinrich II, kurz vor seiner Abreise nach Palästina auf dem Thron von England gefolgt war, erschien mit Lorbeern gekrönt in Palästina. Die Ursache seiner späten Ankunft war ein langwieriger Sturm, der seine Flotte, die aus zwei Eskadern bestand, nach dem Archipelagus verschlagen hatte. Die Eskader des Königs war nach langem Umherirren

endlich so glücklich, die Insel Rhodus zu gewinnen, die andre aber, auf welcher seine Gemahlin nebst seiner Schwester Johanna sich befand, mußte sich ohnweit Limisso, in Zypern vor Anker legen. Der Sturm zerschmetterte sogar zwei Schiffe, die nahe bei der Stadt auf eine Sandbank gerathen waren. Der Tyrann der Insel befand sich damals gerade an der Meeresküste, und befahl seinen Leuten, die gescheiterten Schiffe auszuplündern, die darauf befindlichen Soldaten und Matrosen in Ketten zu werfen, und dem Schiffe der Königin, während des Sturms, den Eingang in den Hafen zu versperren. So bald der Himmel sich wieder aufgeklärt hatte, fanden sich die beiden Eskadern wieder. Richard forderte Genugthuung von den Barbaren für die Mißhandlung seiner Flotte. Da er aber kein Gehör fand, so bemächtigte er sich unverzüglich der Stadt Limisso, hieb die Garnison nieder, verfolgte den Tyrannen von einem Ort zum andern, nahm ihn endlich nebst seiner einzigen Tochter gefangen, worauf die ganze Insel sich der Bothmäßigkeit des Königs unterwarf. Nach der Einnahme dieser Insel ließ Richard sogleich die Anker

Ermengard Daps.

Ermengard Dayo.

ker lichten und stach mit seinen Gefangenen in die See. Der unglückliche Prinz, den Richard in Eisen gefesselt mit sich führte, bat um eine mildere Behandlung und erinnerte ihn mit Thränen im Auge an seine hohe Geburt und Würde. Richard, der den grausamen Tyrannen unversöhnlich haßte, befahl endlich mit Hohnlächeln, ihm silberne Ketten anzulegen. Den stolzen Gefangnen beruhigte wirklich diese Veränderung, die ihn vor den übrigen Gefangnen auszeichnete. Sein Zustand war ihm erträglicher, weil sein Aeusserliches einen täuschenden Schimmer von sich warf. — Sobald Richard in Palästina angekommen war, übergab er seinen Gefangenen den Johannitern, die ihn in der Festung Margat streng bewachen liessen, die Prinzessin von Zypern aber, die dem Sieger Fesseln von andret Art angelegt zu haben schien, überließ er der Aufsicht seiner Mutter.

Da die Insel Zypern zu weit von England entfernt war, als daß Richard sie füglich mit diesem Staatskörper hätte verknüpfen können, so überließ er sie dem Tempelorden gegen eine Summe von 300000 Livres. Die Ritter nahmen unverzüglich Besiz davon und legten eine Besa-

zung

zung hinein. Aber ihr stolzes, despotisches Betragen, ihre drückende Regierungsform zündete bald darauf den Geist der Rebellion in den Gemüthern ihrer Unterthanen an. Ueberdies waren die Zyprier Anhänger der griechischen Kirche, und konnten sich nicht entschließen, einer lateinischen Oberherrschaft zu gehorchen. Diese beiden Umstände vereinigten sich, immerwährende Zwistigkeiten auf der Insel zu unterhalten, so, daß die Tempelritter sich endlich genöthigt sahen, ihre Oberherrschaft wieder in die Hände des Königs von England niederzulegen. Ermengard Dapt.

Am 8 Junius 1191 erschien Richard vor Akris. Seine Ankunft entflammte den Muth der Streitenden von neuem. Er und der König von Frankreich zeichneten sich wechselsweise durch die bewundernswürdigste Tapferkeit aus. Richard zeigte besonders eine beispiellose Entschlossenheit in allen seinen Unternehmungen. Er verachtete die schrecklichsten Hindernisse, stürzte sich muthig in die drohendsten Gefahren, und überwand sie jederzeit mit siegreichem Arm.

Die drei Ritterorden unterstützten die Belagerung mit allem möglichen Eifer, ohne sich von

Ermengard Daps.

dem unglücklichen Schicksal ihrer Brüder, welche täglich in großen Haufen an ihrer Seite fielen, zurückschrecken zu lassen. Dieser immerwährende Verlust würde endlich den Untergang der Orden nach sich gezogen haben. Aber durch die neuangekommenen Kreuzfahrer wurde auch ihnen neuer Ersaz zugeführt. Eine Menge junger Edelleute drängten sich herzu, unter ihren Fahnen zu dienen.

Saladin gab seinen Gegnern an Muth und Tapferkeit nichts nach, und sezte den Christen täglich mit neuen Angriffen zu. Das Warten der Christen auf die Ankunft des Königs von England hatte den Belagerten Zeit gegeben, ihre Festung wieder ganz auszubessern. Dadurch giengen alle Vortheile wieder verloren, die von den Christen mit so großem Verlust schon errungen gewesen waren. Die Angriffe auf die Festung mußten jezt wieder ganz von neuem angefangen werden, und kosteten das Blut vieler Tausende. Ueberdies kam durch einen unmäßigen Genuß von unreifem Obst die Ruhr unter die Europäischen Soldaten, und riß eine unzählige Menge hinweg.

Zum Uebermaße des Unglücks wurde jezt die alte Zwietracht zwischen Lusignan und Konrad wie-

der

der rege, und erwekte selbst die verjährte Eifersucht zwischen den Engländern und Franzosen. Kaum erklärte sich der König von Frankreich für den ersteren, so ergriff der König von England die Parthei des Lezteren. Die übrigen Fürsten und Heerführer folgten ihrem Beispiel; und da auch die Johanniter und Tempelritter in ununterbrochener Spannung mit einander lebten, so war es natürlich, daß die Lezteren auf die Seite des Fürsten von Tyrus übertraten, so bald die ersteren sich für die Sache des Königs von Jerusalem erklärten. Diese allgemeine Gährung der Gemüther ließ die traurigsten Folgen befürchten. Aber die Bischöffe, welche sich bei der Armee befanden, boten allen Kräften ihrer Beredtsamkeit auf, die Eintracht wieder herzustellen, und es gelang ihnen, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der beide Theile zu befriedigen schien. Konrad von Tyrus wurde bald darauf von Assassinen erstochen. Ermengard Days.

Nachdem dieser Sturm vorüber war, erwachte der Geist der Entschlossenheit mit neuem Feuer in der Christlichen Armee. Jeder Angriff verdoppelte den Muth der Christen, jedes Treffen ver-

Ermengard Daps.

schaffte ihnen neue Vortheile. Das Glück der Unglaubigen sank hingegen mit jedem Tage, und beschleunigte den Sieg der Christen. Durch eine günstige Kapitulation wurden sie unumschränkte Besitzer der Stadt Akris.

Von jezt an ward diese Festung der immerwährende Waffenplaz der Lateiner. Man räumte unverzüglich den sämtlichen Truppen so wohl als allen Nationen, die etwas zu ihrer Eroberung beigetragen hatten, und im Stande waren ihren Besiz fernerhin zu behaupten, verschiedene Quartiere darin ein, und die Johanniter, die seit der Einnahme von Jerusalem ihren Hauptsiz zu Margat gehabt hatten, liessen sich nunmehr in Akris nieder. Hier war es, wo bald darauf der Großmeister Ermengard Daps sein Leben endigte; und Gottfried von Duisson an seine Stelle erwählt wurde.

1192. Gottfried von Duisson.

Nach einem so theuer errungenen Sieg, der sich drei Jahre hindurch verzögert hatte, sehnten sich die Kreuzfahrer, deren Armee größtentheils aus Freiwilligen bestand, nach ihrem Vaterland zurück, und eilten nach einer kurzen Erholung unter Segel. Philipp von Frankreich, den eine schleichende Krankheit verzehrte, sahe sich gezwungen,

gen, ihrem Beiſpiel zu folgen, um ſeiner Geſundheit, die ohne Zweifel durch heimlich beigebrachtes Gift zerrüttet worden war, durch die Veränderung des Klima's wieder aufzuhelfen. Vor ſeiner Abreiſe übergab er aber ein Heer von 10000 Mann Infanterie und 500 Reitern dem Herzog von Burgogne, und ließ ſie unter ſeiner Anführung in Paläſtina zurück. Der tapfere Richard hatte noch vor ſeiner Einſchiffung das Glük, Askalon und Jaffa den Händen der Unglaubigen zu entreiſſen, worauf er einen Waffenſtillſtand von 3 Jahren, 3 Monaten und eben ſo viel Wochen mit Saladin errichtete. — Den Berichten einiger Geſchichtſchreiber gemäß, vermählte Richard noch vor ſeiner Abreiſe die Prinzeſſin von Zypern mit Guido von Luſignan, und trat ihm zugleich die Herrſchaft dieſer Inſel ab, welche die Tempelritter ihm zurückgegeben hatten, und welche Luſignans Nachfolger von der Zeit an dreihundert Jahre lang beherrſcht haben. — Der Neffe des Königs, Heinrich Graf, von Champagne, heirathete Konrads Wittwe, und gründete ſich dadurch Anſprüche auf den Thron zu Jeruſalem, die er mit der Zeit noch geltend zu machen hoffte.

Gottfried von Duiſſon.

Gottfried von Duyssen.

Bald darauf gewann die Aussicht der Christen eine günstigere Richtung. Saladin, dieser große Feldherr, stand eben im Begriffe, die Früchte seiner heißerrungenen Siege im Frieden zu genieſſen, als ihn der Tod plözlich von der Szene riß. Kurz vorher, als er sein Ende nahe glaubte, befahl er einem seiner Offiziere, seinen Leichnam in ein einfaches Tuch zu hüllen, ihn so durch die vornehmsten Straßen der Stadt Damaskus tragen, und vor ihm ausrufen zu lassen: „seht hier, alles was der große Saladin, der Ueberwinder des Orients, von seinen glänzenden Eroberungen und Schäzen davon trägt!“ Nach diesem soll er noch beträchtliche Summen an die Armen der Stadt, ohne Unterschied der Religion, ausgetheilt haben: entweder weil er überzeugt war, daß wahre Wohlthätigkeit ihren hülfreichen Arm über jedes Bedürfniß ausstrecken muß, oder, welches jedoch unwahrscheinlicher ist, weil er zulezt an der Wahrheit der Mohammedanischen Religion zu zweifeln anfieng, und ungewiß war, ob sie ausschlieſſend eine vorzüglichere Achtung verdiene als die Christliche oder Jüdische.

1193 den 3. März.

Seine

Seine Staaten theilte er unter eilf hinterlaſſene Kinder. Nach ſeinem Tode aber erwachte die Eiferſucht in ihren Gemüthern, und zündete einen unaufhörlichen Zwieſpalt zwiſchen ihnen an, um den Einen auf den Trümmern des Andern auf den Gipfel der Souveränité zu heben. Saphadin, der Bruder des Saladin, benuzte dieſe Uneinigkeit, ſich ſelbſt, zum Nachtheil ſeiner Neffen, auf den Thron zu ſchwingen. Mit Entſchloſſenheit und Nachdruck griff er bald dieſen, bald jenen an, räumte jeden aus dem Wege, der in ſeine Hände fiel, riß eine Herrſchaft nach der andern an ſich, und thürmte allmählich ein Reich auf, das von dem vormaligen Saladiniſchen Reiche an Größe und Macht wenig verſchieden war.

Gottfried von Duiſſen.

Durch dieſe innern Unruhen des feindlichen Reichs gewannen die Chriſten Zeit, ſich zu erholen. Pabſt Cöleſtin III ſchlug einen neuen Kreuzzug vor, um die gegenwärtigen Umſtände zu größerem Vortheil der Chriſten zu benuzen. Ungeachtet der Waffenſtillſtand noch dauerte, rükte doch das neue Kreuzheer vor und fieng zuerſt Feindſeligkeiten an. Ergrimmt über die Bundbrüchig-

Gottfried von Duiſſon.

brüchigkeit der Chriſten, brach Saphadin auf, überfiel Jaffa, und eroberte es im Sturm. Mehr als 3000 Chriſten fanden bei dem Sturme ihren Untergang. Ohne Zweifel wäre der Umſturz ihres ganzen Reichs die Folge davon geweſen, wenn nicht die immerfortdauernden Mißhelligkeiten zwiſchen den Oberhäuptern der Ungläubigen den Saphadin bewogen hätte, den Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre zu erneuern.

Niemand war durch den unglücklichen Ausgang dieſes Kreuzzuges mehr gekränkt, als der Graf von Champagne, der mit dem Mißlingen dieſes Plans zugleich alle ſeine ſüßen Hofnungen dahin ſchwinden ſah. Sein Tod war die Folge dieſer peinigenden Täuſchung, die ihn einer gehofften Krone beraubte. — Der Großmeiſter der Johanniter ſchlug, nach dem Tode dieſes Prinzen, der Königin Iſabelle eine Vermählung mit Almarich von Luſignan vor, der nach dem Hintritt ſeines Bruders die Krone von Zypern erhalten hatte. Die Vortheile dieſer Verbindung wußte er der Königin ſehr einleuchtend zu machen. Er ſtellte ihr vor, daß Paläſtina aus Zypern beträchtliche Unterſtüzung erhalten, und die Königin

nigin selbst, im Fall es den Unglaubigen gelingen sollte, das ganze Reich zu unterjochen, einen sichern Zufluchtsort daselbst finden würde. Der Vorschlag des Großmeisters ward ohne Schwierigkeiten angenommen, und durch die Feinheit, mit welcher er die Sache am Hofe zu Zypern ausführte, kam die Vermählung gleich zu Stande. Aber Duisson überlebte diese Veränderung nicht lange, sondern starb wenige Tage darauf und hinterließ seine Würde dem Bruder **Alphons von Portugall.** — Gottfried von Duisson. — 1194.

Dem einhelligen Zeugnisse der Geschichtschreiber zu Folge war dieser Alphons ein frommer und tapferer Mann, der sich durch ausserordentliche Pünktlichkeit sowohl in der Ausübung der militärischen Disciplin, als in der Erfüllung der Ordenspflichten, auszeichnete, von Natur aber etwas stolz und aufgeblasen, und überhaupt einer von denen Köpfen, welche aller Hindernisse unerachtet ihre oft chimärische Entwürfe realisiren wollen. — Alphons von Portugal.

Kaum hatte er seine Würde angetreten, als er, schwanger von Entwürfen, die eben so schwer auszuführen als schwärmerisch und übertrieben

Alphens von Portugal.

waren, und gröſſtentheils die Abſchaffung der Mißbräuche betrafen, die ſich ſeit einiger Zeit in den Orden eingeſchlichen hatten, das Kapitel in Margat zuſammenberief. Um ſeine Hauptabſicht nicht ſogleich laut werden zu laſſen, griff er anfänglich nur einen gewiſſen Mißbrauch an, der darin beſtand, daß der weltliche Adel nach ſeiner Zurückkunft aus Paläſtina das Johanniterkreuz trug, welches eigentlich ein auszeichnendes Eigenthum der Ordensritter war.

Der Europäiſche Adel pflegte nämlich, wie bekannt iſt, nach ſeiner Ankunft in Paläſtina, es ſei nun daß er bei Gelegenheit eines Kreuzzuges oder einer beſonderen Wallfahrt dahin gelangte, ſich mit feurigem Enthuſiasmus unter die Glaubensfahne zu drängen. Vornehme Familien ſchikten nicht ſelten ſogar ihre unerwachſenen Kinder dahin, um ihre Ausbildung von den Händen der Ordensritter zu erhalten, weil ſie überzeugt waren, daß ihr Beiſpiel den wirkſamſten Einfluß auf die Entwicklung des kriegeriſchen Geiſtes äuſſern würde. So lange ſie nun in Paläſtina für den Glauben des Erlöſers kämpften, verſtattete man ihnen ohne Ausnahme, das Ordenskreuz,

als

als ein Zeichen ihres Berufs zu tragen. Diese Erlaubniß wurde aber in der Folge durchgängig als ein unbedingtes Vorrecht angesehen, das einem jeden von ihnen auch in Europa zukäme, und dieser Mißbrauch, der die eigentlichen Ordensritter mit dem übrigen Adel aller Nationen, nicht selten zum Nachtheil der ersteren, vermischte, war es, den der Großmeister abschaffen wollte, indem er mit Einstimmung des ganzen Kapitels die Verordnung ausgehen ließ, daß jene fremden Krieger, die aus Europa nach Asien kämen, nur als Hülfstruppen des Ordens angesehen werden sollten, denen das Johanniterkreuz bloß so lange als ein Eigenthum zustände, als sie unter den Fahnen des Ordens gegen die Ungläubigen zu Felde zögen. Alphons von Portugal.

Von diesem besondern Reformationsartikel schritt Alphons allmählig zu einem andern über, der die Ordensritter selbst betraf, und hauptsächlich in der Verbesserung der allgemeinen Oekonomie bestand. Um dieser neuen Einrichtung desto leichtern Eingang in die Gemüther zu verschaffen, nahm er zuerst eine Einschränkung seiner eignen Oekonomie vor, und entließ alle Bediente, ausser

einem

Alphons von Portugal.

einem Major Domus, einem Kapellan, zwei Rittern, einem Turkopolen, und einem Pagen, aus seinen Dienſten. Jedem dieſer zurückgebliebenen erlaubte er nicht mehr als Ein Pferd; er ſelbſt behielt nur zwei Handpferde und ein Maulthier für ſeine Perſon — ein in der That ſehr beſcheidener, einfacher Hofſtaat, der aber dem Chef eines großen militäriſchen Ordens, der täglich und ſtündlich an der Spize ſeiner Armee aufzutreten verbunden iſt, weder anſtändig noch bequem genug ſein konnte.

Jezt, nachdem er dieſe Reform mit ſich ſelbſt vorgenommen hatte, glaubte er auch zu einem ähnlichen Verfahren gegen die übrigen Ritter berechtigt zu ſein. Zuerſt machte er ihnen die bitterſten Vorwürfe über ihren ausſchweifenden Luxus und ihre Weichlichkeit, alsdann ſchrieb er ihnen Verhaltungsregeln vor, welche dieſer um ſich greifenden Unordnung Einhalt thun ſollten. Nahrungsmittel, Kleidungsſtücke, Bedienung — alles wurde durch die ſtrengſte Reform eingeſchränkt. Er wollte die Diſciplin aus Düpuis Zeiten wieder einführen. Ein allgemeines Murren zeigte hinlänglich den widrigen Eindruck, den

ſeine

seine Vorstellungen auf die Gemüther gemacht hatten. Alphons ließ sich aber dadurch von seinem Vorhaben nicht zurückbringen, sondern mit einem despotischen Ton sagte er: „Ich verlange Gehorsam, ohne Widerrede!“ Die ganze Versammlung brach in laute Klagen über Unrecht und Bedrückung aus; einer von den bejahrtesten Rittern gab dem Großmeister zu verstehen, daß der Orden nicht gewohnt wäre, seine Vorgesetzten im Tone eines Despoten sprechen zu hören. Aus Vorstellungen und Gegenvorstellungen entstand zulezt eine ziemliche hizige Ereiferung, die sich mit einem gänzlichen Bruch zwischen dem Großmeister und dem Orden endigte, wodurch der erstere endlich genöthigt ward, seine Würde niederzulegen und Palästina auf immer zu verlassen. Alphons von Portugal.

Zu seinem Nachfolger ernannte das Kapitel den Bruder Gottfried, mit dem Zunamen Le Rat, einen Franzosen von Geburt. Dieser Gottfried war ein ehrwürdiger Greis, der schon durch seinen sanften, friedliebenden Karakter den Gipfel zu verdienen schien, auf welchen man ihn erhoben hatte. Gottfried Le Rat.

Unter-

Gottfried Le Rat.

Unterdessen genoß die Christenheit unter dem Schuze eines ununterbrochenen Waffenstillstandes mit Saphadin eine flüchtige Erholung, die sie aber mehr einer Hungersnoth, die in Egypten entstanden war, und sich auch über Palästina verbreitete, als dem Kriegsglück zu verdanken hatte.

Während beide Provinzen mehr oder weniger den Einfluß dieses grausamen Uebels empfanden, ereignete sich zu Konstantinopel eine wichtige Revolution, die einen beträchtlichen Theil der Johanniter dahinzog.

Noch herrschte der Geist der Kreuzzüge, so vieler mißlungenen Versuche ungeachtet, in Frankreich ununterbrochen fort. Ein gewisser Pfarrer von Neuilly hatte noch vor kurzem durch die Gewalt seiner Beredsamkeit eine unzählige Menge Fürsten und Edelleute unter die Kreuzfahne des Marquis von Montferrat, eines großen Feldherrn versammelt; und man war nun darauf bedacht, dieses neue Kreuzheer nach der Levante zu senden. Durch die traurigsten Erfahrungen war man überzeugt worden, daß der Weg zu Lande, durch die Staaten des Griechischen Kaiserthums mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpft

wäre.

wäre. Man wollte deswegen den Weg zu Wasser machen, und mußte sich also an eine Seemacht wenden. Es wurden unverzüglich Deputirte nach Venedig abgefertigt, um den Dogen, Heinrich Dandalo, dahin zu bringen, daß er gegen Entrichtung einer gewissen Summe Geldes, die er zur Hälfte im voraus erhalten sollte, eine Flotte unter Seegel stellte und die Kreuztruppen nach St. Akris übersezen liesse. Der Doge fand sich ohne Einwendung bereit dazu, und der Kontrakt wurde von beiden Seiten unterzeichnet. Der Doge machte sich darin verbindlich, seine Flotte gegen eine Summe von 85000 Mark Silber in die See stechen zu lassen, und eine Anzahl von viertausend Reitern und zwanzigtausend Mann zu Fuß, nebst Waffen, Munition, und einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln nach Asien zu transportiren. Diese Vertragsartikel wurden pünktlich in Erfüllung gebracht, und um nicht bloß die Rolle gemietheter Schiffer zu spielen, sondern die Ehre dieses Kreuzzuges mit den Franzosen zu theilen, ließ die Republik ausser der bestimmten Flotte noch fünfzig Galeeren ausrüsten, welche sie begleiten sollten. Dandalo

Gottfried le Mat.

(Gottfried Le Rat.)

lo selbst, ein Greis von achtzig Jahren, der überdies mit einem blöden Gesicht behaftet war, verlangte, die Kapitane zu besteigen, um bei der ganzen Unternehmung gegenwärtig zu sein. Die Schiffe lagen segelfertig; es fehlte nur noch an der Entrichtung der versprochenen Summe von Seiten der französischen Fürsten. Aber eben dieses wäre beinahe Ursache geworden, daß die ganze Unternehmung gescheitert wäre. Der größte Theil der Franzosen, die sich die Unkosten der Beisteuer ersparen wollten, begaben sich zu Marseille und in verschiedenen italiänischen Häfen unter Segel, anstatt sich in Venedig auf der Flotte des Dogen einzuschiffen. Dieses verursachte einen beträchtlichen Geldmangel unter den französischen Baronen, welche von den zu Venedig vorhandenen Kreuzfahrern, aller angewandten Mühe ungeachtet, und selbst nachdem man alles Silbergeschirr, alle Kleinodien von Gold u. s. w. eingeschmolzen hatte, nur eine Summe von fünfzigtausend Mark Silbers auftreiben konnten; und der Kontrakt wäre ohne die zuvorkommende Gefälligkeit des Dogen beinahe rückgängig geworden. Daudalo hatte sich aber einmal zu sehr

für

für diese Expedition interessirt, um nicht alles mögliche zu ihrer Ausführung aufzubieten. Er erließ den Kreuzfahrern sogleich den Rest der bestimmten Summe, und verlangte bloß als eine Gegengefälligkeit von ihnen, daß sie gleich nach der Einschiffung einen kleinen Umweg machen und ihm behülflich sein sollten, die Stadt Zara in Dalmatien wieder zu erobern, die schon seit undenklichen Zeiten unter der Herrschaft der Republik gestanden, sich aber jezt von ihr losgerissen und dem König Bela von Ungarn unterworfen hatte. Gottfried Le Nat.

Nach unzähligen Schwierigkeiten von Seiten der Priester, Mönche und päbstlichen Nuntien, die den Soldaten ein Verbrechen daraus machten, das Schwerdt, welches sie gegen die Ungläubigen gezückt hatten, gegen die Christen, ihre Glaubensbrüder zu kehren, ward endlich, weil doch kein anderes Mittel, nach Palästina zu kommen, übrig war, der Vorschlag angenommen. Die Flotte gieng unter Segel, legte sich, nach einer günstigen Fahrt, an den Küsten von Dalmatien vor Anker, und die Truppen belagerten die Stadt Zara. Die Einwohner, welche sich auf diese

Gottfried Le Rat.

überraschende Erscheinung ganz und gar nicht vorbereitet hatten, und der Uebermacht der Christen bei weitem nicht das Gleichgewicht halten konnten, ergaben sich nach einigen vergeblichen Versuchen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und öffneten ihren alten Besitzern die Thore. — Unterdessen war aber die zur Einschiffung nach Palästina besonders günstige Jahreszeit verstrichen, und die Armee mußte sich entschließen, in Dalmatien zu überwintern.

1202 den 10 Nov.

Sobald der Frühlingswind wieder zu wehen anfieng, machten sich die Kreuzfahrer bereit, nun um so schneller nach Palästina zu eilen. Aber eine neue Aufforderung verzögerte zum zweitenmal ihr Vorhaben. Es erschien eine Gesandtschaft bei dem Heere von Seiten des jungen Alexius Komnenus, mit dessen Schwester, Irene, sich der Herzog Philipp von Schwaben, erwählter Teutscher Kaiser, vermählt hatte. Sie flehten die Kreuzfahrer im Namen ihres jungen Prinzen, ihre siegreichen Waffen zu seinem Beistand aufzubieten, um seinen Vater, den Kaiser Isaak Angelus, wieder auf den Thron zu heben,

ßeben, von welchem ihn sein Bruder Alexius herabgeworfen hatte. Gottfried Le Rat.

Schon aus dem vorhergehenden ist bekannt, daß der Sitz des Griechischen Kaiserthums von unzähligen innern Befehdungen zerrüttet wurde, und daß der stolze, aufgeblasene Charakter der griechischen Fürsten, ihre Treuloßigkeit und Eifersucht, den Thron von Konstantinopel zu einem immerwährenden Schauplaz des Mordes und des Blutvergießens gemacht hatten; und eben jezt wüthete eine schreckliche Rebellion in dem Herzen des Reichs.

Emanuel Komnenus, ein Mann von einem heimtückischen, verrätherischen Charakter, der die Armee Kaiser Konrads III durch heimliche Bündnisse mit den Unglaubigen ihrem Untergang entgegengeführt hatte, war vor kurzem gestorben und hatte seinem dreizehnjährigen Sohne, der mit Agnes, der Tochter Ludwigs VII von Frankreich versprochen war, den Kaiserthron hinterlassen. Kaum hatte dieser junge Prinz den Zepter drei Monate geführt, so ließ sein treuloßer Onkel, der ihm zum Vormund gesezt war, ihn heimlich erdrosseln und bemächtigte sich des Throns.

Gottfried Le Nat.

Isaak Angelus, der von einer weiblichen Linie der Komnenen abstammte, überfiel den Tyrannen, unter dem Vorwand den Tod des jungen Kaisers zu rächen, bemächtigte sich seiner Person, raubte ihm unter den grausamsten Martern das Leben, und schwang sich selbst auf den Thron. Zehn Jahre ungefähr hatte er diesen unter immerwährenden Besorgnissen behauptet, als sein Bruder Alexius, den er ehemals aus den Händen der Unglaubigen losgekauft, eine Verschwörung gegen ihn anstiftete, ihn seines Gesichts berauben und in ein unterirrdisches Loch werfen ließ, und sich selbst auf den Thron sezte. Der junge Alexius, ein Sohn des Isaak, war der Grausamkeit seines Onkels glüklich entronnen, und suchte Schuz unter dem Flügel des Herzog Philipps von Schwaben. Fortdauernde Befehdungen zwischen dem Herzog und Otto von Sachsen verhinderten aber diesen, seine ganze Macht, so wie er es wünschte, zum Beistand des Kaisers aufzubieten. Um diese Zeit trug sich die Belagerung von Zara durch die Kreuzfahrer zu, und der glückliche Erfolg ihrer Unternehmung schmeichelte dem Prinzen mit einem ähnlichen Ausgang

gang für den dethronisirten Kaiser, so bald es ihm nur gelänge, die Heerführer in sein Interesse zu ziehen. Gottfried Le Nat.

Dieses war die Absicht der gegenwärtigen Gesandtschaft, die den Christen nicht nur eine ansehnliche Belohnung zum Ersaz ihrer Mühe und Unkosten versicherte, sondern auch das Versprechen hinzufügte, daß Alexius das Kreuz ergreifen und mit 5000 Mann zu dem Kreuzheer stoßen würde, sobald Isaak den Thron wieder bestiegen hätte.

Die Fürsten des Heeres, die schon hinreichend überzeugt waren, daß die lezten Unternehmungen ihrer Religionsverwandten in Asien nur durch die Verrätherei der griechischen Kaiser gescheitert wären, und daß es beinahe unmöglich sein würde, Palästina zu erreichen, oder festen Fuß daselbst fassen zu können, bevor man sich von dieser Seite gesichert hätte, fanden sich leicht zu Unterhandlungen geneigt. Der Doge Dandalo, dem die Ausführung der Sache anvertraut war, sezte folgende Bedingungen fest: erstlich sollte der Hof zu Konstantinopel, auf den Fall, daß es den Christen gelingen würde, dem Kaiser wieder zu

Gottfried Le Rat.

dem Beſiz des Thrones zu verhelfen, eine Summe von 200000 Mark Silbers zum Erſaz für die Kriegsunkoſten erlegen; zweitens ſollte der junge Prinz ſodann unverzüglich dem Heere nach Paläſtina folgen, würden ihn aber politiſche Angelegenheiten zu Konſtantinopel zurückhalten, ſo ſollte er verbunden ſein, 10000 der tapferſten Krieger mit einer jährlichen Beſoldung ins Feld zu ſtellen; drittens ſollte er ununterbrochen 500 Ritter in Paläſtina unterhalten, um die zukünftigen Eroberungen daſelbſt zu behaupten; und endlich ſollte der Kaiſer ſeine ganze Macht aufbieten, um das Religions-Schisma zu zerſtören, und die griechiſche Kirche mit der lateiniſchen zu vereinigen.

Die Geſandten unterſchrieben alles und begaben ſich hierauf ſchleunigſt nach Teutſchland zu dem jungen Alexius. Der Prinz eilte ſelbſt unverzüglich nach Dalmatien und beſtätigte dem Vertrag. Sobald der Vertrag völlig geſchloſſen war, giengen die Kreuzfahrer wieder unter Segel, legten an der Küſte von Dalmatien vor Anker und rükten zu Lande weiter fort bis an die Mauern von Konſtantinopel. Die Armee beſtand ungefähr

gefähr aus 6000 Franzoſen und 8000 Venetianern, und dieſe geringe Anzahl von Kriegern wagten es, in einem fremden Lande ohne Lebensmittel, ohne irgend einen andern Beiſtand, als den, welchen ihnen ihr Muth und ihre Waffen verſchafften, eine Stadt wie Konſtantinopel, die wenigſtens zwei mal hunderttauſend gewaffnete Menſchen umfaßte, zu belagern. Gottfried Le Rat.

Der Angriff wurde zu Waſſer und zu Lande gemacht, und unzählige mal wiederholt. Die Fürſten des Heeres zeichneten ſich durch die entſchloſſenſte Tapferkeit aus. Der Doge ſelbſt, ein Greis von achtzig Jahren, der ſein Geſicht beinahe ſchon ganz verloren hatte, ließ ſich von einem ſeiner vornehmſten Offiziere an die Spize ſeiner Truppen führen und munterte ſie ſowohl durch Worte, als durch ſein Beiſpiel auf. Die Griechen ihrer Seits bepflanzten die Mauern mit Bogenſchüzen und Soldaten, die mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Belagerer herabſtürmten. Das Uebergewicht war unſtreitig auf Seiten der Griechen, und es war beinahe keine Möglichkeit vorhanden, daß die Lateiner mit einer ſo geringen Anzahl gegen die Menge

Gottfried Le Rat. ihrer Feinde das geringste würden ausrichten können. Aber der Zufall begünstigte sie und gab der Lage der Sachen plötzlich eine andere Wendung.

Der Tyrann, den sein Gewissen und die immerwährende Besorgniß, durch Verrätherei in die Hände der Kreuzfahrer zu gerathen, schrecklich beunruhigten, warf sich endlich verzweiflungsvoll in eine Barke und rettete sich mit seiner Familie und allen seinen Kostbarkeiten übers Meer. Seine Flucht stürzte alle Einwohner der Stadt in Verzweiflung. Zitternd liessen Soldaten und Bürger die Waffen aus den Händen fallen und öffneten den Lateinern ihre Thore. Noch an demselben Tage bestieg Isaak wieder den Thron und empfieng die Huldigung seiner Unterthanen.

1203 im August.

Die erste Bemühung des alten Kaisers war nunmehr, seinem Sohn die souveräne Gewalt in die Hände zu geben. Die freudige Stimmung der Gemüther begünstigte seine Unternehmung, und sobald dieses geschehen war, begleiteten ihn die Kreuzfahrer durch den größten Theil seiner Provinzen, und liessen ihn von den Einwohnern für den rechtmäßigen Beherrscher des Reichs erklären.

Alexius

Alexius belohnte aber die Freundschaft der Lateiner mit dem schwärzesten Undank, und verschob nicht nur die Erfüllung der festgesezten Bedingungen von einem Tag zum andern, sondern weigerte sich zulezt öffentlich, sie zu vollziehen. Die Strafe der Treuloßigkeit folgte ihm indeß auf dem Fuße nach. Die Griechen, welche unaufhörlich befürchteten, Kraft der lezten Hauptbedingung des Vertrages, durch ihn dem päbstlichen Stuhl unterworfen zu werden, änderten ihre Gesinnungen plözlich, und verfolgten ihn mit dem brennendsten Hasse. Gottfried Le Nat.

Ein gewisser Prinz aus dem Geblüte der Dukas, seiner ausserordentlich starken, in einanderlaufenden Augenbraunen wegen, Murzulphus genannt, faßte endlich den Entschluß, ihn mit Gewalt vom Throne zu stoßen. Durch List und Schmeicheleien glückte es ihm bald, das Herz des jungen unerfahrnen Fürsten zu gewinnen, und den Zügel der Regierung in seine Gewalt zu bekommen. Unterdessen wurden die Forderungen der Kreuzfahrer immer lauter und dringender, und Drohungen folgten auf Drohungen. Murzulphus wendete hingegen alle seine

Gottfried Le Rat.

Beredtſamkeit an, um den Fürſten in ſeiner Ungerechtigkeit zu beſtärken, während er auf der andern Seite durch ſeine Kreaturen ausſtreuen lieſſ, als wenn Alexius die Kreuzarmee aus keiner andern Abſicht bis jezt in dem Hafen von Konſtantinopel zurückhielte, als um die Einwohner dieſer Stadt, gegen welche er den ſchwärzeſten Argwohn hegte, im Zaum zu halten, und ſie mit gewaffneter Hand unter die Herrſchaft des Pabſtes zu zwingen. Dieſer Verſuch that die gewünſchte Wirkung. Der Pöbel gerieth in die heftigſte Gährung, ergriff wüthend die Waffen, und forderte die Stadt zur Rache gegen den treuloſen Monarchen auf. Iſaak gerieth bei dieſem neuen Ausbruch der Empörung in Verzweiflung und endigte wenige Tage darauf ſein Leben. Alexius warf ſich in der erſten Beſtürzung den aufgebrachten Kreuzfahrern in die Arme, und flehte ſie mit Thränen im Auge, einige ihrer Truppen zu ſeiner Sicherheit in die Stadt einrücken zu laſſen. Der Marquis von Montferrat fand ſich ſogleich bereit, ſeinem Begehren Gehör zu geben, ohne Rückſicht auf ſein undankbares Betragen zu nehmen. Beide kamen überein, die Kreuzfahrer

ſollten

ſollten ſich um Mitternacht bereit halten, mit ſtürmender Hand in die offne Stadt zu dringen. Murzulphlus, dem Alexius dieſes Vorhaben heimlich anvertraut hatte, hinterbrachte es ſogleich den Anführern, und erhizte dadurch die Gemüther noch mehr. Der Geiſt der Rebellion hatte ſchon die ganze Stadt ergriffen und drohte, den Verräther mit Entſezen vom Throne zu ſtürzen.

Murzulphlus, der heimliche Anführer der Rebellen, hatte zu viel Erfahrung, um dem aufbrauſenden Feuer des wankelmüthigen Pöbels ſo leicht zu trauen. Er wollte die Gefahr, eine neue Kaiſerwahl vorzuſchlagen, erſt mit einem andern verſuchen. In dieſer Abſicht brachte er einen jungen Menſchen, Namens Nikolaus Kanab in Vorſchein, der zwar aus einem vornehmen Hauſe ſtammte, aber weder Geiſt noch Gewicht beſaß, und ſchlug den Rebellen vor, ihn an der Stelle des Alexius auf den Thron zu heben. Sobald er aber merkte, daß der Pöbel aus Haß gegen Alexius bereit war, ſeine Kreatur zum Kaiſer zu ernennen, bemächtigte er ſich ſeiner, und entfernte ihn unverzüglich. Hierauf drang er um Mitternacht mit Ungeſtüm in das Gemach des

Kai-

Gottfried Le Rat.

Kaisers, weckte ihn aus dem Schlummer, und beschwor ihn auf das heftigste, sich der meuchelmörderischen Wuth des erhizten Pöbels zu entziehen. Der bestürzte Monarch raffte sich halb sinnlos auf und folgte dem Verräther zitternd nach. Murzulphlus versprach ihm heilig, daß er ihn in Sicherheit bringen wolle, und führte ihn unter diesem Vorwand in den entlegensten Winkel des Palastes, wo er sogleich ergriffen und in Ketten geworfen wurde. Nach diesem bemächtigte er sich seiner kaiserlichen Insignien, erschien in dem Glanze eines Monarchen, unter der Begleitung seiner Blutsfreunde und Mitverschwornen, vor dem Angesicht des versammelten Pöbels, und beschwor ihn feierlich, alle Gemeinschaft mit den Kreuzfahrern aufzuheben, und ihnen förmlich den Krieg anzukündigen. Durch dieses Mittel gewann er die stürmische Menge völlig, und ward unter lautem Jubelgeschrei zum Kaiser ausgerufen. Murzulphlus ließ sich auf der Stelle die Krone aufsetzen und bestieg mit der Eilfertigkeit eines Verbrechers den Thron, um den feurigen Enthusiasmus des Volks nicht verrauchen zu lassen.

Von

Von dem ferneren Schickſal des unglücklichen Knaben ſchweigt die Geſchichte gänzlich; in Anſehung des Alexius hat ſie uns folgendes aufbehalten. Nachdem der Verräther Murzulphlus ſich auf den Thron emporgeſchwungen hatte, ſuchte er ihn zu wiederholten malen durch vergiftete Speiſen hinzurichten. Da das beigemiſchte Gift aber jedesmal ſeine Wirkung verfehlte, und Murzulphlus ſich beſtändig mit der Beſorgniß quälte, daß ihm ſein Nebenbuhler einſt noch den Untergang bereiten möchte, ſo ließ er ihn endlich gewaltſam erdroſſeln. Gottfried Le Nat.

Das traurige Schickſal dieſes Fürſten riß die Kreuzfahrer zum innigſten Mitleid hin, unerachtet ſeine eigne Treuloßigkeit Schuld daran war. Sie beſchloßen einſtimmig, ſeinen Tod an dem Verräther zu rächen, und kündigten dieſem auf der Stelle den Krieg an. Murzulphlus ſezte ſich zur Gegenwehr und die Belagerung ward zum zweiten mal unternommen. Der Angriff geſchah von dem Kreuzheere mit Hize und Nachdruck. Nach einem blutigen Kampf, der einen ganzen Tag gedauert hatte, gelang es ihnen, ſich einiger Thürme zu bemächtigen, in welchen ſie ſich die

Nacht

Gottfried Le Rat.

Nacht über verschanzten, um mit dem Anbruch des Tages den Sturm aufs neue zu beginnen. Den folgenden Morgen wurden sie aber durch die Nachricht, daß der Kaiser die Flucht ergriffen hätte, auf das angenehmste überrascht. Durch einen wiederholten Angriff auf die Stadt suchten sie sich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. Der ohnmächtige Widerstand, und der gewühlvolle Lärm der Einwohner benahm ihnen allen Zweifel. Franzosen und Venetianer stürzten alsbald mit bewaffneter Faust in die Stadt, bestürmten die Paläste und öffentlichen Gebäude, besezten die Thore, und überliessen sich ganz den Ausschweifungen der Rache und der Habsucht. — Sobald der erste Sturm vorüber war und die Gemüther wieder ruhig wurden, richteten sie ihr Augenmerk auf eine neue Kaiserwahl, dessen Gegenstand endlich ein gewisser Balduin, Graf von Flandern, wurde.

Die erste und vorzüglichste Bemühung des neuen Kaisers gieng nunmehr dahin, die Sicherheit seines Throns durch die Vereinigung der Glaubensbande zwischen beiden Nationen zu befördern. Er arbeitete daher mit allem Eifer an der

der Zerstörung des Schiöna, und erhielt von Rom aus durch Innozenz III mehrere berühmte Kirchenlehrer, von denen er nachdrücklichen Beistand erwarten durfte. In derselben Absicht rief er auch die Johanniter in seine Staaten und verschaffte ihnen ansehnliche Besitzungen daselbst. Gottfried Le Nat.

Ueberhaupt war zur damaligen Zeit kein Fürst in der ganzen Christenheit, der nicht gewünscht hätte, die Johanniter in seine Staaten zu ziehen; gleich als ob ihre Gegenwart einen segenreichen Flor über ihre Herrschaften verbreitete. Zu Florenz, Pisa, Verona u. s. w. erreichte man geräumige Hospitäler und prachtvolle Kirchen zu ihrem Behuf. Ueberall fanden sie ihre Heimat, überall Schuz und Pflege, in den entferntesten Christlichen Provinzen Europens so gut, wie in dem Mittelpunkt ihres Ordens, in Asien.

Indeß war Almarich von Lusignan, König von Zypern, gestorben, und seine Gemahlin Isabelle, die Königin von Jerusalem, ihm nach wenigen Tagen nachgefolgt. Zwei Kronen waren durch ihren Tod erledigt. Marie, die älteste Tochter aus Isabellens zweiter Ehe mit Konrad von Tyrus, erbte die eine, von Jerusalem,

Hugo

Gottfried Le Rat.

Hugo von Lusignan, ein Sohn aus Almarichs erster Ehe, die andre von Zypern. Die dringende Gefahr, welche das heilige Reich in Palästina von allen Seiten bedrohte, forderte schnell die Wahl eines neuen Königs. Sie baten den König von Frankreich, ihnen einen Mann vorzuschlagen, der würdig wäre mit Mariens Hand die Krone von Jerusalem zu erhalten. Er nannte ihnen den Johann von Brienne, einen jungen Mann, der eben so klug als tapfer war, eben so geschikt einen Staat zu regieren, als eine Armee anzuführen. Der junge Graf war sehr geneigt einen Vorschlag anzunehmen, der eben so sehr seiner Eitelkeit schmeichelte, als er seinem brennenden Verlangen nach großen Unternehmungen entsprach. Er ließ der jungen Königin und den Großen des Reichs durch die Gesandten zurük melden, daß er bald mit einer mächtigen Armee in Akris erscheinen werde, um ihren Wünschen entgegen zu kommen.

Dieser Auftrag der Gesandten veranlaßte ein Gerücht, das sich bald überall ausbreitete, von der nahen Ankunft eines Kreuzheers, unter der Anführung des Grafen von Brienne. Man woll-

te nicht nur genaue Nachricht haben, die Absicht des Grafen sei, das ohnmächtige Reich gegen seine auswärtigen Feinde zu waffnen und den erledigten Thron in Besitz zu nehmen, sondern man berechnete sogar bestimmt die Anzahl der Fürsten und ihrer Truppen, wußte jede ihrer Bewegungen und sprach schon von dem glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen, wie von einer untrüglichen Begebenheit. So sehr vergrößert auch dieses Gerücht war, so machte es doch eine günstige Wirkung auf die Gemüther der Christen, und richtete ihren Muth und ihre Hoffnung wieder auf. Saphadin ward sogar dadurch bewogen, die Regierung von Zypern, gegen Darbietung einer beträchtlichen Anzahl von festen Plätzen, deren günstige Lage den Christen zu großem Vortheil gereichen konnte, zur Verlängerung des Waffenstillstandes aufzufordern. (Bottfried Le Rat.)

Der Johanniter-Großmeister, dem die plötzliche Erscheinung einer so starken Kriegsmacht aus guten Gründen nicht begreiflich schien, war sehr geneigt, den Vorschlag des Sultans anzunehmen; der Teutschordensmeister und der größte Theil des Adels stimmte seiner Meinung bei.

Gottfried le Rat. Allein der Tempelmeiſter und die geſammte Prälatenſchaft lehnten ſich mit Nachdruck dagegen auf; und dieſes aus Gründen, die ſich leicht erklären laſſen, wenn man den herrſchenden Partheigeiſt der beiden Orden in Erwägung zieht, der ſo weit gieng, daß der eine Orden einen Geſichtspunkt kaum halb ins Auge faſſen durfte, ohne daß der andre ſich ſogleich zu dem entgegengeſezten überneigte. Unglücklicherweiſe erhielt die lezte Meinung jezt das Uebergewicht, und ſo wurden die Chriſten gerade in dem gefährlichſten Zeitpunkt eines Vortheils beraubt, der ihnen ſo vortheilhaft für die Zukunft hätte werden können.

Der Großmeiſter Gottfried erlebte die günſtigeren Zeiten der Ausſöhnung nicht; ein plözlicher Tod riß ihn von der Szene und

1206. Guerin von Montaigü. Guerin von Montaigü wurde ſein Nachfolger. Kaum hatte dieſer ſeine Würde in Beſiz genommen, ſo nöthigte ihn eine neue Kriegserſcheinung von ſeiner Tapferkeit und Geiſtesgegenwart eine Probe abzulegen.

Während verſchiedener Streitigkeiten, welche die Thronfolge in Armenien veranlaßt hatte,

1209. drang Soliman Rovenidin, Sultan von Ico-

Ikonien, aus dem Geschlechte der selgenzidischen Turkomannen; auf Anstiften des Grafen von Tripolis, in Armenien ein und verheerte die Gegend umher mit Feuer und Schwerdt. Der Fürst dieses Landes, welcher der schismatischen Kirche zugethan war, nahm seine Zuflucht zu Pabst Innozenz III, und dieser brachte es durch Zureden dahin, daß der Großmeister Montaigü an der Spitze seiner Heerschaaren dem Feind entgegen zog. Nach verschiedenen kleinern Scharmüzeln und einem hartnäckigen Treffen wurde der Turkomannische Fürst geschlagen, und mußte eilends das Land wieder verlassen. Zur auszeichnenden Belohnung ihrer Tapferkeit, und vielleicht auch um sie tiefer in sein Interesse zu ziehen, schenkte der Fürst von Armenien den Johamitern die Stadt Saleph nebst zwei kleineren Festungen. Innozenz bestätigte nachher diese Schenkung durch eine Bulle, und zwang den Grafen von Tripolis zu einem Waffenstillstand mit dem Armenier. Zu gleicher Zeit ertheilte er auch seinem Legaten im Orient den Befehl, sorgfältig den Frieden in der besagten Provinz zu unterhalten, und alle geistliche Waffen in Bewegung zu sezen, um der re-

Guerin von Montaigu.

Guerin von Montaigu.

bellischen Parthei die Einwilligung abzudringen, ja selbst die Waffen der Johanniter zur Erreichung dieses Endzwecks zu gebrauchen.

Unterdessen bestätigte sich das Gerücht von der Ankunft des Grafen von Brienne wirklich, aber bei weitem nicht mit den günstigen Vorbedeutungen, wie kurz zuvor unter der Regierung des Großmeisters Gottfried geweissagt worden war. Die damaligen Unruhen, welche die Albigenser in Frankreich erregten, hatten den Pabst bewogen, einen Kreuzzug gegen diese gefährliche Sekte predigen zu lassen, und, alle Vortheile der Morgenländischen Expeditionen damit zu verknüpfen, um einen desto zahlreichern Zufluß unter seine Fahnen zu locken. Der leichte Erwerb des Ablasses, der die Hauptbedingung dieses Kreuzzuges war, riß eine solche unzählige Menge von Menschen nach Languedok, dem Hauptsitz jener Sekte, daß Brienne, bei seinem Abzug nach Palästina, nur mit Mühe eine Anzahl von 300 Rittern zu seinem Gefolg zusammenbringen konnten. Die Bestürzung der Christen bei Annäherung dieses unansehnlichen Heeres läßt sich kaum beschreiben. Brienne feierte ohne Zeitverlust sein Beilager, und rückte sodann

dann mit seinen Heerschaaren ins Feld, um seine Thronbesteigung durch Thaten der Tapferkeit auszuzeichnen. Hätten seine Kräfte im Gleichgewicht mit seinem Muth gestanden, so wäre ohne Zweifel der Erfolg vortheilhafter ausgefallen. Aber die Macht des Feindes war zu groß, als daß seine Unternehmungen, die bloß in Verheerung der Gränzen des feindlichen Landes, und der Eroberung einiger unbeträchtlichen Festungsplätze bestanden, der Sache der Christen eine entscheidende Wendung hätte geben können. (Gucrin von Montaigu.)

Sobald Brienne einsehen lernte, daß seine Bemühungen vergebens, und die Uebermacht des Feindes zu groß wäre, sezte er sich und seine Truppen in Sicherheit und machte dem Pabst eine umständliche Beschreibung von dem gegenwärtigen Zustand Palästina's und dem dringenden Bedürfniß eines Beistandes aus Okzident, ohne welchen dieses armselige Reich, das nur noch aus drei schwachen Plätzen bestünde, sich unmöglich länger erhalten könne, als die Unruhen zwischen den Brüdern und Söhnen des Saladins währten.

Guerin von Montaign.

Die kläglichen Schilderungen des Königs machten das Mitleid des Pabstes rege, und bewogen ihn, alle seine Autorität aufzubieten, um die bedrängte Christenheit im Orient vom Untergang zu retten. Er folgte dem Beispiel Urbans II; Priester, Mönche und Bullen wetteiferten mit einander, die Gemüther der abendländischen Christen mit heiligem Enthusiasmus zu entzünden. Aber mitten in dem Laufe dieser Unternehmung zerriß das politische Band Europens und die ganze Unternehmung scheiterte.

Es warf sich nämlich eine furchtbare Ligue, in welche die mehresten europäischen Mächte verflochten waren, gegen Frankreich auf. An der Spize derselben stand Kaiser Otto IV, in Verbindung mit dem König Johann von England, und vielen andern Fürsten und Grafen, die er in seine Interesse gezogen hatte.

Die vornehmsten Anführer der Ligue sähen den Untergang des Königs mit einer solchen Gewißheit voraus, daß sie seine Staaten schon unter sich getheilt hatten. Allein Philipp II, der bei der Nachwelt einen gerechten Anspruch auf den Beinamen den Großen machen darf, rüstete

sich

sich mit kalter Entschlossenheit gegen den stolzen Feind seines Reichs, und eilte ihm an der Spitze eines Heeres von 75000 Mann bis nach Peronne entgegen. Der gröſste Theil der Fürsten und Baronen des Königreichs versammelte sich unter seinen Fahnen, alles ergriff die Waffen mit freudigem Eifer, um die Macht der Ligue zu brechen, und das Vaterland von einem so gefährlichen Feind zu befreien. Stolz auf den Patriotismus seiner Unterthanen und die Tapferkeit seiner Soldaten verlieſs Philipp Peronne den 23 Julius, marschirte mit seinem Heere nach Flandern und lagerte sich ohnweit Tournai. Der Kaiser rükte bis Mortagne vor, welches ungefähr drei Meilen seitwärts von Tournai liegt, und verschanzte sich daselbst. Sein Heer war zweimal hunderttausend Mann stark, und hatte überdies einen so günstigen Standpunkt gefaſst, daſs es von keiner Seite angegriffen werden konnte. Philipp, der wohl einsah, daſs er hier nichts gegen ihn ausrichten würde, lockte ihn durch eine verstellte Flucht in die Ebene von Bouvines herab. Hier stiessen beide Heere an einem Sonntag auf einander. Ein blutiger, entschlossener An-

Guerin von Montaigu.

Guerin von Montaign.

griff ſollte entſcheiden, aber zum Unglück für Philipp verlangten ſeine Soldaten Aufſchub der Schlacht; theils weil es nicht gewöhnlich ſei, an einem Sonntag ein Treffen zu liefern, theils weil der mühſame Marſch ihre Kräfte ſo ſehr erſchöpft habe, daß man unmöglich etwas entſcheidendes wagen könne, bis der kleinere Adel herbeigekommen wäre. Philipp und ſein ruhmvoller Feldherr Guerin, ein Ritter aus dem Johanniterorden, wendeten Drohungen und Verſprechungen an, um ihr verderbliches Vorurtheil zu entwaffnen, und nach einem langwierigen Kampfe gelang es endlich dem Letzteren, das Heer durch ſein Beiſpiel zu entflammen. Guerin ſtellte nunmehr die Truppen in Schlachtordnung, doch ſo, daß ſie Wind und Sonnenſchein im Rücken hatten, wodurch er eben den Vortheil gewann, dem Hannibal einſt ſeinen Sieg über die Römer bei Kannä und Marius den ſeinigen über die Zimbern am Ufer der Athesis verdankte.

1214.

Noch nie ſah Frankreich ein blutigeres, hartnäckigeres Treffen, als dieſes. Rache und Verzweiflung beſeelten die Glieder der Franzoſen; der König that Wunder der Tapferkeit. Sechs

und

und zwanzig Ritter stürzten vor ihm nieder, er selbst kam in Lebensgefahr: sein Pferd sank unter ihm zu Boden, eine Lanze fuhr ihm durch die Kehle, halb entseelt taumelte er auf sein Pferd hin, nur zwei Ritter, Montigny und Trisian bedeckten ihn mit ihren Körpern und fiengen die feindlichen Hiebe mit ihrer Brust und ihren Klingen auf. Endlich schwang sich Philipp auf Tristans Pferd und stellte sich dem Feind an der Spize eines adelichen Korps von neuem entgegen. Schon ist ein Haufen Teutscher Soldaten, die sich ihm muthig widersezten, niedergehauen, ein anderer in die Flucht geschlagen; nichts widersteht dem wüthenden Angriff der Franzosen, die im Angesicht ihres Königs weder Gefahr, noch Untergang scheuen. Schon sind sie merklich vorwärts gerückt, dringen wüthend in die geschlossenen feindlichen Glieder ein, und bemächtigen sich der Person des Kaisers. De Trie wirft ihm eine Lanze auf die Brust, sein Küraß fängt jedoch die Wunde auf, Mauvoisin ergreift den Zügel seines Pferdes, der junge Graf von Bar faßt ihn beim Ringkragen, Desbarres, Seneschal von Anjou, sprengt herbei, umschlingt ihn mit

(Guerin von Montaign.

Guerin von Montaign. seinem rechten Arm, und sucht ihn vom Pferde zu reissen; alles stürzt hinzu, um die Ehre, den Kaiser zum Gefangenen gemacht zu haben, mit den andern zu theilen. Aber schaarenweis dringen die Teutschen auf sie ein, jagen die kühnen Streiter in die Flucht und bahnen dem Kaiser einen Weg zum Rückzug. Otto, noch schwindelnd von der Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, stürzt sich blindlings in die Flucht, ohne Ruhm noch Schande zu achten. Philipp der ihn davon sprengen sah, wendete sich lächelnd zu den umstehenden Offiziers und sagte: „heute seht ihr nur seinen Rücken."

Die Flucht des Kaisers riß den größten Theil seiner Truppen vom Schlachtfeld hinweg; wer noch tollkühn genug war, seinen Plaz behaupten zu wollen, ward ohne Gnade niedergehauen: Die Grafen von Flandern, Boulogne, Salisbury, Eustach von Hainaut, ein Ritter aus dem Orden des heil. Johannes, Hugo Manges, Vorsizer im kaiserlichen Konseil, und dreißig andere wurden zu Gefangenen gemacht. Otto entkam zwar glücklich, aber der Haß seiner Unterthanen verfolgte ihn, und zwang ihn endlich, die Kaiserkrone

krone niederzulegen. Der König von England, der gleiches Schicksal mit ihm hatte, brachte sein Leben in einem immerwährenden Bürgerkriege zu. Nur Philipp genoß die Früchte seiner Tapferkeit. Der Sieg in der Ebene von Bouvines, der ihn mit Lorbeern schmückte, gab Europa den süßen Genuß des Friedens wieder. Guerin von Montaign.

Aber diese glückliche Ruhe währte nicht lange. Kaum fühlten die Nationen Europens ihren beseelenden Einfluß, so sandte der Pabst seine Friedensstörer unter sie aus und waffnete sie zu einer neuen Ligue gegen die Ungläubigen. Aus allen Ländern sammelten sich Menschen unter seine Fahnen. Kaiser Friedrich II, Andreas, König von Ungarn, Leopold, Herzog von Oestreich, Ludwig, Herzog von Baiern, eine ungeheure Anzahl von Fürsten und Prälaten, Franzosen, Teutschen, Ungarn, Holländern, Friesen, Norwegern, ergriffen das Kreuz; alle aber unter der Bedingung, daß sie den Tag ihrer Abreise und die Zeit ihres Aufenthalts in Palästina nach Willkür bestimmen, und sich dem Zustand ihrer Gesundheit und ihrer ökonomischen oder politischen Verfassung gemäß einrichten dürften. 1215.

So

Guerin von Montalgü.

So geschah es daß der Kaiser, von dem man glaubte, er würde sich an die Spize des ersten Kreuzheeres stellen, durch die Italienischen Unruhen an seinem Vorhaben verhindert wurde. Ueberdem hatte er auch die Kaiserkrone noch nicht aus den Händen des heil. Vaters zu Rom in Empfang genommen: eine Zeremonie, der jedes fürstliche Haupt sich unterwerfen mußte, welches der Pabst auf den Teutschen Thron gehoben hatte.

1216. Statt seiner trat Andreas, König von Ungarn, an die Spize der Kreuzfahrer, und führte das erste Heer, welches aus mehreren Nationen zusammengesezt war, nach dem Orient. Dieser Andreas war ein Mann von edlem Herzen, dessen Handlungen von Religionsenthusiasmus und Gerechtigkeitsliebe beseelt waren, und der auch deswegen von seinem Reiche angebetet wurde. In Venedig schiffte er sich mit seinen Truppen nach Konstantinopel ein, von hier war er Willens über den Bosphorus nach Palästina zu sezen, wurde aber zufälligerweise genöthigt, seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt des griechischen Reichs zu verlängern, um mit den Italienischen Truppen, deren Ankunft er täglich und stündlich gewär-

gewärtig war, zusammenzufließen. Während er sich hier noch aufhielt, trug sich eine sehr traurige Begebenheit an seinem Hofe zu, welche Ursache ward, daß seine Reise nach dem gelobten Lande weniger ersprießlich für die Christen ausfiel, als sie hätte ausfallen müssen, wenn das Gemüth des Andreas nicht durch jene Begebenheit, die ihrer Sonderbarkeit wegen hier angeführt zu werden verdient, mitten im Glanze großer Thaten wäre umwölkt worden. Ywein von Montaigu.

Kurz vor seiner Abreise aus Ungarn hatte Andreas die Pflege des Reichs den Händen des ersten Reichspalatins anvertraut. Dieser Mann war Bankbanus, ein inniger Freund des Monarchen, ein großer Staatsmann und warmer Menschenfreund, von festem, unerschütterlichem Geiste, und bewährter Treue. Andreas hatte ihm besonders eingeschärft, den Frieden mit den Nachbarn seines Throns sorgfältig zu unterhalten, und eine strenge, unbegränzte Gerechtigkeitspflege auszuüben. Bankbanus unterließ nichts, was in seinen Kräften stand, um das Zutrauen des Monarchen zu rechtfertigen, und seine Gemahlin, eine Dame von glänzender Schönheit,

Guerin von Montaigu.

suchte ihrer Seits, die Königin durch zuvorkommende Gefälligkeiten aller Art über die schmerzhafte Trennung von ihrem königlichen Gemahl zu trösten.

So vergieng ein Tag nach dem andern in friedlicher Stille, von Sehnsucht getrübt, von Hoffnung erheitert, und das Land war glücklich unter dem Schuze des rechtschaffenen Statthalters. Jezt erschien der Graf von Mähren, ein Bruder der Königin, den sie auf das zärtlichste liebte, am Hofe seiner Schwester, und schnell verwandelte sich die Szene. Schimmernde Feste, schwelgerische Gastmale verdrängten die stillen Freuden häuslicher Eingezogenheit, und weckten die Gefühle der Wollust zu einem verderblichen Taumel auf. Die Reize der Statthalterin hatten seit dem ersten Augenblick der Bekanntschaft einen gefährlichen Eindruck auf das Gemüth des Grafen gemacht, einen Eindruck, den die häufige Gelegenheit, ihren Umgang zu geniessen, nur zu lebhaft unterhielt. Der Graf spürte bald die Veränderung in seinem Innersten; hingerissen von der Stärke der Leidenschaft wagte er es, ihr seine strafbaren Empfindungen zu gestehen.

Aber

Aber alle seine dringenden Bitten, alle seine vermessenen Schwüre waren nicht vermögend ihre Tugend zu erschüttern. Die Hindernisse, die sich seinen Wünschen entgegenwarfen, empörten seine Leidenschaft nur noch mehr; die Unmöglichkeit den Gegenstand derselben zu besitzen, bestärkte den Wunsch nach einem strafbaren Genuß. Eine finstre Melancholie brütete jezt auf der Stirne des Grafen, und gleich einem Verbrecher entfloh er dem Getümmel festlicher Freuden, um in der Einsamkeit Nahrung für seine brennende Leidenschaft einzusaugen.

Die plözliche Veränderung in dem Gemüthe des Grafen entgieng dem zärtlichen Schwesterblik der Königin nicht. Mit der ihrem Geschlecht eigenen gutherzigen Sympathie in Leiden dieser Art, theilte sie mit ihm seine Schmerzen, und sie dachte schändlich genug, ihm ihre Hand zur Erreichung seines Endzwecks darzubieten. Die Regentin wurde jezt seltner, als jemals von ihrer Seite gelassen, und kaum durfte sie sich wenige Augenblicke entfernen, ohne dringend zurükgefordert zu werden. Um sich von dieser beschwerlichen Zudringlichkeit, deren Absicht sie nur zu gut einsa-

Guerin von Montaigu.

einsahe, zu befreien, nahm sie endlich ihre Zuflucht zu einer verstellten Krankheit. Da aber ihr Rang und ihre Geburt sie verhinderten, allzulange von diesem Vorwand Gebrauch zu machen, mußte sie sich doch wieder entschliessen, ihre Erscheinung bei Hofe in Gegenwart des Grafen fortzusezen. Dieser hatte indeß, auf Anrathen der Königin, den Ausbruch seiner Leidenschaft tiefer in sich selbst verschlossen, und eine Maske von Kaltsinn und zeremonidser Ehrerbietung angenommen. Die Regentin ließ sich zum Unglück durch diese Maske täuschen und glaubte nunmehr für ferneren Zudringlichkeiten gesichert zu sein. Von jezt an wurden ihre Besuche bei Hofe wieder häufiger, und die Königin würdigte sie einer größeren Vertraulichkeit, als jemals. Nach einiger Zeit beredete sie diese so wie von ungefähr, mit ihr in ein entlegenes Zimmer zu gehen, um eine ungestörte Einsamkeit auf einige Stunden zu geniessen. Die schuldlose Regentin, folgte ohne Argwohn nach dem bestimmten Ort; aber welch ein Auftritt wartete ihrer hier! Kaum war sie hineingetreten, so schloß die Königin das Zimmer von aussen zu, und überließ sie den straf-

baren

baren Begierden ihres Bruders, der sich daselbst verborgen aufhielt. Guerin von Montalgü.

Mit niedergeschlagenen Augen und schaambedeckten Wangen verließ sie den Ort ihrer Schande, verschloß sich in ihrem Palast, und vertrauerte ihr Leben in verborgener Melancholie unter dem Drucke eines strafbaren Gewissens. Lange kam das schreckliche Geheimniß nicht über ihre Lippen; aber desto tiefer nagte es an ihrer Brust. Oft hatte ihr Gemahl selbst vergebens sich bemüht, es ihr zu entreissen. Dem seligen Erguß der Liebe allein wär die Entdeckung vorbehalten. Einst als er ihr mit stiller Sehnsucht entgegeneilte, um das Glück der Liebe in ihren Armen zu genieſſen, konnte sie dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen, sie brach in einem Strom von Thränen aus — und das schreckliche Geheimniß war entdekt. Mit zärtlicher Sorgfalt suchte ihr Gemahl sie zu trösten, unerachtet wüthende Schmerzen seine eigne Brust zerfleischten. „Du hast kein Verbrechen begangen, sagte er, dein Herz ist makellos, wie deine Schönheit! Sei ruhig und verbirg nur noch eine Zeitlang die Ursache deines Kummers. Deine Unschuld soll

Guerin von Montaigu.

——— gerächt werden, das schwör' ich dir bei allem, was heilig ist; aber noch müssen wir schweigen und dulden, bis Zeit und Umstände uns erlauben, die Strafe nach dem Maße des Verbrechens abzuwiegen." Seine Absicht war, schwere Rache an dem Grafen zu nehmen. Kaum erfuhr er aber, daß der Verbrecher heimlich abgereist wäre, so änderte er seinen Plan und warf das ganze Gewicht der Rache auf die Königin selbst. Mit erkünstelter Freundlichkeit begab er sich nach ihrem Palast und begehrte, sie persönlich zu sprechen, unter dem Vorwand, daß er ihr Briefe von ihrem Gemahl einzuhändigen habe. Das Kabinet der Königin öffnete sich; der Statthalter trat mit scheinbarer Hochachtung hinein, und beide wurden allein gelassen. Jezt ließ er plözlich seine Maske fallen, und zeigte sich ihr in seiner ganzen furchtbaren Wuth. Zuerst spannte er ihr Gewissen auf die schrecklichste Folter, und spiegelte ihr den ganzen Umfang ihres Verbrechens und ihrer Strafbarkeit vor; mit den lezten Worten, wo sein Grimm aufs höchste gestiegen war, zog er einen verborgnen Dolch heraus, stieß ihn

der

der Königin ins Herz, und verließ sie schwimmend in ihrem Blute.

Guerin von Montaigu

Mit wilden, verzweiflungsvollen Blicken eilte er nach seiner Wohnung, entdeckte jedem, der ihm begegnete, seine Schande und sein Verbrechen, und forderte laut die Rache der Gerechtigkeit auf. Sei's Ueberraschung oder Hochachtung, was die Umstehenden fesselte; genug Bankbanus erreichte seine Wohnung ohne Hinderniß. Hier nahm er mit stummer Zärtlichkeit Abschied von seiner Gemahlin, schwung sich dann auf sein Pferd, und eilte in Begleitung einiger Edelleute nach Konstantinopel, wo sich Andreas noch aufhielt.

„Herr", sagte er bei seinem Eintritt vor den König, mit unerschrockner Stimme, „als ihr Ungarn verliesset, schärftet ihr mir den Befehl ein, allen euren Unterthanen nach der Strenge der Gerechtigkeit zu begegnen. Diesem Befehl bin ich bisher treu geblieben, und die Nothwendigkeit zwang mich vor kurzem, denselben zum Nachtheil eures Hauses zu vollziehen. Ich habe eure Gemahlin umgebracht, weil sie einem Buben, der sich euern Schwager nennt, behülflich war, die meinige, die ich wie mein Leben schäze,

Guerin von Montaigu.

zu entehren. Und hier steh ich vor euch, und lege meinen Kopf in eure Hände; die Gerechtigkeit mag gegen mich entscheiden, oder auch die Rache des beleidigten Monarchen: ich zittre nicht, ich habe gethan, was mein Gewissen vor dem Richterstuhl des Ewigen wird verantworten können."

Andreas hörte diese sonderbare Anrede an, ohne ihn zu unterbrechen, ja sogar, ohne eine merkliche Veränderung in seinem Gemüthe zu äussern. Als Bankbanus geendigt hatte, erwiederte der König mit gelassenem Tone: „Wenn die Sache sich wirklich so verhält, wie ihr sie mir beschrieben habt, so begebt euch sogleich wieder in das Vaterland zurück, und fahrt fort, die Strenge der Gerechtigkeit, wie bisher, ungehindert auszuüben. Ich werde mich nur kurze Zeit in Palästina verweilen, und bei meiner Zurückkunft selbst untersuchen, ob eure Handlung Beifall oder Strafe verdient."

Kurze Zeit nachher verließ Andreas Konstantinopel, und eilte nach Palästina um sich seines Versprechens so bald als möglich zu entledigen. Sein Gemüth hatte indeß eine finstre melancholische

lische Stimmung erhalten, die seiner Tapferkeit einen Zügel anlegte, und ihm die feierliche Stille der Einsamkeit in dem Hause der Johanniter zu Akris behaglicher machte, als die gewühlvollen Unruhen am Hofe des Königs von Jerusalem, der ihm eine besondere, seinem Stande angemessene Wohnung daselbst hatte einräumen lassen. Guerin von Montaigu.

Bald darauf wohnte Andreas einigen kleinen Gefechten mit dem Sultan Koradin von Damas bei, der gegen Akris ausgezogen war; da aber der herannahende Winter die Truppen verhinderte, das offene Feld länger zu behaupten, so nahmen die Fürsten ihren Rückzug, und Andreas begab sich mit seinem Heere wieder nach Europa.

Glücklicherweise langte kurz nach seiner Abreise eine beträchtliche Flotte von Teutschen, Friesen und Holländern unter der Anführung Wilhelms I, Grafen von Holland, in Palästina an, und ersezte einigermaßen den Verlust des tapfern Andreas. Die Ankunft dieses Heeres richtete den gesunkenen Muth des Königs von Jerusalem wieder auf. Mit dem Anfange des Maimonats stand er schon bereit, Egypten mit Krieg zu be-

Guerin von Montaigu.

ziehen, und in Erwartung eines noch nachdrücklicheren Beistandes aus Europa rückte er mit seinem Heer vor die Stadt Damiata. Ein sehr fester Thurm, mitten im Nil erbaut, war die vorzüglichste Schuzwehr der Feinde von der einen Seite der Stadt. Es dauerte sehr lange, bis es den Kreuzfahrern gelang, diesen Thurm in ihre Gewalt zu bekommen. Die Ritter vom heil. Johanniserden zeichneten sich auch bei dieser Gelegenheit wieder vorzüglich aus. Auf zwei Schiffen, die sie an einander gefesselt hatten, bestürmten sie den Thurm mit einem wüthenden Angriff, der sie wahrscheinlich Meister von diesem wichtigen Plaz gemacht hätte. Unglücklicherweise zerriß das eine Schiff, und die muthigen Kämpfer ertranken fast alle im Nil. Mehrere fruchtlose Stürme folgten auf diesen, bis es endlich den Teutschen gelang, mit Hülfe einer ganz neuen Belagerungsmaschine die Eroberung zu vollenden. Sobald der Sultan diesen Verlust erfuhr, starb er, sagen die Geschichtschreiber, aus Verzweiflung. Er hinterließ fünfzehn Kinder. Unter die 6 ältesten derselben theilte er kurz vor seinem Tode die Herrschaft seiner Staaten.

Die

Die Christen sezten nun, nachdem sie Meister von jenem wichtigen Vorplaz waren, die Belagerung von Damiata mit neuem Eifer fort. Eine neue ansehnliche Verstärkung aus Europa, die den Kardinal von Albano, einen äusserst stolzen und gewaltthätigen Mann, als päbstlichen Gesandten an ihrer Spize hatte, kam um diese Zeit bei dem Kreuzheere an, und belebte ihren Muth und ihre Hoffnungen. Der Sultan von Egypten rief seinen Bruder, den Sultan von Syrien, der eben so leidenschaftlich für den Krieg eingenommen war als er, und an Tapferkeit und andern Tugenden mit ihm wetteiferte, zu seinem Beistand. Bevor dieser junge Sultan seinen Zug nach Egypten antrat, zerstörte er die Festungswerke von Jerusalem, schleifte die Mauern, und benahm den Christen alle Hofnung, sich daselbst wieder verschanzen zu können, im Fall die Belagerung von Damiata zu ihrem Vortheil ausschlüge. Nach diesem eilte er nach Egypten, verband sich mit seinem ältern Bruder, dem Sultan Kamel, und suchte Damiata zu entsezen. Guerin von Montaigu.

Die drei militärischen Orden waren beinah die einzigen, welche dem Feind von allen Seiten

Guerin von Montaigu.

die Spize hielten. Gleich einer ehernen Mauer standen sie da, und bedeckten ihre streitenden Mitbrüder, ohne auch nur einen Schritt von der Stelle zu weichen. Da der Sultan endlich mit Betrübniß wahrnahm, es sei unmöglich, Damiata, den Schlüssel seines Königreichs, zu retten, nahm er seine Zuflucht zur Kapitulation, und bot den Christen die Zurückgabe des wahren Kreuzes an, welches sie bei der Eroberung von Tiberias eingebüßt hatten, versprach, ihnen den Besitz der Stadt Jerusalem wieder abzutreten, die Unkosten zur Errichtung der Mauern und Wiederherstellung der Befestigungswerke zu bestreiten, und das Schloß Thoron nebst andern festen Plätzen in ihre Gewalt zu liefern.

Der König von Jerusalem war wirklich bereit, diese günstigen Bedingungen zu unterschreiben, aber der Kardinal Albano behauptete, Kraft der ihm vom heil. Vater übertragenen Gewalt, man müsse die Bedingungen des Sultans verwerfen, und den günstigen Augenblick benuzen, wo ein entschlossener Angriff der Christenheit zur Herrschaft über ganz Egypten den Weg eröffnen könnte. Der König fand sich über den Widerstand des Legaten

gaten so empfindlich beleidigt, daß er, unter dem Vorwand, neue Hülfstruppen herbeizuführen, sich wieder nach Akris begab, und den Ausgang der Belagerer daselbst abzuwarten beschloß. Indessen schien das Schicksal anfänglich die Meinung des Legaten begünstigen zu wollen: Damiata wurde bei Nacht eingenommen, oder gerieth vielmehr in die Hände des Feindes aus Mangel an nachdrücklicher Vertheidigung. Die mehresten Soldaten und Einwohner waren entweder in den wiederholten Treffen, oder durch Hungersnoth umgekommen, so, daß mehr als 24000 Menschen ihr Leben während der Belagerung eingebüßt hatten, und die Christen bei ihrem Eintritt in die Stadt sich in eine große Einöde versezt glaubten, indem die Festung bloß von einigen schwächlichen Personen noch bewohnt war, die, Alters und Krankheits halber, sich nicht hatten entfernen können.

Guerin von Montaigü.

1220.

Stolz über diesen glücklichen Erfolg seiner Unternehmung rückte der Legat, gegen den Rath aller Anführer, mit der Armee auf das Herz von Egypten los und lagerte sich zwischen den Armen des Nils. Kaum erfuhr der Sultan seine An-

Guerin von Montaigu.

kunft, so ließ er die Dämme öffnen, und sezte die ganze Gegend umher unter Wasser, so daß die Christen sich plözlich auf einer ganz kleinen Insel eingeschlossen sahen, wo sie weder Unterhalt finden, noch weiter rücken konnten. Die Hungersnoth, eine natürliche Folge davon, bemächtigte sich ihrer mit einer solchen Grausamkeit, daß sie den Untergang vor Augen sahen und gezwungen waren, einen Waffenstillstand auf acht Jahre einzugehen. Um Brod und einen freien Rükzug zu erhalten, mußten sie sich dazu verstehen, Damiata wieder in die Hände des Sultans zu liefern, und alle zu Akris und Tyrus befindlichen Gefangenen auszuliefern. Dagegen verpflichteten sich die Sarazenen, das wahre Kreuz zurückzugeben, die Gefangenen zu Kairo und Damas wieder in Freiheit zu sezen, und die Armee auf ihrem Rückzuge mit Lebensmitteln zu versehen. Die Bedingungen wurden von beiden Theilen aufs pünktlichste vollzogen, ausgenommen diejenige, welche die Zurückgabe des wahren Kreuzes betraf, vermuthlich weil die Ungläubigen es verloren hatten. Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung gieng die Christliche Armee

aus-

auseinander, ohne dem König von Jerusalem auch nur um einen Schritt weiter zu dem Besiz seines Reichs verholfen zu haben. Guerin von Montaigu.

Unterdessen versammelten sich die Mächte von Europa zu Ferentino in Kampanien, und berathschlagten sich wegen des Beistandes, welchen sie nach Palästina senden wollten. Sowohl Pabst Honorius III, als Kaiser Friedrich II, der König und der Patriarch von Jerusalem, und die Ordensmeister der drei geistlichen Ritterorden, wohnten dieser Versammlung bei. Der Pabst erinnerte bei dieser Gelegenheit den Kaiser an seinen versprochenen Kreuzzug, und Herrmann von Salza, der vierte Teutschordensmeister, schlug ihm eine Vermählung mit der Erbprinzessin des Königs von Jerusalem vor, um ihn desto leichter zu diesem Schritt zu bewegen. Friedrich, der vor kurzem seine Gemahlin verloren hatte, nahm diesen Vorschlag an, und gelobte dem Pabst durch einen feierlichen Eid, einen Kreuzzug auf zwei Jahre zu unternehmen. Bald darauf feierte er sein Beilager mit der Prinzessin Yolanti, zwang aber auch zu gleicher Zeit, gegen sein ausdrückliches Verspechen, ihren Vater, noch bei seinen Lebzeiten

Guerin von Montaigu.

zeiten der Krone von Jerusalem zu entsagen, und ihm dem Besiz seines Reichs einzuräumen.

Kaum hatte der Kaiser sich zu diesem Kreuzzuge verpflichtet, so sorgte der Pabst dafür, daß es durch ganz Europa bekannt gemacht wurde, um Zeugen gegen ihn aufstellen zu können, im Fall er sich weigern sollte, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Der alte König von Jerusalem und der Großmeister des Johanniterordens durchstrichen in dieser Zeit ganz Spanien, Frankreich, England und Teutschland, um dem gelobten Lande einen schleunigen Beistand zu verschaffen. Frankreich zahlte ihnen auf der Stelle zweimal hunderttausend Livres aus, welche Philipp August, der kurz vorher gestorben war, zur Bestreitung der Vertheidigungskosten von Jerusalem, in seinem Testament ausgesezt hatte, und wovon die eine Hälfte dem König von Jerusalem, die andre aber dem Johanniterorden bestimmt war. Der König von Navarra, der Graf Theobald von Champagne, Peter von Dreux, ehemaliger Graf von Bretagne, Richard, Graf von Kornwallis, ein jüngerer Bruder Heinrichs III von England, und eine unzählige Menge

von

von französischen und englischen Baronen ergrif- Mucrin von Montaigu.
fen das Kreuz, der größte Theil von ihnen trat aber die Abreise nach dem gelobten Lande nach eigner Willkür an.

Der Kaiser hatte dieses mächtige Heer unter der Anführung seiner Generale vorausgeschickt, und zugleich versprochen, sich in kurzer Zeit persönlich bei der Armee einzufinden. Da aber Palästina damals so gut als ohne Oberhaupt war, und keinen Heerführer besaß, der die oberste Gewalt mit eignem Ansehen in seiner Person vereinigte, so gewann die Lage der Christen durch den größten Theil dieser Hülfstruppen wenig oder gar nichts, weil die einander widersprechenden Grundsäze der verschiedenen Heerführer jede Unternehmung vereitelten. Keine einzige von ihren Handlungen zielte auf einen allgemeinen Zweck: der eine schloß einen Waffenstillstand mit den Ungläubigen, der andere brach ihn wieder nach Willkür, und keiner war darauf bedacht, der Christenheit durch sein Betragen Ehre zu machen, oder Palästina aus dem Untergang wieder empor zu helfen. Selbst unter den drei Orden herrschten Mißverständnisse und Spaltungen: ein jeder

befolgte

Guerin von Montaigu.

befolgte seine eigenen Absichten und handelte dem andern gerade zuwider. Ueberall war das Band der Eintracht zerrissen, überall wütheten Haß und Verfolgungsgeist. Palästina glich einem verlassenen Schiffe, das ohne Mast und ohne Steuermann auf dem offenen Meere vom Sturm umhergetrieben wird.

Jezt war der Zeitpunkt erschienen, wo der Kaiser, seinem Versprechen gemäß, das Kreuz ergreifen, und gegen die Unglaubigen ins Feld rücken sollte. Aber zum Unglück warfen sich gerade damals einige Lombardische Städte auf, und errichteten einen Bund, um sich seiner Herrschaft zu entziehen. Dadurch wurde er abermals an der Erfüllung seines Versprechens gehindert und mußte den Pabst um einen zweijährigen Aufschub bitten, damit er Zeit gewinnen möchte, die Rebellen wieder zum Gehorsam zu bringen. Er erhielt die Einwilligung des Pabstes, gegen ansehnliche Bedingungen, und ließ nun schon im voraus alle Anstalten treffen, die ein so großes Unternehmen erforderte. Auf seinen ausdrücklichen Befehl wurden in den Häfen des Königreichs Neapel und Sizilien hundert Galeeren

ken nebſt fünfzig kleinern Kriegsſchiffen ausgerüſtet und mehrere Teutſche Fürſten begaben ſich mit einer unzähligen Menge Soldaten nach Brindiſi, dem allgemeinen Verſammlungsort der Truppen. Guerin von Montaigu.

Kaum war der lezte Tag von dem beſtimmten Termine verfloſſen, ſo eilte auch Friedrich dahin, und ſchiffte ſich mit einem Heere von beinah 40000 Mann nach Paläſtina ein. Nach einer dreitägigen Fahrt befiel aber den Kaiſer und einige andre Fürſten und Edelleute, worunter ſich auch der Landgraf von Heſſen befand, plözlich eine ſo heftige Krankheit, daß die Aerzte zu einer ſchleunigen Rückreiſe riethen, weil die Landluft, ihrem Urtheil nach, der Kriſe günſtiger ſein würde, als alle Kräfte der Medizin. Der Rath wurde ohne Bedenken befolgt, und in wenig Tagen landeten die Schiffe im Hafen von Tarent, wo der Landgraf ſein Leben endigte. 1227 im August

Der Kaiſer kam zwar mit einigen leichten Fieberanfällen davon, aber für ihn und ſein Land, ſelbſt für die Chriſten im Orient, hatte dieſe Krankheit die nachtheiligſten Folgen. Gregorius IX, ein ſtolzer, aufgeblaſener Mann, der vor

kur-

Guerin von Montaigu.

kurzem den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, und die europäischen Fürsten mit unglaublichem Despotismus drückte, hielt die Krankheit des Kaisers für einen bloßen Vorwand, sich seiner Pflicht zu entziehen, und warf ihn in den Bann. Die Exkommunikation geschah in der Kirche zu Agnani, wo er sich gerade damals befand, und ward durch eine Predigt angekündigt, die folgende Worte des Evangeliums zum Grundtext hatten: „Es ist nothwendig, daß ein Aergerniß geschehe." Nachdem sich Gregorius nun weitläuftig über den Streit Michaels mit dem Drachen ausgebreitet hatte, nahm er eine überraschende Wendung auf die Exkommunikation des Kaisers, die er mit allen seinen päbstlichen Donnern auf ihn herabschleuderte. Unmittelbar nach geschehener Exkommunikation schickte der Pabst einen Cirkularbrief an alle Europäische Bischöffe, worin er sein Verfahren mit der Widerspenstigkeit des Kaisers rechtfertigte, und diesen auf die unerlaubteste Art zu verkleinern suchte.

1228.

Der Kaiser der sich durch die Mißhandlungen des Pabstes empfindlich beleidigt fand, schickte seiner Seits ein Patent, in der Form eines Manifests,

nifeſts, an alle Europäiſche Höfe, worin er Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld anrief, die bitterſten Beſchwerden über den ſtolzen Deſpotismus des Pabſtes ausſtieß, und einen feierlichen Eidſchwur that, gleich nach völliger Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit den Zug nach dem gelobten Lande anzutreten. Freilich war die Härte und Bitterkeit dieſes Briefes nicht ganz zu entſchuldigen; aber wahr iſt es, daß die Päbſte ſich nicht ſelten der Kreuzzüge als bloßer Mittel bedienten, die Fürſten und ihre Unterthanen unter der Bothmäßigkeit des heil. Stuhls zu erhalten. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß die Monarchen ſelbſt oft ihr ganzes Anſehen aufboten, um die Herzoge, Grafen und übrigen Vaſallen der Krone zu dieſem Schritt zu bewegen, und dadurch in ihrer Abweſenheit, welche der Tod oft verewigte, eine unumſchränkte Gewalt über ihre Staaten an ſich zu reiſſen.

Guerin von Montaigu.

Die fehlgeſchlagene Erwartung, den Kaiſer am Ende des Monats Auguſt bei der Armee zu ſehen, erfüllte die Chriſten in Paläſtina mit großem Kummer. Sie wendeten ſich jezt wieder an den Pabſt, und flehten ihn auf das dringend-

Guerin von Montaigu.

ſie, ihnen ſchleunig einen Zuwachs an Hülfstruppen herbeizuſenden.

Der Pabſt ſchleuderte nun zum zweitenmal ſeine Bannſtrahlen auf den unſchuldigen Kaiſer, und behandelte ihn grauſamer als jemals. Aber, zum Unglück für ihn, brachte ſein ungeſtümes Betragen eine ganz andere Wirkung bei den römiſchen Baronen und dem Volke hervor, als er erwartet hatte. Es mißfiel den lezteren ſehr, daß der Pabſt einem Chriſtlichen Kaiſer und Römiſchen König ſo übel mitſpielte; und da Gregorius demungeachtet in ſeinem Eifer fortfuhr, ergriffen die mißmüthigſten unter ihnen die Waffen, und zwangen ihn, Rom zu verlaſſen und ſich mit ſeinem Hofe nach Perouſe zu flüchten. Die Rachſucht des Kaiſers, eines von Natur grauſamen, herrſchſüchtigen Fürſten, begnügte ſich nicht damit, den Pabſt gedemüthigt zu ſehen, ſondern wälzte ſeinen Haß auch auf die Anhänger deſſelben, und keiner, der nur in den geringſten Verdacht einer ſolchen Partheilichkeit fiel, entgieng ſeinem Zorn. Selbſt die Johanniter und Tempelherren, die ſich ihm verdächtig gemacht hatten, mußten in ſeinen Italieniſchen Staaten die grauſamſten Verfolgungen

gen erdulden: man trieb sie unter verschiedenem Vorwand aus ihren Besitzungen, entriß ihnen ihre Leibeigenen, und plünderte ihre Wohnungen. Auch dabei blieb es nicht. Um den Pabst seine Beleidigung noch tiefer empfinden zu lassen, schikte der Kaiser eine Armee in seine Staaten, und ließ die Mark Ankona nebst dem Patrimoniat verheeren; und um gleichsam der Gewalt der Schlüssel Petri zu spotten, gebrauchte er dazu bloß Sarazenen aus Sizilien, die unter seiner Oberherrschaft standen, und als erklärte Kezer vor dem Bannstral des heil. Stuhls gesichert waren. Gräfin von Montaigu.

Gregorius verhielt sich bei diesem allem keineswegs gleichgültig, oder leidend, sondern fuhr ungestört fort, ihn mit seinen Bannstralen zu verfolgen, und machte sogar öffentlich kund, daß, wenn der Kaiser in seiner Widerspenstigkeit gegen die Kirche Christi beharren würde, er hiermit alle seine Unterthanen von dem Eid der Treue losspräche, und ihnen die Erlaubniß gäbe, sich seiner Herrschaft auf immer zu entziehen.

Sei es nun daß der Kaiser wirklich die schrecklichen Folgen dieser Drohungen fürchtete, oder,

Guerin von Montaigu.

daß er argwöhnte, Brienne, der seine Ansprüche auf die Krone von Jerusalem nur gezwungen aufgegeben hatte, möchte die Gelegenheit benuzen, seine Rechte auf den Thron wieder zu befestigen; kurz er entschloß sich endlich, dem Begehren des Pabstes Gehör zu geben, und sich unverzüglich nach Palästina zu verfügen. Um aber den Pabst zu verhindern, daß er sich seine Abwesenheit nicht auf eine nachtheilige Art zu Nuzen zöge, machte er ihm vorher durch ein Schreiben kund, er habe dem Herzog Renald von Spoleto die Vollmacht hinterlassen, die zwischen ihnen beiden herrschenden Streitigkeiten zu schlichten. Gregorius aber fand sich keineswegs geneigt eine Reise zuzugeben, welche die Bande der Exkommunikation und ihre Folgen vernichtet haben würde, sondern erwiederte dem Kaiser: er verstatte ihm unter keiner Bedingung eher zu dem Kreuzheer abzureisen als bis er die Rache der Kirche völlig versöhnt hätte. Der Kaiser blieb dieses Verbots unerachtet seinem Vorsatz treu. Ohne darauf zu antworten, begab er sich mit seinem Gefolg nach Brindisi, schiffte sich hier nach Palästina ein, und langte nach einer schnellen Fahrt glücklich in dem Hafen von

1228 den 8 Sept.

Akris

Akris an, wo er von den beiden militärischen Orden, sammt den vornehmsten Häuptern der Stadt und dem Magistrat mit größter Ehrerbietung empfangen ward. (Lucrin von Montaigu.)

Kurze Zeit darauf liefen Briefe von dem heil. Vater bei dem Patriarchen von Jerusalem ein, worin ersterer den Kaiser für exkommunizirt erklärte; und den Rittern beider Orden im Namen der Kirche untersagte, seinen Befehlen zu gehorchen. Die beiden Großmeister, des Johanniter und des Tempelordens weigerten sich nun unter des Kaisers Kommando bei der Armee zu erscheinen. Friedrich ließ sich dadurch in seinen Unternehmungen nicht stören, sondern rückte mit einem kleinen Heere von 10000 Infanteristen und 800 Reitern gerade auf Jaffa loß, welche Stadt mit neuen Festungswerken umgeben werden sollte, noch ehe der Anfang mit der Belagerung von Jerusalem gemacht würde. Ausser seinen Truppen folgten ihm auch noch die Teutschordensritter, die als Unterthanen seines Throns von den Pflichten des Gehorsams gegen den Pabst entledigt zu sein glaubten. Die Johanniter und Tempelherren zogen beständig in einer gewissen Entfernung ne-

Guerin von Montaigu.

ben der kaiserlichen Armee her, um schleunigst bei der Hand zu sein, im Fall die Christen den auflauernden Sarazenen in die Hände gerathen sollten. Der Kaiser, der endlich einsah, wie vortheilhaft ihm ihr Beistand sein würde, nahm seine Zuflucht zur Verstellung und bot die Hand zu einem Vergleich an, worin festgesezt wurde, daß der Kriegsrath, ohne des Kaisers Meldung zu thun, die Befehle im Namen Gottes und der Christenheit ertheilen sollte. Nach dieser Vorkehrung, welche die Ordensritter den Befehlen des Pabstes schuldig zu sein glaubten, stießen sie wieder zur Armee, und erreichten Jaffa ohne Hinderniß.

Gleich nach der Abreise des Kaisers begehrte der Herzog von Spoleto Audienz bei dem Pabst, um über den Friedenstraktat mit ihm zu negoziren. Da ihm sein Begehren aber abgeschlagen wurde, fuhr er fort, den Pabst als einen Feind des Teutschen Throns zu behandeln, verheerte das flache Land, unterwarf sich die Städte, und mancher Priester Gottes, erzählt man, verlor in dem Getümmel der Schlacht, und dem Gewühl der eroberten Städte sein Leben, andre wurden verstümmelt,

melt, andre wie Verbrecher mit dem Strang hingerichtet. Guerin von Montaigu.

Dieser Grausamkeit zu steuern, erforderte etwas mehr, als bloße Exkommunikationen und Manifeste. Daher raffte der Pabst seine ganze Macht zusammen und stellte zwei Armeen ins Feld. An der Spize der einen stand der ehemalige König von Jerusalem, Johannes von Brienne, die andre führten zwei kaiserliche Rebellen an, die der Pabst in Schuz genommen hatte, die Grafen von Celano und Roger von Aquila. Diese lezteren besonders erlaubten sich in dem folgenden Kriege die unerhörteste Grausamkeiten, so daß es schien, die päbstlichen Soldaten befürchteten, von den Sarazenen an Unmenschlichkeit übertroffen zu werden.

Thomas Daquin, einer von des Kaisers Offizieren, stattete ihm von dieser Veränderung schriftlichen Bericht ab. Kurz darauf liefen andere Nachrichten ein, daß die päbstlichen Generale die Kaiserlichen aus Ankona bis in das Königreich von Neapel vertrieben, daß sie die meisten Städte dieses Königreichs an sich gerissen hätten, und eben jezt gewaffnet vor Kapua erschienen wären; 1229.

Guerin von Montaigu.

daß päbſtliche Emiſſarien mehrere Städte in der Lombardie aufgewiegelt hätten, die unter Anführung eines Legaten des heil. Stuhls mit vereinigten Kräften ſeine Staaten verheerten.

Durch die Nachrichten von dieſer Revolution äuſſerſt aufgebracht, betrachtete Friedrich von nun an den Pabſt als ſeinen tödtlichſten Feind, und beſchloß, ſich eiligſt nach Italien zu begeben, um die Vertheidigung ſeiner Staaten ſelbſt zu übernehmen. Damit er aber einen günſtigen Vorwand zur Abreiſe haben möchte, ließ er das Gerücht ausbreiten, die Johanniter und Tempelherren hätten ihn auf Anſtiften des Pabſtes den Sarazenen in die Hände liefern wollen. Hierauf ſchloß er heimlich einen Waffenſtillſtand auf zehen Jahre mit dem Sultan von Egypten. Die Bedingungen des Vertrags, welche er nachher öffentlich bekannt machte, beſtanden darin: daß der Sultan Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth, Thoron und Sidon an den Kaiſer abtreten, und ihm verſtatten ſollte, die Feſtungswerke dieſer Pläze nebſt den Mauren von Jeruſalem wieder aufzurichten, und eine unumſchränkte Herrſchaft über die heil. Stadt zu behaupten, in welcher letz-

ren

ren der Tempel allein mit allem Zubehörigen den Unglaubigen zur ungehinderten Ausübung ihres Gottesdienstes bestimmt sein sollte. Guerin von Montaign.

Gleich nach geschlossenem Vertrage sezte sich eine beträchtliche Anzahl Christen in Jerusalem nieder, Nonnen und Mönche wurden durch die Heiligkeit des Orts angelockt, in denen daselbst befindlichen Klöstern ihre Wohnung aufzuschlagen. Aber die Verrätherei des Kaisers wurde bald sichtbar. Ein Tag verstrich nach dem andern ohne daß die Festungswerke der eben genannten Städte wieder aufgerichtet wurden, und als die beiden Ritterorden dem Kaiser ansehnliche Beisteuer zur Beförderung dieser Unternehmung anboten, wies er sie mit Hohnlächeln zurück. Solchergestalt mußten jene Städte der Willkür des Schicksals allein überlassen werden, und standen allen Anfällen der herumstreifenden Sarazenen offen, die den Christen an Macht und Anzahl weit überlegen waren.

Nachdem der Kaiser seine Rachsucht gegen die Christen im Orient auf solche Art geäussert hatte, schiffte er sich nach Europa ein und landete glücklich an den Sizilischen Küsten.

Guerin von Montaigu.

Durch seine Gegenwart gewann der Krieg ein neues Gewicht. Er vertrieb die päbstlichen aus ihren eroberten Plätzen und nöthigte sie, mit großem Verlust sich zurück zu ziehen. Sobald Gregorius einsehen lernte, daß er durch zeitliche Waffen nichts ausrichten würde, griff er, mit desto günstigerem Erfolg, wieder zu den geistlichen und sprach, nach wiederholter Exkommunikation, die Unterthanen des Kaisers sämtlich von dem Eid der Treue los. Ein entsezliches Unternehmen, welches allen Schrecken der Empörung den Weg öffnete. Der Kaiser gerieth darüber in eine solche Bestürzung, daß er auf der Stelle seine Waffen von sich warf, und mehrere Kardinäle und Prälaten aus Teutschland zu gewinnen suchte, denen er dringend anlag, ihren Kredit für ihn zu verwenden, um eine Aussöhnung zwischen ihnen beiden zu bewirken.

1230.

Die Unterhandlungen verzogen sich beinah ein ganzes Jahr, und der Besiegte schrieb dem Sieger Gesetze vor. Friedrich erhielt endlich die Absolution, aber unter der einzigen Bedingung, daß er sich der Willkür des Pabstes unterwürfig machte, und sich eidlich verpflichtete, in eine

ihm

ihm von der Kirche bestimmten Zeit, allen Nachtheil, welchen er den Johannitern und Tempelherren zugefügt hatte, nebst den Kriegskosten, zu ersezen, und dem Pabst noch besonders allen Aufwand zu vergüten, welchen ihm die Vertheidigungsanstalten des Patrimoniats verursacht hatten. Guerin von Montaigu.

Friedrich erfüllte die Bedingungen auf das pünktlichste, behielt aber einen unauslöschlichen Haß gegen die beiden Ritterorden bei, den er kurze Zeit darauf durch die heftigsten Verfolgungen an den Tag legte. Der Pabst widersezte sich ihm zwar, und zwang ihn zum zweitenmale zu Friedensversicherungen. Allein Rachsucht wegen der Anhänglichkeit der beiden Orden an den päbstlichen Stuhl, während seiner Zwistigkeiten mit demselben, reizte ihn immer zu neuen Verfolgungen. Am unglücklichsten waren diejenigen Ordensbrüder, welche sich in Sizilien aufhielten. Diese, als seine Unterthanen, nöthigte er, das Kreuz zu ergreifen, um unter dem Vorwand, daß sie Palästina beschüzen müßten, vertrieb er sie auf immer aus ihren ruhigen Besizungen auf der Insel. 1231.

Wäh-

Während dieser grausamen Verfolgungen verlor der Orden des heil. Johannes seinen wackern Großmeister Guerin von Montaigü. Ihm folgte Bertrand von Texis, ein Mann, der sich eben so sehr durch seinen Eifer für die Erhaltung des gelobten Landes, als durch seine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse des Ordens, den Beifall seiner Zeitgenossen und den Ruhm der Nachwelt erwarb.

Bertrand von Texis.

Seit der Thronentsagung des Brienne war Palästina so gut als ohne Oberhaupt gewesen, und gewiß wäre es längst ein Raub seiner Feinde geworden, wenn die Tapferkeit der Johanniter und Tempelherrn nicht die sinkenden Kräfte noch eine kurze Zeit aneinander gehalten hätte.

Die Ritter des Teutschen Ordens waren seit dem Jahr 1226 größtentheils nach Preußen gezogen, dessen Einwohner, damals noch Anhänger des Götzendienstes, die benachbarten Christen mit immerwährenden Kriegen beunruhigten. Herzog Konrad von Mazovien rief den Orden in der äussersten Bedrängniß zu seinem Beistand und schenkte ihnen zur Befestigung ihres Wohnsizes das ganze Kulmische Gebiet, nebst allen zukünftigen

ligen Eroberungen, die sie den Ungläubigen entreissen würden. Auf diesen Antrag verließen sie gröſstentheils Palästina, und zogen in die nordischen Provinzen, wo sie durch fortgesezte Kriege allmählig das ganze Königreich Preußen, nebst dem Herzogthum gleiches Namens, so wie auch Liefland, Kurland und Semigal an sich rissen. Bertrand von Teris.

Die Johanniter und Tempelherren waren also jezt die einzigen wirksamen Stüzen des gelobten Landes. Der Kaiser hatte den Christen zwar kurz vor seiner Abreise ansehnliche Verstärkung zugesagt; da er aber nach seiner Ankunft in Europa alle seine Kräfte aufbieten mußte, um seine kaiserliche Autorität in Italien zu befestigen: so war er auſser Stande, für die Erhaltung Palästinas zu sorgen; und schien dieses Land und seinen unglücklichen Zustand ganz vergessen zu haben. 1232.

Nach der Abreise des Kaisers erschien die Witwe Hugo's von Lusignan, Königs von Zypern, in Syrien, und machte, als Tochter der Königin Isabelle von Jerusalem, Ansprüche auf den Thron ihrer Mutter. Allein, der Bedrückungen unerachtet, welche die beiden Orden von dem Kaiser erlitten hat-

Bertrand von Teris.

hatten, vertheidigten doch die Großmeister seine Rechte und widersezten sich den Absichten dieser Prinzessin. Der Kaiser fürchtete aber doch, es könnte zulezt der Königin von Zypern noch gelingen, die Orden in ihr Interesse zu ziehen.

1233. Er schickte also ein Korps Teutscher Truppen nach Palästina, die unter Anführung Richards von Auger, seines Feldherrn, den Thron zu Jerusalem bewachen sollten. Den Einwohnern sowohl als den Großen des Landes wurde bald Richards übermüthige Herrschaft verhaßt. Er behandelte alles mit grausamer Härte, legte neue Steuern auf, beraubte die reichsten Einwohner ihrer Güter, mißhandelte andere, und übte überhaupt Gewaltthätigkeiten aller Art aus.

Vier bis fünf Jahre duldeten sie alle Ausbrüche seiner Grausamkeit, seiner Habsucht, und seiner Despotie. Aber endlich war mit ihren Gütern auch ihre Geduld erschöpft. Sie ergriffen die Waffen, verjagten die Teutscher nöthigten sie, sich nach Tyrus zu flüchten, und machten schon Anstalten zu einer Belagerung, um auch diesen einigen, ihnen noch übrigen Plaz ihnen zu entreißen. Entrüstet und in Schranken gesetzt durch die-

diese Nachricht, wendete sich der Kaiser an den Pabst, und bat ihn, den Johanniterorden zu seiner Vertheidigung aufzufordern. Um sich die Zuneigung des Ordens, den er so lange verfolgt hatte, wieder zu gewinnen, versprach er zugleich, ihn in alle Besitzthümer wieder einzusetzen, die er ihm entzogen habe. Der Pabst gab seinen Bitten nach, und schickte den Erzbischoff von Ravenne als Legaten an den Großmeister, der seinen Auftrag mit eben so viel Bereitwilligkeit als Klugheit ausführte, und die Ruhe bald wieder herstellte. Bertrand von Taris. 1238.

Durch einen neuen Sieg, welchen der Sultan von Egypten um diese Zeit über die Tempelherrn davon trug, waren die Kräfte der Christen in Palästina noch mehr erschöpft worden, und der Großmeister des Johanniterordens sahe sich genöthigt, eine beträchtliche Anzahl von Ordensrittern aus Europa durch ein öffentliches Aufgebot herbeizuziehen.

Zu gleicher Zeit zog ein beträchtliches Heer von Johannitern nach Spanien und half dem König von Arragonien das Königreich Valenzia den Händen der Mauren zu entreissen. Für diesen

Bertrand von Texis.

sen wichtigen Dienst schenkte ihnen der König Tortosa, Askola und mehrere wichtige Plätze.

Aber eben dieser Zuwachs ihrer Güter und ihres Ansehens erregte aufs neue den Neid der Geistlichkeit, und zog den Ordensrittern unzählige Verfolgungen von der Klerisei zu. Ueberdies mußten sie die Kränkung verschmerzen, daß Pabst Gregor IX in einem eigenhändigen Schreiben sie der gröbsten Ausschweifungen beschuldigte und ihnen die beleidigendsten Vorwürfe machte, welche sie auf keine Weise verdient hatten.

Die ungerechten Beschuldigungen des Pabstes kränkten besonders den Großmeister Texis auf das empfindlichste und zehrten gleich einem nagenden Wurme an den Kräften seines Lebens. Hierzu kam noch der bedauernswürdige Zustand der Christen in Palästina, der ihm ununterbrochen vor Augen schwebte, und endlich mit den ersteren zusammengenommen, seinen Tod beschleunigte.

Guarin.

Bruder Guerin, oder Guarin, wurde sein Nachfolger.

Noch immer trennte eine unselige Zwietracht die beiden Orden, die jezt sogar so weit giengen, einander gerade entgegensezte Bündnisse mit Unglau-

gläubigen einzugeben. Der Zuſtand des Chriſtlichen Reiches im Orient kam dadurch immer in tiefern Verfall. Der unglückliche Kreuzzug des Königs Theobalds V von Navarra verſchaffte ihnen gar keinen Vortheil. Nach dem Verluſt der Schlacht bei Gaza ließ er einen Waffenſtillſtand mit dem Emir von Karak ſchlieſſen, und ſchiffte ſich wieder nach Europa ein. Die Tempelritter, welche dieſen Vertrag in Theobalds Namen geſchloſſen hatten, errichteten ſogar ein beſonderes Bündniß mit dem Emir wider den Sultan von Egypten. Die Johanniter weigerten ſich aber, daran Theil zu nehmen. Guarin.

Bald darauf erſchien Graf Richard von Cornwallis mit einem Kreuzheer aus England, und rükte ſogleich bis Jaffa vor. Der Sultan von Egypten, mit dem Fürſten von Damas, der von dem Emir zu Karak einigermaßen abhängig war, in einen Krieg verwickelt, ließ Richard von ſeiner Seite einen andern Waffenſtillſtand antragen, den dieſer, mit Bewilligung des Königs von Jeruſalem und des gröſſten Theils der übrigen Fürſten, einging. Der Sultan verſprach in dieſem Vertrag alle Mohammedaner aus

Guarin. Jerusalem zu verdrängen, Bethlehem, Nazareth und mehrere Dörfer und Festungen zurückzugeben, die Gefangenen gegenseitig auszuliefern, und den Christen die Befestigung von Jerusalem und der übrigen ihnen abgetretenen Pläze zu verstatten. Aus Eifersucht gegen die Johanniter nahmen die Tempelherren diesen Vertrag nicht an; und so blieben also diese beiden Orden mitten zwischen einem doppelten Waffenstillstand in einem gegenseitigen Krieg, die einen wider den Sultan von Damas, die andern wider den von Egypten.

Nur die innern Unruhen, welche die Reiche der Unglaubigen selbst erschütterten, retteten die Christen von den schlimmen Folgen dieser unglücklichen Trennung ihrer vorzüglichsten Beschüzer. Aber auch diesen einigen Vortheil genossen sie diesmal nicht. Entrüstet über das Bündniß, das die Tempelritter mit seinen Feinden, den Emirs von Damas und Edessa, unterhielten, rief der Sultan einen andern Feind nach Palästina, durch den er eine grausame Rache an den Christen zu nehmen hoffte, die er, durch die Unruhen seines Reichs verhindert, jezt nicht selbst ausführen konnte.

Die

Die Chriſten zogen, dem Vertrag des lezten Waffenſtillſtands gemäß, wieder in Jeruſalem ein; die Kirchen wurden aufs neue eingeweiht, die heil. Myſterien mit ungewöhnlichem Andachtseifer verwaltet und zur Errichtung der Feſtungswerke alle Anſtalten getroffen. Unerachtet man das Werk mit allem möglichen Eifer angriff, rükte es doch nur mit langſamen Schritten ſeiner Vollendung entgegen, und kaum waren einige leichte Verſchanzungen aufgerichtet, ſo überſchwemmte ein neuer Strom von Barbaren, unter dem Namen der Korasminen, die Gegend von Paläſtina mit verheerenden Kriegen. Guarin.

Es iſt aus der Geſchichte bekannt, daß die Korasminen, eine Nation, die aus Perſien hervorgegangen war, und, der Sage nach, von den Parthern abſtammte, in jene merkwürdige Revolution verflochten waren, die zwanzig Jahre früher den obern Theil von Aſien erſchütterte, deſſen ſich Tſchingiſchan, der erſte Kaiſer der alten Mogoliſchen Tatarn bemächtigt hatte. Der Nachfolger dieſes großen Eroberers vertrieb ſie aus ſeinen Staaten, weil ſie ſich an einigen ſeiner Offiziere vergangen hatten.

Guarin. Unstät und flüchtig irrten diese Barbaren unter den Barbaren, wie einige Geschichtschreiber sie nennen, aus einer Gegend in die andre, ohne irgendwo einen ruhigen Wohnplaz zu finden. Ihre blutigen Grausamkeiten, ihre verheerenden Streifereien, machten sie sowohl den Mohammedanern, als den Christen verhaßt, und man behandelte sie durchgängig als Feinde des ganzen menschlichen Geschlechts. Nur der Sultan von Egypten nahm sich ihrer an, um sie, zu Befriedigung seiner Rachsucht, wider Palästina zu gebrauchen. Er zeigte ihnen, wie leicht es ihnen gelingen würde dieses Land zu gewinnen, wie verlassen und ohnmächtig seine besten Festungen stünden, wie es überall an Vertheidigung und Schuzwehr mangelte. Zu diesem fügte er noch verführerische Geschenke und die gewisse Versicherung eines nachdrücklichen Beistandes hinzu.

Mehr bedurfte es wohl nicht, diese Nation zu einen Schritt zu bewegen, den ihr Grausamkeit und Bedürfniß von selbst einflößten. Schon hatten sie Mesopotamien erreicht, und ihr Anführer Barbakan rükte an der Spize einer Armee von ohngefähr 20000 Reitern unverzüglich in

1243. Palä-

Palästina ein, ohne daß man den geringsten Wink von dieser furchtbaren Erscheinung bekommen hätte. Aber die blutigen Verheerungen, welche vor ihnen hergiengen, kündigten sie um so furchtbarer an. Jerusalem war noch von allen Seiten offen; die beiden Großmeister waren zwar zugegen, aber es fehlte ihnen an Truppen. Das rathsamste Mittel in dieser gefährlichen Lage war, daß sie die Einwohner sämmtlich nach Jaffa führten, dem sichersten Plaz im Königreiche, und sich sodann mit der ganzen Stärke ihres Heeres ins Feld stellten. Alle Einwohner verliessen auch wirklich unter der Anführung der beiden Großmeister, die heilige Stadt, eine geringe Anzahl ausgenommen, die sich nicht von ihren Wohnungen trennen konnten, und in der Eile, so gut es ihnen möglich war, die offensten Gegenden der Stadt mit Verschanzungen bedekten. Guarin.

Die Koraśminen langten bald vor Jerusalem an, zerstörten die Verschanzungen, drangen wüthend in die Stadt, erfüllten sie mit Feuer und Blut, und pflanzten, um die ausgezogenen Christen zu täuschen, die Kreuzfahne auf den Thürmen auf. Kaum erblickten die Vorderschaaren

Guarin. das Kreuz, so glaubten sie schon allgemein, die Korasminen hätten sich nach einer andern Gegend zugekehrt, oder wären von den zurückgebliebenen in die Flucht geschlagen worden, und bereueten es innigst, daß sie so zaghaft ihre Wohnungen verlassen hatten. Von Sehnsucht hingerissen, ergriffen sie, ohne auf die Warnung der Großmeister zu achten, eben so übereilt den Rückweg nach der Stadt, und stürzten sich blindlings in das Schwerdt ihrer Feinde, welche 7000 von ihnen ums Leben brachten. Selbst die hülflosen Kinder und Greise, welche Rettung am Fuße des heil. Grabes suchten, blieben nicht verschont, und es war fast keine Grausamkeit zu erdenken, die nicht von diesen Wüthrichen ausgeübt worden wäre.

Unterdessen erfuhren die Tempelherrn, daß der Sultan von Egypten frische Truppen schicken würde. Sie forderten also ihre Bundsgenossen, die Sultane von Damas und Edessa, zu ihrem Beistand auf, und erhielten von ihnen 4000 Reiter unter Anführung des Generals Muscha. Hierauf liessen die Edlen des Landes ihre Truppen und Vasallen zu den Waffen greifen, und vereinigten

nigten sich mit der Christlichen Armee. Anfangs fielen häufige Scharmützel zwischen beiden Partheien vor, in welchen die Korasminen, unerachtet sie den Christen an der Zahl weit überlegen waren, den Kürzern zogen. Beide Theile waren von gleicher Tapferkeit beseelt, aber desto ungleicher ihre Kräfte; die Korasminen konnten zehen gegen Einen aufstellen. Um das Maas des Unglücks ganz zu füllen, ergriff der gröſste Theil der Truppen des Mucha, entweder aus Furcht oder Verrätherei, die Flucht. Aber die Christen waren fest entschlossen, zu siegen, oder zu sterben, und sezten den Kampf muthig fort. Die Schlacht dauerte drei ganzer Tage lang. Die beiden Ritterorden thaten Wunder der Tapferkeit, und kämpften unermüdet, bis sie endlich, an Kräften erschöpft und von der Menge überwältigt, theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht wurden. Ihre Niederlage war so schrecklich, daſs nur sechs und zwanzig Johanniter und drei und dreiſsig Ritter des Tempelordens mit dem Leben davon kamen. Guarin.

Auch die beiden Groſsmeister waren in der Schlacht geblieben. Bertrand von Comps, Bertrand von Comps.

Bertrand von Comps.

ein alter französischer Ritter, aus der Provinz Dauphine', der sich eben so durch seine Erfahrung, als durch seinen Muth auszeichnete, wurde von den Johanniter zu ihrem Großmeister erwählt.

Diese blutige Niederlage raubte den zurückgebliebenen noch die lezte Hoffnung, sich je wieder mit Nachdruck emporrichten zu können. Ihre mächtigsten Stüzen waren gefallen, und der armselige Ueberrest vermochte nur das unglückliche Schicksal seiner verlornen Brüder mit blutigen Thränen zu beweinen. Gleich einer verlaßnen Heerde irrten die Unglücklichen im Lande umher über blutige Felder und traurige Ruinen ihres verlornen Herrschaft, bis sie endlich Akris erreichten, wo sie sich zitternd einschlossen und geduldig zusehen mußten, daß die Korasminen das Land bis auf zwei Meilen vor der Stadt verheerten, die Städte und Flecken in Asche legten, und die unglücklichen Einwohner theils unter grausamen Martern des Lebens beraubten, theils in schreckliche Sklaverei schleppten.

Aber die Stunde der Rache blieb nicht aus. Die Zwietracht stand, mit ihren blutigen Schrecken gewaffnet, unter den Barbaren auf, und

rächte

rächte die Qualen der Ermordeten durch die Mörder selbst. Sie, die kurz vorher das Entsezen der Christen gewesen waren, kehrten die blutigen Waffen nun gegen sich selbst, und rieben sich so weit unter einander auf, daß nur wenige mit dem Leben davon kamen, die hülflos im Felde umherirrten und von den Landleuten mit geringer Mühe umgebracht wurden; keine Spur mehr blieb von ihnen übrig, und selbst ihr Name verschwand von nun an aus der Geschichte. Bertrand von Compt.

Weder der Eifer noch der Muth der Johanniter wurde durch die immerwährenden Mühseligkeiten und den schrecklichen Verlust von Tausenden ihrer Brüder geschwächt. Von allen Seiten standen sie noch immer unerschrocken und unermüdet gegen die Feinde ihres Glaubens. Während sie Palästina gegen die Angriffe der Morgenländischen Barbaren vertheidigten, kämpften sie in Spanien gegen die Mauren, und in Ungarn gegen Tataren. Der Fürst von Antiochien wurde um diese Zeit von Turkomannischen Selgeuziden unvermuthet überfallen, und nahm seine Zuflucht auch zu den gewöhnlichen Errettern, den beiden Orden. An der Spize von dem kleinen Ueberrest

Bertrand von Comps.

ihrer Brüder erschienen die Großmeister im Felde. Ein langes blutiges Treffen mit den Turkomanen, entschied sich zwar zum Vortheil der Christen. Aber der tapfre Großmeister Bertrand fiel in der Schlacht, und der Verlust der Christlichen Armee war so groß, als hätten sie eine schwere Niederlage erlitten. — Die Johanniter wählten

Peter von Villebride.

den Bruder Peter von Villebride zu Bertrands Nachfolger in der Großmeisterwürde.

Die Nachrichten von der bedrängten Lage der Christen in Palästina veranlaßten Pabst Innozenz IV einen Kreuzzug in ganz Europa predigen zu lassen, um das traurige Schicksal der Christen zu erleichtern. Zu gleicher Zeit ließ er den Befehl ergehen, daß alle diejenigen, die entweder schon das Kreuz ergriffen hatten, oder es noch in Zukunft ergreifen würden, sich an einem dazu bestimmten Ort versammeln sollten, um seinen heil. Seegen zu empfangen; ferner, daß in allen Christlichen Staaten, welche von dem Krieg beunruhigt würden, ein Waffenstillstand auf vier Jahre errichtet, und alle Feste, Turniere, und andre öffentlichen Lustbarkeiten eingestellt werden sollten. Endlich wurden die Kreuzfahrer noch drit-

dringend aufgefordert, ihr Haab und Gut zu dieſer rühmlichen Unternehmung zu verwenden; der Kleriſei und den Kardinälen wurde aber ein gewiſſer Tribut auferlegt, der den erſtern den zwanzigſten, den leztern den zehenten Theil ihrer jährlichen Einkünfte auf drei Jahre koſtete. Peter von Villebride.

Sehr viele Fürſten und eine große Anzahl von Edlen und Rittern, beſonders aus Frankreich, ergriffen das Kreuz; keiner aber that es mit einem größeren Beweis von Muth und Entſchloſſenheit, als Ludwig IX, deſſen Andenken die Nachwelt unter dem Beinamen des Heiligen verewigt hat. Ohne die Aufforderung des Pabſtes zu erwarten, beſchloß er ſchon bei der erſten Nachricht von der unglücklichen Niederlage der Chriſten durch die Kerasminen, einen Zug nach dem gelobten Lande zu thun, weil ihn aber ſeine politiſchen Angelegenheiten an der Erfüllung dieſes Vorſatzes verhinderten, ſandte er einſtweilen eine anſehnliche Verſtärkung an Hülfstruppen und einen beträchtlichen Zuſchuß von baarem Gelde dahin, welche er der Aufſicht der beiden Ritterorden anvertraute.

Peter von Villebride.

Zwei Jahre brachte Ludwig mit Anſtalten zur Beförderung der innern Sicherheit und Ruhe in ſeinen Staaten zu, und ſchloß alsdann einen allgemeinen Frieden mit ſeinen Nachbarn, um das Reich auch von auſſenher in Sicherheit zu ſezen. Sobald er dieſe wichtigſten Pflichten eines Monarchen erfüllt hatte, ſchiffte er ſich ein, und kam

1248. am 28 Auguſt in Zypern an. Hier wollte er nur wenige Tage zu ſeiner Erholung verweilen, und ſogleich ſeinen Weg nach Egypten fortſezen. Da aber ein Theil ſeiner Armee noch nicht angelangt war, ſo mußte er ſeine Abfarth bis auf den nächſtkommenden Frühling aufſchieben.

1249. Mit der erſten Ankunft des Frühlings gieng die königliche Flotte unter Seegel, und erreichte in 6 Tagen Damiata. Die beiden Großmeiſter mit dem Kern ihrer Mannſchaft vereinigten ſich mit ihm. Der König fand das Ufer ringsum mit feindlichen Schaaren bepflanzt, die ihm den Eingang in den Hafen zu verſperren ſuchten. Dieſer hartnäckige Widerſtand entrüſtete ihn auf das äuſſerſte; in Begleitung ſeines Adels ſtürzte er ſich mit gewaffneter Fauſt ins Meer und ſchlug den Feind in die Flucht. Die Fliehenden ver-

brei-

breiteten Furcht und Entsezen in der Stadt; die Besatzung verließ ihre Posten, die Familien rafften ihre Kostbarkeiten zusammen, und zogen tiefer ins Land hinauf, um einen sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Sobald die Christen von der plözlichen Flucht des Feindes Nachricht bekommen hatten, rückten sie in völliger Schlachtordnung in die Stadt, liessen die vornehmsten Moscheen durch den päbstlichen Legaten einweihen, und stimmten ein Te Deum zur Ehre Gottes an. Aus Besorgniß von den Feinden nicht durch den Nil eingeschlossen zu werden, beschloß der König den übrigen Theil des Sommers hier zuzubringen, weil ohnehin auch die Hize so unerträglich war, daß die Truppen nicht im Stande waren, das offene Feld zu behaupten. Peter von Villebride.

Im Monat August erhielt die Armee neue Verstärkung und begab sich, stolz auf ihre Kräfte, unter der Anführung Ludwigs nach Groskairo, welches sie durch eine Belagerung zu gewinnen hoffte. Sie sezte ihren Weg ruhig und ununterbrochen fort, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, aber auch ohne irgend einige Nahrungsmittel anzutreffen. Das Land umher war öd'

und

Peter von Villebride.

und ausgeſtorben, und nirgend regte ſich etwas von feindlichen Truppen. Allein dieſe ſcheinbare Ruhe dauerte nicht lange. So wie ſich die Chriſten der Stadt Maſſur näherten, nahmen auch die Scharmüzel überhand, und bald waren ſie keinen Augenblick mehr vor feindlichen Anfällen ſicher. Unter immerwährenden Kämpfen und abwechſelnden Beſchwerden, langten ſie endlich nach Verlauf eines Monats bei dem Kanal des Nils an, der unter dem Namen Thanis bekannt iſt.

Ludwig der ſchon vorher einſah, daß ihn die Schwierigkeit des Durchganges durch den Kanal noch geraume Zeit in dieſem Winkel des Nils aufhalten würde, verſchanzte ſich ſorgfältig. Da es hier darauf ankam, durch einen tiefen, breiten und unzugänglichen Kanal zu ſezen, um das Land jenſeits demſelben zu erreichen, ſo ließ der König ohne Zeitverluſt einen Damm aufwerfen, und ſparte keinen Aufwand, um ihn ſo bald als möglich zu Stande zu bringen. Aber alle Mühe war vergebens; die Arbeit wurde unaufhörlich durch die Anfälle der Unglaubigen unterbrochen, welche die Maſchinen der Arbeiter durch feuerfangende Materien in Brand ſteckten. Endlich

fand

fand sich ein arabischer Beduin, der dem König gegen eine Belohnung von 500 Goldbesanen eine Furth zeigte, der dem Heere den Durchgang erleichterte. Peter von Villebride.

Der Graf von Artois, der sich im Gefolge des Monarchen befand, bat sich sogleich die Erlaubniß von ihm aus, mit den Vorderschaaren voranseßen zu dürfen, und versprach ihm heilig, alle seine Kräfte aufzubieten, um dem Rest der Armee die Passage zu sichern, wofern er nur von den beiden Ritterorden unterstüzt würde. Der König befürchtete aber nicht ohne Grund, der heldenmüthige Geist des jungen Grafen möchte ihn zu tief in die Gefahr stürzen, und dem ganzen Heere nachtheilige Folgen verursachen. Daher ließ er ihn zuvor auf die heil. Evangelien schwören, daß er nichts eher unternehmen wolle, bis die ganze Armee festen Fuß gefaßt hätte; daß er alsdann den Johannitern und Tempelherrn die Avantgarde einräumen, und ihnen verstatten wolle, sich an die Spize seiner Truppen zu stellen.

In einem Gefolge von ungefähr 1400 Rittern aus den beiden Orden und 200 Englischen Rittern, unter dem Kommando des Grafen von

Salis-

Peter von Villebride.

Salisbury, der sie nach Palästina geführt hatte, sezte der Graf mit dem Anbruch des Tages in die angewiesene Furth. Die Passage war leicht; aber den Ausgang erschwerte die schrosse Anhöhe des jenseitigen Ufers und ein Haufen von 300 feindlichen Reitern die sich ihm hartnäckig widersezten. Der Graf erreichte aber doch glücklich mit seinen Truppen das Ufer und trieb die Reiter in die Flucht. Durch diesen günstigen Erfolg erhizt, vergaß er seine Schwüre. Mit gewaffneter Hand verfolgte er die Fliehenden, ohne auf die Vorstellungen der beiden Großmeister zu achten, die ihn davon zu überzeugen suchten, daß die schleunige Flucht des Feindes vielleicht nur eine verderbliche List wäre, deren sich die Morgenländer so oft bedienen. Robert hörte nur die Stimme seiner Tapferkeit, die ihn gewaltsam dahinriß, und erreichte fast zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen das feindliche Lager, wo er die Verschanzungen zerstörte, und die Truppen in die Flucht jagte. Ein Theil von ihnen war genöthigt seinen Weg nach Kairo zu nehmen, ein anderer flüchtete sich in die Stadt Massur. Da sie aber auch hier vor ihren Verfolgern nicht sicher zu

sein

sein glaubten, drangen sie noch weiter vor, und ruheten nicht eher, bis sie nicht mehr befürchten durften, unvermuthet von ihnen überfallen zu werden. Peter von Vaucouleurs.

In der That hätte diese entschlossene Unternehmung den glücklichsten Erfolg hervorbringen können, wenn der feurige Muth des jungen Helden ihn nicht zu weit verleitet hätte. Aber der Anblick der Stadt Massur, die von allen Seiten offen da stand, von den feindlichen Soldaten, und sogar von dem größten Theil ihrer Einwohner verlassen war, wirkte zu tief auf den kühnen Geist des Grafen, als daß er den Warnungen des Großmeisters hätte Gehör geben sollen. Vergebens stellte man ihm vor, daß er seinen schnellen Sieg und die Niederlage der Ungläubigen nur einem panischen Schrecken zu verdanken hätte, und hauptsächlich dem Wahne der Feinde, daß die ganze Christliche Armee ihnen nachseze; daß sie aber mit verstärkten Kräften zurückkehren würden, so bald sie die kleine Anzahl ihrer Verfolger entdekten. Robert, schon von Natur stolz und herrschsüchtig, noch mehr durch diesen günstigen Anfang seiner kriegerischen Unternehmung aufge- 1250.

Peter von Villebride.

blasen, ewiederte mit Hize: „giebt es wohl einen deutlichern Beweis von dem strafbaren Verständnisse der Tempelherrn mit den Unglaubigen, als diese erniedrigende Sprache? Hieran erkenn' ich nur zu deutlich ihre Verrätherei, und den stolzen rebellischen Geist der Johanniter. Sie allein sind Schuld daran, daß der Krieg kein Ende erreicht, dadurch suchen sie sich unentbehrlich zu machen, und ihren Gelddurst zu stillen: hierin liegt der wahre Grund von dem plözlichen Tode so vieler Europäischen Fürsten, die sie mit Gift hinrichten, oder im Gewühl der Schlacht umkommen liessen, aus Furcht, einmal ihrer Herrschaft unterworfen zu werden; und wem ist unbekannt, wie viele Mühe es den Kaiser Friedrich gekostet hat, sich aus ihren verderblichen Schlingen loszureissen?" Natürlicherweise fanden sich die beiden Oberhäupter des Orden durch diese harte Sprache empfindlich beleidigt. Doch widersprachen sie ihm in sehr gemäßigtem Tone. Aber der Großmeister des Tempelordens konnte seine Empfindlichkeit nicht ganz verbergen; das zeigte die ungestüme Hize, mit der er den Fahnenträgern zurief: „Vorwärts mit den Fahnen! Sieg oder

Tod

Tod entscheide heut über unser Schicksal! — Wir würden unüberwindlich sein, fügte er hinzu, wenn Eintracht uns verbände; aber die Zwietracht bereitet uns den Untergang.“ Der Graf von Salisbury suchte die Gemüther zu besänftigen, und gab dem Grafen von Artois zu verstehen, daß ein junger Mann, wie er, nicht erröthen dürfte, den Rathschlägen eines weisen Kriegers, der unter den Waffen ergraut wäre, Gehör zu geben. Aber auch diese Warnung wurde von Robert mit Verachtung zurückgewiesen. „All das Geschwätz', rief er aus, schmeckt nach dem Schweif.“ Damit spielte er auf ein gewisses Gerücht an, mit welchem man sich damals trug, daß die Engländer, um den an dem heil. Thomas von Kanterbury verübten Meuchelmord zu büßen, sich einen Schweif an die Schenkel geheftet hätten. „Graf, erwiederte der Engländer im Tone des beleidigten Stolzes, ich will mich heute so tief in die Gefahr stürzen, daß ihr mit all eurem ungeitigen Heldenmuth, nicht einmal den Schweif meines Rosses erreichen sollt!“

Peter von Villebride.

Mit diesen Worten sprengte er wüthend auf Massur los, und riß sein Gefolg ohne Ordnung

Peter von Blüebride.

mit sich fort. Der ganze Haufen folgte ihm in ihrer so großer Unordnung nach; sie drangen in die Stadt ein, welche sie offen fanden Aber die mehresten begnügten sich auch damit nicht, sondern eilten weiter, und suchten die Sarazenen einzuholen.

Diese hatten sich bereits unter ihrem General Bendokdar, einem tapfern Krieger, der sich in der Folge auf den Thron seines Herrn emporschwang, wieder gesammelt, und eilten den Franzosen entgegen, deren geringe Anzahl ihren gesunkenen Muth wieder aufrichtete. Sie, die kurz vorher ihrem Feinde den Rücken zugekehrt hatten, zwangen ihn jezt selbst, die Flucht zu ergreifen, und verfolgten den Grafen von Artois bis in die Stadt Massur, wo sie ihn von allen Seiten umringten, die Thore besezten, und eine beträchtliche Anzahl von Truppen zwischen die Stadt und den Kanal warfen, um ihm die Hoffnung eines Beistandes von seinem Bruder, dem König, gänzlich abzuschneiden. Wie sehr bereuete der unerfahrne Jüngling jezt seine übereilte Hize. Von aussenher versperrten ihm die Sarazenen den Weg zur Flucht; in der Stadt selbst bestürmten

ihn

ihn die Einwohner, theils in den Straßen, theils von den Dächern, mit einem unaufhörlichen Hagel von glühendem Sand, heißem Wasser, Steinen und Pfeilen. Der Prinz selbst, der tapfere Salisbury, nebst dem größten Theil der Ordensritter wurden an diesen unglücklichen Tage das Opfer der Unbesonnenheit des tollkühnen Jünglings. Unter den wenigen die mit dem Leben davon kamen, war der Tempelordensmeister, der mit Verlust eines Auges und mit Wunden bedekt, die Christliche Armee wieder erreichte. Unter der Zahl der Gefangenen war der Großmeister von Villebride nebst einigen wenigen Ordensrittern, die übrigen alle waren unter den Händen des wüthenden Feindes umgekommen.

Peter von Villebride.

Ludwigs Schicksal war nicht günstiger. Nach wiederholten Scharmützeln, die ihn unermeßlich viel Blut kosteten, war seine Armee durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln bis auf eine sehr geringe Anzahl herabgeschmolzen. Auf ihrem Rückzug nach Damiata wurden sie von den feindlichen Heerschaaren umzingelt und überwältigt. Der König selbst wurde nebst seinen beiden Brüdern und der ganzen Ritterschaft in die Ge-

Peter von Blandrat.

fangenſchaft geführt, aus der ſie nur vermittelſt einer beträchtlichen Geldſumme wieder befreit wurden. Die Freiheit des Königs allein koſtete die Zurückgabe der Stadt Damiata; die Ranzion für die übrigen Gefangenen beſtand in 800,000 Beſanen.

Unmittelbar nach ſeiner Befreiung wollte Ludwig wieder nach Frankreich zurückkehren, aber die beiden Großmeiſter legten ihm den traurigen Zuſtand der Chriſten ſo nahe, und drangen ſo heftig in ihn, ſie nicht zu verlaſſen, bis ihr Schikſal entſchieden wäre, daß er ſich endlich entſchlieſſen mußte, noch einige Zeit zu Akris zu verweilen, um die Feſtungswerke der übrigen Städte, welche die Chriſten noch im Beſiz hatten, aufrichten zu laſſen.

Wahrend ſeines Aufenthalts daſelbſt langten zwei Geſandte des Meuchelmörder-Hauptmanns bei ihm an, und forderten im Namen ihres Herrn gewiſſe Geſchenke, die dieſer von den Fürſten, als einen geiezmäßigen Tribut für die Sicherheit ihres Lebens begehrte. Der Teutſche Kaiſer, ſagte der eine dieſer Geſandten, der König von Ungarn, ſelbſt der Sultan von Egypten, und alle

Für-

Fürſten haben ſich dieſer Pflicht unterzogen, weil ſie wohl wußten, daß die Sicherheit ihres Lebens in der Willkür unſers Hauptmanns ſtünde. Daher verlangt er mit Recht, daß auch Du ſeinem Begehren Gehör geben, oder ihn wenigſtens zur Schadloshaltung von dem Tribut befreien ſollſt, welchen er den beiden Ritterorden erlegen muß.“ Als man ihnen hierauf die Frage vorlegte: warum ſie die beiden Großmeiſter nicht durch die gewöhnlichen Mittel aus dem Wege räumten, erwiederte der erſte: „Was würde es uns helfen? Geſezt, der Hauptmann lieſſe einen von ihnen ermorden, würde nicht augenblicklich wieder ein andrer aufſtehen, der dem erſteren in allen Stücken gleich wäre? Und warum ſoll er das Leben dieſer Männer in Gefahr ſezen, wenn er keinen Vortheil dadurch zu gewinnen weiß?“

Peter von Villebride.

Ohne auf ihre verwegene Forderung zu antworten, ſchickte der König ſie an die beiden Großmeiſter. Peter von Villebride antwortete ihnen: „Euer Hauptmann iſt ſehr unverſchämt, daß er ſich unterſteht, einem Monarchen von Frankreich einen ſolchen Antrag zu thun; wahrhaftig, wenn wir nicht Rückſicht auf die Rechte der Geſandt-

Peter von Villebride.

schaft nähmen, wir würden euch den Augenblick ins Meer werfen lassen. Darum geht, und sagt euerm Herrn, wir erwarteten von ihm, daß er binnen hier und vierzehn Tagen den König von Frankreich durch ein eigenhändiges Schreiben wegen der Beleidigung der Majestät um Verzeihung bäte, wo nicht, so würde er es mit den Ordensrittern von Jerusalem zu thun haben." Dieses Betragen that die gehoffte Wirkung. Der Hauptmann befürchtete, den Zorn der Großmeister aufzureizen, und fand daher für gut, Villebride's Forderungen Gehör zu geben. Um die bestimmte Zeit schickte er dem König durch die nämlichen Gesandten ein Hemd, nebst einem goldnen Ring, in welchen sein Name gegraben war: das erstere als ein Symbol der Treue, oder der Unterwürfigkeit; den lezteren wahrscheinlich als ein Pfand der Sicherheit.

Der Gewährsmann dieser Anekdote, führt eine andre Begebenheit dieser Zeit an, die zwar weniger erheblich, aber doch nicht ganz unbedeutend ist, weil sie ein Licht über die damalige Ordensdisciplin verbreitet. Ich will sie hier kürzlich und

und mit den eigenen Worten des Verfassers vortragen:

Peter von Villebride.

„Als ich mich damals — schreibt Joinville in seiner Lebensgeschichte Ludwigs des Heiligen — in dem Gefolge dieses Königs zu Akris befand, fiel es den französischen Rittern, die seiner Fahne gefolgt waren, einstmals ein, auf die Gazellenjagd auszuziehen. Bei dieser Gelegenheit stiessen sie auf die Johanniter, die sich in ein Gespräch über ihre gegenwärtige Beschäftigung mit ihnen einliessen. Unvermerkt entzündete sich zwischen den beiden Partheien ein kleiner Zwist, der anfangs nur in Worten bestand, nach und nach aber in Thätlichkeiten ausbrach, wobei die ersteren sehr gemißhandelt wurden. Meine Landsleute, fährt Joinville fort, brachten sogleich ihre Beschwerden vor den Großmeister Wilhelm von Chateauneuf, der kurz vorher zum Nachfolger Villebride's erwählt worden war. Dieser strenge Mann erkannte bald, auf wessen Seite die Schuld war, und verurtheilte die Verbrecher, in dem Konviktorium des Ordens ihre Mäntel auf die Erde zu breiten, und auf denselben zu speisen. Ich befand mich gerade damals mit den franzö-

Wilhelm von Chateauneuf

Wilhelm von Chateauneuf

fischen Rittern zugegen. Wir baten den Großmeister, er möchte den Ordensbrüdern doch diesen Schimpf in unsrer Gegenwart ersparen, und ihnen die Erlaubniß geben, ihre Mäntel wieder aufzuheben; welches er aber unter keiner Bedingung zugeben wollte, bis wir uns zugleich mit ihnen auf die Erde sezten, um unser Mittagsbrod in dieser Stellung zu verzehren. Kaum war dieses geschehen, so erlaubte ihnen der Großmeister aus Achtung gegen uns, sich zu den übrigen zu sezen, die am Tische speisten. Sie liessen uns ihre Mäntel, wahrscheinlich als Zeichen einer Genugthuung für die den Rittern zugefügte Beleidigung."

1254.

Bald nach dieser Begebenheit ward Ludwig durch den Todesfall seiner Mutter genöthigt, Palästina zu verlassen, nachdem er zuvor Akris befestigt, Sidon, Cäsarea und Jaffa wieder aufgebaut, und einen beträchtlichen Zuschuß an Hülfstruppen und baarem Gelde zurückgelassen hatte.

Nach seiner allgemein bedauerten Abreise bot der Großmeister von Chateauneuf, aufgemuntert durch ein besonderes Schreiben von dem Pabst, noch

noch einmal seine lezten Kräfte auf, um die Ueberreste des heiligen Reiches zu erhalten. Aber leider entzündete sich gerade jezt, wo Eintracht und innerer Friede allein der Uebermacht des Feindes das Gegengewicht halten, und den gänzlichen Untergang des Reiches verhindern konnte, eine neue Zwietracht unter den beiden Orden. Sie verfolgten sich von allen Seiten und befleckten ihre Schritte mit Bruderblut. Es kam sogar endlich zu einem förmlichen Treffen unter ihnen, in welchem die Tempelritter unterlagen, und kaum, sagt ein Schriftsteller, blieb einer von ihnen übrig, dem Orden ihre Niederlage bekannt zu machen.

Wilhelm von Chateauneuf

Um diese Zeit starb der Großmeister der Johanniter, und Hugo von Revel, aus einem berühmten Hause in Dauphine', wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Durch die klugen Anstalten dieses neuen Oberhaupts wurden die innern Einrichtungen des Ordens wieder zu einem bessern Zustand erhoben, und besonders die ökonomischen Angelegenheiten in eine zweckmäßigere Ordnung gebracht, um eben dadurch auch mehr Stärke gegen den Feind zu gewinnen.

1260 Hugo von Revel.

In

Hugo von Revel.

In Egypten herrschte indeß der tapfere Bendokdar, der kurz vorher, wie wir schon gehört haben, durch seine Entschlossenheit den Untergang des Grafen von Artois beförderte. Er war der vierte aus dem Geschlecht der Mamelucken, der den Thron bestieg, nachdem er seinen Vorgänger, Melech-Elvahet, unter dem Vorwand, daß er einen vor kurzem mit den Christen geschlossenen Waffenstillstand nicht habe brechen wollen, hatte ermorden lassen. Kaum hatten die Mamelucken diesem Bendokdar auf den Thron emporgeholfen, so kündigte er seinen Regierungsantritt durch einen blutigen Krieg mit den Christen des Orients, und besonders mit den beiden Ritterorden, an. Sein Entschluß war, die Christen gänzlich aus Palästina zu verdrängen, und ihnen auf ewig den Zutritt in dieses Land zu versperren. Den Anfang zu dieser Unternehmung machte er mit der

1265. Belagerung der Festung Assur, welche damals die Johanniter im Besiz hatten. Lange wehrten sich die tapfern Ritter, und schlugen mehrere Stürme glüklich zurük. Aber ihre täglich verminderte Anzahl unterlag endlich der großen Uebermacht, und Bendokdar trat über ganze Hau-

sen

fen der erschlagenen Ordensbrüder in die Festung. Das nämliche Schicksal, welches hier den Johanniterorden seiner tapfersten Mitglieder beraubte, traf in dem darauf folgenden Jahre bei der Belagerung von Sephet, auch den Tempelorden, der sich durch die Vereinigung mit den im Abendlande zerstreuten Mitgliedern wieder etwas erholt hatte. Hugo von Revel.

Diese glücklichen Fortschritte munterten den Unternehmungsgeist des Siegers in eben dem Grade auf, als sie den Muth der Besiegten niederschlugen, und hatten den traurigen Erfolg für die Lezteren, daß sie bald darauf an eben diesen Eroberer den Hafen von Jaffa und das Schloß Beaufort verloren. Der glänzendste Sieg des Sultans war die Einnahme von Antiochien, welche ihm durch die Verrätherei des Patriarchen, wie einige sagen, ohne Schwerdtschlag in die Hände geliefert wurde. So wenig dieser Sieg dem Bendokdar kostete, so viel verloren die Christen dadurch. Siebenzehntausend von den Ihrigen wurden ein Opfer der feindlichen Grausamkeit, und hunderttausend wurden in die Gefangenschaft geführt. 1268.

Die

Hugo von Revel.

Die darauf folgende Eroberung von Kaſak machte dem Sultan größere Schwierigkeit. Die tapfern Johanniter, denen dieſe Feſtung zugehörte, vertheidigten ſie zwei Monate lang mit unüberwindlichem Eifer. Keiner wollte von einer Kapitulation etwas wiſſen; muthig giengen ſie ihrem Tod auf der Breſche entgegen, und der Sultan trat nur mit dem ſterbenden Athemzuge des lezten Streiters in die Stadt.

1270.

So verloren die Chriſten im Orient eine Beſizung nach der andern. Faſt alle Ausſicht, jemals wieder feſten Fuß in Paläſtina faſſen zu können, war nunmehr verſchwunden. Noch hofften ſie immer auf einen ſiegreichen Beiſtand aus dem Okzident. Um dieſen deſto ſchleuniger zu erhalten, ſchloſſen die beiden Großmeiſter einen Waffenſtillſtand mit dem Sultan, und ſchickten ſich zu einer Geſandtſchaftsreiſe nach Europa an. Unter der Anführung Ludwigs des Heiligen kam auch wirklich ein neuer Kreuzzug zu Stande. Aber er endigte ſich vor Tunis, wo der fromme König ſelbſt ſein Leben verlor, und Paläſtina blieb ſeinem Schickſal überlaſſen.

Wäh-

Während des Waffenstillstandes, der hier den Christen eine flüchtige Ruhe gegeben hatte, verließ der Großmeister Hugo von Revel, gedrückt von der immer wachsenden Beschwerlichkeit seiner Befehlshaberstelle, und beunruhigt von den schrecklichen Aussichten, die der Orientalischen Christenheit drohten, sein kummervolles Leben, und Nikolaus Lorgue, ein Mann von sanftem und friedfertigem Charakter, trat an seine Stelle. Hugo von Revel. Nikolaus Lorgue.

Ungefähr um eben diese Zeit verlor Egypten seinen Sultan, Bendokdar, in einem Treffen wider die Nachkommen Tschengischans, und Melek-Said ward sein Nachfolger auf dem Thron. Mit seiner Erscheinung erwachten die Schrecken des Krieges wieder und Palästina ward ein blutiges Opfer seiner Ohnmacht. Unerachtet der Waffenstillstand noch fortdauerte, fiel doch einer von den Generalen des Melek-Said, sei es nun auf höheren Befehl oder aus barbarischer Raubsucht geschehen, unvermuthet in das Gebiet der Christen ein, verheerte das flache Land, und drang mit wüthendem Ungestüm bis Margat, einer den Johannitern gehörigen Festung, vor. Entrüstet über die Treuloßigkeit des Feindes beschlos- 1278.

Nikolaus Lorgue.

schlossen die Ritter Rache zu nehmen. Sie rückten in Schlachtordnung aus der Festung, griffen die Räuber an und hieben die meisten von ihnen nieder.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung reizte den Sultan zu einer zweiten, die aber nicht glücklicher für ihn ausschlug. Er schikte eine stärkere Mannschaft wider die Festung, welche die Ritter bei einem Ausfall in einen Hinterhalt lokten, und mit leichter Mühe zerstreuten. Sie machten viele Gefangne, und bekamen den Emir selbst, der den Haufen anführte, in ihre Gewalt. — Noch mehr aufgebracht über dieses zweite Mißlingen seiner Absicht, beschloß der Sultan, die Festung ganz zu zerstören. Aber innre Unruhen in seinem Reiche nöthigten ihn, die Ausführung dieses rachsüchtigen Vorsazes aufzuschieben. Erst nach drei Jahren konnte er die Belagerung unternehmen. Er erschien mit einer furchtbaren Armee vor der Festung, und begann sogleich mit einem Hauptsturme. Allein die Tapferkeit der Ritter vereitelte alle Versuche dieser Art; er mußte sich entschliessen eine förmliche Belagerung vorzunehmen. Aber auch hier würden seine Bemühun-

mühungen fruchtloß gewesen sein, wenn er nicht endlich auf den Einfall gekommen wäre, die Festung ganz untergraben zu lassen. Nun war freilich für die tapfern Ritter weiter keine Rettung; sie mußten die Festung durch eine schleunige Kapitulation dem Feind überlassen, der sie sogleich schleifen ließ. Nikolaus Lorgue.

Zum Andenken an die Festung Margat liessen hernach, wie man erzählt, einige Teutsche Ritter, die der lezten Vertheidigung beigewohnt hatten, in ihrem Vaterland eine Festung nach dem nämlichen Plan erbauen, welche sie Mergatheim nannten. Dieses Mergatheim gehörte lange Zeit den Johannitern zu, fiel aber nachher in die Hände des Teutschen Ordens, wo sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Gleich nach der Eroberung von Margat bemächtigte sich der Sultan der Festung Laodizea, und er gieng eben damit um, Tripolis durch eine Belagerung einzuschliessen, als ihn einer seiner vornehmsten Emirs vom Throne stieß und die Regierung unter dem Namen Melek-Meser an sich riß.

Nikolaus Lorgue.

Der neue Sultan hatte mit der Krone seines Vorgängers auch die Gesinnungen desselben angenommen. Kaum glaubte er seine Macht in Egypten gesichert zu haben, so war er auf nichts bedacht, als den Entschluß des Melek-Sais, die Christen aus Asien gänzlich zu verdrängen, in Ausführung zu bringen. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf Tripolis, welches er im Sturm einnahm und schleifen ließ. Sicher würde er seine Eroberungen noch weiter fortgesezt haben, wenn die Furcht vor einem neuen Kreuzzug aus Okzident ihn nicht bewogen hätte, mit Heinrich II, König von Zypern, einen Waffenstillstand zu schliessen. Dieser eben genannte Heinrich war ein Sohn Hugo's III, der nach dem unglücklichen Blutbad der Sizilianischen Vesper, zum Nachtheil Herzog Carls von Anjou, Königs beider Sizilien, die Krone von Jerusalem an sich gerissen und die in Palästina befindlichen Truppen des französischen Fürsten sammt ihren Befehlshabern verjagt hatte.

So standen jezt die Sachen der Morgenländischen Christen, deren Herrschaft in Asien unter dem Zepter des weisen Gottfrieds in kurzer Zeit

einen

einen ſo glänzenden Gipfel erreicht hatte. Alle ſeine großen Eroberungen waren dahin, das einzige Akris ausgenommen, wo ſich Chriſten von allen Nationen, Griechen und Lateiner hingeflüchtet hatten. Aber auch hier zerſtörten Neid und Eiferſucht die ſchwachen Kräfte, die ſie noch gerettet hatten, und die allein durch Eintracht erhalten werden konnten. Nikolaus Lorgue.

Noch einmal ſah ſich der Großmeiſter des Johanniterordens genöthigt, ſeine Zuflucht zu den Fürſten des Okzidents zu nehmen. Aber jene Zeiten waren vorüber, wo Europa ſeine lezten Kräfte zur Rettung des gelobten Landes aufopferte. Der unermeßliche Verluſt ſo vieler tapferer Krieger, die in den wiederholten Kreuzzügen geblieben waren; die Entvölkerung der blühendſten Staaten, der Geldmangel der reichſten Kronen, die durch den Geiſt der Schwärmerei waren bewirkt worden: alles dieſes hatte die Regenten vorſichtiger gemacht, und die fanatiſche Hize des Volks gemäßigt. Die Bemühungen des Großmeiſters waren alſo vergebens, und aller Beiſtand, den er auftreiben konnte, einige flüchtig zuſammengeraffte Truppen, welche durch einige

Nikolaus Lorgue.

Venetianiſche Galeeren übergeſchifft wurden. Mit dieſer lezten, unbedeutenden Hülfe langte er in Akris an, und vermehrte nur die Beſtürzung der unglücklichen Chriſten durch ſeine armſelige Erſcheinung. Bald nach ſeiner Zurückkunft riß ihn der Tod unter den innigſten Empfindungen des Schmerzens über das traurige Schickſal des heil. Landes, in einem hohen Alter dahin.

Johannes von Villiers. 1289.

Ihm folgte Johannes von Villiers. Während ſeines Großmeiſterthums brach die lezte Macht der Chriſten im Orient, und ihre Herrſchafft in Paläſtina gieng auf immer verloren. Die Einwohner von Akris, vernichteten muthwilligerweiſe den Waffenſtillſtand mit dem Sultan von Egypten, unter deſſen Schuz ſie allein ihre ſinkenden Kräfte noch aufrecht erhalten hatten. Die Chriſten, welche ſich in der eben genannten Stadt aufhielten, beſtanden aus dem verächtlichſten Geſindel aller Nationen, bei denen die unnatürlichſten Laſter ihren Wohnſiz hatten, und die ſtrafbarſten Verbrecher nicht ſelten eine günſtige Freiſtatt fanden. Der Krieg war ihnen mehr als willkommen, weil ſie durch ihn Gelegenheit fanden, ſich der Rache der Geſeze zu entziehen und ihre

ihre Schuld durch neue Verbrechen ungestraft zu häufen. Diesen verderblichen Grundsäzen zu Folge, war es nicht sehr zu verwundern, wenn sie sich nach einer Gelegenheit sehnten, ihre unnatürlichen Leidenschaften zu befriedigen, und daß sie sich hartnäckig weigerten, dem Sultan Genugthuung für den gesezwidrigen Friedensbruch zu geben, so sehr dieser auch auf seiner Forderung bestand. Als endlich weder die Drohungen des Feindes, noch das dringende Zureden der Ordensritter ihre Gesinnungen zu ändern vermochte, so stellte der Sultan ein furchtbares Heer unter Waffen und kündigte den Einwohnern von Akris den Krieg an. Aber mitten in dem entscheidenden Fortgange seiner Entwürfe riß ihn der Tod von der Szene, und sparte den Ruhm der Ausführung seinem Sohn auf, der die Regierung unter dem Namen Melek-Seraph antrat. Johannes von Vulcers.

Kaum hatte dieser Fürst den Thron bestiegen, so gedachte er des väterlichen Vorsazes, stellte sich schleunigst an die Spize seiner Armee und belagerte Akris. Die Angriffe waren von beiden Seiten blutig und hartnäckig. Keiner wollte einen Schritt von der Stelle weichen; der Tod al- 1291 den 5 April.

Johannes von Villiers.

lein sollte über das Schicksal der Christen entscheiden. Aber die feindliche Macht war den Christen weit überlegen, und eben dieses beschleunigte den Untergang von Akris. Belagerer und Belagerte stritten noch mit unermüdeter Hize, als schon alle Aussicht für die Lezteren verschwunden war. Schon hatten sich die Feinde des einen Theils der Stadt bemächtigt, und Feuer und Schwerdt wütheten schrecklich umher. Heinrich II, der König von Zypern und Jerusalem, verließ die Stadt mit seinen Leuten, und floh nach Zypern. Die mächtigste Stüze der Christen, der Großmeister des Tempelordens sank; Villiers warf sich nebst seiner Mannschaft in die im Hafen bereitstehenden Barken, und rettete sich nach der Insel Zypern, dem einzigen sichern Zufluchtsort des Ordens im Orient.

Dreihundert Tempelherren, die sich ebenfalls nach dem Hafen flüchten wollten, wurden aufgehalten und von der Menge umzingelt. Schon waren alle Straßen der Stadt von den feindlichen Truppen überschwemmt, und keine Möglichkeit vorhanden, sich durch diesen wüthenden Schwarm durchzuhauen. Kaum sahen dies die bedräng-

bedrängten Ritter, so stürzten sie sich verzweiflungsvoll in den Thurm des Tempels, entschlossen, daselbst die Entscheidung ihres Schicksals abzuwarten. Der Sultan ließ den Thurm sogleich untergraben, während seine Soldaten ihn von aussenher bestürmten. Nach vielen vergeblichen Angriffen stürzte die ungeheure Maschine mit einem entsezlichen Geräusche zusammen, und Glaubige und Unglaubige fanden unter ihren Trümmern den Tod. Johannes von Villiers.

So hatten mehr als 60000 Seelen ihr Leben, oder ihre Freiheit bei dieser unglücklichen Belagerung eingebüßt, und Palästina befand sich nunmehr ganz in den Händen der Unglaubigen.

Um die Christen von nun an aller Hoffnung, daselbst je wieder festen Fuß fassen zu können auf immer zu berauben, ließ der Sultan Akris, Tyrus, Sidon und alle übrigen an dieser Küste liegenden Städte bis auf den Grund schleifen, und nöthigte die auf den angränzenden Schlössern zerstreuten Ordensritter ihre Besizungen zu verlassen, und sich schleunigst nach Cypern unter den Schuz des Großmeisters Villiers zu flüchten. Von 500 Tempelrittern, die sich bei der Belagerung von

Johannes von Villiers.

Akris durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten, waren nur noch 10 übrig; diese langten auf leichten Barken glücklich an dem gemeinschaftlichen Zufluchtsort an. Die geringe Anzahl der in Palästina zurückgebliebenen Ritter des Teutschen Ordens begab sich in ihre Preußischen und Liefländischen Besitzungen. Aber die Johanniter konnten sich nicht entschliessen die Nachbarschaft von Palästina zu verlassen. Noch immer hofften sie, unter dem Schuz eines neuen Kreuzheeres, dieses geliebte Land wieder betreten zu können. In dieser Absicht baten sie den König von Zypern um die Erlaubniß, Limisso zu ihrem künftigen Aufenthalt wählen zu dürfen. Durch ihr trauriges Schicksal zum Mitleiden bewogen, gewährte ihnen der Monarch ihre Bitte.

Drittes Buch.

Endlich hatte also die siegende Uebermacht der Unglaubigen die blutig errungene Herrschaft der Christen in Palästina zertrümmert, und den Flüchtlingen jede Aussicht zur Wiedereroberung derselben versperrt. In Zypern stand jezt der traurige Ueberrest des sonst so blühenden Johanniterordens. Von allem entblößt, was die dringendsten Bedürfnisse des Lebens fordern, größtentheils mit Wunden bedeckt, ohne Hülfe, ohne Sicherheit, waren sie wie Verwiesene in einem ganz fremden Lande, und beklagten nichts so sehr, als daß ihnen der Tod den lezten Trost versagt hätte, den Trost, am Grabe des Erlösers ihren sterbenden Brüdern zu folgen. Vielen gewährte das Schikksal noch diesen lezten Wunsch: eine große Anzahl starb an ihren Wunden; täglich wurde ihr Kreis

Johannes von Villiers.

Johannes von Villiers.

enger, um deſto trauriger aber auch das Schickſal der übrigen, und deſto heißer ihre Sehnſucht nach dieſem glücklichen Looſe.

Mit bekümmertem Herzen ſah der Großmeiſter Villiers die Anzahl der Ordensbrüder zuſammenſchmelzen, und faßte den Entſchluß, durch ein ſchleuniges Aufgebot die übrigen in Europa zerſtreuten Mitglieder des Ordens herbeizuziehen, um dadurch dem gänzlichen Untergang deſſelben zuvorzukommen. Dieſer Vorſatz wurde ſogleich ausgeführt, und nach allen Europäiſchen Staaten wurden Depeſchen an die Ordensbrüder des heil. Johannes geſandt, worin ſie dringend gebeten wurden, ſich nach Limiſſo zu begeben, wo Villiers zu gleicher Zeit ein Konzilium zuſammen berufen hatte, um den gegenwärtigen Zuſtand des Ordens durch kluge Maßregeln ſo viel möglich zu verbeſſern, und den Ort ſeines künftigen Aufent- zu beſtimmen.

Kaum waren die Depeſchen des Großmeiſters in Europa angelangt, ſo geriethen alle Ordensritter in Bewegung, und alle verlieſſen mit gleicher Bereitwilligkeit ihr Vaterland, ihre Kommanderien und väterliche Wohnungen. Weder auf

Geld-

Geldmangel noch auf Gesundheitsumstände wurde Rücksicht genommen; sowohl Jünglinge als Greise strömten den Meeresküsten zu; jeder eilte, der erste auf den Schiffen zu sein; wem dieses gelang, der schätzte sich für den glücklichsten; die übrigen folgten nach, und in kurzem langten ganze Schaaren von Ordensbrüdern in Zypern an.

Jahrhundert.

Diese Insel, von der ich in der Folge noch öfters zu reden Gelegenheit haben werde, ist eine der beträchtlichsten in ganz Asien, und liegt auf dem Karpathischen Meere, den Küsten von Pamphilien und Zilizien gegenüber, welche letztere heut zu Tage unter dem Namen Karamanien bekannt ist. Die Morgenseite dieser Insel benezt der Golfo di Laïazzo, die Mittagsseite das Egyptische, die Abendseite das Pamphilische Meer; ihre Entfernung von Palästina beträgt ungefähr 40 Meilen.

Verschiedene Tyrannen waren ihre ersten Beherrscher; nach diesem bemächtigten sich ihrer die Könige von Egypten, die späterhin von jenen stolzen Eroberern der damaligen Welt, den Römern, verdrängt wurden; nachher ward sie ein Theil des Griechischen Kaiserthums, gerieth unter

Johannes von Villiers.

ter der Regierung des Kalifen Otman und des Kaisers Heraklius in die Hände der Arabischen Mohammedaner, die aber kurze Zeit darauf ihren ehemaligen Besizern, den Griechen, die Herrschaft wieder einräumen mußten. So brachte das Schicksal diese Insel aus einer Hand in die andre, bis endlich Richard Löwenherz, wie schon im zweiten Buche dieser Geschichte gesagt worden ist, sie auf seinem Zuge nach Palästina dem Tyrannen Isaak Komnenus entriß, und den reichen Tempelherren gegen eine bestimmte Geldsumme überließ, welche leztere aus bekannten Ursachen genöthigt waren, ihre Rechte dem König Lusignan wieder abzutreten. Seit dieser Zeit blieb sie ein unzertrennliches Eigenthum der Krone von Jerusalem bis auf Heinrich II, in dessen Händen sie sich eben zu der Zeit befand, als die Stadt Akris an die Sarazenen verloren gieng, und welcher jezt die Johanniter und Tempelherrn nach ihrer Vertreibung aus Palästina in seine Insel aufnahm.

Die traurige Nachricht von dem Verluste der lezten Besitzung der Christen in Palästina, beweg den Pabst Nikolaus IV um diese Zeit, alle seine Autorität aufzubieten, um die Streitigkeiten der

Euro-

Europäiſchen Mächte entweder ganz zu ſchlichten, oder einen Waffenſtillſtand zu bewirken, und ſie dadurch in den Stand zu ſezen, ihre vereinten Kräfte gegen die Ungläubigen zu waffnen. Beſonders richtete er ſein Augenmerk auf den König von Frankreich, Philipp den Schönen, den er, als den mächtigſten und reichſten Monarchen Europa's, dahin zu bringen ſuchte, ſich an der Spize der übrigen Monarchen dieſes Welttheils nach Zypern zu verfügen. Aber vergebens verſchwendete er Beredtſamkeit und Schmeicheleien an dieſen Fürſten, deſſen geſezter, ſtandhafter Geiſt ſich nicht durch die verführeriſchen Lockungen der Ruhmſucht zu unüberlegten Handlungen hinreiſſen ließ. Philipp ſchüzte zu ſeiner Entſchuldigung bloß vor, daß ihn die Pflichten gegen ſeinen eignen Thron verhinderten, ſich in fremde Angelegenheiten zu miſchen, und daß alle andre Unternehmungen der Sorge für die Erhaltung und Wohlfahrt ſeines Reichs nachſtehen müßten. Ein zweiter Verſuch, den der Pabſt bei ihm machte, lief eben ſo fruchtloß ab, und die Hofnung, von dieſer Seite Beiſtand zu erhalten, war gänzlich verſchwunden.

Johannes von Villiers.

Niko-

Johannes von Vitiers.

Nikolaus verlor indeß den Muth nicht, sondern gieng in seinen Bemühungen für die Befreiung des gelobten Landes weiter, als irgend ein Erbe des heil. Stuhls vor ihm. Ohne Rücksicht auf das Verhältniß, in welchem die griechische Kirche mit der lateinischen stand, wendete er sich dreist an den Kaiser Andronikus Paläologus zu Konstantinopel, an den Kaiser von Trebisund, Johannes Komnenus, an die Könige von Armenien, Iberien und Georgien, und forderte sie zum Beistand der Ordensritter auf; ja er that noch mehr: er schickte sogar zwei Franziskaner nach Persien zu einem Tatarischen Fürsten, Namens Argon, aus dem Geblüte Tschengischans, von dem er gehört hatte, daß er, unerachtet ihn seine Geburt an die heidnische Religion gebunden hatte, doch keine Abneigung von der Christlichen bezeugte. Die Absicht dieser Gesandtschaft war, den Persischen Fürsten zu bekehren, und ihn sodann dahin zu bringen, daß er mit seinen Waffen in denjenigen Theil von Syrien dränge, der zunächst an Persien gränzte, während die Christen selbst Palästina zum Schauplatz ihrer Kriege machten. Aber Argon war

schon

schon seit einem Jahre todt, und folglich blieb die Gesandtschaft ohne Wirkung.

Johannes von Villiers.

Solche kostspielige Anstalten traf jezt Nikolaus aus frommem Ehrgeiz; er, der sich noch vor kurzem geweigert hatte, die Vertheidigung von Akris durch einen geringen Zuschuß an baarem Gelde zu unterstüzen. Unterdessen riß ihn der Tod mitten im Laufe seiner steigen Unternehmung dahin, und die gränzenloße Schwierigkeit, so viele Fürsten von verschiedenem Religions- und von entgegengesetztem Staats-Interesse zu einem gemeinschaftlichen Zweck zu vereinigen, raubte seinem Nachfolger alle Hoffnung, die Ausführung dieses Vorhabens zu Stande zu bringen. Die Fürsten des Okzidents sahen das Elend der Morgenländischen Christen mit gleichgültigen Augen an. Die heilige Wuth, welche sonst so leicht ganze Heere unter der Kreuzfahne versammelte, war endlich glücklich verschwunden. Die Johanniter wären die einzigen, die mit unermüdetem Eifer für das Wohl ihrer Brüder beschäftigt waren, und Leben und Freiheit zu ihrer Rettung aufs Spiel setzen wollten.

Nach

Johannes von Villiers.

Nach ihrer gemeinschaftlichen Versammlung in Limisso hielt der Großmeister ein sehr glänzendes allgemeines Ordenskonzilium, worin vorzüglich über die Fortsezung des Kriegs gegen die Unglaubigen, besonders aber wegen der Bestimmung eines künftigen Hauptsitzes des Ordens Berathschlagungen gehalten wurden.

Wir haben schon erzählt, daß der König von Zypern den Ordensrittern Limisso, eine uralte bischöffliche Stadt, zu ihrem Wohnsiz eingeräumt hatte; aber nur das dringendste Bedürfniß konnte ihnen den Entschluß eingeben, diesen Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen, den die Sarazenen und arabischen Korsaren so grausam verheert hatten, daß er einem offnen Flecken ähnlich war, dessen einzige Stärke in einer im Mittelpunkt befindlichen, mit Geschüz bepflanzten Burg bestand, die zur Vertheidigung gegen die Anfälle der Sarazenen bestimmt war. Einige Ordensritter brachten anfänglich in Vorschlag, sich in die längs der italienischen Küste gelegenen Häfen zurückzuziehen, welches jezt das sicherste Mittel wäre, das man ergreifen könnte. Allein dieser Vorschlag wurde mit Unwillen verworfen. Der

Groß-

Johannes von Villiers.

Großmeiſter und mehrere Häupter des Ordens behaupteten, daß Pflicht und Zweck dem Orden nicht erlaubte, Paläſtina auch nur einen Augenblick aus dem Geſicht zu verlieren, ſondern daß ſie vielmehr beſtändig bereit ſein müßten, jede Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen zur Wiedereroberung des heil. Landes behülflich ſein könnte. Dieſe Meinung wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und von jezt an zu einer unerſchütterlichen Grundregel des Ordens erhoben.

Jezt erwachte auch die alte Thätigkeit für das Wohl der Armen und Kranken wieder im Kreiſe des Ordens; und unerachtet die Ritter kaum für ſich ſelbſt hinlänglich Raum hatten, ſorgte der Großmeiſter doch zuerſt für einen bequemen und geräumigen Aufenthalt der Armen und Pilgrime; überdies faßte er den Entſchluß, alle ſegelfertigen Schiffe, auf welchen die Ordensritter, theils aus Paläſtina, theils aus Europa hergekommen waren, zur Begleitung der Pilgrimme ausrüſten zu laſſen, die noch immer fortfuhren, die heil. Oerter mit frommem Enthuſiasmus zu beſuchen, und ſich durch keine Hinderniſſe, ſelbſt nicht durch den harten Tribut, den ihnen die Un-

Johannes von Villiers.

glaubigen wieder aufgelegt hatten, in ihrem Wallfahrten unterbrechen lieſſen. Bald darauf ſtrömte eine unzählige Menge ſolcher kleiner Ordensſchiffe aus dem Hafen von Limiſſo aus, und harrten längs den Küſten von Europa auf die Ankunft der Pilgrimme, welche die tapfern Ordensritter mit freundſchaftlicher Bereitwilligkeit in ihren Schuz nahmen, um ſie ſicher und wohlbehalten an den Ort ihrer Beſtimmung zu fördern. Umſonſt verſuchten es die Korſaren, ſich ihrer zu bemächtigen: ſie fanden jezt einen ungewöhnlichen Widerſtand in den Waffen der Johanniter. Der gröſſeſte Theil ihrer Fahrzeuge wurde von den tapfern Rittern erbeutet, und dieſe kehrten mit reicher Beute beladen in die Häfen von Zypern zurück. Vorzüglich richteteten die Ordensritter ihr Augenmerk auf die Schiffe des Sultans von Egypten, ihres erklärten Feindes. Das Schickſal begünſtigte ſie ſo ſehr in dieſen Unternehmungen, daß ſie, durch wiederholte Siege bereichert, endlich im Stande waren, anſehnliche Eskadern auszuſenden, deren Flaggen in allen Europäiſchen Meeren gefürchtet wurden.

Dies

Johannes von Villiers.

Dies war der erste Keim zu der nachmaligen Seemacht der Johanniter. Der unglückliche Verlust der Stadt Akris und ihrer Hoffnungen auf den Besitz von Palästina lokte sie unter Seegel, durch widerholte Unternehmungen wuchs ihre Entschlossenheit und ihre Kraft: und eine unermeßliche Anzahl von Christen, die sie in einem Zeitraum von 400 Jahren vor einer qualvollen Sklaverei sicherten, oder deren Ketten sie zerbrachen, entschädigte sie reichlich für den schmerzhaften Verlust so vieler tausend ihrer Mitbrüder, die ein Opfer der Grausamkeit ihrer Feinde in Asien geworden waren.

Das Glück ihrer Waffen reizte unterdessen von neuem einen Feind gegen sie auf. Melech Seraph, der Sultan von Egypten, ergrimmt über den zunehmenden Verlust so vieler Unterthanen, und das schnelle Wachsthum eines Feindes, den er schon gänzlich ausgerottet zu haben glaubte, faßte den Entschluß, sie mit gewaffneter Hand bis in die Häfen von Zypern zu verfolgen, und den wachsenden Keim ihrer Herrschaft zu zerstören. Eine furchtbare Flotte war schon bereit unter Seegel zu gehen, als plözlich die Flamme

Johannes von Villiers.

des Kriegs in dem Herzen seines eignen Reichs ausbrach, und seine Plane zerstörte. Ein schleuniger Tod, der ihn in einem Treffen mit den Rebellen von dem Schauplaz riß, befreiete die Ritter kurz darauf von der Gefahr einer Belagerung in einem fast gänzlich offenen Plaze.

Um Seraphs Nachfolger, dem Malek-Nazer, in der Ausführung dieses Projekts zuvorzukommen, bat der Großmeister den König von Zypern um die Erlaubniß, Limisso befestigen zu dürfen, welches ihm von einem Fürsten, wie dieser, dem alles um Geld feil war, ohne Schwierigkeit zugestanden wurde. Die vereinten Kräfte des Ordens wurden jezt aufgeboten, die Meeresseite der Insel durch aufgeworfene Erdbatterien in Sicherheit zu sezen. Nachdem dieses gelungen war, richtete der Großmeister mit verdoppeltem Eifer sein Augenmerk auf die Wiederherstellung der Ordensdisziplin, die in dem ewigen Gewühl von Schlachten, Belagerungen, und Zerstörungen fast gänzlich erloschen, und an deren Stelle eine Menge verderblicher Mißbräuche eingerissen waren. So z. B. pflegten die Ritter jezt die eroberte Beute dem Schaze des Ordens vorzuent-

hal-

halten, und auf ihre persönlichen Bedürfnisse zu verwenden, die sich seit einiger Zeit unter der Herrschaft des Luxus und der Schwelgerei unendlich vermehrt hatten, so daß der Aufwand der Ordensglieder ihre Reichthümer zulezt überwog und eine allgemeine Schuldenlast den ganzen Orden drükte. Ein andrer Mißbrauch war der, daß die Prioren des Ordens seit den lezten Kriegen im gelobten Lande sich eigenmächtigerweise unterfangen hatten, jedem, ohne Unterschied der Person und des Standes, die Ordenskleidung anzulegen, wodurch der ursprüngliche Adel des Ordens sehr herabgewürdigt wurde. Um gegen diese und andre Mißbräuche Verfügungen zu treffen, ließ Villiers zwei General-Kapitel zusammenrufen, in welchen neue Verhaltungsregeln für den ganzen Orden festgesezt wurden. Johannes von Villiers. 1192.

Der Verfall der Ordensdisziplin hatte zum Theil auch seinen Grund in dem damaligen Zustand der Kirche selbst, die schon seit mehr als zwei Jahren ohne ein sichtbares Oberhaupt war. Vor diesem hatten die Päbste jederzeit ein besonderes Augenmerk auf den moralischen Charakter des Ordens gerichtet. Während der jezigen Va-

Johannes von Villiers.

kanz des heiligen Stuhls aber waren die zunehmenden Mißbräuche, die sich mit dem wachsenden Reichthume der Ordensbrüder in ihren Zirkel eingeschlichen hatten, ungeahndet geblieben, und hatten eben darum um so stärker überhand genommen.

Nach einer Zögerung von sieben und zwanzig Monaten waren die Kardinäle noch immer unentschlossen wegen der Wahl eines neuen Pabstes. Die dringendsten Bedürfnisse des Staats und der Kirche nöthigten sie endlich ihre getheilten Absichten zu vereinigen. Ein frommer Einsiedler, Namens Peter von Murrhon, der nachmalige Stifter des bekannten Cölestinerordens, war der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Wahl. Die Deputirten, welche dem frommen Mann das Dekret seiner Erwählung überbringen sollten, fanden ihn in einer auf der Spize eines Bergs errichteten Zelle, unweit der Stadt Sulmona im Königreich Neapel. Hier konnte man sich nur vermittelst eines kleinen eisernen Gitters mit ihm unterreden. Die Deputirten des Konklave erblickten bei ihrer Annäherung zu diesem Gitter einen ehrwürdigen Greis von ungefähr 72 Jahren, bleich und abgezehrt von unaufhörlichen Fasten

und

und Kasteiungen, mit zerstreuten Haaren, langem eisgrauem Barte, und rothen aufgequollenen Augen, noch feucht von Thränen, die er unaufhörlich in seine Gebete mischte. Als man ihm das Dekret seiner Thronerhebung überreichte, verließ er seinen Siz, warf sich nieder auf die Erde, und brachte eine geraume Zeit mit stillen Gebeten zu; nach diesem richtete er sich mit sanfter Würde empor, nahm die Anerbietung des Konklave an, aus Furcht, wie er sagte, den Himmel durch seine Weigerung zu erzürnen, und ward unter dem Namen Cölestin V zu Aquila gesalbt. Johannes von Villiers.

Bald nach seiner Thronbesteigung nahm er auch Antheil an dem Wohl des Johanniterordens, den er nicht nur durch Ermahnungen zu seiner vorigen moralischen Würde zu erheben, sondern auch durch thätige Aufmunterungen bei ihren Unternehmungen zu unterstüzen suchte. Aber es gieng ihm hier wie überall auf seiner neuen Laufbahn: keine seiner Unternehmung gelangte ganz zur Reife, und unzählige Hindernisse kämpften mit seinen frommen Entschlüssen. Freilich war die geringe Fähigkeit seines Geistes zu politischen Geschäften, so wie überhaupt zur Regierungspflege, Schuld

Johannes von Villiers.

an dem traurigen Erfolg seiner Entwürfe; aber eine Haupttriebfeder davon war die Eifersucht der Kardinäle, die nach dem Besiz der päbstlichen Krone geizten, und ihm die Beschwerden seines Amtes immer drückender zu machten suchten, um ihn zur Niederlegung seiner Würde zu nöthigen. Am geschäftigsten zeigte sich dabei der Kardinal Gaëtan, der sich am meisten mit der Hoffnung schmeichelte, nach ihm die päbstliche Krone zu erhalten. Er wendete alle Mittel der Ueberredung bei dem frommen Pabst an, und ließ ihm endlich sogar einen gewissen Betrüger in der Gestalt eines Engels erscheinen, der ihm im Namen Gottes und bei der Strafe ewiger Verdammniß in seine Zelle zurückzukehren gebot. Die List gelang. Cölestin, dessen Geist sich längst nach dem stillen Wohnplaz seiner vormaligen stillen Einsamkeit zurücksehnte, ergab sich in den Willen der Vorsehung, legte in voller Versammlung die Krone nieder und eilte zurück in seine Zelle. Gaëtan sah sich kurz darauf an dem glänzenden Ziel seiner Wünsche, und bestieg den päbstlichen Thron unter dem Namen Bonifaz VIII.

Was Gaetan als Kardinal gewesen war, das blieb er als Pabst unverändert fort. In seinen politischen Unternehmungen zeigte er sich als einen hellsehenden Kopf, einen vollkommnen Rechtsgelehrten, einen großen Staatsmann, und einen weisen Regenten, aber auch zugleich als einen Mann von gränzenloser Herrschsucht, unersättlichem Golddurst, und blutgieriger Grausamkeit; und der Zweck seiner ganzen politischen Laufbahn war der chimärische Entwurf: eine unbeschränkte weltliche Macht mit der geistlichen zu vereinigen, unbedingt über die Willkür der Monarchen, wie über das Gewissen ihrer Unterthanen zu herrschen.

Johanna von Villiers.

Das erste Opfer seines Ehrgeizes ward sein unglücklicher Vorgänger. Cölestin eilte mit ruhiger Selbstzufriedenheit von dem Schauplaz jener gefahrvollen Größe in seine stille Einsiedelei, wo er den Rest seiner Tage sanft und geräuschloß zu enden hoffte. Doch auch hier verfolgte ihn die Bosheit seines Nebenbuhlers. Die Besorgniß, daß er über kurz oder lang seinen Entschluß bereuen möchte, bewog Bonifaz, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Um seine geheimsten Gesinnungen aus-

Johannes von Villiers.

zuforschen, ließ er sich von ihm eine Beichte ablegen. Die aufrichtigsten Versicherungen des frommen Einsiedlers konnten ihn gleichwohl nicht beruhigen, und um sich auf einmal von aller Unruhe zu befreien, ließ er ihn in der Gefangenschaft so lange mißhandeln, bis der schwache Greis unter der Last seines Unglücks erlag.

So grausam Bonifaz übrigens gegen den unglücklichen Murrhon verfahren hatte, so menschenfreundlich bezeigte er sich gegen die Johanniter und Tempelherrn, die er überall mit ausgezeichneten Vorzügen und mit der väterlichsten Sorgfalt behandelte. Besonders begünstigte er die Johanniter sehr eifrig, und nahm ihre Rechte gegen die Eingriffe der Könige von England und von Portugall in Schuz. Er suchte sogar gegen den ausdrücklichen Vertrag, den die Ritter mit dem König von Zypern geschlossen hatten, ihre Vortheile auf der Insel zu erweitern.

Um diese Zeit starb der Großmeister Villiers, mit dem Ruhm eines frommen, rechtschaffenen Mannes, und Odon von Pins wurde sein Nachfolger. So lange dieser ein bloßes Mitglied

Odon von Pins.

des

des Ordens gewesen war, hatte seine Aufführung zu einem lobenswerthen Muster für seine übrigen Mitbrüder gedient, und die Hoffnung bei ihnen genährt, daß er einst ein verdienstvoller Nachfolger des braven Villiers werden würde. Aber kaum hatte er seine Großmeisterwürde in Besitz genommen, so entdeckten sie mit Schrecken, daß ihm viele Eigenschaften fehlten, die einen Oberhaupt ihres Ordens unumgänglich nothwendig sind, wo die Wohlfahrt der Untergebenen eben so wohl Uebung in den Waffen als pflichtmäßige Erfüllung der Ordensgelübde erfordert. Odon glaubte seiner Pflicht hinlänglich Genüge gethan zu haben, wenn er von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang am Fuße des Altars mit inbrünstigen Gebeten verweilte. Damit war aber den Bedürfnissen seines Ordens nicht abgeholfen. Anfangs ertrugen die Ritter dieses Uebel mit Geduld, da sie aber keine Veränderung in seinem Betragen wahrnahmen, und ihre Lage einen thätigeren Anführer forderte, so wendeten sie sich endlich mit ihren Beschwerden an den Pabst und baten um die Erlaubniß ihn abzusetzen. Der Pabst berief ihn zu sich nach Rom, um seine

Odon von Pins.

Ver-

Wilhelm von Villaret.

Vertheidigung zu hören; er ſtarb aber unterwegs, und auf die Nachricht von ſeinem Tode wurde Wilhelm von Villaret, aus der Provence, der ſich eben damals zu Gilles als Großprior befand, an ſeine Stelle erhoben.

Unter der Anführung dieſes neuen Oberhaupts erwachte wieder die kriegeriſche Thätigkeit des Ordens; es wurde ein neuer Bund errichtet, die Sarazenen aus Paläſtina zu vertreiben. Gazan, ein Sohn des oberwähnten Argon, aus dem Geſchlechte Tſchengiſchan's, König von Perſien und Khan der Mogoliſchen Tartaren, ſtand an der Spize dieſes Bundes.

1300.

Dieſer Gazan wird von Pachimer, einem gleichzeitigen griechiſchen Geſchichtſchreiber, mit folgenden merkwürdigen Zügen geſchildert. „Als Gazan den Thron ſeines Vaters beſtieg waren Cyrus und Alexander der Große die Vorbilder, die er ſich zum Muſter ſeiner politiſchen Laufbahn gewählt hatte; vorzüglich aber feſſelten die großen Eigenſchaften des griechiſchen Eroberers ſeine Aufmerkſamkeit. Bei kriegeriſchen Unternehmungen bediente er ſich gerne der Iberier, die er wegen ihrer Frömmigkeit und ihrem Enthuſiasmus

für

für die christliche Religion liebte und wegen ihrem unerschütterlichen Muth in den Schlachten bewunderte. Er wußte, daß das Kreuz den Christen zum Siegeszeichen diente; deßwegen heftete er es auch an seine eignen Fahnen, und erfocht, unter seinem Schuze, wie er glaubte, glänzende Siege über den Sultan von Egypten, drang mit stürmender Hand in das Innerste von Palästina, griff aus Dankbarkeit gegen die Iberier, die seiner Armee folgten, zuerst Jerusalem an; und es fehlte nur wenig, so hätte er das heilige Grab aus den Händen der Unglaubigen befreit.“ Wilhelm von Villare.

Nach dieser Schilderung Pachimers sollte man fast glauben, Gazan sei ein wahrer Christ gewesen. Aber alle andre Schriftsteller seiner Nation, Araber und Perser, Dichter und Geschichtschreiber, versichern uns, er sei, wie die meisten Tartaren dieser Zeit ein Gözendiener gewesen, habe sich aber nachher, dem Beispiel des größeren Theils seiner Unterthanen zu Folge, zur Mohammedanischen Religion gewandt, und bei der Beschneidung dem Namen Mahmud nebst dem Titel eines Sultans angenommen. Die Haupturſache, warum ihn einige zu einem wirklichen Anhänger

Wilhelm en Villaret.

des Christenthums gemacht, rührt vielleicht daher, weil er eine Christliche Prinzessin, eine Dame von glänzender Schönheit und die Tochter Livrons oder Leons, Königs von Armenien, zur Gemahlin hatte. Seine ausserordentliche Liebe zu ihr bewog ihn, ihr in seinem eignen Palaste eine freie Ausübung ihrer Religion zu verstatten: und dieser Umstand war es wahrscheinlich, der die Missionäre und Reisende auf die Vermuthung brachte, daß Gazan selbst ein Anhänger der Christlichen Religion wäre.

Die vereinten Mächte, an deren Spize Gazan stand, besiegten den Sultan von Egypten in einem wichtigen Treffen, eroberten die Stadt Damas, und waren kurz darauf so glücklich, den beträchtlichsten Theil von Syrien in ihre Gewalt zu bekommen.

Die Johanniter, deren Hauptabsicht auf die Wiedereroberung Palästina's gerichtet war, drangen an der Spize eines Corps Kavalleristen ein, welche ihnen Gazan zur Unterstüzung ihres Angriffs überlassen hatte, und kamen beinahe ohne Widerstand bis nach Jerusalem. Das Land war von allen Seiten offen, die Städte, oder vielmehr

mehr die Flecken, ohne Verschanzung, Jerusalem selbst ohne Mauern, und ohne Christliche Einwohner. Aber eben der Umstand, der jezt ihren Sieg erleichterte, war auch der Grund, warum sie ihre Eroberungen nicht behaupten konnten. Die Sarazenen hatten unmittelbar nach der Einnahme von Akris alle Festungswerke des gelobten Landes bis auf den Grund geschleift; das ganze Königreich glich völlig einem offnen Felde, dessen Besiz nur die Uebermacht des Stärkeren bestimmen konnte. Die Sieger machten zwar alle Anstalten, die Mauern von Jerusalem in möglichster Eile wieder aufzurichten. Allein zum Unglück wurde Gazan kurz darauf genöthigt, sich über den Euphrat zurückzuziehen, um in Persien einzudringen, und die dasigen Rebellen, die sich seine Abwesenheit zu Nuze gemacht hatten, wieder unter das Joch zu bringen. Er mußte also auch die Hülfstruppen zurückrufen, die er den Johannitern überlassen hatte, und dieser unerwartete Verlust schwächte die Ritter so sehr, daß es ihnen unmöglich war, den Angriffen des Feindes zu widerstehen, als der Sultan von Egypten kurz darauf mit einer furchtbaren Armee in Palästina ein-

Wilhelm von Villaret.

Wilhelm von Villaret.

einfiel. Schon bei der bloßen Nachricht von seiner nahen Erscheinung verliessen sie ihre Eroberungen, und retteten sich mit der Flucht.

1301.

Unterdessen hatte Gazan den Frieden in seinen Staaten wieder hergestellt, und dachte nunmehr ernstlich darauf, der Herrschaft der Sarazenen in Palästina den Untergang zu bereiten, um ihnen dadurch alle Gemeinschaft mit Syrien abzuschneiden. Da ihm aber wohl bekannt war, daß die Kräfte des Ritterordens, selbst dann, wenn sie von der Macht des Königs von Armenien und Zypern zugleich unterstüzt würden, zu diesem Zweck nicht hinreichten, so faßte er den Entschluß, sein Ansehen bei den Europäischen Fürsten zu verwenden, um sie zu einem vereinigten Kreuzzug zu verbinden, welcher der ersten dieser Expeditionen, unter Gottfried von Bouillon, ähnlich wäre.

In dieser Absicht schickte er eine Gesandtschaft an Bonifaz VIII, und forderte ihn auf, sein Ansehen bei den Europäischen Mächten zu ververwenden, um sie dahin zu bringen, daß sie gemeinschaftliche Sache mit ihm machten. Um seinem Begehren ein größeres Gewicht zu geben, hatten die Gesandten den Auftrag erhalten, den

heil.

heil. Vater zu versichern, daß ihr Herr, der Chan der Tartaren, nicht abgeneigt wäre, die Christliche Religion anzunehmen — ein damals vielleicht noch neuer Kunstgriff, der wenigstens beweist, daß Gazan noch kein Christ war. Wilhelm von Villaret.

Zum Unglück für diese große Unternehmung herrschte eben damals zwischen Bonifaz und dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, den der Pabst gewöhnlich mit dem Götzen Bel, oder Baal, zu vergleichen pflegte, ein unversöhnlicher Haß, der bloß aus dem Grunde entstanden war, daß Philipp sich hartnäckig weigerte, den unumschränkten Despotismus anzuerkennen, welchen sich der Pabst über die ganze Christenheit anmaßte. Zwar räumte Bonifaz ein, daß die Fürsten in ihren Staaten über das Zeitliche unumschränkt zu gebieten hätten; aber er verlangte eine völlige Einsicht in die politischen Umstände eines jeden Fürsten, unter dem Vorwande: desto richtiger beurtheilen zu können, ob man in diesem oder jenem Falle einen Krieg unternehmen könne, ohne seinem Gewissen zu nahe zu treten. Unter diesem verrätherischen Deckmantel strebte er nach einem entscheidenden Gewicht in den Kabineten der Gro-

Wilhelm von Villaret.

gen, und drohte allen, die sich dieser Forderung widersezen wollten, mit Bann und Exkommunikation. Dies war freilich der kürzeste und sicherste Weg zu einer Universal-Monarchie; aber zum Unglück für seine despotische Anmaßung fand der Pabst einen hartnäckigen Gegner an Philipp, einem mächtigen, von Natur stolzen, herrschsüchtigen Monarchen, der die Rechte seines eignen Throns eben so eifersüchtig hütete, als er die des päbstlichen Stuhls genau kannte, der zwar dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche dasjenige, was ihm von Rechts wegen zugehörte, unbedingt einräumte, im Gegentheil aber auch mit unerschütterlicher Standhaftigkeit behauptete: der Pabst besize nur eine geistliche oder vielmehr eine bloß ministerielle Gewalt über die regierenden Oberhäupter, und er sei verbindlich die Kirche Christi nach den Grundsäzen der Generalkonzilien zu verwalten. Um sich für diese stolze Widerspenstigkeit zu rächen, die auf einmal sein glänzendes Luftgebäude einer Allgemeinherrschaft zerstörte, erwekte Bonifaz dem König gefährliche Feinde von aussen, und bedenkliche Unruhen im Innern seines Reiches.

Die

Die Gesandtschaft des Khans war unter die-
sen Umständen dem Pabst sehr willkommen. Er
ergriff diese Gelegenheit, um einen Beweis seiner
siegenden Uebermacht über den König und seine
Unterthanen zu geben. Die ersten Kreuzzüge
hatten die Päbste bloß durch Bitten und Ermah-
nungen bei den Fürsten bewirkt; in der Folge ge-
brauchten sie jene Züge als Mittel, die ihnen lästige
Regenten zu entfernen, und legten sie diesen als
Bußmittel auf, bisweilen durch die Drohung der
Exkommunikation unterstüzt. So hatten sie sich
nach und nach gleichsam ein Recht daraus ge-
macht, die mehresten Christlichen Potentaten, die
sie auf keine andere Art unter ihr Joch bringen
konnten, unter diesem Vorwand aus ihren Staa-
ten zu verbannen. Unter dem nämlichen Vorwand
sandte Bonifaz jezt den Bischoff von Pamiers,
einen eben so stolzen Mann als er selbst war, an
den Monarchen. Im Ton eines Herolds, der
dem rebellischen Feinde den Krieg ankündigt, er-
klärte dieser Gesandte dem König: der Wille des
heil. Vaters sei, daß er sich unverzüglich an der
Spize seiner vereinigten Macht nach der Levante
begebe, und seine Truppen mit denen des Königs

Wilhelm von Villaret.

Wilhelm von Villaret.

von Persien verbinde, um die Sarazenen mit verdoppelter Macht aus Syrien und Palästina zu vertreiben. Allein nicht bloß der Uebermuth dieser stolzen Gesandtschaft, nicht bloß das ganze damalige Verhältniß Philipps mit dem Pabste; die Unbiegsamkeit des Königs selbst und seine Geldbegierde, noch mehr aber ein Gerücht, daß der Pabst mit den Tempelrittern ein heimliches Bündniß geschlossen, und sich sogar eine ansehnliche Summe baaren Geldes von ihnen habe vorstrecken lassen, um Frankreich bei der ersten Gelegenheit mit einem furchtbaren Krieg zu überfallen — waren Gründe genug, die dem König eine eben so trozige als gefährliche und nachtheilige Forderung mißriethen, und kurz, der Nuntius sowohl, als der Gesandte des Tartar-Khans mußten unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Der unglückliche Ausgang dieser Unterhandlungen vernichtete aufs neue wieder die Hoffnung der Johanniter auf die Wiedereroberung des heil. Landes, welche sie um so sehnlicher gewünscht hatten, je drückender ihnen täglich die unbescheidnen Forderungen des Königs von Zypern wurden.

Der

Der unerwartete Tod des Bonifaz, der aus Verdruß über die Demüthigung, die ihm von dem König Philipp widerfahren war, bald darauf starb, gab zwar den Ordensrittern die Hoffnung, daß ihnen unter der Regierung seines Nachfolgers, Benedikt IX, vielleicht günstigere Zeiten aufblühen würden. Aber sein bald darauf erfolgter Tod zerstörte auch diese wieder, und eine lange, düstre Periode trat mit dem folgenden päbstlichen Interregnum ein. Lange konnten die Kardinäle in ihrer Wahl nicht einig werden, bis endlich durch eine sinnreiche Intrigue des Kardinals Düpre' der lange Streit des Konklave entschieden wurde, und der Erzbischoff von Bordeaux, unter dem Namen Klemens VI, den päbstlichen Thron bestieg. Wilhelm von Villaret.

Schon die ersten Bedingungen seiner Thronbesteigung verkündigten den Ordensrittern von Palästina eine unglückliche Zukunft. Der König von Frankreich hatte nämlich, unterrichtet durch Düpre' von dem Vorschlag des Konklave, den Erzbischoff sogleich zu sich kommen lassen, und ihm erklärt, daß es in seiner Gewalt stehe, ihn zum Pabst zu machen, daß er es aber nur unter

Wilhelm von Villaret.

der Bedingung thun werde, wenn er die Erfüllung von sechs Artikeln, die er ihm vorlegen würde, bewillige. Trunken von Freude über ein so unerwartetes Glück versprach der Bischeff alles. Der König ließ sich die Zusagen desselben mit einem feierlichen Eid bestätigen, und durch zwei vornehme Geisel aus den nächsten Verwandten des Erzbischeffs versichern. Die wichtigste dieser Bedingungen, welche ihm auch erst nach seiner Krönung zum Pabst von dem König entdeckt wurde, war die Ausrottung des ganzen Tempelordens.

Indeß glaubte er doch den Antritt seiner Regierung durch keine glänzendere Unternehmung, und seinen Eifer für das Wohl der Kirche durch kein schicklicheres Mittel auszeichnen zu können als durch die Beförderung eines neuen Kreuzzuges zur Wiedereroberung des gelobten Landes. In dieser Absicht, und zwar theils um befriedigende Nachricht von der Stärke der Sarazenischen Macht einzuziehen, theils aber auch, und vielleicht hauptsächlich, um ein helleres Licht über die heimlichen Beschuldigungen zu erhalten, die der König von Frankreich gegen die Tempelritter bei ihm

ihm vorgebracht hatte, ließ er an die beiden Groß- meister den Befehl ergehen, sie möchten sich so bald als möglich, und zwar jeder in Begleitung der vornehmsten Ritter seines Ordens an seinen Hof verfügen. Wilhelm von Villaret. 1306.

Der Großmeister Villaret befand sich gerade damals auf dem Meere, als ihm das Breve des Pabstes von Zypern aus, wohin es adressirt war, zugeschickt wurde; er entschuldigte sich daher sogleich, daß er dem Befehl nicht auf der Stelle gehorchen könnte, weil er so eben in einer Unternehmung begriffen wäre, von deren glücklichem Erfolg die Wohlfahrt des ganzen Ordens abhienge.

Die Johanniter hatten nämlich, überdrüssig der harten Begegnung des König von Zypern und seiner drückenden Herrschaft, endlich den Entschluß gefaßt, sich nach dem Besiz einer andern, dem gelobten Lande benachbarten, Insel umzusehen, wo sie, frei von der Willkür eines despotischen Fürsten, ungestörter die Pflichten ihres Ordens ausüben könnten, und selbst auch für ihre Unternehmungen zur See einen gelegneren Aufenthalt hätten. Villaret hatte sein Augenmerk auf die Insel Rhodus gerichtet, welche in

Wilhelm von Villaret.

der Nachbarschaft von Palästina lag, und mit einem vortreflichen Hafen versehen war.

Das Schicksal schien diese Insel zur Abhängigkeit von fremden Mächten von jeher bestimmt zu haben. Während des Verfalls der lezten Griechischen Herrschaft, hatten sich einige Edle aus dem Hause Gualla, denen der Kaiser das Gouvernement über die Insel anvertraut hatte, zu Fürsten derselben aufgeworfen, und zogen eine unzählige Menge Einwohner und Kaufleute, theils Türken, theils Sarazenen dahin, um ihre Usurpation gegen die Griechischen Souveräns in Sicherheit zu sezen. Ja man behauptet sogar, sie hätten in dieser Absicht auch den Korsaren einen Zufluchtsort in ihrem Hafen verstattet, wenn sie von den Galeeren der Johanniter oder andrer Christlichen Mächte verfolgt wurden.

So stand es um diese Insel, als der Großmeister Villaret sie umseegelte, um ihre Häfen und Vestungswerke zu besichtigen. Nach genauer Vergleichung seiner Kräfte mit der überwiegenden Zahl der Einwohner, fand er sich nicht stark genug, einen Angriff zu wagen. Er beschloß daher, sich vor der Hand einiger benachbarter Inseln

seln zu bemächtigen, und seine Unternehmung von hieraus allmählich weiter zu verbreiten. Allein keine einzige von diesen kleinen Inseln hatte einen festen Plaz, wo die Johanniter das Glück ihrer Waffen hätten behaupten können, und überdies konnte leicht ein Angriff auf dieselben seine Hauptabsicht auf Rhodus verrathen. Villaret kehrte also, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Limisso zurück. Nach seiner Ankunft daselbst machte er sich sogleich bereit, mit dem ersten günstigen Winde, dem Befehl des Pabstes nach Frankreich zu folgen, in der Hoffnung, den Pabst sowohl als die Europäischen Mächte zur Unterstüzung seines Vorhabens zu bewegen. Aber eine schleichende Krankheit, die sich mit dem Tod endigte, verhinderte ihn daran, und die Ausführung dieses Vorsazes blieb seinem Nachfolger und Bruder, Foulques von Villaret, aufbehalten.

Wilhelm von Villaret.

Foulques von Villaret.

Unterdessen hatte sich der Großmeister des Tempelordens, Jakob von Molay, bereits zu Poitiers, an dem päbstlichen Hof eingefunden, begleitet von einer großen Anzahl seiner Ritter, welche, aus der Insel Zypern durch die drückende Habsucht des Königs vertrieben, sich in

Foulques von Villaret.

ihre reichen Europäischen Kommenthureien zurückgezogen hatten. In Zypern waren bloß ein Großmarschall des Ordens und einige Kommenthuren zurückgeblieben, und der Großmeister soll unermeßliche Reichthümer mit sich nach Frankreich gebracht, und sie in dem Ordenshause zu Paris niedergelegt haben. In Begleitung der vornehmsten Ordensritter erschien er jezt vor dem heil. Vater. Der Empfang war fürstlich, die Unterredung freundschaftlich, sogar vertraut. Klemens schien Wohlgefallen an dem Großmeister zu finden, bezeugte sich innigst gerührt über die traurige Situation seines Ordens, und versprach ihm, mit allem Eifer an seinem Wiederaufkommen zu arbeiten. Mit scheinbarem Interesse sprach er von einem Kreuzzug, den er, seinem Vorgeben nach, schon längst beabsichtigt hätte. Unter derselben Maske übergab er ihm zwei Memoirs, und ersuchte ihn um eine schleunige Beantwortung derselben.

In dem erstern verlangte der Pabst zu wissen, was für Hülfe die Lateiner bei einem Kreuzzuge von dem König von Armenien zu erwarten hätten, welche Häfen, Rheden und Pläze in Palä-

stina

stina am bequemsten zur Landung wären, und ob man die Truppen zur Zeit der großen oder kleinen Passage, d. i. im Mai oder im September einschiffen sollte. Die beiden angeführten Jahrszeiten erhielten die Benennung der größern oder kleinern Passage, nach der größern oder geringern Anzahl von Schiffen, Truppen und Wallfahrern, die um diese Zeit nach der Levante steuerten. In dem zweiten Memoire berührte Klemens die unglücklichen Mißhelligkeiten, welche die beiden Orden bisher von einander entfernt hatten, und fügte endlich hinzu: „um allen fernern Ausbruch zu verhüten, habe man ihm gerathen, die beiden Orden in Einen einzigen zu vereinigen, er wünschte über diesen wichtigen Punkt sein Gutachten zu erfahren."

Foulques von Villaret.

Offenbar sollte das eine dieser Memoires, nichts als ein Schlüssel zu den Herzen des Großmeisters sein, der den Pabst vielleicht durch sein gerades, offenes Betragen für sich eingenommen hatte; das andre, ein Versuch, den Zorn des Königs von Frankreich zu entkräften und den Orden selbst, den er vielleicht aus irgend einer geheimen Absicht zu erhalten wünschte, vor den

Nach-

Jenlances von Villaret.

Nachstellungen des Monarchen in Sicherheit zu sezen. Der Großmeister zeigte durch sein Betragen, daß sich Klemens nicht in ihm geirrt hatte; und die Beantwortung der beiden Memoirs, fiel sowohl zur gänzlichen Befriedigung des leztern, als zum Vortheil des Ordens aus, der seine freie ungebundene Existenz behielt.

Während Molay die Früchte seiner Beredtsamkeit und Geistesgegenwart mit stillem Frolocken genoß, landete auch Villaret in dem Hafen von Poitiers, wo eben damals auch der König von Frankreich zugegen war. Er brachte sehr dringende Klagen über die Ungerechtigkeiten des Königs von Zypern vor, entdeckte ihnen seine geheimen Absichten auf Rhodus, und schilderte die großen Vortheile dieses Unternehmens. Aber er zeigte ihnen auch zugleich die Ohnmacht des Ordens und die Unmöglichkeit, ohne den Beistand des heil. Vaters der Christenheit und des mächtigsten Königs von Europa, dieses Vorhaben auszuführen. Der Pabst und der König überhäuften den Großmeister mit Lobeserhebungen wegen seines edlen Eifers für das Wohl des Ordens, und beide versprachen ihm beträchtliche Unterstüzung, und der Pabst, in der

Hoff-

Hoffnung durch die Eroberung von Rhodus den Glanz ſeiner Regierung zu erhöhen, bewilligte 90000 Florins zur Anwerbung neuer Truppen. Foulques von Villaret.

Um die eigentliche Abſicht dieſer Ausrüſtung nicht zu verrathen, ergriff man den Vorwand eines neuen Kreuzzuges zur Eroberung des heil. Landes. Noch einmal ſchien Europa von der Kreuzfahrer-Wuth ergriffen; von allen Seiten liefen Menſchen herbei, unter der Kreuzfahne zu dienen. Die Republik Genua und die Krone von Sizilien traten der Unternehmung bei, und ſandten freiwillig Galeeren nach Brindiſi, dem allgemeinen Verſammlungsplaze der Kreuzfahrer. Das Ufer wimmelte von Menſchen. Beſonders befanden ſich hier viele Teutſche Edelleute, die bei dieſer Veranlaſſung auch zum Theil in den Johanniterorden übertraten, und bei dieſer Unternehmung ſich großen Ruhm erwarben. Die Johanniter konnten nicht Schiffe genug herbeiſchaffen; ſie begnügten ſich alſo die brauchbarſten auszuſondern, giengen mit dieſen unter Seegel, und eilten gerades Weges nach Limiſſo, um keinen Verdacht bei den Griechen und Ungläubigen zu erwecken. Hier hielten ſie ſich aber nicht länger auf, als

um

Foulques von Villaret.

um die auf der Insel befindlichen Ritter mit sich zu nehmen, stiessen wieder ins Meer, und warfen bei Makri, auf der Küste von Lyzien vor Anker.

Von dieser Stadt aus, schickte der Großmeister, im Namen des ganzen Ordens, Gesandte an den griechischen Kaiser Andronikus, ersuchte ihn, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, und die Belagerung von Rhodus zu genehmigen. Er versprach ihm, die Insel von den Kotsaren zu säubern, welche überall in seinem Gebiete die Schiffarth unsicher machten, ihn als ihren Lehnsherrn zu betrachten und ihm jährlich 300 Ritter, aus der Klasse der Befehlshaber, zu übersenden, die er nach Willkür an die Spize seiner Truppen auf den Persischen Gränzen stellen könnte. — Allein Andronikus, der mit der Krone seines Vorfahren auch den unauslöschlichen Haß gegen die Lateinischen Christen geerbt hatte, verwarf diesen Antrag mit stolzer Verachtung. Ein Schloß, welches er noch auf der Insel besaß, und ein Schatten von Souveränite', den ihm die Gualla's noch übrig gelassen hatten, liessen ihn hoffen, seine Oberherrschaft leichter wieder herstellen zu können, als wenn die Johanniter,

ter, unterstüzt von den Fürsten des Okzidents, sich der Insel bemächtigt hätten.

Foulques von Villaret.

Während dieser Unterhandlung, deren Folgen der Großmeister schon vorausgesehen hatte, landeten die Kreuzfahrer auf Rhodus, ohne den geringsten Widerstand der bestürzten Einwohner.

Die Insel Rhodus liegt im Karpatischen Meere, gegen Morgen nach Zypern, gegen Abend nach Kandien, gegen Mittag nach Egypten, und gegen Mitternacht nach Karien und Lyzien zu. Ihr Umfang beträgt ungefähr 26 Meilen. Eine reine heitre Luft, und ein mildes Klima herrscht auf dieser schönen Insel, deren fruchtbarer Boden überall mit einem Ueberfluß der schönsten Früchte ausgeschmückt war. Ehedem war sie reich an Eisen und Erz, woraus die Einwohner, von jeher durch ihr Kunstgenie berühmt, Waffen, Kriegsinstrumente, und besonders Statüen verfertigten, deren man vor Alters gegen 3000 von verschiedener Größe daselbst zählen konnte. Die schäzbarste darunter war der berühmte Koloß, dieses Meisterstück des Chares, das der Sonne als Schuzgottheit dieser Insel geweiht, und, dem ältern Plinius zufolge, 70 Ellen hoch war.

Foulques von Villaret.

war. Die Tempel waren mit Gemählden und Schildereien, den Meisterstücken eines Parrhasius, Protogenes, Zeuxis und Apelles ausgeschmückt. Nicht weniger war diese Insel ehmals von Seiten der Gelehrsamkeit berühmt. Aber eben so berühmt waren zu gleicher Zeit ihre Einwohner von Seiten ihrer Tapferkeit. Ihre Seemacht war eine der mächtigsten ihrer Zeit.

Aber alle diese glänzenden Eigenschaften, Abglinge der milden Herrschaft unter den Griechen und Römern, wurden von den leichtsinnigen Nachkommen der erstern vernachlässigt. Die häufigen Revolutionen, die in der Folge diese Insel beunruhigten, das wandelbare Schicksal ihres Throns, der von einer Nation zur andern übergieng, beförderten den Sturz ihrer Macht. Die weibische Weichlichkeit, und barbarische Unwissenheit der Sarazenischen Rhodiser, die, mit Ausnahme einiger Korsaren, nur selten das Meer betraten, zerstörten zulezt gänzlich ihre alten Kräfte, und mit ihnen den beneidenswerthen Ruhm der Vorzeit.

So stand es um die Insel, als Villaret sie an der Spize seiner Kreuzfahrer überfiel. Kaum hatten die Einwohner sich von der ersten Bestür-

zung

zung etwas erholt, so rafften sie ihre Kräfte zu- Foulques von Villaret.
sammen, um sich dem Feind zu widersezen. Es fielen nun zwar häufige Scharmüzel zwischen beiden Theilen vor, die aber gar nicht entscheidend waren, wie man schon daraus schliessen kann, daß dieser Krieg beinahe vier Jahre dauerte. Der Griechische Kaiser schickte den Rhodisern eine beträchtliche Hülfsarmee. Villaret ließ sich dadurch nicht abhalten, die Stadt selbst zu belagern, von deren Einnahme ihm die ganze Entscheidung seines Unternehmens abzuhängen schien. Seine Ritter, durch sein Beispiel aufgemuntert, hielten sich sehr tapfer und trozten aller Gefahr, um ihren Sieg zu beschleunigen. Aber mitten im Fortgange der Unternehmung verloren sich nach und nach die Kreuzfahrer, von der Sehnsucht nach ihrem Vaterlande beunruhigt, und liessen die Johanniter allein. Die Belagerer wurden nun bald selbst von den Griechen und Sarazenen belagert, und ihnen die Zufuhr abgeschnitten. Die Johanniter waren endlich von Truppen, von Lebensmitteln und von Geld entblößt. Allein der Muth und die Klugheit ihres Großmeisters wußte diesem Mangel abzuhelfen. Er nahm in der Bank zu

Foulques. von Villaret. Florenz beträchtliche Summen auf, trieb die Beisteuern aus seinen reichen Kommenthureien jenseit des Meeres zusammen, warb mit diesem Gelde neue Truppen und bezahlte die alten. Nachdem er ihnen einige Tage zum Ausruhen gelassen hatte, brach er, entschlossen zu siegen oder zu sterben, aus seinen Verschanzungen hervor, und rükte dem Feind entgegen.

Der Kampf war heiß und blutig. Auf der einen Seite feuerten die Begierde den Sieg zu gewinnen, und der Stolz, den gefaßten Entschluß durchzusezen, auf der andern die Liebe zum vaterländischen Heerd, zur Erhaltung der häuslichen Glückseeligkeit und zur Rettung des ihrigen, die Streitenden mit verdoppeltem Muthe an. Schon lagen die tapfersten Ritter entseelt auf dem Kampfplaze, als die übrigen noch einmal mit wüthender Rachsucht auf den Feind einfielen. Die Sarazenen wankten zurück, verliessen das Blachfeld, warfen sich verzweiflungsvoll in ihre Schiffe, und verbreiteten selbst zuerst die Nachricht von ihrer Niederlage in den Inseln des Archipelagus, und längs der Küste von Lyzien.

Villaret zog seine siegreichen Truppen zusammen und griff die Belagerung mit verdoppeltem Eifer an. Bald waren die vornehmsten Fortifikationen des Plazes gewonnen, die Ritter bereiteten sich zum Sturm, drangen an der Spize ihrer Truppen mitten durch einen Regen von Steinen und Pfeilen bis an die Bresche, pflanzten ihre Standarten auf — und sahen sich Meister von der Stadt. Die Unglaubigen wurden niedergehauen, den Christen schenkte man Leben und Freiheit. Der Eroberung der Hauptstadt folgte bald die Einnahme von Lindo, einem nach der Ostseite der Insel zu gelegenen Schlosse. Ohnweit diesem Schlosse, gegen Mitternacht zu, befindet sich ein Hafen neben zwei Baien, deren eine noch heut zu Tage die Schlangenbai genannt wird. Die übrigen Festen der Insel erfuhren das nämliche Schicksal, und nach Verlauf des vierten Jahres befand sich ganz Rhodus in den Händen der Johanniter. Zum ewigen Andenken dieses wichtigen Sieges, der so ersprieslich für die Christenheit, und so glorreich für den Johanniterorden war, legten alle Nationen Euro-

Foulques von Villaret.

Foulques von Villaret.

pa's den leztern von jezt an einstimmig den Namen der Rhodiser-Ritter bei.

Die erste Sorge des Großmeisters, nach der Eroberung der Insel Rhodus, war auf die Wiederherstellung der Festungswerke gerichtet. Nach diesem zog er alle Schiffe des Ordens in den Hafen zusammen, sorgte für ihre Ausrüstung und gieng selbst zu Schiff. Von allen Eroberungen der alten Rhodiser und von den Kolonien, welche sie hier angepflanzt hatten, war ihnen nichts mehr übrig, als eine unbeträchtliche Anzahl benachbarter Inseln, oder vielmehr Felsen und Klippen, die den Namen der Rhodischen Inseln führten. Unter diesen zählte man Nisera, Léros, Kalamo, Episkopia, Kolchi, Seinia, Tilo, und Cos, oder Lango, die sich alle auf die erste Erscheinung des Großmeisters seiner Herrschaft unterwarfen.

Nachdem Villaret von allen diesen Plätzen Besiz genommen, und sie in Vertheidigungsstand gesezt hatte, kehrte er nach Rhodus zurück, in der freudigen Zuversicht, da eine Freistatt zu finden, wo er die süßen Früchte seines blutigen Kampfs einzuerndten hoffte. Aber dieser schöne

Traum

Traum dauerte nicht lange. Ein Theil der vorigen Einwohner von Rhodus hatte sich nach ihrer Niederlage in die Staaten Osmans geflüchtet, und diesem Fürsten ihr Unglük geklagt. Foulques von Villaret.

Dieser Ottoman, Ottmann oder Osman, ein Abkömmling der turkomannischen Kaiserlinie dieses Namens, hatte seine Herrschaft damals in einen Theil von Bithynien, welches zu den kleinasiatischen Provinzen gerechnet wurde. Dieser Fürst, den entweder Religionseifer, oder Herrschsucht, oder die Furcht vor einem so mächtigen, nahen, und schnell um sich greifenden Feind erfüllte, gab den Beschwerden der Flüchtlinge willig Gehör, und versprach ihnen seine Hülfe.

Der wichtige Erfolg dieser kühnen Unternehmung des Osman verdient es, von dem Ursprung und den Schicksalen dieses Fürsten, der sein kleines Reich so plözlich zu einer furchtbaren Macht erhob, und die engen Gränzen seiner Herrschaft mit unglaublicher Schnelligkeit über drei Welttheile ausbreitete, hier etwas umständlicher Erwähnung thun.

Eine von den verschiedenen Meinungen, über den Ursprung dieses Hauses, behauptet, der Stif-

Joulquet von Villaret.

ter deſſelben ſei ein Tartariſcher Hirt, oder Nomade, geweſen, der, in der Fechtkunſt geübt, auf einmal ſeine Heerde verlaſſen, und nachher einen griechiſchen Offizier, aus der Armee des Kaiſers Johannes Komnenus, im Zweikampf erlegt habe, wofür ihm zur Belohnung von dem Sultan von Ikonien, Alahedin, der Flecken Ottomanzich ertheilt worden ſei, von dem nachher ſeine Nachkommenſchaft ihren Namen erhalten habe. So wenig aber auch ſonſt die Türken von der lächerlichen Eitelkeit, Genealogien zu erdichten, angeſtekt ſind, ſo wollten doch die Fürſten dieſes Hauſes, nachdem ihre Macht einmal jene furchtbare Höhe erreicht hatte, eine ſo niedrige Abkunft nicht eingeſtehn, und nahmen ihre Zuflucht auch zu einer Erdichtung. Der Tartariſche Schäfer ward ein Neffe des berühmten Kaiſers Johannes Komnenus, der wegen übler Behandlungen von ſeinem Oheim den Hof verlaſſen, ſich in die Arme des Sultans von Egypten geworfen, die Beſchneidung angenommen, ſich mit der Tochter dieſes Fürſten vermählt, und zur Morgengabe das vorhin genannte Städtchen Ottomanzich nebſt den angehörigen Dorfſchaften erhal-

halten hatte. Von diesem Besitzthum hätte die Nachkommenschaft des vorgeblichen Komneners ihren Beinamen geführt, bis auf die Zeiten des Sultans Ottoman, welcher alle seine Vorfahren an Tapferkeit übertraf, den Grund zu der neuen Türkischen Monarchie legte, und den Erben seines Throns den Namen Ottomanen hinterließ. Foulques von Villaret.

So lautete der neue Stammbaum der Ottomannischen Regenten, dessen glänzender Anstrich demungeachtet die Geschichtschreiber dieser Zeit nicht verhindert, seinen Inhalt geradezu für Erdichtung zu erklären und uns zu versichern, daß wir, um den Ursprung jener Fürsten ausfindig zu machen, nicht weiter hinaufsteigen dürfen, als bis auf einen gewissen Soliman, der ums Jahr Christi 1214, nach der Hedschira 611, lebte, und das Oberhaupt einer der drei Nomadischen Völkerschaften war, die ohne eine bestimmte Heimat zu haben, von Osten gegen Westen umherschweiften, und ihre Zelte in der ersten besten Gegend aufschlugen, wo sie geduldet wurden, und fruchtbare Weiden für ihre Heerden fanden. Dieser oben erwähnte Tartarische oder Türkische Anführer, soll, als er einst mit seiner

Foulques von Villaret.

Heerde aus Persien verscheucht ward, und zu Pferd durch den Euphrat fezen wollte, in diesem Fluß ertrunken sein.

Nach seinem Tode nahm Orthogul, oder Orthogrul, einer von seinen Söhnen, die Anführung der Horde über sich, und ersuchte den Sultan von Ikonien, Alahedin, den dritten dieses Namens, einen Prinzen aus dem Geschlechte der Turkomannischen Selgeuziden, ihm und seinem Gefolge einen sichern Wohnplaz in seinem Reiche zu überlassen. Alahedin nahm seine Dienste an, und räumte ihm Kleinarmenien zum Aufenthalt ein. Orthogruls Sohn, Ottoman, erweiterte schon seine Plane. Unter ihm gewann die Horde das Ansehen eines beträchtlichen Heeres, durch den Zusammenfluß ganzer Schaaren von Abenteurern, die der Ruf seiner Tapferkeit und Freigebigkeit herbeilockte. Aus allen diesen Vagabunden erzog Ottoman wackere Soldaten und tapfere Krieger. Der Erfolg seiner Waffen entsprach seinem Muth und seinen Wünschen glücklich. Das Ansehn dieses Mannes schmeichelte dem Sultan, der ihm die erste Bahn zu seinen Unternehmungen gebrochen hatte.

Zur

Foulques von Villaret.

Zur Aufmunterung ſchickte er ihm einen Kaftan, einen Säbel, eine Standarte und zwei Trommeln. So oft Ottoman den Klang dieſer kriegeriſchen Inſtrumente vernahm, ſtand er jedesmal auf, zum Zeichen ſeiner Ergebenheit und Dienſtfertigkeit gegen den Sultan. Indeſſen war dieſe bloße Zeremonie nicht vermögend, die Beſorgniſſe des Sultans zu zerſtreuen, der alt und ohne Kinder war, und von ſeinem Ehrgeiz und jugendlichem Feuer alles fürchten zu müſſen glaubte. Um ſich ſelbſt gegen Ottomans gefürchtete Waffen zu ſichern, reizte er ihn, ſie wider die Griechen zu kehren.

Ottoman folgte dem Wink ſeines Herrn, entriß dem griechiſchen Kaiſer ganze Provinzen und die wichtigſten Pläze, und eroberte bald ein ſo ausgebreitetes Reich, daß er, ſelbſt mit Bewilligung Alahedins, den Titel eines Sultans annahm. Andre behaupten, Ottoman habe erſt nach dem Tode ſeines Herrn dieſe ſouveräne Würde angenommen. Alahedins Heerführer theilten ſich, wie ehedem die Helden Alexanders, nach ſeinem Tode in ſein Reich. Ottman erhielt einen Theil von Bithynien und Kappadozien. Der neue

Joulques von Villaret.

Monarch erweiterte seine Herrschaft durch neue Eroberungen längs der Küste von Lyzien und Karien, und erhielt sie durch eine weise Regierungskunst, und eine gütige Behandlung seiner Unterthanen. Der Ruf dieser seltenen Eigenschaft eines Regenten, welche Ottoman in einem so hohen Grad besaß, hat sich bis auf die Zeiten der Türken erhalten, und ist noch heut zu Tag ein Gegenstand ihrer Bewunderung. So oft ein Kaiser den Thron besteigt, wünschen ihm die Unterthanen mitten unter dem frolockenden Getümmel des Volks, nebst andern Tugenden auch die Gutherzigkeit des Ottoman.

Dieser Fürst war es, der, von den vertriebenen Mohammedanern zu Hülfe gerufen, den Großmeister Villaret in seinen schmeichelhaften Träumen von Ruh und Frieden plözlich unterbrach. Kaum hatte Villaret Zeit gewonnen, die Mauern der Stadt Rhodus wieder aufzurichten; die Festungswerke lagen noch gänzlich in ihrer Zerstörung, als Ottoman an der Insel landete und mit seinen Truppen gerade vor die Stadt rükte, um sie zu belagern. Aber hier zeigte sich offenbar, daß die unüberwindlichste Befestigung

eines

eines Plazes, der Muth seiner Vertheidiger sei. Die Ritter trieben mehrere Stürme glücklich zurück. Jeder dieser Versuche kostete den Türken Ströme von Blut, und Ottoman sah sich zum erstenmal gezwungen von seinem Unternehmen abzustehn und Rhodus zu verlassen. Foulques von Villaret.

Mehrere Geschichtschreiber behaupten, daß die Sieger ihr Glück dem schleunigen Beistand des Grafen von Savoyen, Amadeus V, mit dem Beinamen des Großen, zu verdanken gehabt hätten, der die Belagerer in einer Schlacht besiegt, und dadurch Rhodus entsezt habe. Daher, sagen diese Schriftsteller, habe der Graf folgende vier Buchstaben F. E. R. T. zu seiner Devise gewählt, die man so erklären müsse: Fortitudo ejus Rhodum tenuit, d. i. Seine Tapferkeit erhielt Rhodus. Auch soll er sogar nach dieser Schlacht den Savoyischen Adler aus seinem Wappen verbannt, und das Johanniterkreuz an dessen Stelle gesezt haben. Allein diese Erzählung scheint aus folgenden Gründen keinen Glauben zu verdienen; Amadeus befand sich im Jahr 1309 in England am Hofe Eduards II, dessen Krönung er beigewohnt hatte. Im darauf folgenden

Froissart von Villaret.

genden Jahre, gieng er nach Chambery, zum Empfang Heinrichs VII, Grafen von Luxenburg, erwählten römischen Kaisers. Mit diesem verließ er unmittelbar darauf die englischen Küsten, und eilte nach Rom, wo Heinrich die Kaiserkrone aus den Händen den Pabstes empfieng, und aus mehrern Geschichtschreibern erhellet deutlich, daß Amadeus den neuen Kaiser weder in diesem noch im folgenden Jahre verließ, und folglich kann er an der Entsezung der Insel Rhodus, die im Jahr 1310 geschah, keinen Antheil gehabt haben. Was ferner den geheimnißvollen Wahlspruch betrift, auf welchen jene Geschichtschreiber ihre schmeichelhafte Hypothese gebaut haben, so kann die Erklärung desselben nicht den geringsten Bezug auf die Befreiung der Stadt Rhodus haben. Schon Ludwig von Savoien, dessen Tod um das Jahr 1301 erfolgte, ließ diese Devise auf seine Münzen prägen und zwar zehn ganzer Jahre zuvor, ehe die Türken Rhodus überfielen; und noch heut zu Tage erblickt man auf dem Grabmahl des Vaters von Amadeus V, einen Hund zu den Füssen seines Heerrn, auf dessen Halsband die nämlichen vier Buchstaben, wie-

wiewohl ohne Interpunktion, als Ein Wort Fert, zu lesen sind. Eben so wenig beweist das Ordenskreuz in dem Wappen des Amadeus. Denn ausser dem, daß die Fürsten von Piemont dasselbe Kreuz eine geraume Zeit vorher führten, findet man es auch schon in einem Siegel des Thomas von Savoyen, vom Jahre 1304. Alles dieses beweist hinlänglich, daß die Erklärung jener mysteriösen Devise für jezt ein Räthsel bleiben müsse, und daß die Johanniter die Befreiung der Stadt Rhodus bloß ihrer Tapferkeit und der Geistesgegenwart des Großmeisters zu verdanken hätten. Foulques von Villaret.

Kaum sah dieser tapfre Held den Feind dahin ziehen, und Rhodus in Sicherheit, so ließ er die alten Festungswerke wieder aufrichten, und verstärkte sie durch neue. Hierauf bemühte er sich, Handel und Gewerbe wieder in Aufnahme zu bringen, welche, von dem Ursprung der Stadt an, sie zu einer der blühendsten Städte erhoben hatten. Der Hafen war allen Nationen der Welt aufgeschlossen. Ganze Schaaren von Christen, besonders von Lateinischen, die sich nach dem Verlust des gelobten Landes in die Staaten des

griechi-

Foulques von Villaret.

griechiſchen Kaiſerthums zerſtreut hatten, fanden ſich in Rhodus ein, um hier ihre Wohnung aufzuſchlagen und unter der Fahne des heil. Johannes, der ihnen ſo oft ſeine ſchüzende Hand gereicht hatte, den Reſt ihrer Tage zuzubringen. Aus dieſem Zuſammenfluß von Lateinern und Griechen, von Rittern und Bürgern, Kriegern und Handelsleuten, bildete ſich ein neuer Staat, eben ſo mächtig durch ſeine Reichthümer, als furchtbar durch die Tapferkeit ſeiner neuen Beherrſcher.

Das Gerücht dieſer glücklichen Eroberung und des neu erfochtenen Sieges, verbreitetete ſich bald durch ganz Europa, und erregte eine allgemeine Freude, veranlaßte aber auch zugleich eine Vergleichung der beiden Orden, die ſehr zum Nachtheil der Tempelritter ausfiel. Jene, hieß es, haben nie an der Wiedereroberung des heil. Landes verzweifelt; ſie blieben deswegen in der Nähe von Paläſtina, und haben jezt durch die ruhmvolle Einnahme von Rhodus allen Kreuzfahrern einen bequemen Zufluchtsort verſchaft, während ſich dieſe, hingeriſſen von den Lockungen der Wolluſt, in ihre Kommanderien vergraben, dem heiligen Ruf ihrer Beſtimmung auf ewig entſagt,

sagt, und das gelobte Land der Tyrannei der Sa- Foulques
razenen und Turkomannen leichtsinnig überlassen von Villaret.
zu haben scheinen. Diese und noch weit ungün-
stigere Urtheile, die man theils laut, theils heim-
lich über die Tempelherren fällte, weken endlich
den alten Entschluß Philipps des Schönen wieder
auf, mit Macht an der Ausrottung dieses Ordens
zu arbeiten.

Das Jahr, in welchem Philipp den grausa-
men Entschluß faßte, ist nicht bekannt. Den
Verlauf der Sache erzählt die Geschichte auf fol-
gende Art. Ein Bürger von Beziers, Namens
Squin von Florian, wurde einst mit einem
abtrünnigen Tempelritter, greulicher Verbrechen
halber, eingezogen. Beide in Ein Gefängniß zu-
sammen geworfen, wurden noch vertrauter durch
ihr gemeinschaftliches Schicksal, und beredeten
sich endlich sogar, nachdem ihr Tod entschieden
war, einander selbst Beichte zu hören, da man
einem zum Tode Verurtheilten damals keinen Geist-
lichen zuließ. Sobald Squin das Bekenntniß
des Ritters empfangen hatte, ließ er einen königs-
lichen Offizier hereinrufen, und versicherte ihm,
er wäre bereit, dem Monarchen ein Geheimniß

aufzu-

Foulques von Villaret.

aufzudecken, an dessen Mittheilung ihm mehr gelegen wäre, als an der Eroberung eines Königreichs; indessen würde er es keinem andern als dem König selbst vertrauen. — Andre schreiben diese That zwei Tempelherrn zu, wovon der eine Prior zu Montfaucan war, der andre ein gemeiner Ordensbruder, Namens Naffodei, welche beide, wegen häufiger Vergehungen, durch den Großmeister und das gesammte Ordenskapitel, zu ewiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden wären. — Wer nun auch der Verräther gewesen sei; Philipp ließ ihn auf sein Begehren nach Paris kommen, und versprach ihm Leben und Freiheit, ja sogar ansehnliche Belohnungen, wofern er ihm die Wahrheit gestände. Kaum hatte der Böse-wicht dieses Versprechen erhalten, so überhäufte er den Tempelorden mit allen nur ersinnlichen Beschuldigungen, und klagte ihn des Raubes, des Mordes, der Kezerei und der Sodomiterei an. So oft ein neues Mitglied in den Orden tritt, fügte er hinzu, verbindet man ihn durch einen Eid, dem Heiland der Welt zu entsagen und das Kreuz, zum Zeichen seines Abscheues, anzuspeien; welch ein Wunder also, wenn sie insge-

insgeheim sich beschneiden liessen, und das gelobte Land an ihre Glaubensbrüder die Mohammedaner verkauften?" Wer die fernern Beschuldigungen dieses Unmenschen zu wissen verlangt, schlage die Sammlung des Peter Dupuy nach, wo man sie alle aufgezeichnet findet. Hier verbietet uns theils die Zeit, theils der Wohlstand, alle diese Abscheulichkeiten anzuführen. Wilhelm von Villaret

Dies waren die wichtigen Beschuldigungen, welche Philipp schon bei seinen ersten Unterhandlungen mit dem Pabst, wegen Ausrottung der Tempelherrn, diesem zu Lyon mitgetheilt hatte, und worüber er im folgenden Jahr bei ihrer Zusammenkunft noch dringender mit ihm sprach. Nachdem er ihn noch mehrmal nachher an jene bei seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl gemachte Versprechen nachdrüklich erinnert hatte, und Klemens unter allerlei Vorwand noch immer zögerte, wollte Philipps ungeduldige Hize sich nach der langsamen Politik des Pabstes nicht länger bequemen. Er ließ durch geheime Befehle, an einem Tage, den Großmeister nebst allen seinen Ordensrittern, die theils in Paris, theils in den umherliegenden Provinzen zerstreut waren, in

Foulques von Villaret.

Verhaft nehmen und ihre Güter und Besitzungen einziehen.

Dieses gewaltthätige Verfahren erregte allgemeines Aufsehen. Die eigentliche Ursache, welche den König zur Unterdrückung des Ordens anfeuerte, blieb ein Geheimniß. So viel läßt sich aber aus dem Charakter Philipps schließen, daß eine eigennützige Leidenschaft mit im Spiele war. Doch ist es nicht zu leugnen, daß mehrere Umstände zusammen trafen, den grausamen Entschluß in ihm zu erregen, den er mit so heftiger Ungeduld durchzusetzen strebte und durch dessen Ausführung er seine Regierung und sein Jahrhundert mit ewiger Schande brandmarkte.

Es ist wahr, der Tempelorden war nicht rein von Vergehungen; es hatten sich allmählich Mißbräuche bei ihnen eingeschlichen, welche sie immer weiter von ihrer Bestimmung entfernten. Schon seit dem zweiten Jahrhundert nach ihrer Entstehung hatten sie sich den Vorwurf des Leichtsinns, der Verschwendung, des Luxus und aller damit verwandten Leidenschaften, zugezogen. Ihre Neigung zum Trinken war sogar zum Sprüchwort geworden; ihre Ausschweifung, ihr Hang zur

Wol-

Wollust, ihr unerträglicher Stolz, ihre verderbliche Streitsucht, waren zum Theil nicht minder gegründete Beschuldigungen. Aber eben so wahr ist es auch, daß nicht alle Mitglieder von dieser Verderbniß angesteckt waren. Womit läßt sich aber die Vertilgung eines ganzen Ordens entschuldigen, wenn nicht alle Mitglieder an dem Verbrechen Theil hatten? Und wäre dieses auch, was berechtigte den Monarchen Frankreichs, sich zum Richter des Gewissens solcher Menschen aufzuwerfen, die nicht einmal alle unter seiner Gerichtsbarkeit standen? Immer wird dies Verfahren Philipps ein schreckliches Beispiel von Tyrannei und Leidenschaft bleiben. Foulques von Villaret.

Mit großer Befremdung hörte der Pabst die Nachricht von der Verhaftnehmung des Großmeisters und der übrigen Tempelritter. Besonders war er über das Verfahren der Bischöffe und des Inquisitors aufgebracht, und in der ersten Hitze entsezte er den leztern seiner Würde, und ließ an alle Bischöffe in Frankreich den Befehl ergehen, sich durchaus nicht in diese Sache zu mischen, deren Entscheidung er sich allein vorbehalte. Gegen den König selbst beklagte er sich in einem

Joulques von Villaret.

empfindlichen Schreiben wegen der Gefangennehmung dieser Ritter, die allein unter der Gerichtsbarkeit des heil. Stuhls stehen, und forderte die Auslieferung derselben sammt der Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter. Der König berief sich aber auf die Genehmigung des Inquisitors, beschwerte sich selbst über die, diesem Inquisitor und den Bischöffen widerfahrne Rüge, und erinnerte endlich den Pabst sehr nachdrücklich an das ihm eidlich versicherte Versprechen.

Klemens sah wohl, daß er gegen einen Monarchen, der schon so viele Proben seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit gegeben hatte, nichts mit Gewalt ausrichten würde. Er gab also lieber selbst etwas nach, um nicht alles zu verlieren. Der König verstand sich dazu, die Gefangenen sowohl als die eingezogenen Güter indeß in die Hände des päbstlichen Nuntius zu übergeben, wußte aber doch eigentlich über beides die Obergewalt zu behaupten.

Das gute Vernehmen zwischen dem König und dem Pabst war indeß durch diese wechselseitige Nachgiebigkeit wieder hergestellt, und so schritten sie nun gemeinschaftlich zu dem Prozeß gegen die

die Tempelritter. Alle Gefängniſſe waren angefüllt mit dieſen traurigen Opfern einer grauſamen Leidenſchaft; wer ſich nicht freiwillig als einen Verbrecher bekennen wollte, dem wurde das Geſtändniß durch die fürchterlichſte Folter abgedrungen. Von allen Seiten hörte man das Gewinſel der Gepeinigten, durch die Schmerzen der grauſamſten Tortur ausgepreßt. Demmerachtet waren es nur wenige, die ſich durch dieſe unmenſchlichen Behandlungen verleiten lieſſen, ſich als ſchuldig zu bekennen. Die übrigen alle beriefen ſich mitten unter den entſezlichſten Qualen mit muthiger Unerſchrockenheit auf ihre Unſchuld. Der König wollte indeß doch das verzweiflungsvolle Bekenntniß jener Unglücklichen benuzen, den Prozeß zu beſchleunigen, und begab ſich deßwegen ſelbſt nach Poitiers zu dem Pabſt. Allein die meiſten derſelben widerriefen ſelbſt ihr Bekenntniß, und behaupteten, daß nur die unausſtehlichſten Qualen ihnen dieſe ungegründeten Anklagen abgedrungen hätten.

Foulques von Villaret.

Während dieſes am Hofe Philipps und Klemens V vorfiel, hatten die Könige von England, Kaſtilien, Arragonien, Sizilien, der Graf von

Foulques von Villaret

Provence, überhaupt die meisten Europäischen Mächte, und selbst die Italiänischen Erzbischöffe, den Beschwerden des Pabstes zu Folge, alle in ihren Staaten befindliche Tempelherrn einziehen lassen. Ueberdem hatte man Besazungen in ihre Kommanderien geworfen, ihre Güter konfizirt, und arbeitete auf allen Seiten mit Macht an ihrem Untergang.

Die Tempelherrn in Aragonien flüchteten sich bei dem ersten Gerücht dieses Vorfalls in verschiedene auf eigne Kosten erbaute Festungen, die zur Vertheidigung des Landes gegen die Einfälle der Mauren angelegt waren. Von hieraus sandten sie ein Rechtfertigungsschreiben an den Pabst, welches die lebhafteste Schilderung ihrer Unschuld mit den wehmüthigsten Klagen über erlittenes Unrecht enthielt. Die Antwort des heil. Vaters auf dieses Sendschreiben ist nicht bekannt; aber soviel ist gewiß, daß Jacob II, der damals die aragonische Krone trug, die Ritter in ihren Schuzfestungen belagerte, sich der Pläze bemächtigte, und selbst davon Besitz nahm. Er warf darauf die Ritter in abgeschiedene Gefängnisse, und trug, der Verordnung des Pabstes gemäß, dem Bischof von

Valen-

Valenzia auf, ihnen den Prozeß zu machen. Foulques von Villaret.

Auf die nämliche Weise verfuhr man zu Paris mit den Gefangenen, die zu ganzen Schaaren dahin geschleppt wurden. Noch immer waren die Richter unentschlossen, da die meisten von den Rittern, denen Schmerzen oder Angst ein Geständniß von Verbrechen ausgepreßt hatten, bei ihrem zweiten Verhör förmlich widerrufen hatten. Sie rathschlagten lange, was in Rücksicht dieses Widerrufs zu thun wäre, und beschlossen endlich, durch ein ganz sonderbares Rechtsverfahren, alle, die ihr erstes Geständniß widerrufen würden, als Ketzer zu behandeln, die Christum verleugnet hätten. Sobald nun diese Regel festgesezt war, nach welcher die Ritter gerichtet werden sollten, wurde die Untersuchung von neuem angefangen, und mit doppelter Hize fortgesezt. Was auch immer die Ritter zu ihrer Vertheidigung vorbringen mochten, konnte sie doch alles nicht retten. Man muß mit Erstaunen und zugleich mit dem innigsten Mitleid erfüllt werden, wenn man die Freimüthigkeit und die Unbefangenheit sieht, mit welcher mehrere von ihnen, un-

Fenlaues von Villaret.

ter welchen besonders der Großmeister und der Generalprokurator des Ordens, Bruder Peter von Bologna, sich ausgezeichnet haben, ihre Rechtfertigung vorbrachten, und mit welchen Gründen sie sie unterstützten; und wenn man demunerachtet diese unglücklichen Schlachtopfer, welche ihre Unschuld so unverkennbar an den Tag gelegt hatten, zu einem grausamen Tode führen sieht. Nur die wenigen, welche auf Kosten ihrer Ehre und ihres Gewissens bei ihrem ersten erniedrigenden Geständniß beharrten, und zum Zeichen ihres Abscheu's vor dem Orden sich den langen Orientalischen Bart abschneiden liessen, und das Ordenskleid ablegten; nur diese wenigen entkamen entweder ganz ohne Strafe oder bloß mit einer Kirchenbuße. Wer hingegen dieses entehrende Mittel verabscheute, und standhaft auf seinen Widerruf beharrte, ward als ein Ketzer und Apostat angesehen, der weder Glauben noch Mitleid verdiene, und mit der unnatürlichsten Härte behandelt. Vier und fünfzig, unter denen sich ein Allmosenier des Königs befand, hatten an einem Tage gleiches Schicksal. Zuerst wurden sie durch einen Ausspruch des Bischoffs von Paris für Abgefal-

fallene erklärt, und dem Arm der weltlichen Obrigkeit übergeben, ſodann mit Prozeſſion zum St. Antonius-Thor hinausgeführt, lebendig in die Flammen geworfen, und an einem langſamen Feuer verbrannt. Foulques von Villaret.

Noch verſchiedene andere Provinzen Frankreichs wurden an demſelben Tage Zeugen eben ſolcher Auftritte. Aber überall ſah man dieſelbe Standhaftigkeit bei dieſen unglücklichen Schlachtopfern des Despotismus; man hörte keine andre Klage, von ihnen als den Ausdruck der Reue und der Schaam über ihr erſtes Geſtändniß, das ſie zu ihrer eignen Schande gegen ihre Unſchuld abgelegt hatten. Alle verlieſſen das Leben mit einer Unerſchrockenheit, und einer Gewiſſensruhe, die alle Anweſenden in Erſtaunen ſezte, und der ſicherſte Beweis ihrer Unſchuld war.

Das Urtheil der übrigen Gefangenen verzog ſich länger. Der Pabſt berief deshalb ein Konzilium zuſammen, das ſich zu Vienne in Dauphine' verſammelte, und am 16 Oktober 1311 ſeine erſte Sizung hielt. Der König erſchien ſelbſt dabei in einem ſehr glänzenden Aufzuge. In einer dieſer Verſammlungen ſtimmte die ganze

Toulques en Villaret.

Klerisei darin überein, daß man dem Großmeister und den übrigen Häuptern des Ordens Zeit geben müsse, sich zu vertheidigen, und unterstüzten ihre Meinung durch die Schilderung der größten Verdienste des Ordens, die er sich auf dem Kampfplaz der christlichen Freiheit in Asien erworben, wo er so unzählige mal den Glauben an die Religion des Erlösers mit seinem Blute versiegelt hätte. Nur vier Köpfe aus der ganzen zahlreichen Versammlung widersezten sich diesem günstigen Urtheilsspruch.

Die Untersuchung verzog sich; es waren schon sechs Monate verflossen, und die Sache ihrer Entscheidung noch um nichts näher gerükt. Die Ungeduld des Königs und seines Bundesgenossen, Klemens, war aufs höchste gestiegen. Der lezte re stand endlich in der vollen Versammlung entrüstet auf, und erklärte laut: „woferne die langweiligen Formalitäten das Urtheil der Gefangenen noch länger verzögerten, so werde er der Sache kraft seiner päbstlichen Vollmacht, eine entscheidende Wendung geben, und er sei überhaupt weit eher gesonnen, die Verbrecher durch einen Machtspruch zu verdammen, als seinen geliebten Sohn,

den

den König von Frankreich, zu kränken.“ Er fand gleichwohl ein weniger auffallendes Mittel seinen Zweck zu erreichen, indem er in einem geheimen Consistorium die Kardinäle und mehrere Bischöfe auf seine Seite brachte, und nun auf einmal in einer zweiten öffentlichen Versammlung des Konziliums, den 22 Mai, mit diesem Uebergewicht der Stimmen, den Orden für ganz aufgehoben erklärte. „Vermöge Unsrer Apostolischen Gewalt, sezte Klemens hinzu, bestätigen Wir diesen Urtheilsspruch, ob er gleich nicht nach allen Formen des Rechts abgefaßt werden konnte; Wir behalten es aber uns und der heil. Kirche vor, über die Personen und Güter der Verurtheilten noch besonders zu entscheiden.“

Fortgang von Villaret

1312.

Das leztere geschah sogleich. Der Pabst behauptete da sie zur Vertheidigung des heil. Landes und der dahin wallfahrtenden Pilgrimme bestimmt wären, so könne man keinen schicklichern Gebrauch davon machen, als daß man sie den Besizungen der Johanniter einverleibe, die noch jezt diese Verrichtungen erfüllten, und noch vor kurzem, durch die Eroberung von Rhodus einen so glänzenden Beweis ihrer Tapferkeit gegeben hät-

Annales von Villaret.

hätten. Aber die Parthei des Königs von Frankreich bestand hartnäckig darauf, es sollte ein allgemeiner Orden errichtet werden, dem alle übrigen, selbst den Johanniterorden nicht ausgenommen, einverleibt werden sollten. Den Johannitern wollten sie die Güter des Tempelordens nicht überlassen, indem die Vermehrung ihres Einkommens, sagten sie, nur die Mitglieder dieses Ordens zu den nämlichen Ausschweifungen verleiten würde, welche das Verderbniß unter den Tempelrittern verbreitet haben; unter dem Vorwand, ihre Güter in Besitz zu nehmen, würden sie ganz Europa überschwemmen, und die gefährlichen Leidenschaften des Stolzes, der Schwelgerei, der Weichlichkeit, und des Luxus, welche man jezt an den Tempelherrn bestrafen müsse, würden bei ihnen wieder erwachen.

Die päbstliche Politik konnte das Projekt, einen neuen Orden zu errichten, durchaus nicht zugeben. Klemens verwarf also den Antrag standhaft, und versicherte dagegen: er sei längst entschlossen gewesen, dem Johanniterorden eine gänzliche Reform angedeihen zu lassen, und würde sein Vorhaben bei erster Gelegenheit ins Werk

rich-

richten, wofern die Versammlung von der Nothwendigkeit derselben überzeugt wäre. Uebrigens sei er nicht gesonnen, irgend einen Ordensritter im Okzident zu dulden, Kranke, Greise und Kommandeurs ausgenommen. Ferner würde er einen Ueberschlag von den jährlichen Einkünften des Ordens machen, und ihn genau mit dem Aufwand der gesammten Mitglieder vergleichen. Hierdurch würden alle Ausschweifungen verhütet, und die Christenheit in den Stand gesezt werden, den Ueberrest der Einkünfte eines Theils auf die Unterstüzung der Expedition gegen die Sarazenen, andern Theils auf die Pflege der Pilgrimme im Orient zu verwenden. Foulques von Villaret.

Diese Versicherungen des Pabstes brachten den grössten Theil der Stimmen auf seine Seite. Philipp sah' sich endlich genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen; machte aber auch zugleich die Erfüllung jener vorgeschlagenen Reform zur ausschliessenden Bedingung. Die Johanniter wurden also zu unumschränkten Erben aller Besizungen des Templerordens, eingesezt, die spanischen ausgenommen, welche, einem besondern Vermächtniß zufolge, zur Unterhaltung des Krieges gegen die

Mau-

Forsches von Villaret.

Mauren, die sich bis jezt in Grenada festgesezt hatten, angewendet werden sollten.

Das Loos des ganzen Ordens war also entschieden; das Konzilium gieng nun auseinander, und überließ dem Pabst, wie er sichs vorbehalten hatte, das Trauerspiel zu schliessen, und über das Schicksal des Großmeisters und der drei Groß-Kommandeurs, die noch gefangen saßen, zu entscheiden. Klemens übertrug das Geschäft zwei Kardinälen, welche im darauf folgenden Jahre verbunden mit dem Erzbischoff von Sens und einigen andern Plälaten, ein Kommissionsgericht gegen die Ritter zu Paris errichteten, und, den besondern Anweisungen des Pabstes gemäß ohne weitere Untersuchung, diese vier Ordenshäupter zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilten, wofern sie von dem Widerruf ihrer ersten Aussage abstehen würden.

Man wollte aber die besondre Gnade, welche man diesen Rittern durch die Erlassung der Todesstrafe zu erweisen glaubte, noch zu einem andern Zweck benuzen. Der Tod so vieler Ritter, welche man schon auf den Scheiterhaufen geworfen hatte, machte einen zu tiefen Eindruk auf

auf das Gemüth des Volks, und ließ bedenkliche Unruhen befürchten, denen man am sichersten dadurch zuvorzukommen hoffte, wenn die Gemüther von der Gerechtigkeit der Strafe, und der Abscheulichkeit der Verbrechen, die den Arm der Gerechtigkeit gegen sich aufgefordert hatten, überzeugt würden. In dieser Absicht begleitete man jenes Verdammungsurtheil der Ritter mit der zweiten Bedingung, daß sie nur dadurch die Milderung der Todesstrafe erhalten könnten, wenn sie eine öffentliche Erklärung von den Verbrechen des ganzen Ordens ablegten. Es wurde also in der Kathedralkirche zu Paris ein Gerüste aufgeschlagen. Soldaten und Häscher führten die Verurtheilten herbei. Ein päbstlicher Legat bestieg eine Art von Kanzel, hielt eine feierliche weitschweifige Rede an das versammelte Volk, und schilderte mit den schwärzesten Farben alle die Abscheulichkeiten und Verbrechen, deren Beschuldigung die Delinquenten durch ihre eigne Aussage bekräftigt hatten. Um den Zuhörern allen Zweifel zu benehmen, forderte er den Großmeister und seine Gefährten auf, ihr Bekenntniß öffentlich zu wiederholen. Um sich ihrer Einwilligung dazu de-

Foulques von Villaret.

sto

Foulques von Villaret.

ſto gewiſſer zu verſichern, hatte man ihnen theils neue Verſprechungen gemacht, theils zeigte man ihnen einen Scheiterhaufen, welchen die Henker vor ihren Augen errichteten.

Zwei von den Verurtheilten, durch den Anblick eines ſchrecklichen Todes erſchrekt, wiederholten ihre erſte Ausſage. — Jezt war die Reihe an dem Großmeiſter. Er trat an den Rand des Gerüſtes vor, ſchüttelte gelaſſen ſeine Feſſeln, und ſprach mit feſter erhabner Stimme: „Ich bin es mir, bin es meinen leidenden Brüdern ſchuldig, das ganze abſcheuliche Gewebe der Bosheit aufzudecken, in welches unſre Unſchuld verſtrickt worden. Der Himmel über mir richte meine Worte. — Ja, ich bin ſtrafbar, — habe das ſchändlichſte Verbrechen begangen — habe meine Unſchuld durch eine Lüge gebrandmarkt. Doch die Schuld falle auf meine Henker, ſie zwangen mich dazu. Die grauſamſten Martern haben mir das unglückliche Geſtändniß ausgepreßt, welches meine Feinde triumphiren macht. Ich werde jene Lüge nicht am Rande des Grabes durch eine zweite beſtätigen. So wiſſe es denn die ganze Welt aus dem Munde eines Sterbenden: ich

und

und meine Brüder sind unschuldig. Ich wei daß dies Geständniß allen das Leben gekostet hat, die den Muth hatten, es abzulegen. Aber es sei! ich will meine Rettung nicht durch eine Schandthat, mein Leben nicht durch eine Verleumdung erkaufen!" —

Foulques von Villaret.

Er wollte fortfahren, aber man legte ihm Stillschweigen auf. Der Bruder des Dauphins von Viennois nahm jezt das Wort, da er aber auch die nämliche Sprache führte, so ließ man ihn nicht lange reden. Die ganze Szene brachte eine gewaltige Erschütterung in den Gemüthern hervor. Die leichten Eindrücke, welche die Rede des Legaten zurückgelassen hatte, verschwanden gänzlich. Die unwiderstehlichste Macht der Unschuld war im Begriff zu siegen; aber die Richter machten dem Kampf ein schleuniges Ende. Der Kerkermeister reinigte das Schafott, und schleppte die Unglücklichen wieder ins Gefängniß. Noch denselben Tag fanden die beiden leztern ihren Tod in den Flammen. Der Schauplaz dieser Greuelthat war eine kleine Insel der Seine zwischen dem königlichen Garten und dem Augustinerkloster.

Joulques en Villaret.

So triumphirte die Leidenschaft des Königs, und der päbstliche Despotismus. Ein solches Loos ward einem Orden zu Theil, der seit seiner ersten Erscheinung ein theilnehmendes Gefühl für die Leiden seiner Brüder und einen thätigen Eifer für die Freiheit der Religion geäussert hatte. Schwachheiten einzelner waren die Verbrechen, welche mit der schrecklichen Vernichtung des Ganzen bestraft wurden. Allgemeines Mitleiden folgt den traurigen Opfern des grausamsten Despotismus.

Die Güter und Besitzungen des Ordens, die in allen christlichen Staaten zerstreut lagen, fielen den Johannitern zu. Der Großkommandeur mit mehrern andern Kommissarien wurden abgeschickt, das neue Erbtheil in Besitz zu nehmen. Unterdessen traf die Besorgniß des Pabstes ein. Mehrere Mächte warfen eigennützige Blicke auf die Tempelgüter, und wußten sich mit einem Schein von Rechtmäßigkeit derselben zu bemächtigen. Nur durch einen Aufwand von unermeßlichen Summen konnten endlich die Johanniter, nach Jahre langen Unterhandlungen ihr Erbrecht geltend machen.

So

So hatten ſich alſo zwei Begebenheiten von ganz verſchiedner Art — der Untergang des Tempelordens, und die Eroberung von Rhodus — vereinigt, die Johanniter auf den höchſten Gipfel des Wohlſtandes zu erheben. Ihre Herrſchaft ließ ſich jezt mit den mächtigſten Reichen Europa's vergleichen. Rhodus gewann unter ihnen die Blüthe ſeiner frühern Vollkommenheit wieder. Ihre Häfen ſtanden der ganzen Welt offen, ihre Flaggen wehten in allen Meeren. Wiederholte Siege über die Ungläubigen vermehrten ihre Reichthümer. Fenelons von Villaret

Aber eben dieſer wachſende Ueberfluß äuſſerer Güter ſchwächte ihre innere Kraft und drohte ihrer Verfaſſung ſelbſt den Umſturz. Ueppigkeit und Schwelgerei nahmen die Stelle der bereitwilligen Entſagung, Sklaverei der Leidenſchaften die Stelle der Selbſtbeherrſchung ein, die Lockungen der Wolluſt erſtickten die Keime der Religion, Verſchwendung ſah man ſtatt jener ſtillen Wirkungen der Wohlthätigkeit. Vergebens warnte ſie das traurige Beiſpiel der Tempelritter, umſonſt widerſezten ſich ihren Ausſchweifungen die Aelteſten des Ordens, in denen noch der Geiſt ihrer Vorfahren

Foulques von Villaret.

loderte. Die Reize des Genusses waren zu verführerisch für die jungen Ritter, und zum Unglück schien das Beispiel des Großmeisters selbst ihr Betragen zu rechtfertigen.

Der Glanz des Ordens schien nur deswegen bisher der Zweck dieses Helden gewesen zu sein, nur deswegen schien er keine Mühe gescheut, allen Gefahren getrozt zu haben, seinen Orden zu dem Wohlstand zu erheben, in welchem dieser jezt blühete, um sich selbst einen schwelgerischen Genuß aller ersinnlichen Vergnügungen, aller Reize der Sinne, und aller Freuden des Wohllebens zu erkaufen. Sein thätiger Heldenmuth sank jezt in entehrende Unthätigkeit, seine nachahmungswürdige Enthaltsamkeit in unbegränzte Ausschweifung. Alles mußte seinen Leidenschaften fröhnen, alles seinen Wünschen aufgeopfert werden. Sein Verschwendungsgeist riß alles an sich, was er erreichen konnte, um es schnell wieder zu vergeuden. Die Einkünfte der erledigten Kommanderien leitete er in seinen Schaz, oder ertheilte sie, selbst auf Unkosten des ältern Adels, den Günstlingen seiner Leidenschaft. Gegen die andern Ritter betrug er sich jezt zurückhaltend und stolz; der Zutritt

tritt zu ihm war allen erschwert. Keine Beschwerde, keine Vorstellung, wenn sie auch noch so gerecht war, fand Gehör bei ihm; wenn er auch noch jemand vor sich ließ, so schreckte sein übermüthiges Betragen diesen mit Unwillen zurück, und nicht leicht verließ ihn ein Ritter, seine Busenfreunde ausgenommen, ohne heimliches Murren. Foulques. von Villaret

Was ihren Unwillen noch vermehrte, war seine Nachlässigkeit in Abtragung der Schulden des Ordens. Ueberdies ließ er selbst dem Oberhause des Ordens die dringendsten Bedürfnisse die unentbehrlichsten Unterhaltungsmittel fehlen. Vergebens klagte der älteste Adel, daß nie die Schazkammer des Ordens zugleich so reich, und die Bedürfnisse der Religionsbrüder so wenig befriedigt gewesen seien, als jezt. Villaret nahm ihre Vorstellungen als Beleidigungen auf, und wies sie mit Härte zurück. Eben so eifersüchtig auf die Erhaltung, als gierig nach Erweiterung seiner Macht, strebte er nach einer unumschränkten Oberherrschaft, und behandelte selbst die vornehmsten Häupter des Ordens, mit eben der Gleichgültigkeit, als die gemeinen Insulaner. Aber er hatte es mit Männern zu thun, die sich nicht

Foulares von Villaret

ungeahndet herabwürdigen lieſſen. Erzogen in den Grundſäzen der republikaniſchen Politik, hatten ſie gelernt, der Autorität der Geſeze aber nicht dem Joche des Deſpotismus ſich zu unterwerfen.

Da einzelne Vorſtellungen nichts über den ſtolzen, unbiegſamen Geiſt des Großmeiſters vermochten, nahm der beleidigte Theil ſeine Zuflucht zu den Geſezen, und Villaret ward im Namen des Ordens vor die Ordensverſammlung gefordert, um Rechenſchaft von ſeiner Adminiſtration abzulegen. Mit Verachtung wies er das kecke Unterfangen der Ordensglieder zurück, trieb aber durch dieſes unbeſonnene Betragen ihre Unzufriedenheit aufs höchſte. Heimlich überlegten ſie nun, welchen Weg man einſchlagen müſſe, um den trozigen Mann zu bezähmen. Moriz von Pagnak, ein alter Ordenskommandeur, in ſeinen Religionsübungen eifrig, pünktlich in ſeinen Geſchäften, feſt in ſeinen Entſchlüſſen, ſklaviſch den Geſetzen des Ordens anhängend, aber ſtreng und verdammungsſüchtig gegen alle, die in Befolgung derſelben, minder ſklaviſch als er dachten, und von einem rauhen unbiegſamen Charakter —

die-

dieſer Mann, vermuthlich durch eigne Abſichten auf die Oberherrſchaft geleitet, trat an die Spize der Miſsvergnügten. Er ſtellte ihnen die Folgen von dieſem Betragen des Groſsmeiſters als ſehr gefährlich vor; er zeigte ihnen den unvermeidlichen Uebergang davon zu einem drückenden Deſpotismus. Nur durch einen ſchleunigen Entſchluß, ſezte er hinzu, den Groſsmeiſter ſelbſt gefangen zu nehmen, können wir dieſem Schickſal entgehen. Zwar ſcheint das Unternehmen gewagt, aber ein glücklicher Erfolg wird ihm den Beifall des ganzen Ordens ſichern; und iſt er einmal in unſrer Gewalt, ſo kann er der Rechenſchaft die er ſo ungerecht dem Orden verweigert hat, ſich nicht entziehen.“ Joulques von Villaret.

Was wagen Leidenſchaft und Erbitterung nicht? So gewaltthätig der Vorſchlag ſchien, ſo wurde er doch von den Unzufriednen mit Freuden aufgenommen. Indeſſen waren die vornehmſten und einſichtsvollſten Ordenskommandeure dem verwegnen Plane noch nicht beigetreten. Ueberdies ſtand der Ausführung ſelbſt ein ſehr wichtiges Hinderniß entgegen. Der Groſsmeiſter war in ſeinem Hauſe durch eine beträchtliche Anzahl von

Fontaines von Villaret.

Leuten beschüzt, und erschien ausser demselben nie ohne eine zahlreiche Begleitung von seinen Schmeichlern und Anhängern. Die Mißvergnügten liessen sich aber dadurch nicht abschrecken; sie entwarfen den Plan, einen seiner Kammdiener zu bestechen, der ihnen die Thüre des Schlafzimmers offen lassen sollte. Allein der treue Diener entdeckte nicht nur seinem Herrn den ganzen Anschlag, sondern machte auch eine sehr übertriebene Beschreibung von der Zahl und Absicht der Verschwornen.

Villaret glaubte nicht mehr sicher in der Stadt zu sein, er flüchtete sich also, unter dem Vorwand einer Jagdbelustigung in möglichster Eile auf das Schloß Lindo. Hier verschanzte er sich, ließ Truppen und Lebensmittel in die Festung schaffen, und zog eine Flotte an sich, welche in dem am Fuße des Schlosses liegenden Hafen in voller Bereitschaft stand, auf den ersten Wink unter Segel zu gehen, im Fall er zwischen seinen Feinden zu sehr ins Gedränge kommen sollte. Um indeß allen weitern Unternehmungen der Verschwornen wider ihn Einhalt zu thun, ließ er dem Ordenskonseil bekannt machen, daß er wegen jeder Verfügung

fügung die während seiner Abwesenheit gegen seine Person oder gegen seine Würde geschehen könnte, an den päbstlichen Hof appellire. Foulques von Villaret.

Die Art mit der Villaret auch hier verfuhr; seine Flucht, seine gewaltsame Bemächtigung des festen Plazes und der Galeeren, die dem Orden gemeinschaftlich zugehörten, die eben so gewaltsame Aushebung der Truppen, die er theils in die Festung verlegt hatte, theils noch immer zusammenziehen ließ, die willkührliche Eintreibung von Kriegsbedürfnissen, alles das hatte selbst die ruhigsten Köpfe der Ordensrepublik bewogen, sich mit den Unzufriednen zu verbinden. Es war gleichsam eine allgemeine Verschwörung gegen den Großmeister. Alles schrie über Bedrückung und Tyrannei, und, seiner Appellation an den Pabst unerachtet, vereinigte sich doch die größere Anzahl der Ritter, ihn in einer öffentlichen Versammlung abzusezen, und Pagnak an seine Stelle zu erheben.

Diese übereilte Wahl bedrohete den Orden selbst mit einer gefährlichen Trennung. Die übrigen Mitglieder erklärten sich wider Pagnak, und wendeten sich an Johannes XXII, der indeß dem Klemens auf dem päbstlichen Thron ge-

Fontaines von Villaret.

folgt war. Johannes war schon vorher durch besondere Berichte von der Lage der Sachen unterrichtet, wenigstens hatte man nicht versäumt, ihm die Aufführung des Großmeisters in ihrem wahren Lichte darzustellen, besonders seine Saumseligkeit in Abtragung der Summe, die er zu der Unternehmung gegen Rhodus in der Florentinischen Bank aufgenommen hatte, und der rückständigen Interessen dieser Summe. Demungeachtet hielt die Wichtigkeit der Sache seine Entscheidung vor der Hand zurück, und bewog ihn, zwei Kommissare zu ernennen, die auf der Stelle selbst genaue Kundschaft von allen einzelnen Umständen einziehen sollten. Der Instruktion zufolge mußten diese, unmittelbar nach ihrer Ankunft auf der Insel, den beiden Großmeistern vorläufig alle Amtsverrichtungen untersagen, mit dem Bedeuten, sich unverzüglich an dem päbstlichen Hofe einzufinden. Ferner sollten die Gesandten den Bruder Gerard von Pins bis zu Entscheidung dieser Angelegenheit zum Gouverneur des Ordens ernennen; allen Vorrath von Silber, Kostbarkeiten und ansehnlichen Mobilien, den Villaret zurückgelassen hatte, in Beschlag neh-

nehmen; zuförderſt ein vollſtändiges Inventar darüber ausfertigen, und ihn ſodann in der Schatzkammer des Ordens niederlegen, weil der Pabſt ſich vorgenommen hatte, mit dem Ertrag deſſelben die Forderung der Florentiniſchen Bank, und überhaupt eines jeden, der dem Orden Vorſchuß gethan hatte, auf das ſchleunigſte zu befriedigen. Foulques von Villaret.

Alles ward pünktlich in Ausübung gebracht. Gerard wurde als Generallieutenant, der Großmeiſterwürde angenommen, und die beiden Prätendenten trafen zur beſtimmten Zeit in Avignon ein, wo ſich der päbſtliche Hof zu der Zeit aufhielt. Villaret ward hier, wie überall, wo er auf ſeiner Durchreiſe hinkam mit einer Achtung aufgenommen, die dem Ruhme ſeiner Tapferkeit und ſeines glücklichen Unternehmungsgeiſtes vollkommen entſprach. Schon dieſe Umſtände waren ſchlimme Vorbedeutungen für ſeinen Nebenbuhler. Ueberall wurden Villarets glänzende Siege und Forderungen erhoben, während man auf dieſen entweder gar keine Rückſicht nahm, oder ihn ohne Zurückhaltung für einen Rebellen und Friedensſtörer erklärte. Bei den Gründen ſelbſt, welche beide Partheien vorbrachten, zeigte

ſich

Joulques von Villaret.

——— ſich bald ein entſchiednes Uebergewicht auf Seiten Villarets, das er freilich nicht ſowohl der innern Stärke ſeiner Vertheidigung, als vielmehr dem glücklichen Umſtand zu danken hatte, daß der Pabſt aus Rache gegen Pagnaks Parthei, die ſo wenig Achtung gegen die förmliche Appellation des Großmeiſters bezeugt hatte, ihn begünſtigte. Den Kardinälen und Höflingen entgieng die Stimmung des Pabſtes nicht; gewohnt, in ſeinen Blicken ihren Willen zu leſen, ihre Zungen nach ſeinen Minen zu lenken, ergriffen auch ſie dieſe Stimmung, überhäuften die Gegenparthei des Großmeiſters mit dem bitterſten Tadel, und ſpotteten laut über die Eilfertigkeit, mit der man ſeine Entſezung betrieben hatte. Pagnak, der ſich von allen Seiten im Gedränge ſah, zweifelte ſchon längſt an dem glücklichen Ausgang ſeiner Unternehmung. Die Furcht vor der Schande einer öffentlichen Entſezung von ſeiner Würde, und der Gedanke an die traurigen Folgen, welche ihm der Triumph ſeines erbitterten Feindes ſchon im voraus zeigte, ſtürzte ihn endlich in eine tiefe Schwermuth, deren Folge der Tod war.

Dieſer plözliche Todesfall überhob den Pabſt glücklicherweiſe der Schwierigkeit einer geſezmäßigen Entſcheidung. Er ergriff nun, um zugleich einen neuen Beweis ſeiner Oberherrſchaft über den Orden abzulegen, dieſe Gelegenheit, Villaret in alle Verrichtungen ſeines Amts wieder einzuſezen; jedoch mit aller Behutſamkeit, die bei dem noch immer fortdauernden Unwillen der Gegenparthei ſo nöthig ſchien. Um die Unzufriednen nicht zu einer neuen Rebellion zu reizen, ſezte der Pabſt in geheim eine gewiſſe Zeit feſt, in welcher Villaret ſeine wieder erhaltene Würde gleichſam freiwillig niederlegen ſollte. Zur Entſchädigung wurde ihm der freie, unabhängige Beſiz der beſten Grosprierei ſeines Ordens verſprochen; die er auch wirklich gegen das Jahr 1323 erhielt. Vier Jahre nachher endigte er ſein Leben im Schloſſe Teiran, wohin er ſich unmittelbar nach ſeiner Amtsentſagung in die Arme ſeiner Schweſter zurückgezogen hatte.

Foulques von Villaret

1327.

Während dieſe Erſchütterungen die Ruhe des Ordens von innen ſtörten, wollte Orkan, oder Urcham Gazi, der Sohn und geſezmäßige Thronfolger des Ottoman, die Zeitumſtände benuzen,

nuzen, die Johanniter aus Rhodus zu vertreiben, und bedrohte die Insel mit einem Ueberfall. Er war es, dem Ottomann die Hälfte seiner glänzenden Eroberungen zu verdanken hatte; er begleitete ihn bei allen seinen Unternehmungen, und unterstüzte das Glück seiner Waffen durch seine Tapferkeit. Die unumschränkte Gewalt, welche ihm der Tod seines Vaters einräumte, weckte nur sein Verlangen nach groſsen Unternehmungen. Voll von Eroberungsplänen und Vergröſserungsentwürfen scheuete er weder Sturm noch Hize. Im Felde war er Soldat unter den Soldaten, die er wie Freunde behandelte, und wie Beschüzer ehrte. Eben so schlau als tapfer, verstand er besonders die Kunst, seine Nachbarn gegen einander in den Harnisch zu bringen, und ihre gegenseitigen Mißhelligkeiten zu seinem eignen Vortheil zu lenken, indem er stets die Parthie des Schwächern gegen den Stärksten ergriff, um beide desto eher zu Boden zu drücken. Dieser Politik verdankte er eben so glänzende Eroberungen, als seiner Tapferkeit. Sie half ihm, die Fürsten von Mysien, Likaonien, Phrygien und Karien unterjochen, und jenen Raub, den sie ehmals, in Verbindung mit seinem Vater, an dem Nachfolger des Sultans von Ikonien begangen hatten, durch einen zweiten an ihrer eignen Herrschaft bestrafen. — Die Eroberung von Karien reizte ihn, auch die Insel Rhodus seiner Bothmäſsig-

mäßigkeit zu unterwerfen. Die Nachrichten von den Streitigkeiten der Ritter machten ihn zum voraus schon so sicher seines Sieges, daß er bereits Anstalten traf, zu Anpflanzung einer neuen Kolonie von Mohammedanern, Türken, Arabern und Sarazenen. Der größte Theil dieser Kolonisten bestand aus Eingebornen der Insel, welche die Johanniter vertrieben hatten, und die jezt unter dem Schuz des jungen Sultans ihre alten Ansprüche wieder geltend machen wollten. Orkan sezte die Weiber, Kinder und Greise in der kleinen Insel Episkopia ab, deren er sich im Vorübergehen bemeistert hatte; er selbst aber steuerte nach dieser Einnahme mit seiner Flotte ungehindert auf die Küsten von Rhodus zu. 1321.

Gerard von Pins, der damalige General-Lieutenant des Ordens, hielt es nicht für räthsam, die Erscheinung des Feindes innerhalb der Mauern abzuwarten. Zum Unglück waren die meisten Schiffe und Galeeren des Ordens gegen die Korsaren ausgelaufen, und nicht mehr als vier Galeeren, mit einigen Fregatten und Kaufartheischiffen, im Hafen. Einige Genuesische Galeeren, die auf der Rückreise von Cilizien und Kleinarmenien begriffen waren, und eben in den Hafen von Rhodus einliefen, vereinigten sich mit ihnen. Alle Ritter und Soldaten, und selbst alle Einwohner der Insel, welche Waffen tragen konnten, wurden eingeschifft, und mit dieser kleinen

nen Flotte eilte Gerard dem mächtigen Feinde entgegen und griff ihn selbst an. Die Einsicht des erfahrnen Admirals und die Geschicklichkeit seiner geübten Seeleute gab diesem schwächern Theil ein entscheidendes Uebergewicht über die Türkische Flotte, welche zwar eine überlegne Anzahl tapfrer, aber in Seeschlachten gar nicht geübter, Krieger am Bord hatte. Die Ritter lenkten ihre Schiffe mit solcher Schnelligkeit und Geschicklichkeit, daß sie bald einen Theil der feindlichen Flotte in Grund gebort, einen andern erobert, und eine Menge Gefangener gemacht hatten.

Nach diesem glücklichen Siege eilte Gerard nach der Insel Episkopia, wo Orkan die Prätendenten auf Rhodus abgesezt hatte, ließ alle, die sich wehrten, niederhauen, und die übrigen unter fremde Nationen als Sklaven verkaufen, um auf einmal diese Triebfeder zu ähnlichen Unternehmungen gegen Rhodus auf immer zu zerstören.

Ende des ersten Theils.

Geſchichte
des
Maltheſerordens
nach Vertot

---

von M. N. bearbeitet
und
mit einer Vorrede verſehen
von
Schiller.

Zweiter Band.

Jena,
bei Chriſt. Heinr. Cuno's Erben.
1793.

1,9 : 152 b

Geſchichte
des
Maltheſerordens.

Viertes Buch.

Orkans gänzliche Niederlage vor Rhodus hatte die Johanniter von einem nahen und furchtbaren Gegner befreit. Ihre übrigen Feinde, durch lange blutige Fehden geſchwächt, konnten jezt ſo leicht nicht wieder einen Angriff wagen; und ſo ſah alſo der Orden zum erſtenmal nach langer Zeit wieder einer ruhigeren Periode entgegen. Es ſchien nur einer ſolchen Ruhe zu bedürfen, um den alten Glanz dieſes geiſtlichweltlichen Staates aufs neue wieder aufblühen zu ſehen. Die Eroberung von Rhodus, welche noch nicht lange dem 1321.

Orden einen neuen festen Vereinigungspunkt begründet, und das reiche Erbe der Tempelherrngüter, das seine Einkünfte so ansehnlich erweitert hatte, waren hinreichende Mittel, bei einiger Ruhe von aussen seine Macht zu ihrer ehemaligen Grösse wieder empor zu heben. Allein nie reiften die wohlthätigen Früchte des Friedens in diesem Staate. Durch den Krieg geboren, fand er auch nur im Kriege sein Gedeihen. Seine Helden, nicht groß genug, um das was sie mit Muth erfochten hatten, mit Weisheit zu erhalten, vergeudeten selbst die Vortheile, die sie mit so viel Aufopferung errungen hatten, durch den Gebrauch den sie davon machten. Ihr Heldengeist verschwand mit der Gefahr, die ihn erzeugt hatte; und, nicht geschickt, die Früchte ihres Sieges wie Männer zu behandeln, hatten sie nichts angelegentlicheres zu thun, als jene durch Noth ihnen abgedrungene Aufopferungen durch vervielfachten Genuß zu ersetzen, und fiengen an zu schwelgen, wo wirklich große Menschen nur geniessen mußten. Dies war auch jezt das Schicksal des Ordens. Weit entfernt, daß diese seiner Regeneration so günstige Ruhe von aussen

zu

zu Befeſtigungen ſeiner neu aufkeimenden Macht benuzt worden wäre, ſchien ſie vielmehr nur das Signal zu ſein, das jedem einzelnen ſeine Aufopferung für das Ganze, das nun nicht mehr in Gefahr war, erließ und ihm volle Freiheit verſtattete, was er bisher für das Intereſſe des Ganzen gethan hatte, nun für ſein eignes zu thun. Die ſchönen Güter des Tempelerdens, beſtimmt die Macht der Johanniter zu erweitern und ihrer Thätigkeit einen größern Wirkungskreis zu geben, ſchienen jezt nur da zu ſein, um ihre Verſchwendungen zu beſtreiten, und waren nun bloß Mittel die Zerüttung des Ordens zu beſchleunigen, anſtatt ſeine Größe zu befeſtigen. Die Ritter ergriffen mit Freuden dieſe Gelegenheit, ihre Waffen wegzuwerfen, und ſich einer läſtigen Oberaufſicht zu entziehen. Einer um den andern verließ die Inſel, die ihnen nicht viel Genuß anzubieten hatte, um ſich theils in ihrem Vaterlande theils in den reichen Kommanderieen des Ordens einen angenehmeren Wohnſiz zu ſuchen. Auf der Inſel ſelbſt dauerten noch immer die Unruhen fort, die mit dem Aufruhr unter Foulques von Villaret begonnen hatten; und die lange Abwe-

senheit des Großmeisters trug das ihrige dazu bei, diesen Geist der Uneinigkeit und des Ungehorsams zu unterhalten. Die sonst furchtbare Flotte war von der See verschwunden; schlecht bemannt und unthätig lagen die Schiffe im Hafen; und man hatte nicht einmal die allernöthigste Vorsicht angewendet, die beschädigten Festungswerke der Insel wieder herzustellen.

Helion von Villeneuve.

1332.

In diesem Zustande fand Helion von Villeneuve den Siz seiner Großmeisterwürde, als er endlich auf der Insel ankam. Schon im Jahr 1323, sobald Foulques von Villaret, der getroffenen Verabredung gemäß, sein Amt niedergelegt hatte, war er auf einer Versammlung von einigen Prioren und Rittern, die Papst Johann XXII zu Avignon zusammenberufen hatte, zum Großmeister erwählet worden. Allein, als erklärter Günstling dieses Papstes konnte er sich nicht so leicht von seinem Hofe trennen. Er hielt sich also noch einige Jahre zu Avignon auf, und da er endlich den Entschluß faßte, nach Rhodus abzureisen, überfiel ihn zu Marseille, eben als er sich einschiffen wollte, eine gefährliche Krankheit, die seine Abreise noch zwei Jahre lang verzöger-

zögerte. Begleitet von vielen seiner Ritter langte er endlich im Jahr 1332 in seiner Residenz an. Helien von Villeneuve.

Mit seiner Gegenwart gewann bald alles wieder eine bessere Gestalt. Er selbst umschiffte gleich nach seiner Ankunft die Insel, besichtigte die Festungswerke, ließ die beschädigten Theile ausbessern und neue Verschanzungen errichten, legte in die Stadt eine zahlreiche Garnison, die er auf seine eignen Kosten unterhielt, und suchte auch die umherliegenden Inseln und Plätze wieder zu befestigen. Seine Anwesenheit auf Rhodus zog viele Ritter, welche sich entfernt hatten, wieder dahin. Die Macht des Ordens wuchs mit jedem Tage; die vorzüglichsten Kommandöre liessen auf ihre eignen Kosten Galeeren ausrüsten; die Kreuzflagge behauptete bald wieder ihr Ansehen. Die Piraten mußten sich flüchten, die Küsten von Cypern und Kleinarmenien wurden dadurch in Freiheit gesezt und die Schiffarth fremder Nazionen gesichert. Während Helien von dieser Seite den Orden seiner Bestimmung wieder näher brachte, vergaß er auch nicht den andern Zweck desselben, die Verpflegung der Armen und Kranken. Durch seine Anstalten ward ihnen aufs

Helion von Villeneuve.

neue in den Hospitälern des Ordens eine sichere Zuflucht eröffnet.

So ward durch die Thätigkeit eines einzigen Mannes das ganze Ansehen des Ordens wieder hergestellt. In Furcht gesezt durch die Macht, zu welcher sich der Orden in kurzem emporgeschwungen hatte, liessen die Feinde jezt die Küsten von Rhodus und der benachbarten Inseln in Ruhe, und die Gegenden umher blühten im vollen Genuß eines glüklichen Friedens.

Sogleich erhob aber auch wieder der innere Feind des Ordens, der beständige Begleiter der äusseren Ruhe, sein Haupt. Die Sicherheit artete in Sorglosigkeit, die Ruhe in Unthätigkeit aus, und an die Stelle der weisen Einschränkung, welche das Gesez des Ordens vorschrieb, trat, die gewöhnliche Folge des Müssiggangs, Hang zu Ergözlichkeiten und Verschwendung. Unter dem Vorwand, daß diese Ruhe ihre Gegenwart entbehrlich mache, entfernten sich die Ritter von der Insel, um, der Aufsicht entzogen die sie dort an das Gesez band, ihrem Hang nach Vergnügungen sich um so ungestörter zu überlassen. Eben denselben Vorwand der jezt herrschen-

den

den Ruhe benuzten die Kommandöre, besonders die in den nördlichen Gegenden von Europa, um die Einkünfte des Ordens ganz für sich zu behalten. Sie weigerten sich, die bestimmten Responsionen zu entrichten, und hoben beinah alle Gemeinschaft mit dem Orden auf; sie behandelten ihre Kommandorschaften als ein Eigenthum; das Brod, womit sie die Armen speisen sollten, verzehrten die zahllosen Bedienten, von denen ihre Häuser wimmelten, und das Geld, das zur Erhaltung des Ordens bestimmt war, wurde für ihre Lustpartieen verschwendet.

Leben von Villeneuve.

Eine allgemeine Unzufriedenheit entstand über diese, dem ganzen Zweck des Ordens widersprechende, Aufführung. Von allen Seiten erschallten, freilich nicht immer ganz uneigennüzige, Klagen darüber am Hofe Benedikts XII, der inzwischen Johann XXII auf dem päpstlichen Thron gefolgt war. Der Ueberfluß, sagte man, worein die Johanniter durch das Erbe der Tempelherrngüter versezt wurden, dient offenbar nur, um sie zur Nachlässigkeit in ihren Pflichten, zur Weichlichkeit und Ausschweifung zu verleiten und sie, welche durch die Aufhebung des Tempelordens

Helion von Villeneuve.

neue in den Hospitälern des Ordens eine sichere Zuflucht eröffnet.

So ward durch die Thätigkeit eines einzigen Mannes das ganze Ansehen des Ordens wieder hergestellt. In Furcht gesezt durch die Macht, zu welcher sich der Orden in kurzem emporgeschwungen hatte, liessen die Feinde jezt die Küsten von Rhodus und der benachbarten Inseln in Ruhe, und die Gegenden umher blühten im vollen Genuß eines glüklichen Friedens.

Sogleich erhob aber auch wieder der innere Feind des Ordens, der beständige Begleiter der äusseren Ruhe, sein Haupt. Die Sicherheit artete in Sorglosigkeit, die Ruhe in Unthätigkeit aus, und an die Stelle der weisen Einschränkung, welche das Gesez des Ordens vorschrieb, trat, die gewöhnliche Folge des Müssiggangs, Hang zu Ergözlichkeiten und Verschwendung. Unter dem Vorwand, daß diese Ruhe ihre Gegenwart entbehrlich mache, entfernten sich die Ritter von der Insel, um, der Aufsicht entzogen die sie dort an das Gesez band, ihrem Hang nach Vergnügungen sich um so ungestörter zu überlassen. Eben denselben Vorwand der jezt herrschen-

den

den Ruhe benuzten die Kommandöre, besonders die in den nördlichen Gegenden von Europa, um die Einkünfte des Ordens ganz für sich zu behalten. Sie weigerten sich, die bestimmten Reipensionen zu entrichten, und hoben beinah alle Gemeinschaft mit dem Orden auf; sie behandelten ihre Kommandorschaften als ein Eigenthum; das Brod, womit sie die Armen speisen sollten, verzehrten die zahllosen Bedienten, von denen ihre Häuser wimmelten, und das Geld, das zur Erhaltung des Ordens bestimmt war, wurde für ihre Lustpartieen verschwendet.

Leben von Villeneuve.

Eine allgemeine Unzufriedenheit entstand über diese, dem ganzen Zweck des Ordens widersprechende, Aufführung. Von allen Seiten erschallten, freilich nicht immer ganz uneigennüzige, Klagen darüber am Hofe Benedikt XII, der inzwischen Johann XXII auf dem päpstlichen Thron gefolgt war. Der Ueberfluß, sagte man, worein die Johanniter durch das Erbe der Tempelherrngüter versezt wurden, dient offenbar nur, um sie zur Nachlässigkeit in ihren Pflichten, zur Weichlichkeit und Ausschweifung zu verleiten und sie, welche durch die Aufhebung des Tempelerdens

Hellion von Villeneuve.

den wichtigſten Sporn ihrer ehemaligen Thätigkeit, die Nacheiferung, verloren haben, ohne Rettung in daſſelbe Verderben zu ſtürzen, das den Untergang jenes Ordens nach ſich zog. Man nehme ihnen dies gefährliche Geſchenk und errichte einen neuen Orden auf dieſen Ueberreſten des vernichteten, um jene dadurch zu ihrer ehemaligen, dem Zweck ihrer Stiftung angemeſſenen, Frugalität zurük zu führen, welche ſonſt bei ihnen die Quelle der Ordnung, der Tugend und eines ritterlichen Betragens war, und um die mächtige Triebfeder wieder herzuſtellen, welche ſonſt die Ritter für den Ruhm ihres Ordens zu großen Thaten begeiſterte. Allein ohne weder auf jene Klagen noch auf dieſe Vorſchläge zu hören, hatte der Papſt ſelbſt ſchon einen ganz andern, ſeinem eignen Vortheil näher liegenden, Plan entworfen, die Ritter aus ihrer verweichlichenden Unthätigkeit zu erwecken. Sie in einen neuen Krieg zu verwickeln, war von jeher das ſicherſte Mittel geweſen, den alten Heldengeiſt in ihnen wieder hervor zu rufen. Von dieſem Mittel jezt Gebrauch zu machen, ſchien dem Papſt um ſo zwekmäßiger, da die ihm täglich furchtbarer werdende Macht

der

der Türken die schleunigsten Gegenanstalten forderte. Er hatte also beschlossen, den Orden in ein neues Kriegsbündniß wider die Türken zu verwickeln. Allein der Tod kam der Vollendung seines Entwurfs zuvor, und die Ausführung ward seinem Nachfolger Klemenz VI aufbehalten. Felicien von Villeneuve.

Eine Plünderung des Archipelagus und der Küsten von Cypern und Kandien durch die afrikanischen Korsaren gab bald darauf neue Gelegenheit zu gerechten Beschwerden über die Nachlässigkeit der Ritter. Klemenz schrieb deshalb einen Brief, voll der bittersten Vorwürfe, an den Großmeister, worin er ihm zugleich erklärte, daß er, genöthigt durch die Zurüstungen der Türken, die aller Wahrscheinlichkeit nach unmittelbar auf Romanien abzielen, beschlossen habe, eine ansehnliche Flotte auszurüsten, wozu er den Beistand mehrerer christlichen Mächte aufgefordert habe, und von dem Orden eine Beisteuer von sechs Galeeren verlange. Ein schleuniger Ueberfall war alles, was der Großmeister den, obschon übertriebenen, Beschuldigungen des Papstes entgegen setzen konnte. Sogleich wurden neue Maasregeln getroffen, eine bessere Ordnung in dem

Innern

Helion von Villeneuve.

Innern des Ordens herzuſtellen, und Befehle ertheilt, ſechs Galeeren in ſeegelfertigen Stand zu ſezen.

Sobald Klemenz Nachricht davon erhielt, ließ er auch vier auf ſeine Koſten ausgerüſtete Galeeren auslaufen, welche, vereinigt mit den Galeeren des Ordens und den Schiffen die Venedig und der König von Cypern zu der Unternehmung hergegeben hatten, eine anſehnliche Flotte ausmachten. Allein Eigennuz und Herſchſucht der päpſtlichen Generale vereitelte jede Unternehmung, und hielt die Flotte den ganzen Sommer über in Unthätigkeit. Unzufrieden über ihre Anführer, wählten die Verbündeten im folgenden Jahre den Kommendanten der Ordensgaleeren, Johann von Biandra, zu ihrem General. Sogleich wurde auf ſein Anrathen die Belagerung des Hafen von Smirna, eines gewöhnlichen Zufluchtsortes der türkiſchen Korſaren, beſchloſſen, und die Eroberung deſſelben, vorzüglich durch die Tapferkeit der Ritter die ſich auf ſeinen Schiffen verſammelt hatten, glücklich ausgeführt. Auf die Nachricht von dieſer Eroberung ſchikte der Großmeiſter neue Truppen mit

Lebens-

Lebensmitteln und Munition an ihn ab, um einen so wichtigen Plaz desto sicherer zu behaupten.

Helfen von Villeneuve.

Wirklich machten auch die Türken im folgenden Jahre Anstalt, ihn ihnen wieder zu entreissen. Ein Türke, Namens Morbassan, führte die Belagerung an; allein er sah alle seine Unternehmungen durch die tapferste Gegenwehr vereitelt, und war nach drei Monaten endlich genöthiget, seinen Plan aufzugeben. Was er aber mit Gewalt nicht hatte erreichen können, verschaffte ihm jezt List. Sein Abzug war für die Christen ein Fest, und der Taumel der sorglosen Freude ergriff sie. Aber mitten unter ihren Siegesfreuden überraschte sie Morbassan, der seine Truppen nur hinter den nahen Gebirgen versteckt gehalten hatte, und richtete ein entsezliches Blutbad unter ihnen an. Die Ritter, welche der feindlichen Wuth entgiengen, erreichten eine Feste, worin sie, bald durch neue Hülfe unterstüzt, gegen alle Angriffe sich glücklich vertheidigten.

Die klägliche Nachricht von diesem Vorfall erregte die Theilnahme der ganzen Europäischen Christenheit, und der Papst, aus väterlicher Sorgfalt für seine Glaubigen oder aus Furcht vor

der

Hellot I von Villen cuve.

den Unglaubigen, ſchrieb einen allgemeinen Kreuzzug wider die Türken aus. Humbert II, Dauphin von Viennois, ein eitler, wankelmüthiger, geiſtloſer Kopf, fand Mittel, ſich zum Anführer dieſes Kreuzheeres aufzudringen. Schon dieſe Wahl verkündigte einen armſeligen Ausgang der Unternehmung. Der Sammelplaz der Kreuzfahrer war Venedig. Humbert führte ſie von da nach der Inſel Negrepont, wo er den Winter über verweilte. Mit Anbruch des Frühlings eilte die vereinigte Flotte zum Entſaz von Caffa, welche die Türken mit Belagerung eingeſchloſſen hatten, und behauptete den Sommer über einige Vortheile über die Unglaubigen. — Allein um ein ſolches Unternehmen mit Erfolg durchzuſezen, wurden Summen erfordert, welche der Papſt aus ſeinem Aerarium zu bezahlen nicht geſonnen war. Er forderte die ganze Geiſtlichkeit in Frankreich, Spanien und England zu einer auſſerordentlichen Beiſteuer auf, konnte aber nichts erhalten, weil der blutige Krieg der Engländer und Franzoſen und die unglükliche Schlacht bei Crecy, wo allein ſiebzehnhundert franzöſiſche Ritter ihr Leben verloren, das Land zerrüttet und ſelbſt die reichen

Güter

Güter der Kirche ausgesogen hatten. Aus Furcht also, die Kosten des ganzen Kreuzzuges zulezt selbst tragen zu müssen, ergriff er mit Freuden den Vorschlag zu einem Waffenstillstand mit den Türken, den ihm der Dauphin machte, und ertheilte diesem sogleich die Vollmacht, die Unterhandlungen mit den Feinden zu schliessen. Es scheint aber, daß gleichwol dieser Vertrag nicht zu Stande gekommen sei. Inzwischen liess sich der Dauphin von seinem Gelübde, drei Jahre in diesem Feldzuge zu dienen, durch den Papst lossprechen, und gieng nach Haus.

Villeneuve.

Um diese Zeit starb Villeneuve, und seine Stelle erhielt Dieu-Donne' de Gozon, ein Mann, der schon unter dem verstorbenen Großmeister die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Folgende Geschichte von ihm ist merkwürdig genug, um hier einen Plaz zu verdienen.

Dieu Donne de Gozon. 1349.

Unter Villeneuve's Regierung erschien auf einmal auf der Insel ein Ungeheuer, das einem Krokodil nicht unähnlich war. Sein Aufenthalt war eine, zwei Meilen von Rhodus gelegene, unterirdische Höle am Rande eines Sumpfs, der sei-

nen

Dieu-Donne' de Gozon.

nen Anfang am Fuße des sogenannten St. Stephansgebürges nahm. Die ganze umliegende Gegend wurde durch seine Verwüstungen unsicher gemacht; Schafe, Rinder, Pferde und selbst die Hirten wurden ein Raub seiner Blutgier. Einige muthvolle Ritter faßten endlich den Entschluß, die bedrängten Einwohner zu befreien. Allein, mit einer undurchdringlichen Oberfläche bepanzert, war das Unthier weder durch Pfeile noch durch Wurfspieße verwundbar, und die muthigen Ritter erlagen, einer nach dem andern, dem gewagten Abenteuer. Das Leben seiner Ritter zu schonen, sah Villeneuve sich endlich genöthigt, jede Unternehmung dieser Art bei Lebensstrafe zu verbieten; und die Ritter, durch das unglükliche Beispiel der Gebliebenen gewarnt, gehorchten um so williger diesem Verbot. Allein Dieu-Donne' de Gozon, weder dieses Verbots noch jener Beispiele achtend, beschloß, um welchen Preis es auch sei, dieses Abenteuer doch zu bestehen. Er verfügte sich öfte o nach jener Höhle, um das Ungeheuer von weitem zu betrachten. Einige Ordensbrüder machten sich lustig über diese Besuche, wurden aber bald belehrt,

lehrt, daß sie sehr unrecht hatten, sie als Beweise von Feigherzigkeit anzusehen. Ehe man sichs versah, war Gezon abgereiset. Voll von seinem Entschluß eilte er nach Frankreich, um daselbst in dem, noch heut zu Tage so genannten, Schloß Gozon in Languedoc Anstalten zur Ausführung seines Plans zu treffen. Bei seinen wiederholten Auswanderungen nach dem Stephansberge hatte er wahrgenommen, daß der Schild, womit dieses Raubthier bepanzert war, den Unterleib nicht decke. Auf diese Beobachtung gründete er also seinen Plan. Er ließ eine dem Ungeheuer ähnliche Figur aus Holz oder Pappe verfertigen, und sie auch mit solchen Farben bemalen; und nun richtete er zwei junge Doggen so ab, daß sie beim ersten Geschrei über den Unterleib des Thieres herstürzten, während er daneben zu Pferde, bepanzert und mit einem Wurfspieß bewaffnet, ihm verschiedne Wunden beizubringen suchte. Diese Uebung sezte er täglich mehrere Monate lang fort, und da er nun seine Doggen sicher genug abgerichtet glaubte, so kehrte er eilends nach Rhodus zurück. Ohne jemand von seinem Vorhaben etwas zu entdecken, ließ er

Dieu-Donné de Gozon.

Diru Dosie de Gozen.

seine Waffen heimlich aus der Stadt nach der Stephanskirche auf den Gipfel des besagten Berges bringen, und begab sich, bloß von zwei Bedienten, die er neulich aus Frankreich mitgebracht hatte, begleitet, selbst dahin. Nachdem er seine Andacht in der Kirche verrichtet hatte, legte er seine Rüstung an. Seinen Bedienten gab er den Befehl: sogleich herbei zu eilen, wenn sie gewahr würden, entweder daß die Schlange erlegt, oder er von ihr verwundet sei; bestieg dann sein Roß, und zog, begleitet von seinen treuen Doggen, in die Ebene hinab. Die Schlange, durch das Geräusch seiner Annäherung aufgescheucht, stürzt plötzlich mit funkelnden Augen und offnem Rachen aus ihrer Höle hervor. Der Ritter empfängt sie mit einem nachdrücklichen Lanzenhieb, aber ihr Panzer entkräftet ihn. Er schickt sich an, seine Schläge zu verdoppeln; allein sein Pferd, scheu gemacht durch das gräßliche Zischen und den unerträglichen Gestank des Unthiers, taumelt zurück, schlägt auf die Seite; er ist genöthigt herabzuspringen. Unerschüttert durch diesen unglücklichen Zufall, dringt er mit gezogenem Schwert auf das Ungе-

gehener ein, aber seine verdoppelten Hiebe vermögen nicht, durch den Panzer zu dringen. Mit einem Schlage streckt ihn jetzt das wüthende Thier zu Boden, und schon ist der Rachen geöffnet, ihn zu verschlingen. Jetzt stürzen aber die Doggen über den Feind ihres Herrn her, und zerfleischen ihn mit wüthenden Bissen. Indeß rafft sich der Ritter wieder auf, eilt seinen Doggen zu Hülfe, stößt sein Schwerdt dem Ungeheuer in das Eingeweide, und ein Strom von Blut stürzt aus der weiten Wunde. Den tödtenden Streich fühlend, wirft sich das Ungeheuer noch einmal mit der fürchterlichsten Wuth über seinen Feind her, und bedeckt ihn mit seiner ganzen schrecklichen Masse. Das ungeheure Gewicht droht, ihn zu erdrücken; allein, schon eilen seine Diener herbei, ihn vom Untergang zu retten. Erstarrt und ohne Besinnung wird er hervorgezogen; die schleunige Hülfe ruft ihn aber bald ins Leben zurück, und er findet seinen Feind todt hingestreckt. — Kaum erschallte die Nachricht von diesem glücklichen Siege in Rhodus, so strömte dem Ueberwinder die halbe Stadt, entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumph nach dem

Dieu Doñe' de Gozon.

Dieu Defie de Gozon.

Pallast des Großmeisters, das Siegesgeschrei der Menge, die ihm folgte, erfüllte die ganze Stadt. Mit drohender Mine empfieng ihn der Großmeister: „Den Uebertreter des Gesetzes ins Gefängnis!“ donnerte er der jubelnden Schaar entgegen. Wie betäubt, standen alle durch diesen unerwarteten Schlag; man bat, man flehte; nichts konnte den unerbittlichen Richter erweichen. Er ließ darauf ein Konseil versammeln, um über Gozon zu richten. „Dem Gesez Gehorsam zu verschaffen,“ sprach er zu den Richtern, „ist unsre erste Pflicht. Mehr schadet eine solche Verachtung des Gesezes unserm Staate, als mehrere Schlangen den Einwohnern des Landes; es darf kein solches Beispiel des Ungehorsams ungestraft bleiben!“ Die dringendsten Vorstellungen des ganzen Conseils vermochten kaum soviel, daß Villeneuve die Todesstrafe in bloße Beraubung des Ordenskleides verwandelte, eine Strafe, die dem unglücklichen Gozon beinah noch härter schien als selbst der Tod. — Allein, durch das, was er der Gerechtigkeit schuldig zu sein glaubte, zu dieser Härte genöthiget, verkannte darum Villeneuve die Größe

der

der That nicht. Zufrieden alſo, der Gerechtigkeit dies Opfer gebracht zu haben, war er ſehr geneigt, dem edeln Ritter zu verzeihen, doch ohne ſeiner richterlichen Auktorität etwas zu vergeben. Auf ſein eignes Anrathen erneuerten die Oberhäupter des Ordens ihre Fürſprache für Gozon. Mit Freuden ertheilte er ihm das Ordenskleid wieder, und, um zu zeigen, wie ſehr er das Vorzügliche ſeiner Handlung zu ſchäzen wiſſe, überhäufte er ihn nun mit Wohlthaten, und übertrug ihm bald die Verwaltung mehrerer ſehr einträglichen Kommanderſchaften. Der junge Held wurde ihm täglich unentbehrlicher, und, um ihn von nun an in Rhodus feſt zu halten, ertheilte er ihm die Würde eines Generallieutenants bei der Armee; verſichert, daß er keinem würdigern dieſe Stelle anvertrauen könne.

Dieu Dieu de Gozon.

Eben dieſer Gozon war es, der nun durch die allgemeine Stimme als der würdigſte Nachfolger ſeines ehemaligen ſtrengen Richters erklärt wurde. Seine Regierung rechtfertigte dieſes Zutrauen. Seine erſte Sorge war, den trägen Geiſt der Ligue, die unter der Anführung des

Dieu-Donné de Gozon.

Dauphins so wenig erhebliches ausgerichtet hatte, wieder zu beleben. Durch sein Ansehn erhielt Biandra wieder die Oberbefehlshaberstelle bei der vereinigten Flotte, und nun wurden unter der Anführung dieses tapfern Generals Anstalten getroffen, die feindliche Flotte aufzusuchen. Unbesorgt lag diese in dem Hafen bei Embro, einer kleinen Insel im Archipelagus. In der Voraussetzung, daß die Christen noch immer in ihrer alten Unthätigkeit in ihren Häfen sich befänden, hatte der größte Theil der Türken ihre Schiffe verlassen, und sich auf der Insel zerstreut. Der plözliche Ueberfall des Christlichen Generals verbreitete Furcht und Schrecken auf den Schiffen und auf der Insel, und in der allgemeinen Verwirrung erbeuteten die Christen hundert und achtzehn kleine Fahrzeuge; zwei und dreißig Galeeren aber erreichten das Freie, und vermieden die Schlacht. Inzwischen war die Eroberung der Insel, wo man bei fünftausend Gefangne machte, die Folge dieses Sieges, den vorzüglich die Tapferkeit der Johanniter erfochten hatte.

Bald darauf fanden die Ritter Gelegenheit, neue Lorbeern zu erringen. Der Armeni-

sche

ſche König Livron rief ſie zu Hülfe wider die Sa- Dieu Donné de Gozon.
razenen, die mit einer zahlreichen Armee in ſein Reich eingefallen waren. Ohne ſich dadurch abhalten zu laſſen, daß dieſer griechiſche Fürſt zu den Schismatikern gehöre, ſah Gozon hier nur Chriſten von Unglaubigen unterdrückt, und zauderte alſo keinen Augenblick, den erſtern zu Hülfe zu eilen. Es wurde eine anſehnliche Flotte mit einer ſtarken Mannſchaft nach Armenien abgeſchickt. Eine einzige Schlacht, in der die Sarazenen von der vereinigten Armee der Johanniter und Armenier gänzlich geſchlagen wurden, befreite das Land von dieſem beſchwerlichen Feinde.

So glücklich aber auch dieſe Unternehmungen ausfielen, ſo hatten ſie doch den Schaz des Ordens erſchöpft, und dadurch die Fortſetzung, von der allein ein bleibender Vortheil zu erwarten war, erſchwert. Der Papſt hatte ſich ſchon vorher von der Ligue zurückgezogen; ein Krieg zwiſchen Venedig und Genua zertrümmerte die lezten Reſte derſelben; und dieſer Kreuzzug ſchien alſo, wie alle vorherigen, zu enden. Der Papſt rieth ſelbſt von neuem zu einem Waffenſtillſtand. Allein Gozon, obſchon verlaſſen von allen ſeinen 1347.

Dieu-Donné de Gozen.

Alliirten, nahm dennoch den Rath des Papſtes nicht an, ſondern antwortete: daß er ſich ſeinem Inſtitut gemäß in Unterhandlungen mit den Ungläubigen gar nicht einlaſſen könne, und ſich alſo, im Vertrauen daß der Himmel ihm neue Alliirte zuſchicken werde, wenigſtens im Vertheidigungsſtande halten wolle. — Um die Koſten dieſes Aufwandes beſtreiten zu können, ſchrieb er ſogleich an alle Kommandöre, die ihre beſtimmten Reſponſionen nicht entrichteten, eine ſehr ernſtliche Ermahnung, ihren pflichtmäßigen Beitrag zum Beſten des Ordens und zur Vertheidigung der Chriſtenheit ohne Verzug zu erſtatten; und ſuchte auch durch andere zweckmäßige Einrichtungen das Anſehn und die Macht des Ordens zu erhalten.

Eben dieſen Eifer für die Ehre des Ordens zeigte Gozon auch, da er von Papſt Innocenz VI, dem Nachfolger Klemenz VI, aufgefordert ward, den Matthäus Paläologus in ſeinen Anſprüchen auf den griechiſchen Kaiſerthron zu unterſtützen. Der Kaiſer Andronikus hatte nämlich kurz vor ſeinem Tode die Verwaltung des Reiches, während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes,

nes, dem Johannes Paläologus, übertragen. Treuloſer Weiſe aber ließ dieſer herrſchſüchtige Mann mit ſeinem Zögling zugleich ſich ſelbſt zum Kaiſer ausrufen, und vertrieb endlich ſogar den rechtmäßigen Thronerben, nachdem er ſeinen eignen Sohn zum Nachfolger auf dem Thron hatte ernennen laſſen. Allein bald darauf mußte er ſelbſt ſammt ſeinem Sohne Conſtantinopel verlaſſen, vertrieben durch die getreuen Unterthanen ihres rechtmäßigen Herrn. Der jüngere Paläologus flüchtete nun zu Papſt Innocenz VI nach Rom, und wußte dieſen durch allerlei Verſprechungen ſo für ſein Intereſſe zu gewinnen, daß er ſich bei dem Großmeiſter für ihn ins Mittel ſchlug. Allein, auſſerdem daß die Kaſſe des Ordens zu ſehr erſchöpft war, um einen ſolchen Krieg zu führen, ſo fand Gozon auch die Unternehmung einem Geſez des Ordens zuwider, das den Rittern verbietet, ihr Schwert wider Chriſten zu ziehen; und ſchlug alſo die Zumuthung des Papſtes geradezu ab. Dieu Doné de Gozon.

Von den gewöhnlichen Folgen des Alters gedrückt, bat endlich Gozon den Papſt um ſeine Entlaſſung, behielt aber, auf Zureden deſſelben,

Dieu-Donné de Gozon.

noch eine Zeitlang die Geschäfte der Regierung und ließ während dieser Zeit noch die Stadt Rhodus mit neuen Festungswerken versehen. Allein die Gesezlosigkeit, welche aufs neue unter den Rittern einriß, und die anhaltende Widerspenstigkeit der Europäischen Kommandöre, worin diese zum Theil von dem Papst selbst und den Fürsten ihres Landes bestärkt wurden, bewog ihn, zum zweitenmal seine Entlassung zu suchen. Der Papst gewährte auch diesmal seine Bitte; der Tod eilte ihm aber zuvor. Noch ehe die Gesandten mit der Botschaft zurückkamen, war Gozon gestorben. Die Thränen seiner treuen Insulaner, und die gerechten Lobsprüche seiner Mitbrüder folgten ihm nach. Seine Grabschrift hieß: Hier liegt der Ueberwinder des Drachen!

1353.

Unter vier der folgenden Großmeister fiel nichts bedeutendes von aussen gegen die Erbfeinde des Ordens und der Christenheit vor. Allein theils die noch immer fortdaurende Zerrüttung der Disziplin, die Widerspenstigkeit und der Eigennuz der Kommandöre, die Ausschweifung und der Ungehorsam der Ritter, theils die willkürlichen

lichen Eingriffe der Päpſte in die Angelegenheiten des Ordens, die ungerechten und verderblichen Aufträge, welche die Ritter von ihnen annehmen mußten, beſonders aber ein neuer Anſchlag, den der Papſt durchzuſetzen ſuchte, beſchäftigten um ſo mehr im Innern des Ordens die Aufmerkſamkeit der Großmeiſter.

Peter Cornillan.

Schon unter Peter Cornillan, dem nächſten Nachfolger Gozons, hatte Papſt Innocenz VI, in Schrecken geſezt durch die neuen Eroberungen, welche Orkan machte, die Ritter aufgefordert Rhodus zu verlaſſen, und an irgend einem andern Plaz auf dem feſten Lande, wo ſie entweder den Türken oder den Sarazenen näher wären, ihren Wohnſiz aufzuſchlagen. Er hoffte ohne Zweifel, durch den Krieg, der dadurch mitten im Lande der Feinde ſelbſt angezündet würde, Europa und beſonders Italien vor ihrem Angriff zu bewahren, und vielleicht auch zugleich, die Ritter aus der bisherigen Unthätigkeit zu reiſſen, welche eine Folge ihrer Sicherheit und der Grund ihrer Ausartung war. Was aber auch immer die Gründe dieſes Projektes geweſen ſeyn mögen, ſo iſt gewiß, daß nur die verkehr-

Peter Cornillan.

kehrteſte Politik und die größte Unerfahrenheit in der Kriegskunſt es eingegeben haben konnte. In der That muß man erſtaunen, wie der Papſt den Rittern zumuthen konnte, einen Ort wie Rhodus zu verlaſſen, wo ſie, ſelbſt ſo ſicher, nicht nur die Küſten von Cypern und Armenien leicht decken, ſondern auch der Schiffarth der Europäer Sicherheit verſchaffen konnten; um ſie in ein feindliches Land zu ſchicken, wo die Uebermacht der Feinde ſie mit einem gewiſſen Untergang bedrohte. Allein ohne auf eine dieſer in die Augen ſpringenden Bemerkungen zu achten, beharrte Innocenz auf ſeinem Vorſaz, und ſchickte unverzüglich drei Geſandte an den Großmeiſter ab, um die Ausführung dieſes Entwurfes zu beſchleunigen. Mit großer Ehrerbietung nahm Cornillan den Antrag der Geſandten auf; erwiederte aber: „daß in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit kein Entſchluß gefaßt werden könne, ohne die Meinung eines allgemeinen Ordenskapitels darüber gehört zu haben. Um übrigens dem Befehl Seiner Heiligkeit ſo ſchnell als möglich Folge zu leiſten, wolle er unverzüglich in Rhodus ſelbſt ein Kapitel zuſammen berufen.“

Inno-

Innocenz verſprach ſich aber von einem Ordens-kapitel in Rhodus zu wenig zum Beſten ſeiner Abſicht, als daß er dazu hätte ſeine Einwilligung geben können. Er erklärte alſo ſogleich durch eine eigne Bulle, daß das Kapitel zu Nimes oder zu Montpellier gehalten werden ſolite, wo er leichter einen ſeinem Plane entſprechenden Einfluß auf die Entſcheidung des Kapitels zu erlangen hoffte. Cornillan ward durch dieſe Beharrlichkeit des Papſtes auf einem ſo verderblichen Anſchlage in die peinigendſte Verlegenheit geſezt. Kindliche Ergebenheit für den heiligen Vater und väterliche Liebe für ſeine Untergebene, von Seiten der Neigung, Gehorſam gegen die Befehle des Suveräns und Erhaltung des ihm anvertrauten Ordens, von Seiten der Pflicht, hielten ihn in quälender Ungewißheit. Durch den Tod ward er im 18 Monat ſeiner Regierung, aus dieſer ängſtlichen Situation glücklich befreit. Peter Cornillan. 1353.

Die Ungeduld des Papſtes wuchs mit jedem Tage, um welchen die Ausführung ſeiner Lieblingsidee länger verſchoben wurde, und weil ihm jezt ſelbſt zu Nimes oder Montpellier eine Ordens-

densversammlung schon zu entfernt schien, um des bezweckten Erfolges ganz gewiß zu sein, so verlangte er nun, unter dem neuen Großmeister Roger von Pins, daß das Kapitel in Avignon selbst, gleichsam unter seinen Augen, gehalten werden sollte. Allein zu ungeduldig, um die Ankunft der zum Theil weit entfernten Mitglieder zu einem General-Kapitel abzuwarten, begnügte er sich endlich damit, daß er eine kleine Privatversammlung an seinem Hofe zusammen berief, bei welcher die beiden Großprioren von Frankreich und Auvergne, als Stellvertreter des Großmeisters den Vorsiz hatten. Zum Glück für den Orden war Innocenz kurz vor der Eröffnung dieser Versammlung überzeugt worden, daß es viel rathsamer sein würde, die Ritter nach Morea zu versezen, wo sie als Schuzmauer für die ganze Christenheit und besonders für Italien dienen würden, als sie nach Palästina zu schicken, wo sie jezt der furchtbaren Macht der Türken und Sarrazenen nicht widerstehen könnten. Der Papst fand diesen Vorschlag um so einleuchtender, da eben jezt die Türken, während Robert Prinz von Tarent, als Souverän von Morea, mit Jakob von Savoyen,

ger von Pins.

voyen, dem älteſten Sohn des Prinzen von Piemont, um den Beſiz von Morea ſtritt, einen feſten Plaz deſſelben um den andern eroberten. Um alſo dieſe Provinz den Chriſten zu erhalten, ſchlug Innocenz ſogleich dem Prinzen von Savoyen vor, mit den Rhodiſer Rittern wegen Uebertragung ſeiner Anſprüche auf Morea zu unterhandeln; und dieſe Unterhandlung ward der Hauptgegenſtand der Verſammlung zu Avignon. Die Ritter ernannten Kommiſſarien, dieſe Sache zu beendigen; wußten aber unter der Maske des Gehorſams die Verhandlung ſo in die Länge zu ziehen, daß der Prinz von Savoyen inzwiſchen ſtarb, noch ehe etwas ausgemacht worden war. — Die übrigen Beſchlüſſe dieſer Verſammlung, ſo wie eines andern General-Kapitels, das Roger ſpäterhin in Rhodus ſelbſt zuſammenberief, betrafen nur Verbeſſerung der eingeriſſenen Mißbräuche und andere Einrichtungen im Innern des Ordens.

Roger v. Pins.

Raimond Berenger zeichnete ſeine Regierung durch eine Unternehmung wider die Egyptiſchen Korſaren aus, welche ſeit einiger Zeit wieder angefangen hatten, die Küſten von Cy-

Raimond Berenger.

pern

Raimond Berenger.

pern zu beunruhigen, und die Schiffarth in den angränzenden Meeren unsicher machten. Er rüstete mehrere Galeeren aus, um die Räuber zu vertreiben, und beschloß endlich, in Gemeinschaft des Königs von Cypern, ihre Flotte in dem Hafen von Alexandrien selbst zu Grunde zu richten. Es wurden hundert Schiffe von verschiedener Größe ausgerüstet, mit welchen der Großmeister, begleitet von seinen Bundsgenossen, ganz unvermuthet vor den Mauern von Alexandrien erschien. In einem wüthenden Sturm, wobei die Belagerten alle Mittel der Verzweiflung anwendeten und mit der unglaublichsten Anstrengung fochten, die Stürmenden aber mit unbesiegbarem Muthe alle Hindernisse zurückschlugen, ward die Stadt eingenommen. Eine reiche Beute war aber der einzige Lohn, dieser Unternehmung, welche ganze Ströme von Menschenblut gekostet hatte. Zu schwach, um ihre wichtige Eroberung zu behaupten, zogen die Sieger, auf die Nachricht, daß der Sultan mit seiner ganzen Macht im Anzug sei, um sie ihnen wieder zu entreissen, in großer Eile sich zurük, nachdem sie alle Schiffe, die sie im Hafen gefunden, verbrannt hatten. — Neue Strei-

Streitigkeiten zwiſchen den Mitgliedern des Ordens, fortdauernde Widerſpenſtigkeit der Kommandöre in Entrichtung der Reſpenſionen und andere Unordnungen, vermochten endlich auch dieſen Großmeiſter, von Gregor XI ſeine Entlaſſung zu verlangen. Gregor ertheilte ihm aber ſeine Einwilligung nicht, ſondern berief, um ihn zufrieden zu ſtellen, die Kommandöre zu einer Generalverſammlung nach Avignon, in welcher er die geführten Beſchwerden beizulegen ſuchte. Mit großer Freude vernahm Berenger die Maßregeln, welche durch dieſe Verſammlung getroffen worden waren; aber der Tod verhinderte ihn, die Früchte davon zu genieſſen. Raimond Berenger.

Robert von Juliac, ſein Nachfolger, erhielt gleich beim Antritt ſeiner Großmeiſterwürde vom Papſt Gregor XI den Auftrag, die Vertheidigung der Pläze von Smirna zu übernehmen, welche den Chriſten dort ſeit der lezten Eroberung der Ligue noch geblieben waren. Vergebens ſtellte der Großmeiſter dagegen vor, daß es unmöglich ſei, eine mitten im feindlichen Lande von ihnen ſo weit entlegene Feſtung zu behaupten, und daß überdies die Erhaltung einer Garniſon, wel- Robert von Juliac.

Robert von Juliac.

che diesem ungewöhnlichen Unternehmen gewachsen sein sollte, Summen erfordere, die die Kräfte des Ordens weit überstiegen. Eben diese gefährliche Lage von Smirna hatte den Papst zu diesem Auftrag bestimmt, indem er dadurch, dem Plane seiner Vorgänger getreu, die Ritter zur ersten Schutzwehr gegen die Türken zu machen hoffte. Um aber die Absicht seines Auftrages desto geschickter zu verbergen, ernannte er die Festung zum Eigenthum des Ordens, und gab selbst noch eine Anweisung auf 1000 Livres jährlich zu ihrer Vertheidigung. So wenig man sich auch einen glücklichen Erfolg versprechen konnte, so wurde doch der Befehl des Papstes befolgt, und es fanden sich sogar noch viele Ritter, die sich freiwillig zu einer Unternehmung anboten, bei der die Größe der Gefahr von dem dabei zu erringenden gleich großen Ruhm aufgewogen wurde. — Ausserordentliche Kriegsanstalten, welche in dem Reiche Amurats I, des zweiten Sohnes und Nachfolgers von Orkan, bemerkt wurden, erregten jezt die ganze Aufmerksamkeit des Großmeisters. Es war zu fürchten, daß Smirna und vielleicht selbst Rhodus der Gegenstand seiner

seinke Zurüstungen sein könnte. Julliac benachrichtigte den Papst schleunigst von dieser Gefahr, und bat ihn dringend um einen nachdrücklichen Beistand, dessen Rhodus um so mehr bedürftig wäre, als der Verlust von mehr als hundert, bei der Unternehmung wider Alexandrien erschlagenen, Rittern noch nicht wieder ersezt sei. Der Papst, selbst besorgt wegen eines so gefährlichen Ueberfalls, ließ unverzüglich eine Versammlung der vorzüglichsten Kommandöre zu Avignon zusammen berufen, welche den Erfolg hätte, daß so schnell als möglich fünfhundert Ritter und eben soviele Dienstbrüder, als Waffenträger der Ritter, nach Rhodus geschickt wurden. Allein es zeigte sich nun, daß die Zurüstungen der Türken gegen Servien und die Bulgarei gerichtet waren. — Bald darauf starb Julliac, nachdem er kaum zwei Jahre die Regierung geführt hatte, zufrieden eine Ehrenstelle zu verlassen, welche fortdaurender Ungehorsam der Untergebnen und unheilbare Zerrüttung der Ordensdisziplin, ihm so sehr zur Last gemacht hatten.

Robert von Juliac.

Ferdinand von Heredia. 1576.

Mit Erſtaunen ſah man nun einen Mann an ſeine Stelle treten, der vorher durch ſeinen Einfluß am Päpſtlichen Hofe ein gefährliches Mitglied des Ordens geweſen war. Johann Ferdinand von Heredia war dieſer Mann, deſſen frühere Geſchichte, ſowol an ſich, als um jenes Verhältniſſes willen in dem er vorher zu dem Orden geſtanden hatte, wichtig genug iſt, um hier eine Stelle zu verdienen.

Johann Ferdinand von Heredia war der zweite Sohn aus einem der edelſten Häuſer Arragoniens. Auf Zureden ſeines älteren Bruders, der ſchon lange in einer unfruchtbaren Ehe gelebt hatte, und ſeiner Familie einen Erben wünſchte, verheirathete er ſich. Da aber ſeine Gemalin an der Geburt der zweiten Tochter ſtarb, und ſein Bruder darauf beſtand, einen männlichen Erben zu ſehen, ſo ließ er ſich bewegen, mit der Nichte und Erbin ſeiner erſten Gemalin, Donna Thereſia Contellie, in eine zweite Verbindung zu treten, ſo daß das anſehnliche Vermögen beider Häuſer von nun an ihm und ſeiner Nachkommenſchaft allein zugehörte. Ein Sohn und eine Tochter waren die Früchte dieſer Ehe.

Allein

Allein auch dieſe zweite Gemalin ward ihm bald durch den Tod entriſſen; und da ſeine Schwägerin wider alle Erwartung noch zwei Söhne zur Welt brachte, ſo waren eben dadurch Ferdinands glänzende Ausſichten auf einmal zerſtört. Für einen Mann von Heredia's Ehrgeiz iſt die Zernichtung einer Hoffnung nur ein Aufruf, ſich eine neue zu ſchaffen; und ſeinem Kopfe ward es nicht ſchwer, ſich eine Laufbahn zu eröffnen, die ihm reichen Erſaz für die verlornen Ausſichten verſprach. Er übergab ſeine Kinder der Pflege ſeines Bruders, und gieng zu Schiffe, ohne irgend jemand von ſeinen Abſichten etwas zu entdecken. Er reiſte gerade nach Rhodus, und ließ ſich von Villeneuve, dem damaligen Großmeiſter, zum Mitglied des Ordens aufnehmen. Das edle Betragen, die feinen Sitten des jungen Ritters, verbunden mit einer unerſchrocknen Tapferkeit, die er bei mehrern Gelegenheiten im Kampf wider die Unglaubigen zeigte, gewannen ihm bald die Zuneigung und die Achtung der vornehmſten Ordensglieder. Vorzüglich aber gelang es ſeinem einſchmeichelnden, allen Formen ſich leicht anſchmiegenden Weſen,

Ferdinand von Heredia.

Ferdinand von Heredia

den Großmeister ganz für sich einzunehmen. Die Folge dieses allgemeinen Wohlwollens, das er sich auch zu erhalten wußte, war ein schneller Fortschritt von einer Ehrenstelle zur andern, und bald nach der Einnahme von Alexandrien, wo der Orden viele seiner ältesten Ritter verlor, gelangte er zum Besiz der reichsten Kommanderieen und der vornehmsten Würden des Ordens. Allein hierbei blieb es nicht. Das Glück, das ihn ganz zu seinem Liebling gewählt hatte, schien damit eine glänzende Laufbahn für ihn nur erst eröffnet zu haben. Eine Gesandtschaft an den Papst, welche ihm nach einiger Zeit übertragen ward, zeigte das große Zutrauen, das der Orden auf ihn sezte. Der Papst hatte die Großpriorschaft von Katalonien, an welche der Ordnung nach ein Ritter, Namens Berenger Ricossa, Anspruch hatte, einem andern Ritter ertheilt, und dadurch einen hizigen Erbschaftsprozeß zwischen diesen beiden Prätendenten veranlaßt, an welchem der Orden selbst um so lebhafteren Antheil nehmen mußte, da jenes willkürliche Verfahren des Papstes ein despotischer Eingriff in die Rechte und Gesezе des Ordens war,

der

ber noch bedeutendere Schritte dieser Art in der Folge befürchten liess. Gleichwol war es äusserst schwierig, hier seine Rechte geltend zu machen, ohne den Unwillen des Papstes zu erregen, und nur die feinste Behutsamkeit konnte eine Sache glücklich beendigen, wo es schwer war, auf keiner von beiden Seiten anzustossen. Heredia, als der einzige, dem man Gewandtheit des Geistes genug zutraute, um eine so bedenkliche Negoziation zu führen, ward als Gesandter an den Päpstlichen Hof abgeschickt. Seiner Beredsamkeit und Feinheit gelang es auch wirklich, eine Vermittelung zu Stande zu bringen, welche beide Parteien befriedigte. Die Prätendenten liessen sich von ihm bereden, die Einkünfte der reichen Priorei unter sich zu theilen, und der Papst genehmigte diesen Vergleich. Allein, was Heredia hier zum Besten des Ordens gethan zu haben schien, war mehr für seinen eignen Vortheil geschehen. Er hatte auch den Papst bei dieser Gelegenheit für sich einzunehmen gewußt, und erhielt gleich einen Beweis seiner Gunst dadurch, daß Klemens die Verwaltung eben dieser Priorei, welche die beiden Prätendenten Alters

Ferdinand von Heredia.

Ferdinand von Heredia.

halber nicht selbst übernehmen konnten, ihm übertrug, und ihn bald darauf, ehe noch die beiden Prätendenten gestorben waren, selbst zum Großprior von Katalonien ernannte. Mit Verwunderung und Unwillen erfuhr man zu Rhodus, daß ihr Gesandter eben dasselbe willkürliche Verfahren des Papstes, welches zu verhindern der Zweck seiner Gesandschaft war, nun selbst zu seinem eignen Vortheil gebraucht hatte. Unter diesen Umständen nach Rhodus zurück zu kehren, war für Heredia nicht rathsam; er beschloß also in Avignon zu bleiben, und fand bald Mittel, sich dem Papst unentbehrlich zu machen. Einen sehr auszeichnenden Beweis seines Zutrauens gab ihm Klemens, indem er ihm die Vermittelung zwischen den beiden Monarchen, Philipp von Frankreich und Eduard von England, auftrug. Heredia ließ sich von dem Papst die Erlaubniß ertheilen, im Fall seine Vermittelung nichts ausrichten könnte, wider denjenigen, der sie hartnäckig verwerfen würde, sich erklären zu dürfen. Mit dieser Instruktion begab er sich zuerst zu Eduard, als dem Urheber der Zwistigkeiten, und suchte ihn zu einem Waffenstillstand zu be-

bewegen, fand ihn aber durch einige Vortheile, die er bereits über seinen Feind erlangt hatte, so sehr eingenommen, daß er nichts bei ihm auszurichten vermochte. Aufgebracht über die Kälte, mit welcher er hier war aufgenommen worden, erklärte der stolze Spanier seine Vollmacht, die er vom Papst erhalten hatten, und verließ sogleich den König, um zu der französischen Armee überzugehen. Nicht lange, so erfolgte jene für die Franzosen so unglückliche Schlacht bei Crecy, welche durch die Verrätherei einiger Französischen Heerführer verloren gieng. Philipp bewieß darin einen unerschütterlichen Muth; er kämpfte noch, da kaum sechszig Ritter noch an seiner Seite waren; aber sein Pferd ward unter ihm erstochen, und ohne Zweifel würde er seinen Feinden in die Hände gefallen sein, wenn nicht Heredia plözlich ihm das seinige angeboten und dadurch seine Flucht befördert hätte. Er selbst aber verließ noch nicht das Schlachtfeld, sondern warf sich an die Spize eines Trupps Infanteristen, welche er noch im Kampfe begriffen sah, und kämpfte noch so lange, bis die Uebermacht der siegenden Armee auch diesen Trupp zurückdrängte, und er selbst,

Ferdinand von Heredia.

Ferdinand von Heredia.

mit Wunden bedeckt, kaum noch die übriggebliebene Französische Armee wieder erreichen konnte. Im Englischen Lager wurde von diesem Betragen sehr nachtheilig geurtheilt, und besonders die Engländischen Offiziere behaupteten, daß er, als Päpstlicher Nuncius, für die Franzosen nicht habe Partei nehmen können, ohne das Völkerrecht zu verlezen. Gekränkt durch einen so ungerechten Vorwurf, schickte Heredia, sobald er wieder im Staude war seinen Arm zu gebrauchen, einen Herold in das feindliche Lager ab, um jeden, der es wagen würde, seine Ehre zu kränken, zu einer öffentlichen Genugthuung aufzufordern; und es würde ohne Zweifel ein Zweikampf darauf erfolgt sein, wenn nicht Eduard selbst erklärt hätte, daß Heredia durch einen ausdrücklichen Auftrag des Papstes vollkommen berechtigt gewesen sei, so zu handeln. — Heredia fieng darauf seine Negoziation von neuem an, und erwarb sich das Verdienst, einen Waffenstillstand auf ein Jahr zwischen den beiden Monarchen zu stiften. Bei seiner Zurückkunft nach Avignon wurde er von dem Papst mit allen Zeichen der Zufriedenheit, welche sein rühmliches Betragen verdiente,

diente, empfangen. — Eine neue Periode seines Glücks begann, als Innozenz VI, an Klemens Stelle auf den Päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Schon als Kardinal war dieser Heredia's Freund gewesen; nun erhob er ihn zu seinem Minister und Vertrauten, und ernannte ihn, um ihn seiner Gnade desto nachdrücklicher zu versichern, zum Gouverneur von Avignon und von der Grafschaft Venaissin. Täglich wurde der Günstling von ihm mit neuen Wohlthaten überhäuft; alles gieng durch seine Hände; die mächtigsten Fürsten bereiferten sich um seine Freundschaft, und mit leichter Mühe häufte er ungeheure Reichthümer auf. Einen Theil derselben wandte er, seiner väterlichen Pflichten eingedenk, auf die Erziehung seiner Kinder; einen andern Theil verwendete er, um auch die Pflichten der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter nicht zu vergessen, zu Befestigung von Avignon, das er auf seine Kosten mit einer starken mit vielen Thürmen versehenen Mauer umgeben ließ. Gerührt durch einen so rühmlichen Beweis der uneigennützigen Erkenntlichkeit seines Günstlings, hatte Innozenz nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn mit neuen

Ferdinand von Heredia.

Be-

Ferdinand von Heredia.

Beweisen seiner gegenseitigen Erkenntlichkeit zu überhäufen, und ihn noch mit einigen der vorzüglichsten Priorschaften zu bereichern. — Der Tod dieses Papstes beraubte ihn seines Einflusses am Päpstlichen Hofe; sein nie befriedigter Ehrgeiz sezte ihm also ein anderes Ziel. Müde, länger ein Spiel der wandelbaren Fürstengunst zu sein, strebte er jezt nach Unabhängigkeit, um die Früchte seiner Thätigkeit endlich in Ruhe zu geniessen: und diese Ruhe hoffte er im Besiz der Großmeisterwürde zu finden. Auch dieser Plan gelang ihm glücklich. Er hatte noch immer in Avignon selbst Freunde, die sich sehr warm für ihn interessirten, und da auch der größere Theil von den Fürsten Europa's auf seiner Seite war, so sah sich das Ordenskapitel in einer Art von Nothwendigkeit, ihn zum Nachfolger Julliacs zu erwählen.

Kaum hatte Heredia die Nachricht von seiner Erwählung erfahren, so machte er sich bereit, nach Rhodus abzusegeln. Um aber dort mit einem Glanze zu erscheinen, der eine Rechtfertigung der auf ihn gefallenen Wahl sein sollte, ließ er neun Galeeren und noch viele andre Fahrzeuge

zeuge auf seine Kosten ausrüsten, welche er mit einer großen Anzahl von Abenteurern, die er in seinen Sold nahm, bemannte. Da er aber eben im Begriff war, sich einzuschiffen, wurde er durch eine Bitte Gregors IX, der seine Flotte zu Ausführung eines wichtigen schon lange vorgehabten Planes gebrauchen wollte, bestimmt, seine Abreise noch aufzuschieben. Ferdinand von Portugal.

Schon siebenzig Jahre waren verflossen seit Klemens V, (1309) den Päpstlichen Stuhl nach Avignon versezt hatte. Rom, die ehemals so glänzende Residenz des geistlichen Monarchen, war durch diese Auswanderung wie in eine einsame Landstadt verwandelt. Der Zusammenfluß aller Nazionen, die sich sonst hier um den Päpstlichen Stuhl versammelten, hatte aufgehört, und mit ihm waren alle die reichen Goldquellen, die aus allen vier Gegenden des Christlichen Europa in Rom sich vereinigten, versiegt. Der Verlust dieser Vortheile wurde mit jedem Tage drückender für die Römer, und ihre Unzufriedenheit stieg endlich so hoch, daß sie heimlich eine Gesandtschaft an Gregor XI schickten, und ihn beschwören liessen, nach Rom zurückzukehren, mit

der

Ferdinand von Heredia.

der Versicherung, daß sie ihn als ihren einzigen Beherrscher erkennen und ihn mit der unverbrüchlichsten Treue verehren wollten. Die heilige Katharina von Siena, welche eben um diese Zeit von den Florentinern als Friedensvermittlerin an den Papst geschickt worden war, übernahm es, dieses dringende Begehren der Römer zu unterstützen, und ihre Gründe waren auch hier bei dem heil. Vater nicht ohne Gewicht. Was aber seinen Entschluß nach Rom zurückzugehen, mehr als alle die Aufforderungen womit er von allen Seiten bestürmt wurde, plötzlich bestimmte, war die Nachricht, welche der Kardinal Vizeregent aus Rom ihm ertheilte, daß die Römer entschlossen seien, den Abbe' Montcassin, einen Mann, der kein Bedenken tragen würde, um welchen Preis es sei, die Rolle des Antipapstes vorzustellen, auf den Päpstlichen Thron zu erheben. Nur eine schleunige Rückkehr nach Italien konnte dieser drohenden Gefahr zuvorkommen, und Gregor ließ sich durch nichts aufhalten. Die dringendsten Vorstellungen seiner Eltern, der Kardinäle, und selbst Kaisers Karl V, der ihn in einem eigenen Schreiben ersuchte, von

seinem

ſeinem Vorhaben abzuſtehen, waren fruchtloſs. In der größten Eile verließ er Avignon, begab ſich nach Marſeille, und ſchiffte ſich daſelbſt auf den Galeeren, welche Heredia eben zu ſeiner Abreiſe nach Rhodus ausgerüſtet hatte, unter Anführung dieſes neuen Großmeiſters, nach Rom ein, wo er, zum unumſchränkten Herrn über das ganze Römiſche Gebiet aufs neue beſtätigt, unter allgemeinem Jubel der Römer ſeinen feierlichen Einzug hielt.

Sobald dieſe Expedition glücklich vorbei war, ſchickte ſich Heredia zu ſeiner Abreiſe nach Rhodus an, wo man ſeiner Ankunft längſt mit Ungeduld entgegen ſah. Unterweges traf er aber mit ſeinen Schiffen auf eine Venezianiſche Flotte bei den Küſten von Morea, welche eben im Begriff war die Stadt Patras wieder zu erobern, die der Republik von den Türken war entriſſen worden. Von Heredia's Tapferkeit und Kriegserfahrenheit durch den allgemeinen Ruf unterrichtet, wünſchte der Venezianiſche Admiral nichts angelegentlicher, als ſeine Hülfe zu dieſer Unternehmung zu erlangen. Er begab ſich alſo ſelbſt zu ihm aufs Schiff, um ihn darum zu bitten,

und

Ferdinand von Heredia.

und erhielt, durch die eigne Neigung des Großmeisters unterstützt, die Erfüllung seines Wunsches. Die beiden Flotten vereinigten sich, setzten ihre Truppen ans Land und eroberten Patras beinah ohne Schwertstreich. Der türkische Kommendant hatte sich bei ihrer Annäherung mit der ganzen Garnison aus der schlecht befestigten Stadt in die Citadelle zurückgezogen, um diese desto nachdrücklicher zu vertheidigen. Der Muth der Belagerten erschwerte lange der vereinigten Armee die Eroberung dieses Plazes. Als es endlich den Belagerern gelungen war, sich eine Oeffnung durch die Mauer zu machen, war Heredia der erste, der sie erstieg. Ohne darauf zu achten, ob jemand ihm folge, stürzte er hinein. Der Kommendant selbst stellt sich ihm entgegen und zwischen ihnen beginnt gleichsam ein besonderer Zweikampf. Um ihren Großmeister besorgt, drängen sich nun die Ritter in dichten Haufen zu seiner Hülfe herbei, während er selbst seinen Gegner durchsticht und ihm den Kopf abhaut; und so fiel die ganze Festung in ihre Gewalt.

Durch

Ferdinand von Heredia.

Durch einen so glücklichen Versuch ermuntert, wollte Heredia nun ganz Morea erobern, und beschloß, zuerst Korinth zu belagern. Indem er aber unter einer kleinen Bedeckung zur Besichtigung des Plazes ausgieng, fiel er unglücklicher weise einem feindlichen Korps in die Hände, und wurde als Gefangner in die Citadelle von Korinth gebracht. Vergebens machten die drei Großprioren des Ordens, welche diesen Zug begleitet hatten, verschiedne Versuche, ihren tapfern Anführer loßzukaufen. Die Rückgabe von Patras, welche sie zuerst, mit Einwilligung des Venezianischen Generals, für seine Auslösung anboten, wurde von den Türken nicht angenommen; „sie würden diese Stadt, sagten sie, ohnehin bald wieder erobern." Einen zweiten Vorschlag, eine beträchtliche Summe als Lösegeld für ihn zu entrichten, bis zu deren Erstattung die drei Großprioren sich selbst als Geisel stellen wollten, wurde von Heredia nicht angenommen; „Ihre Erhaltung" antwortete er den den Großprioren, als sie mit Thränen in den Augen in ihn drangen, ihre Auslösung anzunehmen, „ist dem Orden viel wichtiger, als die Erhaltung

Ferdinand von Heredia.

eines Greiſen, der doch nur wenige Tage noch zu zälen hat. Wenn es übrigens nöthig iſt, ein ſo großes Löſegeld für mich zu bezalen, ſo mag das meine Familie entrichten, für welche ich ſo viel ſchon gethan habe." — Anſtatt alſo nun ſeine neue Würde in Rhodus anzutreten, ſah ſich Heredia in ein enges Gefängnis auf den Albaniſchen Gebirgen verſezt, wohin er von den Türken abgeführet wurde, und wo er über drei Jahre in einer harten Gefangenſchaft zubringen mußte.

Während er hier, entfernt von ſeiner Beſtimmung, gefangen ſaß, ereignete ſich in der Katholiſchen Kirche das unglückliche Schisma, welches in einer Zeit von mehr als fünfzig Jahren ſo viel Unheil über die Chriſtenheit brachte, und worein auch der Orden mit verwickelt wurde. Kaum hatte Gregor XI, von deſſen Rückkehr nach Rom wir oben geſprochen haben, die Augen geſchloſſen, als ſogleich die Römer, beſorgt daß nicht ein neuer Papſt, durch ihre Meutereien aus Rom vertrieben, ſeinen Siz wieder zu Avignon aufſchlage, alle Anſtalten trafen, einen gebornen Römer oder wenigſtens einen Italiener auf den Päpſtlichen Thron erheben zu laſſen.

1378.

Sebald

Sobald die Nachricht von Gregors Tode in Rom erſchallte, wurden ſogleich alle Thore beſezt, um keinen der Kardinäle aus der Stadt zu laſſen, in der Hoffnung, ſo lange dieſe in ihrer Gewalt wären, die Wahl des Papſtes nach Gefallen lenken zu können. Alle Beſſerdenkenden wurden entfernt; man rief Banditen in die Stadt und rohe wilde Landleute aus den benachbarten Gebirgen, welche bewaffnet und tobend durch die Straſſen liefen und alles umzubringen drohten, wenn man ihnen nicht einen Römiſchen Papſt gebe. Während dieſer Vorkehrungen ward die Leichenfeier Gregors XI vollzogen, und nun begaben ſich die Kardinäle ins Konklave. Der wüthende Pöbel bemeiſterte ſich aller Eingänge zu demſelben, und bedrohte die Kardinäle mit der grauſamſten Behandlung, wenn ſie nicht ohne Verzug einen Italieniſchen Papſt erwählen würden. Um ihr Leben zu retten, mußten die Kardinäle ſich dem Willen dieſer wüthenden Menge unterwerfen. Ehe ſie aber zu der ſo gewaltſam erzwungenen Wahl ſchritten, gaben ſie insgeſamt, ſelbſt die Italieniſchen Kardinäle nicht ausgenommen, eine feierliche, vor Notarien beſtätigte, Erklärung von

Ferdinand von Heredia.

Ferdinand von Heredia.

ſich, daß dieſe durch die augenſcheinlichſte Lebensgefahr ihnen abgedrungene Wahl ungültig ſei, und daß ſie alſo, ſobald ſie in Sicherheit wären, eine neue mehr kanoniſche Wahl vornehmen würden. Und nun ernannten ſie den Erzbiſchoff von Bari, Barthelemi Pignano, einen Neapolitaner, zum Papſt, in der Hoffnung, daß dieſer Prälat, der als Mitglied dieſes Konklave von der Ungeſezmäßigkeit ſeiner Erwählung ſelbſt Zeuge war; der ſelbſt noch kurz zuvor erklärt haben ſoll: daß er den nie als Papſt anerkennen würde, welchen die Kardinäle aus Todesangſt hätten erwählen müſſen; ſeine Erhebung zu dieſer Würde nie als gültig würde behaupten wollen. Allein die Anſicht der Sache hatte ſich bei dem ehrgeizigen Neapolitaner gar ſehr verändert, da er ſich ſelbſt auf dem Päpſtlichen Stuhle ſah. Die Kardinäle forderten ihn ſogleich nach geſchehener Ernennung auf: unter dem Vorwand, daß er an einem freien Orte ſeine Wahl beſtätigen wolle, Rom zu verlaſſen. Allein, weit entfernt ſeinem eignen Vortheil ſo entgegen zu ſein, erklärte er vielmehr geradezu ſeine Wahl für ganz geſezmäßig, und zwang nun, mit Hülfe eben derſelben

Auf-

Aufrührer, welche mit gezückten Dolchen seine Wahl erzwungen hatten, selbst die Kardinäle, in der Stadt zu bleiben, und zu Bestätigung ihrer Wahl seiner Krönung selbst beizuwohnen. Sobald er, unter dem Namen Urbans VI, den Päpstlichen Thron in Besiz genommen hatte, nöthigte er sie sogar, in Briefen an die vornehmsten Fürsten seine Erwählung für ganz frei und kanonisch zu erklären. Von allen Seiten mit gewissem Tode bedroht, mußten sie seinem Befehle gehorchen; und durch solche Maaßregeln glaubte sich Urban endlich sicher genug, um bei einbrechender großer Hize den Kardinälen einen freien Auszug auf ihre Landgüter zu gestatten. Allein anstatt auf ihre Landhäuser zu ziehen, versammelten sie sich in der Stadt Anagni, benachrichtigten von da aus die Christlichen Mächte, besonders König Karl V von Frankreich, von dem ganzen Verlauf dieser tumultuarischen Papstwahl, und begaben sich darauf nach Fondi, einem festen Plaz im Königreich Neapel, wo sie ein Korps fremder, von Gregor XI zur Vertheidigung des Kirchenstaats in Sold genommner, Truppen an sich zogen, und unter deren

Ferdinand von Heredia.

Ferdinand von Heredia.

Schuz ein neues Konklave verſammelten. Hier wurde Kardinal Robert von Genf, ein Bruder des Grafen Amandus von Genf, gleich bei der erſten Stimmenſammlung einſtimmig zum Papſt erwählt, und ſofort unter dem Namen Klemens VII gekrönt. Zwiſchen Klemens und Urban war nun die ganze Chriſtenheit getheilt, und die Chriſtliche Kirche ſah ſich durch die Bannflüche, welche ihre Oberhäupter gegen einander ſchleuderten, in die unglückſeligſte Zwietracht verwickelt.

Auch der Orden theilte ſich in dieſe zwei Parteien. Heredia mit ſeinen Rhodiſer Rittern, erklärte ſich für Klemens, während die Italieniſche und Engländiſche Landsmannſchaft nebſt mehrern Teutſchen Kommandören Urbans Partei ergriffen. Um ſich an Heredia dafür zu rächen, erklärte ihn der leztere ſeiner Würde verluſtig, und ernannte, da er das Ordenskapitel nicht bewegen konnte, einen andern Großmeiſter zu erwählen, den Prior von Capua Richard Carraccio-lo, aus eigner Macht zu ſeinem Nachfolger. So hatte alſo auch der Orden, wie die Kirche, nun zwei Oberhäupter. Allein, Urbans kleine

Par-

Partei unter den Rittern ausgenommen, blieb der ganze Orden seinem rechtmäßigen Großmeister und durch diesen dem Papst Klemens unverbrüchlich getreu. Ferdinand von Heredia.

Inzwischen war der Zustand des Ordens durch dieses Schisma aufs neue zerrüttet worden. Ein Theil der Kommandöre hatte eben durch diesen Bruch dem Großmeister mit seiner Partei den Gehorsam aufgesagt, und unter diesem Vorwand die Bezalung seiner Responsionen verweigert, ein anderer Theil unter demselben Vorwand alle Verbindung mit Rhodus aufgehoben. Der Schaz war erschöpft, die Finanzen im Verfall; und, um nur die zu Bedeckung der festen Pläze nöthigen Besazungen zu unterhalten, mußten große Anleihen gemacht werden, deren Zinsen allein schon alle Einkünfte von Rhodus verschlangen.

So fand Heredia den Zustand des Ordens, als er endlich, durch seine eigne Familie losgekauft, zu Rhodus ankam, um die Verwaltung seiner Würde selbst zu übernehmen. Seine angestrengteste Sorgfalt war aber nicht vermögend, den Orden von einer solchen Zerrüttung wieder herzustellen, und man

Ferdinand von Heredia

sah zuletzt ein, daß nur eine höhere Gewalt die eingerissene Unordnung zu verbessern im Stande sei. Das Ordenskonseil, mit welchem der Großmeister über die möglichen Rettungsmittel gemeinschaftlich berathschlagt hatte, bat ihn also endlich selbst, sich nach Avignon zu begeben, wo Papst Klemens seinen Siz hatte, und diesen um seinen Beistand zu ersuchen. Dieser Vorschlag einer neuen Gesandtschaft Heredia's an den Papst, mußte freilich das Andenken an seine vormalige, und mit diesem zugleich die Furcht vor einem ähnlichen Verfahren, erwecken. Es wurden also alle Vorsichtsmittel angewendet, um sich gegen einen ähnlichen Erfolg zu verwahren. Das Konseil ließ sich von ihm mit einem feierlichen Eide versichern, daß er alle Gelder, die er für den Orden einnehmen würde, sogleich dem allgemeinen Schaz überliefern wolle, und machte, um seine Rückkunft zu beschleunigen, die Verordnung, daß er, dem lezten Schluß des Generalkapitels gemäß, während seiner Abwesenheit von der Insel, kein Amt vergeben könne. Ueberdies gab man ihm, unter dem Vorwand einer anständigen Bedeckung, einige von den bewähr-

währteſten Ordenspatricten zur Begleitung mit. Allein alle dieſe Verſichtsregeln waren ganz überflüſſig. Heredia der Großmeiſter war nicht mehr Heredia der Päpſtliche Günſtling. Der Zweck, den er als der letztere gehabt hatte, der Familie, der er das Daſein gegeben hatte, auch Glanz und Anſehen zu verſchaffen, war erreicht; überdies war nun ſein eignes Intereſſe mit dem Intereſſe des Ordens vereinigt, und jezt war er alſo ein eben ſo eifriger Patriot für das Wohl des Ordens, als er vormals eifriger Beförderer ſeines eignen Vortheils geweſen war. Ferdinand von Heredia.

Seine Unterhandlungen bei dem Papſt giengen auch diesmal nach Wunſch. Klemens rief in drei verſchiednen Städten Ordenskapitel zuſammen, in welchen der Großmeiſter den Vorſiz ſelbſt führte. Es gelang auch dem allgemein geachteten Greis, viele ſeiner rebelliſchen Untergebenen zum Gehorſam zurückzurufen. Allein die Geldbeiträge kamen nur langſam und wegen des noch fortdaurenden Schisma ſehr ſparſam ein. Gleichwol war die Noth dringend, Rhodus und Smirna zu gleicher Zeit von dem Türkiſchen Sultan, Bajazet I, mit einem neuen Ueber-

Ferdinand von Heredia.

fall bedroht, der Orden von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Jezt zeigte ſich Heredia's wahrer uneigennüziger Eifer für die Partei, an deren Spize er ſtand. Als hätte er jene Summen ehmals nur geborgt, um ſie dem Orden zur wichtigſten Zeit zurückzugeben, opferte er jezt einen beträchtlichen Theil ſeiner Reichthümer auf, ſchikte zu verſchiedenen Zeiten Schiffe mit Waffen und Lebensmitteln nach Rhodus und Smirna, und ließ zur Unterhaltung der nöthigen Garniſonen große Summen auszalen. Um ſich ganz mit dem Himmel zu verſöhnen, ſtiftete er zu Capſe und zu Rubulo in Arragonien eine Kommanderie und eine Kollegialkirche für zwölf Prieſter, zu deren Unterhaltung er einen anſehnlichen Fond ausſezte. — Er ſtarb endlich im zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung zu Avignon, betrauert von dem ganzen Orden, für welchen ſein Tod ein ſchwer zu erſezender Verluſt war. Gleich tapfer im Kriege als geſchickt in Staatsgeſchäften, hatte er während ſeiner Regierung den wohlthätigſten Einfluß auf den ganzen Zuſtand des Ordens behauptet. Seit ſeiner Erhebung zur Großmeiſterwürde ungetheilt für das Wohl ſeines geiſtlich-

chen Reiches interessirt, hatte er durch vortrefliche Geseze, durch kluge Maasregeln und durch weise Verordnungen eben ſo eifrig die Rechte desſelben zu schüzen, als die Disziplin darin aufrecht zu erhalten gestrebt; und, aus eigner Erfahrung mit dem Mißbrauch, den die Oberhäupter des Ordens mit der ihnen anvertrauten Gewalt machen konnten, bekannt, wußte auch er am beſten gegen ähnliche Eingriffe ſeiner Nachfolger die ſicherſten Gränzen zu ſezen. So ward er zulezt ſelbſt noch Mittel zum Wohl einer Geſellſchaft, welche er zuerſt bloß als Mittel zu ſeinem Intereſſe behandelt hatte; und ſtarb als das nüzlichſte Mitglied desſelben Staates, dem er auf ſo vielerlei Weiſe ſchädlich geweſen war, geſegnet als Wohlthäter von eben denjenigen, die ihn als ihren Feind ſo oft zu verwünſchen Urſache gehabt hatten.

Ferdinand von Heredia.

Inzwiſchen war die Macht des Türkiſchen Sultans, Bajazet I, mit jedem Tage furchtbarer und den Chriſtlichen Reichen gefährlicher geworden. Nach dem Tode ſeines Vaters, Amurat I, durch eine hinterliſtige Ermordung ſeines Bruders zur Alleinherrſchaft in dem väterlichen

Philibert von Naillac.

Rei-

Phillbert von Naillac.

Reiche erhoben, hatte er, deſſen Ehrgeiz nichts gleich kam als ſeine Eroberungsſucht, ſogleich mit einem Einfall in die Bulgarei ſeine kriegeriſche Laufbahn eröffnet; darauf Bosnien, Kroatien und Macedonien verwüſtet; einen Theil von Morea erobert und ſelbſt Conſtantinopel, welches zu belagern ſeine Macht nicht ſtark genug war, durch eine Blokade eingeſchloſſen. Nach dieſen Expeditionen in Europa war er nach Aſien übergegangen, hatte Kappadozien und Phrygien durchzogen, den Sultan Aladin von Cilicien angegriffen, einige kleine Fürſten von dem alten Selgucidiſchen Stamme aus ihren Provinzen in Natolien vertrieben, ſeinen Sohn Ottogule als Regenten ſeiner aſiatiſchen Staaten zu Burſa zurückſen, und war darauf nach Europa zurückgezogen, wo er Attika und Theſſalien verheerte, einen Theil von Macedonien eroberte, und am Ende des Feldzuges ſchon die Gränzen von Ungarn anfieng zu beunruhigen, unter der Bedrohung: daß er im nächſten Frühjahr wieder kommen, den König aus ſeinem Reiche verjagen und ſeinen Lauf bis nach Rom fortſetzen würde, wo ſein Pferd auf dem Altar des heil. Petrus Haber freſſen ſollte.

Durch

Durch diese nahe Gefahr in Furcht gesezt, und entrüstet über eine so blasphemische Drohung, ließ der Papst auf Ansuchen des Königs Sigismund von Ungarn eine Art von Kreuzzug gegen diesen unchristlichen Feind ankündigen, und forderte auch den neuen Großmeister, Philibert von Naillac, zu diesem Bündniß auf. Philibert von Naillac.

Während Sigismund allen Kräften seines Landes aufbot, um eine mächtige Armee gegen Bajazet ins Feld zu stellen, rüsteten die Ritter, verbunden mit dem griechischen Kaiser und mit den Venezianern, eine ansehnliche Flotte aus, über welche Thomas Mocenigo das Kommando erhielt. Der wichtigste Bundesgenosse dieser Ligue war aber König Karl VI von Frankreich, welcher eine Armee zu Hülfe schickte, die nicht nur an Zahl sondern auch an innerm Gehalt alle Macht der übrigen Verbündeten übertraf. An ihrer Spize stand der Graf von Nevers, der älteste Sohn des Herzogs von Bourgogne, begleitet von den erfahrensten Generalen und von dem blühendsten jungen Adel Frankreichs.

Während dieser Französische Kreuzzug seinen Weg durch Teutschland nach Ungarn nahm, ver- 1397.

sammel-

Philibert von Naillac.

sammelte sich dort auch der Großmeister in Begleitung der vornehmsten Kommandöre und einer großen Anzahl seiner Ritter. Bajazet, der um diese Zeit entweder in Natolien oder bei der Blokade von Constantinopel war, schien sehr unbekümmert wegen dieser großen Zurüstungen wider ihn. Er verhielt sich ganz ruhig, und sorgte blos dafür, daß die Christen nicht erfahren sollten, ob er noch in Europa oder in Asien sei. Durch dieses Verbergen, welches ihnen Folge seiner Furcht dünkte, sicher gemacht, rükte nun die vereinigte Armee in Bulgarien ein, nahm einige kleine Pläze weg, und belagerte Nicopolis. Allein Dogambert, einer von Bajazets vorzüglichsten Generalen, welcher diesen festen mit einer starken Garnison versehenen Plaz vertheidigte, beunruhigte sie alle Tage mit heftigen Ausfällen; jeden Schritt, den sie vorwärts thun wollten, mußten sie mit dem Verlust ihrer tapfersten Soldaten erkaufen. Diese muthige Gegenwehr, verbunden mit der Sorglosigkeit der Christlichen Generale und mit den Ausschweifungen, welche unter der Armee einrissen, gaben Bajazet Zeit, den Belagerten unvermerkt zu Hülfe zu eilen. Er war kaum noch

eine

eine Tagreiſe entfernt, als die Nachricht von ſeiner Ankunft durch einige Soldaten, die ihn auf ihren Streifereien entdeckt hatten, im Lager verbreitet wurde, und man ſah ſchon ſeine Truppen in Schlachtordnung aufmarſchiren, da man noch halb zweifelte, ob die Nachricht ganz gegründet ſei. In der größten Eile ſchikte ſich nun auch die verbündete Armee zur Schlacht an. Der Graf von Revers wollte ſelbſt an der Spitze ſeiner Franzöſiſchen Reiterei den erſten Angriff machen. Der König von Ungarn lies ihm aber ſagen: „die Türken pflegten immer zum Vortrab ihrer Schlachtordnung bloße Landleute ohne allen Muth und Erfahrung zuſammenzutreiben, und ſie dem erſten Anfall auszuſezen, um alsdenn mit ihren regulirten Truppen die Unordnung, welche durch dieſe Haufen unter den Feinden angerichtet würde, zu benuzen; die Ungarn ſtellten ihnen deswegen immer einen ähnlichen Troß von Menſchen entgegen, und er möchte ihm alſo erlauben, daß er auch hier einen ſolchen Vortrab voranſchicken dürfte, um der Franzöſiſchen Reiterei dadurch einen Weg zur feindlichen Hauptarmee zu bahnen.“ Der Graf

Philibert von Naillac

von

Philibert von Naillac.

von Nevers hielt darauf einen Kriegsrath, um die Meinung seiner Generale darüber zu vernehmen. Couch war der Erste, den er fragte, weil ihm dieser als Rathgeber von seinem Vater war empfolen worden; und dieser Feldherr unterstützte Sigismunds, auf Erfahrung gegründeten, Rath durch die Bemerkung, daß dieser Vortrab um so weniger weichen könne, wenn er die Französische Reiterei im Rücken habe. Johann von Vienne, ein alter erfahrner Krieger, war derselben Meinung. Allein Philipp von Artois und der Marschall von Boucicault, eifersüchtig daß Coucy zuerst gefraget worden war, erklärten es als schimpflich für die Französische Nazion, hinter Ungarischen Fußtruppen zu marschiren, die zu nichts taugten als sich todtschlagen zu lassen; und unglücklicherweis erhielt dieser mißverstandene Ehrgeiz die Oberhand. Nevers selbst ward durch die allgemeine Stimme der muthigen jungen Edelleute mit hingerissen, und ließ also dem König von Ungarn antworten: die Franzosen könnten den ersten Platz in der Schlacht keiner andern Nazion überlassen. Nun ließ er seine Reiterei sogleich ausrücken. Ehe aber die Schlacht begann, wur-

wurden alle Gefangne, die sie vorher gemacht hatten, niedergemezelt. Das Zeichen der Schlacht ward nun gegeben, und die Franzosen sprengten auf den Feind loß, fanden sich aber aufgehalten durch viele Reihen von spizigen Pfählen, welche sie hinderten in geschloßnen Gliedern vorzurücken. Sie stiegen also ab und zogen mit ihren Pferden zu Fuß durch die Pfähle, formirten dann aufs neue ihre Glieder, und fielen nun in die feindliche Infanterie ein. Diese Vortruppen, welche sich beinah ohne Gegenwehr umbringen oder verjagen liessen, machten ihnen bald Plaz. Nun rückten aber die Janitscharen an, die mit eben soviel Kraft als Entschlossenheit gegen sie kämpften. Allein nichts konnte dem Nachdruck und dem Muth der Französischen Reiterei widerstehen; nach einem langen blutigen Kampf und nach einem Verlust von tausend Mann, sahen die sonst so furchtbaren Janitscharen sich genöthiget, hinter ein großes Korps ihrer Reiterei sich zurückzuziehen; und nun begann gleichsam eine neue Schlacht mit der Türkischen Reiterei, welche in einer großen Fronte sich ihnen entgegen stellte. Um nicht überflügelt zu werden, formirten die Franzosen eine lange

Philibert von Naillac.

Philibert von Naillac.

Linie, und so fochten sie, gleichsam Mann für Mann, als hienge von jedem einzelnen allein der Sieg ab, mit einer so festen muthigen Entschlossenheit, daß auch hier ihrem Angriff nichts widerstehen konnte. Fünftausend Türken fielen in diesem zweiten Treffen, und die Franzosen würden damit den vollständigsten Sieg, bei dem die Ungarn nur als Zuschauer da zu sein schienen, allein erfochten haben, wenn nicht die ungestüme Hize die tapfern Kämpfer zur Verfolgung der geschlagenen Reiterei fortgerissen hätte. Umsonst mißriethen die vornehmsten Generale diese Verfolgung, umsonst baten sie, doch wenigstens einen kurzen Halt zu machen, um die Eskadronen aufs neue zu ordnen. und inzwischen auch die Ungarn vorrücken zu lassen. „Es wäre schimpfliche Trägheit, den Feind entkommen zu lassen" schrieen alle die jungen Edelleute, welche den Grafen von Nevers umgaben; und ohne einen Augenblick länger zu verziehen, stürzte die ganze Reiterei in voller Hast dem fliehenden Feind nach, und trennte sich unvorsichtiger Weise von der Hauptarmee. Sie erstiegen den Hügel, auf den sich die geschlagene Armee zurückgezogen hatte,

und

und glaubten da die Ueberreste derselben zu finden. Allein wie groß war ihr Erstaunen, hier eine wohlgeordnete Armee von vierzigtausend Reitern zu treffen, an deren Spize Bajazet selbst stand, der hier den Ausgang des Treffens abgewartet hatte, um dem Erfolg gemäß seine Maaßregeln zu nehmen. Den Helden entfiel bei diesem Anblick der Muth. Schrecken und Furcht trat an seine Stelle, und alle ergriffen zugleich die Flucht. Allein Bajazets Reiterei schnitt ihnen den Rückzug ab, und so wurde der größte Theil der Franzosen niedergehauen, und bei dreitausend, unter welchen der Graf von Nevers selbst mit den vornehmsten Generalen sich befand, zu Gefangnen gemacht. Im vollen Gefühl ihrer siegenden Uebermacht rückten nun die Türken gerade auf die Ungarn loß. Die Fußtruppen derselben, die bloß aus zusammengetriebnem Landvolk bestanden, bestürzt durch die Niederlage ihrer tapfern Alliirten, erwarteten nicht einmal den Feind, und brachten durch ihr übereiltes und unordentliches Zurückweichen ihre eigne Reiterei in Verwirrung. Der Ungarische Adel mit den Rittern von Rhodus sammel-

Philibert von Naiuac.

Philibert von Naiuac.

ten sich aber doch wieder um ihren König und um den Großmeister, und stellten sich dem Feinde mit einer Festigkeit und Tapferkeit entgegen, die ein besseres Schikſal verdient hätte. Allein sie wurden von der überlegenen Anzahl überwältigt, und der größte Theil dieſer edlen Krieger fiel mit den Waffen in der Hand. Der König und der Großmeiſter entgiengen dieſem Schikſal nur dadurch, daß ſie ſich unter Begünſtigung der allgemeinen Verwirrung in eine Schifferbarke flüchteten, die ſie nahe bei dem Schlachtfeld am Ufer der Donau fanden. Sie überließen ſich ganz der Gewalt des Stroms und entkamen glücklich, mitten durch eine Wolke von Pfeilen, welche ihnen die Türken nachſchickten, bis an die Mündung des Fluſſes, wo ſie die vereinigte Chriſtliche Flotte antrafen, die nicht weit davon entfernt war. Beſtürzt und niedergeſchlagen über einen ſo äuſſerſt unglücklichen Ausgang, lieſſen ſie ſich in einer Galeere nach Rhodus überſchiffen.

So ward mit dieſer einzigen Schlacht der ganze Feldzug geendiget. Den Tag nach der Schlacht ließ Bajazet, um das Wiedervergel-

tungs-

tungsrecht zu üben, alle Gefangne, allein den Grafen von Nevers mit fünf und zwanzig andern vornehmen Offizieren ausgenommen, für welche er ein groſses Lösegeld zu erhalten hoffte, niedermachen, und zog nun mit seiner Armee, nachdem er zuvor Morea verheert hatte, gegen Constantinopel, um die Blokade in eine förmliche Belagerung zu verwandeln. Philibert von Naillac.

Bestürzt, einen so furchtbaren Feind vor seinen Mauren zu sehen, suchte der Kaiser Manuel Schuz bei den Christlichen Mächten. Allein diese waren theils selbst in Kriege verwickelt, theils durch den unglücklichen Erfolg des lezten Feldzuges abgeschreckt; es war also von dieser Seite keine Hülfe zu hoffen. Von den Christen verlassen, blieb ihm nichts anders übrig, als zu Tamerlan, dem Kan der Tataren, seine Zuflucht zu nehmen. Er schickte also eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an ihn ab, und liess ihn zu Hülfe rufen wider einen eroberungssüchtigen Prinzen, der alle seine Nachbarn mit Krieg und Unterjochung bedrohe. Der Tatarfürst, dem die wachsende Macht des Türkischen Sultans selbst gefährlich schien und der über das 1398.

Philibert von Natalc.

Kriegsglück seines siegreichen Nachbars längst eifersüchtig war, gab dem Verlangen des griechischen Kaisers, das durch die Natolischen von Bajazet aus ihrem Reiche vertriebenen Fürsten unterstüzt wurde, leicht Gehör, und ließ Bajazet durch einen Gesandten auffordern, die Belagerung von Constantinopel aufzuheben, und die Natolischen Fürsten in ihr Reich wieder einzusetzen. Bajazet nahm diesen Antrag mit stolzer Verachtung auf und antwortete trozig: er sollte Ursache finden seine Frechheit zu bereuen, wenn er es wagen würde, in seine Staaten einzufallen. Kaum hatte Tamerlan diese übermüthige Antwort gehört, so rückte er an der Spize von 800,00 Mann ins Feld. Sein erster Angriff gieng wider die Stadt Sebaste oder Siuvas in Kappadozien. Ottogule, der Sohn Bajazets, hatte sich selbst in diese Stadt geworfen, um durch eine muthige Vertheidigung derselben, Tamerlans Fortschritte aufzuhalten und seinem Vater Zeit zu verschaffen, zu seiner Unterstützung herbeizueilen. Allein weder der Muth des Prinzen noch die Tapferkeit der Besazung vermochte die Stadt gegen die Uebermacht der Tataren zu retten.

Sie

Sie ward mit Sturm erobert und geſchleift, die ganze Beſazung mit allen Einwohnern, Weibern, Kindern und Greiſen wurde erwürgt, und dem Prinzen ſelbſt der Kopf abgeſchlagen. Bajazet war auſſer ſich über die Nachricht von dieſem Unglück. Mehr als aller übrige Verluſt ſchmerzte ihn der ſchimpfliche Tod ſeines Sohnes, den er als den hoffnungsvollen Erben ſeiner Macht zärtlich liebte. Entſchloſſen dieſe grauſame That zu rächen, ſchwor er den Untergang des blutgierigen Feindes, und ohne ſich erſt Zeit zu nehmen, eine der furchtbaren Macht ſeines Gegners entſprechende Armee zuſammen zu bringen, hob er ſogleich die Belagerung von Conſtantinopel auf, und rückte nach der Seite von Phrygien vor. Er traf ſeinen Feind bei Angouri oder Ancyra, der Hauptſtadt von Galatien, und die Schlacht geſchah am Fuße des Berges Stella, auf eben der Stelle, wo ehmals Mithridates von Pompejus war überwunden worden. Bajazets Armee beſtand, auſſer einigen Haufen von Tataren aus der Gegend des Pont-Euxin und des Kaſpiſchen Meeres, die mit ihrem Anführer Mahmudkard in ſeinen Sold getreten wa-

Philibert von Naiac.

1339.

Philiberk von Naillac.

reu, und einem Korps Infanterie, das er von den Treballiern, einer ihm unterworfenen tapfern Nazion, gezogen hatte, ungefähr aus 120000 Mann Türkiſcher Soldaten. Das Treffen war blutig und hartnäckig. Die Treballier thaten Wunder der Tapferkeit, und ſchon erklärte ſich der Sieg auf ihre Seite. Sie ſchlugen die Tataren in die Flucht und verfolgten ſie. Allein Bajazet, beſorgt daß ihre Hize ſie zu weit führen möchte, ſchickte ihnen den Befehl zu, auf ihren Poſten zurückzukehren, und beförderte dadurch ſelbſt ſeinen Untergang. Tamerlan benuzte dieſen Rückzug, ſeine Truppen, unter dem Vorwand, daß die Türken bereits die Flucht ergriffen, wieder zum ſtehen zu bringen, und ließ darauf durch ſeinen Sohn, der den einen Flügel der Armee kommandirte, die Treballier noch einmal angreifen. Nach einer langen muthigen Gegenwehr wurden ſie endlich zum Weichen genöthiget. Ihre Flucht riß ſchon einen Theil der Türken mit ſich fort, als die Verrätherei des Tatariſchen Korps Bajazets Unglück vollendete. Beſtochen durch ihre Brüder unter Tamerlans Armee, verlieſſen dieſe feilen Horden mitten in der Hize der

Schlacht

Schlacht den Türkiſchen Sultan, und nicht genug ihn ihrer Unterſtüzung zu berauben, kehrten ſie ſogar ihre Waffen wider ihn, verfolgten ſeine flüchtenden Truppen, und machten ihn ſelbſt zum Gefangnen. So ſchloß die glänzende Laufbahn dieſes mächtigen Eroberers in einer ſchimpflichen Gefangenſchaft, in welcher er, mißhandelt von ſeinem ſtolzen Ueberwinder, aus Verdruß über ſein unglückliches Schickſal bald ſein Leben endigte. Philibert von Naillac.

Die Chriſten waren dadurch von einem furchtbaren Feinde befreit, aber nur um einen deſto furchtbarern an ſeiner Stelle zu ſehen. Tamerlan, deſſen Ehrgeiz und Eroberungsſucht durch den Sieg über einen ſo mächtigen Nebenbuhler nur aufs neue gereizt, nicht befriedigt worden war, wollte nun auch die Johanniter, als die einzigen, die ſich mit ſeiner Macht noch meſſen konnten, ſeiner Herrſchaft unterwerfen. Da er aber nicht Schiffe genug hatte, um ſie in Rhodus anzugreifen, ſo warf er ſein Auge auf Smirna. Der Hafen dieſer berühmten Handelsſtadt ließ ihn hoffen, ſich dort mit Schiffen verſehen zu können, mit welchen er alsdann Rho-

Philibert von Naillac.

dus und die übrigen Inseln im Archipelagus erobern wollte. Allein auch die Eroberung dieser Stadt war ein schweres Unternehmen. In der gewissen Voraussezung, daß, welcher von den beiden Eroberern den andern besiege, Smirna mit einem Angriff bedroht sei, hatte der Großmeister schon früher den Ritter Wilhelm von Rine zum Kommandanten derselben abgeschikt, und durch diesen alle Anstalten zu einer vortheilhaften Vertheidigung treffen lassen, um die Besizungen des Ordens wenigstens zu erhalten, nachdem ein Versuch, sie zu erweitern, kürzlich mißlungen war.

Während nämlich Bajazet mit Tamerlan um die Oberherrschaft stritt, hatten die Johanniter Hoffnung, zum Besiz von Morea zu gelangen. Thomas Palàologus, der damals Morea beherrschte, nach jener unglüklichen Schlacht bei Nicopolis durch Bajazets Einfall aus seinen Staaten vertrieben, flüchtete nach Rhodus, und verkaufte in der Folge sein Land an die Ritter, weil er sich eben so wenig getraute, es vor ähnlichen Anfällen zu sichern, als er im Stande gewesen war, es gegen diesen zu vertheidigen. Er kam mit dem Großmeister und dem Ordenskapitel überein,

überein, für eine gewiſſe Summe, die ſogleich theils in Gelde theils in Kleinodien entrichtet wurde, Korinth Sparta und die vorzüglichſten Städte jener großen Provinz ihnen abzutreten. Es wurden alſo nun Kommiſſarien abgeſchickt, die im Namen des Ordens von dieſen Städten Beſiz nehmen ſollten. Die Sicherheit, welche man ſich von ſo mächtigen Beſchützern verſprechen konnte, verſchaffte den Abgeordneten der Johanniter eine ſehr günſtige Aufnahme zu Korinth. Allein um ſo weniger fanden ſie in Sparta Gehör. Die Einwohner dieſer Stadt, aufgewiegelt von ihrem Biſchoff, einem Anhänger der griechiſchen Kirche, der bei dieſem Tauſch befürchtete, ſeine Stelle einem lateiniſchen Biſchoff abtreten zu müſſen, ſchickten ihnen Deputirte mit der Erklärung entgegen, daß man ſie nicht in die Stadt einlaſſen, und, wenn ſie mit Gewalt darauf beſtänden, ſie als Feinde behandeln würde. Da die Kommiſſarien nicht Macht genug hatten, um ihren Auftrag mit Gewalt durchzuſezen, ſo kehrten ſie nach Rhodus zurück. Paläologus, der bereits ſeinen Kauf bereut hatte, nahm auf dieſe Nachricht ſein Wort

Philibert von Naillac. 1421.

zurück,

Philibert von Naillac.

zurück, gab den Rittern einen Theil der empfangenen Summe wieder, und reiste sogleich nach Sparta, wo er mit großer Freude von den Einwohnern aufgenommen wurde. Erst nach langen Unterhandlungen aber konnten die Johanniter von dem Fürsten von Morea das übrige Geld wieder erhalten, das sie ihm ausgezalt hatten, bis endlich durch einen besondern Vertrag ausgemacht wurde, daß sie, gegen eine Entschädigung von 46500 Dukaten und gegen Ueberlassung der Grafschaft Soleil und des Ritterguts von Zetonne, ihm auch Korinth wieder abtreten wollten.

Während nun diese Unterhandlungen vorfielen, hatte der Großmeister alle Sorgfalt angewendet, Smirna noch mehr zu befestigen und mit allem, was diesen wichtigen Plaz unüberwindlich machen konnte, zu versehen. Der Tatarfürst war auch von der Gefahr und den Schwierigkeiten einer Belagerung dieses Plazes so lebhaft überzeugt, daß er mit dem bloßen Zeichen seiner Oberherrschaft, mit der Erlaubniß, seine Fahnen auf den Thürmen der Stadt aufpflanzen zu dürfen, sich begnügen wollte. Allein sein Vorschlag ward von dem Guver[illegible] mit

Ver-

Verachtung abgewieſen. Aufgebracht über dieſe Weigerung, ließ Tamerlan ſogleich die Stadt einſchließen und eine förmliche Belagerung anfangen. Seine Truppen verſuchten, die Gräben mit Erde und Reiſern auszufüllen; allein immer wiederholte muthige Ausfälle der Ritter vereitelten ihre Arbeiten. Sie nahmen zum Untergraben der Mauern ihre Zuflucht; allein Balken, Steine, und ganze Felſenſtücke, welche die Chriſten auf ſie herunter ſchleuderten, erſchlugen die verwegenſten und hinderten die übrigen, ſich den Mauern zu nahen. Tamerlan gerieth durch dieſen hartnäckigen Widerſtand in die äuſſerſte Wuth, und gab endlich Befehl zu einem Hauptſturm. Cherefeddin-Ali, ein Perſiſcher Schriftſteller aus jenem Zeitalter, macht folgende Schilderung davon. „Der Sturm dauerte vom Morgen bis „zum Abend und vom Abend bis zum an„dern Morgen. Die Tapferſten von bei„den Seiten kämpften mit gleichem Muth und „mit gleichem Glücke. Der Angriff geſchah mit „Entſchloſſenheit; mit gleicher Entſchloſſenheit „wurde die Vertheidigung geführt. Die Maſchi„nen [illegible]trümmerten Mauern und Thürme, aber

Philibert von Naillac.

III.

Philibert von Naillac.

„unerschrocken fuhren die Belagerten fort sich zu „wehren. Die Schanzgräber erreichten endlich „ihr Ziel, ein Theil der Mauer stürzte ein; aber „mit Löwenmuth vertheidigten die Belagerten die „Bresche und wehrten noch lange den Muselmän„nern den Eingang, bis endlich diese, angefeu„ert durch ihren Fürsten, der unerachtet des fürch„terlichen Sturms und Regens überall selbst ge„genwärtig war, mit dem Degen in der Faust „sich Plaz machten, und in die Stadt eindrangen. „Die ganze Besazung und alle Einwohner wurden „niedergehauen, nur wenige von denen, die sich „durch Schwimmen retten wollten, erreichten die „Schiffe. Die Stadt und Festung wurde geschleift „und der Schutt sammt allen Waffen und Geräth„schaften ins Meer geworfen."

Nach dieser grausamen Verwüstung von Smirna ließ der blutdürstige Eroberer ganz KleinAsien mit Feuer und Schwert verheeren, und machte den Plan, Europa zu durchziehen, und bis zu den Säulen des Herkules seine Herrschaft auszubreiten; von da nach Afrika überzuschiffen, und nachdem er auch dies seiner Herrschaft unterworfen hätte, über Egypten nach Haus zu[illegible]ren. Allein

Allein während er mit diesem exzentrischen Entwurfe schwanger gieng, erhielt er die Nachricht, daß ein Indianischer König in Persien eingefallen sei, eine große Strecke Landes verwüstet, Cheri, eine von den Hauptstädten des Königreiches, überfallen und den Schaz, den Tamerlan dort verwahren ließ, weggenommen habe. Ergrimmt über eine in seinen Augen so ungeheure That, brach er plözlich auf, um den Verwegenen hart zu züchtigen, der sich so wenig gescheuet hatte, seinen Zorn zu reizen. Allein er hatte es hier mit einem Prinzen zu thun, der ihm an Macht und an Erfahrenheit gleich war. Nach mehrern fruchtlosen Versuchen ihn zu unterjochen, fand er es zulezt rathsamer, Friede mit ihm zu schliessen, und nach einem so langen gefahrvollen Leben sich der Ruhe zu überlassen, welche auch sein Alter forderte. Er zog sich also nach Samarkanda zurück, wo er bald darauf starb. Philiberr von Naillac. 1415 den 1. April.

Naillac hatte inzwischen den Streit zwischen diesen Feinden der Christenheit zum Wohl des Ordens sehr weise benuzt. Um die Inseln gegen unvermuthete Ueberfälle zu sichern, hatte er den Anschlag gefaßt, ein altes Schloß auf dem festen

Philibert von Naillac.

ſten Lande, an dem Meerbuſen von Keramis, zwölf Meilen von der Inſel Lango entfernt, in Beſitz zu nehmen. Er ſelbſt beſtieg alſo die Flotte, überfiel, von einem glücklichen Südweſtwind in den Hafen getrieben, ganz unerwartet die Garniſon, welche Tamerlan darin zurückgelaſſen hatte, und bemeiſterte ſich der Feſtung. Allein er fand ſie ſo zerfallen und unbrauchbar, daß er ſich entſchließen mußte, eine neue zu erbauen, die er aber nicht auf der Stelle der alten ſondern auf einem Felſen an der Spize einer Halbinſel errichten ließ, und zu deren Ausrüſtung er alle Mittel der Befeſtigungskunſt aufbot. Bei dieſer Feſtung, welche den Namen Sankt Peter erhielt, wurden nun beſtändig eine gewiſſe Anzahl von Fahrzeugen unterhalten, welche auf ein gewiſſes Zeichen ſich ſogleich mit den Galeeren zu Lango und Rhodus vereinigen, und ſo den Schiffen der Korſaren den Durchgang abſchneiden konnten.

Um dieſe Zeit hatte Naillac auch Gelegenheit, der Inſel Cypern einen wichtigen Dienſt zu erzeigen. Janus von Luſignan, der damalige König von Cypern, hatte die Stadt Famagu[illegible] welche

che sein Vater beim Antritt seiner Regierung den Genuesern förmlich hatte abtreten müssen, wieder zu erobern gesucht, und war dadurch in einen Krieg mit diesen verwickelt worden. Der Marschall von Boucicault, damaliger Vizekönig von Genua, oder Guvernör im Namen des Königs Karls VI von Frankreich, dem sich die Republik nicht lange vorher, durch innere Zwistigkeiten zwischen dem Adel und dem Volk genöthiget, in die Arme geworfen hatte, ließ eilends eine Flotte ausrüsten, mit welcher er selbst der Stadt Famagusta zu Hülfe eilen wollte. Da er unterwegs zu Rhodus einkehrte, und sich einige Tage aufhielt, hatte Naillac Gelegenheit, ihm wegen des Zweckes seiner Reise einige Vorstellungen zu machen. Er zeigte dem Marschall alle die schlimmen Folgen eines Krieges auf dieser Insel, die als ein Hauptplaz der Christen im Orient wegen ihrer Nachbarschaft mit Palästina und Egypten doppelt wichtig, aber eben darum auch der Schonung doppelt bedürftig sei, wenn man nicht den Sarazenen selbst in die Hände arbeiten wolle; und bat ihn darauf ganz dringend, daß er ihm selbst erlauben möchte, nach

Philibert von Naillac.

Philibert von Naillac.

Cypern zu reiſen, und dieſen Streit zu vermitteln. Boucicault ertheilte ihm nicht nur dieſe Erlaubniß, ſondern zugleich auch die Vollmacht, den Frieden zu ſchließen, ſobald der König von ſeiner Unternehmung auf Famaguſta abſtehen würde. Mit dieſen Friedensbedingungen ausgerüſtet, ſchiffte ſich nun der Großmeiſter eilends nach Cypern ein.

Um während ſeiner Abweſenheit nicht müſſig zu ſein, ſeegelte auch Boucicault mit ſeiner Flotte ab, und unternahm eine Landung bei Alexandrette, einer Stadt in Syrien am Meerbuſen von Lajazzo, ſonſt Skanderona genannt, die einem Türkiſchen Prinzen gehörte. Nach einer ziemlich lebhaften Gegenwehr ward die Vorſtadt, welche meiſt von Handelsleuten bewohnt war, eingenommen und geplündert, während die Schiffe ſich des Hafens bemächtigten. Der Fürſt von Skanderona war gerade damals mehrere Tagreiſen von dieſer Stadt, wider ſeinen Bruder, der ihm die Herrſchaft ſtreitig machte, im Felde beſchäftigt. Sobald er von der Gefahr hörte, welche ſeine Hauptſtadt bedrohe, eilte er plötzlich zu ihrer Hülfe herbei. Allein da er alle Verſuche, neue Truppen oder Lebensmittel in die

Feſtung

Philibert von Naillac.

Feſtung zu bringen, fruchtloß fand, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen. Er ſchickte Geſandte an den Marſchall, durch welche er erklären ließ, daß er unerachtet ſeiner gerechten Klagen wegen dieſes feindſeligen Verfahrens einer Nazion, mit welcher er nie im Streit gelebt habe, dennoch geneigt ſei, wenn der Marſchall nur ſeine Truppen aus dem Lande zurückziehen würde, ein Bündniß mit ihm einzugehen, das ihm, im Fall eines Krieges mit Cypern, nicht unwichtig ſein könne. Boucicault fand die Vortheile, welche er von einem ſolchen Bündniß ziehen könnte, einleuchtend genug, um den Vertrag ſogleich zu ſchließen, und ſchiffte ſich mit ſeinen Truppen wieder ein, nachdem er mit dieſer Unternehmung ungefähr vierzehn Tage zugebracht hatte.

Inzwiſchen war der Großmeiſter in ſeinen Unterhandlungen mit dem König von Cypern nicht weniger glücklich geweſen. Seine Gründe hatten den Monarchen zu einem gütlichen Vergleich um ſo bereitwilliger gemacht, weil er fürchten mußte, wenn er dieſe Vermittelung nicht annähme, ſich den Großmeiſter und den ganzen Orden, welche von jeher die einzigen ſi-

Philibert von Naillac.

chern Beſchüzer von Cypern waren, zu Feinden zu machen. Da jezt Boucicault ſelbſt auch mit ſeiner Flotte an den Küſten von Cypern erſchien, ſo wurde dadurch der Entſchluß beſchleunigt. Man kam überein, die Belagerung von Famagusta aufzuheben, und durch die Vermittelung des Großmeiſters ward eine Zuſammenkunft des Königes mit dem Marſchall veranſtaltet, in welcher der Vertrag abgeſchloſſen werden ſollte. Allein es zeigte ſich noch eine Schwierigkeit, welche beinah die Unterhandlungen wieder aufgehoben hätte. Die Genueſer verlangten Erſaz der Kriegskoſten, welche der König ſchlechterdings nicht erſtatten wollte. Auf Zureden des Großmeiſters aber ließ ſich der leztere doch noch bewegen, den Genueſern 70000 Dukaten zu bezalen, welche inzwiſchen, gegen Auslieferung der Königlichen Krone des Geſchmeides und der goldnen und ſilbernen Gefäße als Unterpfand, aus dem Schaz des Ordens erlegt wurden.

Nachdem nun dieſe Unterhandlung friedlich beigelegt war, ſchifften ſich der Großmeiſter und der Marſchall wieder ein, und beſchloſſen gemeinſchaftlich einen Streifzug an den Küſten von Sy-

rien

rien und Palästina zu machen, welche theils von Sarazenen, theils von Tatarischen Truppen besezt waren. Sie versuchten zuerst eine Landung bei Tripoli, wo sie die Besazung ganz unvermuthet zu überfallen hofften. Allein sie fanden das Ufer mit mehr als fünfzehntausend Menschen besezt, und sahen also wol, daß sich die Nachricht von ihrer Ankunft schon verbreitet haben müsse. Inzwischen wurde die Landung demunerachtet unternommen. Die Ritter, voll Ungeduld den Kampfplaz zu erreichen, erwarteten nicht einmal das Anlanden der Boote, sondern sprangen ins Meer, und rückten, im Wasser bis an den Hals, mit dem Degen in der Hand, kühn gegen die Feinde an, welche in großen Haufen das Ufer bedeckten. Von den Genuesern unterstützt, machten sie einen so heftigen Angriff, daß die Sarazenen zum Weichen gebracht wurden. Allein diese sammelten sich wieder in einiger Entfernung vom Ufer, und wurden von ihren Anführern in Schlachtordnung gestellt. Die kleine Anzal der Christen schien ihrem Angriff auf eine so große Armee, die noch überdies durch eine so mächtige Stadt, wie Tripoli, gedeckt war, wenig zu

Philibert von Naillac.

Philibert von Naillac.

versprechen; allein die beiden Anführer konnten sich, der ungleichen Macht unerachtet, doch nicht entschliessen, unverrichteter Sachen diesen Ort wieder zu verlassen. Nachdem sie also ihren Soldaten einige Zeit zur Erholung gelassen hatten, theilten sie ihre kleine Armee in drei Haufen, und rückten so gegen die Sarazenen an. Das Treffen ward hitzig von beiden Seiten; der Sieg erklärte sich aber bald für die Christen. Die Sarazenen wurden zurückgeschlagen, und suchten ihre Zuflucht theils in den Obstgärten vor der Stadt, theils in der Stadt selbst. Allein die Sieger waren doch zu schwach, um die Belagerung von Tripoli zu unternehmen, das durch eine sehr zahlreiche Besazung vertheidigt wurde. Sie mußten sich also mit diesem Erfolg begnügen, und schifften sich wieder ein. — Von da nahmen sie ihren Lauf nach Baruth oder Beritus, einer beträchtlichen Handelsstadt in Phönizien. Bei ihrer Annäherung sah die Christliche Flotte eine leichte Barke, welche aus dem Hafen von Baruth kam und den Christen entgehen zu wollen schien. Sie ward aber durch eine Galeere eingeholt, und es zeigte sich, daß der Kapitän derselben von dem

Be-

Philibert von Naillac.

Venezianischen General an alle Handelsſtädte von Phönizien, Paläſtina und Egypten abgeſchickt war, um ſie von der Ankunft der vereinigten Genueſiſchen und Rhodiſiſchen Flotte zu unterrichten. Durch dieſes Zuvorkommen des Venezianers war alſo ihr Anſchlag gröſtentheils vereitelt. Die Einwohner von Baruth, welchen keine feſte Mauern Schuz zuſicherten, hatten auf die erhaltne Warnung ihre beſten Güter in die Wälder geflüchtet. Gleichwol lieſſen die vereinigten Chriſtlichen Generale die Stadt plündern, und Feuer darin anlegen. — Eben ſolche Vorſichtsanſtalten fanden ſie auch zu Sayda oder Siden, einer andern Stadt in Phönizien. Der Hafen und die Ufer waren mit mehr als zehntauſend Menſchen bedeckt. Der Groſsmeiſter und der Marſchall lieſſen ſich dadurch nicht abhalten, an der Spize von zweihundert Armbruſtſchüzen und von zweihundert Gewaffneten dennoch ans Land zu ſteigen. Während man aber damit beſchäftigt war, auch die übrige Mannſchaft ans Land zu ſezen, entſtand ein heftiger Sturm, der ſie ſchlechterdings verhinderte zu landen; und ſo blieben die beiden Anführer mitten auf feindlichem

Philibert von Naillac.

Boden, von aller Hülfe abgeschnitten, mit ungefähr fünf bis sechshundert Mann, dem Angriff einer weit überlegenen Macht ausgesezt. Die Feinde rückten auch wirklich gegen sie an; allein die Christen machten in geschlossenen Gliedern von allen Seiten eine so furchtbaren Fronte, daß sie nicht weiter wagten, als von Ferne mit Pfeilen nach ihnen zu schiessen. Man antwortete ihnen auf gleiche Art, und schiffte sich endlich, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, vor ihren Augen ganz ruhig wieder ein. — Die Flotte landete darauf noch einmal an den Küsten von Lidda, einer Stadt in Palästina, welche vormals bei den Griechen Diospolis geheissen hatte. Hier fanden sie nur ungefähr dreitausend Mann, die sich noch überdies ziemlich entfernt vom Ufer hielten. Man ließ einige Truppen ans Land sezen, welche nicht den mindesten Widerstand bei ihrer Landung fanden. Den Erkundigungen gemäß, welche die vornehmsten Offiziere eingezogen hatten, wurde beschlossen, am folgenden Tag die Feinde anzugreifen. Um sich aber nicht einem nächtlichen Ueberfall auszusezen, ließ man die Truppen wieder einschiffen. Kaum wurden

die

die Feinde dies gewahr, so glaubten sie ihren Anschlag verrathen, und nun sprang auf einmal der ganze Hinterhalt von mehr als dreißigtausend Mann, die sich zwischen dem Meer und der Stadt versteckt gehalten hatten, mit großem Geschrei hervor, und rettete durch diese Uebereilung die Christliche Armee, welche am folgenden Tag ohne Zweifel in ihre Hände gefallen sein würde. — Die Jahrszeit verstattete nicht länger, diese Besuche an den Küsten fortzusezen. Die Flotte trennte sich also jezt; der Großmeister kehrte nach Rhodus, und der Marschall, nach einem kurzen Besuch zu Famagusta und zu Rhodus, nach Italien zurück. Philibert von Naillac.

Die Macht des Ordens stand jezt bei den Feinden der Christenheit in so großem Ansehen, daß selbst der Sultan von Egypten, ein sonst so furchtbarer Nachbar der Johanniter, unerachtet der wiederholten Anfälle, die der Großmeister auf diesem lezten Streifzug mit Boucicault in seinen Staaten gemacht hatte, und unerachtet der häufigen Angriffe auf seine Schiffe, welche die Kreuzfahrer wo sie ihrer habhaft werden konnten wegnahmen, dennoch lieber den Rittern selbst den

Philibert von Naillac.

Frieden anbieten, als mit ihnen länger in Zwist leben wollte. Im Begriffe sich mit einigen Christlichen Mächten in ein Bündniß wider die Türken einzulassen, waren auch die Ritter geneigt den Vorschlag anzunehmen, um nicht mit zwei so mächtigen Feinden zugleich einen ungleichen Kampf bestehen zu müssen. Es wurden also Komissarien niedergesezt, und die Unterhandlungen endigten sich bald mit einem für die Christen sehr vortheilhaften Frieden, in welchem der Großmeister, zum Beweis, daß ihm nicht bloß die Bereicherung des Ordens sondern das Wohl der ganzen Christenheit am Herzen liege, ausser den Handelsvortheilen, welche ihm der Sultan zugestehen mußte, unter andern auch von ihm verlangte, das heilige Grab mit einer Mauer umschliessen und beständig sechs Ritter tributfrei zu Jerusalem unterhalten zu dürfen, welche die übrigen Ritter und die Pilgrimme, die dahin wallfahrteten, sicher nach der heiligen Stadt führen, und in ihre Häuser aufnehmen könnten; und daß dem Orden das Recht zustände, wo sie einen Christlichen Sklaven anträfen, ihn für eben die Summe, welche sein Herr für ihn bezalt hätte,

ein-

einzulöſen. Der Sultan bewilligte alle dieſe Bedingungen, entſchloſſen, um welchen Preis es auch ſei, den Frieden mit den Rittern zu erkaufen; zum Beweis, wie gefürchtet damals die Macht des Ordens war. — Die Verfaſſung dieſes geiſtlichen Staates hatte aber auch nie auf einer glänzenderen Stufe geſtanden als jezt. Ihre Inſeln waren mit vortreflichen Feſtungswerken und reichen Magazinen verſehen, von mächtigen Beſazungen vertheidigt; der Hafen von Rhodus unzugänglich gemacht durch zwei feſte mit zahlreichem Geſchüz bedeckte Schlöſſer am Eingang deſſelben; angefüllt mit einer Menge von Kriegs- und Handelsſchiffen, Galeeren und andern gut ausgerüſteten Fahrzeugen, welche weit umher kreuzten, und die Schiffarth der Chriſten vor allen Anfällen der Unglaubigen ſchüzten. Philibert von Naillac.

Dieſen blühenden Zuſtand hatte der Orden unter Naillacs weiſer Regierung errungen, während das Schisma der lateiniſchen Kirche und eben dadurch auch die Zwiſtigkeiten im Innern des Ordens noch immer fortdauerten. So lange die Chriſtliche Kirche von zwei Oberhirten geweidet wurde, blieb auch der Orden unter zwei

Ober-

Philibert von Naillac

Oberhäupter getheilt. Zwar hatte Bonifaz IX, Urbans Nachfolger als Antipapst, überzeugt, daß der bei weitem größte Theil des Ordens doch keinen andern als Großmeister anerkennen würde, nach dem Tode Carracciolo's, des ersten von Urban VI aufgestellten Nebengroßmeisters, keinen andern an seine Stelle wirklich ernannt, sondern bloß die Großmeisterwürde für erledigt erklärt, und inzwischen einen Lieutenant zur Verwaltung derselben aufgestellt; und seine Nachfolger waren diesem Beispiel gefolgt. Allein dies bloße Phantom eines zweiten Großmeisters war hinreichend, um diejenigen Mitglieder des Ordens, in Italien Arragonien England und in andern Gegenden, die bei dieser allgemeinen Anarchie ihren Vortheil fanden, vom Orden getrennt zu erhalten, und diente ihnen zum scheinbarsten Vorwand, dem eigentlichen Großmeister den Gehorsam und der Ordenskasse ihren Beitrag zu entziehen. So wenig es dem allgemeinen Konzilium zu Pisa, welchem auch der Großmeister Naillac in Person beigewohnt hatte, gelungen war, durch Entsezung der beiden Antipäpste und durch Erwählung eines neuen Oberhauptes der Kirche,

1409.

che, dem Schisma ein Ende zu machen: eben so wenig gelang es dem darauf zu Aix in der Provence veranstalteten allgemeinen Ordenskapitel die abtrünnigen Mitglieder des Ordens zur Vereinigung mit ihren Brüdern zurückzuführen. Die unglückliche Trennung, begleitet von allen den nachtheiligen Folgen einer solchen Uneinigkeit, dauerte also auch in dem Orden so lange fort, bis endlich durch das Konzilium zu Costanz der Geist der Zwietracht aus der Kirche glücklich verbannt und alles wieder Ein Hirt und Eine Heerde wurde. In dieser Periode des allgemeinen Friedens eilte der Großmeister, auch in seinem Reiche brüderliche Einigkeit wieder herzustellen, und der ehrwürdige Greis erlebte noch die Freude, seine Kinder wieder gehorsam und in friedlicher Eintracht um sich her versammelt zu sehen. Er berief unmittelbar nach Beendigung des Konziliums von Costanz eine Versammlung von einigen der vornehmsten Ordensglieder nach Avignon, worin beschlossen wurde, ein allgemeines Ordenskapitel zu Rhodus anzukündigen und alle Priorен und Kommandöre, welche noch die Reise unternehmen könnten, dazu einzuladen,

Philibert von Naillac.

1418.

Philibert von Naillac.

vorzüglich aber die Italieniſchen Prioren, von welchen noch am meiſten Widerſezlichkeit zu fürchten war, durch eine beſondere Geſandtſchaft dazu berufen zu laſſen. Naillac hielt inzwiſchen zu Florenz mit dem neuen Papſt Martin V eine Zuſammenkunft, in der ſie ſich über die Maßregeln berathſchlagten, die Chriſtlichen Mächte zu einer Allianz wider Bajazets Söhne zu vermögen, die ſchon anfiengen, den Chriſten wieder furchtbar zu werden. Von da aus war er eben in Bologna angekommen, als eine Deputation von den ſämtlichen Italieniſchen Prioren bei ihm erſchien, welche ihn ihrer vollkommenſten Unterwürfigkeit verſichern lieſſen. Mit großer Freude nahm er dieſe Verſicherung auf, und lud ſie ſogleich zu einer vorläufigen Verſammlung zu Ancona ein, um dort einige Präliminarien zum folgenden General-Konzil feſtzuſezen, das im September deſſelben Jahres zu Rhodus gehalten werden ſollte. Nachdem auch hier alles in Ordnung gebracht war, reiste er wieder nach Rhodus ab und traf daſelbſt am Ende des Julius glücklich ein. Der Tag ſeiner Ankunft war ein Feſt für die ganze Inſel. Bald nach ihm ſah man ſchon viele Rit-

ter

ter zur bevorſtehenden Generalverſammlung ankommen, welche eine der glänzendſten wurde, die je der Orden gehalten hatte. Die Wiedervereinigung des ganzen Ordens ward hier feierlich beſtätigt; die Ritter umarmten ſich brüderlich und ſchieden unter den wechſelſeitigen Verſicherungen, in ungeſtörter Harmonie mit gleichem Eifer künftig nur zu Einem Zweck ihre Kräfte zu vereinigen. Bald darauf ſtarb Naillac, zufrieden, daß es ihm noch vergönnt worden war, dieſes Glück, das während ſeiner ganzen Regierung das Ziel ſeines Beſtrebens geweſen war, in ſeinen lezten Tagen zu erleben. Antoine Fluvian, oder de la Riviere, aus der Priorei Katalonien, ward zu ſeinem Nachfolger erwählt.

Philibert von Naillac.

Antoine Fluvian.

Inzwiſchen hatten Bajazets Söhne, nachdem Tamerlan geſtorben und über der Theilung ſeiner Herrſchaft unter ſeinen Söhnen ein heftiger Streit entſtanden war, ſich wieder in den Beſiz ihres väterlichen Reiches geſezt. Bald aber verleitete ſie ihre Herrſchſucht einander zugleich zu bekriegen, vom Throne zu verdrängen, und zu ermorden, bis zulezt der jüngſte von ihnen, Mohammed I, von einigen griechiſchen Fürſten und dem

Antoine Manuel. dem griechiſchen Kaiſer ſelbſt unterſtützt, den Ueberwinder ſeines älteren Bruders beſiegte, und ſich der väterlichen Krone als der einzige Erbe bemächtigte. Ihm folgte in der Regierung, die er acht Jahre lang friedfertig verwaltet hatte, ſein Sohn Amurat II, ein tapfrer kriegeriſcher Prinz, der die Spuren von Tamerlans Verheerungen in ſeinen Staaten bald durch neue Eroberungen vertilgte, das Ottomanniſche Reich in ſeinem vorigen Glanz herſtellte, und dadurch aufs neue ein gefährlicher Nachbar von Rhodus wurde.

Beunruhigender ward aber für den Orden die Nachbarſchaft des Sultans Alnager-Aldaher, welchen die Mamelucken eben um dieſe Zeit auf den Egyptiſchen Thron erhoben hatten. Blos um dieſen unruhigen Soldaten eine Beſchäftigung zu geben, kündigte Aldaher dem König Janus von Luſignan zu Cypern den Krieg an, und landete mit einer beträchtlichen Armee auf dieſer Inſel. Der Großmeiſter, ſelbſt noch in Streit mit den Türken verwickelt, und nun von Luſignan wider Aldaher zu Hülfe gerufen, wendete alles an, zwiſchen dieſen beiden Fürſten Friede zu erhalten, um ſich nicht durch die Hülfe,

se, die er dem König von Cypern als Bundsgenosse leisten mußte, einen neuen mächtigen Feind zuzuziehen, während er noch mit dem andern zu kämpfen hatte. Allein da der Egyptische Sultan gar zu übertriebene Forderungen machte, so mußte nun das Glück der Waffen entscheiden, und der Großmeister sah sich um so mehr genöthiget, seinem Bundsgenossen zu Hülfe zu eilen, um den Sultan nicht durch die Eroberung der nahen und wichtigen Insel sich noch näher kommen zu lassen. Der Krieg dauerte lang unentschieden; aber die Christen verloren endlich eine Hauptschlacht, in der eine große Menge von Johannitern und von Cyprischen Edelleuten fielen, und der König selbst gefangen wurde. Nun schikte zwar der Großmeister sogleich neue Hülfe, und ließ die Vornehmsten des Königreichs, unter Versicherung seiner thätigsten Unterstüzung, zur tapfern Gegenwehr auffordern. Allein zu weichlich um die Befreiung ihres Königs mit dem Degen zu erkämpfen, nahmen diese lieber ihre Zuflucht zu Unterhandlungen. Der Sultan machte aber große Schwierigkeiten, in der Hoffnung, daß seine Armee inzwischen noch die Insel erobern werde;

Antoine Fluvian.

Antonie Fluvian.

und als er endlich hörte, daß die tapfre Gegenwehr der Johanniter alle Versuche seines Generals unfruchtbar gemacht hätte, so bequemte er sich zwar zu einem Vergleich mit den Cyprischen Abgesandten, in der Absicht, nun seine Waffen gegen Rhodus selbst zu kehren; aber er forderte ein so ungeheures Lösegeld, daß der König es durchaus nicht bewilligen wollte. Allein der Großmeister, besorgt daß nicht die Insel doch zuletzt noch in die Hände der Sarrazenen fallen möchte, rieth ihm selbst, seine Loskaufung um jeden Preis anzunehmen. Der Friede ward also geschlossen, und Aldaher, um seine Absicht wider den Orden desto listiger zu verbergen, erneuerte zu gleicher Zeit mit den Rittern den Friedensvertrag, den sein Vorfahr mit ihnen geschlossen hatte.

Der Großmeister erhielt aber bald durch seine geheimen Kundschafter in Alexandrien Nachricht von dem Anschlag des Sultans. Er benachrichtigte also eilends den Papst Eugen IV und die meisten Christlichen Fürsten von der ihm drohenden Gefahr, und forderte zu gleicher Zeit, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, jeden Prior des Ordens auf, sogleich wenigstens fünfundzwanzig Ritter nach Rhodus

dus abzuſchicken. Der Eifer des Ordens übertraf aber diesmal ſeine Erwartung; eine weit größere Anzal als er verlangt hatte, erſchien auf ſeine Aufforderung, bereit, ihre gemeinſchaftlichen Rechte und Beſizungen mit ihrem Blut zu vertheidigen. Durch dieſen neuen Zuwachs von tapfern Kriegern und durch die weiſen Vorſichtsanſtalten des Großmeiſters, ward Rhodus und die benachbarten Beſizungen der Ritter in ſo guten Vertheidigungsſtand geſezt, daß der Sultan es für jezt nicht rathſam fand, ſeinen Anſchlag auszuführen. Antoine Fluvian.

Dieſe Vertheidigungsanſtalten hatten aber auch einen ſehr großen Aufwand erfordert, der es nun nöthig machte, für eine beſſere Verfaſſung der erſchöpften Kaſſe zu ſorgen. In dieſer Abſicht berief der Großmeiſter ein General-Kapitel zu Rhodus zuſammen, auf welchem alle nöthigen Verkehrungen getroffen wurden. Durch ſolche Anſtalten von allen Seiten ſicher geſtellt, genoß der Orden wieder einige Jahre lang des Friedens, der ſo ſelten ſein Loos war, und der mündige Großmeiſter, deſſen einſichtsvollen Bemühungen dieſe Ruhe allein zu danken war, hatte die be- 1428.

friedigende Belohnung, von seinen Rittern geschäzt und geliebt, durch keinen Feind von aussen gestört, in stiller Thätigkeit für das innere Wohl des Ordens und im Bewußtsein seiner Verdienste, seine Tage zu beschliessen.

1457

Johann von Lastic.

Sein Nachfolger, Johann von Lastic, hatte kaum seine Stelle angetreten, als von Egypten aus wieder geheime Nachrichten einliefen, daß der Sultan aufs neue sich bereite, seinen Anschlag wider Rhodus auszuführen; mit dem Beisaz, daß der Türkische Kaiser Amurat II, eifersüchtig auf die Macht des Ordens, diesen Anfall begünstige. Um sich also von den wahren Gesinnungen des leztern zu versichern, ließ der Großmeister ihm seine Erwählung durch einen eignen Abgesandten bekannt machen und ihm zugleich die Fortsezung des Waffenstillstandes anbieten, den der vorige Großmeister mit ihm geschlossen hatte. Seine Absicht war, einer gewöhnlichen Maxime des Ordens gemäß, mit dem einen seiner furchtbaren Nachbarn Friede zu erhalten, während der andre ihn mit Krieg bedrohte, um nicht unter der vereinigten Macht beider erliegen zu müssen. Allein leere Komplimente

mente von beiden Seiten waren die einige Frucht dieſer Geſandtſchaft. Der Großherr wich, unter dem Vorwand, daß der ſchon beſtehende Vertrag zu ihrer wechſelſeitigen Sicherheit hinreichend ſei, gefliſſentlich jeder neuen Unterhandlung aus, und machte dadurch ſeine Treue ſelbſt verdächtig. Johann von Lastic.

Nähere Erkundigungen, welche der Großmeiſter aus Egypten einziehen ließ, ſezten es auſſer Zweifel, daß der Sultan ſich mit ſeiner ganzen Macht wider Rhodus rüſte; es wurde alſo alles angewendet, um ſich nicht unvorbereitet finden zu laſſen. Der Krieg ward endlich dadurch erklärt, daß der Sultan eine kleine Inſel Chateauroux, welche dem Orden gehörte, überfiel und verwüſtete. Im September erſchienen die Sarazenen mit einer ſtarken Flotte vor Rhodus, verwundert, nicht bloß die Küſten der Inſel aufs beſte vertheidigt, ſondern auch die Seemacht des Ordens, welche ſie auf der Fahrt begriffen glaubten, auf ihren Angriff gerüſtet im Hafen zu finden. Vor ihren Augen lief der Marſchall des Ordens mit ſeiner Flotte aus dem Hafen und bot ihnen eine Schlacht an. Ihrer überlegenen Anzahl unerachtet aber zogen ſie ſich, 1440

Johann von Lasitic.

ohne daß auſſer dem wechſelſeitigen Beſchieſſen der beiden Flotten, etwas weiter geſchehen war, Abends zurück, in der Abſicht, die Inſel Lango zu überfallen. Allein der Marſchall kam ihnen mit Hülfe ſeiner beſſern Ruderer zuvor, und der Egyptiſche Admiral, nicht wenig erſtaunt, ihn hier zum zweitenmal ſo unvermuthet in voller Schlachtordnung zu treffen, ſah ſich genöthigt, auch dieſen Plan aufzugeben. Er zog ſich mit ſeiner Flotte in den Hafen einer nahgelegenen Türkiſchen Inſel zurück, an deſſen Eingang er ſeine Schiffe ſo zuſammenreihte, daß ſie eine feſte Batterie formirten, und erwartete in dieſer Stellung den Angriff der Chriſtlichen Flotte. Allein weder dieſe vortheilhafte Stellung der Feinde, noch ihre überlegene Anzahl, noch die Vorſtellungen, welche ſein verſammelter Kriegsrath von der Gefährlichkeit der ſeichten und ſandichten Gegend des Hafens machte, konnte den Marſchall von einem Angriff abhalten, den er ſelbſt mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Entſchloſſenheit anführte. Die Sarazenen, von den Türkiſchen Einwohnern der Inſel unterſtützt, vertheidigten ſich ſehr tapfer, verloren aber doch bei ſiebenhundert

hundert Mann, indem von den Chriſten kaum sechszig getödtet wurden. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Der Marſchall, mit Wunden bedeckt, kehrte aus Beſorgniß eines Sturms, den ſeine Steuersleute prophezeihten, nach Rhodus zurück. Die Feinde benuzten ſeinen Abzug, um ſich zu entfernen, machten im Vorbeiziehen noch eine kurze Landung auf Cypern, wo ſie Feuer in die Großkommanderie des Ordens legten; und dies war der ganze Erfolg einer mit ſo großem Aufwand verknüpften Rüſtung. Johann von Lastic.

Dieſes mißlungenen Verſuches unerachtet, war der Sultan entſchloſſen, ſobald ſich ein günſtiger Zeitpunkt anbieten würde, ihn zu erneuern. Er ſuchte zwar ſeine Abſicht zu verbergen; aber der Großmeiſter ließ ſich nicht hintergehen. Vielmehr bot dieſer aufs neue alles auf, ſich gegen ihn vollkommen zu ſichern. Da die Europäiſchen Mächte, durch ſo viele verunglückte Kreuzzüge abgeſchreckt, und größtentheils zu Hauſe ſelbſt in Kriege verwickelt, ſeine Aufforderungen mit einem leeren unthätigen Mitleiden beantworteten, und der griechiſche Kaiſer Johann Paläologus, in ſeiner eignen Reſidenz, dem einzigen Ueber-

Johann von Lastic.

reſte von dem ehmaligen groſſen Reiche ſeiner Vorfahren, durch die Türken von allen Seiten geängſtiget, zu ſchwach war, um die verſprochne Hülfe zu leiſten: ſo war der Orden ſich ſelbſt überlaſſen. Der Groſsmeiſter that aber alles, was unter dieſen Umſtänden möglich war. Er lieſs neue Feſtungswerke und neue Magazine auf der Inſel anlegen, und berief durch einen Generalaufruf alle Ritter, welche die Waffen tragen konnten, nach Rhodus.

Während er mit ſo vieler Vorſicht ſich gegen ſeinen Feind rüſtete, verſäumte dieſer nichts, was er zu Beförderung ſeines Zweckes dienlich hielt. Er bot in dieſer Abſicht dem Groſsadmiral des Ordens, einem edlen Venezianer, dem die Vertheidigung von Lango und Nizzaro anvertraut war, einen beſondern Neutralitätsvertrag in Rückſicht dieſer beiden Inſeln an, um nicht die Venezianer wider ſich aufzubringen; und, auf beſondre Genehmigung eines Ordensconſeils, dem der Vortheil, die Vertheidigung dieſer Inſeln ſich zu erſparen, alle dabei in Betrachtung kommende Nachtheile zu überwiegen ſchien, ward dieſer Vertrag auch wirklich geſchloſſen.

Johann von Lastic.

schlossen. Aus gleichem Grunde schloß er auch mit dem König von Cypern einen Bund zur Neutralität für seine und für die Rhodiser Schiffe.

1444. im August

Mitten unter diesen Unterhandlungen aber, welche auf die Herstellung des Friedens abzuzwecken schienen, langte eine sehr beträchtliche Egyptische Flotte vor Rhodus an, und sezte eine Armee von 18000 Mann Fußvolk und eine Menge von Reitern und Mamelucken ans Land, welche gerade auf die Hauptstadt losrückten, und diese belagerten, während ihre Flotte den Hafen besezt hielt. Die Annalen haben von dem Detail dieser Belagerung nichts aufbewahrt, wir erfahren aus ihnen nichts weiter, als daß die Sarazenen nach mehreren fruchtlosen Stürmen, in welchen sie ihre besten Truppen verloren, endlich genöthigt waren, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

Auf die Nachricht von diesem ruhmvollen Siege der tapfern Ritter, drängten sich wieder viele junge Edelleute, vorzüglich aus Spanien und Frankreich herbei, um unter den siegreichen Fahnen des Ordens sich Lorbeern zu erringen. Dieser neue Zuwachs war um so erwünschter, da der

Johann von Lastic.

Orden in einem so hartnäckigen Kampfe wirklich viele seiner tapfersten Ritter verloren hatte. Um aber auch zu Erhaltung dieser Macht Anstalten zu treffen, berief der Großmeister im folgenden Jahre abermals ein Generalkapitel in Rhodus zusammen, in welchem beschlossen wurde, auf fünf Jahre die Responsionen zu erhöhen. Zugleich wurde ausgemacht, daß der Großmeister, um einen so verderblichen Krieg zu endigen, Friedensvorschläge annehmen dürfte, sobald ihm welche gemacht würden. Ein französischer Kaufmann, Namens Jacques Coeur, brachte die Verhandlung glücklich zu Stande, und der Friede ward im folgenden Jahre wirklich geschlossen. Von den Bedingungen des Friedens hat uns die Geschichte nichts aufbehalten als die Nachricht, daß der Abgesandte des Ordens eine große Anzahl von Christen, die während des Krieges in Gefangenschaft gerathen waren, mit sich zurück gebracht habe.

1443.

Die Zeit der Ruhe, welche nun der Orden wieder von aussen hatte, benuzte Lastic, auch die innere Ordnung herzustellen, die Ritter zu einer der Ordensdisziplin angemessenen Lebensweise

weise anzuhalten, die mißvergnügten Kommandöre zum Gehorsam zurückzuführen, und vorzüglich die Schulden zu bezalen und die zerrütteten Finanzen des Ordens wieder in bessern Stand zu bringen, wozu er selbst einen Theil seiner Einkünfte aufopferte. Johann von Kastic.

Aeussere Angelegenheiten verdrängten aber zulezt wieder diese Sorgen für die innere Wohlfahrt des Ordens. Amurat II hatte sich zwar jezt, da er selbst von mächtigen Feinden bedrängt war, bei einer zweiten Gesandtschaft des Großmeisters, zur Erneurung der alten Friedensverträge geneigter als das erstemal finden lassen; und die Ruhe des Ordens schien also auch von der Türkischen Seite gesichert zu sein. Allein bald stand eben von dieser Seite der furchtbarste Feind desselben auf. Amurat starb aus Verdruß über einen mißlungenen Feldzug wider Skanderbeg, den Fürsten von Albanien, den er wieder hatte zum Gehorsam bringen wollen; und Mohammed II, sein Sohn, ein einsichtsvoller, entschlossener und tapfrer, aber ehrgeiziger und blutgieriger Prinz folgte ihm auf dem Throne. Der Friedensverträge ungeachtet, welche

Johann von Lastic.

che Mohammed nach seiner Thronbesteigung mit mehreren Mächten, besonders auch mit dem Griechischen Kaiser und dem Großmeister erneuert hatte, fieng er doch bald an, seinen eroberungssüchtigen Plan mit voller Hize zu verfolgen. Er belagerte und eroberte Constantinopel, und war kaum im Besiz dieser Hauptstadt des erloschenen Griechischen Kaiserthums, als er den Anschlag faßte, alle Fürsten Asiens unter seinen Zepter zu beugen.

Sein erster Plan war gegen die Ritter von Rhodus gerichtet, die er als die Erbfeinde seines Reiches und als die furchtbarsten Gegner seiner ehrgeizigen Absichten vorzüglich haßte, und denen er längst in seinem Herzen den Untergang geschworen hatte. Kaum waren auch sechs Monate nach der Eroberung von Constantinopel verflossen, als er den Anfang seiner Feindseligkeiten gegen die Ritter damit machte, daß er sie durch einen Abgeordneten auffordern ließ, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen und zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ihm einen jährlichen Tribut von zweitausend Dukaten zu entrichten. Entschlossen und mit Würde antwortete aber der

Groß-

Großmeister auf diesen entehrenden Antrag: „Die Ritter kennen nur Eine Abhängigkeit, die von dem Römischen Papst, als Christen; ihre Oberherrschaft über Rhodus und die benachbarten Inseln, welche mit dem Blute ihrer Vorfahren erkauft ist, kann ihnen durch nichts streitig gemacht werden; und sie haben Muth genug für Freiheit und Religion ihr Leben zu wagen." Die Wirkung einer solchen Antwort bei einem so stolzen Fürsten war leicht vorauszusehen. Die Ritter machten sich also auf einen nahen Angriff gefaßt, und schickten Abgesandte an die Europäischen Höfe, sie um ihren Beistand anzusiehen. Johann von Lastic.

Während dieser Zurüstungen aber starb der Großmeister, und an seine Stelle ward der Großprior von Auvergne, Jakob von Milly erwählet. Kaum war dieser zu Rhodus angekommen, als schon die Türkischen Schiffe in den Gewässern dieser Insel erschienen. Durch die stolze Antwort, mit welcher sein Abgesandter abgefertigt worden war, noch mehr aufgebracht, hatte Mohammed sogleich dreißig Galeeren ausgesandt, welche als Vorboten von der schrecklichen Macht seines Zorns, mit welcher er schon im Jakob von Milly. 1454, 1 Jun.

Jakob von Milly.

im folgenden Jahre Rhodus selbst überfallen und den ganzen Johanniterorden ausrotten würde, vor ihm hergiengen, die Küsten der Ordensinseln zu verheeren. Allein eine mächtige Allianz mehrerer Christlichen Mächte, welche Papst Calixt III zu Gunsten der Ritter zu Stande brachte, vereitelte diesmal die Ausführung eines Plans, der auch in der Folge, aller Anstrengungen Mohammeds unerachtet, das stets unerreichte Ziel seines unaufhörlichen Strebens blieb.

Um inzwischen seinem Eroberungsplan einen Schritt näher zu kommen, unternahm er die Belagerung von Belgrad. Allein auch hier mißglückte ihm sein Anschlag. Nachdem er 20000 seiner tapfersten Soldaten und seine besten Offiziere vor dieser Festung verloren hatte,

1456, 6 Aug.

sah er sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben und eilends nach Constantinopel zurückzukehren.

Da er bei seiner Zurückkunft hörte, daß die Ritter während seiner Abwesenheit die Küsten seiner Staaten verwüstet, seine Häfen blokirt und dem Handel seiner Unterthanen großen Schaden zugefügt hatten, war er ausser sich vor Verdruß, und schikte sogleich wieder

wieder eine Flotte mit achtzehntausend Mann ab, die Ordensinseln mit Feuer und Schwert zu verheeren. Der Admiral dieser Flotte machte den Anfang seiner Unternehmungen mit der Belagerung eines festen Schlosses auf der Insel Cos oder Lango. Allein ungeachtet es ihm gelang, vermöge seines schweren Geschützes eine große Bresche zu machen, so ward er doch bei einem darauf gewagten Sturm von den Rittern, welchen die Vertheidigung der Insel anvertraut war, mit großem Verlust zurückgetrieben. Eben so wenig gelang ihm ein anderer Versuch auf der Insel Simia, wo er durch geheime Minen sich einen Weg in die Festung eröffnen wollte. Die Ritter vereitelten seinen Plan durch Gegenminen und zwangen ihn, sich eilends wieder einzuschiffen. Glücklicher war seine Unternehmung gegen Rhodus selbst, wo er nur einige Soldaten ans Land sezte, denen er auftrug, längs den Küsten auszukundschaften, welche Stellen am schwächsten vertheidiget wären. Diese Spionen fanden sich, ohne entdeckt zu werden, bis zu dem stark bevölkerten und reichen Flecken Archangel, der nur eine sehr kleine Besazung hatte. Hier

Jakob von Milly.

gaben

Jakob von Milly.

gaben ſie ihrem Admiral das verabredete Zeichen, worauf dieſer ſogleich ſeine Truppen ans Land ſezte, die Einwohner überfiel, alles was ſich widerſezte niedermachen und die übrigen gefangen nehmen ließ. Um nicht von den Rittern überfallen zu werden, ſchiffte er ſich mit ſeiner Beute ſchleunigſt wieder ein, machte noch einige ähnliche Anfälle in den Inſeln Lerro, Calamo, Niſſara, Lango und Simia, die er alle nur ſchwach vertheidiget fand, nahm alle Einwohner, deren er habhaft werden konnte, gefangen, verwüſtete das Feld, verheerte die Weinberge und Obſtgärten, und eilte dann mit einer großen Anzahl von Gefangenen nach Conſtantinopel zurück.

Durch dieſes traurige Beiſpiel belehrt, trafen nun die Ritter Anſtalten, ſich gegen ähnliche Ueberfälle in Sicherheit zu ſezen. In dem Flecken Archangel wurde eine kleine Feſtung errichtet, die beſchädigten Schlöſſer auf den andern Inſeln wieder hergeſtellt, und zugleich die Verordnung gemacht, daß künftig zur beſtändigen Wache fünfzig Ritter in dem Schloß Sankt Peter der Inſel Lango gegenüber, fünfundzwanzig auf dieſer Inſel ſelbſt und vierzig andere auf einer

einer Galeere in den Hafen von Rhodus sein sollten. Jakob von Milly.

Die Vorsichtsanstalten waren um so nothwendiger, da der Orden aufs neue in Gefahr war, ausser dieser Fehde mit den Türken, auch mit dem Sultan von Egypten in einen Krieg verwickelt zu werden. Nach dem Tode Johann's von Lusignan, des lezten Königs von Cypern, war seine Tochter, als seine einzige rechtmäßige Erbin, mit ihrem Gemahle, dem Herzog Ludwig von Savoyen ihm auf dem Thron gefolgt. Jakob von Lusignan, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königs hatte sich aber zum Thronprätendenten aufgeworfen, und bei dem Sultan von Egypten, durch das Versprechen eines doppelten Tributs, Unterstüzung seiner Ansprüche gefunden. Einem so mächtigen Beschüzer seines Gegners hatte der König Ludwig nichts entgegen zu sezen; er nahm also seine Zuflucht zu dem Großmeister. Von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche überzeugt, schikte dieser den Kommandör von Rissara, Johann Delphin, nach Cairo, um die Sache zu vermitteln. Der Geschiklichkeit dieses Abgeordneten war es auch bereits ge-

Jakob von Milly.

lungen, den Egyptiſchen Sultan für die Partei des rechtmäßigen Königs zu gewinnen, als plözlich ein Bothſchafter von Mohammed erſchien, der, von dem Prätendenten durch das Verſprechen eines großen Tributs ebenfalls auf ſeine Seite gezogen, den Sultan auffordern ließ, keinen Lateiniſchen Prinzen in einer ſo gefährlichen Nachbarſchaft zu dulden, und ihm die Hülfe ſeiner Waffen anbot, wenn er ſich nicht ſelbſt mächtig genug glaubte, den Herzog von Savoyen zu vertreiben. Der Aufforderung eines ſo furchtbaren Nachbars konnte der Sultan nicht widerſtehen. Jakob von Luſignan ward alſo als Kronerbe von Cypern erklärt, und von einer mächtigen Armee in ſein Königreich eingeführt. Die ganze Inſel war in kurzer Zeit in ſeinen Händen, ausgenommen die Stadt Famaguſta, welche die Genueſer, und das Schloß Colos, das die Ritter behielten, und die Feſtung Cyrene, wohin der König und die Königin ihre Zuflucht genommen hatten. Die Königin hielt ſich aber auch hier nicht mehr ſicher, und begab ſich alſo nach Rhodus unter den Schuz des Großmeiſters. — Inzwiſchen genoß der Thronräuber die Früchte ſeiner Treuloſigkeit

Jakob von Milly.

figkeit nicht lange. Um sich des Schutzes der Republik Venedig zu versichern, vermählte er sich mit der Tochter eines Venezianischen Nobili, Marcus Cornaro, welche von der Republik ein Heirathgeschenk von 100,000 Dukaten erhielt, nebst der Versicherung, ihren Thron gegen alle Feinde zu schützen. Allein Jakob von Lusignan starb bald darauf, wahrscheinlich vergiftet von den Oheimen seiner Gemahlin; und so fiel zuletzt das ganze Königreich in die Hände der Venezianer.

Während dies in Cypern vorgieng, gab auf der einen Seite der Sultan von Egypten seine feindseligen Gesinnungen gegen den Orden dadurch zu erkennen, daß er, um sich wegen des Schutzes zu rächen, den die Königin von Cypern zu Rhodus gefunden hatte, gegen alles Völkerrecht, sogar den Gesandten Delphin und alle Rhodische Kaufleute, die sich in den Egyptischen Häfen befanden, samt ihren Schiffen zurückbehielt. Auf der andern Seite erklärte Mohammed seine Absichten wider Rhodus nicht weniger deutlich dadurch, daß er dem Kommandér von Sacconay, welchen der Großmeister mit Friedensvorschlägen an ihn abschicken wollte, ein sicheres

Jakob von Milly.

Geleit verweigerte. Der Orden ſah ſich alſo aufs neue von beiden Seiten bedroht, und war dadurch diesmal in einer um ſo peinlicheren Verlegenheit, weil er zu gleicher Zeit auch gegen die Venezianer ſich zu vertheidigen hatte, welche aus einem beſondern Handelsintereſſe die Partei der Sarazenen hielten, und ſich zu ihren Rächern aufwarfen. Um Repreſſalien wegen der widerrechtlichen Zurückhaltung ſeines Geſandten und ſeiner Unterthanen zu gebrauchen, hatte der Großmeiſter zwei Venezianiſche Galeeren anhalten und alle Unterthanen des Sultans, die ſich darauf befanden, gefangen nehmen laſſen. Dies veranlaßte die Venezianer zu einer Landung auf Rhodus, bei der ſie ganz unmenſchliche Grauſamkeiten verübten. Bald darauf erſchienen ſie wieder mit einer Flotte von zweiundvierzig Galeeren, blokirten den Hafen von Rhodus und bedrohten die Stadt mit einer Belagerung, wenn ihnen nicht die gefangenen Sarazenen ſogleich ausgeliefert würden. Aufgebracht, über dieſen drohenden Ton, verlangten die meiſten der jungen Ritter, man ſollte einen ſo übermüthigen Antrag bloß mit Kanonen beantworten. Allein

der

der Großmeiſter war ſchon unterrichtet, daß die Flotte den geheimen Befehl hatte, wenn die Forderung nicht erfüllt würde, alle Ordensinſeln zu verheeren und die Einwohner gefangen zu nehmen. Er lieferte alſo die Sarazenen wirklich aus, um durch eine kluge Nachgiebigkeit ſeine Unterthanen gegen ein Unglück zu ſchützen, das er auf keine andere Art zu verhüten wußte. Jakob von Milly.

Zu gleicher Zeit ward die gefährliche Lage des Ordens, indem er von ſo mächtigen Feinden von auſſen beunruhigt war, durch innere Zwietracht vermehrt. Die Prokuratoren der Spaniſchen Italieniſchen Engländiſchen und Teutſchen Landsmannſchaften beklagten ſich in einem Generalkapitel, daß alle die vorzüglichſten Ordenswürden, und beſonders die eines Generalkapitains von Rhodus, ausſchlieſſend den Landsmannſchaften von Frankreich zugetheilt ſeien; und dieſer Streit wurde ſo heftig, daß die Unzufriednen, ohne auf die gerechten und billigen Gegenvorſtellungen zu hören, dem Großmeiſter mit einer Appellazion an den Papſt drohten, das Kapitel verlieſſen und ſelbſt aus der Stadt ſich entfernten. Die weiſe Mäßigung des Großmeiſters

Jakob von Milly.

ſters ließ dieſes aufrühreriſche Betragen ungeahndet, und verhütete dadurch einen noch gefährlicheren Ausbruch des Streites. Durch ſeine Vermittelung ward endlich die Sache vor der Hand beigelegt, und jene Mißvergnügten kehrten allmählig wieder in ihre Wohnungen zurück.

1451.

Raimond Zacoſta.

Allein unter Peter Raimond Zacoſta, dem Nachfolger des Großmeiſters Jakob von Milly, der bald nach dem Schluß jenes Generalkapitels geſtorben war, ward dieſer Streit erneuert, und konnte zulezt nur dadurch beigeleget werden, daß zu Gunſten der Kaſtilianer und Portugieſen eine eigene Landsmannſchaft errichtet, und dieſer die Würde eines Großkanzlers eingeräumet wurde.

Inzwiſchen hatten neue Plane Mohammeds Geſinnungen umgeſtimmt, und ihn zur Ausſöhnung geneigter gemacht. Da man es am wenigſten erwartete, erſchien von ihm, was er zuvor verweigert hatte, ein freier Geleitsbrief für einen Abgeſandten des Ordens. Ungeachtet des gerechten Mißtrauens, das ein ſo unvorbereitetes Zuvorkommen von ſeiner Seite erwecken mußte, und das durch ſeine auſſerordentliche Kriegszurüſtungen zu Waſſer und zu Lande noch

verstärkt wurde, schikte doch der Großmeister, um wenigstens seine eigentliche Absicht auszukundschaften, eine Gesandtschaft nach Constantinopel. Mohammeds Eifer, sich dieser beschwerlichen Feinde auf einige Zeit zu entledigen, war aber so groß, daß sogleich ein Waffenstillstand auf zwei Jahre ohne alle Schwierigkeit geschlossen wurde. Rasender Zorn.

Die Ursache dieser plözlichen Veränderung des Türkischen Sultans und seiner gewaltigen Kriegsrüstungen, die ganz Asien und Europa in Erwartung und Furcht sezten, war die Eroberung von Trapezunt, der Hauptstadt eines kleinen Reiches, das Isaak Comnen, nach der Revolution zu Constantinopel unter Alexius Comnenus, am schwarzen Meere errichtet hatte. Selbst die ersten Günstlinge Mohammeds erfuhren aber das Ziel der mächtigen Zurüstungen, welche sie sahen, nicht früher, bis der Feldzug schon eröffnet war; und als einer derselben es wagte, ihn darüber zu fragen, gab der Sultan, mit drohender Mine, zur Antwort: „Wüßte ein einziges Haar in meinem Bart mein Geheimniß, ich würde es ausreissen und ins Feuer werfen."

Raimond Zacosta.

Dieser Plan ward eben so glücklich ausgeführet, als er geheimnißvoll war vorbereitet worden. Der Einfall geschah durch Penderacien, das ehmals Paphlagonien hieß, wo zuerst Sinope und Castamone, zwei der beträchtlichsten Städte dieser Provinz erobert wurden. Um sich gegen Persien sicher zu stellen, schloß Mohammed mit Usun-Cassan einen Frieden, und rückte darauf gerade vor Trapezunt, das nach einer Belagerung von dreißig Tagen durch Kapitulation an ihn übergieng.

Die Ruhe, welche der Orden während dieser Unternehmungen Mohammeds genoß, wendete der Großmeister dazu an, neue Sicherheitsanstalten zur Bedeckung der Stadt und des Hafens von Rhodus zu treffen, und ließ auf einigen Felsen, die weit im Meere lagen, eine neue Festung errichten, welche der Thurm des heiligen Nikolaus genannt wurde.

Aber diese Ruhe währte nicht lange. Selbst während noch der Waffenstillstand dauerte, wagten es Türkische Korsaren, die Ordensinseln schon wieder anzufallen. Die Klagen, welche der Großmeister dem Sultan darüber machen ließ, wur-

wurden nicht gehört; die Ritter gebrauchten also Repreſſalien, und überfielen nun auch die Türkiſche Küſten. Aufs äuſſerſte entrüſtet, daß die Ritter es wagten, ſich mit ihm auf gleichen Fuß ſtellen zu wollen, und bei dem bloßen Namen von Repreſſalien in Wuth geſezt, ſchwor Mohammed, ſie von der Inſel und aus ganz Aſien zu verjagen. Allein, gewohnt keinen Schritt zu thun, den er nicht gehörig vorbereitet hatte, beſchloß er auch jezt, zuvor Lesbos und einige andere Inſeln im Archipelagus einzunehmen, welche ihn bei der Eroberung von Rhodus hindern könnten. Raimond Zacoſta.

Dieſem Plan zufolge, erſchien alſo Mohammed vor Lesbos, und belagerte Mitilene, die Hauptſtadt dieſer Inſel. Er fand aber einen weit heftigern Widerſtand, als er erwartet hatte. Der Großmeiſter hatte dem Prinzen Gattiluſio, der damals in Lesbos regierte und ſein Bundsgenoſſe war, eine beträchtliche Anzahl von Rittern zu Hülfe geſchickt, welche die Stadt beſezt hielten, und ſie mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigten. Vergebens war alle die Anſtrengung, welche die Belagerer anwendeten,

Raimend Zacosta.

vergebens die Entſchloſſenheit, mit der ſie, durch den unerwarteten Widerſtand noch mehr erhizt, ſich bei ihren Angriffen mit Gewalt verdrangen; der Muth und die Erfahrenheit der Ritter vereitelte alle ihre Unternehmungen und Mohammed ſelbſt, durch ſeine Hize zu weit verleitet, kam in die gröſſeſte Gefahr. Was aber die Gewalt der Waffen nicht vermochte, das ward endlich durch Beſtechung erkauft. Lucio Gattiluſio, ein Bruderſohn des Fürſten von Lesbos, ließ ſich von dem Vezir durch das Verſprechen, daß Mohammed ihm die Oberherrſchaft über die Inſel überlaſſen wollte, verführen, den Türken das Thor zu öffnen, das ihm zur Vertheidigung anvertraut war. Die Ritter von der überlegenen Anzahl überwältigt, zogen einen ehrenvollen Tod der Gefangenſchaft vor. Ein Theil der Chriſtlichen Kaper, welche die Stadt hatten vertheidigen helfen, wählten ein gleiches Schickſal; die andern aber ergaben ſich, auf das Verſprechen, daß man ſie am Leben laſſen wolle, zu Gefangnen. Während dieſer allgemeinen Beſtürzung in der Stadt, lief der Verräther auf das Schloß, und brachte mit verſtelltem Schrecken dem Prinzen die trauri-

ge

ge Nachricht, mit dem Zuſaz, daß ſie nur durch eine ſchleunige Kapitulation gerettet werden könnten. Geängſtiget durch die nahe Gefahr, und ohne Mißtrauen gegen den Treuloſen, übertrug ihm der Prinz dies Geſchäfte, und ſo kam durch die ſchändliche Verrätherei dieſes Menſchen die ganze Inſel in Mohammeds Hände. — Ihm folgte aber der Lohn ſeiner Untreue auf dem Fuße nach. Der Prinz von Lesbos ward, unter dem vorgeblichen Verſprechen, ihm eine andere Provinz in Griechenland anzuweiſen, nach Conſtantinopel gebracht. Der Verräther Lucio, deſſen ſchändliche Treuloſigkeit ihm unbekannt geblieben war, begleitete ihn. Allein anſtatt der gehofften Königreiche fanden beide nur die Wahl zwiſchen Tod oder Abſchwörung ihrer Religion. Beide wählten das letztere; aber ſie entgiengen dadurch ihrem Schickſal nicht. Mohammed pflegte den gefangnen Chriſten, deren Untergang er beſchloſſen hatte, dieſe Alternative nur in der Hoffnung vorzulegen, daß ſie eher ſterben als ihre Religion verleugnen würden. Da ihm hier dieſe Liſt nicht gelungen war, ſo nahm er von einem gleichgültigen Spaziergang, den die beiden Gattilusio

Raimond Zeccata.

gemacht

Raimond Zacoſta.

gemacht hatten, den Vorwand, ſie zu beſchuldigen, daß ſie ohne ſeine Erlaubniß ſich aus ſeinem Reiche zu entfernen geſucht hätten, und ließ ihnen die Köpfe abſchlagen. Eben ſo wenig hielt er das Verſprechen, das ſein Vezier den Chriſtlichen Kapern gethan hatte. Um Schrecken und Furcht vor ſich her zu verbreiten, ließ er ſie zerreiſſen, und ihre Glieder den Hunden vorwerfen.

Solche Greuelſzenen waren gleichſam die Vorboten von den Schickſalen, welche Rhodus bedrohten, wenn die Waffen dieſes grauſamen Eroberers bis dahin zu dringen vermögten. Dieſe blutigen Schauſpiele erweckten deshalb, um ſo mehr den Eifer des Großmeiſters, ſich gegen einen ſolchen Feind zu verwahren. In dieſer Abſicht ließ er jetzt einen allgemeinen Aufruf an den ganzen Orden ergehen, und ſchickte an alle Einwohner des Ordens beſondre Befehle, ſich zu einem Generalkapitel in Rhodus einzufinden, und zugleich die rükſtändigen Jahrgelder und Reſponſionen mitzubringen. Allein, anſtatt einer Aufforderung, die ſo gerecht und unter gegenwärtigen Umſtänden zur Erhaltung des Ordens

ſo

ſo nothwendig war, zu gehorchen, beklagten ſich vielmehr mehrere Kommandöre ganz laut, daß der Großmeiſter aus grundloſer und übertriebner Furcht ſie immer zu langen koſtſpieligen Reiſen nöthige und ihnen unermeßliche Taxen auflege, und brachten es endlich, von einigen Höfen unterſtüzt, bei dem Pabſt Paul II dahin, daß das nach Rhodus zuſammenberufne Generalkapitel zu Rom gehalten werden mußte, und mithin der Großmeiſter, der Gefahr unerachtet in welche Rhodus durch ſeine Abweſenheit in einem ſo bedenklichen Zeitpunkt geſezt wurde, genöthiget ward, ſelbſt nach Rom zu kommen. Seine Rechtfertigung vor dem Generalkapitel beſchämte ſeine Ankläger aufs äuſſerſte, und hatte den heilſamen Erfolg, daß ſogleich die ſtrengſten Maßregeln gegen die Ungehorſamen getroffen wurden. Der Tod überraſchte den würdigen Greis mitten in dieſem Triumph ſeiner Unſchuld. Er ſtarb noch während der Verſammlung des Generalkapitels, welches ſogleich zu einer neuen Wahl ſchritt, und den Prior von Rom, Johann Baptiſt des Urſins zu ſeinem Nachfolger ernannte.

Raimond Zaloſia.

Joh. Baptiſt des Urſins. 1462

Der

Joh. Baptiſt des Urſins.

Der neue Großmeiſter begab ſich nun eilends nach Rhodus. Die tapferſten und erfahrenſten Ritter aus allen Landsmannſchaften folgten ihm, auf ſeine beſondere Aufforderung. Peter von Aubuſſon, einer der vortreflichſten Offiziere des Ordens, der vorzüglich in der Befeſtigungskunſt ſehr erfahren war, befand ſich unter dieſer Anzahl. Der Großmeiſter machte ihn zum Oberaufſeher über alle Feſtungswerke von Rhodus und ließ auf ſeinen Rath und unter ſeiner Aufſicht die Gräben um die Stadt erweitern, und an der Seeſeite eine Mauer aufführen, die hundert Klafter in der Länge, und ſechs in der Höhe, hielt.

Alle dieſe Sicherheitsanſtalten würden gleichwol Rhodus vor dem lange gedrohten Anfall der Türken nicht geſchüzt haben. Mohammed war entſchloſſen, den nächſten Feldzug mit der Belagerung von Rhodus zu eröffnen. Allein die Peſt, welche zu Conſtantinopel einriß, hielt ihn zurück, und er mußte ſich begnügen, die Ordensinſeln bloß durch einen Streifzug zu beunruhigen. Er ſchikte eine Flotte von dreißig Galeeren ab, die in wiederholten Landungen die Küſten verheeren und die Einwohner gefangen wegführen ſollten.

Allein

Allein die Wachsamkeit der Ritter vereitelte diesen Anschlag. Man befahl den Einwohnern sich in die festen Plätze zurück zu ziehen, und ihre Heerden eben daselbst in Sicherheit zu bringen. Die Ritter theilten sich in verschiedene Truppen, liessen die Türken ruhig landen, überfielen sie aber plötzlich, und zwangen den kleinen Ueberrest, der ihrem Schwert oder ihren Fesseln entgieng, sich schleunigst wieder einzuschiffen. Joh. Baptist des Ursins.

Nicht lange, so hörte man schon wieder von neuen mächtigen Zurüstungen, welche Mohammed zu Wasser und zu Lande machte, und auf einmal erschien er mit einer Flotte von dreihundert Seegeln und einer Armee von sechsundzwanzigtausend Mann vor Negrepont, einer Insel, die den Venezianern gehörte und welche Mohammed vor seinem Angriff auf Rhodus in seine Gewalt bekommen wollte, um den Rittern auch von dieser Seite alle Hülfe abzuschneiden. Der Großmeister schikte den Venezianern Galeeren und Truppen zu Hülfe, welche die Insel mit Einsicht und Entschlossenheit vertheidigten. Allein durch die Verrätherei eines Einwohners, der den Türken eine vernachläßigte Stelle anzeigte, und 1470.

durch

Joh. Baptiſt des Urſins.

durch die Furchtſamkeit des Venezianiſchen Admirals, der eine entſcheidende Schlacht, welche die Belagerten noch zur Zeit der ſchon gegenwärtigen Gefahr hätte retten können, nicht wagte, fiel die Hauptſtadt ſammt der ganzen Inſel in Mohammeds Hände, und die fürchterlichſten Mordſzenen begleiteten auch hier die Spuren des wortbrüchigen und blutgierigen Eroberers.

Die Venezianer durch den Verluſt von Negrepont empfindlich gekränkt, errichteten mit den Königen von Arragonien und Neapel, mit dem Pabſt Paul II, mit den Johannitern und mit der Republik Florenz eine Allianz wider Mohammed, und ſchikten, um ihm einen noch furchtbarern Feind zu erwecken, einen Abgeſandten nach Perſien, Uſun-Caſſan in ihren Bund zu ziehen. Der Perſiſche Monarch, auf ſeinen mächtigen Nebenbuhler längſt eiferſüchtig, war ſehr geneigt dieſen Antrag anzunehmen, und beorderte ſogleich eine Geſandtſchaft an den Großmeiſter und an die Republik Venedig, theils um zu erfahren, welche Unterſtüzung er von ſeinen Alliirten erwarten könnte, theils um von ihnen Feuergewehre, die bei ſeiner Armee noch nicht eingeführt waren,

ren, und geſchikte Kanoniere zu erhalten. Mohammed hatte kaum von dieſer Gesandtſchaft und dem Zweck derſelben etwas gehört, als er ebenfalls einen Abgeordneten an den König von Perſien ſchikte, ihn von dieſem Bunde abwendig zu machen. Uſun-Caſſan blieb aber ſtandhaft bei ſeinem Vorſaz. Entrüſtet über dieſe Verachtung ſeines Antrages, kündigte alſo Mohammed ihm ſogleich den Krieg an, und gieng an der Spize einer Armee von hundert und zwanzig tauſend Mann auf die Perſiſchen Staaten ſelbſt los, entſchloſſen ſich von dieſem Gegner auf immer zu befreien. Joh. Baptiſt des Ulysses.

Dieſer Krieg zwiſchen zwei ſo mächtigen Fürſten, der nichts geringeres als die Oberherrſchaft über Aſien galt, dauerte mehrere Jahre, und gab dem Orden aufs neue Friſt gegen den von Mohammed gedrohten Angriff. Inzwiſchen war die Türkiſche Macht groß genug, um deſſen unerachtet die verbündeten Chriſtlichen Mächte wirkſam zu erhalten. Die Ritter vorzüglich waren beſtändig auf ihrer Hut; die alten Feſtungswerke wurden mit neuen vermehrt; es wurden drei neue Thürme erbaut, und überall die ſchärfſte Aufſicht gehalten. Auch für die innere Ordnung,

Joh. Baptiſt des Urſins.

für die Erhaltung der Diſziplin, welche immer eine Hauptſtüze des Ordens war, wurden auf einem Generalkapitel, das der Großmeiſter in dieſer Zwiſchenzeit zu Rhodus zuſammenberief, die erforderlichen Maßregeln getroffen.

1476, 8 Jun.

Unter ſolchen Anſtalten für die Sicherheit des Ordens ſtarb des Urſins, und an ſeine Stelle

Peter v. Aubuſſon.

trat jezt Peter von Aubüſſon, er, den die Wünſche aller, ſchon vor der Wahl, zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, deſſen Leitung ſchon unter dem vorigen Großmeiſter die wichtigſten Angelegenheiten des Ordens überlaſſen waren, der durch ſo viele Beweiſe ſeiner Einſichten, ſeines Muthes und ſeines reinen patriotiſchen Eifers ſich das Vertrauen aller erworben hatte.

Noch dauerte im Anfang ſeiner Regierung die äuſſere Ruhe des Ordens. Seine erſte Sorge war alſo, alle Mittel, welche in ſeiner Gewalt ſtunden, zur Erhaltung dieſer Ruhe anzuwenden. Um Rhodus von allen Seiten gegen die Anfälle der Seeräuber zu ſchüzen, ließ er den Hafen mit einer groſſen Kette verſchlieſſen, und ringsumher in verſchiednen Weiten neue Türme und Feſtungen errichten. Die übrigen Ordensinſeln wur-

den

den mit ſtärkern Beſatzungen verſehen, und bei dem Schloß Sankt Peter, nach einem von ihm ſelbſt entworfenen Plan, ein neuer Zufluchtsort für die Fahrzeuge der Rhodiſer angelegt. Aufmerkſam auf alles, was die Sicherheit des Ordens betraf, hatte er überall Kundſchafter ausgeſtellt, um ſogleich von allem benachrichtiget zu werden, was für den Orden Folgen haben konnte. Gleich einſichtsvoll in Staatsgeſchäften, als erfahren in Kriegsanſtalten, wußte er mit der feinſten Klugheit, ohne der Ehre des Ordens etwas zu vergeben, eine Forderung der Venezianer abzuweiſen, welche die Auslieferung eines Cypriers, den ſie eines in Cypern erregten Aufruhrs beſchuldigten, mit beleidigendem Troz verlangten. Eben ſo großmüthig gegen jeden ſeiner Unterthanen geſinnt, als für das allgemeine Wohl raſtlos thätig, erkaufte er von dem Gouverneur von Lycien die Befreiung eines gefangnen Ritter, durch ein ſehr beträchtliches Löſegeld aus ſeiner eignen Kaſſe. Alle dieſe Tugenden und Vorzüge, durch welche d'Aubuſſon als Menſch und als Regent gleich ehrwürdig war, verbunden mit allen Tugenden des wahren

Peter v. Aubuſſon.

Peter v. Aubuſſon.

Helden, durch welche er in der Folge eben ſo groß im Kriege, als durch jene bewundernswürdig im Frieden erſchien, machten ihn zum Schutzengel des Ordens. Einen ſolchen Mann an der Spize, trozten die Ritter allen Gefahren; ſein Beiſpiel gab ihnen Muth; unter ſeiner Anführung glaubten ſie ſich ſtark genug, allen Anfällen, welche ihnen drohten, die Spize zu bieten.

Allmählich nahte ſich indeß wieder das Ungewitter, das Rhodus ſchon ſo lange von Conſtantinopel her bedroht hatte. Uſuff-Caſſan, des langen Kriegens müde, hatte ſich endlich zurückgezogen, und hielt ſich nur noch im Vertheidigungsſtande. Die Venezianer, dem Bunde wider Mohammed untreu, hatten heimlich auf einen Separatfrieden mit der Pforte angetragen; und die übrigen Chriſtlichen Mächte, unter ſich ſelbſt in Kriege verwickelt, lieſſen nicht viel Unterſtüzung hoffen. Nichts ſtand alſo Mohammeds Abſichten wider Rhodus weiter im Wege, und es ließ ſich erwarten, daß er einen ſo günſtigen Zeitpunkt, zu Ausführung eines Plans der ſchon ſo lange das Ziel ſeines anhaltenden Strebens war, nicht ungenüzt werde aus den

Hän-

Händen laſſen. D'Aubüſſon traf deßwegen alle Anſtalten, welche eine nahe Belagerung fordert, füllte die Magazine mit Mund- und Kriegsvorrath, und ließ ſchleunigſt einen Aufruf an alle Ritter ergehen, ſich zu einem Generalkapitel nach Rhodus zu begeben, und zur Vertheidigung dieſer Inſel herbei zu eilen. Peter v. Aubuſſon.

Inzwiſchen fand Mohammed für rathſam, ſein Vorhaben noch einmal aufzuſchieben. Er fürchtete, der allgemeine Aufruf, den der Großmeiſter durch ganz Europa hatte ergehen laſſen, möchte aufs neue eine Allianz Chriſtlicher Mächte wider ihn waffnen. Um alſo dieſen Eifer, der vielleicht durch d'Aubüſſon könnte erweckt worden ſein, erſt wieder erkalten zu laſſen, ſchikte er eine Geſandtſchaft mit Friedensvorſchlägen nach Rhodus, um durch dieſen Schein ſeiner friedfertigen Geſinnungen die Chriſtlichen Mächte zu hintergehen, und, indem er ihre Beſorgniß einſchläferte, den Rittern ihre Hülfe zu entziehen. Unterrichtet von dieſem Anſchlag, kehrte der Großmeiſter ſeine eigene Liſt gegen ihn. Ein plözlicher Ueberfall der Türken hätte für die Ritter ſehr verderblich werden können, da von ihren

Peter v. Audusson.

Europäiſchen Brüdern, die ihnen zu Hülfe eilten, nur wenige angekommen waren. Um alſo bis zur Ankunft dieſer Hülfstruppen Zeit zu gewinnen, bezeugte der Großmeiſter eine lebhafte Freude über den ihm gemachten Friedensantrag, und ſchien blos zu bedauern, daß ſeine Abhängigkeit vom Papſt und von denjenigen Europäiſchen Fürſten, in deren Ländern die Güter des Ordens vertheilt waren, ihn nöthige, zu einem ſolchen Schritt erſt die Einwilligung dieſer einzuholen, und dadurch eine Angelegenheit zu verzögern, deren Beendigung einer ſeiner erſten Wünſche ſei. „Er wolle aber, ſezte er hinzu, durch eigne Abgeſandte an die Höfe dieſe Einwilligung zu beſchleunigen ſuchen, und hoffe, ſeinen ſehnlichſten Wunſch nach einem dauerhaften Frieden mit der Pforte in einer Zeit von drei Monaten erfüllt zu ſehn; er wünſche alſo nichts weiter, als daß für dieſe Zwiſchenzeit ein Waffenſtillſtand unter ihnen geſchloſſen würde, um nicht durch neue Angriffe die gegenſeitige Erbitterung zu erneuern, und dadurch den Frieden zu erſchweren.“ Dieſe Liſt gelang. Die beiden Prinzen, denen Mohammed das Geſchäft dieſer Unterhandlung aufgetra-

getragen hatte, glaubten die Beendigung dieser Angelegenheit seinen Absichten gemäß, und schlossen mit dem Großmeister einen Waffenstillstand auf drei Monate. Durch diesen Vertrag gewannen also die Ritter Zeit, aus den entferntesten Gegenden herbei zu kommen, und in Sicherheit, sich ruhig nach Rhodus überzuschiffen.

Peter v. Aubusson.

Während dieser Zeit erschien zu Rhodus auch ein Abgesandter aus Egypten. In der Furcht, daß Mohammed die Ritter überwältigen und Rhodus erobern möchte, hielt der Sultan es für rathsamer, unter diesen zwei Nachbarn den schwächern zu wählen, und ließ deshalb dem Großmeister eine Erneuerung ihrer letzten Friedensverträge anbieten, um die Ritter in einem so kritischen Zeitpunkt von seiner Seite ganz sicher zu stellen. Die Freude des Großmeisters über diese Botschaft war um so größer, je einleuchtender es war, daß eignes Interesse den Sultan nöthigen werde, die Bedingungen zu halten. Er erneuerte also mit ihm den alten Friedensschluß unter sehr vortheilhaften Bedingungen; und fast zu gleicher Zeit schloß er mit dem

Peter v. Aubuſſon.

König von Tunis einen gleich vortheilhaften Vertrag.

Eine groſſe Anzahl von Rittern hatte ſich indeß aus allen Gegenden Europa's zu Rhodus verſammelt, und nun ward den 28 Oktober ein Generalkapitel gehalten, in welchem über die Maaßregeln zur Vertheidigung berathſchlagt, und d'Aubuſſon zum unumſchränkten Befehlshaber ernannt wurde. Mit dieſer ungewöhnlichen Macht ausgerüſtet, ernannte er vier der vornehmſten Ritter zu Generalkapitänen, unter deren Kommando er die vier Quartiere der Stadt vertheilte, und wählte den Ritter Rudolph von Wirtemberg, Groſsprior von Brandenburg, zum General der Kavallerie. In Gemeinſchaft mit dieſen Offizieren betrieb er die Vertheidigungsanſtalten mit dem gröſsten Eifer, ließ alle Gebäude niederreiſſen, welche den Belagerern zur Bedeckung dienen konnten, und alle Feldfrüchte umhauen, um den Feinden keinen Unterhalt übrig zu laſſen. Er beſuchte täglich mit ſeinen erwählten Adjutanten die Feſtungswerke, und berathſchlagte ſich mit ihnen über die Maßregeln, die auf dieſen oder jenen

Fall

Fall zu treffen wären. Nichts entgieng seiner Aufmerksamkeit, seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf die geringsten Einwohner. Dies Beispiel einer rastlosen Thätigkeit belebte alles mit gleichem Eifer; seine Unerschrockenheit gab jedem Muth; auch der Furchtsamste fand Herzhaftigkeit in dem Vertrauen auf einen solchen Anführer. Schwerlich ward je eine Vertheidigung besser vorbereitet, ein Feind unerschrockener erwartet.

Peter v. Aubusson.

Mohammed, des längeren Zögerns endlich müde, war inzwischen durch seinen Großvezier, Mirach Palälogus, in diesem Vorsaz noch mehr bestärkt worden. Dieser Palälogus, ein Griechischer Prinz, der nach der Eroberung von Constantinopel zur Mohammedanischen Religion übergetreten war und Mohammed so für sich eingenommen hatte, daß dieser ihn zulezt sogar zur Vezierswürde erhob, hatte drei berüchtigte Renegaten erkauft, welche Rhodus als Spionen durchsucht und Plane von den Festungswerken dieser Insel entworfen hatten. Durch die Mittheilung dieser Plane, mit deren Hülfe die Eroberung der

Peter v. Aubuſſon.

Inſel bereits geſichert ſchien, ward Mohammeds Ungeduld ſo geſpannt, daß Paläologus, ohne die Ankunft der großen Armee abzuwarten, ſich auf ſeinen Befehl ſogleich mit einigen Kompagnieen von Janitſcharen und Spahis einſchiffen mußte, um den Plaz ſelbſt zu unterſuchen. Noch im Dezember erſchien alſo der Großvezier mit ſeiner Flotte vor Rhodus, und verſuchte eine Landung. Allein die Truppen, welche er ans Land geſezt hatte, wurden von dem General der Kavallerie mit großem Verluſt zurückgetrieben, und er ſah alſo ſeine Abſicht vereitelt. Um inzwiſchen bis zur Ankunft der großen Flotte nicht müßig zu ſein, unternahm er eine zweite Landung auf der Inſel Thilo, beſchoß die Veſte, die dieſe Inſel vertheidigte, und wagte endlich durch die Breſchen, welche ſein Geſchüz gemacht hatte, einen Sturm. Er verlor aber eine große Anzahl ſeiner tapferſten Soldaten, und mußte die Belagerung aufheben. Er zog ſich alſo in den Hafen von Phisko in Lycien zurück, um dort den Frühling und die Ankunft der großen Flotte abzuwarten.

Endlich

Endlich brach der Sturm, welcher lange am fernen Horizont sich drohend erhoben hatte, auf einmal mit voller Gewalt über Rhodus aus. Hundert und sechszig große Schiffe, ungerechnet eine unzählige Menge kleinerer Fahrzeuge, bemannt mit einer furchtbaren Landarmee von hunderttausend Mann, erschienen unter der Anführung des Großvoeziers Paläologus auf der Höhe von Rhodus. Das Meer war mit Türkischen Schiffen bedeckt, die mit einem ununterbrochnen Feuer des groben Geschüzes das Aussezen ihrer Truppen zu decken suchten. Die Kanonen der Stadt antworteten mit gleicher Lebhaftigkeit, und die Ritter rückten mit dem Degen in der Hand sogar bis ins Wasser ihnen entgegen, um die Landung zu verhindern. Allein die überlegne Anzahl der Türken, welche die ganze Insel zu überschwemmen drohte, vereitelte alle ihre Anstrengung. Während ein Theil dieser unübersehbaren Haufen die ganze Macht der Ritter beschäftigte, faßte ein andrer an entferntern Plätzen festen Fuß, und ihnen folgten, des muthigsten Widerstandes unerachtet, bald so viele nach, daß die Ritter genöthigt waren, sich in

Peter v. Aubusson.

1480 d. 23 Mai.

ihre

Peter v. Aubuſſon.

ihre Feſtungswerke zurückzuziehen. Der Groß-vezier beſezte inzwiſchen den Stephansberg, und wartete nur das Ausſchiffen ſeines ſchweren Geſchüzes ab, um die förmliche Belagerung ſogleich zu eröffnen.

Der erſte Angriff geſchah auf den Thurm St Nikolaus, weil der Beſiz des Hafens, deſſen ganzer Eingang von da aus beſtrichen werden konnte, von der Eroberung dieſes Thurmes abhieng. Einer von den drei Spionen des Groß-veziers, von welchen wir oben geſprochen haben, ein Teutſcher Ingenieur, Namens Georg Frapant, gemeinhin Meiſter Georg genannt, ein ſehr geübter Artilleriſt, hatte dieſen Plan angegeben, zu deſſen Ausführung nun der Türkiſche Feldherr alle ſeine Macht aufbot. Während die Feſtigkeit einer mit Erde dicht verſchanzten Mauer, auf der Seite nach dem Meere zu, allen Angriffen unerſchüttert trozte, durchbrach die vereinte Gewalt einer ungeheuern Menge von Kanonen, auf der andern Seite, der Stadt gegenüber, die weniger ſtarke Mauer. Glücklicherweiſe aber wurden die Trümmer derſelben ſo in einander verſchüttet, daß ſie gleichſam eine neue Mauer bil-

bildeten. In dieſer Gefahr eines Plazes, deſſen Erhaltung eine der unentbehrlichſten Schuzwehre für die Stadt war, verdoppelte nun der Großmeiſter die Sorgfalt für die Rettung deſſelben. Auf ſeinen Befehl mußte ſogleich der Kommandör Caretto mit einer ausgewählten Anzahl von Rittern die Beſazung verſtärken; ein anderes Korps von Franzöſiſchen und Spaniſchen Rittern ward dahin beordert, um die Laufgräben zu bedecken, und im Fall der Noth der Beſazung ſogleich zu Hülfe eilen zu können. Er ließ Verſchanzungen aufwerfen, Batterieen zur Vertheidigung der Breſche errichten, und zugleich, am Fuße der Feſtung, Brander in Bereitſchaft ſezen, welche die Galeeren der Feinde in Brand ſtecken ſollten, wenn ſie ſich zu weit nähern würden. Nicht zufrieden aber, alle dieſe Vorſicht angewendet zu haben, warf er ſich ſelbſt, mit ſeinem Bruder dem Vicomte von Monteil, und einigen andern, welche dieſe Gefahr mit ihm theilen wollten, in die Feſtung. Am andern Morgen ließ der Großvezier wirklich das Zeichen zum Sturm geben. Zwei Stunden vor Tag rückten ſeine Galeeren und leichte Fahrzeuge, vom Win-

Peter v. Aubuſſon.

d. 9 Jun.

de

Peter v. Aubusson.

de begünstigt, bis an den Wall vor. Seine Soldaten, kühn dem Feuer trotzend das von allen Seiten sie bestürmte, sprangen unter gräßlichem Gebrüll ans Land, und versuchten den Schutt zu ersteigen, der die Bresche dekte. Durch keine der Schwierigkeiten aufgehalten, welche ihr Unternehmen unmöglich zu machen schienen, legten sie unerschrocken die Leitern an, und bestiegen die Mauer, den Säbel in der Hand, mit einer Entschlossenheit, welche den muthigsten Kämpfer hätte aus der Fassung bringen können. Allein die Ritter, durch das Beispiel ihres Großmeisters begeistert, der selbst überall an den gefährlichsten Orten gegenwärtig war und die Bresche mit seinem eignen Arm vertheidigen half, sezten sich ihnen mit gleicher Entschlossenheit entgegen. Sie schleuderten schwere Steinmassen auf die Stürmenden, stürzten sie von den Leitern, und gossen siedendes Oel auf sie herab. Allein, von keinem Widerstand erschüttert, drangen die Türken immer vorwärts; an die Stelle der Herabgestürzten oder Ermordeten traten sogleich andere, welche muthig einem gleichen Schikſal entgegen giengen. Andere, die nicht zum Erſteigen

steigen der Leitern kommen konnten, schossen von unten herauf mit Musketen und Pfeilen, oder warfen Klammern an Seilen nach den Rittern, um sie herunterzureissen. Mit einem Wort dieser Angriff, welcher von der einen Seite eben so hartnäckig unterhalten, als von der andern entschlossen erwiedert wurde, schien nur mit dem völligen Aufreiben der beiden Theile sich endigen zu wollen, als plözlich das Feuer entschied, was die Waffen nicht hatten entscheiden können. Mehrere von den Türkischen Galeeren wurden von dem Feuer ergriffen, das die Brander der Christen unter sie gebracht hatten; und da zu gleicher Zeit einige andre durch das Geschüz von der Stadt aus waren in Grund gebort worden, so sahen sich die Türken genöthigt, nach einem grossen Verlust ihrer tapfersten Soldaten und Offiziere, eilends die Flucht zu ergreifen.

Peter v. Aubusson.

Nach diesem mißlungenen Versuch fand der Türkische General nicht für rathsam, die Eroberung eines Plazes, den der Großmeister selbst mit seiner ganzen Macht vertheidigte, mit Gewalt durchzusezen. Er kehrte also seine Waffen gegen die Hauptfestung, und richtete gegen das von

Ju-

Peter v. Aubuſſon.

Juden bewohnte Quartier der Stadt, den Hauptangriff, während er zu gleicher Zeit auf einer andern Seite einen Scheinangriff machen ließ. Der gewaltſame Sturm ſeiner furchtbaren Artillerie drohte bald, die Mauer der Judenſtadt einzuſtürzen. Der Großmeiſter ließ alſo, um bei Zeiten dieſer Gefahr durch ein geſchicktes Hülfsmittel zuvorzukommen, die Häuſer hinter der Mauer niederreiſſen, und an ihre Stelle einen breiten und tiefen Graben machen, hinter welchem eine neue Mauer von Backſteinen errichtet und dicht mit Erde verſchanzt wurde. Die allgemeine Gefahr rief alle Einwohner herbei; Griechen und Lateiner, Juden und Chriſten, ohne Unterſchied des Geſchlechts oder des Standes, ſah man hier in gemeinſchaftlicher Arbeit; ſelbſt Nonnen verlieſſen ihr Kloſter, um hier für die Beſchüzung des Glaubens Handarbeit zu verrichten. Durch die vereinigte Hülfe aller Einwohner ward in einer unglaublich kurzen Zeit dieſe Arbeit zu Stande gebracht, welche ſonſt kaum in mehrern Monaten hätte vollendet werden können. Inzwiſchen rollte unaufhörlich der Donner der Türkiſchen Artillerie, und durch die unabläſſigen

Stürme

Stürme ihrer ſchweren Kanonen endlich die äuſ- Peter
ſere Mauer wirklich durchbrochen. Sobald dieſe v. Aubüſſon.
Oeffnung bemerkt wurde, wollte der Großvezier einen Sturm unternehmen. Allein er fand vor ſich einen tiefen Graben und eine neue Mauer hinter demſelben, und ſah zu ſeinem höchſten Verdruß auch dieſen Plan vereitelt.

Entrüſtet über den Großmeiſter, deſſen Wachſamkeit allein alle dieſe Hinderniſſe ihm in den Weg legte, beſchloß er, dieſes gefährlichen Feindes, es ſei um welchen Preis es wolle, ſich zu entledigen, und wählte dazu zwei von den Chriſtlichen Ueberläufern, welche, beſtochen durch die großen Verſprechungen die er ihnen machte, es übernahmen, den Großmeiſter zu ermorden. Unter dem Schein, als wären ſie den Türken entwiſcht, kehrten dieſe in die Stadt zurück, und wurden ohne Mißtrauen wieder aufgenommen. Dem einen dieſer Böſewichter war es bereits gelungen, einen von den Mundköchen d'Aubüſſons zu einer Vergiftung zu erkaufen, wozu nur noch eine ſchickliche Gelegenheit abgewartet wurde: als der andere einem Sekretär des Groß-

Peter v. Aubuſſon.

meiſters, der gegen ihn einige Unzufriedenheit über ſeinen Herrn geäuſſert hatte, zu vereilig ſein Geheimniß anvertraute, und dadurch ſich und ſeinem ſchändlichen Gefährten noch zu rechter Zeit den verdienten Lohn zuzog. — Gewohnt mit ſolchen Waffen zu fechten, hatte der Großvezier noch einen andern gefährlichen Spion mitten in der Stadt. Schon im Anfang der Belagerung hatte ſich Meiſter Georg, der Teutſche Ingenieur, in Verabredung mit ihm, als ein vorgeblicher Ueberläufer, nach Rhodus begeben. Seine Abſichten ſchienen redlich zu ſein. Die Fragen, welche ihm der Großmeiſter vorlegte, wußte er ſchlau genug zu beantworten, um keinen Verdacht zu begründen, und um im Gegentheil die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung, und zugleich ſeine Einſicht und ſeine Brauchbarkeit zu beweiſen, gab er einige Rathſchläge zur Vertheidigung, die von groſſer Wichtigkeit waren. Es zeigten ſich aber doch einige Verdachtsgründe gegen ihn, und beſonders erregten einige Billette, mit der Aufſchrift: Traut dem Meiſter Georg nicht!, welche mit Pfeilen in die Stadt geſchoſſen wurden, die Aufmerkſamkeit

des

des Großmeisters. Er übergab ihn also, um nichts zu wagen und doch im Nothfall vielleicht von den Einsichten dieses geschickten Offiziers Gebrauch machen zu können, vor der Hand nur der Aufsicht von sechs Soldaten, welche den Befehl hatten, ihn scharf zu bewachen, und niemals allein zu lassen. Es zeigte sich aber in der Folge, daß der Verräther demmerachtet Gelegenheit gefunden hatte, dem Großvezier durch verabredete Zeichen geheime Nachrichten zu geben. Peter v. Aubuſſon.

Inzwischen hatte dieser seinen Angriff zum zweitenmal auf den Nikolausthurm gerichtet. Ein ziemlich breiter Kanal trennte diesen Thurm von dem Türkischen Lager; hier mußte also zuerst den Truppen ein Uebergang gesichert werden. Drei seiner vornehmsten Offiziere, der General der Galeeren, der Kommandant der Natolischen Truppen und Merlabey, der Tochtermann von einem der Söhne Mohammeds, übernahmen die Ausführung dieses Angriffs. Um die Truppen überzusezen, liessen sie eine Brücke erbauen, die durch einen besondern Kunstgriff eines Türkischen Ingenieurs über den Kanal gezogen werden sollte. In der Dunkelheit der Nacht sezte dieser über

Peter v. Aubüſſon.

den Kanal, und befeſtigte an der Spize von dem Wall des Nikolausthurmes am Fuße eines mit Waſſer bedeckten Felſen einen Anker, durch deſſen Ring er ein großes Thau zog, mit welchem die Brücke vermittelſt der Schiffswinde hinübergezogen werden ſollte. Allein, ſobald er ſich entfernet hatte, kam ein Engländiſcher Matroſe herbei, zog den Anker aus, und löste ganz geſchickt das Seil ab. Mit Beſtürzung ſahen die Türkiſchen Generale, als die Brücke vorgerückt werden ſollte, ihren Kunſtgriff verrathen. Sie halfen ſich aber damit, daß ſie unter Begünſtigung der Nacht durch einige Boote dieſe ſchwimmende Brücke bis an den Wall fortrudern lieſſen. Hier ward ſie befeſtigt, und die Soldaten rückten auf derſelben in geſchloſſenen Reihen gegen den Wall an, während einige der tapferſten Kompanieen von einer andern Seite auf kleinen Fahrzeugen herbeigeführt wurden. Sie hofften die Chriſten unvermuthet zu überfallen. Allein d'Aubüſſon hatte dieſen zweiten Angriff vorausgeſehen, und deshalb alle Vorſichtsanſtalten getroffen. Von der Ankunft der Türken durch das Geräuſch, das ſie beim Beſteigen des Walls mach-

machten, benachrichtiget, empfiengen die Ritter sie mit einem heftigen Regen von Kugeln, die, der Finsterniß unerachtet welche die Stürmenden ihren Blicken verbarg, so glücklich trafen, daß eine große Anzahl von ihnen auf der Stelle blieb. Um seine Soldaten diesem Feuer nicht lange auszusezen, ließ sie der Vezier schnell bis an die Bresche vorrücken. Man wurde also bald handgemein, und ohne sich anders als beim Schein des Granaten- und Musketenfeuers zu sehen, begann ein mörderisches und hartnäckiges Gefecht. An die Stelle der erschlagenen Türken rükten immer neue über die Brücke und auf den Fahrzeugen heran; mit Hülfe ihrer Leitern erreichten viele den Eingang der Bresche, und kämpften bis auf ihren lezten Augenblick um den errungenen Vortheil. Merlanbey selbst hatte sich bis oben an die Bresche hinaufgedrängt, und vertheidigte seinen Plaz bis auf den lezten Hauch seines Lebens. Eben so mörderisch war das Gefecht auf dem Meer. Die Brander, welche der Großmeister hatte in Bereitschaft sezen lassen, steckten die Galeeren an. Fürchterlich war das Geschrei der Unglücklichen, die dem Feuer zu entfliehen

Peter v. Aubusson.

Peter v. Aubuſſon.

ſuchten, das Jammern der Verwundeten, der Donner der Kanonen, der Dampf, die Finſterniß der Nacht. Aber nichts ſchwächte den Muth der Kämpfenden. Entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben, fochten beide Theile mit gleicher Hartnäckigkeit, bis die Stralen des angehenden Morgens den ſchrecklichen Kampfplaz beleuchteten. Es war ein ſchauervolles Schauſpiel, die ſchwimmenden Leichen, die Bogen, die Turbane, die Trümmern der verbrannten Galeeren im blutigen Gemiſch untereinander zu ſehen. Die Brück ward endlich zertrümmert, und dadurch den zu Hülfe eilenden Türken der Zugang abgeſchnitten. Dies entſchied plözlich. Die Stürmenden wurden dadurch in Schrecken geſezt und verlieſſen, weder der Drohungen noch der Bitten ihrer Offiziere achtend, ihre Poſten, um ſich auf die Fahrzeuge zu flüchten, mit welchen ſie übergeſezt worden waren. Der ganze Auftritt endigte ſich nun mit einer allgemeinen Flucht, auf welcher noch eine Menge der Flüchtenden in einem Ausfall, den die Ritter an der Spize der Beſazung wagten, ums Leben kamen. So mußte der Türkiſche General, nach einem Verluſt von

mehr

mehr als dritthalbtauſend Mann, ſeinen Plan auf dieſen Thurm zum zweitenmal vereitelt ſehen. Peter v. Aubuſſon

Dieſer unglükliche Erfolg machte die Türken ſo beſtürzt, daß ſie wirklich einige Tage lang in einer Todtenſtille unthätig lagen. Der Großvezier ſelbſt gerieth dadurch in eine Art von Hoffnungsloſigkeit, die ihn beinah dahin gebracht hätte, die ganze Belagerung aufzuheben. Allein die Vorſtellung von Mohammeds Grimm, welche ihn einen gewiſſen Tod vorausſehen ließ, wenn dieſes Unternehmen durch ſein Verſchulden mißlänge, wekte ihn bald wieder zu neuen Angriffen, die er nun mit deſto größerer Hize betrieb. Er gab ſeinen Plan auf den Nikolausthurm zum zweitenmal auf, und richtete ſeine ganze Macht wieder auf ſeinen vorigen Poſten. Zugleich ließ er, um nicht zu verrathen, an welcher Stelle er den Sturm wagen würde, an verſchiedenen andern Stellen Batterieen errichten, und, während ſeine Kanonen von allen Seiten die Stadt beſtürmten, war alles von auſſen in Bewegung, die Gräben auszufüllen, Minen und Gänge zu graben, und Pulverkam-

Peter v. Aubuſſon.

mern unter der Erde anzulegen, um in die Luft zu ſprengen, was die Kanonen übrig gelaſſen hatten. Dieſe vereinigten Bemühungen eröffneten bald Zugänge von allen Seiten. Am meiſten war aber das Quartier der Juden beſchädigt.

In dieſer äuſſerſten Gefahr riefen die Ritter den Meiſter Georg zu Rathe. Mit dem Schein der innigſten Wehmuth beklagte der Verräther das unglückliche Schickſal der Stadt, für welche bereits keine Rettung mehr zu hoffen wäre. Inzwiſchen gab er doch den Anſchlag, die Batterieen an andern Stellen zu errichten. Allein, ſeinem Plan getreu, ließ er ſie gerade an die ſchwächſten Pläze bringen, um dem Großvezier, einer wahrſcheinlichen Verabredung gemäß, einen Wink zu geben, wohin er ſeinen Angriff richten ſolle; und um ſeine Verrätherei ganz zu vollenden, übernahm er es, die Kanonen ſelbſt zu richten. Hier fand er aber den verdienten Lohn ſeines ſchändlichen Berufes. Man ſah bald, daß er nicht nur die Kanonen ganz aufs ungewiſſe richte, ſondern daß gerade dieſes Schieſſen die feindlichen Batterieen herbeilokte.

Es

Es entſtand alſo Verdacht wider den Verrä- Peter v. Aubuſſen.
ther. Man führte ihn vor den Kriegsrath, er widerſprach ſich im Verhör. Auf der Folter bekannte er: Daß er in einer verrätheriſchen Abſicht in die Stadt gekommen ſei, und dieſem Plane gemäß, ſeiner ſtrengen Bewachung unerachtet, Gelegenheit gefunden habe, dem Großvezier mehrere ſehr wichtige Winke zu geben. Er ward alſo ſogleich zum Richtplaz abgeführt.

Inzwiſchen drohte der Stadt eine neue Gefahr. Einige Italieniſche und Spaniſche Ritter, welche Rhodus in dieſem Zuſtande bereits für verloren hielten, waren unzufrieden über die Hartnäckigkeit einer, wie ſie meinten, augenſcheinlich fruchtloſen Vertheidigung, und fanden bald andre Mißvergnügte, welche mit ihnen darüber einig waren: daß es beſſer wäre, durch eine ehrenvolle Kapitulation, die Ritter und die Einwohner zu retten, als ſie der Verzweiflung des Großmeiſters, der den Verluſt ſeiner Würde nicht überleben wolle, ungerechter Weiſe aufzuopfern. Sobald aber d'Aubüſſon von dieſer Neuerei benachrichtiget wurde, ließ er dieſe Ritter vor ſich kommen, und — als ſähe er ſie

Peter v. Aubuſſon.

ſchon nicht mehr als Mitglieder ſeines Ordens an — ſagte er zu ihnen: „Meine Herren, wenn ſich „einer von Ihnen in der Stadt nicht ſicher glaubt, „der Hafen iſt nicht zu eng blokirt, daß ich „nicht Mittel finden könnte, ihn hinaus zu ſchaf„fen. Aber — ſezte er, mit der ganzen Majeſtät, welche ſein Amt und ſeine Verdienſte ihm gaben, und mit dem vollen Unwillen, welchen ein ſo unwürdiges Betragen verdiente, hinzu: „— wenn Sie bei uns bleiben wollen, ſo ſpre„che keiner mehr von Kapitulation, oder ich „laſſe alle auf der Stelle umbringen.“ Durch dieſe ernſthafte Anrede mit Beſchämung und Reue erfüllt, gelobten die Ritter Gehorſam, und verſprachen ihren Fehler mit dem Blut ihrer Feinde oder mit ihrem eignen auszuſöhnen.

Von dieſem innern Feinde gerettet, ſahen die Ritter die Gefahr von auſſen mit jedem Tage zunehmen. Der Großvezier verfolgte ſeinen Zweck mit der äuſſerſten Anſtrengung: Tag und Nacht dauerte der Donner ſeiner Kanonen und das Arbeiten ſeiner Soldaten fort. Den Plan zum Hauptſturm hatte er auf die Judenſtadt gemacht; hieher vereinigte er alſo ſeine gröſte Macht.

Durch

Durch den ununterbrochnen Eifer ſeiner Soldaten ward endlich der Graben ausgefüllt; und nun hinderte nichts mehr das Eindringen der Türken in die Stadt. Alles war alſo zum Sturme bereit; und Rhodus ſchien ohne Rettung verloren. Peter v. Aubuſſon.

Noch wollte aber der Groſsvezier einen Verſuch machen, durch einen friedlichen Vergleich ohne Aufopferung zu erhalten, was er, bei einer gewaltſamen Wegnahme, von der Tapferkeit der Ritter ſehr theuer erkaufen zu müſſen fürchtete. Er ſchickte alſo einen Abgeſandten an den Groſsmeiſter, um ihn zu einer Unterhandlung einzuladen. In der Hoffnung, dadurch Zeit zu neuen Verſchanzungen zu gewinnen, nahm d'Aubuſſon ſeine Aufforderung an. Am folgenden Tage wurde alſo vor dem Graben der Feſtung eine Zuſammenkunft gehalten, wobei von beiden Seiten einer der vornehmſten Offiziere erſchien. Der Türkiſche Abgeordnete forderte die Ritter in einem ſehr gemäſsigten Tone auf, ſich zu ergeben, um nicht die Einwohner der Stadt, welche zu retten bereits unmöglich ſei, durch eine fruchtloſe Gegenwehr

Peter v. Aubuſſon.

wehr in unabſehbares Unglück zu ſtürzen. Allein der Abgeſandte des Großmeiſters antwortete ihm mit der Verſicherung: daß die Stadt noch lange nicht ſo hülflos ſei; daß die Türken anſtatt der Mauern Gräben und Verſchanzungen finden werden, welche ſie mit Strömen von Blut würden erkaufen müſſen; und daß Rhodus, auch ohne alle dieſe Hülfsmittel, in dem Muthe ſeiner Vertheidiger eine Schutzwehr habe, welche unüberwindlicher ſei als alle Mauern. So ſchloß ſich dieſe Unterhandlung ohne allen weitern Erfolg.

Voll Verdruß dieſen vergeblichen Verſuch gemacht zu haben, rüſtete ſich nun Paläologus ſogleich, mit Gewalt zu nehmen, was er durch friedliche Verhandlung nicht hatte erlangen können. Um die Macht der Ritter zu theilen: ließ er an verſchiedenen Orten der Stadt Leitern und Maſchinen zum Sturm anlegen, und auf ſeinen Befehl wurde die Breſche an der Mauer der Judenſtadt, auf welche er den Hauptangriff beſchloſſen hatte, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht ohne Aufhören beſchoſ-

ſchloſſen, um die Ritter zu hindern, daß ſie ſich hier nicht aufs neue verſchanzen könnten. Peter v. Aubuſſon.

Des andern Morgens, mit den erſten Stralen der aufgehenden Sonne, brach er auf und rükte in der größten Stille an den Wall vor. Die Chriſten, welche hier Wache hielten, hatten ſich hinter dem Schutt der Mauer verbergen, um vor dem Kanonen-Feuer der Feinde gedeckt zu ſein. Zum Unglück waren ſie größtentheils eingeſchlafen, und bemerkten die Annäherung der Türken nicht eher, bis dieſe bereits von dem Wall Meiſter waren. Ohne die ſchleunigſte Hülfe war Rhodus verloren; drittehalb tauſend Türken hatten ſchon die Breſche, den Wall und den Wallgang in ihrer Gewalt. Allein auf die erſte Nachricht von dieſer Gefahr eilte d' Aubuſſon ſogleich ſelbſt an der Spitze ſeiner Ritter herbei, und war der erſte, der an dem Schutt der Breſche, welche die Türken eben beſezt hatten, eine Leiter anlegte, um die Stürmenden hier ſelbſt zu beſtürmen. Da die Straſſen der Stadt viel tiefer waren als der Wall und die zertrümmerte Mauer, und die Treppen, auf welchen man ſonſt die Mauer d. 27 Jul.

er-

Peter v. Aubuſſon.

erſteigen konnte, mit verſchüttet worden waren, ſo befanden ſich wirklich die Belagerten hier ſelbſt im Fall, Sturm laufen zu müſſen. Durch das Beiſpiel des Großmeiſters aufgemuntert, folgten ihm auch die andern Ritter, einige auf Leitern, andre auf den Trümmern der verſchütteten Mauer ſelbſt heranklettternd. Alle Anſtrengung der tapfern Ritter war aber nicht im Stande der heftigen Gegenwehr der Türken zu widerſtehen. Ganze Wolken von Kugeln und Pfeilen fielen auf ſie hernieder, und groſſe Felſenſtücken wurden über ſie hergewälzt. Viele der tapferſten erlagen dieſem wüthenden Widerſtand; der Großmeiſter ſelbſt ward zweimal zurükgeworfen. Allein unerachtet er zugleich doppelt verwundet war, unerachtet ihn der Tod von allen Seiten umgab, raffte er ſich noch einmal auf, und arbeitete ſich, unterſtüzt von ſeinen muthigſten Rittern, mitten durch Kugeln Pfeile und Steine, bis auf den Wallgang glücklich empor. Jezt war der Vortheil unter den Fechtenden wieder gleich, und nun begann der Kampf mit der äuſſerſten Hize. Mit gleicher Wuth ſtürmten nun beide Parteien wider

ein-

einander, die eine um den errungnen Posten sich nicht entreissen zu lassen, die andre um einen Platz wieder zu gewinnen, von dessen Erhaltung die Rettung der Stadt abhieng. Der Großmeister, stets an der Spitze seiner tapfern Ritter kämpfend, erstach selbst einige Türkische Offiziere, und stürzte andre von der Mauer, während seine Ritter, durch ein so glänzendes Beispiel angefeuert, von allen Seiten mit vereinigter Kraft auf die Feinde eindrangen. Schon fiengen die Türken an zu wanken, und der Sieg sich für die Ritter zu erklären. Der Großvezier ließ aber, um sich noch zu halten, ein Korps Janitscharen vorrücken, und versprach demjenigen, welcher den Tod ihrer Brüder durch den Tod des Großmeisters rächen würde, große Belohnungen. Plözlich stürzten sich zwölf von ihnen mitten durch das Gewühl der Schlacht, warfen alles vor sich her zu Boden, und drangen bis zu d' Aubüsson durch. Unerachtet der muthigen Gegenwehr seiner treuen Ritter, welche ihn umgaben, wurde er doch fünfmal verwundet. Allein die Hize, mit welcher er den sich nahenden Sieg verfolgte, ließ ihn weder den

Peter v. Aubusson.

Schmerz

Peter v. Aubusson.

Schmerz noch die Gefahr dieser Wunden gewahr werden, sondern er sezte mit gleicher Entschlossenheit das Gefecht fort; und als seine Ritter, für sein Leben besorgt, ihn beschworen, sich zurükzuziehen, gab er ihnen zur Antwort: „Hier, meine Brüder, müssen wir lieber sterben als zurückweichen; welchen ruhmwürdigeren Tod könnten wir erringen, als den Tod für Glauben und Religion?" Begeistert von dem Beispiel einer so großen Denkungsart, für das Leben eines so großmüthigen Anführers besorgt, und in Wuth gesezt durch den Anblick seiner blutenden Wunden, verdoppelten jezt die Christen ihre Schläge. Mit einer wüthenden Hitze drangen sie in die dichten Horden der Türken ein, und richteten eine fürchterliche Niederlage an. Durch die Gewalt dieses Angriffs, der alle menschliche Kräfte zu übersteigen schien, in Erstaunen gesezt, verloren die Türken den Muth, und ergriffen in der größten Unordnung die Flucht. Die Ritter benuzten diese Verwirrung, und wagten sogleich einen Ausfall, wobei sie noch viele ums Leben brachten. Vergebens suchte der Großvezier seine Truppen noch einmal zum

Sto-

Stehen zu bringen; weder seine Versprechungen noch seine Drohungen wurden gehört, und er sah sich endlich durch den Strom der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, noch glücklich genug, in seinem Lager einen sichern Zufluchtsort zu finden. Es währte nicht lange, so schiffte er sich wieder ein, und verließ die Insel, in Verzweiflung und mit Schande bedeckt.

Peter v. Aubüssen.

d. 12 Aug.

Der Großmeister ward von seinen Wunden bald wieder hergestellt, und feierte nun ein großes Dankfest für diese glückliche Rettung der Insel. Seine tapfern Ritter belohnte er, und entschädigte die Landleute, deren Güter durch die Feinde verwüstet waren.

Während aber dieser edle Held mit seinen Untergebenen sich des glänzenden Sieges freute, war Mohammed in der äußersten Wuth, dieses Unternehmen vereitelt zu sehen. Er wollte den General mit allen vornehmen Offizieren umbringen lassen; keiner durfte es wagen vor ihm zu erscheinen. Paläologus war noch glücklich genug, seiner Würde beraubt, nach Gallipoli, verbannt zu werden. — Nachdem endlich die erste Hitze sich gelegt hatte, be-

Peter v. Aubuſſon.

ſchloß Mohammed, den nächſten Feldzug an der Spitze ſeiner Armee ſelbſt zu machen: weil ſeine Waffen, ſagte er, doch nur in ſeinen eignen Händen glücklich wären.

Dieſem Entſchluß zufolge wurden alſo außerordentliche Zurüſtungen gemacht. Er ließ eine Armee von beinahe dreimal hundert tauſend Mann in Bithynien verſammeln, wo ſie ſich zum Einſchiffen bereit halten ſollten. Er hatte auch kaum die Ankunft des Frühlings erwartet, und eilte mit großen Tagreiſen durch Natolien der Ausführung ſeines Unternehmens entgegen, als ihn zu Teggiar Tzair, einem Flecken in Bithynien, plözlich eine heftige Kolik befiel, an welcher er ſtarb. Die Aufſchrift auf ſeinem Grabmal, die er, der zwei Kaiſerkronen erobert, zwölf Königreiche und mehr als dreihundert Städte eingenommen hatte, ſich ſelbſt gewählt haben ſoll — als wären alle jene Thaten nichts gegen das lezte Unternehmen, an dem ihn der Tod verhindert hatte — hieß bloß:

1481. d. 3 Mai.

„Ich war entſchloſſen Rhodus zu erobern, und das ſtolze Italien zu unterjochen!“,

Fünf-

Fünftes Buch.

Durch Mohammeds Tod von einem Feinde befreit, der wie ein wüthender Orkan sich schon verheerend näherte, war also Rhodus nun noch einmal glücklich gerettet; und noch einmal ward ihm jezt, durch innre Unruhen in Mohammeds Reiche, eine heilsame Frist zur Erholung verstattet. Peter v. Aubusson.

Zwei Söhne Mohammeds, beide zu stolz um die Herrschaft mit einander zu theilen, stritten sich um den Besiz seines ungeheuren Reiches. Bajazet, der ältere von beiden, mehr den Büchern als den Waffen, und noch mehr dem Wein als den Büchern günstig, ein weichlicher Wollüstling, hatte die mächtigere Partei auf seiner Seite, und wurde schon als Nachfolger Mohammeds ausgerufen, da Zizim sein jüngerer Bru-

Peter v. Aubusson.

der, von der Hauptstadt weiter entfernt, noch kaum die Nachricht von dessen Tode erfahren hatte. Entschlossen, den ungetheilten Besiz der Krone nur durch die Gewalt der Waffen entscheiden zu lassen, versammelte Zizim, der ächte Erbe von seines Vaters kriegerischem Geiste, eine Armee aus seinen Anhängern, und zrückte gegen seinen Bruder ins Feld. Allein aller seiner Anstrengung, seiner klugen Anstalten und seiner persönlichen Tapferkeit unerachtet, verlor er die Hauptschlacht bei Bursa, und war genöthigt sein Heil auf der Flucht zu suchen. In der Hoffnung, durch eine fremde Macht unterstüzt, seine Ansprüche noch in der Folge durchzusezen, eilte er nach Egypten, um den Sultan wider seinen Bruder zu Hülfe zu rufen. Da aber dieser, zu furchtsam um mit einem mächtigen Nachbar sich in einen Krieg zu verwickeln, nichts weiter für ihn thun wollte, als den Vorschlag zu einer Vermittelung mit Bajazet machen, die, wie es vorauszusehen war, mit erniedrigenden Anerbietungen von der einen und mit stolzer Verachtung derselben von der andern Seite sich endigte; so nahm Zizim seine Zuflucht zu Karaman, dem

Prin-

Prinzen von Cilicien, den er durch das Verspre- Peter v. Aubüssen.
chen, ihn in den Besiz aller der von Moham-
med ihm entrissenen Provinzen wieder einzusezen,
so für sich gewann, daß bald die ganze Macht
dieses Fürsten, verbunden mit den Truppen eini-
ger andern von Karamans Bundsgenossen, un-
ter welchen selbst auch die Rhodiser waren, zu
seiner Hülfe gerüstet im Felde erschien. An der
Spize dieser Armee trat also Zizim nun noch
einmal auf, seine Ansprüche auf den Ottoman-
nischen Thron geltend zu machen. Allein er
mußte der überlegenen Macht seines Bruders
zum zweitenmal weichen, und kam nach einer
gänzlichen Niederlage in Gefahr, selbst in die
Hände seines unversöhnlichen Nebenbuhlers zu
fallen. Diesem unglücklichen Schicksal zu ent-
gehen, und zugleich noch den schwachen Schimmer
einer günstigeren Zukunft zu erhalten, blieb ihm
jezt nichts anders übrig, als der Schuz der Rit-
ter zu Rhodus. Er schickte also einen Abgesand-
ten an den Großmeister, diesen um einen Zu-
fluchtsort auf der Insel zu ersuchen, und ward
mit Freuden und großen Ehrenbezeugungen auf-
genommen.

Peter v. Aubüſſon.

So führte das Schickſal ſelbſt den Rittern einen Geiſel in die Hand, um ihnen die Ruhe, die ſie durch Mohammeds Tod wieder erhalten hatten, unter ſeinem Nachfolger zu ſichern. So lange Zizim in ihrer Gewalt war, konnte Bajazet nichts wider ſie unternehmen, weil er fürchten mußte, daß ſie, mit dieſem Prinzen an ihrer Spize, bei den Unzufriednen in ſeinen Staaten leicht Eingang finden, und dieſen gefährlichen Nebenbuhler ſelbſt auf ſeinen Thron erheben könnten. Ein Unterpfand von ſolcher Wichtigkeit hielt ſein Schwert in der Scheide, und nöthigte ihn ſogar, um die Freundſchaft der Ritter ſich zu bewerben, damit dieſe nicht ſeinen Bruder einem andern von den Chriſtlichen Potentaten auslieferten, der eben dieſen Vorwand benuzen könnte, ihn auf ſeinem Throne zu beunruhigen.

D'Aubüſſon wußte alle dieſe Vortheile ſehr weiſe zu berechnen, und machte von dieſem glücklichen Zufall einen für das Wohl des Ordens ſehr zuträglichen Gebrauch. So vortheilhaft aber auch der Aufenthalt eines Gaſtes von ſolcher Bedeutung auf der einen Seite für die Ritter war, ſo gefährlich konnte er auf der an-

dern

dern für ſie werden. Es konnte Bajazet durchaus nicht gleichgültig ſein, einen Nebenbuhler, der nur auf Gelegenheit lauerte, um ihn vom Throne zu verdrängen, ſich ſo nahe in ſo mächtigen Händen zu wiſſen; es war alſo zu fürchten, daß er, wenn es ihm nicht gelänge durch Liſt ſich ſeiner zu bemächtigen, ihn ihnen mit Gewalt zu entreiſſen ſuchen würde, und alſo leicht die ganze Türkiſche Macht dadurch wieder nach Rhodus gezogen werden könnte. Glücklicherweiſe nahm Bajazet, zu furchtſam um die Auslieferung ſeines Bruders mit Gewalt durchzuſezen, ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen. Um aber ſeine wahre Abſicht nicht zu verrathen, ließ er, ohne Zizims zu erwähnen, dem Großmeiſter Friedensvorſchläge machen. Indeß war Bajazet auch ſchlechtdenkend genug, um alles von ihm zu befürchten. Unter dem Vorwand von Friedensunterhandlungen konnten ſich auch ſeine Meuchelmörder zu Rhodus einſchleichen, welche mit Dolch oder Gift den gefürchteten Nebenbuhler aus dem Wege zu ſchaffen ſuchen würden. Die Verdachtsgründe, welche von dieſer Seite ſich zeigten, verbunden mit der Vorſtellung daß Ba-

Peter v. Aubuſſon.

Peter d'Aubusson.

jazet, wenn die Auslieferung Zizims — wie es bereits beſchloſſen war — ihm beharrlich verweigert würde, zulezt doch einen Verſuch machen dürfte, ihn mit Gewalt abzuholen, bewogen endlich den Großmeiſter, auf ein Sicherheitsmittel für ſeinen verfolgten Gaſt zu denken. Er ſchlug ihm alſo vor, um ſeiner eignen Sicherheit willen ſich einige Zeit von Rhodus zu entfernen, bis die mit ſeinem Bruder bereits angefangne Unterhandlungen glücklich geſchloſſen wären; und bot ihm zugleich eine von den entfernten Kommanderien des Ordens zu ſeinem Wohnplaz an. Der unglückliche Prinz, unfähig ſich ſelbſt zu rathen, ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen. Er hinterließ dem Großmeiſter unbedingte Vollmacht, ſeinetwegen mit ſeinem Bruder zu unterhandlen,

1482

und ſchiffte ſich, nachdem er noch zuvor in einer beſondern Handſchrift, deren Original noch jezt zu Maltha aufbewahrt wird, auf den Fall ſeiner Erhebung zum Ottomaniſchen Thron dem Orden für die ihm geleiſtete Dienſte glänzende Verſprechungen gemacht hatte, nach Frankreich ein.

Die Friedensunterhandlungen mit Bajazet wurden inzwiſchen durch einige Abgeſandten des Groß-

Großmeisters zu Constantinopel sehr eifrig betrieben; und da es dem Sultan selbst äusserst angelegen war, sich durch einen Friedensschluß mit den Rittern sicher zu stellen, so wurden alle Schwierigkeiten schnell gehoben. Der Hauptpunkt, der ihm am meisten am Herzen lag, war die Auslieferung seines Bruders. Da aber d'Aubüsson diesen Antrag standhaft verwarf, so kamen sie endlich darin überein: daß der Großmeister sich verbindlich machte, den Prinzen beständig unter seiner Aufsicht zu behalten, und ihn nicht in die Hände eines andern Christlichen Fürsten kommen zu lassen, der alsdenn unter diesem Vorwand die Staaten des Sultans beunruhigen könnte. Dagegen versprach der Sultan für den Unterhalt und die Bewachung seines Bruders dem Orden eine jährliche Summe von 35000, und noch insbesondre dem Großmeister 10000 Venezianische Dukaten zu bezalen, um ihn für die Verheerungen zu entschädigen, welche Mohammeds Armee auf der Insel angerichtet hatte. Peter v. Aubüsson.

Der unglückliche verkaufte Zizim war untröstlich über die Nachricht von diesem Vertrag.

Peter v. Aubuſſon.

Umſonſt waren alle die leeren Troſtgründe, womit die ihn umgebenden Ritter ſeine Hoffnung wieder anzufachen ſuchten; umſonſt die Vergnügungen und die Luſtbarkeiten, welche ſie zu ſeiner Zerſtreuung anſtellten. Für beides gleich wenig empfänglich, verſchloß er ſeinen ſtummen Schmerz in ſich, und verſank in eine tiefe Schwermuth, welche ſeinem Leben ſelbſt gefährlich zu werden drohte. — Es möchte aber auch ſchwer ſein, d' Aubüſſon wegen dieſes Schrittes zu rechtfertigen. Immer bleibt es eine Ungerechtigkeit, einen Menſchen, der unter ſeinen Schuz geflohen war und ſich auf Treue und Glauben ihm anvertraut hatte, zum Sklaven zu verkaufen. Denn was anders als dies war es, einen Prinzen, der Anſprüche auf eines der erſten Reiche der Welt hatte, in einer armſeligen Burg in Frankreich, ſeiner Freiheit beraubt, in einer — ſei's auch noch ſo glänzenden — Gefangenſchaft zu halten? Freilich befreite dieſer Schritt den Orden von einem, vielleicht ſonſt unvermeidlichen, Streite mit einem mächtigen Nachbar, und beförderte die Wiederherſtellung des zerſtörten Rhodus durch

durch einen beträchtlichen Geldbeitrag. Jene Erhaltung und dieſe Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Ordens war alſo wohl Pflicht des Großmeiſters? Allein darf man eine Pflicht, welche Beförderung irgend eines Wohls zum Zweck hat, mit Verletzung einer höheren — der Pflicht der Gerechtigkeit — erfüllen? Peter v. Aubuſſon.

Eben ſo läßt ſich auch die nachmalige Behandlung des hülfloſen Zizims kaum entſchuldigen. Es iſt wahr, d'Aubuſſon ſchien, durch den wohlthätigen Einfluß der 45000 Dukaten auf das Wohl des Ordens in ſeiner Pflicht beſtärkt, ſeinem zweiten Vertrag mit Bajazet, mehr getreu zu bleiben. Standhaft weigerte er ſich gegen alle Anforderungen mehrerer Chriſtlicher Mächte und ſelbſt des Pabſts Sixt VI, welche ihm große Verſprechungen machten, wenn er den Prinzen ihnen überliefern wollte. Er fürchtete mit Recht, daß ſie treulos genug wären, im Fall eines unglücklichen Ausgangs der Unternehmungen welche ſie unter Zizims Namen auszuführen gedachten, den verfolgten Prinzen als Schlachtopfer gegen vortheilhaftere Bedingungen an Bajazet ſelbſt zu verkaufen; und

wel-

Peter v. Aubüſſon.

wollte doch den Verlaſſenen, dem er nicht helfen konnte, wenigſtens nicht in die Gefahr ſezen, unmittelbar in die Hände ſeines rachgierigen Bruders zu fallen. Allein zulezt verkaufte er ihn doch zum zweitenmal. Freilich war der Schritt faſt unvermeidlich. Innozenz VIII, der Nachfolger Sixt des Sechſten auf dem Päpſtlichen Stuhle, in der frommen Abſicht, die Chriſtlichen Mächte aufs neue gegen die Ungläubigen zu waffnen, glaubte, wenn er nur Zizim erſt in Rom hätte, dieſen Zweck gewiß zu erreichen, und drang deswegen ſo ungeſtüm auf ſeine Auslieferung, daß der Großmeiſter, nachdem alle Gegenvorſtellungen den Papſt von ſeinem Vorſaz abzubringen fruchtlos geblieben waren, ſich gleichſam gezwungen ſah, ſeinen Forderungen nachzugeben. Er mußte es alſo wenigſtens der Klugheit gemäß finden, die Aufopferung eines — mit einem ohnehin ſehr unzuverläßigen Gegner geſchloſſenen — Vertrages, welche ihm abgedrungen war, ſo theuer als möglich zu verkaufen. Er übergab alſo, gegen die Verſicherung beträchtlicher Vortheile für den ganzen Orden, welche Innozenz in einer förmli-

1489.

chen

chen Bulle bestätigte, und gegen das Versprechen ei- Peter
nes Kardinalshutes für seine eigne Person, v. Aubussen.
den unglücklichen Zizim in die Hände des Papstes.

Bajazet, auf die Schritte des Großmeisters mit seinem Bruder stets wachsam, hatte diese Unterhandlung durch seine Kundschafter erfahren, und schickte, um der Absicht des Papstes zuvorzukommen, eilends einen Abgesandten an den König Karl VIII von Frankreich, ihn zu bitten, daß er Zizim entweder ihm übergeben, oder ihn doch aus seinen Staaten nicht entlassen möchte; wofür er ihm, neben einigen andern Vortheilen, den ganzen Schatz von Reliquien anbot, welche bei der Eroberung von Constantinopel in Mohammeds Hände gefallen waren. Allein die Zeit war vorbei, wo man mit Reliquien einen so wichtigen Handel schliessen konnte Der Abgesandte mußte also, unverrichteter Dinge, wieder abziehen, und Karl der VIII willigte ohne weitere Bedenklichkeit ein, Zizim nach Italien abführen zu lassen. Da er aber schon damal die Absicht hatte, welche er in der Folge wirklich auszuführen begann, seine Waffen selbst noch gegen die Türken zu kehren, so sezte er,

um

Peter v. Aubüsson.

um Zizim doch zu diesem Zweck in seiner Gewalt zu behalten, die Bedingung hinzu: daß der Gefangene beständig unter der Aufsicht Französischer Ordensritter bleiben müßte, und ohne seine ausdrückliche Einwilligung durchaus keinem andern Fürsten übergeben werden dürfe. Mohammeds unglücklicher Sohn mußte also abermals eine Wanderung anstellen, bei der für seine Absichten immer nichts zu hoffen war. Er befand sich aber doch besser zu Rom, wo er mit auszeichnenden Ehrenbezeugungen behandelt wurde und in der größern Lebhaftigkeit einer volkreichen Stadt mehr Zerstreuung fand, als in der abgelegnen Kommanderie zu Bourgneuf in Auvergne, in welcher er bisher vergraben gewesen war.

Inzwischen bereitete sich Karl VIII mit vollem Eifer zur Ausführung seines großen Planes. Andreas Paläologus, ein Neffe des lezten Kaisers von Constantinopel, hatte ihm seine Rechte auf diesen Kaiserthron abgetreten; und diese Rechte nun geltend zu machen, war der Zweck seiner Zurüstungen. Albanien Griechenland und Romanien, noch von einer großen Anzahl Christen bewohnt, boten ihm willig die Hand, und mit Zizim an der Spitze hoffte er auch in

dem

dem Türkiſchen Reiche ſelbſt einen mächtigen Anhang zu finden. Peter v. Aubuſſon.

Die Hauptſache alſo, worauf es jezt ankam, war die Perſon Zizims, den der König in ſeinen Händen haben mußte, wenn er ausführen wollte, was er beſchloſſen hatte. Bevor er alſo einen andern Schritt that, ſchickte er Geſandte an den Papſt, dieſe Angelegenheit in Ordnung zubringen. Allein ehe die Unterhandlungen zu Ende gebracht werden konnten, ſtarb Innozenz, und ſein Nachfolger Alexander VI, welcher einen Vortheil von ſolcher Wichtigkeit ſehr wohl zu ſchäzen wußte, erklärte bald deutlich genug, daß er gar nicht geſonnen ſei, den Vorſchlägen wegen Zizims Auslieferung Gehör zu geben. Er nahm ihn aus der Aufſicht der Ordensritter, um ihn auf der Engelsburg in ſichere Verwahrung zu bringen. Um ſeines Vortheils um ſo ſchleuniger ganz gewiß zu werden, benachrichtigte er ſogleich Bajazet ſelbſt von der Lage der Sachen, und erhielt von dieſem das Verſprechen, daß er ihm eine jährliche Summe von 40000 Dukaten bezahlen wolle, ſo lange er den Türkiſchen Prinzen ſicher verwahren würde.

Die

Peter v. Aubuſſon.

1494.

Die eifrige Fortſetzung der Kriegsrüſtungen, welche der König von Frankreich machte, bewog endlich den Papſt, insgeheim einen Nuntius an Bajazet zu ſchicken, durch welchen er dieſen von der Gefahr unterrichten und ihn zugleich wiſſen ließ, daß auch der Sultan von Egypten ihm große Anerbietungen für die Auslieferung Zizims gemacht habe. Bajazet, der dieſe Sprache verſtand und kein dringenderes Anliegen hatte, als ſich von den Anfechtungen ſeines Bruders bald auf immer befreit zu ſehen, ſchrieb ihm darauf zurück: „Ein „Prinz in der Gefangenſchaft iſt ſchon halb todt; „er lebt nicht mehr, er iſt nur unglücklich; es „iſt eine Wohlthat, ihn durch einen ſchleunigen „Tod an den Ort der ewigen Ruhe zu ſchicken;“ und dieſe frommen Gründe unterſtützte er mit dem Anbieten von 300000 Dukaten, wenn er Zizim dieſe Wohlthat erweiſen würde. Allein Alexander, dem Zizims Leben durch die jährliche Einnahme für ſeine Unterhaltung ein ſehr wichtiges Gut war, fand es für rathſamer, die weitere Entwickelung der Umſtände abzuwarten, um nach Befinden derſelben von dieſem letzten Schritt

Schritt, der ihm immer noch übrig blieb, vielleicht einen noch größern Gewinn zu ziehen. Peter v. Aurungen.

Ehe aber Alexander sichs versah, war Karl VIII mit einer starken Armee schon über die Alpen marschirt, und in Italien beinah ohne Widerstand eingedrungen. Seine Absichten auf Constantinopel machten es ihm nothwendig, zu einem gelegnen Vereinigungspunkt sich einiger Häfen von Italien zu bemächtigen. Er hatte also beschlossen mit der Einnahme des Königreiches Neapel, auf welches er Ansprüche zu haben behauptete, den Anfang seiner Eroberungen zu machen, und überschwemmte nun Italien mit einer so reissenden Geschwindigkeit, daß man sagen könnte, er habe bei dieser Eroberung mehr Quartiermeister, um Nachtquartiere zu bestellen, als Offiziere, um die Plätze einzunehmen, gebraucht. Noch ehe er einen Schwertstreich gethan hatte, stand er schon vor Rom, und noch in der Nacht vor seiner Ankunft — als wären die Thore nicht weit genug für seinen Einzug gewesen — fiel ein großes Stück der Stadtmauer ein. Verfolgt von den Vorwürfen der Kardinäle und den Verwünschungen der Römi-

 schen

Peter v. Aubusson

schen Einwohner, flüchtete sich Alexander in die Engelsburg, und alles hoffte schon, von den Gewaltthätigkeiten dieses geistlichen Tirannen auf immer befreit zu werden. Allein, verlassen von allen, wußte er sich selbst zu helfen. Sein Geld, und das Versprechen eines Kardinalshutes gewannen ihm den Französischen Minister, und durch diesen die meisten Günstlinge des jungen Königs. Es kam zu Unterhandlungen; er versprach alles was man wollte, entschlossen, nichts zu halten, sobald er wieder frei wäre. Sein Sohn, der Kardinal Borgia, nach ihm der schlechteste unter den Menschen seiner Zeit, mußte als Geisel die Sicherheit seiner Versprechungen verbürgen. Der unglückliche Zizim aber ward das Opfer der Verrätherei dieses schändlichen Menschen. Durch den Friedensvertrag gezwungen, den Prinzen dem König von Frankreich auszuliefern, ließ er, um dem Sultan sein Wort zu halten, ihn noch zuvor vergiften, und Zizim starb wenige Täge, nachdem er dem König übergeben worden war. Der Kardinal Borgia machte sich heimlich in der Nacht davon

und

und verrieth dadurch deutlich genug die Urheber dieſer abſcheulichen That. Peter v. Aubuiſſen.

Ohne durch dieſen unangenehmen Vorfall ſich aufhalten zu laſſen, verfolgte Karl ſeinen angefangnen Plan, und war in kurzer Zeit Meiſter von dem ganzen Königreich Neapel. Durch die ſchnellen Fortſchritte aufgemuntert, welche er bisher gemacht hatte, hoffte er eben ſo glücklich gegen die Türken zu ſein, und ließ ſchon den Großmeiſter auffordern, ſich eilends zu ihm zu begeben, um mit ihm über die Maßregeln zur ferneren Ausführung ſeines Planes gemeinſchaftlich Abrede zu nehmen. Allein hier war die Gränze ſeines Glückes. Eben durch dieſe ſchnellen Fortſchritte theils eiferſüchtig theils furchtſam gemacht, vereinigten ſich plözlich mehrere Europäiſche Mächte, der weitern Ausbreitung ſeiner Eroberungen ſich entgegen zu ſezen; und in kurzer Zeit brachte dieſer mächtige Bund, an deſſen Spize der Papſt ſtand, eine Armee von 20000 Mann zuſammen, welche den König nöthigte, ſeine Abſichten auf den Orient aufzugeben, und mit ſeiner, theils durch Vertheilung in mehrere Beſazungen theils durch Ausſchwei-

Peter v. Aubüssem.

fung geschwächten, Armee schleunigst seinen Rükzug zu nehmen, um in Frankreich neue Verstärkung zu holen. Er drang noch glücklich genug, mitten durch die feindliche Armee, welche ihm bereits den Rükweg abgeschnitten hatte. Durch die Uneinigkeit der Verbündeten begünstigt, gewann er eine Schlacht, worin er kaum dreißig bis vierzig Soldaten verlor, von den Feinden aber über viertehalbtausend Mann blieben, und öffnete sich einen Weg, durch welchen er wohlbehalten in sein Reich zurückkam — freilich ohne etwas anderes als den Ruhm eines tapfern Heerführers gewonnen zu haben, und äußer Stand gesezt, sein Vorhaben auf Constantinopel auszuführen.

Sobald der Papst von dieser Gefahr sich ganz befreit sah, kehrte er auch ungescheut zu seinem vorigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zurück. Aber Zizims Vergiftung hatte ihm den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Feinden der Christenheit zugezogen, der ihm äußerst empfindlich war. Um den nachtheiligen Eindruck dieser abscheulichen

chen That und den dadurch erweckten entehrenden Verdacht wieder auszutilgen, beschloß er die Christlichen Mächte zu einem Bündniß wider die Türken aufzufordern. Er selbst stellte sich an die Spitze dieses Bundes, und ernännte den Großmeister zum Generalissimus der vereinigten Armee. Der Kaiser Maximilian, die Könige von Frankreich Portugal, und Ungarn, die Venezianer und die meisten Italienischen Fürsten traten dem Bunde bei. Der Papst ließ sogleich die Nachricht davon nach Rhodus abgehen. Er verlangte von dem Orden nur vier Galeeren zu dieser Expedition, mit dem gegenseitigen Versprechen, daß er selbst fünfzehn Schiffe dazu ausrüsten lassen wolle. Peter v. Aubusson.

Der Großmeister, zu gut bekannt mit der ganzen Denkungsart dieses Menschen, mißtraute zwar allen diesen Verheissungen, und würde auch die Stelle eines Generalissimus nicht übernommen haben, wenn er nicht durch seine eigne Ehre und durch die Ehre des ganzen Ordens, welche ihnen nicht erlaubte bei einem allgemeinen Krieg wider die Feinde der Christenheit

Peter v. Aubuſſon. unthätig zu bleiben, beſtimmt worden wäre, Antheil daran zu nehmen. Allein aus eben dieſer Rückſicht wollte er nun ſeinen Antheil auch nicht bloß auf die geforderte Beiſteuer einſchränken, ſondern rüſtete ſich mit einer anſehnlichen Flotte, um ganz den Erwartungen entſprechen zu können, welche man mit Grunde von dem Orden in ſolchen Fällen hatte.

Inzwiſchen wartete er umſonſt auf die Ankunft der übrigen Flotten. Der Franzöſiſche General fand für gut, ehe er mit der Hauptflotte ſich vereinigte, die Hauptſtadt der Inſel Mityline zu belagern, um die Ehre dieſer Eroberung allein zu haben. Der Plaz war aber ſo ſtark befeſtiget und von einer ſo zahlreichen Beſazung vertheidiget, daß ſeine Macht dem Unternehmen nicht gewachſen war, und er, nach einem ſehr beträchtlichen Verluſt, ſich genöthiget ſah, ſich wieder gegen Frankreich zurück zu ziehen. Durch dieſen verunglückten Verſuch war nun jede Hauptunternehmung gehindert. Die Venezianer hielten zwar noch mit dreißig Galeeren die See, und die Allianz beſtand noch einige Zeit, während welcher die Inſel St. Mau-

rus

aus den Ungläubigen entriſſen wurde. Allein, da ſich zwiſchen den Franzoſen und Spaniern ein Krieg in dem Königreich Neapel entſpann, und der Papſt dieſen verderblichen Streit der zwei Mitverbündeten mehr anzufachen und zu erhalten als zu tilgen bemüht war, und überdies an die Ausrüſtung der verſprochnen Galeeren gar nicht dachte: ſo ſchloſſen die Venezianer einen Separatfrieden mit der Pforte und ihrem Beiſpiel folgte bald der König von Ungarn. Die Ritter ſahen ſich alſo abermals allein auf dem Kriegsſchauplaz, von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen. Peter v. Aubuſſon

Einigen Erſaz für dieſe unglückliche Zertrennung eines Bundes, von welchem beſonders der Orden entſcheidende Vortheile hätte erwarten können, und für den Aufwand, der nun ſo fruchtlos gemacht war, war die Eroberung einer reichen Flotte von Türkiſchen und Sarazeniſchen Schiffen, welche koſtbare Handelswaren von Alexandrien nach Conſtantinopel bringen ſollte. Indeß gab ſich der Großmeiſter alle Mühe, den Papſt zu bewegen, daß er ſich noch einmal für die Wiederherſtellung des Bundes verwenden möchte. Allein Alexander, der bereits durch

Peter v. Aubüſſon,

dieſen erſten Schritt gegen jenen beſchämenden Verdacht ſich hinlänglich gerechtfertiget glaubte, hatte weiter kein Intereſſe, an dem Erfolg jenes Bündniſſes Theil zu nehmen, und war überhaupt um das allgemeine Wohl der Chriſtenheit um ſo weniger bekümmert, je mehr ſich alle ſeine Sorgen auf das Privatwohl ſeines Sohnes Borgia einſchränkten.

Da alſo d'Aubüſſon ſah, daß während der Regierung dieſes Papſtes für dieſen Zweck nichts weiter zu hoffen ſey, ſo zog er ſich auch zurück, um günſtigere Umſtände abzuwarten, und begnügte ſich, inzwiſchen ſeine Sorgfalt auf das Innre des Ordens zu verwenden, wo er durch verſchiedne weiſe Veranſtaltungen den Unordnungen ſteuerte, eine beſſere Diſziplin herſtellte, und die Rechte ſeines Staates zu ſichern ſuchte, bis zulezt der Verdruß über neue Gewaltthätigkeiten und Kränkungen, welche ſich der Papſt gegen den Orden erlaubte, ihm eine Krankheit zuzog, an der er ſtarb.

Eben dieſer Kampf gegen die ungerechten Eingriffe des Papſtes in die Rechte des Ordens war auch die erſte Sorge, welche der neue Groß-

meiſter

meiſter, Emmerich von Amboiſe, zu übernehmen hatte. Da er ſich eben in Frankreich befand, als ihm die Nachricht von ſeiner Erwählung überbracht wurde, ſo erhielt er zugleich den Auftrag, den König von Frankreich wider die Beeinträchtigungen des Papſtes zu Hülfe zu rufen. Bald darauf ſtarb aber Alexander — ein Opfer ſeines eignen Verbrechens wenn man dem Gericht glauben dürfte, - an dem vergifteten Wein, den er für den reichen Kardinal Corvette hatte bereiten laſſen, und der durch eine unglückliche Verwechſelung ihm ſelbſt zu trinken gegeben wurde. Emmerich von Amboiſe.

Die Gegenwart des Großmeiſters war nun in Frankreich nicht mehr nöthig. Er reiſte alſo nach Rhodus ab, und berief dort ein Generalkapitel zuſammen, um ſich über die Lage des Ordens ganz vollſtändig zu unterrichten, und die Erhaltung einer guten Ordnung zu befeſtigen.

Nicht lange, ſo war der Orden aufs neue mit der vereinigten Macht des Türkiſchen und Egyptiſchen Sultans bedroht. Aufgebracht über den Schuz, welchen die Ritter einem Sohn des unglücklichen Zizim zu Rhodus verſtatteten, hatte Bajazet nicht nur allen Korſaren, die unter

Emmerich von Amboise

seiner Flagge kreuzten, Befehl gegeben, alle Inseln, die zu dem Gebiete des Großmeisters gehörten, wo sie könnten, zu verheeren, sondern auch mit Campson Gauri, dem Sultan von Egypten, der längst über die von den Ordensschiffen zur See ausgeübte Oberherrschaft eifersüchtig gewesen war, insgeheim ein Bündniß wider die Ritter geschlossen. Campson machte sich anheischig, eine mächtige Armee zur Belagerung von Rhodus auszurüsten; weil es ihm aber an Schiffen fehlte, so gab ihm Bajazet vier bewaffnete Galeeren, und erlaubte ihm, in dem Hafen von Constantinopel mehrere Schiffe aufkaufen und in den Wäldern am Berg Negro, längs des Meerbusens von Ajazzo, Holz zu Schiffen fällen zu lassen.

Während nun die Arbeiter des Sultans mit dieser Zubereitung beschäftigt waren, schikte Bajazet eine zahlreiche Flotte aus, die unter der Anführung des berühmten Korsaren Camali, an den sich nun auch die übrigen Korsaren anschlossen, die Ordensinseln mit Feuer und Schwert verheeren sollte. Die Wachsamkeit des Großmeisters kam ihnen aber zuvor. Verschiedne

Trup-

Trüppen von Reiterei, an deren Spize die tapferſten Ritter ſtanden, wurden längs der Küſte von Rhodus vertheilt, und trieben die Korſaren, welche es wagten ans Land zu kommen, mit großem Verluſt zurück. — Da Camali in Rhodus ſeinen Plan vereitelt ſah, ſo richtete er nun ſeinen Lauf gegen Simia, Tilo und Niſſarie; konnte aber überall gleich wenig ausrichten. — Nach dieſem fruchtloſen Verſuch wollte er noch auf Lango einen Angriff wagen. Er hatte aber kaum gehört, daß Ritter Raimond von Balagne, der Schrecken aller Korſaren, dieſe Inſel vertheidige, als er auch ſeinen Plan änderte, und ſich begnügte, auf der Inſel Lero eine Landung zu machen. — Hier gelang es ihm, durch ſeine Artillerie ein großes Stück von der Mauer der Feſtung zu zerſtören, und da die Beſazung ſehr ſchwach war, ſo würde es ihm ſehr leicht geweſen ſein, den Plaz wegzunehmen. Allein Paul Simeoni, ein junger Piemonteſiſcher Ritter, dem der kranke Guvernör die Vertheidigung übertragen hatte, von der Furcht unterrichtet, welche die Korſaren vor den Rittern hatten, gerieth auf den Einfall, alle Einwohner, und ſelbſt die Weiber

Emmerich von Amboiſe.

Emmerich von Amboise

ber als Ritter zu verkleiden, und sie so maskirt am Eingang der Oeffnung erscheinen zu lassen. Die Türken, welche wirklich glaubten, daß eine so große Anzahl von Rittern die Festung decke, hoben die Belagerung plözlich auf; und so ward durch diese List auch hier ihre Absicht glücklich vereitelt.

Eben so unglücklich war der Versuch, den eine Egyptische Flotte machte. Campson hatte sieben Fahrzeuge ausgeschickt, die Insel Lango wegzunehmen. Zwei von diesen Schiffen, welche als Avant-Garde voranzogen, entfernten sich Rekognoszirens halber zu weit von den andern, und wurden von der Schildwache auf der Insel entdeckt. Zwei Galeeren, welche der Großmeister sogleich nach ihnen ausschickte, schnitten ihnen den Rückweg ab, und die Sarazenen fanden kein anderes Mittel sich zu retten, als daß sie die Küste von Lango selbst zu gewinnen suchten, und sich auf der Insel verbargen. Ohne sich mit der Verfolgung dieser Beute aufzuhalten, welche ihnen doch nicht entrinnen konnte, nahmen die Ritter eilends von den beiden Fahrzeugen Besiz, und sezten allmählig den Lauf fort, den die Sa-

razenen

razenen gehalten hatten. Die fünf andern Fahrzeuge folgten ihnen also ruhig nach, und vereinigten sich mit ihnen ohne Mistrauen. Plözlich aber wurden sie von den Rittern angegriffen, und da zu gleicher Zeit noch zwei andre Ordensgaleeren herbei kamen, so waren sie gezwungen, sich zu ergeben.

Einen noch weit beträchtlicheren Vortheil aber erfocht bald darauf eines von den Schiffen des Ordens. Amboise hörte, daß die große Karake, ein Schiff das alle Jahr von Alexandrien ausgieng und Seiden- Spezerei- und allerhand andere kostbare Handelswaaren nach Tunis und bis Constantinopel führte, unterwegs sei; und schikte deshalb den Kommandör von Gastinau mit einem der ersten Kriegsschiffe des Ordens nach dieser Beute aus. Schon unter d'Aubüssons Regierung hatten die Ritter die Eroberung dieses Schiffes — das sieben Stockwerke hatte, ausser seiner Ladung und den dazu gehörigen Kaufleuten und Matrosen noch eine Eskorte von tausend Soldaten trug, und mit mehr als hundert Kanonen bewaffnet war, — einigemal vergeblich versucht. Gastinau war

aber

Emmerich von Amboise.

aber diesmal glücklicher. Er erwartete bei Tamboia seine Beute. Die Karake ward ihn bald gewahr; aber trozend auf ihre Macht sezten die Sarazenen kühn ihren Lauf fort, und sahen mit Hohnlächeln die Christen ihnen folgen. Allein Gastinau ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern steuerte immer zu, bis er nur einen Kanonenschuß weit noch von der Karake entfernt war, sezte dann ein Boot aus, und schikte einen seiner Offiziere an den Kapitain, ihn zur Uebergabe seines Schiffes aufzufordern. Trezig gab der Sarazene zur Antwort: „noch sei seit vielen Jahren niemand verwegen genug gewesen sie anzugreifen; wenn er es aber wagen wollte, so würde er Männer finden, die sich zu vertheidigen wüßten.“ Auf diese Antwort schikte der Ritter seinen Offizier noch einmal ab, und ließ dem Kapitain sagen: „er habe Befehl, ihn anzugreifen, so schwach oder so stark er immer sein möge; er sollte sich also nur erklären, ob er sich ihm auf gütliche Bedingungen ergeben wolle; wo nicht, so werde er sein Schiff der Gefahr aussezen, verbrannt oder in Grund gebort zu werden.“ Während dieser Unterhandlungen, welche Gastinau

bloß

bloß um Zeit zu gewinnen ſo lange fortgeſezt hatte, war das Ordensſchiff immer näher und näher gerückt, und legte ſich unvermerkt an die Karake. Kaum war nun der Offizier mit der lezten Antwort zurück, ſo ließ der Kommandör eine volle Ladung auf die Sarazenen geben, welche ſogleich den Kapitain und die meiſten Offiziere und Soldaten, welche auf dem Verdeck waren, todt danieder ſtreckte. Durch einen ſo mörderiſchen Angriff in Schrecken geſezt, wollten die Kaufleute und die übrige Beſazung des Schiffes nicht die zweite Ladung abwarten, ſondern ſtrichen die Seegel und ergaben ſich. Der Kommandör ließ nun einen Theil von ihnen auf ſein Schiff bringen, und beſezte die Karake mit ſeinen Matroſen und Offizieren. So kam er mit Sieg gekrönt und mit unermeßlichen Reichthümern beladen, glücklich nach Rhodus zurück. Emmerich von Amboiſe.

Dieſer beträchtliche Verluſt, dem täglich noch andere folgten, beweg endlich Caryſon eine Flotte ausrüſten zu laſſen, welche ſtark genug wäre, ſeine Schiffe gegen die Anfälle der Rhodiſer in Schuz zu nehmen. Er ſchickte alſo

Emmerich von Amboise. 1510.

so fünf und zwanzig Schiffe von verschiedener Größe nach dem Meerbusen Ajazzo, um das Bauholz abzuholen, das er dort zu neuen Fahrzeugen hatte zubereiten lassen. Benachrichtiget von der Ankunft und der Absicht dieses Geschwaders, machte der Großmeister dem Konseil den Vorschlag, dieses Unternehmen zu vereiteln, und es ward beschlossen, sich sogleich zur Ausführung dieses Anschlages zu rüsten. Die große Karake wurde also bewaffnet und begleitet von vier Galeeren und achtzehn andern Schiffen von verschiedener Größe, auf diesen Streifzug ausgeschickt. Andreas von Amoral, ein muthvoller und erfahrner General, aber aufgeblasen eitel und und unbiegsam, wurde von den Großmeister zum Anführer der Galeeren erwählt, weil er, als Portugiese von Geburt, ein doppeltes Interesse hatte, diese Rüstung der Sarazenen zu verhindern, die vorzüglich gegen seinen König, mit welchem die Sarazenen damals auch im Krieg begriffen waren, gerichtet werden sollte. Die Schiffe aber wurden dem Kommando des Ritters Villiers von l'Isle Adam übergeben, der durch seine aus-

ge-

gezeichneten Verdienste sich die Achtung und das Zutrauen des ganzen Ordens erworben hatte. Am Cap St Andre' auf der Ostseite von Cypern versammelte sich die Flotte, um sich zu berathschlagen, wie der Angriff geschehen solle. Villiers war der Meinung, man sollte warten, bis die feindliche Flotte, mit der ganzen Ladung belastet, auf der offnen See erschiene. Amaral aber verwarf diesen Anschlag mit Verachtung, und rieth, sie in dem Meerbusen selbst anzugreifen. Offenbar war dies Unternehmen äusserst gewagt, da die Schiffe der Sarazenen durch Batterieen vom Ufer aus unterstützt werden konnten. Allein Amaral blieb unbeweglich auf seiner Meinung, und Villiers gab endlich nach, um nicht durch eine zur Unzeit gezeigte Empfindlichkeit das ganze Unternehmen zu vereiteln. Die ganze Flotte lief also mit vollen Seegeln in den Meerbusen ein, voll Vertrauen auf ihre eignen Kräfte und auf die Klugheit ihrer Anführer. Die Sarazenische Flotte, von dem Neffen des Sultans, einem tapfern und erfahrnen Prinzen, selbst kommandirt, rückte ihnen nicht weniger muthvoll entgegen, und bot ih-

Emmerich von Anboise'

Emmerich von Amboiſe.

nen eine Schlacht an, welche von beiden Seiten mit gleich viel Entſchloſſenheit eröffnet, mit gleich großer Geſchicklichkeit und Hartnäckigkeit von beiden Theilen unterhalten wurde. Schon hatte das Gefecht mit mörderiſcher Wuth drei Stunden lang gedauert; Schiffe waren entmaſtet und zertrümmert, von beiden Seiten eine Menge Menſchen verloren: und noch war nichts entſchieden. Mit einemmal aber änderten jezt die Ritter die Geſtalt des Angriffes. Bisher war das Treffen bloß mit dem Kanonenfeuer geführt worden, jezt gaben ſie aber Befehl zum Entern, ſprangen in die feindlichen Schiffe, und waren nun, Mann an Mann fechtend, den Sarazenen an Geſchicklichkeit und Tapferkeit überlegen. Nun blieb alſo für dieſe keine andre Rettung übrig, als ſich eilends, ſchwimmend oder auf ihren Booten, ans Ufer zu flüchten. Elf Fahrzeuge und vier Galeeren erbeuteten die Ritter, und ſezten Truppen ans Land, welche die Flüchtenden verfolgten, ſo viel als ſie ihrer habhaft werden konnten, gefangen nahmen und das zubereitete Bauholz verbrannten. Siegreich kehrten ſie dann zurück, und zogen,

begleitet von den eroberten Schiffen und einer großen Anzahl Gefangener, im Triumph in den Hafen zu Rhodus ein. Emmerich von Amboiſe.

Unter Befehdungen dieſer Art, welche meiſtens zum Vortheil der Ritter ausfielen, dauerten die Feindſeligkeiten mit den beiden Sultanen mehrere Jahre lang, ohne daß etwas von wichtigerer Bedeutung vorgefallen wäre, bis zulezt eine mächtige Rüſtung, welche die Türken in allen ihren Häfen machten, wieder ernſthaftere Auftritte ankündigte.

Emerich von Amboiſe war inzwiſchen von dem Schauplaz abgetreten, und ſein Nachfolger, Gui de Blanchefort, eben da er von ſeiner Würde Beſiz nehmen wollte, auf der Reiſe nach Rhodus geſtorben. Gui de Blanchefort. 1513. 21 Nv.

Fabricius Carette, eben derſelbe der bei der lezten Belagerung von Rhodus vorzüglich bei der Vertheidigung des Nikolausthurmes ſich ſo vortheilhaft ausgezeichnet hatte, ſtand alſo jezt am Steuer der Regierung, und traf alle Einrichtungen, welche die bevorſtehende Gefahr zu fordern ſchien. Er berief unmittelbar nach ſeiner Erwählung ein Generalkapitel nach Rhodus, auf Fabricius Carette.

wel-

Fabricius Carette.

welchem alle zu einer tapfern Gegenwehr erforderliche Maßregeln getroffen, und die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten beschlossen wurden.

Innre Unruhen in dem Ottomannischen Reiche, welche um diese Zeit sich erhoben, verhinderten aber den Krieg, den man zu Rhodus von den Türken befürchtet hatte. Bajazet, der damals noch regierte, gieng längst damit um, seinen ältesten Sohn Achomat, der, eben so weichlich und der Wollust fröhnend wie er, ihm in Rücksicht auf Denk- und Empfindungsart am meisten unter seinen Söhnen gleich war, zu seinem Nachfolger zu erheben; während sein dritter Sohn Selim, seinem Großvater mehr als seinem Vater ähnlich, voll kriegerischen Geistes, sich bemühte, die väterliche Krone sich selbst aufzusezen. Es gelang ihm, die vornehmere Partei für sich zu gewinnen und selbst die Janitscharen auf seine Seite zu bringen. Es fehlte ihm also nur noch an einer Gelegenheit, sich sogleich zum Sultan ausrufen zu lassen, und diese Gelegenheit hatte sich eben jezt gefunden, da der König von Persien der Pforte den Krieg an-

gekündigt hatte. Die Janitscharen, welche wider den Perserkönig ins Feld geschickt werden sollten, mit forderten Selim mit Ungestüm zu ihrem Anführer und verlangten zugleich von Bajazet, daß er auch den Schlüssel zum Schaz in seine Hände übergeben solle. Der furchtsame Alte, der diese Sprache schon verstand, verließ sogleich den Thron, und zog sich auf ein Landhaus zurück. Aber Selim, der sich noch nicht sicher genug glaubte, ließ ihn durch seinen Arzt vergiften, und seine beiden älteren Brüder mit ihren Weibern und Kindern erdrosseln. Fabricius Carette.

Durch solche Maßregeln auf seinem Thron befestiget, zog nun Selim mit seiner ganzen Macht gegen den König von Persien, gieng über den Euphrat, schlug die Persische Armee und eroberte Tauris. In dieser bedrängten Lage schickte der König von Persien heimlich einen Abgesandten an den Großmeister, und ließ ihn zu einem Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind auffordern. Der Sultan von Egypten, der gleiches Interesse wider Selim hatte, vereinigte sich mit den Rittern, und so ward in kurzem dieses Bündniß geschlossen. Selim ließ

Fabricius Carette.

zwar, auf die Nachricht von diesem Bunde, den Sultan warnen; da dieser aber seinen Erinnerungen nicht Gehör geben wollte sondern seinen Bundsgenossen treu blieb, so überfiel er ihn mit seiner ganzen Armee. In einer Zeit von weniger als vier Jahren war Syrien, Palästina ein Theil von Arabien, die Pläze am rothen Meer und ganz Egypten in Selims Händen, der nun der Herrschaft der Mamelucken auf immer ein Ende machte, zwei Guvernöre, den einen in Egypten den andern in Syrien, aufstellte, und darauf im Triumph nach Constantinopel zurückkehrte.

Nun erst konnte Selim wieder an die Eroberung von Rhodus denken. Er ließ also zu diesem Zweck zweihundert Galeeren ausrüsten, und durch einen jüdischen Arzt, den er als Spion nach Rhodus schickte, von dem Vertheidigungszustande der Ritter Erkundigung einziehen. Während er aber seine Anstalten zu diesem Angriff ganz eifrig betrieb, riß ihn der Tod, nach einer Regierung von nicht vollen acht Jahren, vom Schauplaz; und die Vollendung seines Werkes ward seinem Sohn Soliman II. aufbewahrt.

1520.

Fast

Fabricius Carette.

Fast zu gleicher Zeit, als Karl V den Teutschen Kaiserthron bestieg, trat Soliman II, kaum zwanzig Jahr alt, sein Reich an, und eröffnete sogleich seine Laufbahn mit einem siegreichen Feldzug. Der Guvernör von Syrien, der, nur durch Selims Macht bisher in Furcht gehalten, nach dessen Tod die Umstände für günstig genug hielt, das Reich der Mamelucken, von welchem er selbst abstammte, wieder herzustellen und sich zum Fürsten desselben aufzuwerfen, erregte einen Aufruhr in seiner Provinz, und munterte auch den Guvernör von Egypten auf, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Allein bald wurde er belehrt, daß Selims Sohn nicht weniger furchtbar sei. Durch den Guvernör von Egypten, der seinem Herrn treuer blieb, verrathen, ward er schnell von einer mächtigen Armee überfallen, und mußte, unerachtet er alles zu einer muthigen Gegenwehr aufbot und selbst von dem Großmeister einige Unterstützung von Kanonen und Offizieren erhielt, der Uebermacht unterliegen.

Indeß zeigten schon die ersten Schritte in der Regierung Solimans, daß er nicht bloß

Fabricius Carette.

Eroberer wie seine Vorfahren, sondern auch weiserer Regent, als jene, sei. Die Willkür des Despoten war bisher das einzige Gesez in seinen Staaten, die größere Macht der einzige Bürge des Friedens für seine Nachbarn gewesen. Soliman hingegen machte sich zum Grundsaz keinen Krieg anzufangen ohne ihn angekündigt zu haben, und keinen anzukündigen ohne zum wenigsten einen scheinbar gerechten Grund angeben zu können. In seinem Reiche schlug jezt zum erstenmal die Gerechtigkeit ihren Thron auf; die unerträglichen Bedrückungen des Volkes durch die Baschа's mußten aufhören; jeder unerlaubte Eingriff eines Kadi wurde mit dem Tode bestraft.

Mit solchen Vorzügen als Regent, trat nun Soliman bald auch eben so glänzend als Eroberer auf. Mit der Einnahme Belgrad von Rhodus, welche Amurat II und Mohammed II vergebens versucht hatten, hoffte er die Laufbahn seiner künftigen Größe zu eröffnen und die Grundsäulen seines weiten Reiches zu befestigen; welches nach den Lehren seines Vaters Selim nicht

anders möglich war, als durch die Eroberung dieſer beiden Pläze. Fabricius Carlette.

An Gründen zu einer Befehdung der Rhodiſer konnte es ihm nicht fehlen: er kannte die Bündniſſe, in welche ſie wider ſeinen Vater getreten waren und wußte, daß ſie ſelbſt dem aufrühreriſchen Guvernör von Syrien wider ihn beigeſtanden waren. Die Ungarn gaben ihm ſelbſt einen ſehr ſcheinbaren Vorwand zum Kriege in die Hand. Unter dem noch minderjährigen König Ludwig, einem Sohn von Ladislas, lebten die Großen dieſes Reiches in der größten Uneinigkeit und zerſtörten die Ruhe deſſelben durch unaufhörliche innre Zwiſte. Soliman, in der Abſicht ſeine feindſeligen Abſichten zu verſtecken, ließ den jungen König, durch einen eignen Abgeſandten ſeiner Thronbeſteigung benachrichtigen. Allein die Magnaten, welche das Regierungskonſeil ausmachten, behandelten dieſen Geſandten als Spion, und behielten ihn in Verhaft. Um ſich alſo wegen dieſer Beleidigung Genugthuung zu verſchaffen, die er vergebens gefordert hatte, und dieſe Verlezung des Völkerrechts zu rächen,

ließ

Fabricius Carette.

ließ Soliman den Bascha Peri oder Pyrrus an der Spitze einer mächtigen Reiterei gegen Belgrad vorrücken, um die Stadt einzuschliessen, und folgte ihm bald selbst mit einer furchtbaren Armee nach.

Die Aufmerksamkeit von ganz Europa war nun auf die Belagerung dieser wichtigen Festung gerichtet, welche man als die Schuzwehr der Christenheit wider die Türkische Macht ansah. Vorzüglich aber sahen die Rhodiser mit banger Furcht der Eroberung eines Plazes entgegen, welche die Einnahme ihrer Insel beinah unvermeidlich nach sich ziehen mußte.

1521.

Während aber Soliman noch mit der Belagerung von Belgrad beschäftiget war, wurde der Orden durch den Tod des Großmeisters seines Oberhauptes beraubt. Zwei gleich wichtige Kompetenten um seine Stelle trafen hier zusammen. Andreas von Amaral, Kanzler des Ordens und Großvezier von Kastilien, glaubte sich diese Würde als ein unbedingtes Recht anmaßen zu dürfen, und seine Ansprüche waren allerdings

dings durch die Beweiſe ſeiner Talente und ſeiner Tapferkeit, welche er bei verſchiedenen Gelegenheiten und beſonders bei dem lezten Ueberfall der Egyptiſchen Flotte bei Ajazzo gezeigt hatte, hinlänglich gerechtfertigt. Die Art aber, mit der er dieſe Anſprüche geltend machte, der unerträgliche Stolz und die herabwürdigende Verachtung, mit der er ſeinen Nebenbuhlern begegnete, zogen ihm den Haß des ganzen Ordens, und den Verluſt einer Würde zu, die er mit Gewalt an ſich reiſſen wollte. Dagegen hatte Philipp von Villiers von l'Isle Adam, Armenpfleger und Großprior von Frankreich, bei gleich ausgezeichneten Vorzügen der Tapferkeit und Geſchicklichkeit in groſſen Unternehmungen, durch ſeinen biedern menſchenfreundlichen und offnen Charakter, der unverkennbar aus allen ſeinen Handlungen hervorleuchtete, einen entſchiednen Vorzug, der ihm mit der unbegränzten Achtung der ſämtlichen Ritter auch allgemein ihre Liebe erwarb, und ſie bewog, ihn einſtimmig zu ihrem Oberhaupt zu wählen.

Fabricius Carette.

Villiers von l'Isle Adam

1521. d. 22 Jan.

Tief-

Villiers von l'Isle Adam.

Tief ſchmerzte es Amaral, ſich übergangen zu ſehen. Sein Stolz brütete Rache, und in der erſten Hize entfuhr ihm ein harter Schwur: dies ſolle der lezte Großmeiſter ſein, der zu Rhodus regiere. Er haßte nun nicht mehr bloß ſeinen glücklichen Nebenbuhler, ſondern beſchloß, ſelbſt wenn es mit dem Untergang des ganzen Ordens geſchehen müßte, die ihm widerfahrne Hintanſezung zu rächen. Ein Türkiſcher Sklave, den er im Krieg erbeutet hatte und als einen verſchmizten argliſtigen Kopf kannte, ward ſein Vertrauter. Dieſem entdeckte er ſein Vorhaben, und fertigte ihn, unter dem Vorwand, daß er ſein Löſegeld holen ſolle, heimlich mit einem Briefe an den Sultan Soliman nach Conſtantinopel ab.

Soliman war noch in Ungarn, als dieſer Brief zu Conſtantinopel ankam, in welchem Amaral ihn zur Belagerung von Rhodus auffoderte. Um ihn von der Ausführbarkeit des Vorſchlages deſto vollſtändiger zu überzeugen, war dem Briefe eine umſtändliche Beſchreibung von dem Zuſtand der Stadt, von der Anzahl der Ritter und ihrer Mannſchaft, von der Beſchaffenheit ihrer

ſchwäch-

schwächsten Gegenden und von dem Vorrath ihrer Lebensmittel und Munizion beigelegt. Außer sich vor Freuden, in Rhodus selbst zur Beförderung seiner Absichten einen Theilnehmer von solcher Wichtigkeit, der ihn jedesmal von den geheimsten Beschlüssen des Ordens unterrichten konnte, gefunden zu haben überhäufte Soliman den Urheber dieses Anschlages mit den glänzendsten Versprechungen, und ließ ihn die wichtigsten Belohnungen hoffen, wenn er dazu helfen würde, diesen Plan glücklich auszuführen.

Villiers von l'Isle Adam.

Indessen wußte der neue Großmeister nur zu wohl, daß Rhodus mit einer Belagerung von den Türken bedrohet sei, und daß Soliman nur die Eroberung von Belgrad abwarte, um ihn dann mit seiner ganzen Macht zu überfallen. Er theilte also diese Besorgniß dem ganzen Orden durch eine allgemeine Aufforderung mit, welche er in alle Christliche Staaten ergehen ließ, um die Ritter zur Vertheidigung zusammen zu rufen. Zu noch größerer Vorsicht trieb er auch die rückständigen Einkünfte des Ordens ein, um damit den Kriegsvorrath zu vermehren, und traf alle Vorsichtsanstalten, mit einer Thätigkeit und

Uner-

Villiers von l'Isle Adam.

Unerschrockenheit, welche alle Einwohner mit gleichem Muth und Eifer belebte, und eine allgemeine Zuversicht verbreitete, die jede Furcht vor Solimans Angriff verbannte.

Dieser muthige Eroberer hatte sich inzwischen von Belgrad Meister gemacht, und versprach sich nun um so mehr einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmung wider Rhodus. Seinem Plane getreu und durch die Hoffnung einer so glänzenden Eroberung gereizt, hatte sein Stolz die Belagerung dieser Insel beschlossen; durch unaufhörliche Klagen seines Volkes aufgefordert, beflügelte nun Rache seinen Entschluß. Der Handel seiner Unterthanen war durch die immerwährenden Befehdungen der Rhodiser unsichet gemacht; ihre Schiffe eine Beute der Ritter; die heiligen Pilger nach Mekka wurden von Christlichen Heerschaaren verfolgt; von allen Seiten erschallten Beschwerden über diese ungerechten Bedrückungen vor seinem Thron, und der Mufti rief Religion und Gewissen bei ihm auf zur Ehre des großen Propheten die Verfolgung seiner Heiligen zu rächen. So sehr ihm aber auch eigne Neigung auf der einen und so wich-

wichtige Gründe auf der andern Seite die schleunigste Ausführung dieses Plans anriethen: so fand er es doch für rathsamer, die Sache erst der Entscheidung des Divans vorzulegen. Die Stimmen in diesem Rathe waren sehr getheilt. Einige Bassen widerriethen dieses Vorhaben ganz, indem sie die Schwierigkeit desselben und die traurigen Beispiele der vormaligen Belagerungen, bei welchen seine Vorfahren vergebens ihre Macht und ihre Schätze verschwendet hatten, in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt schilderten. Allein die Gegenvorstellungen seines Generals Mustapha, der die Ausführbarkeit des Plans mit sehr scheinbaren Gründen zu zeigen wußte, von der Ruhmbegierde des Sultans unterstützt, überwogen bald die Bedenklichkeiten der Bassen; und die schleunigste Ausführung des Entwurfes wurde beschlossen. Mustapha, der Günstling und Schwager des Sultans, ward zum General der Landarmee, Curtogli zum Großadmiral ernannt, und Achmet, ein sehr geübter Ingenieur, erhielt die Aufsicht über die Belagerungswerke. Pyrrus oder Peri, der Solimans ganzes Vertrau-

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

trauen beſaß, ſollte den jungen feurigen und muthvollen aber noch nicht genug erfahrnen General Muſtapha als Rathgeber begleiten.

Nun kam es vorzüglich darauf an, von dem gegenwärtigen Zuſtand der Inſel und von der Diſpoſition des Großmeiſters genauere Erkundigung einzuziehen. Zu dieſem Ende ſchickte der Sultan einen Brief an Villiers, der einen Glückwunſch wegen ſeiner Erhebung zur Großmeiſterwürde enthielt. Dieſem Brief hatte der ſchlaue Soliman eine ſo liſtige Wendung gegeben, daß ihm auf den erſten Anblick nichts angelegner zu ſein ſchien, als den gegenſeitigen Frieden der Inſel und der Pforte zu erhalten. Aber der ſcharfſinnige Villiers erkannte darin die feine Politik des ſchlauen Staatsmannes, der das Anbieten des Friedens nur gleichſam als eine Wendung gebrauchte, ſeine überlegene Macht mit prahleriſchem Stolz vor ihm aufzudecken und ihm dadurch einen warnenden Wink zu geben, daß er einer ſolchen Uebermacht vergebens ſich widerſezen würde. Er beantwortete deshalb dieſes Schreiben in einem entſchloſſnen Ton, der deutlich

lich genug zeigte, daß man auch in Rhodus auf Krieg oder Frieden gleich gefaßt wäre. Villiers von l'Isle Adam.

Den Türken lag jezt nichts so sehr am Herzen, als zuverlässige Nachrichten von dem Zustand der Insel zu erhalten. Zwar hatte ihnen nicht nur der jüdische Arzt, von dem wir oben gesprochen haben, sondern auch Amaral allerlei wichtige Aufschlüsse darüber gegeben. Allein da jeder Verräther durch sich selbst seine Aussagen verdächtig macht, so mißtraute man auch ihren Entdeckungen, und mußte also auf einem andern Wege eine Bestätigung derselben zu erhalten suchen. Zu diesem Ende schlug der Vassa Peri vor, den Großmeister aufzufordern, daß er, Friedensunterhandlungen halber, einen seiner vornehmsten Offiziere nach Constantinopel schicken möchte, und von diesem alsdann durch die Martern der Tortur neue Aufschlüsse über den Zustand seines Vaterlandes zu expressen. Es ward also, diesem Rath zufolge, wirklich ein zweiter Brief, in welchem der Sultan durch neue Drohungen seinen Friedensvorschlägen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen suchte, an den Großmeister abgeschickt. Allein mit kalter

Villiers von l'Isle Adam.

Entschlossenheit beantwortete Villiers diese Drohungen. Inzwischen ließ er doch zu gleicher Zeit dem Bassa Peri sagen, daß er geneigt sei, einen Abgesandten zu schicken, sobald man ihn durch Geiseln und einen Geleitsbrief sicher stellen wolle. Allein da bald darauf eins von den kleinen Kriegsschiffen des Ordens, das einer der dienenden Brüder kommandirte, nahe bei Rhodus von den Türken weggenommen wurde, so war damit der Krieg gleichsam schon erklärt, und die Unterhandlung also abgebrochen.

Villiers machte nun alle Anstalten sich gegen einen nahen Ueberfall zu vertheidigen. Er ließ die Stadtgraben ausräumen, die alten Verschanzungen ausbessern, und sie mit neuen vermehren. Um den Türken alle Lebensmittel abzuschneiden, ließ er das Getreide, unerachtet es noch nicht reif war, von den Feldern nehmen. Die außer den Mauern gelegenen Lusthäuser und Kirchen wurden geschleift und die Ruinen derselben, um zu verhindern daß sich die Muselmänner ihrer nicht zu Batterieen für ihr Geschüz bedienen möchten, in die Stadt geschafft. Alle Landleute, theils um sie zu schützen, theils um

zu

sie zu Schanzgräbern zu gebrauchen, ließ er in die Stadt kommen, und zog alle die Abenteurer und Freibeuter, welche unter dem Panier des Ordens in verschiednen Meeren kreuzten, an sich, um sie jezt zur Bedekung der Insel zu gebrauchen. Aber diese größere Anzahl von Menschen, für deren Subsistenz eben so gut gesorgt werden mußte als für den Lebensunterhalt der Ritter und ihrer Truppen, forderte auch einen größeren Vorrath von Lebensmitteln. Dies war also nun eine von den vorzüglichsten Angelegenheiten des Großmeisters. Er sezte zu dem Ende drei Kommissarien ein, die er, um ihnen eine größere Auktorität zu sichern, aus den Großkreuzrittern wählte, und übergab ihnen die Aufsicht über den Mund- und Kriegsvorrath der Stadt. Diese drei Kommissarien versicherten nun zwar, daß Rhodus mit Lebensmitteln und Munizion hinreichend versehen sei. Allein, nicht zufrieden einen bloß hinreichenden Vorrath zu haben, machte Villiers, um ganz gewiß zu sein, daß es daran nicht fehlen könne, dem Konseil den Vorschlag, noch einen beträchtlichen Transport von Getreide Wein

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

Pulver und Waffen aus Neapel kommen zu lassen.

Der Verräther Amaral, den der Großmeister, mit seinen treulosen Absichten unbekannt, unter die Zahl jener drei Kommissarien aufgenommen hatte, suchte zwar unter dem Schein einer sehr bedachtsamen Sorgfalt für das Beste des Ordens diese Vorsicht zu vereiteln, indem er vorstellte: daß die Rüstung der Türken, gewissen Nachrichten zufolge, nicht sowohl gegen Rhodus als gegen Cypern oder vielleicht gar gegen Italien gerichtet sei, daß der Orden so oft schon durch eben so kostspielige als unnütze Zurüstungen sich erschöpft und auf diese Art durch übertriebene Furchtsamkeit mehr als durch die wirklichen Angriffe der Türken gelitten habe. Allein Villiers, der die wahren Bewegungsgründe dieser Vorstellung nicht kannte und sie blos für die Folge einer unzeitigen Sparsamkeit hielt, ließ sich dadurch nicht abhalten, sondern besorgte, mit Bewilligung des Konseils, die Herbeischaffung des verlangten Vorraths.

Zu gleicher Zeit schickte er einen dienenden Bruder, Namens Anton Bosio, nach Kandia,

um

um eine Ladung Wein holen zu lassen, und ließ zugleich von dem Guvernör die Erlaubniß auswirken, fünfhundert Mann Truppen auf der Insel ausheben zu dürfen. Das erstere geschah ohne Mühe, allein das leztere fand große Schwierigkeit. Aus Furcht vor Soliman verweigerte der Guvernör nicht nur diese Erlaubniß, sondern ließ auch öffentlich bei großer Strafe allen Einwohnern verbieten, sich von dem Abgesandten des Ordens anwerben zu lassen. Allein Vosio, ein verschmizter durchtriebner Kopf, ließ die Rekruten als verkleidete Kaufleute und Matrosen auf die Schiffe bringen, und führte das Vorhaben glücklich aus. Villiers von l'Isle Adam.

Einen noch weit wesentlicheren Dienst erwies er aber dem Orden bei dieser Gelegenheit dadurch, daß er einen sehr vortreflichen Ingenieur, Namens Gabriel Martinengo, der die Aufsicht über die Festungswerke in Kandia hatte, für die Dienste des Ordens gewann. Der Guvernör wollte ihn zwar nicht entlassen. Allein Vosio fand Mittel, ihn glücklich nach Rhodus zu entführen. Dieser verdienstvolle Offizier war es, dem Rhodus nachher bei der Belagerung so wichtige Dienste zu danken hatte. Er ward zu Rhodus mit großer Freude aufgenom-

Villiers von l'Isle Adam.

men und erhielt von dem Großmeiſter die auszeichnendſten Beweiſe von Zutrauen und Achtung, und wurde von ihm mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Das erſte, was er ihm auftrug, war die Beſichtigung und Verbeſſerung der Feſtungswerke, die nun der Angabe Martinengo's gemäß noch beträchtlich vermehrt und verſtärkt wurden.

Während Villiers ſolche Vorkehrungen zu Rhodus treffen ließ, fertigte er auch Geſandte an alle Chriſtliche Höfe ab, um ſich ihres Schuzes und ihres Beiſtandes zu verſichern. Allein die meiſten dieſer Fürſten, zu Hauſe ſchon in verheerende Kriege verwickelt, vertröſteten ihn mit leeren Freundſchaftsverſicherungen, und der Papſt ſelbſt, von Kaiſer Karl V ganz abhängig, konnte bei all ſeinem guten Willen eben ſo wenig etwas zur Unterſtüzung des Ordens thun. Von aller äuſſeren Hülfe verlaſſen, ſezte Villiers ſeine einzige Zuverſicht auf die unverdroſſene Tapferkeit ſeines kleinen Heeres, und die Hülfe des Himmels, und verdoppelte nun ſeine Anſtrengung und ſeine Wachſamkeit,

um

um ſich von dem Feinde nicht unvorbereitet finden zu laſſen. Villiers von l'Isle Adam.

Die Anzahl der Truppen, mit welchen er die Inſel gegen eine unüberſehbare Menge von Feinden zu vertheidigen übernahm, belief ſich, ungefähr auf viertauſend fünfhundert Mann Soldaten, und ſechshundert Ritter. Um ſich der Zahl nach wenigſtens, einigermaßen zu verſtärken, ließ er auch die Einwohner bewaffnen, und errichtete aus ihnen einige Kompagnieen, den Rhodiſiſchen Kapern vertraute er die Bedeckung des Hafens. Landleute und Sklaven gebrauchte er, um Schanzen aufzuwerfen und Gräben zu machen. Er ließ den Hafen mit einer doppelten Kette verſchlieſſen, am Wall des Nikolausthurmes, um das Annähern der feindlichen Galeeren zu hindern, einige Schiffe verſenken, die Mauern mit zahlreichem Geſchüz bepflanzen, die Baſteien und Wälle mit Feuertöpfen und großen Steinen verſehen um ſie auf die Stürmenden zu werfen, und alle mögliche Kriegsinſtrumente herbeiſchaffen. Ritter und Soldaten, Bürger und Offiziere, ſelbſt Prieſter und Mönche boten freiwillig zu allen Arbeiten die Hand und nahmen mit gleichem Eifer an dieſen Zurüſtungen

Villiers von l'Isle Adam.

Antheil. Die Beſatzung wurde unter dem Kommando der vorzüglichſten Ritter in die verſchiedenen Quartiere zertheilt. Auch beſtimmte Villiers vier Großkreuzritter dazu, mit ihren Kompanieen denjenigen Oerdern zu Hülfe zu kommen, die am heftigſten angegriffen würden, um die Verwundeten und Getödteten zu erſezen. Der erſte dieſer Kapitaine war unglücklicherweiſe der verrätheriſche Amaral, von deſſen feindſeligen Abſichten man damals noch nicht das geringſte ahndete.

Inzwiſchen war es den Türken durch die ſchändlichſte Verrätherei gelungen, einen Rhodiſer in ihre Gewalt zu bekommen, von dem ſie nun Nachrichten von der gegenwärtigen Lage der Stadt Rhodus einzuziehen ſuchten. Da ſie den Gefangnen nicht durch Verſprechungen bewegen konnten, ſein Vaterland zu verrathen, ſo zwangen ſie ihn endlich durch eine grauſame, mehrere Tage lang fortgeſezte, Folter zum Geſtändniß. Soliman, der nur eine ſolche Erkundigung noch abgewartet hatte, gab nun ſeiner Armee ſogleich Befehl zum Aufbruch.

Villiers von l'Isle Adam.

Dreißig Galeeren, welche den Vortrab der Türkischen Armee ausmachten, versuchten zuerst eine Landung auf der Insel Lango, wurden aber mit Verlust zurückgetrieben. Der Guvernör dieser Insel hörte von den Gefangnen, die er bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, daß diese Galeeren bestimmt seien, vereinigt mit der ganzen Türkischen Flotte, gerade auf Rhodus loßzugehen. Er schickte also sogleich einen Abgeordneten an den Großmeister ab, und ließ ihn um die Erlaubniß bitten, nach Rhodus kommen und an der Vertheidigung dieser Insel Antheil nehmen zu dürfen. Der Großmeister, dem jezt jede Vermehrung seiner Mannschaft sehr wichtig war, nahm nicht nur ihn mit Vergnügen auf, sondern zog auch den größten Theil der Einwohner der übrigen Ordensinseln, und vorzüglich der von Nizzaro, in der Hauptstadt zusammen; überzeugt daß es bei dieser Belagerung einzig darauf ankomme, die Hauptstadt zu retten, und, wenn nur dies gelänge, die übrigen Inseln des Ordens ohne Mühe behauptet werden könnten. Diese neue Mannschaft, mit einem gehörigen Vorrath von Lebensmit-

Villiers von l'Isle Adam.

teln verſehen, vertheilt er in die Schlöſſer und andre Feſtungen auf der Inſel. Die muthigſten Ritter übernahmen das Kommando darüber, und erhielten Befehl, ſich gegen den anrückenden Feind ſo lange als möglich zu vertheidigen, um den Angriff auf die Hauptſtadt aufzuhalten.

Endlich erſchien die ganze Türkiſche Flotte, vierhundert Seegel ſtark, auf der Höhe von Rhodus. Die Landarmee, welche ſie mit ſich führte, beſtand aus 140000 Mann. — Sobald der Feind wirklich in der Nähe war, verließ der Großmeiſter ſeinen Pallaſt, und nahm ſein Quartier in der Nähe der Marienkirche, um deſto ſchneller an denjenigen Poſten gegenwärtig zu ſein, denen der erſte Angriff drohte.

Dreizehn Tage lang verhielten ſich die Türken ganz ruhig, und waren bloß damit beſchäftiget, ihre Truppen von Lycien nach Rhodus überzuſchiffen und ihr ſchweres Geſchüz, nebſt dem Mund- und Kriegsvorrath den ſie mit ſich gebracht hatten, ans Land zu ſchaffen. Sobald dieſes geſchehen war, hielten die Offiziere Kriegsrath: ob man zuerſt die feſten Schlöſſer angrei-

fen

fen oder lieber gleich auf die Hauptſtadt loßgehen ſollte? Ein großer Theil ſtimmte für das erſtere, weil ſie ſonſt durch immerwährende Beunruhigungen von dieſen kleinen Plätzen bei ihrem Angriff auf die Hauptfeſtung würden unterbrochen werden. Der Großvezier entſchied aber, auf Peri's Rath für das erſtere, und es wurde alſo ſogleich mit der Belagerung der Hauptſtadt der Anfang gemacht. Villiers von l'Isle Adam.

Die Laufgräben wurden geöffnet, und eine Batterie ward nahe an der Stadt aufgeworfen. Allein die Kanonenkugeln aus der Stadt vernichteten ſie bald wieder, und zerſchmetterten alles, was ſich in der Ebene ſehen ließ. Die Ritter machten häufige Ausfälle, bei welchen viele Türken umkamen, verjagten die Feinde aus den Laufgräben, und zerſtörten ihre Arbeiten. Die Türken öffneten neue Laufgräben, errichteten neue Batterieen; aber die Ritter beſtürmten ſie mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer, welches nicht eher ruhte, bis auch dieſe Batterieen, obgleich mit Schuzwehr und Schanzkörben gedeckt, wieder zerſtört waren. Was die Kanonen verſchont hatten, rieb das Schwert auf. Täglich fielen neue Gefechte vor, und

die

Villiers von Isle Adam.

die Ritter thaten keinen einzigen Ausfall, wo nicht der ganze Schwarm von Türken, welche die Laufgräben überschwemmt hatten, bis auf den lezten Mann niedergemacht wurde.

Die Türkischen Soldaten, von jeher gewohnt, aus dem ersten Treffen Vorbedeutungen zu ziehen, fiengen schon an, sich mit Schrecken und Angst die schlimmsten Folgen für die Zukunft zu weissagen. Die Janitscharen, und selbst ihre Offiziere, fanden die Tapferkeit der Ritter so sehr über der Beschreibung, welche man ihnen davon gemacht hatte, daß sie schon laut klagten, gegen so furchtbare Krieger ins Feld geschleppt worden zu sein. Ueberdies lag, durch die Vorsicht des Großmeisters, die ganze Insel verödet, von allen ihren Einwohnern verlassen, von Lebensmitteln und Fourage entblößt, und die Türkischen Soldaten durften es nicht wagen, Fouragirens halber sich von der Armee zu entfernen, ohne auf feindliche Parteien zu stoßen, die aus den Festungen der Insel hervorstürzten, oder sich in einem Hinterhalt versteckt hielten, und alles was ihnen in die Hände fiel, ohne Barmherzigkeit niedermachten.

Ein

Ein so mühseliger und blutiger Krieg, die unüberwindlichen Festungswerke des Orts, das ununterbrochene Kanonenfeuer der Ritter, ihre häufigen Ausfälle, der geringe Vorrath von Lebensmitteln, die erst übers Meer herbeigeschaft werden mußten und eben deßhalb nur sehr sparsam ausgetheilt wurden, so wenig Hoffnung Beute zu machen, in Abwesenheit des Sultans so wenig Aussicht auf Belohnungen, endlich das wenige Zutrauen zu dem jungen, in der Weichlichkeit des Serails aufgewachsnen General — alles dies erweckte Mißvergnügen bei der Armee, das zulezt in ein allgemein lautes Murren und in offenbare Verschwörung ausbrach. Wenn eine Attaque geschehen oder ein Ausfall zurückgetrieben werden mußte, geschah es nie ohne die strafbarste Widersezlichkeit. Der Soldat geberdete sich, als gienge er, statt des Sieges, der unvermeidlichen Sklaverei oder dem Tod entgegen. Die Furcht erstickte zulezt ganz den Gehorsam, und machte ihn taub gegen alle Befehle seines Feldherrn. Villiers von l'Isle Adam.

Peri, dem Soliman insgeheim den Auftrag gegeben hatte, ihm von allem, was bei der Be-

Villiers von l'Isle Adam.

lagerung vorfallen würde, die pünktlichſte Nachricht zu ertheilen, glaubte ſich endlich verpflichtet, dem Sultan die Muthloſigkeit ſeiner Armee zu entdecken. Er ſchrieb ihm alſo, und verſicherte ihn zugleich, daß nur ſeine perſönliche Gegenwart fähig wäre, den Saamen der Rebellion zu zerſtreuen und den geſunkenen Muth der Soldaten wider aufzurichten. Unerachtet der Bitten und der Warnungen ſeines Divans, ſich doch nicht ſelbſt der Gefahr auszuſezen, beſchloß gleichwol Soliman, für den Ruhm ſeiner Waffen mehr als für ſein Leben beſorgt, ſich ohne Zeitverluſt zur Armee zu begeben, und machte ſich mit einem Gefolge von fünfzehntauſend Mann ſchleunigſt auf den Weg.

Während er mit ſeinem Sukkurs unterwegs war, hätte ein gemeines Türkiſches Weib, das bei einem Bürger zu Rhodus als Sklavin diente, beinah ſeine Hülfe entbehrlich gemacht. Da ſie täglich ihre Glaubensgenoſſen im Kampfe mit den Rittern unterliegen ſah, ſo beſchloß ſie, entweder durch Religionseifer getrieben oder durch die Hoffnung ihrer Befreiung angelockt, die vornehmſten Gegenden der Stadt zu gleicher

Zeit

Zeit in Brand zu ſtecken, um durch dieſe Diver- Villiers von l'Isle Adam.
ſion den Türken den Angriff zu erleichtern. Weil ſie aber dieſen verderblichen Plan, der an einem Tage mehr geſchadet und ſchneller als eine Armee von hundert tauſenden die Feinde zum Ziel geführt haben würde, nicht allein ausführen konnte: ſo theilte ſie ihn verſchiedenen andern Sklaven ihres Glaubens mit, die durch gleiche Beweggründe geleitet mit ihr das Komplot eingiengen. Sie fand endlich Mittel, ihre Abſicht auch den Türkiſchen Generalen zu entdecken, und mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Stunde und der Ort, wo das Feuer ſollte angelegt werden, war ſchon verabredet und die Maßregeln ſo gut getroffen, daß Rhodus ohne Rettung verloren geweſen wäre. Zum größten Glück entwiſchte einem der Sklaven das Geheimniß. Sie wurden darauf ſogleich alle in Verhaft gezogen, und auf der Folter zum Geſtändniß der Verſchwörung gebracht. Die Urheberin ſelbſt läugnete zwar ſtandhaft, und ertrug die fürchterlichſten Martern ohne etwas zu geſtehen; da ſie aber durch ihre Mitſchuldigen überwieſen wurde, ward ſie, ihres Läugnens

uner-

Villiers von l'Isle Adam.

unerachtet, auf der Stelle aufgeknüpft. Ihre Mitverschwornen wurden geviertheilt, und ihre Glieder an verschiednen Gegenden der Stadt zur Warnung für die übrigen Sklaven aufgehängt.

1522 d. 28 Jul.

Der Donner der Kanonen, das Schmettern der Trompeten und Trommeln, und der Freudenschall der Instrumente verkündigte jezt im Türkischen Lager die Ankunft des Großsultans. Seine Gegenwart erstikte das Murren der Soldaten, und erfüllte die Aufrührer mit Bestürzung und Furcht. Er erklärte, daß er nur gekommen sei, die strafbaren Rebellen zu züchtigen, und jeden zehnten Mann der widerspenstigen Armee aufhängen zu lassen. Ohne Waffen mußte die ganze Armee erscheinen, umringt von den fünfzehntausend Mann, welche ihn begleitet hatten. In der ganzen Furchtbarkeit seiner Despoten-Majestät, bestieg Soliman einen Thron. Verderben blizte aus seinen drohenden Blicken, ein vernichtendes Schweigen erschütterte die bebenden Verbrecher. „Könnte ich mit euch als „mit Soldaten sprechen," unterbrach er endlich diese schreckliche Stille: „so hättet ihr bewaffnet „hier erscheinen dürfen! Aber ich spreche mit

„sol-

„feigen Sklaven, die wie Weiber das Geschrei
„der Feinde fürchten; solche Unwürdige entehren
„meine Waffen! Ein kleiner Widerstand hat
„euch so muthlos gemacht? Was erwartetet ihr
„denn hier? Glaubtet ihr denn, daß die Ritter,
„noch feiger als ihr, bei eurer bloßen Ankunft
„die Waffen wegwerfen und sich euch zu Sklaven
„ergeben würden? Es ist Zeit, euch diesen lä-
„cherlichen Irrthum zu benehmen. Wisset also,
„daß wir es mit Feinden zu thun haben, die
„jeden Fuß breit ihres Landes mit Löwenmuth
„vertheidigen, und daß nur diese Tapferkeit es
„ist, welche sie würdig macht, von mir bekämpft
„zu werden! Von euch feigen weibischen See-
„len soll ich hier meinen Sieg erwarten? Von
„euch, die ihr den Feind fliehet, ehe ihr ihn ge-
„sehn habt? Von euch, die nur das Meer
„von einer allgemeinen Flucht abgehalten hat?
„Aber ich werde eurer Feigheit den verdienten
„Lohn geben, ich werde euch an schrecklichen Beispie-
„len zeigen, daß ihr durch eure Flucht dem Tod nicht
„entrinnen könnet!“ Plözlich standen hier auf
seinen Wink die fünfzehntausend Mann mit ge-
zogenen Schwertern vor der Armee, um eine

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

lige Niederlage unter ihnen anzurichten. Niedergestürzt auf ihre Kniee, flehten die Unglücklichen den strengen Richter um Schonung ihres Lebens und versprachen, an den gefahrvollsten Stellen des Schlachtfelds ihren Ungehorsam mit ihrem Blute zu versöhnen. Peri und die andern Generale nahten sich ehrfurchtsvoll seinem Throne und baten um Gnade für sie. „Auf „eure Fürbitte," sagte endlich Soliman, „will „ich die Strafe der Verbrecher aufschieben! Sie „mögen suchen, sich vor den Basteien und Verschanzungen der Feinde Verzeihung zu verdienen!"

Der Eindruck, den dieser Auftritt gemacht hatte, brachte einen ganz andern Geist unter die Türkischen Truppen. Alles bemühte sich, die Schande der vorigen Feigheit wieder abzuwaschen. Soldaten und Schanzgräber minirten Tag und Nacht, von starken Wachen bedeckt. Der Großmeister konnte die Arbeiter nicht mehr angreifen, ohne seine tapfersten Soldaten daran zu wagen. Er stellte also, um seine Leute zu schonen, die Ausfälle ein, und die Feinde konnten nun ihre Arbeiten ungehindert fortsezen.

Sie

Sie thürmten jezt Batterieen auf Batterieen, und beſtürmten die Stadt mehrere Tage lang mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer. Villiers von l'Isle Adam

Schon machten ſie ſich Hoffnung die, Feſtungswerke in kurzem zerſtören zu können, als ſie durch den jüdiſchen Arzt benachrichtiget wurden, daß ihre Kanonen kaum die Schießſcharte der Mauern berührten. Er ſezte noch hinzu: die Ritter könnten von dem Johannisthurm aus alles entdecken, was in dem Lager und in den umliegenden Gegenden vorfiele, und es würde ihnen ſogar leicht ſein, wenn ſie nur einige Stücke auf dieſem Thurm aufpflanzen wollten, dem Sultan ſelbſt, wenn er auf Beſichtigung der Arbeiten ausgienge, mit einer Kugel das Leben zu nehmen. — Dieſe Nachricht bewog ſie, ihre Batterieen zu ändern, und unter andern auch eine gegen den beſagten Johannisthurm zu richten, welche ihn bald zu Boden ſtürzte.

Die Stadt Rhodus war aber unter ihren Feſtungswerken und Verſchanzungen ſo gut als vergraben, und den Angriffen der Belagerer ganz entzogen. Die Türken ſahen ſich alſo genö-

Villiers de l'Isle Adam.

um sie angreifen zu können, zwey Bollwerke aufzurichten, die über die Mauern der Stadt emporragten, und die Basteien derselben beherrschten. Der General ließ also mehrere Tage hindurch Erd' und Steine durch seine Soldaten und Schanzgräber zusammenschleppen, und sie zwischen den sogenannten Spanischen und Auvergnischen Posten, der Italienischen Bastei gerade gegenüber, aufthürmen. Eine unglaubliche Menge Soldaten verloren bei diesen Arbeiten ihr Leben durch die feindlichen Kugeln, weil beide Plätze ganz frei dem Kanonenfeuer der Festung ausgesezt waren. Allein Mustapha, der nun seine größte Hoffnung auf diesen Angriff baute, schonte nichts, seinen Plan durchzusezen; und endlich stiegen doch hier zwei Hügel empor, welche zehen bis zwölf Fuß über die Mauern emporragten, und von welchen aus die ganze Stadt beschossen werden konnte.

Der Teutsche Posten wurde nun zuerst angegriffen. Die Türken richteten mehrere Batterieen wider die Mauer, und man fürchtete schon, daß sie der Gewalt der Kanonen nicht

lange

lange widerstehen könnte, weil sie nicht mit Villiers von Isle Adam.
Erde verschanzt war. Allein der Großmeister
ließ sie sogleich von innen, durch Erde, Balken
und Reiser unterstützen und die Batterieen
der Türken, welche von seinem Pallaste aus
übersehen werden konnten, mit einem so nach-
drücklichen Kanonenfeuer bestürmen, daß sie in
kurzem samt ihren Schanzkörben und Brustwehr-
len zusammen stürzten. Auf Befehl des Türki-
schen Feldherrn wurden zwar sogleich andre
Batterieen errichtet; allein bloß um dasselbe
Schicksal zu erfahren. Alles wurde von den
Kanonen der Festung niedergeschmettert, wäh-
rend die Kugeln der Türken aus Unerfahrenheit
ihrer Artilleristen, welche es nicht verstanden
aus einem erhabenen Ort in die Tiefe zu schie-
ßen, immer in gerader Linie über die Mauer
wegflogen und ihre Wirkung ganz und gar
verfehlten.

Nach einem so schlechten Erfolg des Angriffes
von dieser Seite, ließ der Bascha die die Bat-
terieen gegen den Nikolausthurm richten. Al-
lein hier war er eben so glücklich; seine Kanonen
blieben ohne Wirkung und wurden von den feind-

Villiers von l'Isle Adam.

lichen unbrauchbar gemacht. Um nun durch die Geschicklichkeit der feindlichen Kanoniere nicht in doppeltem Nachtheil zu stehen, kam er endlich auf den Einfall, sein Geschüz nur des Nachts aufzupflanzen, den Tag über hingegen samt den Schanzkörben es in dem Sand verdeckt zu halten. Dieser Plan gieng glücklich von statten. Nachdem er auf diese Art einige Nächte hindurch die Westseite des Thurms hatte beschießen lassen, stürzte die Mauer des ganzen Viertels in den Graben. Nun triumphirten schon die Türken, und hofften, in kurzem Meister dieses Plazes zu sein. Allein ihre Freude ward schnell vereitelt, da ihnen der anbrechende Morgen eine neue mit einem Erdwall verschanzte und mit einer Brustwehr versehene Mauer, hinter der eingestürzten, zeigte, welche durch eine zahlreiche Artillerie gedeckt, noch unzugänglicher als die erste war. Soliman, der von diesen Schwierigkeiten schon durch das Beispiel der vorigen Belagerung belehrte und nun noch mehr den eigenen Augenschein überzeugt war, ließ also diese Attaque aufheben.

Auf

Auf seinen Befehl richtete nun Mustapha den Angriff auf die vorzüglichsten Basteien der Hauptfestung. Eine unglaubliche Menge von Kanonen bestürmten dieselben, einen ganzen Monat lang, Tag und Nacht. — Die Englische Bastei ward stark beschädiget; die neue Mauer, womit man sie zulezt hatte umgeben lassen, stürzte zusammen. Indeß widerstand die ältere Mauer unerschüttert allen Stürmen, und der Großmeister eilte selbst mit fünfzig Rittern, welche er in diese Bastei verlegte, dem beschädigten Plaz zu Hülfe. — Noch mehr litt die Italienische Bastei. Das unausgesezte Feuer von siebzehn schweren Kanonen hatte fast die ganze Mauer niedergeworfen, und es war zu befürchten, daß die Belagerer hier einen Hauptsturm wagen möchten. Dieser Gefahr zuvorzukommen, ließ Villiers, auf Martinengo's Rath, zweihundert Mann, von zwei Offizieren angeführt, einen Ausfall thun, und gewann dadurch Zeit, neue Vorbaue und Verschanzungen hinter der Bresche anzulegen. Seine Soldaten stürzten mit bewaffneter Faust in die Laufgräben, überfielen die Türken, hieben nieder was sie erreichen

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

konnten, jagten die übrigen in die Flucht, und verschütteten einen großen Theil der Laufgräben. Die Türken eilten wüthend herbei, die angreifenden zurückzutreiben. Da sie aber durch eine offne Gegend mußten, die dem Kanonenfeuer der Stadt ausgesezt war, blieb eine große Menge von ihnen auf dem Plaze und die Christen erreichten unter dem Schuze eines unaufhörlichen Kugelsturms ihrer Brüder, die Festung ohne beträchtlichen Verlust. Während dieses Scharmüzels hatten die Ritter, unter Martinengo's Anleitung, um die Bresche zu decken, Zwerchwälle und Retiraden angelegt, und durch ihre Kanonen alle Maschinen und Belagerungswerke der Türken vor diesem Plaze zerstört.

Allein aller Widerstand der Christen und alles Unglück ihrer Feinde konnte doch den Belagerten keine entscheidende Verbesserung ihrer Lage verschaffen. Die unübersehbare Anzahl von Türken, welche die Insel überschwemmt hatten, schien durch keine Niederlage vermindert, die ungeheure Menge ihres Geschüzes durch keinen

Ver-

Verluſt geſchwächt. Mit gleicher Kraft erneu- Villiers von
erten ſie nach jeder Niederlage ihre Angriffe, und l'Isle Adam.
zerſtörten oft in einer Stunde, was die kleine-
re Anzahl der Belagerten kaum in mehreren
Tagen herſtellen konnten. Zum gröſsern Unglück
fand man nun auch der Pulvervorrath in der Fe-
ſtung ſo klein, daſs man fürchten muſste, bald
Mangel daran zu leiden. Dies war Amarals
Werk, der verrätheriſcher Weiſe, bei der ihm
aufgetragenen Beſichtigung dieſes Vorraths, ihn für
hinreichend ausgegeben hatte. Indeſſen war
die Vorſicht und Geiſtesgegenwart des Groſsmeiſters
dieſem Mangel zuvorgekommen. Ein beträchtlicher
Vorrath von Salpeter, den er in Bereitſchaft
gehalten hatte, wurde nun zu Pulver verarbeitet.
Gleichwohl muſste man auch mit dieſem neuen
Vorrath ſehr haushälteriſch umgehen und das
Artilleriefeuer ſparſamer einrichten, um bei dem be-
vorſtehenden Hauptſturm nicht durch Pulver-
mangel an einem tapfern Widerſtand gehindert zu
werden. — Die Ritter hatten zwar bisher bei al-
len Ausfällen geſiegt alle Angriffe glücklich zu-
rückgeſchlagen, und eine unglaubliche Menge
von Feinden erlegt. Allein alle dieſe Vortheile

Villiers von l'Isle Adam.

waren doch auch mit einem bald mehr bald min-
der beträchtlichen Verluſt von ihrer Seite ver-
bunden geweſen, und ein Mann war für ſie ein
weit gröſſerer Verluſt, als für die Türken zehen der ihrigen. Villiers mußte deshalb äuſſerſt ſchonend mit ſeiner Mannſchaft zu Werke gehen; die Feſtung durfte nicht mehr viele ihrer Vertheidiger verlieren, ohne ſchnell ihrem Untergang entgegen zu eilen. Er ſuchte alſo jezt die Belagerung nur in die Länge zu ziehen, um den Winter zu gewinnen, in der Hoffnung, daß die Türken alsdenn, allem Anſehn nach, die See nicht länger würden behaupten können.

Ungeduldig über die langſamen und unbedeutenden Fortſchritte, welche er bisher durch ſein Kanonenfeuer gemacht hatte, beſchloß nun Soliman, den Angriff zu ändern, und Anſtalten zum Beſtürmen der Feſtung zu treffen. Er ließ alſo durch eine unzählige Menge von Schanzgräbern Schutt und Steine herbeiſchaffen, und die Gräben ausfüllen. Andre von den Schanzgräbern waren an mehreren Stellen zugleich beſchäftiget, Minen zu graben, und zwar ſo, daß jede derſelben ihren Lauf nach der entgegen

gegengesezten Bastei nahm. Diese Minen waren so künstlich angelegt, daß die auseinander laufenden Aeste derselben sich alle in einander verflochten, und um eine beste stärkere Wirkung zu thun, alle nach derselben Gegend zu liefen. Allein auch diese Bemühungen wurden durch die Wachsamkeit und kluge Vorsicht der Ritter vereitelt. Der Schutt, welchen die Türken den Tag über in die Gräben hineingeschafft hatten, wurde des Nachts durch die Belagerten wieder herausgeräumt, und ihre Minen, durch Martinengo's Schlauheit entdeckt, wurden unbrauchbar gemacht, die Minirer mit Granatenkugeln aus einander getrieben und die in diesen unterirdischen Gängen befindlichen Türken durch hineingeworfene Pulverfässer erstickt oder verbrannt. Villiers von l'Isle Adam.

Aller angewendeten Mühe unerachtet, konnte man es aber doch nicht verhindern, daß die Belagerer zwei andre Minen bis unter die Englische Bastion trieben, die eine so gewaltsame Wirkung hervorbrachten, daß mehr als sechs Toisen von der Mauer einstürzten, und den Graben mit ihren Trümmern ausfüllten. Schon war die Bresche so weit, und die Man-

Villiers von l'Isle Adam.

er ſo leicht zu erſteigen, daß mehrere Bataillone von Türken, die nur auf den Erfolg der Mine gelauert hatten, ſich augenblicklich zum Anlauf bereit machten, und, den Säbel in der Hand, mit tumultuariſchem Geſchrei, Sturm liefen. Sie erkletterten auch wirklich die Baſtei, pflanzten daſelbſt ihre Fahnen auf, und würden ſich gewiß davon Meiſter gemacht haben, wenn nicht ein Zwerchwall von innen ſie noch aufgehalten und dadurch den Rittern Zeit gegeben hätte, ſich von ihrer Beſtürzung zu erholen. Kaum war aber die Betäubung des erſten Schreckens, welchen die zerplazende Mine und der krachende Einſturz der Mauer verurſacht hatte, vorüber, ſo ſtürzten die Ritter dem Feind Schaarenweis entgegen, und beſtürmten ihn mit einem Hagel von Steinen, Granaten und Flintenkugeln. Der Großmeiſter kniete eben, den Himmel um ſeinen Beiſtand anzuflehen, am Altar der nahen Kirche, als die Mine loßging. Schnell ſprang er auf, ergriff eine Pike und eilte nach der Baſtion. Muthig ſchwang er ſich hinauf, hieb wüthend auf die Türken ein, zerſtreute und ermordete was ſich zu widerſezen wagte, riß

die

die feindlichen Fahnen weg, und bemeisterte sich wieder der Bastion. Mustapha, der aus dem Laufgraben die Flucht der Seinigen gewahr wurde, eilte ihnen mit gezücktem Schwert entgegen, streckte die ersten Flüchtlinge zu Boden, um den übrigen zu zeigen, daß sie eben so wenig Sicherheit auf der Flucht als bei den feindlichen Kugeln auf der Bresche zu erwarten hätten, und stürzte, schäumend vor Wuth, selbst auf den Feind loß. Furcht und Schaam fesseln die die Fliehenden, betäubt folgen sie ihm. Das Gefecht erneuert sich, und wird von beiden Seiten gleich hartnäckig. Steine, Granaten, Flintenkugeln, Feuertöpfe hageln auf die Köpfe der Türken herab. Sie verlassen endlich die Bresche und drehen der Festung den Rücken zu. Umsonst verschwendet Mustapha Drohworte und Versprechungen; alles weicht, alles flieht. Aber der Tod, den sie in der Schlacht fürchteten, holt sie auf der Flucht ein. Ein unaufhörliches Kanonenfeuer, von mehreren Plätzen der Festung auf sie gerichtet, zerschmetterte ihrer eine unglaubliche Menge; und man zählte bei 3000 Türken, die bei dieser Gelegenheit ihr Leben eingebüßt hatten!

Villiers von l'Isle Adam.

Von

Villiers von l'Isle Adam.

Von nun an war beinah kein Tag mehr, an welchem nicht neue Auftritte vorgefallen wären. Die Türkischen Generale strengten alle ihre Kräfte an, und schonten gar nichts, um ein Unternehmen durchzusezen, über dessen Verzögerung Soliman anfieng ungeduldig zu werden. Allein die Ritter, in keiner Gefahr muthlos, bei keiner Aufopferung verdrossen, vereitelten alle ihre Mühe. Ihre Angriffe wurden immer mit gleich tapferm Widerstand zurückgeschlagen, und bei jeder Gelegenheit verloren sie eine unzählige Menge ihrer muthigsten Streiter.

Natürlicherweise mußten diese verunglückten Versuche auf die Gemüther der Janitscharen, die sich dabei unbarmherzig aufgeopfert sahen, den widrigsten Eindruck machen. Schon hörte man wieder lautes Murren gegen eine Unternehmung, welche Tag für Tag ihren tapfersten Gefährten das Leben kostete. Mustapha, dem es längst vor Solimans Zorn bangte, fürchtete um so mehr, wenn diese Klagen vor die Ohren des Sultans kämen, daß dieser ihn wegen des schlechten Erfolgs zur Verantwortung ziehen würde. Er beschloß also, einen entscheidenden

Schritt zu wagen, und in einem neuen Sturm auf die englische Bastei entweder Herr der Festung zu werden oder unter ihren Mauern den Tod zu suchen. Diesen Entschluß theilte er dem Bascha Achmet mit, der auf der entgegengesezten Seite bei den Spanischen und Auvergnischen Posten kommandirte. Sie kamen überein, daß Achmet, zu gleicher Zeit da Mustapha die Engländische Bastei angreifen würde, seine Minen anzünden und einen Sturm auf die Bresche unternehmen sollte, um die Macht der Belagerten zu theilen. Villiers von l'Isle Adam.

Diesem Plan gemäß rükte Mustapha mit fünf Bataillonen gegen die Bastei an. Seine Truppen, durch seine Gegenwart und durch sein Beispiel angefeuert, klimmten kühn an den Trümmern der Mauer empor, und öffneten sich mit bewundernswürdiger Entschlossenheit einen Weg durch die Bresche. Ungeachtet des lebhaften Feuers, das ihnen entgegenstürmte, drangen sie bis zu den innern Verschanzungen durch, und pflanzten da einige Fahnen auf. Allein plözlich sprangen nun die Engländischen Ritter hinter ihren Verschanzungen hervor, und machten d. 17 Sept.

ten

Villiers von l'Isle Adam.

ten einen wüthenden Angriff, dem die Stürmenden nicht widerstehen konnten. Bald sahen sich die Türken genöthiget, die Bresche wieder zu verlassen und sich zurückzuziehen. Aber nun erschien Mustapha mit neuen Truppen und führte sie noch einmal zur Schlacht. Er selbst, mit dem Schwert in der Hand voran, öffnete ihnen wieder einen Weg zum Vorrücken. Allein das Kanonenfeuer aus der Festung bestürmte die Angreifenden mit so glücklichem Erfolg, daß sie, der Drohungen ihres Anführers unerachtet, schleunigst die Flucht ergriffen.

Achmet war auf seiner Seite nicht glücklicher, gewesen. Die eine seiner Minen unter dem Auvergnischen Posten war schon untauglich gemacht worden, und blieb also ganz ohne Erfolg. Die andre unter dem Spanischen Posten hatte zwar ungefähr zwei Toisen an einem Vorwerk eingestürzt, und die Türken machten Anstalten, sich der Oeffnung zu bemeistern; allein ein Korps Spanischer Ritter stellte sich ihnen entgegen, und die Artillerie der Auvergnischen Bastei richtete unter den dichten Janitschaarenhaufen eine so große Niederlage an, daß sie gezwungen wa-

ren,

ren, eilends ihr Heil hinter ihren Verschanzungen zu suchen. Villiers von l'Isle Adam

Dieser einige Tag hatte dem Sultan wieder 3000 Mann gekostet, ohne daß damit nur ein Schritt vorwärts gewonnen war. Solcher blutigen nichts entscheidenden Auftritte überdrüßig und müde des langsamen Fortschritts seiner Waffen, versammelte Soliman einen Kriegsrath, und beschloß einen Generalsturm zu wagen. Um seine Soldaten zu desto größerem Eifer aufzumuntern, versprach er ihnen die Plünderung der Stadt, wenn es ihnen gelingen würde, sie mit stürmender Hand einzunehmen.

Ehe der Sturm selbst eröffnet wurde, beschossen die Türken zwei ganzer Tage lang die Engländische und Spanische Bastei, den Provenzer Posten, und den Italienischen Wall, um die Breschen zu erweitern. Der Großmeister traf indessen von seiner Seite auch alle mögliche Anstalten. Noch in der Nacht vor dem Sturm besuchte er selbst alle Quartiere der Stadt, und ermunterte zugleich seine Truppen durch die eindringendsten Vermahnungen, standhaft für die Ehre ihrer Religion und das Leben ihrer Mit-

Villiers von l'Isle Adam.

bürger zu kämpfen und lieber den Tod als eine schimpfliche Sklaverei zu wählen. Gerührt durch seine väterliche Erinnerungen, stürzten sich Bürger und Ritter, Griechen und Lateiner, mit thränendem Auge in die Arme, und schwuren sich Treue bis in den Tod bei dem Kreuze des ewigen Ueberwinders.

d. 24 Sept.

Mit anbrechendem Morgen verdoppelten die Türken ihre Batterieen, vorzüglich gegen die anzugreifenden Posten, nicht sowol um die Breschen zu erweitern, als um, durch den Pulverdampf der Kanonen eingehüllt, ungesehen vom Feinde anrücken zu können. Von vier verschiedenen Seiten ward der Sturm eröffnet. Mit bewundernswürdiger Entschlossenheit wurde der Angriff gemacht; noch nie hatten sich die Janitscharen während dieser ganzen Eroberung muthiger gezeigt, als hier, wo sie im Angesicht ihres Sultans stritten. Aber mit eben so ausgezeichnetem Muthe wurde auch die Festung vertheidiget. Von allen Seiten sah man Beweise von der Unerschrockenheit der Ritter und von der Bereitwilligkeit ihrer Soldaten. Einige gossen siedendes Oel und brennendes Pech auf die Hin-

auf-

aufkletternden, andre rollten ungeheure Felsenmassen auf sie herab und durchbohrten sie mit ihren Piken. Der heftigste Auftritt war bei der Engländischen Bastei, welche als der schwächste Ort am heftigsten bestürmt und am besten vertheidiget wurde. Die Gegenwart des Großmeisters auf der einen Seite belebte die Christen mit Muth und Festigkeit, die Hoffnung einer glänzenden Beute von der andern Seite flößte den feindlichen Kriegern verzweiflungsvolle Kühnheit ein. Mitten durch eine Wolke von Kugeln Pfeilen Wurfspiessen und Steinen steigen die leztern beherzt auf den Trümmern der Mauer empor, und dringen zum Theil bis an den Wall vor. Eben so muthig stehen die Ritter ihnen entgegen, stürzen sie samt ihren Sturmleitern herab in den Graben, und richten mit ihren Kanonen ein so entsezliches Blutbad unter ihnen an, daß die bestürzten Türken schon bereit sind, den Sturm aufzugeben. Aber einer ihrer vornehmsten Offiziere führt sie wieder zum Gefecht zurück, schwingt sich muthig voran auf die Mauern und pflanzt eine Fahne auf. Von einer feindlichen Kugel niedergeschmettert, stürzt dieser An-

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

führer zwar hinab in den Graben. Allein sein Tod, anstatt den Muth seiner Soldaten zu schwächen, reizte nur ihre Wuth. Entschlossen werfen sie sich der augenscheinlichsten Gefahr entgegen, diesen Verlust zu rächen. Allein vergebens ist alle ihre Anstrengung. Fest und unerschüttert stehen die Ritter jedem Anfall. Alles nimmt an dem Kampf Antheil. Priester Ordensbrüder Greise Kinder Weiber mengen sich in das Gefecht. Wer kein Schwert in seine Gewalt bekommen kann, schleudert Steine, wer diese nicht tragen kann, schüttet Schwefel und siedendes Oel auf den Feind herab.

Nicht weniger hitzig und hartnäckig war der Angriff an den drei andern Plätzen. Am meisten war der Spanische Posten in Gefahr. Der Janitscharen-Aga, der auf dieser Seite das Kommando führte, eröffnete hier den Sturm an der Spitze seiner Soldaten. Ehe sie noch an den Fuß der Bresche gelangt waren, fiel eine unglaubliche Menge derselben durch das Kanonenfeuer aus der Festung. Allein unaufhaltsam rükten sie vorwärts. Diejenigen von ihnen, welche über den Graben kamen, suchten die

Mau-

Mauer zu unterminiren, und fanden ihr Grab unter den zuſammenſtürzenden Trümmern; andere legten Sturmleitern an, andere erkletterten auf den aufgethürmten Leichnamen ihrer erſchlagenen Gefährten die Mauern. Vergebens war alle Anſtrengung der Chriſten, ſie zurückzutreiben. Des heftigſten Widerſtandes unerachtet drangen ſie bis in die innerſte Verſchanzung, und pflanzten da ihre Fahnen auf. Unglücklicherweiſe ſtand eben die Baſtei dieſes Poſtens ganz verlaſſen. In der Vorausſezung daß die Baſtei gar nicht angegriffen werden würde, und um alſo während der allgemeinen Gefahr nicht hier müßig zu ſizen, waren die Ritter, denen die Vertheidigung derſelben anvertraut war, der Italieniſchen Baſtei, welche ſie von den Stürmenden bedrängt ſahen, zu Hülfe geeilt, und hatten hier bloß einige Schildwachen zurückgelaſſen, die zu noch größerem Unglück, in der nämlichen Vorausſezung, auch weggegangen waren, um einigen Kanonieren Geſchüz transportiren zu helfen. Die Türken wurden dieſes nicht ſobald gewahr, als ſie ohne bemerkt zu werden die Baſtei erſtiegen, und ſie in Beſiz nahmen. Sie riſſen darauf

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

die Ordensfahne nieder, pflanzten die ihrige an ihre Stelle, und riefen mit lautem Triumphgeschrei ihre Gefährten auf, sich mit ihnen zu vereinigen. Sobald der Großmeister etwas von dieser Ueberrumpelung hörte, eilte er sogleich herbei, ließ die Kanonen der Auvergnischen Bastei nach der Bresche richten, um die Türken abzuhalten, und gab zu gleicher Zeit Befehl, eine Batterie wider die Spanische Bastei selbst zu errichten, um diejenigen, die sich derselben bemächtiget hatten, zu beschiessen. Von einer andern Seite eilte, auf seinen Befehl, der Kommandör von Bourbon mit einem Korps tapfrer Soldaten durch die Kasematte in die Bastei, hieb nieder was die Kanonen noch am Leben gelassen hatten, riß die Türkische Fahne um, richtete die Ordensfahne wieder auf und kehrte nun sogleich die Kanonen dieser Bastei gegen die Bresche in der Mauer des Spanischen Postens, wo der Janitscharen-Aga Sturm laufen ließ. Inzwischen behauptete der Aga hartnäckig seinen Plaz. Der Großmeister kommt jezt dahin zurück, und stürzt sich an der Spitze seiner besten Truppen mitten in die feindlichen

Hau-

Haufen. Mit neuem Ungeſtüm erhebt ſich der Kampf Sechs volle Stunden dauert das mörderiſche Getümmel mit gleicher Wuth und mit gleichem Glücke, bis endlich der Großmeiſter, aus Beſorgniß ſeine Truppen möchten zulezt, mehr von Kräften als von ihrem Muthe verlaſſen, von der überlegenen feindlichen Menge überwältiget werden, zweihundert Mann friſcher Truppen aus dem Nikolausthurme herbeizog. Dieſe noch rüſtigen Leute gaben dem Gefecht plözlich eine andere Wendung. Die Janitſcharen wankten zurück; von dieſer tapfern Mannſchaft in die Enge getrieben, verlieſſen ſie die Breſche und ſuchten ihren Laufgraben wieder zu gewinnen. Um dieſer ſchimpflichen Flucht einen andern Anſtrich zu geben und die Ehre ſeiner Truppen zu retten, ließ Soliman zum Rückzug blaſen, nachdem er mehr als fünfzehntauſend Mann, ohne die Offiziere zu rechnen, an dem heutigen Tage eingebüßt hatte. Villiers von l'Isle Adam.

Das Unglück dieſes Tages hätte dem Muſtapha beinahe den Kopf gekoſtet. Wüthend über dieſen fehlgeſchlagenen Verſuch ſchwor Soliman, an ſeinem Feldherrn, der am meiſten

Villiers von l'Isle Adam.

dazu gerathen hatte, blutige Rache zu nehmen, und hatte schon Befehl gegeben, ihn mit Pfeilen zu erschiessen. Die Fürbitten der übrigen Offiziere, welche fußfällig um Gnade für ihn flehten, retteten ihm noch das Leben; er wurde aber sogleich, unter einem andern Vorwand, von der Armee entfernt.

Durch das Mißlingen dieses lezten Hauptangriffs muthlos gemacht, beschloß jezt Soliman, die Belagerung aufzuheben. Schon wurde die Bagage zum Einschiffen auf den Strand geschafft und den Truppen befohlen, sich zur Abfahrt bereit zu halten: als die Aussagen eines Ueberläufers und, wie man hinzusezt, ein Brief von Amaral den Sultan benachrichtigten, daß die Festung unmöglich einen zweiten Sturm dieser Art auszuhalten vermöge, indem der größte Theil der Mannschaft aufgerieben und der andere durch seine Wunden zum Gefecht unbrauchbar gemacht sei.

Diese Nachrichten änderten Solimans Entschluß. Er ließ die Belagerung mit neuer Hitze fortsezen, und gab sogleich Befehl, ein Haus für ihn zu errichten, um den Belagerten sowol

als

als seinen Truppen zu zeigen, daß er entschlossen sei, den Winter über dabei auszuhalten. Das Kommando über die Armee übertrug er dem Bascha Achmet. Villiers von Isle Adam.

Dieser neue Befehlshaber bediente sich einer andern Methode. Er beschloß das Blut seiner Soldaten mehr zu schonen, und nicht eher wieder einen Sturm zu wagen, bis er ihn gehörig vorbereitet hätte. Zu dem Ende wurde also nun das Feuern der Kanonen wieder angefangen, und die Arbeiten in den Minen und unterirdischen Gängen mit neuem Eifer betrieben. Den Hauptangriff richtete er gegen die Spanische Bastei, wo der Graben am wenigsten breit und tief war. Während seine Artillerie in in den Festungswerken große Beschädigung anrichtete, wendete er alles an, seinen Laufgraben bis an den Plaz selbst fortzuführen, und ließ zu gleicher Zeit da er hier mit einer unermüdeten Gegenwehr der Belagerten zu kämpfen hatte, durch seine Schanzgräber und Minirer neue Minen und Gräben unter der Erde anlegen. Ein großes Stück von der Mauer des Spanischen Postens war endlich durch dies Untergra-

Villiers von l'Isle Adam.

ben eingestürzt; allein vergebens suchten die Türken sich der Bresche zu bemeistern. Sie fanden neue Verschanzungen hinter der eingestürzten Mauer, mit einer zahlreichen Artillerie bepflanzt, welche sie, ihrer tapfersten Soldaten und Offiziere beraubte, in ihre Laufgräben zurückdrängte.

Unter täglich neuen für beide Theile gleich nachtheiligen Gefechten bald auf der Bresche bald in den unterirdischen Gängen, rükten indeß die Arbeiten der Belagerer vor dieser Bastei immer fort. Auch an andern Plätzen der Festung waren sie nicht minder thätig. Vorzüglich beunruhigten sie die Engländischen Provenzischen und Italienischen Posten. Bei dem ersteren versuchten sie auch einen Sturm, sobald sie die Bresche weit genug glaubten. Aber auch hier unterlag ihre Uebermacht der Tapferkeit der Ritter.

Ungefähr um diese Zeit wurde Amarals Einverständniß mit den Feinden entdeckt, und der Verräther der verdienten Strafe seiner niederträchtigen Bosheit überliefert. Auch der jüdische Arzt war, schon früher, über seiner Verrä-

the-

therei ertappt und ums Leben gebracht worden. Während aber Rhodus durch diese Entdeckungen von zwei seiner gefährlichsten innern Feinde befreit wurde, wuchs das Bedrängniß der Stadt durch die unaufhaltsam heranstürmenden Feinde von aussen mit jedem Tage. Soliman, aufs neue ungeduldig über den langsamen Fortgang der Minen und der unterirdischen Arbeiten, befahl seinem Feldherrn, die Batterieen wieder mit verdoppeltem Nachdruck spielen zu lassen, und sich zu einem zweiten Generalsturm zu bereiten. Villiers von l'Isle Adam.

Rhodus war jezt in der drohendsten Gefahr. Seine Vertheidiger, durch eine so lange blutige Gegenwehr äußerst geschwächt, waren kaum noch stark genug, den von allen Seiten offnen Plaz länger zu halten. Nur die schleunigste Hülfe von aussen schien sie von dem nahen Verderben retten zu können; und diese Hülfe, ihre einzige Rettung, blieb immer fern. Vergebens blickten sie unruhig nach dem Hafen; keine Wimpel war zu sehen, die die erharrte Rettung verkündigte. Die meisten Europäischen Mächte, unter die Parteien der erbittertesten Reben-

buh-

Villiers von l'Isle Adam.

buhler, Kaisers Karl V und Königes Franz I von Frankreich, getheilt, waren zu sehr zu Hause beschäftiget, um sich um fremde Angelegenheiten zu bekümmern, und Papst Hadrian VI, der dem Kaiser allein seine Erwählung zu danken hatte, bewies dafür eine so treue Anhänglichkeit an seinen Wolthäter, daß er lieber diesem seine Truppen gegen Franz überlassen, als den Beschützern des Glaubens zu Rhodus gegen ihre unglaubigen Feinde zu Hülfe eilen wollte.

Unter dieser Verbindung von Umständen war nur eine Hoffnung noch übrig, die auf den Beistand aus den Europäischen Besitzungen des Ordens selbst. Allein auch die Elemente schienen sich wider die unglücklichen Ritter verschworen zu haben. Die Französischen Ritter hatten zwei Schiffe, mit einer sehr beträchtlichen Zufuhr beladen, von Marseille abgeschickt; ein wüthender Sturm, der sie auf dem halben Weg ergriff, zertrümmerte das eine und machte das andre zur Fahrt untüchtig. Von demselben Sturm auf einen unbekannten Strand verschlagen, scheiterten die Engländischen Ritter, welche sich mit

einem

einem grossen Vorrath von Geld und Lebensmitteln nach Rhodus eingeschifft hatten. Villiers von l'Isle Adam.

Durch solche Unglücksfälle auch der lezten Hülfe beraubt, unter den Ruinen ihrer Festungswerke mehr vergraben als davon beschüzt, war also die Stadt aufs äußerste gebracht. Allein Villiers, von seiner bewundernswürdigen Standhaftigkeit auch in dieser höchsten Noth nicht verlassen, fand noch ein Rettungsmittel. In der Hoffnung, die benachbarten Ordensinseln einst mit leichter Mühe wieder gewinnen zu können, wofern nur die Hauptstadt gerettet würde, faßte er den Entschluß, alle dort befindliche Mannschaft nach Rhodus zu ziehen. Auf seinen Befehl schifften sich also die Ritter mit den Resten ihrer Mannschaft, nebst dem was sie an Waffen und Lebensmitteln vorräthig hatten, auf leichten Barken und Brigantinen ein, und landeten glücklich in dem Hafen der Hauptstadt. Dieser armselige Beistand aber ließ die Rhodiser mehr ihre Schwäche fühlen, als daß er ihre Kräfte zu verstärken gedient hätte.

Inzwischen hatte sich unter den Türken durch einige Ueberläufer das Gerücht von einem mäch-

Villiers von l'Isle Adam.

mächtigen Sukkurs, den die Ritter nächstens zu erwarten hätten, verbreitet. Sie verdoppelten also jezt ihre Anstrengung, um dieser Verstärkung der Belagerten noch zuvorzukommen. Das heftigste Kanonenfeuer erneuerte sich wider die Italienische Bastei; ihre Mauern wurden erschüttert, und der Laufgraben bis an den Fuß derselben fortgeführt. Die Schanzgräber drangen mit ihren Arbeiten soweit durch, daß selbst die innersten Verschanzungen einstürzten, und die Ritter gezwungen waren, sich noch weiter zurückzuziehen. Der Großmeister ließ schleunigst die St Pantaleonskirche und die Kapelle der heil. Maria niederreissen, theils um die Türken zu verhindern, daß sie sich nicht dahin postiren könnten, theils um mit den Trümmern derselben neue Barrikaden und Retranchements zu errichten, die dem weiter eindringenden Feind den Weg versperren sollten.

Mit eben so glücklichem Erfolg bestürmten die Türkischen Kanonen die Engländische Bastei. Mauern und Verschanzungen derselben waren durch das unaufhörliche Feuer so beschädigt, daß mehrere von den sie vertheidigenden Rit-

Rittern den Vorschlag machten, sie zu verlassen und nur die Minen noch zuvor zu laden, um die herangerückten Feinde in die Luft zu sprengen. Allein da bei dem darauf gehaltenen Kriegsrath die Meinung des größeren Theils dahin stimmte, daß das Verlängern der Belagerung ihr einziges Rettungsmittel sei, so ward beschlossen, auch hier dem Feinde jeden Fußbreit Landes so lang als möglich streitig zu machen. Diesem Entschluß zufolge boten die Ritter allen ihren Kräften auf, und es gelang ihnen, der unaufhörlichen Angriffe der Türken unerachtet, den schon ganz zerstörten Plaz bis ans Ende der Belagerung zu behaupten. Villiers von l'Isle Adam.

Ein wiederholter Angriff auf den Italienischen Posten wurde durch die Tapferkeit der Ritter zurückgeschlagen. Allein die Türken kehrten täglich mit wachsendem Eifer zu neuen Bestürmungen zurück. Endlich wurde wieder eine entscheidende Attaque auf die Spanische Bastei beschlossen. Ein großes Stück der Mauer ward durch eine Mine in die Luft gesprengt, und die Bresche vier und zwanzig Stunden lang mit den schwersten Kanonen unaufhörlich beschossen, um zu d. 22 Nov.

ver-

Villiers von Amsterdam. verhindern, daß die Ritter nicht neue Verschanzungen aufwerfen könnten.

den 30 Nov. Mit dem Anbruch des Tages rükten die Türken zum Sturm vor, während Peri, um die Aufmerksamkeit der Ritter zu theilen, seine Angriffe auf den Italienischen Posten erneuerte. Des wüthendsten Feuers unerachtet, das von der Besazung der Spanischen Bastei unterhalten wurde, drangen sie in dichten Haufen bis an die Bresche vor. Ihrer zahllosen Menge konnte die entschiedenste Tapferkeit der Ritter nicht länger Widerstand thun; unaufgehalten stürmten sie bis zu dem innersten Retranchement ein. Die Stadt war in der größten Gefahr. Die Sturmglocken verkündigten es mit schauderndem Getöse; alles strömte herbei. Martinengo, der in einem der vorhergehenden Gefechte ein Auge verloren hatte, obgleich noch nicht ganz wiederhergestellt, eilte selbst mit einer Schaar von Rittern herbei. Alles brannte vor Begier, der erste auf dem Kampfplaz zu sein; nur seinem Muth, oder vielleicht seiner Verzweiflung, gehorchend, stürzte sich jeder wider den eindringenden Feind, und der Kampf begann mit mör-

der-

Villiers von l'Isle Adam.

: berischer Wuth. Die Türken wehrten sich mit gleicher Herzhaftigkeit, das Gefecht war blutig und heftig; lang schwankte der Sieg. Der Himmel selbst kam endlich den Belagerten zu Hülfe. Es fiel plözlich ein ungewöhnlich starker Regen; das Wasser stürzte in Strömen vom Himmel, und schwemmte den Erdwall hinweg, der die feindlichen Laufgräben deckte. Ganz unbedeckt standen nun die Türken dem Kanonenfeuer der Festung ausgesezt, das von allen Seiten auf sie losstürmte und sie nach einer mörderischen Niederlage nöthigte, die schon errungne Bresche wieder zu verlassen und sich in ihr Lager zurückzuziehen.

Der Angriff auf den Italienischen Posten war eben so wenig glücklich ausgefallen. Peri verlor dabei seine muthigsten Soldaten, und war zulezt durch die Gewalt des Regensturmes, gezwungen zum Rückzug blasen zu lassen.

So endigte sich, durch die Entschlossenheit der Ritter der Tag an welchem der Untergang von Rhodus beschlossen war, mit Triumph für die Belagerten. Soliman gerieth in Wuth bei dem Anblick seiner zurückgeschlagenen Truppen.

Villiers von l'Isle Adam.

Sechs Monate waren schon verflossen, seit er die Festung mit zweimal hundert tausend Mann belagerte, und noch war er fern von seinem Ziele. Der Verdruß über die fruchtlose Aufopferung seiner tapfern Krieger, der Schimpf so vieler erlittenen Niederlagen, verbunden mit der Furcht vor einem nahen Sukkurs Europäischer Mächte zur Entsezung von Rhodus, wirkten so heftig auf seine stolze Seele, daß er sich einige Tage lang tiefsinnig in sein Zelt vergrub, und jeden menschlichen Anblick floh. Nur der alte Bassa Peri, der Pfleger seiner Kindheit, durfte sich ihm nähern. Durch tröstende Vorstellungen und schmeichelhafte Anschläge gelang es diesem endlich, sein Gemüth zu beruhigen.

Auf Peri's Anrathen ließ nun der Sultan Briefe in die Stadt werfen, in welchen er die Bürger zur Uebergabe der Stadt aufforderte, und ihnen zugleich mit den grausamsten Martern für sie und ihre Kinder und Weiber drohte, wenn sie durch ihr Weigern ihn zwingen würden, die Festung mit stürmender Hand einzunehmen. Diese schriftliche Aufforderungen ließ Peri noch durch einen Herold mündlich bestärken. Er

schick-

ſchickte nämlich einen gewiſſen Genueſer, den er bei ſich hätte vor die Auvergniſche Baſtei, der unter einem verſtellten Mitleiden den Einwohnern die nahe Ueberrumpelung ihrer Stadt und die Unmöglichkeit ſich länger dagegen zu vertheidigen ſehr dringend vorſtellte und ſie bat, um ihres eigenen Beſten willen lieber bei dem Sultan eine ehrenvolle Kapitulation zu ſuchen als ſich den ſchrecklichen Folgen einer gewaltſamen Einnahme der Feſtung auszuſezen. Der Kommandant der Baſtei gab ihm aber, auf Befehl des Großmeiſters, zur Antwort: die Ritter des heiligen Johannes hätten mit den Ungläubigen keine andre Unterhandlung als mit dem Degen in der Fauſt; und ließ ihm, aus Furcht ſeine vertrauterriſchen Reden möchten einen nachtheiligen Eindruck auf die Einwohner machen, andeuten, daß er ſich ſchleunigſt entfernen ſolle. Nach zwei Tagen kam er wieder, mit dem Vorgeben daß er einen Brief von Soliman zu überbringen habe. Allein der Großmeiſter, dem es gefährlich ſchien, bei ſeinen Rittern auch nur die Hoffnung einer möglichen Unterhandlung entſtehen zu laſſen, ließ ihn ſogleich wieder zurückwei-

Villiers von l'Isle Adam.

sen. Da bald darauf ein anderer Ueberläufer, auch vorgeblich mit einem Briefe von Soliman, erschien, so ließ ihn der Großmeister aus demselben Grunde ebenfalls abweisen und ihm zugleich erklären, daß künftig auf jeden, der mit einem ähnlichen Auftrag käme, geschossen werden solle.

Indeß hatten diese Gesandtschaften und die häufig in die Stadt geworfenen Briefe doch auf die leichtsinnigen Griechen, aus welchen der größte Theil der Einwohner bestand, Eindruck gemacht. Sie fiengen schon an, geheime Zusammenkünfte unter sich anzustellen. Die feigherzigsten unter ihnen stellten den übrigen mit erschütternder Beredtsamkeit die schreckliche Lage vor, welche sie erwartete, wenn die Stadt mit Sturm erobert würde, die Größe der Gefahr, da die Festungswerke bereits von allen Seiten zerstört seien, den Verlust den sie bereits durch eine verzweifelte Gegenwehr erlitten, und den noch weit größern, der ihnen bei der Einnahme drohe, die Mißhandlungen denen ihre Weiber und Kinder ausgesezt sein würden; und schilderten dagegen mit schmeichelhaften Farben

die

die Vortheile welche sie zu hoffen hätten, wenn sie eine Kapitulation eingiengen und nach dem Beispiel so vieler anderer Nazionen sich in Verbindung mit den Türken einließen. Villiers von l'Isle Adam.

Solche Einredungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die vornehmsten Einwohner vereinigten sich, dem Großmeister Vorstellungen machen zu lassen und ihn zu einer vortheilhaften Kapitulazion mit dem Feind zu vermögen. Mit Entschlossenheit verwarf zwar Villiers im Anfang ihren Antrag; allein da er sich überzeugte, daß sie sich so leicht nicht wollten abweichen lassen, so hielt er es für rathsamer, lieber einige Nachgiebigkeit zu zeigen, als es zu einer öffentlichen Trennung kommen zu lassen, welche den Untergang der Stadt beschleunigen könnte. Er trug also die Sache den versammelten Rittern vor. Während der Versammlung langten drei Deputirte des Volks an, welche die Vorstellungen erneuerten, und die Versicherung hinzusezten, daß sie sich durch alle göttliche und menschliche Gesetze berechtiget glaubten, im Fall der Rath ihr Begehren nicht bewilligte, selbst mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten

Villiers von l'Isle Adam.

und ihr Leben und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulazion zu sichern.

Ehe aber auf diese Erklärung ein Entschluß gefaßt wurde, ließ der Großmeister einige der vornehmsten Ritter aus den verschiedenen Bastionen und besonders den Bailli Martinengo und den Prior von St Gilles, welche jezt die Hauptaufsicht über die Vertheidigungsanstalten führten, herbeirufen, um sich genau von der Stärke und dem Zustande des Orts zu überzeugen. Diese beiden Offiziere bezeugten einhällig, daß die Türken mit ihren Arbeiten bereits wieder über vierzig Schritte vorgerückt seien, und sich in den errungnen Posten so befestigt haben daß keine Hoffnung, sie daraus wieder zu vertreiben, übrig sei, daß die Festung alle ihre Schanzgräber, ihre besten Soldaten und unzählige ihrer tapfersten Ritter verloren habe, und an Mund- und Kriegsvorrath Mangel leide; und daß sie also — sezten sie hinzu — sich verbunden glaubten, zu bekennen, daß die Stadt sich nicht länger halten könne und in Gefahr sei, bei der ersten Attaque in die Hände der Türken zu fallen.

Der

Der ganze Rath war, auf den Bericht der beiden Offiziere, geneigt, sich in Unterhandlungen mit Soliman einzulassen. Der Großmeister allein blieb unbeweglich bei seiner Meinung. „Seit der Orden Kriege mit den Ungläubigen führt, sagte er hat nie ein feiger Friedensantrag den Ruhm der Ritter befleckt; bei den gefährlichsten Vorfällen haben sie einen ehrenvollen Tod für ihren heiligen Glauben einer schimpflichen Erhaltung ihres Lebens vorgezogen. Lassen Sie uns diesem Muster folgen! Ich will Ihnen mit meinem Beispiel vorangehen!“ Die Ritter versicherten einstimmig, sie würden ohne Bedenken ihm folgen, wenn es um ihr Leben allein dabei zu thun wäre; hier aber sei es das Wohl der Einwohner, worauf es ankomme, die Rettung unschuldiger Kinder und Weiber, und es scheine ihnen unbillig diejenigen, für deren Erhaltung sie kämpfen wollten, der grausamsten Gefahr Preis zu geben, unglückliche Opfer der feindlichen Wuth zu werden. Der Großmeister gab endlich diesen Betrachtungen nach, und es wurde also der Entschluß gefaßt: Die

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

Feindes zu suchen, als die Eroberung der Festung. erste Gelegenheit, welche Soliman zur Kapitulazion anbieten würde, zu ergreifen.

Soliman, den das Gerücht eines nahen Entsazes der Festung welches die Ritter sorgfältig verbreiten ließen, täglich mehr beunruhigte, bot bald diese Gelegenheit an. Auf seinen Befehl wurden an zwei verschiednen Orten, vor der Stadt Fahnen aufgepflanzt. Der Großmeister ließ sogleich eine andre bei einem der Stadtthore aufstecken.

Jezt erschien ein Gesandter mit einem Brief von dem Sultan, der die gewöhnlichen Kapitulazionsvorschläge enthielt. Auf beiden Seiten wurden Geiseln ausgestellt, und damit die Unterhandlungen eröffnet. Soliman versprach den Rittern einen ganz freien Abzug, wenn sie ihm Rhodus mit den dazu gehörigen Inseln sogleich übergeben würden. Villiers, der diesen Vorschlag mit seinem Konseil überlegte, schickte eine neue Gesandschaft ab, durch welche er den Sultan um einen dreitägigen Waffenstillstand bitten ließ, um die Kapitulazion abzufassen. Allein Soliman, noch immer wegen eines nahen

Ent-

Entsazes in Furcht, schlug dieses Ansuchen ab, und ließ, um den Großmeister zu einem desto schnellern Entschluß zu bestimmen, sogleich das Bombardement der Stadt wieder anfangen, und befahl seinen Offizieren, sich zu einem Generalsturm bereit zu halten. Villiers von l'Isle Adam

Schon ertönten wieder die Batterieen von beiden Seiten, jedoch schwächer von Seiten der Christen, die ihren nothdürftigen Pulvervorrath auf den nahen Sturm sparten.

Unerachtet die Festungswerke gänzlich zu Grunde gerichtet waren, und die Stadt nur noch einem Schutt und Steinhaufen glich, so behaupteten doch die Ritter noch immer ihren Plaz. Die Türken erneuerten nun ihren Angriff auf die Spanische Bastei. Der Großmeister hatte sich selbst auf diesen Posten begeben, um ihn desto nachdrücklicher vertheidigen zu lassen. Es begann ein blutiges hartnäckiges Treffen, welches beinah einen ganzen Tag dauerte. Beide Theile stritten mit gleicher Erbitterung. Verzweiflungsvoll stürzten die Ritter auf die Stürmenden los, entschlossen, lieber den Tod, der sie zu fliehen schien, in den dichtesten Haufen des

Villiers von l'Isle Adam.

flung zu überleben. Das Glück neigte sich noch einmal auf ihre Seite. Sie richteten eine fürchterliche Niederlage unter den feindlichen Truppen an, und diese wandten den Rücken. Allein von Solimans Drohungen angespornt, erneuerten sie am folgenden Tag den Sturm, und erschienen in so zahllosen Haufen auf der Mauer, daß die Ritter gezwungen waren, der überlegenen Menge den Plaz einzuräumen, und sich in die Stadt zurück zu ziehen. Sie blieben aber entschlossen, diese bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen und sich unter ihren einstürzenden Trümmern begraben zu lassen.

Die Bürger durch die eindringende Gefahr geängstiget, wichen von ihren Posten, und überließen die Bewachung der zerstörten Festungswerke dem Großmeister allein mit seinen Rittern. Die ganze Bürgerschaft erschien endlich, noch einmal und bat den Großmeister flehentlichst, die Unterhandlungen wieder anzufangen, und ihnen zu erlauben, daß sie mit seinen Abgesandten zwei Deputirte in das feindliche Lager senden dürften, um dort für ihr Bestes selbst sorgen zu lassen.

Nach

Nachdem der Großmeister alles mögliche umsonst versucht hatte, diesen Schritt zu verzögern, willigte er endlich ein, und ließ die beiden Deputirten zu seinem Gesandten, der inzwischen bei Achmet zurückgeblieben war, ins Türkische Lager abgehen. Inzwischen hatte er, um die Friedensunterhandlungen aufs neue zu verzögern und sich die Hoffnung eines noch möglichen Entsazes, so lang es sein könnte, zu erhalten, seinem Gesandten einen alten Vertrag übergeben, den der Sultan Bajazet mit dem Großmeister d'Aubüsson gemacht hatte, und in welchem er allen seinen Nachfolgern, die den zwischen ihm und den Rittern errichteten Frieden brechen würden, mit seinem Fluch droht. Diese Urkunde sollte der Gesandte dem Sultan vorlegen, um zu versuchen, ob er sich nicht dadurch bewegen ließe, gegen eine beträchtliche Summe Geldes die Belagerung aufzuheben. Allein Achmet hatte kaum dieses Aktenstück zu Gesicht bekommen, so warf er es in Stücke zerrissen auf die Erde, und jagte sogleich den Gesandten samt den Decrutirten aus dem Lager. Da aber der Großmeister seine Kräfte

Villiers von l'Isle Adam.

zu

Villiers von l'Isle Adam.

zu schwach fühlte, um es noch einmal zu einem Angriff kommen zu lassen, und weiter keine Hoffnung eines Sukkurses übrig war, so schikte er seinen Gesandten mit den Deputirten wieder ins Türkische Lager zurück; und durch ihre vereinte Bemühung kam nun endlich die Kapitulazion zu Stande.

Die vornehmsten Artikel derselben waren: „Die Kirchen und ihre Heiligthümer sollten nicht „entweiht; die Eltern nicht gezwungen werden, „ihre Kinder zu Janitscharen hinzugeben; die „Christliche Religion nach wie vor auf der Insel „geduldet werden, und das Volk fünf Jahre „lang von allen Auflagen befreit sein; Jeder„mann sollte die Erlaubniß haben, ungehindert „von der Insel abzuziehen; Den Großmeister „und seinen Rittern solle eine Zeit von zwölf „Tagen zur Einschiffung ihrer Habseligkeiten „eingeräumt und ihnen verstattet werden, die „Reliquien ihrer Heiligen die Opfergefäße aus „der St Johanniskirche die Zierrathen Meublen „und Dokumente nebst der ganzen Artillerie zu „Ausrüstung ihre Galeeren mitzunehmen. Dagegen sollen alle Festungen von Rhodus, nebst „den

„den übrigen Ordensinseln den Türken eingeräumt
„werden, damit die Vollziehung des Trak-
„tats um so ungehinderter von statten gehen
„könnte, solle die Türkische Armee sich auf einige
„Meilen zurückziehen; Während dieser Entfer-
„nung sollen viertausend Janitscharen unter
„dem Kommando ihres Aga Besitz von der
„Stadt nehmen; und endlich der Großmeister,
„zur Verbürgung seines gegebenen Worts, fünf
„und zwanzig Ritter, unter welchen zwei Groß-
„kreuzritter sein sollten, nebst fünf und zwanzig der
„vornehmsten Bürger der Stadt dem Sultan
„als Geiseln ausstellen."

Villiers von l'Isle Adam

Dieser Kontrakt ward nun von beiden Theilen unterzeichnet und bestätigt die Geiseln übergeben, und zu gleicher Zeit die Stadt von dem Janitscharen Aga mit seinen Truppen in Besitz genommen.

Kaum war von beiden Seiten mit der Vollziehung dieses Vertrages der Anfang gemacht, als man auf einmal einer zahlreichen Flotte gewahr wurde, welche mit vollen Seegeln auf Rhodus losßsteuerte. Die Türken, noch immer wegen des Entsazes in Furcht, auf den die Ritter

so

Villiers von l'Isle Adam.

so lange umsonst geharrt hatten, geriethen in großen Schrecken über diese Erscheinung, und liefen unruhig von allen Seiten nach den Waffen. Allein sie wurden bald wieder beruhiget, da man beim Annähern der Schiffe den halben Mond auf ihren Flaggen erkannte, und endlich entdeckte, daß es sogar Schiffe waren, die den Türken selbst Sukkurs brachten. Zum Glück für die Ritter hatten diese Schiffe sich um einige Tage verspätet, denn wahrscheinlich hätte Soliman nach ihrer Ankunft weit härtere Bedingungen vorgeschrieben.

Zwei Tage nach der Unterzeichnung des Traktates hörte der Großmeister bei einer Zusammenkunft mit Achmet, daß Soliman ihn zu sehen wünsche, und erwarte, daß er vor seiner Abreise noch zu ihm komme. Aus Furcht also, wenn er diesen Wunsch nicht erfüllen würde, den Unwillen des Sultans zu erregen und ihm dadurch einen, vielleicht willkommenen, Vorwand zu Verletzung des Friedensvertrages zu geben, entschloß er sich, des andern Morgens früh sich in Solimans Zelt zu verfügen. Den ganzen Tag mußte er da vergebens harren, gegen Abend aber

wurd

wurde er zur Audienz vorgelassen, und von dem Sultan mit sehr auszeichnenden Beweisen von Achtung aufgenommen. Villiers von l'Isle Adam

Unterdessen hatten sich, des Vertrages und der ausdrücklichen Versicherungen des Sultans unerachtet, einige Janitscharen aus dem Türkischen Lager, unter dem Vorwand ihre Kameraden in der Festung zu besuchen, nach der Stadt geschlichen, und sich allerlei Gewaltthätigkeiten erlaubt, einige Häuser am Thor geplündert, die Heiligthümer der Kirchen entweiht, die Gruft der Großmeister, wo sie große Schätze erwarteten, eröffnet, und sogar das Krankenhaus, dieses ehrwürdige Denkmal der Ritterlichen Gutthätigkeit angefallen, die Kranken herausgetrieben und sich der silbernen Gefäße, womit diese bedient wurden, bemächtiget. Ihrem Unfug ward aber, auf die Beschwerden des Großmeisters plötzlich gesteurt. Der General Achmet ließ dem Janitscharen-Aga sagen, daß er mit seinem Kopf für die Ausschweifung seiner Soldaten haften müsse.

In der That war auch der Sultan selbst zu stolz, um diese Grausamkeit zu verstatten. Er wünschte vielmehr, daß die Ritter, mit der

Rach-

Villiers von l'Isle Adam.

Nachricht von seiner Eroberung, zugleich den Ruhm seiner Großmuth und unverletzten Treue in allen Christlichen Staaten verbreiten möchten. Wahrscheinlich war es eben dieser Grund, der ihn bewog, den Großmeister in seinem Pallast selbst mit seiner Gegenwart zu beehren. Mit der freundschaftlichsten Herablassung bemühte er sich bei diesem Besuch, den ehrwürdigen Alten über den schnellen Wechsel seines Glückes zu trösten und ihm seinen Verlust als ein bloßes Spiel des Zufalls vorzustellen, das man gelassen ertragen könne. Er bot ihm sogar an, wenn die zur Abreise bestimmte Zeit nicht zu einer bequemen Einrichtung seiner Geschäfte zureiche, sie zu verlängern. Er erneuerte zulezt noch einmal die heiligsten Versicherungen, daß die Vollziehung des Vertrages mit der unverbrüchlichsten Treue geschehen solle, und sagte im Herausgehen aus dem Pallast zu Achmet, der ihn begleitete: „Beim Mahomet, es kostet mir Ue„berwindung diesen alten Mann „aus seiner Wohnung zu treiben."

Villiers wurde aber genöthiget, Rhodus sogar noch früher zu verlassen, als durch die Kapi-

Villiers von l'Isle Adam.

Kapitulazion bestimmt worden war. Da Soliman Anstalten traf, in zwei Tagen nach Constantinopel abzureisen, so glaubte er sich nicht länger sicher auf der Insel, aus Besorgniß, daß die Türkischen Offiziere in der Abwesenheit des Sultans leicht einen Vorwand nehmen könnten, ihrer Rachsucht zu Gunsten den Vertrag zu brechen. Er ließ also an die Ritter und an alle Einwohner, die ihm folgen wollten, den Befehl ergehen, unverzüglich ihre Sachen auf die Schiffe zu bringen, und sich zur nahen Abfahrt bereit zu halten. Es war ein rührender Anblick, die unglücklichen Bürger aus ihren Häusern ziehen zu sehen, von ihren Familien umgeben und mit ihren Habseligkeiten belastet, um ihr Vaterland auf immer zu verlassen. Von allen Seiten hörte man ein Klaggeton von weinenden Kindern von jammernden Weibern und von Männern die ihr Geschick verwünschten.

Der Großmeister ließ inzwischen alles in größter Eile einschiffen. Es fanden sich, außer den Rittern, noch mehr als viertausend Einwohner, welche Rhodus mit ihm verlassen wollten. Auch der Sohn des unglücklichen Zizim wäre ihm

Villiers von l'Isle Adam.

gerne gefolgt, und wendete alles an, um mit seiner Familie zu entkommen; allein Soliman ließ ein so wachsames Auge auf ihn halten, daß es ihm unmöglich war, die Flotte zu erreichen. Er suchte unter den Trümmern der zerstörten Häuser seine einzige Rettung. Soliman ließ ihn aber aufsuchen, und, unter dem Vorwand seines Abfalls zum Christenthum, ihm mit seinen zwei Söhnen den Kopf abschlagen, und seine zwei Töchter ins Serail einschließen.

Sobald nun alles zur Abfahrt bereit war, bestieg der Großmeister mit den vornehmsten Offizieren und allen kranken und verwundeten Rittern die große Karake, und verließ mit einer Flotte von fünfzig Schiffen seinen zerstörten Wohnsiz, den der Orden seit beinahe zweihundert und zwanzig Jahren mit so großem Ruhm behauptet hatte.

Ein Sturm der nach wenigen Tagen die Flotte der unglücklichen Flüchtenden überfiel, zerstreute sie und richtete einige Fahrzeuge zu Grunde; die übrigen retteten sich in die verschiedenen Häfen von Kandia. Der Großmeister erreichte glücklich die Rhede bei Setia, und erwar-

wartete da, während die Reſt ſeiner Flotte ſich wieder bei ihm einfanden, die Ankunft der Kommandanten und Ritter aus den verſchiedenen Ordensinſeln, welchen er Kandia als ihren Sammelplaz hatte angeben laſſen. Inzwiſchen begab ſich Villiers, auf eine Einladung des Gouvernörs der Inſel, in die Hauptſtadt, wo er mit den ausgezeichnetſten Ehrenbezeugungen und den lebhafteſten Verſicherungen der wärmſten Theilnahme an ſeinem Schickſal überhäuft wurde. Er konnte ſich aber nicht enthalten, in einer Privatunterredung mit dem General der Galeeren ſich über die zaghafte Politik der Venezianer zu beklagen, die mit einer Flotte von ſechszig Galeeren in ihrem Hafen, es nicht gewagt hätten das mindeſte für die Rettung von Rhodus zu thun. Der Venezianiſche General ſuchte dieſe gerechte Klage, auf welche er nichts zu antworten wußte, dadurch abzuwenden, daß er den Großmeiſter ſehr dringend bat, den Winter über, ſo lange die rauhe Witterung dauerte, auf Kandia zu verweilen. Allein Villiers verſicherte, daß er nur ſo lange bleiben würde, bis ſeine beſchädigten Schiffe wieder ausgebeſſert

Villiers von l'Isle Adam.

Villiers von l'Isle Adam.

wären, indem er eile nach Italien zu kommen, um mit dem Papst wegen eines andern Hauptsitzes für den Orden sich zu berathschlagen.

Gegen Anfang des März gieng er auch wirklich mit seiner Flotte wieder unter Seegel und schickte auf einer leichten Brigantine einen Abgesandten an den Papst voraus. Der gerechten Klagen unerachtet, die den heiligen Vater von allen Seiten wegen der vernachläßigten Unterstüzung des Ordens trafen, fand Villiers unter den gegenwärtigen Umständen doch nicht rathsam, seine Empfindlichkeit merken zu lassen, und trug also seinem Abgesandten auf, diesen Punkt nur mit der äußersten Feinheit zu berühren. Sein Hauptanliegen war jezt, die Zerstreuung der Ritter, welche Vernachläßigung der Disziplin und vielleicht die gänzliche Auflösung des Ordens selbst befürchten ließ, zu verhindern. In dieser Rücksicht übertrug er seinem Abgesandten eine zweifache Bitte an den Papst: daß er ihm beistehen möchte, einen dem Zweck des Ordens angemessenern Ort zu erhalten, wo er wieder einen Hauptsiz aufschlagen und einen neuen Vereinigungspunkt für seine Ritter befestigen könn-

könnte; und daß er selbst einen Befehl an die Ritter ergehen lassen sollte um sie bei sammen zu halten. Diesem Verlangen gemäß erließ der Papst eine Bulle an den ganzen Orden, worin er die Ritter ermahnte, den Befehlen ihres Großmeisters treuen Gehorsam zu leisten, unter der ernsten Bedrohung, alle die, die undankbar gegen seine väterliche Sorgfalt für den Orden, sich seinen weisen Verordnungen widersezen würden, des Ordenskleides verlustig zu erklären und in den Bann zu thun. Der Gesandte schickte diese Bulle sogleich an den Prior von Messina, um sie dem Großmeister zu übergeben, der jezt täglich in dem Hafen dieser Stadt erwartet wurde. Villiers von l'Isle Adam.

Widrige Winde hatten inzwischen den Großmeister auf seine Fahrt genöthiget, mit seiner Flotte bei der Insel Cerigo anzuhalten, wo er wegen der vielen Kranken auf seinen Schiffen noch eine geraume Zeit verweilte. Im Anfang des Mai langte er endlich in dem Hafen zu Messina an. Der Vizekönig bot ihm die Stadt zu seinem Aufenthalt an. Villiers wählte den Pallast des Priors zu seinem Wohn-

Villiers von l'Isle Adam.

ſiz, und verſammelte die verwundeten und kranken Ritter theils in dem Pallaſt theils in den nahe liegenden Häuſern um ſich her, um ſie unter ſeiner eignen Aufſicht pflegen und heilen zu laſſen.

Zu gleicher Zeit ſtellte er eine ſtrenge Unterſuchung wider diejenigen Ritter an, welche Auftrag gehabt hatten, Entkurs nach Rhodus zu bringen. Er berief die Prioren und Großkreuzritter, wider welche die Beſchuldigung gerichtet war, vor den verſammelten Rath, um Rechenſchaft wegen ihrer Verläugerung von ihnen zu fordern. Es zeigte ſich aber ganz klar, daß die Schuld nicht an ihnen gelegen habe. Die Angeklagten konnten erweiſen, daß ſie ſich nicht bloß gerüſtet, ſondern alle auch ſchon die Reiſe nach Rhodus angetreten hatten daß ſie aber entweder durch ungünſtige Winde aufgehalten oder durch Anfälle von Korſaren zum Rückzug gezwungen worden waren. „Gott ſei gelobt," ſagte Villiers, da dieſe Unterſuchung geendiget war, "der in unſerm gemeinſchaftlichen Unglück „mir die Gnade erzeigt hat, zu wiſſen daß meine Ordensbrüder daran unſchuldig ſind." Er

umarm-

umarmte darauf die Ritter, die sich so rühmlich vertheidiget hatten, mit der gerührtesten Zärtlichkeit. „Ich war es der Ehre des Ordens" sagte er zu ihnen, „und Ihrer eignen „Ehre schuldig, durch diese Untersuchung die gegenwärtige und die Nachwelt zu überzeugen, daß „die Christenheit weñ Rhodus allein durch die Ritter „hätte gerettet werden können, diese Schuzmauer „gegen die Unglaubigen nicht verloren hätte."

Villiers von Isle Adam.

Allein, so fein auch diese Wendung war, so konnte sie doch nicht verhindern, daß diese Ritter sich nicht heimlich über ein Verfahren ärgerten, das in ihren Augen eine Beschimpfung war. Die meisten von ihnen beschlossen also den Großmeister sogleich zu verlassen, und sich auf ihre Prioreien und Kommanderieen zurückzuziehen. Die übrigen Ritter, durch ihr Beispiel gereizt, wollten sich in ihr Vaterland begeben, um bei ihren Fürsten eine Verbesserung ihres Schicksals zu suchen. Der Ausführung dieses Komplots zuvorzukommen, ließ der Großmeister alle Ritter, die sich zu Messina befanden, zusammen berufen, und ihnen das Päpstliche Breve vorlesen, in welchem

Villiers von l'Isle Adam.

es allen Rittern bei schwerer Strafe untersagt war, den Großmeister, ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß, zu verlassen. Liebreiche Ermahnungen und ernstliche Vorstellungen, mit welchen er diesen Befehl des Papstes unterstützte, besänftigten die Gemüther und brachten die Mißvergnügten wieder zur Ruhe. Das Interesse aller vereinigte sich wieder in dem Wunsch, bald einen Hafen zu finden, wo sie ihrer Bestimmung gemäß aufs neue die Beschützung der Christen auf diesen Meeren übernehmen könnten.

Nun machte Villiers Anstalt, selbst nach Rom zu gehen. Allein noch war er nicht am Ende seiner Drangsale. Die Pest fieng an in Messina zu wüthen, und nöthigte ihn, sich mit seinen Rittern und seiner ganzen Rhodisischen Mannschaft wieder einzuschiffen. Dieser Vorsicht unerachtet, brach aber doch die Pest auch auf seinen Schiffen aus, und rafte mehrere von den Rittern weg. Er begab sich also mit allen seinen Kolonisten nach dem Meerbusen von Bayes, wo das gemäßigtere Klima und die reinere Luft die meisten seiner Kranken bald heilte.

Durch

Durch das beſtändige Verlangen getrieben, die Lage ſeines Ordens bald wieder beſtimmt und verbeſſert zu ſehen, ſchiffte er ſich, ungefähr nach einem Monat, mit ſeiner Kolonie wieder ein, und kam wenige Tage darauf zu Civita-Vecchia an. Allein der Papſt, der, für das Intereſſe des Kaiſers blindlings eingenommen, eben im Begriff war eine förmliche Kriegserklärung gegen den König von Frankreich öffentlich bekannt zu machen und bei dieſem Akt nicht gerne den Großmeiſter zum Zeugen haben wollte, ſuchte die Zuſammenkunft mit ihm noch einige Zeit zu verzögern. Unmittelbar, nach jener öffentlichen Erklärung ſeines Bündniſſes mit dem Kaiſer und dem König von England wider den König von Frankreich, wurde Hadrian von einem heftigen Fieber befallen, an dem er über vierzig Tage krank lag. Nachdem er ſich endlich einigermaßen erholt hatte, ließ er aber ſogleich den Großmeiſter einladen, zu ihm nach Rom zu kommen. Villiers ward mit der ausgezeichnetſten Achtung von ihm aufgenommen. Der Papſt gieng ihm, bei ſeinem Eintritt ins Zimmer, einige Schritte entgegen und umarmte ihn,

Villiers von l'Isle Adam.

1523.

Villiers von l'Isle Adam.

machte ihm die ehrenvollſten Lobſprüche wegen ſeiner heldenmühtigen Vertheidigung von Rhodus und gab ihm die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen daß er alles anwenden werde um den Orden, als eine ſo mächtige Schuzwehr der Chriſtenheit, zu erhalten. Allein es war ihm nicht vergönnt, dieſes Verſprechen zu erfüllen, das Fieber kam zurück und endigte ſein Leben wenig Tage darnach.

d. 14 Sept.

Was aber Hadrian nicht hatte leiſten können, das wurde durch ſeinen Nachfolger ausgeführt. Julius von Medicis, der ehemals ſelbſt auch ein Ordensmitglied geweſen war, beſtieg jezt, unter dem Namen Klemens VII, den Päpſtlichen Stuhl. Die Ritter betrachteten ſeine Erwählung als einen beſondern Akt der Providenz, welche dadurch den Schmerz ihrer unglücklichen verlaſſenen Lage einigermaßen beſänftigen wolle. Der Großmeiſter ſchmeichelte ſich, durch den Schuz dieſes Papſtes, des erſten Ordensmitgliedes das zu dieſer Würde erhoben worden war, für den umher irrenden Orden bald einen Zufluchtsort zu erhalten, der den Zwecken und

d. 19 Nov.

den

den Bedürfnissen desselben vollkommen angemessen wäre.

Viterbo in Patrimonium.

Diese Hoffnungen wurden auch nicht getäuscht. Der neue Papst war kaum von den Ceremonien der Wahl und der Krönung frei, so verstattete er den Großmeister eine Audienz im vollen Konsistorium, in welcher er sich von ihm eine umständliche Erzählung der Begebenheiten bei der Belagerung von Rhodus und eine genaue Schilderung von der jetzigen Lage des Ordens machen ließ. Mit Uebereinstimmung aller seiner Kardinäle, die durch die Schilderung der Drangsale, welche die Ritter ausgestanden hatten, mit Mitleiden und Bewunderung erfüllt waren, räumte er ihm darauf die Stadt Viterbo in dem Kirchenstaat einstweilen zu seinem Wohnsiz ein, bis sich ein geschickter Hafen oder eine Insel fände, wo sie sich aufs neue niederlassen und ihrem Beruf befolgen könnten; und gab ihm zugleich die Erlaubniß, seine Schiffe und Galeeren so lange in dem Hafen von Civita Vecchia zu lassen.

Diesem ersten Beweis seiner Wohlwollens für den Orden fügte der Papst einen zweiten,

zwar

Villiers von l'Isle Adam. 1524.

zwar wenig einträglichen aber darum nicht weniger auszeichende, hinzu, indem er, durch eine besondre Akte vom fünfzehnten Januar, verordnete, daß der Großmeister bei dem öffentlichen Gottesdienst den ersten Plaz an der rechten Seite seines Thrones annehmen, und bei den öffentlichen Aufzügen, allein, unmittelbar vor ihm her marschiren solle; welches als eine beständige Regel in das Cerimonienregister aufgezeichnet wurde.

Vor seiner Abreise nach Viterbo hatte Villiers noch einige Unterredungen mit dem Papst, bei welchen er Gelegenheit fand, über verschiedne Vorschläge zu einem künftigen Hauptsiz des Ordens mit ihm zu sprechen. Er erklärte dem Papst, daß er mehrere Anträge wegen verschiedener Pläze auf dem festen Lande abgewiesen habe, weil ein solcher Aufenthalt dem Haupt-Zweck des Ordens, die Wallfahrten frommer Pilgrime zu decken und die Schiffahrt der Christen zu schützen, widerspreche; und daß er zwar auch schon auf verschiedene Häfen aufmerksam gemacht worden sei, aber überall Bedenklichkeiten gefunden habe, die er nicht zu überwinden wisse.

wiſſe. Einen Hafen auf Kandia oder Cerigo, ſezte er hinzu, werden die Venezianer nicht einräumen wollen; da ſie aus Furcht vor den Türken ſich ſelbſt lieber alle Kränkungen von ihnen gefallen laſſen, um ſie nicht durch eine Behauptung ihrer Rechte gegen ſich aufzubringen, ſo werden ſie um ſo weniger geneigt ſein, einen Orden in ihren Staaten aufzunehmen, den der Groſſe Sultan als ſeinen unverſöhnlichen Feind anſehe. Und eben ſo wenig, fuhr er fort, laſſe laſſe es das Intereſſe des Ordens zu, die Inſel Elbe an den Küſten von Toskana zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, indem der König von Spanien die Oberherrſchaft über die Inſel ausübe, und es ſich für die Würde eines ſuveränen Ordens nicht ſchicke, einem andern Suverän unterworfen zu ſein. Aus denſelben Grunde, ſezte er hinzu, könne er auch auf die Unterhandlungen wegen der Inſeln Maltha und Gozzo und der Stadt Tripoli, welche ihm von einigen der vornehmſten Spaniſchen Ritter, vielleicht im Einverſtändniß mit den Miniſtern des des Kaiſers in Italien, angeboten worden ſeien, nicht eingehn, ſo ſehr ihm auch die Lage dieſer

Villiers von l'Isle Adam.

Inſ-

Villiers von l'Isle Adam.

Inseln und ihre verschiedne Häfen den Zwecken des Ordens zu entsprechen scheinen; indem die fein versteckten Absichten des Kaisers fürchten liessen, daß er nur die Ritter in sein Staaten locken wolle, um sie entweder mit der Vertheidigung eines so ausgesezten Platzes als Tripoli sei, zu belasten, oder sie hernach auf andre Art zu seinen Privatabsichten zu zwingen.

Nach einer reiferen Ueberlegung der verschiedenen Vorschläge fand der Papst, der gegründeten Erinnerungen des Großmeisters unerachtet, dennoch den lezteren eines Versuches würdig. Er gab also dem Großmeister den Rath, sich darauf einzulassen, und sich bloß vorzusehen, daß er den geheimen Absichten des Kaisers durch kluge Maßregeln ausweichen könne; und es ward also beschlossen, diese Unterhandlung anzufangen.

Sobald Villiers zu Viterbo angekommen war, fertigte er dieser Verabredung gemäß, den Prior von Kastilien, den Ritter Negrinengo und den Kommandör Bosio, eben denselben der sich durch die glückliche Ausführung der Werbekommission auf Kandia so vortheilhaft ausgezeichnet hatte,

als Gesandte nach Madrid, den Kaiser um die Abtretung der Inseln Maltha und Gozzo zu bitten.

Ritters von Isle Adam.

Den Wünschen des Kaisers war dieser Antrag ganz angemessen. Ausserdem daß er dadurch von einem beträchtlichen Aufwand befreit wurde, den die Unterhaltung der Garnisonen auf diese Inseln forderte, hoffte er auch zugleich sich der beschwerlichen Vertheidigung von Tripoli zu entledigen, das, von allen Seiten mit Barbaren umgeben und schlecht befestiget, kaum erhalten werden konnte. Ueberdies rechnete er darauf, daß die Ritter, welche der Schrecken der Ungläubigen waren, ihn vor ihren Anfällen sichern und Sicilien, das nach der Eroberung von Rhodus dem Angriff des Großsultans offen stand, zur Vormauer dienen würden.

Diese Vortheile waren wichtig genug, um ihm den Vorschlag annehmungswürdig zu machen. Allein, um den möglich größten Nutzen aus dieser Abtretung der Inseln zu ziehen ließ er den Abgesandten sagen: daß er zwar nicht abgeneigt sei, ihren Vorschlag anzunehmen, daß er ihn aber nicht ohne Einschränkung bewilligen könne.

Villiers von Isle Adam.

ne. Fürs erste könne er sich nicht entschliessen, Maltha und Gozzo abzutreten, wenn nicht auch Tripoli zugleich übernommen werde; ferner müsse er verlangen, daß der ganze Orden ihm als einem Souverän huldige, daß man aufs neue einen zweiten Bailif bei der Kastilianischen Landsmannschaft ein, und in der Abwesenheit des Admirals das Kommando der Galeeren einem andern als einem Italienischen Ritter anvertraue; und endlich, ezte er hinzu, könne er sich auch nicht anheischig machen, Maltha künftig mit Getreide zu versehen. Aus diesen Bedingungen ließen sich die Absichten des Kaisers bei dieser Schenkung deutlich erkennen, besonders daß er es darauf angelegt habe, die Ritter in einer völligen Abhängigkeit von sich zu erhalten.

Bosio kehrte mit diesen vorläufigen Vertragsartikeln nach Viterbo zu dem Großmeister zurück. Ohne Zweifel würde man einen solchen Vorschlag, von welchem andern Fürsten er immer möchte gemacht worden sein, sogleich verworfen haben. Allein da der Orden seine meisten Besizungen in den weiten Staaten des Kaisers hatte, und man sich also fürchten mußte, seinen Un-

Unwillen zu erregen: so ward beschlossen, die Unterhandlung nicht abzubrechen, und von Zeit und Umständen, oder von der Vermittelung des Papstes, einige Milderung der harten Bedingungen zu erwarten. Bevor aber auf diesen lezten Antrag eine entscheidende Antwort gegeben wurde, schikte der Orden acht Kommissarien nach Maltha Gozzo und Tripoli, um Erkundigung von der Beschaffenheit dieser Pläze einzuziehen. Villiers von l'Isle Adam.

Der Großmeister fand um so weniger Ursache, die Beendigung dieses Vertrages sehr schnell zu betreiben, da sich ihm eben eine neue weit vortheilhaftere und glorreiche Aussicht eröffnete, — die Türken wieder aus Rhodus zu verjagen. Mustapha hatte inzwischen in Egypten, als Guvernör, durch seine Bedrückungen einen heftigen Aufstand erregt und dadurch den Sultan veranlaßt, seine Stelle Achmet zu übergeben, den er auch schon bei der Belagerung von Rhodus zum Befehlshaber der Armee an an seiner statt erhoben hatte. Achmet, der an der Spize einer mächtigen Armee die Unzufriedenen bald wieder zur Ruhe gebracht hatte, sah sich kaum im Besiz seiner neuen Würde, als er auch

Villiers von l'Isle Adam.

den Plan entwarf, sich zum unabhängigen Herrn von Egypten zu machen. Er suchte die Einwohner durch Verminderung der Auflagen zu gewinnen, entfernte nach und nach die den Egyptern verhaßte Türkische Offiziere, gab die Stellen derselben vornehmen Egyptiern, versammelte wieder die zerstreuten Mamelucken, und glaubte endlich durch solche Anstalten sich sicher genug, um seinen Plan nicht länger geheim zu halten. Um aber zu gleicher Zeit den Sultan ausser Stand zu sezen, mit seiner ganzen Macht gegen ihn zu ziehen, suchte er die Christen in sein Interesse zu ziehen, und schickte in dieser Absicht einen Abgeordneten an den Papst und an den Großmeister, durch welchen er ihnen ein Bündniß wider Soliman anbieten, und ihnen versichern ließ, im Fall sie gemeinschaftliche Sache mit ihm machen wollten, Rhodus wieder in ihre Hände zu bringen.

Allerdings mußte ein solcher Vorschlag die ganze Aufmerksamkeit des Großmeisters auf sich ziehen. Inzwischen wollte er sich doch nicht übereilen, und ertheilte deshalb dem Abgeordneten Achmets bloß die Versicherung, daß er

eb-

eilen, wolle bei einigen der vornehmsten Christlichen Mächte sich wegen dieses Unternehmens zu erkundigen, um schleunigst seinen Herrn von seinem Entschluß zu benachrichtigen. Villiers von l'Isle Adam.

Während er sich mit diesem wichtigen Plan beschäftigte, brachte eines von den Ordensschiffen, die bereits wieder angefangen hatten gegen die Korsaren zu kreuzen, einige Rhodistische Kaufleute nach Italien welche sich insgeheim nach Viterbo begaben. Die Nachrichten, welche diese vornehmen Rhodiser mitbrachten, stimmten ganz mit den geheimen Absichten des Großmeisters überein. Die Mauern und Festungswerke, sagten sie, seien noch nicht wieder aufgerichtet, die Stadt durch eine sehr schwache Besazung vertheidigt, und die zwei Thürme am Hafen unter dem Kommando eines Aga, der vormals ein Christ gewesen, und mit seinen ehemaligen Glaubensbrüdern noch immer in geheimen Einverständnissen stehe. Die Einwohner selbst, sezten sie hinzu, würden mit Vergnügen die Waffen gegen ihre Bedrücker ergreifen, sobald sie die Fahne des Ordens würden zurückkehren sehen.

Villiers von l'Isle Adam.

Um sich von der Wahrheit dieser Nachrichten vollständiger zu überzeugen, wurde nun Bosio nach Rhodus abgeschickt, der bald Gelegenheit fand, den ganzen Zustand der Festung aufs genaueste zu erforschen, und selbst sich des Einverständnisses mit dem Aga zu versichern.

Alles vereinigte sich, einen glücklichen Erfolg dieses Unternehmens hoffen zu lassen, als auf einmal die Nachricht kam, daß der Sultan Achmets Absichten zuvorgekommen sei. Unterrichtet von den Rebellischen Planen seines Guvernörs, hatte Soliman plözlich eine mächtige Armee nach Egypten geschickt. Achmet, der gehofft hatte, seinem Herrn eine furchtbare Diversion zu Rhodus zu machen, war durch den unvermutheten Ueberfall überrascht. Er rafte zwar alle seine Kräfte zusammen, sich der eindringenden Macht zu widersezen. Allein er sah sich bald von seiner treulosen Partei verlassen; die vornehmsten Anführer wagten es nicht, sich öffentlich wider ihren rechtmäßigen Herrn zu erklären, und ließen sich durch die Versprechungen des Türkischen Feldherrn leicht erkaufen, den Achmet aus dem Wege zu räumen. Sie erstickten ihn im Bade, und öffneten den Türken die Thore von Kairo.

Noch

Noch war aber mit diesem Unglücksfall nicht der ganze Plan auf Rhodus gescheitert. Der Aga zu Rhodus, durch Achmets Tod in Schrecken gesezt, suchte nur um so mehr die Ausführung desselben zu beschleunigen. Allein der Großmeister glaubte jezt, da er von Egypten aus keine Unterstüzung mehr zu hoffen hatte, um so vorsichtiger zu Werke gehen zu müssen, und wollte sich deshalb vorher überzeugen, ob einige Christliche Mächte sich für seinen Plan interessiren würden. Villiers von l'Isle Adam.

Während er nun Anstalten machte diese Erkundigungen einzuziehen, kamen die Kommissarien von ihrer Besichtigung zu Maltha Gozzo und Tripoli zurück. Ihre Berichte fielen aber nicht sehr vortheilhaft aus. Maltha, sagten sie, sei nichts als ein roher Tuffsteinfelsen, der kaum vier Fuß hoch mit Erde bedeckt, zum Getreidebau sehr wenig geschickt und nicht einmal mit Wasser überall hinreichend versorgt sei; die Stadt sei nur bloß mit einer einfachen, kaum durch einige Thürme geschüzten Mauer umgeben, die ganze Südseite der Insel durch Klippen und Felsen fast ganz unzugänglich gemacht, und weder mit einem Ha-

sen

Villiers von l'Isle Adam.

Hafen noch mit einem andern Zufluchtsort für die Schiffe versehen. Inzwischen hatten sie doch auch auf der andern Seite mehrere Vortheile entdeckt, welche ihnen den Anschlag auf Maltha annehmlich zu machen schienen. Gozzo, sezten sie hinzu, sei zwar ringsum mit gefährlichen Klippen umgeben und habe gar keinen Hafen; allein das Erdreich scheine sehr fruchtbar zu sein, und, unerachtet ein schlechtbefestigtes Schloß die einzige Schuzwehr sei, so liege sie doch zu nahe, als daß es rathsam sein könnte, Maltha ohne dieselbe zu übernehmen. Ganz anders aber war ihr Rath in Rücksicht auf Tripoli, das an einer Barbarischen Küste gelegen, von Maltha entfernt, mit Feinden umringt, ohne Festungswerke, durch Sand und Sümpfe sogar zum Befestigen untauglich, mit einem von dem nahen Gebirge aus bestreichbaren Hafen, ohne Lebensmittel und ohne Früchte, schlechterdings unhaltbar sei, und umsonst das Blut der tapfersten Ritter kosten würde.

1524. im August.

Diesen Bericht theilte der Großmeister dem Papst mit, und bat ihn um seine Vermittelung bei

bei dem Kaiser, daß dieser nicht auf der Uebernahme von Trixoli bestehen möchte. Allein unter der gegenwärtigen Lage war hiemand weniger geschickt, diese Vermittelung zu Stande zu bringen, als der Papst, der eben im Begriff war, mit den Venezianern und dem König von England eine Allianz gegen den Kaiser zu schliessen, der nach der Schlacht bei Pavia, wo der König Franz I von Frankreich in seine Gefangenschaft gerathen war, der Freiheit von ganz Italien gefährlich zu werden schien.

Uebernahme von l'Isle Adam

In dieser für den Orden so ungünstigen Lage zeigte sich endlich dem Grosmeister eine andre Aussicht, den Kaiser selbst wegen seiner Angelegenheiten zu sprechen. Die Mutter des Königes Franz I ließ ihn auffordern, ihre Tochter, die sie Friedensunterhandlungen halber selbst an den Kaiser schicken wollte, auf den Ordensgaleeren nach Spanien zu führen. Der Papst billigte selbst die Annahme dieses Auftrags, und Villiers reiste also mit seinen Galeeren nach Frankreich ab, um dort die Prinzessin abzuholen.

1525. den 25 Jun.

Villiers von l'Isle Adam.

Aufgebracht über diese Reise des Großmeisters, deren Beweggrund sie nicht kannten, bemächtigten sich die Kaiserlichen Minister sogleich aller Einkünfte des Ordens, und der Kaiser billigte ihr Betragen um so mehr, da er mit den Rittern auch wegen der Gleichgültigkeit, mit der sie sein Anerbieten behandelten, längst unzufrieden war. Zugleich schickte er einen Abgeordneten nach Viterbo, dem versammelten Rath Vorwürfe wegen der bisherigen Zögerung zu machen. „In der Voraussezung," ließ er ihnen sagen, „daß der Orden ein Anbieten von solcher Wichtigkeit eben so willig als dankbar ergreifen würde, habe er nun bereits achtzehn Monate lang die Befestigung dieser Pläze aufschieben müssen, und er fordere nun schleunigst eine entscheidende Antwort." Einige von den Spanischen Rittern, welche, dem Beispiel ihres Landesoberherrn gemäß, sich einer besondern Gewalt in dem Konseil anmaßen wollten, stimmten darauf, daß man sogleich das Anerbieten des Kaisers mit allen von ihm daran geknüpften Bedingungen annehmen solle. Allein der bei weitem größere Theil des versammelten Rathes trat der ver-

vernünftigeren Entscheidung bei. Man liess dem Kaiser melden, daß das Kapitel, in der Abwesenheit des Großmeisters und ohne Einwilligung des Papstes, in einer so wichtigen Angelegenheit nichts beschliessen könne; daß sie aber beide schleunigst von seiner Aufforderung unterrichten lassen wollten, und daß übrigens der Großmeister eben dieser Unterhandlungen wegen selbst die gegenwärtige Reise nach Madrid unternommen habe. — Zugleich schickte das Konseil den Kommandör Bosio an den Großmeister ab, ihm von diesen Vorfällen in Italien Nachricht zu bringen. Villiers von l'Isle Adam

Unter solchen ungünstigen Vorbedeutungen langte Villiers in Madrid an. Es gelang ihm aber gleich bei der ersten Audienz, den Kaiser zu gewinnen. Er entschuldigte die lange Verzögerung einer bestimmten Antwort wegen Maltha, durch die Aussichten auf die Wiedereroberung von Rhodus, und sezte hinzu, daß noch jezt ein glücklicher Erfolg dieser Unternehmung zu hoffen sein würde, wenn es nur nicht an dem nöthigen Gelde fehlte, um drei oder viertausend Mann anzuwerben. Dieser Anschlag erhielt

Villiers von l'Isle Adam.

selbst des Kaisers Aufmerksamkeit. Er rieth dem Großmeister, sich mit dem Herzog von Alba, seinem geschicktesten General, über die Ausführbarkeit desselben zu besprechen, und versicherte, daß er bereit sei, selbst fünf und zwanzig tausend Thaler dazu herzugeben. Uebrigens, sezte der Kaiser hinzu, könnte dann der Orden, wenn dieser Anschlag mißlänge, noch immer auf den Besiz von Maltha sichre Rechnung machen.

Auf ausdrückliche Erlaubniß durfte der Großmeister auch den gefangenen König Franz besuchen, von welchem er sehr ehrenvoll aufgenommen und sogar zu seinem Sachwalter bei den Friedensunterhandlungen bestellt wurde. Nachdem endlich die Französische Prinzessin am Ende der Geleitsfrist wieder abgereist war, betrieb er die Vermittelung des Friedens mit um so größerem Eifer, und war endlich so glücklich, einen Friedensvertrag zwischen den beiden Fürsten wirklich zu Stande zu bringen.

Bald nach dieser glücklichen Beendigung des Friedensgeschäftes, dachte Villiers an die Rückkehr nach Viterbo. Bei seinem Abschied erneuerte der Kaiser sein Versprechen wegen Maltha,

und

und versicherte, daß er die Bestimmung der Bedingungen ganz allein dem Papst überlassen wolle.

Villiers von Isle Adam.

Ehe aber Villiers Spanien wieder verließ, legte er einen Zwist bei, der sich in Portugal zwischen dem Könige und den Rittern erhoben hatte. Der König hatte, nach dem Tode des Priors von Crato, diese Prierei, zum Nachtheil eines Ritters, seinem Bruder Ludwig zugetheilt, und auf die Beschwerden, welche die Ritter dagegen machten, gedroht, alle Güter des Ordens in seinen Staaten einzuziehen; um so mehr, sagte er, da der Orden, zu Viterbo ganz unthätig, seinen wahren Zweck ganz vernachlässige, und es also der Stiftung weit angemessener sein werden, ihre Einkünfte zu einem Krieg wider die Mauren anzuwenden, welche auch als Feinde der Christenheit angesehen werden könnten. Der Großmeister, der die Folge eines solchen Beispiels mehr als den dadurch erlittenen Schaden selbst fürchtete, wendete alles an, diesen Streit beizulegen, und wollte lieber eine kleine Ungerechtigkeit, die er nicht verhindern konnte, einräumen, als die Rechte des Ordens überhaupt der

Ge-

Villiers von l'Isle Adam

Gefahr einer Beeinträchtigung aussezen. Er bewilligte also Ludwigs Einsezung in den Genuß der Priorei, um dagegen eine Versicherung aller Rechte und Privilegien des Ordens und das Versprechen einer ansehnlichen Unterstüzung zu der vorhabenden Unternehmung auf Rhodus von dem Könige zu erhalten.

Kaum war er auf seiner Rückreise in Frankreich angekommen, als er die Nachricht erhielt, daß auch der König von England, unter demselben Vorwand wie der König von Portugal, in seinem Lande ähnliche Eingriffe in die Besizungen und Rechte des Ordens gemacht habe, und selbst die Einkünfte aller Kommanderien in seinem Reiche einziehen und die Engländischen Ordensritter zur Besazung von Calais gebrauchen wolle. Diese ungünstige Botschaft beunruhigte den Großmeister um so mehr, weil sie ihm zugleich ein neuer Grund seiner Besorgniß war, daß eben auf diese Art, aller seiner Sorgen unerachtet, die Güter des Ordens nach und nach eine Beute der Fürsten werden würden. In dieser traurigen Lage nahm er seine Zuflucht zu dem König von Frankreich, und bat diesen

um

um seine Vermittelung. Sein Gesuch ward ihm auch bewilligt; der König schrieb selbst an Heinrich VIII von England. Allein die zwei Abgesandten des Großmeisters, welche diesen Brief überbrachten, fanden eine sehr ungünstige Aufnahme, und kamen unverrichteter Dinge zurück. Aber sie hatten eine andre Entdeckung gemacht, die bald einen bessern Erfolg hoffen ließ. Heinrich VIII, der gewohnt war sich als eine Hauptperson bei allen damaligen Europäischen Begebenheiten zu betrachten schien es als eine beleidigende Vernachlässigung aufgenommen zu haben, daß der Großmeister ihn nicht eben so wie den Kaiser und den König von Frankreich besucht hatte. Um also dieser Eitelkeit den leichten Dienst zu thun, der für den Orden sehr vortheilhaft werden konnte, entschloß sich der ehrwürdige Alte, auch noch die Reise nach England zu unternehmen. Bosio, durch den er sich vorläufig bei dem König melden ließ, kam sogleich mit einer äusserst schmeichelhaften Einladung zurück, und die Abreise geschah wenig Tage darnach. Heinrich ließ ihn mit großem Pomp empfangen, und nahm ihn selbst mit ungewöhnlicher Freundlich-

[illegible] von Isle Adam.

keit

Villiers von l'Isle Adam.

keit und Zärtlichkeit auf. Von dem Einziehen der Ordensgüter war nun gar nicht weiter die Rede. Die Unterhandlung wurden zur Zufriedenheit beider Theile geschlossen. Der König bestätigte nicht nur aufs neue alle Privilegien des Ordens in seinem Reiche, sondern versprach auch zur Wiedereroberung von Rhodus zwanzig tausend Thaler beizusteuern.

Nun kehrte also der Großmeister, froh über die glückliche Beschützung der Rechte seines Ordens, mit Ehrenbezeugungen von den vornehmsten Europäischen Fürsten überhäuft, und beglückt durch die Hoffnung einer beträchtlichen Unterstützung seines Unternehmens auf Rhodus, ruhig nach Italien zurück. Hier hatte sich aber inzwischen, durch die heilige Ligue die der Papst nach der Schlacht bei Pavia gegen den Kaiser errichtet hatte, alles Unheil eines äußerst erbitterten Krieges verbreitet. Es war also von dem Papst, der sogar selbst von den Kaiserlichen gefangen gehalten wurde, für die Unterstützung der Ordensangelegenheiten nichts zu erwarten; und selbst der Kaiser war auch durch den Tumult der Waffen zu sehr zerstreut, um jezt die

Un

Unterhandlungen wegen Maltha wieder aufzunehmen. Das Ordenskonseil beschloß also, die Entscheidung der Umstände in Geduld abzuwarten. Villiers von Isle Adam.

Während dieser Zeit wurde der Großmeister durch den griechischen Erzbischoff von Rhodus aufs neue dringend aufgefordert, sein Unternehmen auf Rhodus zu beschleunigen. Villiers schrieb ihm sogleich zurück, daß er bereits von einigen der vornehmsten Europäischen Mächte das Versprechen einer beträchtlichen Unterstüzung erhalten habe, und zum Theil auch schon wirklich mit Ruderern und Geschüz von ihnen versehen worden sei, und also Hoffnung habe, nun bald mit einer hinreichenden Flotte vor Rhodus erscheinen zu können. Mit diesem Briefe wurde Bosio abermals nach Rhodus geschickt, um den gegenwärtigen Zustand der Insel auszukundschaften, und mit den vornehmsten Einwohnern derselben die nöthigen Maßregeln zu nehmen.

Inzwischen hatte der Großmeister, auf einem Generalkapitel zu Viterbo, die Ritter aufs neue von der Nothwendigkeit einer baldigen Vereinigung des Ordens an einem bestimmten Hauptsiz

über-

Villiers von l'Isle Adam.

überzeugt, und den Wunsch nach einem festen Vereinigungspunkt recht lebhaft in ihnen erregt, um sie dadurch zu einer Unternehmung gegen Rhodus vorläufig zu stimmen. Die meisten von ihnen, welche glaubten, daß die Hauptabsicht noch immer auf Maltha gerichtet sei, riethen einhällig, den Kaiser durch eine neue Deputation bitten zu lassen, daß er diese Insel frei und unabhängig dem Orden übergeben möchte, wofür alle Jahr am Tage der Uebergabe, zum dankbaren Andenken, eine Messe gehalten und seinem Vizekönig in Sicilien ein Falke zugeschickt werden sollte.

Diesem Beschluß des Kapitels gemäß wurden auch wirklich einige Abgeordnete nach Madrid geschickt, die Unterhandlung wieder anzufangen. Sie fanden aber eine sehr kalte Aufnahme. Die Verbindung des Großmeisters mit dem Papst, und die Betrachtung, daß Villiers ein gebohrner Franzose sei und sich leicht zum Vortheil seines Vaterlandes wider ihn erklären könnte, hatten inzwischen den Kaiser mißtrauisch und von der Uebergabe von Maltha sehr abgeneigt gemacht. Auf der andern Seite betrieben auch die

Or

Ordensdeputirte, welche von der wahren Absicht des Großmeisters unterrichtet waren, die Angelegenheit nicht mit besonderm Eifer. Unter diesen Umständen war leicht voraus zu sehen, daß die Beendigung derselben sich wohl so lange verziehen werde, bis entweder ein allgemeiner Friede den Grund des Mißtrauens auf der einen Seite würde gehoben, oder eine glückliche Wiedereroberung von Rhodus den Gegenstand der Unterhandlung auf der andern Seite entbehrlich gemacht haben. Villiers von l'Isle Adam.

Der Krieg dauerte aber noch einige Jahre mit abwechselndem Glücke fort; und während also die Unterhandlung von dieser Seite verhindert wurde ihrem Ziele näher zu rücken, machte der Großmeister auf seiner Seite alle Anstalten, seinen Plan auszuführen. Bosio kam aber mit sehr ungünstigen Nachrichten von Rhodus zurück. Der Anschlag war zu vielen Menschen vertraut worden, als daß er so lange hätte können verborgen bleiben. Die Türken schöpften Verdacht, der Großsultan versetzte die Garnison, und ließ mehrere Griechische und selbst Mohammedanische Einwohner hinrichten, und Bo-

Villiers von l'Isle Adam.

sio entkam nur mit der äußersten Lebensgefahr den Nachforschungen des neuen Guvernörs.

Um diesen mißlungenen Anschlag sogleich durch einen andern zu ersezen, entwarf dieser erfinderische Rathgeber einen Plan auf die Stadt Modon in Morea, und machte dem Großmeister den Vorschlag, sich derselben zu bemächtigen und den Sitz des Ordens dahin zu verlegen. Ein Rhodiser, Namens Lomelin Del 'i Campo, der seit der Eroberung von Rho, dus sich zu Messina aufhielt, hatte ihm die erste Idee dazu gegeben, und ihm Hoffnung gemacht, durch Hülfe zweier Türken, die beide geborne Christen wären und ihre Apostasie bereuten, Meister von der Stadt zu werden. Der eine, Namens Calojan hatte das Kommando über den Hafen, der andre, welcher Scandali hieß, war Meister von einem Thore. Vosio hatte kaum diese Nachrichten eingezogen, als er auch gleich den Entschluß faßte, sich von der Ausführbarkeit dieses Plans durch den Augenschein zu überzeugen. Er ließ sich also Briefe von Lomelin an Calojan und Scandali geben, und eilte nach Modon. Die beiden Kommandörs,

die

die er sogleich von seiner Ankunft unterrichten ließ, kamen heimlich des Nachts zu ihm auf sein Schiff und trafen mit ihm die nöthige Verabredungen. Bosio bestärkte sie in ihrem Vorsaz durch große Versprechungen, und eilte nach Italien zurück, um die Ausführung dieses Plans zu beschleunigen. Villiers von l'Isle Adam.

Der Großmeister fand zwar seine Vorschläge sehr gut, weil er aber doch nicht in Gefahr kommen wollte, den Besiz von Maltha einer ungewissern Unternehmung aufzuopfern, so hielt er für nöthig, sich dieser Insel zuvor zu versichern. Er schickte deswegen jezt sogleich den Bosio nach Rom, und ließ den Papst aufs neue um seine Vermittelung bei dem Kaiser bitten. 1529.

Der Friede war inzwischen in Italien wieder hergestellt, und der Kaiser kam am Ende desselben Jahres noch nach Bologna, wo er von dem Papst gekrönt wurde. Klemens benuzte diese Gelegenheit, auch die Unterhandlung wegen Maltha zum Besten des Ordens endlich zu Stande zu bringen. Durch seine Vermittelung wurde ein Vertrag errichtet, in welchem der Kaiser versprach: „daß er, in Betracht der vielen wichtigen 1530. den 24 März

Villiers von l'Isle Adam.

„Dienſte, welche der Orden ſeit vielen Jahrhun-
„derten der Chriſtenheit geleiſtet, und in der ge-
„rechten Zuverſicht, daß ſie in der Folge nicht
„weniger als tapfre Vertheidiger des Glaubens
„auftreten werden, in ſeinem und ſeiner Nachfolger
„Namen, die Schlöſſer und Feſtungen von Mal-
tha Gozzo und Tripoli, mit allen ihren Ge-
„rechtſamen, der höhern und niedern Gerichtsbar-
„keit, und dem Recht über Leben und Tod, ſamt al-
„len andern Häuſern, Privilegien, Einkünften, Rech-
„ten und Immunitäten, als ein frei adelich Lehn an
„den Orden des heiligen Johannes auf immer
„abtrete, unter der Bedingung, daß der Groß-
„meiſter mit ſeinen Rittern dieſe Pläze von ihm,
„und ſeinen Nachfolgern in Sicilien als freie ade-
„liche Lehen empfange, ohne zu etwas anderm
„dagegen verbindlich zu ſein, als alle Jahre ei-
„nen Falken zu geben, und im Fall der Erledi-
„gung des Bißthums zu Maltha, ihm drei Kan-
„didaten vorzuſchlagen, aus welchen er einen
„wählen könne, mit dem Vorrecht, daß der Er-
„wählte das Großkreuz des Ordens erhalte, und
„als ſolcher das Recht habe, dem Conſeil bei-
„zuwohnen.“

So-

Sobald der Vertrag unterzeichnet war, wurde Bosio damit an den Großmeister abgefertigt. In der ungeduldigen Eile mit seinem Auftrag bald nach Viterbo zu kommen, hatte dieser treue Botschafter das Unglück, mit seinem Wagen umgeworfen und so schwer verwundet zu werden, daß er seine Reise nicht fortsezen konnte. Er mußte einen Rhodisischen Edelmann, Namens Statigegulo, an seiner Statt abschicken, und starb wenig Tage darauf. Villiers von l'Isle Adam.

Der Großmeister und das Konseil beorderten sogleich nach Empfang dieses Schenkungsdiploms zwei der vornehmsten Kommandöre, dem Kaiser im Namen des ganzen Ordens zu danken, und ließen zu gleicher Zeit den Papst davon benachrichtigen und um seine Bestätigung bitten. Bald darauf wurden zwei Gesandte nach Sicilien geschickt, um dem Vizekönig den Eid der Treue abzulegen, und der Kaiser ernannte nun sechs Kommissarien, welche sich mit den beiden Gesandten nach Maltha einschifften, und den Rittern die Besizungen auf Maltha Gozzo und Tripoli übergaben. Ihnen folgten bald zwei Galeeren, die eine beträchtliche Anzahl von Rit-

Villiers von l'Isle Adam.

tern nach Tripoli übersezten, und der Großmeister wartete nur noch die Wiederherstellung des Schlosses zu Maltha ab, um sich selbst auch sogleich dahin zu begeben.

Inzwischen zeigte sich noch eine zweifache Schwierigkeit bei der Vollziehung dieser Besiznehmung. Der Vizekönig von Sicilien forderte Zoll für das Getreide, das die Ritter einführeten und der Münzmeister machte die Anzeige, daß der Kaiser zu Maltha keine andre Münze als mit seinem Bild und Stempel und durch seine eigne Leute schlagen lassen wolle. Diese Schwierigkeiten hielten die Abreise aller Ritter auf. Der Großmeister und das Konseil wußten, daß Maltha bisher sein Getreide frei aus Sicilien bezogen hatte, und sahen also den verlangten Zoll als eine Art von Tribut an, dem man sie unterwerfen wolle. Eben so schien auch das Verbot des Münzenprägens nur darum gegeben zu sein, um dies als einen Beweis der Abhängigkeit in der Folge zu größern Einschränkungen zu gebrauchen.

Solche Betrachtungen beunruhigten die meisten Ritter; sie fürchtete schon, ihre Freiheit gegen

gen einen so ehrgeizigen und mächtigen Fürsten nicht behaupten zu können, und einige waren sogar der Meinung, man solle den Vertrag sogleich wieder aufheben. Der Großmeister und das Konseil begnügten sich aber, dem Kaiser Vorstellungen wegen dieser Beschwerden machen zu lassen. Allein so fein auch die Abgeordneten diese Forderungen vortrugen, so richteten sie doch so wenig etwas aus, daß der Kaiser vielmehr seine Ansprüche noch erhöhte. Nur durch die Vermittelung des Papstes, zu dem der Großmeister seine Zuflucht nahm, ward es endlich dahin gebracht, daß der Kaiser auch noch die beiden streitigen Artikel bewilligte. Villiers von l'Isle Adam.

Nun machte der Großmeister sogleich Anstalten zu seiner Abreise nach Maltha, und kam endlich mit seiner Rhodisischen Kolonie, seinen Rittern und dem ganzen Konseil glücklich in dem neuen Hauptsiz des Ordens an. Von jezt an hießen die Ritter **Ritter von Maltha.** den 26 Okt.

Sechstes Buch.

Villiers von l'Isle Adam.

Kaum hatte der Großmeister diese neue Residenz bezogen, so war seine erste Sorge die verfallenen Festungswerke einigermaßen wieder herzustellen, um wenigstens vor dem Ueberfall der Korsaren sicher zu sein. Inzwischen da der Krieg, die Auswanderung, die Versezzung einer ganzen Kolonie, die Reisen, die Unterhandlungen, verbunden mit allen Drangsalen und Mühseligkeiten eines aus seinem Vaterland vertriebenen Volkes, Stürmen Pest und Uebeln aller Art, denen sie seit acht Jahren ausgesezt wären, die Kräfte des Ordens äußerst geschwächt und die Kasse ganz erschöpft hatten; da überdies die Unfruchtbarkeit, der Mangel, der schlechte Vertheidigungszustand, die Armuth und Roheit der Einwohner in Maltha mehr dazu dienten, dem Großmeister seinen Verlust aufs neue fühlbar zu machen als ihn für seinen neuen Wohnsiz einzunehmen; und da zu gleicher Zeit die Hoffnung, durch die Eroberung von Modon aus dieser öden

In-

Villiers von l'Isle Adam.

Insel bald wieder befreit zu werden, sich noch immer erhielt: so wurden ausser den unentbehrlichsten Befestigungen nur einige Häuser errichtet, und nur die allernothwendigsten Einrichtungen getroffen, um den Rittern den Aufenthalt doch erträglich zu machen.

Gleiche Anstalten traf nun Villiers auch in den beiden andern Plätzen. Er ließ Gozzo durch Verschanzungen gegen Ueberfälle der Korsaren decken, das Schloß auf dieser Insel mit Munizion Geschüz und Truppen versehen, und schickte nach Tripoli eine hinreichende Besazung.

Die erste und wichtigste Angelegenheit seines Herzens blieb aber, während aller dieser Vorkehrungen, die Eroberung von Modon, durch welche er sich den Weg zu einer noch immer sehnlichst gewünschten Rückkehr nach Rhodus zu eröffnen hoffte. Zu diesem Ende wurden nun alle nöthige Zurüstungen eilends gemacht, und eine beträchtliche Anzahl von den Truppen, die eben jezt bei der Belagerung von Florenz gedient hatten, in Sold genommen. Der Ritter Salviati, ein Verwandter des Papstes und Prior von Rom, erhielt das Kommando, das der Groß-

Villiers von l'Isle Adam

meiſter, um Maltha nicht unbedeckt zu laſſen, nicht ſelbſt übernehmen konnte. Eine Menge von Rittern, die an dem Unternehmen Theil haben wollten, ſchifften ſich mit ihm ein, und die Flotte lief den 17 Auguſt von Maltha aus. Nach wenigen Tagen erreichten ſie die Inſel Sapienza, Modon gegenüber. Ihre Ankunft geſchah unbemerkt in der Nacht, und ſie verbargen ſich hinter den Felſen.

1531.

Die beiden griechiſchen Renegaten, welche den Ueberfall zu begünſtigen verſprochen hatten, von der Ankunft der Flotte insgeheim benachrichtiget, erſchienen ſogleich ſelbſt auf den Schiffen. Salviati, der ſich nicht der Gefahr einer doppelten Verrätherei ausſezen wollte, ſuchte ſich der Treue dieſer beiden Ueberläufer erſt ganz zu verſichern, und verlangte von ihnen, daß ſie drei ſeiner Offiziere ſelbſt in die Stadt führen ſollten, um dieſe durch den Augenſchein von der Sicherheit des Unternehmens zu überzeugen. Dieſer Verabredung gemäß begaben ſich die Ritter, als Kaufleute verkleidet, mit den beiden Renegaten nach dem Hafen von Modon. Die Abweſenheit der leztern, die Handelsgeſchäfte halber oft

nach

nach Sapienza überführen, hatte kein Mißtrauen erregen können, und unter Begünstigung der Abenddämmerung brachten sie nun ihre Gefährten eben so ohne Verdacht in ihre Häuser. Unter dem Vorwand, diese Kaufleute bei sich zu bewirthen, führte Scandali sie in den Thurm an dem Seedamm, den er kommandirte, und Calojan zeigte ihnen den freien Eingang am Thore, den er ihnen als Zolleinnehmer verschaffen könne. Villiers de l'Isle Adam.

Nach dieser Besichtigung wurden die Abgeordneten am andern Morgen von dem Sohn des Scandali zu ihren Schiffen zurückgeführt, und ihrem Berichte gemäß, besonders auf Zureden des jungen Scandali, die Unternehmung auf den nächsten Abend beschlossen. Zwei kleine Ruderschiffe, von einer beträchtlichen Anzahl Soldaten und mehreren Rittern besezt, wurden mit Bretern so bedeckt, daß sie bloß mit solchem Holz beladen schienen. Mit einbrechender Dämmerung begaben sich beide Fahrzeuge auf ihren Posten. Das eine erschien bei dem Eingang des Hafens, wurde von Cajolan selbst zum Schein förmlich visitirt, und, erst nachdem man, um allen Verdacht zu vermeiden, die ausdrückliche Erlaub-

Soldaten von l'Isle Adam.

laubniß des Guverndrs eingeholt hatte, eingelaſſen. Die Soldaten auf der Felucke, als Matroſen verkleidet, legten ihre Breter ſo über Bord, daß ſie als eine Art von Brücke dienten, das Landen der Truppen zu erleichtern, und zogen ſich, unter Bedeckung der Finſterniß, in das Haus des Renegaten. Zu gleicher Zeit erſchien der junge Scandali mit dem andern Fahrzeug vor dem Thurm, wo er, als in ſeines Vaters Haus, mit acht andern als Türken verkleideten Griechen, ohne Schwierigkeit eingelaſſen wurde. Sein Vater hatte unter allerlei Vorwand einen Theil der Janitſcharen, mit welchen der Thurm beſezt war, bereits entfernt, und die übrigen zu einem Abendeſſen eingeladen, bei dem ihnen ſoviel Wein zu trinken gegeben wurde, daß ſie alle bald berauſcht in einen tiefen Schlaf fielen. Inzwiſchen führte Scandali mit den übrigen Griechen die Ritter und Soldaten, die auf der Felucke zurückgeblieben waren, in den Thurm ein. Die betrunkenen Türken wurden theils ermordet theils gebunden, und der Thurm in Beſiz genommen. Alles dies ward ſo ſtill ausgeführt, daß der Guverndr, deſ-

ſen

ſen Wohnung kaum fünfhundert Schritte davon entfernt war, nicht das geringſte davon erfuhr.

Am frühſten Morgen erſchien Colejan mit einigen als Matroſen verkleideten Rittern am Eingang des Thor. Sie machten ſich da einigen Aufenthalt, um den Truppen, die noch auf den Felucken verborgen waren, Zeit zum Vorrücken zu laſſen. Sobald ſich von dieſen ungefähr dreihundert Mann genähert hatten, zogen jene den Degen, und fielen die Wache an. Während ſie mit dieſer im Gefecht waren, drängten ſich ihre Truppen herbei und bemeiſterten ſich des Thores. Schon glaubten ſie die Stadt in ihrer Gewalt, und gaben durch einen Kanonenſchuß ihrem General das verabredete Zeichen, ihnen mit ſeinen Galeeren eilends zu Hülfe zu kommen. Allein, anſtatt nun gerade auf das Schloß zuzugehen, wohin der Guvernör ſich zurückgezogen hatte, fiengen ſie an zu plündern, und zerſtreuten ſich in der Stadt. Die bedrängten Einwohner flüchteten auf das Schloß, um gegen die Greuel, welche die Chriſten anrichteten, eine Zuflucht zu ſuchen. Der Guvernör, der inzwiſchen erfahren hatte, daß es nur eine ſehr klei-

Villiers von l'Isle Adam.

kleine Anzahl von Menschen sei, die sich der Stadt bemächtiget hatten, ließ sogleich diese zu ihm Geflüchteten bewaffnen, und machte mit ihnen, von der Besazung des Schlosses unterstüzt, einen heftigen Ausfall auf die plündernden durch Raubgier von einander getrennten Christen. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte sie aber bald wieder, und sie vertheidigten mit Entschlossenheit ihre eroberte Posten. Indeß harrten sie ängstlich auf die Ankunft des Generals mit den Galeeren, und ihre Unruhe stieg bis zum höchsten Grade, da es bereits Mittag war, und noch keine Hülfe erschien. Unglücklicherweise hatte ein widriger Wind den General verhindert, den Kanonenschuß zu hören, und er würde noch lange wegen des Schikfals seiner Abgeordneten in Ungewißheit geblieben sein, wenn nicht der junge Skandali durch ein abgeschickte Barke, ihn von ihrer Lage benachrichtiget hätte. Nun eilte er zwar sogleich mit seiner Flotte herbei, und nöthigte den Guvernör, sich in das Schloß zurückzuziehen. Allein es fehlte an Kanonen, diese Feste sogleich mit Gewalt zu bestürmen, und während der General welche aus den Schiffen her-

bei

beischaffen ließ, erhielt der Guvernör Sulkurs. Schon Morgens, gleich nach dem ersten Angriff, hatte dieser Eilboten in alle umliegende Städte abgeschickt, sie von seiner Noth zu benachrichtigen. Zum Glück der Belagerten war eben der Guvernör der Provinz mit einem beträchtlichen Korps, das er auf Solimans Befehl nach Ungarn führen sollte, in der Nähe. Unmittelbar auf diese Nachricht schickte er in aller Eile einige Kompanieen Reiterei ab, denen er an der Spize von sechstausend Mann Fußvolk sogleich selbst nachfolgte. Sobald der Guvernör des Schlosses durch diese Reiter, die durch ein besonderes Thor eingelassen werden konnten, sich unterstüzt sah, wagte er einen neuen Ausfall auf die Christen. Allein diese empfiengen ihn mit soviel Entschlossenheit, daß er nach einem beträchtlichen Verlust gezwungen war, aufs neue sich zurück zu ziehen. Inzwischen, da Salviati Nachricht erhielt, daß der Guvernör der Provinz mit einer ansehnlichen Armee noch vor Sonnenuntergang in Modon ankommen werde; und nicht genug Truppen hatte, ihm Widerstand zu thun und eine förmliche Belagerung

Villiers von Isle Adam.

der

Villiers von l'Isle Adam.

der Stadt vorzunehmen: so war sein Rückzug unvermeidlich. Ehe er aber seine Truppen wieder einschiffte, überließ er die Stadt der Plünderung. Die Soldaten machten eine unermeßliche Beute; die Ritter und die vornehmsten Offiziere legten selbst Hand an, von den Reichthümern, welche sich hier fanden, einen Theil an sich zu bringen; und führten ausserdem noch mehr als achthundert Weiber gefangen mit sich fort. Noch vor Untergang der Sonne verliessen sie die Stadt, und hatten Zeit genug sich ganz ruhig wieder einzuschiffen.

Nach einem so ganz mißglückten Versuch war freilich alle Aussicht auf den Besiz von Modon verschwunden, und der Großmeister seiner süßesten Hoffnung beraubt. Aber, erhaben durch seine Standhaftigkeit über alle Unfälle, ertrug er auch diesen mit Gelassenheit, und richtete nun seine ganze Aufmerksamkeit allein auf Malta, diesen, wie er glaubte, durch die Vorsehung selbst gleichsam dem Orden angewiesenen Wohnsiz gehörig zu befestigen, und wider die zu befürchtenden Unfälle in Sicherheit zu sezen.

Villiers von l'Isle Adam.

Nun kehrten auch die Ritter mit neuem Eifer zu ihrer eigentlichen Hauptbestimmung zurück. Die Kreuzflagge erschien wieder auf dem Meere zum Schuz ihrer Glaubensgenossen, und zum Schrecken der Unglaubigen. Aufgefordert von Klemens VII, vereinigten sich die Galeeren des Ordens mit der verbündeten Flotte des Kaisers und des Papstes, welche unter dem Kommando des berühmten Kaiserlichen Admirals, Andreas Doria, einen Zug wider die Türken machte, und die Ritter gaben bei dieser Gelegenheit wieder glänzende Beweise ihrer alten Tapferkeit.

Im August gieng die vereinigte Flotte unter Seegel. Da sie auf ihrer Reise bei der Insel Sapienzä ankam, wurde auf Veranlassung der Ritter und besonders des Priors von Rom der Vorschlag gemacht, einen zweiten Angriff auf Modon zu wagen. Allein die Soldaten, welche meist vom Raub leben mußten, hatten wenig Lust, einen Plaz anzugreifen, den die Ritter erst im vorhergegangenen Jahre rein ausgeplündert hatten, und wo also für die Mühseligkeiten einer sehr gefahrvollen Belagerung wenig Be-

Villiers von l'Isle Adam.

lohnung zu hoffen war. Der Kriegsrath beschloß also, Modon vorbei zu segeln, und den Angriff gegen Coron, das ehemalige Chärones, zu richten. Diesem Entschluß zufolge ward also Coron beschossen, und sobald das Geschüz einen Weg durch die Mauern eröffnet hatte, der Sturm unternommen. Einige Spanische Regimenter machten den ersten Angriff, wurden aber durch eine wüthende Gegenwehr der Belagerten, nach einem Verlust von dreihundert Soldaten und mehreren Offizieren, zurückgetrieben. Allein die beiden Prioren von Rom und von Auvergne rükten nun, an der Spitze von zweihundert Rittern und fünfhundert Ordenssoldaten, an ihre Stelle und erneuerten den Sturm mit größerer Entschlossenheit. Unglücklicherweise waren die Leitern nicht lange genug. Um den Eingang der Bresche zu erreichen, mußten die Ritter mit Händen und Füßen hinan klettern. In dieser äußerst nachtheiligen Stellung stürmten ihnen noch überdies Kugeln und Pfeile, Steine und siedendes Oel mit fürchterlicher Gewalt entgegen. Allein, entschlossen, eher unter der Mauer erschlagen zu werden als den Angriff aufzu-

zugeben, drangen sie mitten durch diese Gefahren des Todes mit unüberwindlichem Muthe durch, und bemeisterten sich zuletzt doch der Bresche. Ein allgemeines lautes Triumphgeschrei erhob sich unter den Christen, als sie die große Ordensfahne auf der Bresche aufgepflanzt sahen. Die Belagerten, welche schon ihre ganze Stadt eingenommen glaubten, steckten eilends die weisse Fahne auf, und ergaben sich auf Kapitulation. Nach dieser Eroberung folgte noch die Einnahme von Patras, welche durch Doria selbst ausgeführt wurde, während die Ritter das Schloß Ardinel und einige andere Festungen längs der Küste wegnahmen, und damit war dieser Feldzug geendiget. Die rauhe Jahrszeit trennte die Flotte, die verschiedenen Eskadern zogen sich in ihre Häfen zurück. Villiers von l'Isle Adam.

Sobald man im folgenden Jahre wieder die See halten konnte, erschienen auf Solimans Befehl vier große Galeeren vor Coron, um den Hafen zu blockiren, während eine mächtige Armee sie zu Lande einschloß. Sogleich kam aber auch Doria wieder mit seiner vereinigten Flotte herbei. Seine Soldaten verlangten zu schlagen;

Villiers von l'Isle Adam.

aber er vermied das Treffen, und schränkte seine Bemühung bloß darauf ein, Sukkurs in die Stadt zu werfen. In dieser Absicht beorderte er die große Karake von Malthq, ein lebhaftes Feuer auf die Türken zu machen, und inzwischen sollten einige seiner Kapitäne die mit Soldaten und Munizion befrachteten Barken unter Begünstigung des Rauchs und des Feuers in die Stadt bringen. Allein dieser Anschlag wurde so schlecht ausgeführt, daß die kleinen Fahrzeuge ganz unter die Türkischen Galeeren geriethen. In der Bestürzung sprang ein Theil der Christen, um sich zu retten, mit solcher Hastigkeit und in so großer Anzahl in die Böote, daß diese untersanken. Die Türken bemächtigten sich einiger von den Geleitsschiffen und griffen dann die großen Schiffe an. Das Gefecht ward von beiden Seiten mit gleichem Muth und mit gleicher Hize geführt. Allein durch die vereinigte Anstrengung des Admirals Doria und des Priors von Rom erklärte sich endlich der Sieg für die Christen. Coron ward entsezt und aufs neue mit Lebensmitteln versehen, und Doria verfolgte nun die feindliche Flotte.

Auf

Villiers von l'Isle Adam.

Auf einmal erschien jezt Barbaroſſa, der berüchtigte Anführer der Korſaren, mit zwei und achtzig Galeeren auf dem Mittelländiſchen Meere und ſezte Maltha und Tripolis und die Küſten von Neapel und Sizilien in Schrecken und Unruhe. Der Großmeiſter berief deshalb eilends ſeine Schiffe von der vereinigten Flotte zurück, und traf inzwiſchen zu Maltha die ſorgfältigſten Vertheidigungsanſtalten. Allein Barbaroſſa nahm einen ganz andern Weg, und befreite bald jene Gegenden wieder von ihrer Furcht.

In diesen ruhigen Zwiſchenraum benuzte Villiers, ein Generalkapitel zuſammenzurufen, auf welchem der Vertrag mit dem Kaiſer wegen Maltha förmlich beſtätigt und verſchiedene andere nothwendige Einrichtungen getroffen wurden.

Inzwiſchen trübten allerlei unangenehme Vorfälle die Ruhe des Großmeiſters. Schon früher war wegen Erſezung des Bißthums zu Maltha ein Streit zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer entſtanden, der dem Großmeiſter ſehr viel Unruhe verurſachte. Das Ordenskonſeil hatte dem Kaiſer, dem mit ihm eingegangnen Vertrage gemäß, nach dem Tode des Biſchoffs, drei Kan-

Villiers von l'Isle Adam.

didaten zu dieser Stelle vorgeschlagen, unter welchen auch Thomas Vosio, ein Bruder des berühmten Kommandörs Vosio, genannt war. Der Großmeister war für den leztern um seines Bruders willen vorzüglich interessirt, und vermochte den Papst, sich für ihn bei dem Kaiser zu verwenden. Klemens bewilligte auch seine Bitte, und der Kaiser schien sogleich geneigt, sie zu erfüllen. Allein der leztere, gewohnt, seine Gefälligkeiten immer so theuer als möglich zu verkaufen, zögerte mit der Ernennung so lange, bis er erst mit dem Papst und dem Orden ein Bündniß wider die Türken, das schon lange sein Hauptzweck gewesen war, zu Stande gebracht hatte. Entrüstet über diese Behandlung, suchte sich nun Klemens dadurch zu rächen, daß er die Ernennung des Kaisers gar nicht anerkannte, und, da ihm die Botschaft von Vosio's Erwählung gebracht wurde, die äußerst befremdende Erklärung gab: daß er bereits den Kardinal Chinucci an diese Stelle ernannt habe. Aller Vorstellungen des Großmeisters unerachtet, beharrte er auf diesem Entschluß, und blieb selbst gegen alle Einwendungen des Kaisers unerschüt-

terlich. Erſt unter ſeinem Nachfolger, Paul III, wurde endlich dieſe Angelegenheit zu Boſio's Vortheil beendiget. Villiers de l'Isle Adam.

Noch weit mehr aber kränkte ihn ein anderer Vorfall, der ſich bald nach der Beendigung des Generalkapitels ereignete. Ein junger Franzöſiſcher Ritter aus der Provenziſchen Landsmannſchaft wurde von einem Florentiniſchen Edelmann, aus dem Gefolge des Priors von Rom, im Zweikampf erſtochen. Seinen Tod zu rächen, ſuchte der Onkel des Ritters, mit einigen ſeiner Freunde den Florentiner auf, überfiel ihn, unter dem Vorwand daß er ſich dabei einer Hinterliſt bedient habe, an einem öffentlichen Orte, und verwundete ihn. Alle Edelleute in dem Hauſe ihres Priors vereinigten ſich, dieſe Beſchimpfung ihres Freundes zu rächen, und ſelbſt mehrere Italieniſche Ritter verbanden ſich mit ihnen. Alle Franzoſen, die ihnen begegneten, wurden von ihnen angefallen und mißhandelt, ohne Unterſchied der Landsmannſchaften. Die andern beiden Franzöſiſchen Landsmannſchaften nahmen nun alſo auch an dem Streite Theil. Sie wendeten ſich zwar zuerſt mit ihrer Klage an den Großmeiſter und

Villiers von l'Isle Adam.

erhielten, von ihm einen Befehl an den Prior von Rom, die Schuldigen ſtreng zu beſtrafen. Allein da dieſer ſich begnügte, die Strafbarſten von ſeinen Edelleuten auf der Hauptgaleere gefangen ſezen zu laſſen, und den Beleidigten im hohen Ton antwortete, daß er die Sache erſt unterſuchen wolle, ſo griffen dieſe aufs neue zu den Waffen, um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Sie überfielen die Galeeren des Priors, erſtachen vier ſeiner Edelleute, die einige ihrer Gefährten ermordet oder verwundet hatten, und zogen dann im Triumph zurück. Außer ſich vor Wuth über dieſen Anfall, verſammelte der Prior alle Italieniſche Ritter die um ihn waren, und zog auch die Arragoniſche und Kaſtilianiſche Landsmannſchaft auf ſeine Seite, um mit dieſen vereinigt, Rache an den Ruheſtörern zu nehmen. Allein dieſe waren kaum von dem Bündniß wider ſie benachrichtiget, als ſie einen zweiten Ausfall machten, ihre Feinde in dem Hauſe des Priors ſelbſt aufzuſuchen. Nun erhob ſich eine förmliche Schlacht, man ſchoß von beiden Seiten. Umſonſt ſchickte der Großmeiſter einen Abgeordneten um den andern ab, ſie zur Ruhe zu

mah-

nahmen. Taub gegen alle Geſetze und ge-
gen alle Befehle, hörten ſie nichts als
ihre Leidenſchaft. Sie fuhren fort zu ſchieſ-
ſen; es wurden endlich ſogar von beiden
Theilen Kanonen herbeigeführt. Die Nacht
vermehrte die Verwirrung. Unwillig über
dieſes Betragen ſeiner Ritter, wollte Villiers
ſelbſt ſich zu den Streitenden begeben, um
zu verſuchen, ob ſeine perſönliche Gegenwart ſie
nicht zum Gehorſam bringen könne. Allein das
ganze Konſeil, aus Beſorgniß daß ihm in der
Nacht ein Unglück begegnen möchte, bat ihn
dringend, in ſeinem Pallaſt zu bleiben. An
ſeiner Statt wurde aber der Bailif von Manosque
abgeſchickt, ein alter ehrwürdiger Ritter, der, begleitet
von der Garniſon des Schloſſes, durch ſeine
Vorſtellungen die Parteien bald vermochte, die
Waffen niederzulegen. Sobald die Ruhe wieder
ganz hergeſtellt war, ließ der Großmeiſter die
Urheber des Aufruhrs zur Strafe ziehen.
Zwölf von ihnen wurden des Ordenskleides be-
raubt, und einige der hartnäckigſten, von wel-
chen neue Unruhen zu fürchten waren, ins Meer
geworfen.

Villiers von l'Isle Adam

Villiers von l'Isle Adam.

Eine so auffallende Zerstörung aller Ordnung in seinem Staate hatte den Großmeister tief gekränkt; das stolze Betragen der Ritter, ihre Ausschweifungen, ihre Verweichlichung, erfüllten ihn mit der besorgnißvollen Ahnung einer noch weit schlimmern Zukunft, und versenkten ihn in eine düstere Schwermuth. Die Nachrichten, welche jezt aus England einliefen, vollendeten das Maaß seiner Leiden. Heinrich VIII hatte, den ganzen Orden aus seinem Reiche proscribirt, und ihre Güter eingezogen. Dieser lezte Schlag zerstörte plözlich seine längst untergrabene Gesundheit; es befiel ihn ein heftiges Fieber, das wenige Tage darauf seinem Leben ein Ende machte.

1534. den 21 Aug.

Barbarossa hatte sich inzwischen mit der Flotte, an deren Spize er zum Schrecken von Sizilien und Maltha im Mittelländischen Meer erschienen war, im Namen Solimans, von Tunis Meister gemacht, und bedrohte jezt Tripoli mit einer Belagerung. Peter du Pont, Villiers Nachfolger in der Großmeisterwürde, schickte also gleich beim Antritt seiner Regierung einen beträchtlichen Sukkurs nach Afrika, und

Peter du Pont.

diese Hoffnung zu decken. Allein alle Kräfte des Erbens würden doch nicht hinreichend gewesen seyn, Barbaroſſa's Macht zu widerſtehen, der nicht nur Herr von Algier und Tunis war, ſondern auch, als Solimans Großadmiral, mehr als zweihundert Schiffe von verſchiedner Größe und hundert Galeeren zu ſeinem Befehl hatte. In dieſer bedrängten Lage nahm der Großmeiſter ſeine Zuflucht zu Karl V, als dem einzigen unter den Fürſten von Europa, der mächtig genug war, die furchtbaren Anfälle dieſes Korſaren abzuhalten. Perer du Pont.

Zu gleicher Zeit kam auch eine Geſandtſchaft von Muley Hacken an den Kaiſer, ihn wider Barbaroſſa zu Hülfe zu rufen. Dieſer Hacken war einer der jüngſten Söhne des vorigen Königs von Tunis, Muley Mohammeds, und erhielt durch die Ränke ſeiner Mutter, der Favoritinn des Königes, zum Nachtheil ſeiner älteren Brüder, die Krone ſeines Vaters. Um ſich dieſes mit Gewalt an ſich geriſſenen Erbes zu verſichern, ließ er die meiſten ſeiner Brüder umbringen oder ihnen die Augen ausſtechen. Allein Arraſchid, einer von den älteſten Prinzen, entkam

Peter du Pont.

kam glücklich nach Algier zu Barbaroſſa, der ihn, unter dem Vorwand ihm Solimans Schatz zu verſchaffen, nach Conſtantinopel brachte. Anſtatt aber die verſprochene Unterſtützung auszuwirken, gab er dem Sultan vielmehr den Rath, Arraſchids Anhang in Tunis zu benützen, um dieſe Stadt für ſich in Beſitz nehmen zu laſſen. Durch die Hoffnung einer ſo beträchtlichen Erweiterung ſeines Reichs angetrieben, ließ Soliman ſogleich eine Flotte von neunzig Galeeren und mehr als zweihundert Fahrzeugen ausrüſten. Unter dem Vorgeben, den vertriebenen Arraſchid wieder in ſein Reich einzuführen, lief Barbaroſſa mit dieſer fruchtbaren Seemacht aus. Allein Arraſchid mußte unter ſtrenger Verwahrung in dem Serail zurückbleiben. Indeß waren die Anſtalten ſeiner Gefangennehmung ſo geheim betrieben worden, daß ſelbſt die ganze Flotte glaubte, den Tuniſchen Prinzen mit ſich zu führen. Auf die Nachricht, daß Arraſchid mit einer Türkiſchen Flotte ſich nähere, griff das Volk zu Tunis zu den Waffen. Hasken ſuchte umſonſt ſie zu beſänftigen; er ward genöthigt, in der größten Eile die Stadt zu verlaſſen,

und

und seinem Feinde wurden die Thore geöffnet. Barbarossa rükte mit neuntausend Türken in die Stadt und besezte das Schloß und alle festen Pläze. Zu spät bemerkten erst die Einwohner den Betrug. Sie weigerten sich zwar nun, dem Sultan den Eid der Treue zu schwören. Allein Barbarossa brachte sie bald zum Gehorsam und zwang sie, den Großsultan für ihren Oberherrn, und ihn als Vizekönig anzuerkennen. Muley Hasken, aus seinem Reiche vertrieben, nahm nun seine Zuflucht zu Karl V, und bat ihn um Schuz gegen diesen Thronräuber. Peter du Pont.

Von zwei Seiten zugleich wider Barbarossa aufgerufen, gab der Kaiser diesen Anforderungen um so williger Gehör, da die Macht dieses Korsarenfürsten seinen eignen Staaten in Sizilien und Neapel gefährlich zu werden schien. Nach einer reiferen Ueberlegung der Sache, wurde also, auf Anrathen seiner Minister und Generale, der Krieg wider Tunis beschlossen. Allein dieser Kaiser, der nie etwas unternahm, ohne zuvor alle Kunstgriffe der Politik zur Erweiterung seiner Vortheile in Bewegung gesezt zu haben, versuchte auch jezt noch vorher, Barbarossa von Soliman abtrünnig zu ma- 1535.

Peter du Pont.

machen. Er ließ ihm ingeheim durch einen Abgeordneten anbieten, daß er ihn zum unumschränkten Herrn von ganz Afrika machen wolle, wenn er sich entschliessen würde, sich mit ihm zu vereinigen und sein Reich als ein Lehn von Spanien anzunehmen. Da er aber demselben Abgeordneten zugleich den Auftrag gegeben hatte, unter dem Volk einen neuen Anhang für Haaken zu werben; und diese Absicht entdeckt wurde: so ließ Barbarossa diesen Gesandten erdrosseln. Alle Hoffnung, durch Unterhandlungen etwas zu gewinnen, war dadurch abgeschnitten, und nun erst beschloß der Kaiser endlich, den Krieg zu erklären. Er schickte also Haakens Gesandten mit der Versicherung zurück: daß er bald mit einer mächtigen Armee erscheinen werde, seine Rechte geltend zu machen; und lud zu gleicher Zeit die Ritter ein, sich mit ihm zu diesem Unternehmen zu verbinden.

Die Ritter sahen mit großer Freude in diesem Entschluß des Kaisers einen ihrer angelegentlichsten Wünsche erfüllt, und wendeten alle ihre Kräfte an, ihn dabei zu unterstützen. Nachzehn wohl bewaffnete Brigantinen, vier große

Ga-

Galeeren samt der großen Karake wurden ausgerüstet; eine beträchtliche Anzahl von Rittern, jedes von zwei Soldaten zu seiner Bedienung begleitet, schifften sich auf diese Flotte ein. An ihrer Spize war der Kommandeur Botigella, als General der Flotte, und der Bailif Anton von Groslee, als Kommandant der großen Karake und der Landungstruppen. — Der Kaiser selbst, an der Spize einer beinahe dreihundert Segel starken Flotte, mit einer Armee von fünf und zwanzig tausend Mann, schiffte sich zu dieser Unternehmung nach Afrika ein. In dem Hafen von Cagliari, dem allgemeinen Sammelplaz der Hauptflotte, vereinigte er sich mit den Schiffen des Papstes und des Ordens, und trat dann seine Reise an. Petet du Pont.

Barbarossa hatte sich inzwischen auf die Ankunft dieser Feinde längst gerüstet, und besonders die Festung von Goulette, auf welche er den Hauptangriff vermuthete, in sehr guten Vertheidigungsstand gesezt. Der Kaiser landete auch wirklich mit seiner Armee bei dieser Festung, und liess in der Nähe eines Kanonenschusses ein verschanztes Lager errichten. Man fieng sogleich an, 1536. den 13 Jun.

Peter du Pont.

an, vom Land und vom Meere aus den Plaz heftig zu beschiessen. Die Breschen waren bald von verschiedenen Seiten weit genug um einen Generalsturm zu unternehmen. Die Ritter, immer gewohnt an der Spize des Angriffs zu stehen, führten hier den Sturm von der Seeseite an, während die Spanier, von Italiänern und Teutschen unterstizt, vom Land aus einen Angriff machten. Des tapfern Widerstands der Türken unerachtet, hatten die Christen in Zeit von einer Stunde, nach einem mörderischen Gefecht, die Breschen erstiegen und sich des Plazes bemeistert, nachdem die Besazung sich nach Tunis zurückgezogen hatte. Eine sehr reiche Beute fiel ihnen hier in die Hände. Barbarossa hatte diesen Plaz, den er für unüberwindlich hielt, zu seinem Arsenal gemacht, und darin eine große Menge von Kanonen und anderm Geschüz, und eine beträchtliche Anzahl von Galeeren und Schiffen aufbewahrt.

Nach einer kurzen Ruhe von einigen Tagen, welche der Kaiser seinen Truppen verstattete, rückte die Christliche Armee gegen Tunis selbst vor. Barbarossa wollte aber, aus Furcht

vor der Unbeständigkeit der Einwohner, die Ankunft des Kaisers nicht in der Stadt abwarten. Er hielt einen Kriegsrath, in welchem er seine vorzüglichsten Generale zu überzeugen suchte, daß es weit rathsamer sei, der kleinen, durch viele Strapazen durch Durst und ungewohnte Hitze schon äußerst erschöpften Armee im freien Felde entgegen zu gehen. In der Nacht hielt er noch eine geheime Zusammenkunft mit seinen Türkischen Offizieren, und entdeckte diesen sein Mißtrauen sowohl gegen seine Maurische als Arabische Truppen. „Vorzüglich aber, sezte er „hinzu, haben wir uns noch vor einem andern „weit gefährlicheren Feinde zu verwahren. Es „sind bei zwei und zwanzigtausend Christensklaven in der Stadt, welche dem Kaiser den „Eingang erleichtern werden, wenn sie irgend „eine Gelegenheit dazu finden können. Welche „Vorsicht wir auch anwenden, sie zu hüten, so „kann ein einiger Verräther ihnen die ganze „Stadt in die Hände liefern. Am sichersten also „wir entledigen uns dieser Sorge durch die Ermordung aller dieser Sklaven.“ Allein einer von den Anführern, dessen vorzüglichster Reich-

Peter dü Pont.

Perer du Pont.

thum in solchen Sklaven bestand, wußte Barbarossa's Habsucht selbst so glücklich dabei ins Interesse zu ziehen, daß er ihn von diesem Vorhaben zurückbrachte. Inzwischen, theils um sich in Sicherheit zu sezen, theils um im Fall einer Niederlage sogleich Rache nehmen zu können, ließ Barbarossa alle Christensklaven von ganz Tunis mit doppelten Ketten belastet auf dem Schlosse in Verwahrung bringen und unter das Gebäude mehrere Tonnen Pulver legen.

Nach diesen getroffenen Vorsichtsanstalten rückte er an der Spize seiner Truppen aus der Stadt, und lagerte sich eine Meile davon in einer Ebene. Nicht lange, so erschienen die die Christen zur Schlacht gerüstet. Allein die Arabischen Truppen flohen gleich beim ersten Angriffe, und rissen auch die Mauriſchen und Tuniſchen Haufen in allgemeiner Verwirrung mit sich fort. Barbarossa, der sich von seinen feigherzigen Miethlingen ganz verlassen sah, war jezt nur darauf bedacht, sich mit Sicherheit zurück zuziehen. Er ließ also schleunigst zum Rückzug blasen, brachte die Flüchtenden wieder zum Stehen, und ermahnte sie, sich auf morgen zum zweiten Angriffe gefaßt

faßt zu machen. Seine eigentliche Absicht aber war, seine Armee nur so lange noch unter Waffen zu halten, bis er seinen Feinden sicher entkommen könnte. Peter du Pont.

In dieser Absicht ertheilte er insgeheim Befehl, seine Schäze aus dem Schloß wegzuschaffen, und die Pulverfässer unter dem Gefängniß der Christensklaven anzuzünden. Allein auch auf dem Schlosse hatten sich inzwischen die Umstände sehr zu seinem Nachtheil geändert. Paul Simeoni, eben der, von dem wir schon oben gesprochen haben, der schon in seinem achtzehnten Jahre durch seine List die Insel Lero gerettet hatte, war auch unter der Anzahl dieser unglücklichen Christen. Ihm war es aufbehalten, der Retter seiner Brüder zu werden. Durch Hülfe der beiden Kerkermeister der Sklaven erhielt er Hammer und Feile, sich und seine Mitgefangnen von den Fesseln zu befreien. Mit vereinter Macht stürmten sie nun den Waffenplaz des Schlosses, bewaffneten sich, hieben die Besazung nieder, bemächtigten sich des Schlosses und steckten eine weiße Fahne auf, um der Christlichen Armee ein Zeichen zu geben. Auf

Peter du Pont.

die Nachricht, daß man ein ungewöhnliches Geräusch auf dem Schlosse höre, eilte Barbarossa selbst herbei und verlangte eingelassen zu werden. Zu seiner großen Bestürzung belehrten ihn aber die Musketenschüsse, womit man ihm antwortete, daß er verrathen sei. Er verließ also in größter Eile die Stadt, und entkam noch glücklicher, ehe der Kaiser von diesen Umständen Nachricht erhalten konnte. Kaum hatte er sich entfernt, so ließ der Kaiser, von Simeoni herbeigerufen, seine Armee in Tunis einrücken. Mit der unerhörtesten Grausamkeit überfielen jezt die Kaiserlichen Truppen die unglücklichen Einwohner, verheerten, mordeten und plünderten, und verübten Greuel aller Art. Die Anzahl der Gefangnen u. Erschlagenen, welche theils von den Soldaten ermordet, theils auf der Flucht vor ihrer Wuth in den heißen Sandgegenden umgekommen waren, wird auf zweimal hundert tausend angegeben.

Der Kaiser sezte nun Muley Hasken, als seinen Vasallen, wieder auf den Thron und behielt, zum Unterpfand seiner Treue, die Festung von Goulette, welche er wieder herstellen ließ,

in

in seiner Gewalt. Hasken mußte sich verbindlich machen, die Unterhaltung dieser Besazung zu besorgen, und seinen Sohn Mohammed, mit einigen andern seiner vornehmsten Hofleute, zu Geiseln geben. Peter dü Pont.

Nachdem alles zu Tunis in Ordnung gebracht war, trat der Kaiser seine Rückreise nach Europa an, und landete endlich, nach einem ausgestandnen heftigen Sturm, zu Drepano in Sizilien. Die Ordensschiffe kehrten siegreich und mit Ruhm gekrönt nach Maltha zurück. — Nicht lange darnach starb Peter dü Pont, und an seine Stelle kam Didier von Saint Jaille, Prior von Toulouse. Didier von Saint Jaille. 1533.

Die Ritter fiengen jezt aufs neue wieder an, den 22 Nov. sich den Korsaren furchtbar zu machen. Durch ihren Beruf aufgefordert, die gefangnen Christen aus der Sklaverei zu retten, waren sie nun um so eifriger in Erfüllung dieser Pflicht, da die reiche Beute, die sie auf den feindlichen Schiffen fanden, ein neuer Sporn ihres Eifers wurde. Einige vorzügliche Generale unter den Rittern wekten den alten Kriegergeist auf; die Kreuzflagge beherrschte wieder das Meer; kein

Dieser von Saint Jaille.

Korsar durfte sich sehen lassen, ohne in ihre Hände zu fallen. Täglich wurden erbeutete Fahrzeuge, Schiffe und Galeeren in den Hafen von Maltha eingeführt. — Einer der thätigsten Verfolger der Korsaren war Botigella, der General der Ordensgaleeren und Prior von Pisa, der mit soviel Glück gegen sie focht und so viele Beuten machte, daß sich unter den Korsaren zuletzt die Meinung verbreitete: er werde durch einen geheimen Dämon, den er in Gestalt eines Hundes bei sich führe, von allem benachrichtiget, was auf den feindlichen Galeeren vorgehe.

Diese unaufhörliche Befehdungen aber brachten endlich die Türken so auf, daß sie beschlossen, die Ritter aus Tripoli zu verjagen, um sich von ihren häufigen Anfällen zu befreien. Ein Korsar, Namens Airadin, ein Karamanier von Geburt, der als Bundesgenosse von Barbaroßa inzwischen an allen Unternehmungen des leztern Antheil genommen, und sich durch seine Wuth und Grausamkeit so ausgezeichnet hatte, daß man ihm den Zunamen Chasse-Diables (Teufelsschrecken) gab; übernahm es, diesen Auftrag auszuführen. Dieser Korsar, der sich

schon

schon längst von Tachiora Meister gemacht, und zum Herrn dieser, von Tunis ehemals abgerissenen, Stadt aufgeworfen hatte, versammelte alle Truppen, die er in seinem kleinen Gebiet zusammentreiben konnte, bei einer gewissen Burg, welche der Thurm von Alcaida hieß, die er schon früher in der Nähe von Tripoli hatte erbauen lassen. Von da aus marschirte er in der Nacht mit seinen Truppen gegen Tripoli, und versuchte gegen Morgen, an einer der schwächsten Gegenden der Mauer die Festung mit Sturmleitern zu ersteigen, in der Hoffnung, daß er die Ritter unvorbereitet finden werde. Allein der Kommandant, Georg Schilling, Großbailif von Teutschland, hatte durch seine Kundschafter vorher schon von dem zu befürchtenden Ueberfall Nachricht erhalten, und empfieng die Stürmenden mit einer sehr nachdrücklichen Gegenwehr. Die Korsaren zeigten aber viel Entschlossenheit, und drangen, ohne durch die Menge ihrer erschlagenen Brüder sich aufhalten zu lassen, mit Gewalt immer weiter vor; so daß die Festung, des tapfersten Widerstandes der Ritter unerachtet, der ungleich überlegenen Anzahl der

Didier von Saint Jalle.

Didier von Saint Jaille.

Feinde dennoch zulezt würde in die Hände gefallen sein, wenn nicht Chasse-Diables, der, seinen Soldaten zum anfeurenden Beispiel, selbst an der Mauer herankletterte, mit seiner Leiter in den Graben gestürzt worden wäre. Sobald aber die Türken dies sahen, verloren sie den Muth und ergriffen die Flucht. Mit Mühe konnte ihr Anführer sich noch retten.

Kaum hatten diese feindlichen Haufen ihren Rückzug genommen, so schickte der Kommandant einen Eilboten nach Maltha, um dem Großmeister von der aufgestandenen Gefahr Nachricht zu geben, und machte zugleich den Vorschlag, daß das Konseil, um Tripoli vor einem zweiten zu befürchtenden Ueberfall zu sichern, den Thurm von Alcalda, der die Festung von dieser Seite ganz eingeschlossen hielte, zerstören lassen sollte. Das Konseil billigte diesen Anschlag und übertrug die Ausführung desselben dem Kommandor Botigella, der sich sogleich, mit ungefähr siebenhundert Mann und hundert und fünfzig Rittern nach Afrika einschiffte, und ohne Verzug Anstalten traf, den Thurm zu beschiessen. Auf die erste Nachricht von diesem Anfall eilte Chasse-Diables plözlich

mit

mit ſeinen Truppen aus Tachiora hierbei. Da er aber ungefähr drei Meilen von dem Thurme bei dem Flecken Ababus ankam, ſah er ſich auf einmal durch die Ritter, die an der Spize einer beträchtlichen von den Arabern in Sold genommenen Reiterei ſtanden, aufgehalten. Zu ſchwach, um gegen ein ſo ſtarkes Korps etwas wagen zu können, mußte er ſich alſo begnügen, während einiger kleinen Gefechte, die er zum Schein unternahm, ungefähr ſechzig Türken in den Thurm zu werfen. Botigella ließ ſich aber dadurch nicht aufhalten, ſondern ſezte ſein Bombardement eifrig fort, und da der Erfolg nicht bald genug ſeinen Erwartungen entſprach, ſo nahm er die Minirer zu Hülfe, durch deren unermüdete Arbeit in kurzem ein ſehr großes Stück der Mauer einſtürzte. Ein beträchtlicher Theil der Beſazung ward in dem Schutt vergraben. Ehe noch die Korſaren von ihrem erſten Schrecken ſich erholt hatten, ſahen ſie ſchon die Breſche von den Rittern beſezt. Botigella gab ſogleich Befehl, den Thurm zu ſchleifen, und rückte, während ſeine Sklaven mit dieſer Arbeit beſchäftiget waren, nach Abadus

Didier von Saint Jaille.

Didier von Saint Jaille.

dus vor, vertrieb den dort verschanzten Feind und überließ den Flecken seinen Arabern zur Plünderung. Nachdem er darauf einige Truppen zur Verstärkung der Besazung von Tripoli zurückgelassen hatte, kehrte er nach Maltha im Triumph zurück.

Diesem tapfern und siegreichen General gebührte eigentlich die Nachfolge in der Großmeisterwürde, und sie war ihm auch von einem großen Theil der Ritter zugedacht, als nicht lange nach seiner Zurückkunft aus Afrika, die Nachricht von des Großmeisters Tode einlief. Allein durch die Kabale eines gewissen Ritters Cortez fiel die Wahl auf Johann von Omédes, der bei der Belagerung von Rhodus Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte, dessen Eigennuz aber zum voraus schon dem Orden nicht viel gutes versprach.

1537. den 10 Okt.

Johann von Omedes.

Das Kommando über die Galeeren bekam nun, an Botigella's Stelle, Leo'n Strozzi, ein junger vornehmer Florentiner. Dieser junge General, den Papst Klemens VII, sein Oheim, bereits auch schon zum Prior von Capua gemacht hatte, zeigte sich bald der Ehre wür-

würdig, Bellgellà's Nachfolger zu ſein. Unter dem berühmten Kaiſerlichen General, Andreas Doria, gebildet, machte er jezt auch ſeinen erſten Zug als Heerführer mit dieſem Feldherrn gegen eine Türkiſche Flotte von zwölf Galeeren, die eine große Anzahl von Janitſcharen nach Dalmatien überſezen ſollte. Doria hatte vier und dreißig Galeeren, ohne die vier Ordensgaleeren unter dem Kommando von Strozzi zu rechnen. Mit dieſer überlegnen Macht griff der Kaiſerliche General die Türken an. Aber der Sieg ward ihm ſehr theuer verkauft. Entſchloſſen ſich bis auf den lezten Mann zu wehren, fochten die Janitſcharen mit wahrem Löwenmuth, und, aus altem Haß gegen die Ritter, richteten ſie vorzüglich gegen dieſe ihren Angriff. Zwei ihrer Galeeren, worunter das Türkiſche Hauptſchiff war, fielen Strozzi's Hauptgaleere mit vereinigter Macht an. Schon war das Ordensſchiff, nach einem Verluſt von vielen Soldaten und Rittern, in Gefahr überwältigt zu werden, als auf einmal ein ſchwerer Kanonenſchuß die eine feindliche Galeere plözlich in den Grund bohrte. Nun war der Kampf zwiſchen den beiden Hauptgalee-

Johann von Omedes.

ren

Joh. ann von Omedes.

ten gleich. Jede in der Abſicht die andre zu erobern, fochten beide mit zweifacher Anſtrengung. Die Ritter gewannen endlich den Vortheil über die Türken, und warfen ſich haufenweiſe in die feindliche Galeere. Allein die Janitſcharen, ihrem Entſchluß getreu, widerſezten ſich mit der äuſſerſten Wuth, und ſelbſt da die meiſten ſchon niedergemacht waren, wehrten ſich die übrigen noch, weniger um ihr Leben zu retten, als um es für das Leben eines Ritters zu verkaufen. Alle, bis auf den lezten Mann, lieſſen ſich erſtechen, und Strozzi eroberte die Galeere, ohne einen einzigen Gefangnen zu machen. Die übrigen Galeeren wehrten ſich nicht weniger hartnäckig gegen die überlegne Anzahl der Chriſtlichen Flotte, und der Sieg ward für die lezte erſt nach einem langen mörderiſchen Gefecht und nach einem beträchtlichen Verluſt von Rittern Offizieren und Soldaten entſchieden. — Da der Kaiſerliche General darauf gegen ein Franzöſiſches Geſchwader ausgieng, trennte ſich der Ordensgeneral von ihm, um die Neutralität nicht zu verlezen, und kehrte mit ſeinen Galeeren nach Maltha zurück, begleitet von zwei Ga-

Galeeren, die er unterwegs von den Korsaren erbeutet hatte.

Johann von Omedes.

Ein so glücklicher Anfang versprach viel von dem jungen General für die Zukunft. Er war aber kaum zu Maltha angekommen, als er die Nachricht erhielt, daß Philipp Strozzi, sein Vater, in einer Schlacht wider den jungen Cosmus von Medicis gefangen und in Ketten nach Florenz gebracht worden sei, um dort als ein Staatsverbrecher hingerichtet zu werden. Dieser Philipp Strozzi hatte sich nämlich an die Spize der unzufriedenen Florentiner gestellt, welche ihre Republikanische Freiheit behaupten und das Haus Medicis nicht als ihre Regenten anerkennen wollten. Sie liessen den Herzog Alexander von Medicis, den der Kaiser, seinem mit Papst Klemens VII geschlossenen Vertrage gemäß, zum Guvernör von Florenz ernannt hatte, ermorden, und flohen dann, da Kosmus von Medicis auftrat und einen bedeutenden Anhang erhielt, aus der Stadt, um eine Armee zusammenzubringen, mit welcher sie die Medicis vertreiben und die Freiheit von Florenz wieder herstellen könnten. Allein Cosmus von Medicis

Johann von Omedes.

cis überfiel sie ganz plözlich, trieb die wenigen Truppen der Verschwornen auseinander, nahm ihren Anführer mit mehrern seiner Freunde und Anhänger gefangen, und ließ sie in Ketten geschlossen nach Florenz führen. Diese traurige Nachricht war es, welche der junge Strozzi bald nach seiner Ankunft in Maltha erhielt, und welche ihn bewog, sogleich nach Florenz abzureisen, um etwas für die Befreiung seines Vaters zu versuchen. Er erhielt aber unterweges schon die Nachricht, daß sein Vater sich selbst im Gefängniß erstochen habe. Er vereinigte sich also mit seinem Bruder, den Tod seines Vaters und die unterdrückte Freiheit ihrer Vaterstadt an dem Kaiser zu rächen, den sie als den mittelbaren Urheber dieses Unglücks ansahen. In dieser Absicht begaben sie sich nach Frankreich und nahmen dort Kriegsdienste.

Inzwischen hatten die Türken, seit der Rückreise des Kaisers aus Afrika, Muley Hasken's Oberherrschaft die meisten Plätze von Tunis, längs der ganzen Küste, wieder entrissen, und diesem beinahe nichts als seine Hauptstadt übrig gelassen. In dieser Verlegenheit rief er die Mal-

the-

dieſer Ritter zu Hülfe, indem er ihnen zugleich vorſtellen ließ, daß dieſe Fortſchritte der Korſaren Tripoli ſelbſt gefährlich werden müßten. Dem Großmeiſter ſchien dieſe Warnung wichtig genug, um ſogleich den Kaiſer davon zu benachrichtigen. Dieſer fand ſelbſt auch Intereſſe dabei, Muley Hasken als ſeinen Vaſallen in ſeinen Beſitzungen zu ſchützen, und forderte deshalb den Großmeiſter auf, in Gemeinſchaft mit der Flotte, die er durch ſeinen Vizekönig in Sicilien ausrüſten laſſe, die Korſaren wieder von der Afrikaniſchen Küſte zu verjagen. Der Anfang ſollte mit der Belagerung von Suſa gemacht werden. Zu dem Ende rüſteten der Großmeiſter und der Vizekönig gemeinſchaftlich eine Flotte von vierzehn Galeeren aus, auf welchen eine große Anzahl von Rittern und Soldaten von Seiten des Ordens und dreitauſend Mann Kaiſerlicher Truppen eingeſchifft wurden. Paul Simeoni, als General der Ordensgaleeren, erhielt das Kommando über die Flotte, während der Marquis von Terre-Neuve, ein junger Sizilianer, die Landtruppen anführen ſollte. Nach der Vereinigung mit Muley, ward die Belagerung ſo-

Johann von Omedes

gleich

Johann von Omedes.

gleich mit vollem Eifer angefangen, und da das Bombardement der Stadt zufälligerweise eine sehr unhaltbare Gegend der Mauer traf, so würde die Eroberung sehr bald darauf erfolgt sein. Allein ein Renegat, der aus der Stadt ins Lager kam und seinem Vorgeben nach aus Reue wegen seiner vormaligen Verläugnung der Christlichen Religion entflohen war, um in den Schoos der heiligen Kirche zurückzukehren, hintergieng den Marquis mit einer falschen Nachricht. Seiner Aussage nach trafen die Kanonen jezt gerade die allerstärkste Gegend der Mauer. Er rieth also die Batterieen gegen eine andre Stelle zu richten, die seiner Versicherung zufolge der erste Angriff gleich zertrümmern würde, die in der That aber am allerstärksten befestigt war. Durch diesen heuchlerischen Rath ließ der Marquis sich verleiten, seine Kanonen wirklich an den angezeigten Ort bringen zu lassen. Die Mauer ward mit einem so heftigen Feuer bestürmt, daß selbst an diesem so festen Plaz eine ziemliche Oeffnung gemacht wurde. Auf einen neuen Rath des verrätherischen Ueberläufers, ließ der Marquis hier sogleich einen Sturm unternehmen. Hundert und dreißig Ritter und vier-

hun-

hundert Ordenssoldaten erstiegen auch wirklich die Bresche. Allein sie fanden vor sich so ungeheure Verschanzungen, daß alle Hoffnung sie zu erobern verschwand, und sahen sich durch einen wüthenden Hagel von Kugeln und Pfeilen zum Rückzug genöthiget. Nun wurde zwar vorgeschlagen, eine andere Seite der Stadt anzugreifen; allein der ganze Vorrath von Pulver war an dieser Stelle bereits verschwendet. Dieser Anschlag mußte also unausgeführt bleiben, und die ganze Belagerung aufgehoben werden. Der Verräther war wieder in die Stadt entflohen. Johann von Omedes.

Voll Unwillen und Verdruß kamen die Ritter von dieser Unternehmung nach Maltha zurück, und beschwerten sich, daß der Kaiser eine so wichtige Angelegenheit einem General anvertraut habe, durch dessen Ungeschicklichkeit sie alle in Gefahr gekommen seien, aufgeopfert zu werden. Da inzwischen durch das Mislingen dieser Unternehmung Tripoli noch mehr in Gefahr kam, und Botigella, der einige Zeit Guvernör dieses Platzes gewesen und eben jezt von einem andern abgelöset worden war, aufs neue versicherte, daß Tripoli, von allen Seiten mit feindlichen Städ-

Johann von Omedes.

ten bereits wieder umringt und mit Festungswerken so äusserst schlecht versehen, sich unmöglich halten könne, und daß man also den Plaz entweder ganz verlassen und schleifen, oder den Kaiser auffordern müsse, ihn in bessern Vertheidigungsstand zu sezen: so wurde abermal eine Gesandtschaft an Karl V abgeschickt, ihm diesen Vorschlag vortragen zu lassen. Allein der Kaiser, der weder einen so wichtigen Plaz, dessen Vertheidigung ihm nichts kostete und der ihm den Eingang von Afrika öffnete, verlieren, noch zu seiner Befestigung die erforderlichen Summen geben wollte, bewilligte das Schleifen von Tripoli nicht, sondern versprach, den Plaz mit neuen Vertheidigungswerken versehen zu lassen, und im Fall er noch vorher mit einer Belagerung bedroht würde, unverzüglich die nöthige Hülfe aus Sizilien dahin zu schicken; ohnehin, sezte er hinzu, hoffe er in kurzem alle Türkische Korsaren von der ganzen Afrikanischen Küste zu verjagen, und dadurch die Ritter von dieser Beunruhigung auf immer zu befreien.

Durch eben diesen Abgesandten ließ der Kaiser den Orden auffordern, inzwischen seinen

Bünd-

Bündniß wider Soliman beizutreten und ihre Galeeren mit seiner Flotte zu vereinigen. Es wurden also sogleich vier Galeeren bewaffnet, welche mit zweihundert Rittern unter dem Kommando von Paul Simeoni zu der vereinigten Christlichen Flotte stießen. Allein der Erfolg dieser Rüstung war sehr unbedeutend. Die beiden gegenseitigen Generale, Doria von der Kaiserlichen und Barbarossa von der Türkischen Seite, beide gleich interessirt sich ihren Monarchen unentbehrlich zu machen, wollten es zu keiner entscheidenden Schlacht kommen lassen, um nicht durch eine Niederlage des Gegners sich selbst die Gewalt aus der Hand zu wenden, die jedem nur die Furchtbarkeit seines Rivals sicherte. — Noch weniger glücklich waren die Kaiserlichen Waffen in Ungarn. Der Türkische General Mohammed, welchen Soliman abgeschickt hatte, die von den Kaiserlichen belagerte Stadt Buda zu entsezen, schlug die ganze Oesterreichische Armee, und Soliman nahm die Stadt Buda selbst in Besiz, under dem Vorwand, sie für den noch minderjährigen Sohn des lezten Ungarischen Königes; der

Johann von Omedek.

Johann von Omedes.

ihn in seinem Testament zum Vormünder seines Sohnes ernannt habe, aufzubewahren.

Jedermann glaubte nun, der Kaiser werde sich mit seiner ganzen Macht nach dieser Seite zu wenden, um die Fortschritte des Sultans aufzuhalten. Allein ganz wider alles Vermuthen beschloß er jezt einen Zug nach Afrika. Mit eben so leichter Mühe als er Tunis eingenommen hatte, hoffte er nun während der Abwesenheit Barbarossa's auch Algier zu erobern. In dieser Absicht ließ er zu gleicher Zeit in Spanien Sizilien und Neapel große Zurüstungen machen, und brachte eine ansehnliche Armee zusammen, die er in eigner Person nach Afrika führte. Auf sein Verlangen ließ auch der Großmeister, unter dem Kommando von Georg Schilling der damals General der Ordensgaleeren war, vier Galeeren mit vierhundert Rittern und achthundert Soldaten, zu ihm stoßen. Die Jahrszeit war bereits so äusserst ungünstig, daß man allgemein einen unglücklichen Ausgang dieser Unternehmung befürchtete. Allein der Kaiser ließ sich so wenig von diesem Vorsaz abbringen, daß er auf die Warnung seines Großadmirals Doria nichts

anders zur Antwort gab, als: „Zwei und siebenzig Jahre sind Sie auf der Welt; ich, zwei und zwanzig auf dem Thron; dies kann für uns beide genug sein, um ruhig zu sterben.“ Johann von Omedes.

Unerschütterlich in seinem Entschluß und trozend allen Gefahren, ließ er seine vereinigte Flotte nach Afrika auslaufen. Ein heftiger Sturm überfiel sie unterwegs; sie erreichten aber doch glücklich die Rhede von Algier, den 24 Oktober. Das Meer war noch unruhig bei ihrer Ankunft, und war erst am dritten Tage still genug, um das Ausschiffen der Truppen zu gestatten. Die Armee, welche aus zwanzigtausend Mann Infanterie und sechstausend Reitern bestand, wurde ohne alle Beunruhigung von Seiten der Feinde, ans Land gesezt. Barbarossa hatte bei seiner Abreise einen alten tapfern Aga, Namens Hasken, als Guvernör, mit achthundert im Kriege geübten Türken und ohngefähr sechstausend Einwohnern, in Algier zurückgelassen, und dieser Aga war entschlossen, den ihm anvertrauten Plaz bis auf den lezten Mann zu vertheidigen. Der Kaiser ließ ihn unter verschiedenen Versprechungen und Drohungen zur Ueber-

Johann von Omedes.

gabe der Stadt auffordern; allein, statt aller Antwort ließ ihm dieser zurücksagen: „es „sei thöricht, seinem Feinde einen Rath geben zu „wollen, aber noch thörichter wäre es, einen von „dem Feinde gegebenen Rath befolgen.“ Inzwischen fiengen die von dem Aga in Sold genommenen Arabischen Reiter an, die Christliche Armee von allen Seiten zu beunruhigen, und während man noch mit diesen kleinen Scharmützeln beschäftigt war, brach in der Nacht ein heftiger Sturm aus, begleitet von einem äusserst kalten Regen, dem die ganze Arme ohne Schuz ausgesezt war, weil die Zelte und Equipagen noch nicht hatten aus den Schiffen herbeigeschäfft werden können. Um von diesem Unglück der Christen Vortheil zu ziehen, ließ der Guver, nör mit Anbruch des Tages einen Ausfall machen. Drei Kompanieen, welche auf einer steinernen Brücke standen die zu einem der Stadtthore führte, vom Regen durchnäßt und ganz erstarrt von Kälte, fielen beinah wehrloß in die Hände der Türken. Dreist gemacht durch einen so unerwartet glücklichen Erfolg, wagten es diese nun sogar auf des Kaisers Quartier selbst loßzugo-

gehen. Allein sie wurden hier mit solchem Nachdruck empfangen, daß sie eilends wieder nach der Stadt flohen. „Es ist nicht genug „diese Hunde zu schlagen," schrie jezt einer von den Kaiserlichen Heerführern, „wir müssen sie „verfolgen, und mit ihnen zugleich in die Stadt „eindringen." Kaum hatte man diesen Aufruf gehört, als die Ritter, welche an der Spize des Treffens gestanden hatten, in voller Hize den Fliehenden nachsezten, und ihnen bis an das Stadtthor folgten. Der Guvernör, der ihre Annäherung gewahr wurde, wollte lieber den Rest seiner ausgeschickten Truppen aufopfern, als die Stadt der Gefahr einer lieberrumpelung aussezen, und ließ das Thor schließen. Da er aber beim Anbruch des Tages erkannte, daß seine Soldaten ausser der Stadt bloß mit den Rittern und mit einigen Kompanieen von Italienischen Truppen zu kämpfen hatten, so ließ er die Kanonen auf dem Walle nach den lezteren richten, und machte zu gleicher Zeit einen zweiten Ausfall. Das Gefecht erneuerte sich mit doppelter Hize; die Italiener flohen oder ließen sich, von Kälte ganz erstarrt, beinah ohne Gegenwehr umbrin-

Johann von Omedes.

Johann von Omedes.

gen; die Ritter waren in der äuſſerſten Gefahr. Kaum hatte aber der Kaiſer Nachricht von ihrer gefährlichen Lage erhalten, ſo ſchickte er einige Kompanieen Teutſcher Truppen ab, mit deren Hülfe der Großbailif Schilling die Korſaren zum zweitenmal ſchlug und in die Stadt zu fliehen nöthigte. Dieſer Sieg hatte aber mehr als fünf und ſiebenzig Rittern und beinahe vierhundert Soldaten des Ordens, die theils im Gefecht geblieben waren, theils an den mit vergifteten Pfeilen erhaltenen Wunden ſtarben, das Leben gekoſtet. — Allein dieſer Verluſt war noch lange nicht ſo beträchtlich als der Schaden, welchen eben dieſes Ungewitter unter der Flotte angerichtet hatte. Das Toben des Sturmes war ſo heftig, daß die Schiffe, loßgeriſſen vom Anker, theils durch die Gewalt des Windes wider einander getrieben und zertrümmert theils an Felſen zerſchmettert wurden. Mehrere von den Kommandanten der Galeeren hatten es verſucht, ihre Schiffe, deren unvermeidlichen Untergang ſie vor Augen ſahen, längs der Küſte auf den Strand laufen zu laſſen, um ſich wenigſtens mit ihrer Mannſchaft ans Land zu retten. Allein ſie

konn-

konnten ihrem Schicksal nicht entfliehen. Die den Wellen entkamen, fielen unter dem Schwert der Araber. Eine Ordensgaleere, deren Matrosen bereits eben dieses Mittel zu ihrer Rettung auch anwenden wollten, wurde durch die Entschlossenheit des Anführers, Franz von Azevedo, erhalten. „Die Galeere ist mir anver„traut," schrie er, als er den Plan merkte, „wir „müssen sie entweder retten, oder hier umkom„men; ich werde selbst den erstechen, der es „wagt, sie auf den Strand zu leiten." Durch eine so entschlossene Erklärung zu gleicher Standhaftigkeit ermuntert, und theils durch die Geschenke des Kommandanten angefeuert, half alles an der Pompe arbeiten, und so wurde die Galeere, die schon eine Menge Wasser gefaßt hatte, glücklich gerettet. Das Meer war aber bedeckt mit Trümmern von Schiffen, mit ertrunkenen Menschen und Pferden. Fünfzehn Galeeren und sechs und achtzig andere Fahrzeuge waren in Zeit von einer halben Stunde ein Raub der Wellen geworden. Zum noch größeren Unglück hatte das Meer auch den ganzen Vorrath von Lebensmitteln verschlungen. Ohne Zelten,

Johann von Omedes.

Johann von Omedes.

ohne Equipage, ohne Munizion und ohne Lebensmittel, konnte sich die Armee keinen Augenblick länger halten. Der Kaiser war also gezwungen, die Belagerung aufzuheben, und sich wieder zur Abfahrt einzuschiffen. Der Gouvernör von Algier, an der Spize seiner Reiterei, verfolgte sie, und beunruhigte die Ritter, welche den Rückzug deckten, mit unaufhörlichen Scharmüzeln. Nach drei Tagen erreichte die Armee endlich den Ort, wo sie sich auf den unglücklichen Resten ihrer Flotte wieder einschiffte. Kaum waren sie aber drei Stunden unter Seegel, als ein neuer Sturm sich erhob, der noch mehrere ihrer Schiffe zertrümmerte. Nach vielem und mannichfaltigem Ungemach gelangten sie endlich zu dem Hafen von Bugia, wo sie, durch Muley Hasken mit Proviant und Erfrischungen erquickt, kaum die erste Ruhe des tobenden Meeres abwarteten, um ihren Weg fortzusezen. Am fünf und zwanzigsten November kam die vereinigte Flotte zu Carthagena an. Hier trennten sich die drei dem Sturm entgangenen Ordensgaleeren, und kehrten mit Mühe nach Maltha zurück.

Johann von Omedes.

Sobald dieſe beſchädigten Fahrzeuge wieder ausgebeſſert waren, unternahm der Großbailif einen Streifzug wider die Seeräuber, die während der Abweſenheit der Ordensgaleeren die Küſten von Maltha und Gozzo beunruhigt und beraubt hatten, und verjagte ſie bis an die Küſte von Afrika.

Indeſſen hatte Barbaroſſa, aufgebracht über die Maltheſer, die er bei jeder Unternehmung wider die Türken an der Spitze ſah, bei der Pforte den Befehl zu einer Belagerung von Tripoli ausgewirkt, und ließ ſchon durch ſeinen Lieutenant Morat Aga zu Tachiora Anſtalten dazu treffen. Der Großbailif war eben mit ſeinen Galeeren im Hafen von Tripoli, als der Guvernör der Feſtung durch einen Abgeſandten Muley Haskens dieſe Nachrichten von Barbaroſſa's Vorhaben erhielt. Durch dieſe neue Gefahr veranlaßt, nahm er abermals eine Beſichtigung des Plazes vor, und hielt dann mit dem Guvernör und den vorzüglichſten Offizieren der Beſazung einen Kriegsrath wegen der Vertheidigung deſſelben. Das Reſultat dieſer Berathſchlagung war derſelbe Plan, der dem Kaiſer

Johann von Omedes.

ser schon einmal vorgelegt worden war, daß er entweder die Festung in gehörigen Vertheidigungsstand sezen oder den Rittern erlauben solle, sie zu verlassen und zu schleifen. Mit Bewilligung des Großmeisters und des Ordensconseils wurde also deshalb noch einmal eine Gesandtschaft an den Kaiser geschickt. Allein der Erfolg war auch wieder der nämliche. Unter dem Vorwand, daß der Krieg mit den Franzosen und Türken seinen Schaz ganz erschöpft habe, verweigerte er die zur Befestigung von Tripoli verlangte. Summen; bezeugte aber wie sehr er wünsche, daß die Ritter dem Vertrage gemäß Tripoli eben so wie Maltha behalten möchten, und versprach ihnen, auf den Fall einer Belagerung, mächtige Hülfe. Mit Betrübniß sah der Großballif seine Hoffnung auf diese Unterstüzung vereitelt. Er bot aber jezt um so mehr allen seinen Kräften auf, die Festung so herzustellen, daß sie im Stande wäre, sich wenigstens so lange zu halten, bis ihr von Maltha oder Sizilien Sukkurs gebracht werden könnte. In dieser Absicht ließ er die Gräben an einigen Orten durch seine Galeerensklaven tiefer ausgraben und brei-

ter

ker machen, die Mauern erhöhen und einige Vorwerke von Erde errichten. Er selbst mit seinen Rittern legte Hand dabei an, um die Vollendung des Werkes zu beschleunigen. Johann von Omedes.

Allein alle diese Verbesserungen waren nur schwache Stüzen, eine Festung zu halten, die von allen Seiten beinah offen war. Um ihr also eine sichrere Schuzmauer zu verschaffen, rief er nun Muley Hasken selbst auf, seine Reise zu dem Kaiser zu beschleunigen. Hasken hatte sich nämlich bereits vorgenommen, der Gefahr, welche auch ihm von Barbarossa drohte, dadurch zu entgehen, daß er selbst zu dem Kaiser, seinem Schuzherrn, reisen und ihn um seine Hülfe ansprechen wollte. In der Voraussezung also, daß der Kaiser es für eine Ehrensache halten werde, seinen Vasallen auf dem von ihm eroberten Throne zu schützen, und in der Hoffnung, daß die Beschüzung von Tunis auch Tripoli decken werde, trieb der Großbailif nun den König von Tunis an, schleunigst nach Italien abzureisen. Dieser Aufforderung und seinem eignen Interesse gemäß schiffte sich also Muley unverzüglich nach Sizilien ein, und kam von da glücklich nach

Nea-

Johann von Omedes.

Neapel, wo er von dem Vizekönig mit vielem Glanz aufgenommen wurde. Von da aus schickte er Eilboten an den Kaiser, und ließ ihn um Audienz bitten. Allein die Bewegungen, welche um diese Zeit durch die Protestanten in Teutschland erregt wurden, forderten seine Gegenwart. Er trug also seinem Vizekönig auf, mit dem Mauriſchen Prinzen wegen der Absichten seiner Reise Unterhandlungen zu treffen.

Während aber dies mit Muley in Italien vorgieng, verlor er zu Tunis seinen Thron. Unter dem Vorwand, daß er zu Neapel tödtlich krank geworden und zur Christlichen Religion übergetreten sei, warf sich Hamida, sein ältester Sohn zu seinem Nachfolger auf, und bemächtigte sich der Stadt. Sobald die Nachricht von diesen Auftritten in Tunis nach Italien kam, raffte Muley, mit Bewilligung des Vizekönigs, meist unter Banditen und Exilirten, ungefähr zweitausend Mann zusammen, und eilte an ihrer Spize nach seiner Residenz zurück. In Goulette, wo er zuerst anlangte, warnte ihn der Guvernör, mit seinen Truppen nicht zu schnell vorzurücken, sondern so lange in der Ge-

Johann von Omedes.

Festung zu verbleiben, bis er von den Gesinnungen seiner Unterthanen genauere Kundschaft eingezogen hätte. Allein theils aus eigner Ungeduld, theils überredet von seinem Offizier l'Offendo, den er aus Italien mitgenommen hatte und der sich in Tunis zu bereichern hoffte, theils hintergangen von einigen Verräthern, die unter der Maske einer treuen Anhänglichkeit zu ihm übergiengen und ihm von der in der Stadt herrschenden Bestürzung und Furcht eine ganz erdichtete Schilderung machten, verwarf Muley diesen klugen Rath, und beschleunigte seinen Marsch gegen die Stadt. Hamida schickte ihm einige Eskadronen entgegen, die zu schwach schienen, um etwas anders zu unternehmen, als bloß zu rekognosciren. Sie wagten aber gleichwol einige leichte Angriffe, und während sie im Gefecht mit Muleys Truppen begriffen waren, kam ihnen eine größere Anzahl zu Hülfe, und eine zur Schlacht nöthigten. Muley widersezte sich mit aller Hize, die ein gerechter Unwille in ihm erzeugte, und drang mit der größesten Entschlossenheit auf die Feinde ein. Er selbst focht an der Spize einer Eskadron. Allein plözlich

ward

Johann von Omedes.

ward er verwundet; seine Truppen, welche die Wunde für tödtlich hielten, verloren den Muth. In diesem Augenblick kam ein groſſes Korps von Arabern aus einem nahen Olivenwald hervor; die Christen erlagen der sie umringenden Uebermacht; die meisten wurden niedergehauen; nur wenige retteten sich schwimmend nach Goulette. Der unglückliche Muley wurde gefangen, und behielt nur die traurige Wahl, sein Leben mit dem Verlust seiner Augen und seiner Freiheit zu erkaufen.

Durch eine solche Revoluzion, ganz in der Nähe von Tripoli, wurden die Ritter aufs neue wegen dieser Festung in Sorgen gesezt. Ferdinand von Braquemont, der damals Guvernör darinne war, verlangte seinen Abschied, und da der an seine Stelle ernannte Nachfolger den Erwartungen, die man von ihm hatte, nicht entsprach, so wurde der Kommandör La Valette dahin abgeschickt, der sich bereits durch die rühmlichsten Beweise seines Heldenmuthes das Vertrauen des Ordens erworben hatte. Dieser erfahrne Krieger wuſte die wenigen Hülfsmittel, welche die Festung zu ihrer Erhaltung

übrig

übrig hatte, sehr glücklich zu benuzen. Zugleich suchte er den Kaiser aufs neue zur Unterstüzung derselben zu vermögen, indem er ihm einen Plan von der ganzen Afrikanischen Küste zuschickte, um ihn zu überzeugen, wie wichtig dieser Plaz selbst für seine Europäischen Staaten sei. von Omedes.

Diese Hülfe war jezt um so gewisser zu erwarten, da ein neuer Feind von Afrika aus die Staaten des Kaisers bedrohte. Barbarossa hatte sich inzwischen durch die Ausschweifungen, denen er sich zu Constantinopel überließ, einen schnellen Tod zugezogen, und an seiner Stelle war Dragut, Barbarossa's Lieutenant, der sich schon längst den Christen furchtbar gemacht hatte, von Soliman zum General der Korsaren ernannt worden. Das erste, was dieser neue Korsarenanführer unternahm, war die Einnahme der Städte Susa, Monaster und Fakes, aus welchen er, noch während des Winters, die Spanier verjagte. Allein da keine dieser Städte haltbar war, so machte er sogleich, um sich einen sichern Aufenthaltsort zu verschaffen, einen Anschlag auf die Stadt Afrika, einen wohlbefestigten auf

Johann von Omedes.

einem in die See hervorstechenden Erdstrich erbauten Plaz, mit einem großen und sichern Hafen, zwischen Tunis und Tripoli. Weil aber seine Macht viel zu schwach war, um diesen Anschlag mit Gewalt auszuführen, so nahm er seine Zuflucht zur List. Es gelang ihm, den Kommandanten von einem der Hauptthürme der Stadt für sich zu gewinnen, und durch Hülfe desselben unter Begünstigung der Nacht mit seinen Truppen in die Stadt zu kommen. Umsonst widersezten sich die verrathenen Einwohner. Sie waren nicht stark genug, um den Korsaren innerhalb der Mauern zu widerstehen, und fanden keine andere Rettung, als sich zu unterwerfen und Dragut als ihren Oberherrn zu erkennen.

Die Nachricht von dieser Eroberung sezte ganz Sizilien in Schrecken. Durch den Besiz eines so festen Plazes und eines so sichern Hafens war Dragut in den Stand gesezt, alle diese Meere zu beherrschen, und die Küsten von Neapel und Sizilien, so oft er wollte, zu überfallen. Aufs äußerste beunruhigt durch diese Gefahr seiner Staaten, beschloß der Kaiser, noch ehe sich Dragut im Besiz von Afrika ganz festgesezt

gesezt hätte, diese Stadt ihm wieder zu entreissen. Sein Kriegsrath war aber der Meinung daß es besser wäre, einstweilen nur die Städte Susa und Monaster wieder einzunehmen, und mit der Belagerung von Afrika, welche durch die Eroberung dieser nahe gelegenen Städte selbst erleichtert werden würde, den Erfolg dieser Unternehmung erst abzuwarten.

Johann von [illegible]

Diesem Rath zufolge, schickte also der Kaiser seinen General Doria zur Belagerung von Susa und Monaster ab. Mit seiner Flotte vereinigten sich, ausser den Päpstlichen Galeeren, auch noch einige Ordensschiffe unter dem Kommando des Bailif von la Sangle, welche hundert und vierzig Ritter und ungefähr vierhundert Mann mit sich führten. Dragut, welcher wohl wußte, daß Doria's Macht nicht stark genug sei, um die Stadt Afrika zu belagern, verließ bei der Annäherung der Christlichen Flotte, ganz unbekümmert die Afrikanische Küsten, um indeß Spanien zu beunruhigen.

Den Befehlen des Kaisers gehorsam, rückte Doria inzwischen gerade auf Monaster loß. Die Einwohner der Stadt mit den darin befindlichen

Johann von Omedes.

Türken wagten einen Ausfall. Allein die Ritter, welche an der Spize der vereinigten Truppen standen, schlugen sie zurück, und folgten den Fliehenden so schnell nach, daß sie mit ihnen zugleich in die Stadt eindrangen und sich derselben bemächtigten. Ein Theil der Einwohner warf sich in die Festung, der Guvernör wurde zur Uebergabe aufgefordert, und auf seine Weigerung sogleich der Anfang mit dem Bombardement gemacht. Kaum hatte die Mauer eine kleine Oeffnung, so ließ Doria, dem es zu klein schien bei einem so unbedeutenden Plaz nach den gewöhnlichen Regeln zu verfahren, das Zeichen zum Sturm geben. Allein diese Voreiligkeit kostete einem großen Theil der Ritter das Leben, und hätte beinahe die ganze Unternehmung vereitelt. Die Schwierigkeiten, welche die Stürmenden fanden, waren so groß, daß der Sieg anderthalb Stunden lang ungewiß blieb, und nur durch den Tod des Guvernörs endlich entschieden wurde. Die Besazung mit allen Einwohnern der Stadt, ergaben sich zu Gefangnen.

Auf die Nachricht von dem glücklichen Erfolg dieser ersten Unternehmung ließ der Kaiser die

die Anſtalten zur Belagerung von Afrika beſchleu- Johann von Omedes.
nigen. Die beiden Vizekönige von Neapel und Sizilien erhielten Befehl, ihre Galeeren und Schiffe mit Mund- und Kriegsvorrath und mit neuen Truppen eilends dem Admiral Doria zuzuſchicken, der inzwiſchen Afrika blockirt hielt, um alle Zufuhr abzuſchneiden. Der Vizekönig von Sizilien wollte aber ſeine Schiffe nicht einzeln abgehen laſſen, weil Dragut die Ueberfahrt unſicher machte. Aus dieſem Grunde ſchlug er Drepano in Sizilien zum allgemeinen Sammelplaz der Flotte vor, und verlangte, daß auch Doria ſich daſelbſt einfinden ſollte. Es war vorauszuſehen, daß Dragut die Entfernung Doria's ſogleich benuzen werde, um Sukkurs in die Stadt zu werfen. Demunerachtet beſtand der Vizekönig auf ſeiner Forderung, und der Kaiſerliche Admiral, der geheimen Befehl hatte, dem Rath dieſes alten und geſchickten Generals ſich in allem zu fügen, ſah ſich alſo genöthiget, ſeinen Poſten zu verlaſſen und nach Drepano zu kommen. Der Vizekönig von Neapel ſchikte ſeinen Sohn, Don Garcie von Toledo, mit vier und zwanzig Galeeren, und mehreren andern Fahrzeu-

Johann von Omedes.

zeugen auch dahin, und nun schien alles zur Abfahrt bereit. Allein Don Garcie, welcher in der Meinung, die Belagerung in Person anzuführen, gekommen war und sich nun, da der Vizekönig von Sizilien selbst das Kommando übernehmen wollte, in seiner Hoffnung betrogen fand, bezeigte sich sehr unwillig über diese getäuschte Erwartung, und erklärte endlich geradezu, daß er, als Oberbefehlshaber einer Flotte, ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers, keinem andern Oberbefehlshaber untergeordnet sein wolle. Dieser Zwist dauerte einige Tage, bis es endlich dem Bailif von la Sangle, dem Kommandanten der Ordensgaleeren, gelang, ihn so beizulegen, daß sowol der Vizekönig als Don Garcie jeder seine eignen Truppen kommandiren, und der Kriegsrath die allgemeinen Befehle ertheilen solle. Nun segelte endlich am Ende des Junius, die vereinigte Flotte ab. — Dragut hatte inzwischen Doria's Abwesenheit wirklich benuzt, Lebensmittel und Munizion und eine ansehnliche Menge Soldaten mit seinen besten Offizieren in die bedrohte Stadt zu werfen.

So

Johann von Omedes.

Sobald die Truppen und das Geſchüz ans Land geſchafft waren, fieng die Artillerie der vereinigten Chriſtlichen Armee an, die Mauern von Afrika zu beſtürmen. Der Guvernör ließ ſeine Kavalerie, mit dreihundert Schüzen und einigen Feldſtücken, einen Ausfall machen und das Kaiſerliche Lager von einem nahen Hügel aus beſchieſſen. Don Garcie, welcher auf dieſer Seite ſtand, rückte ſogleich mit einem Theil ſeiner Truppen vor, um ſie von dieſem Poſten zu vertreiben. Allein er fand einen ſehr heftigen Widerſtand, und der Guvernör ſchickte überdies ſeinen Leuten ſechshundert Mauren zu Hülfe, welche durch ein ſtarkes Muſketenfeuer eine groſſe Niederlage unter den Neapolitanern anrichteten. Der Vizekönig ließ aber an die Ritter den Befehl ergehn, ſie zu unterſtüzen, und dies wurde durch den Bailif von la Sangle ſo glücklich ausgeführt, daß die feindlichen Truppen ſich plözlich zurückziehen mußten. Das ununterbrochen fortgeſezte Kanonenfeuer machte endlich eine Oeffnung durch die Mauer. Die Offiziere, welche abgeſchickt wurden ſie zu beſichtigen, verſicherten aber, daß hinter der eingeſtürzten Mau-

er

Johann von Omedes.

er so hohe und gut vertheidigte Verschanzungen seien, daß es ganz vergebens sein würde, hier einen Sturm zu versuchen. Allein der Vizekönig, dem diese Vorsichtigkeit der Furcht zuschrieb, ließ demunerachtet am nächsten Freitag, zwei Stunden vor Anbruch des Tages, das Zeichen zum Sturm geben, und um die Ehre der Eroberung allein zu haben, ließ er nicht, wie es sonst gewöhnlich war, die Ritter voranrücken, sondern nahm mit seinen Sizilianern selbst den ersten Plaz ein. Die Bresche war mit einer Menge von Feinden besezt, welche ununterbrochen feuerten. Gleichwol erreichten die Stürmenden, welche ganz unerschrocken vordrangen, den Eingang der Bresche, und die tapfersten sprangen in den Graben der Festung. Allein sie kamen hier alle um, und alles was ihnen folgte, wurde ein Raub des wüthenden Feuers der Belagerten. Um nicht alles aufzuopfern, mußte man endlich zum Rückzug blasen lassen. Der unglückliche Ausgang dieses ersten Versuchs schwächte den Eifer der Belagerer; man fieng an zu fürchten, daß die Belagerung sich in die Länge ziehen möchte, und zur Vollendung der

Drang-

Johann von Oneda

Dränasolen ward die Armee auch mit Mangel und Krankheiten heimgesucht. Dragut landete inzwischen ingeheim mit achthundert Mann seiner Truppen, um einen zweiten Sukkurs in die Stad zu bringen. Sein Plan war mit diesen und dreitausend Mann Maurischer Truppen, welche er zusammen gebracht und in einem Olivenwald versteckt hatte, das Lager der Christen anzugreifen, während der Gürernör mit der ganzen Besazung einen Ausfall machen sollte. Allein durch eine zufällige Entdeckung seines Hinterhalts wurde er früher zum Treffen gezwungen, und nach einer blutigen Gegenwehr genöthiget, sich zurück zu ziehen.

Inzwischen bestürmten die Kanonen vergebens die Mauern der Stadt; die gewonnenen Breschen waren zu klein und zu fest mit Verschanzungen versehen, um einen zweiten Sturm wagen zu können; und man fürchtete schon, daß die Belagerung zulezt aufgehoben werden müßte: als Don Garcie durch die Nachrichten einiger Ueberläufer auf einen neuen Plan geleitet wurde. Diesen Nachrichten zufolge hatte die Mauer an einem gewissen Plaz auf der Seeseite, eine von den Belagerten selbst ganz vernachlässigte Stelle, wo sie

Johann von Omedes

durch zwei Sandbänke, welche das Annähern der groſſen Schiffe verhinderten, hinlänglich gesichert zu sein glaubten. Dom Garcie ließ also, mit Bewilligung des Admirals und des Kriegsraths, zwei alte Galeeren, die nicht tief im Wasser giengen, fest aneinander ketten, und darauf eine Batterie errichten, die unter Begünstigung der Nacht durch Boote und Schaluppen der anzugreifenden Stelle gegenüber gebracht, und mit vier Ankern von vorne und von hinten befestigt wurde. Mit dem Anbruch des Tages fieng diese Batterie mit einer solchen Gewalt an zu spielen, daß ein groſſes Stück der Mauer in kurzer Zeit zerstört war, und sogleich zum Sturm geschritten werden konnte. Der Bailif von la Sangle, dem hier mit seinen Rittern wieder die Ehre des ersten Plazes überlassen wurde, theilte seine Truppen so ein, daß der Kommandör Giou, begleitet von den ältesten Rittern, mit der Ordensfahne voranmarschiren, und der Ritter von Guimeran oder im Fall dieser ermordet würde, der Ritter Copier dieses erste Korps mit den jüngern Rittern und mit den andern Edelleuten aus verschiedenen Nazionen, die der Ordensfahne freiwillig gefolgt waren, unterstüzen sollte. Der

Bal-

Bailif mit einigen der ältern Ritter blieb hinter dem Zug, um mit diesen den gefährlichsten Stellen zu Hülfe zu eilen. Don Garcie und der Vizekönig von Neapel, beide gleich begierig ihre Fahne zuerst auf der Bresche aufzupflanzen, formirten zu gleicher Zeit jeder einen besondern Angriff, und suchten den Muth ihrer Soldaten durch glänzende Versprechungen anzufeuern. Johann von Omedes.

Sobald das Zeichen zum Sturm gegeben war, bestiegen die Ritter leichte Barken und Boote, um sich an die Mauer führen zu lassen. Da sie sich aber alle Augenblicke durch die Sandbänke aufgehalten sahen, so sprangen sie heraus, und rükten, im Wasser oft bis an die Schultern versunken, an den Fuß der Mauer vor. Die Belagerten deckten in großer Anzahl die Bresche, und schickten den Stürmenden einen ganzen Hagel von Kanonen und Musketenkugeln, Pfeilen und Steinen entgegen. Allein die Ritter, durch kein Hinderniß aufgehalten, erstiegen glücklich die Bresche, und Giou pflanzte die Ordensfahne auf derselben auf. In demselben Augenblick streckte eine Musketenkugel ihn zu Boden. Copier ergriff aber die Fahne, und behaup-

Johann von Omedes.

behauptete seinen Plaz während der ganzen Aktion. Inzwischen wurden die Ritter theils durch Kanonen aus einem nahen Thurm theils durch ein heftiges Musketenfeuer aus den Verschanzungen so ununterbrochen bestürmt, daß sie keinen Schritt vorwärts bringen konnten. Auf allen Seiten fielen ihre tapfersten Streiter und Gulmeran sah mit Verzweiflung einen seiner Brüder um den andern an seiner Seite niedergeschmettert. Auf einmal entdeckte er einen Seitenweg, der in die Stadt führte; und nun raffte er alle seine Kräfte zusammen, öffnete sich mit Gewalt den Durchzug und drang in die Stadt ein. Auf das Geschrei, das durch diese Gefahr unter den Belagerten entstand, strömte alles herbei. Die Einwohner verrammelten die Strassen, und feuerten aus ihren Häusern auf die Stürmenden. Die Ritter sahen sich aufs neue aufgehalten; bei jeder Verschanzung mußten sie gleichsam einen neuen Sturm unternehmen. Allein jezt verbreitete sich das Gerücht, daß die Ritter in die Stadt eingedrungen seien, bis zu den, der Sizilischen und Neapolitanischen Armee entgegenstehenden Maurischen und Türkischen Truppen. Plözlich

der

verliessen diese ihren Posten, um ihren Häusern und Familien zu Hülfe zu eilen, und nun drangen die Christen von allen Seiten ungehindert in die Stadt ein. Der schwache Widerstand, den die unglücklichen Einwohner noch versuchten, war bald gedämpft; sie ergriffen die Flucht und liessen die Stadt in der Gewalt der Christen, welche eine unermeßliche Beute von Magazinen, reichen Kaufmannsgütern, und Kostbarkeiten aller Art darin fanden. Die Festungswerke wurden nun wieder hergestellt, und der Vizekönig von Sizilien ließ seinen Sohn mit sechs Kompanieen Fußvolk zur Besazung zurück. Johann von Omedes

Aeusserst erbittert über diesen Verlust seiner reichsten und haltbarsten Stadt, seiner Schäze und seiner Sklaven, faßte Dragut einen unversöhnlichen Haß gegen die Maltheser, die er als die Haupturheber desselben ansah. Um sich an ihnen zu rächen, beschloß er, die ganze Türkische Macht wider sie aufzubringen. In dieser Absicht ließ er, durch seinen Agenten in Constantinopel, die Folgen der Eroberung von Afrika so gefährlich schildern, daß Soliman zulezt wirklich beschloß, die eroberten Pläze den Händen

des

Johann von Omedes.

des Kaiſers wieder zu entreiſſen, und an Dragut den Befehl ergehen ließ, die ganze Macht der Korſaren zu verſammeln, um in Verbindung mit einer Ottomanniſchen Flotte, welche er ausrüſten laſſen wolle, die Städte Sufa, Monaſter und Afrika wieder zu erobern. Dragut ließ aber dagegen dem Sultan ſogleich die Vorſtellung machen, daß man vor allen Dingen die Maltheſer ganz vertreiben müſſe, die immer der Ausführung aller dieſer Plane im Wege ſtünden. Soliman, durch die unaufhörlichen Befehdungen, welche ſeine Unterthanen von den Rittern erfahren mußten, ohnehin ſchon längſt aufgebracht, willigte um ſo leichter in dieſen Vorſchlag, da er die Maltheſer auch als bloße Korſaren betrachtete, die ſichs zum beſondern Geſchäfte machten, den Handel in ſeinen Staaten zu ſtören. Er gab alſo ſogleich Befehl, eine mächtige Flotte auszurüſten.

Die Nachricht von dieſer außerordentlichen Kriegsrüſtung des Sultans ſezte Maltha und die Italieniſchen Staaten in Furcht. Der Admiral Doria war mit ſeiner Flotte beſchäftigt, den Sohn des Kaiſers von Italien nach Spanien, und

von

von da den Brudersſohn des Kaiſers nach Teutſchland zu begleiten. Während ſeiner Abweſenheit vereinigten die Vizekönige von Neapel und Sizilien ihre Seemacht und forderten, weil ſie ſich noch nicht ſtark genug glaubten, auch den Großmeiſter auf, die Ordensgaleeren zu ihnen ſtoſſen zu laſſen. Der augenſcheinlichen Gefahr unerachtet, welche unter den gegenwärtigen Umſtänden die Ordensinſel wenigſtens eben ſo wie Sizilien und Neapel bedrohte und alſo die Gegenwart der Ordensgaleeren zu Maltha nöthig machte, befolgte der Großmeiſter, den Winken des Spaniſchen Hofes immer gehorſam, dieſe Aufforderung. Unter dem Vorwand, daß er gewiſſe Nachricht habe, die Türkiſche Flotte ſei keineswegs wider Maltha ſondern nur wider den Kaiſer beſtimmt, ließ er die Galeeren, unter dem Kommando des Generals Pied-de-Fer, ſogleich ſich mit den Kaiſerlichen vereinigen.

Johann von Omedes.

Kaum war dieſer General mit ſeinem Geſchwader zu Meſſina angekommen, als ſich das Gerücht verbreitete, daß bereits die Türkiſche Flotte unter Seegel gegangen ſei, und zu gleicher Zeit brachte ein Ritter, der von einem

Streif

Johann von Omedes.

Streifzug nach Morea zurückkam, die Nachricht nach Maltha, daß man Maltha und Tripoli in der ganzen Levante allgemein als das Ziel der Flotte angebe. Eben dies Gerücht wurde bald darauf durch einen Französischen Ritter, Villegagnon bestätigt, der sogar von dem Connetable Montmorency, dem ersten Minister von Frankreich, selbst den Auftrag hatte, den Großmeister zu warnen, daß er sich nicht sollte unvorbereitet überfallen lassen, indem die Türkische Flotte ganz gewiß bestimmt sei, die Staaten des Ordens zu erobern. Beunruhigt durch diese Botschaften, machte das Konseil dem Großmeister sehr dringende Vorstellungen, daß er für die Sicherheit ihrer Besitzungen Sorge tragen möchte. Besonders verlangten alle, daß man unverzüglich Tripoli, wo jezt nur Greise und kranke Ritter sich befanden, mit einer bessern Besazung versehen, die unhaltbare Burg auf Gozzo schleifen und die Einwohner nach Sizilien in Sicherheit bringen sollte. Allein der Großmeister, dem alles was er nicht zu Bereicherung seiner Familie anwenden konnte verloren schien, erklärte, unter dem Vorwand daß Soliman gewiß bei einer so kost-

spie-

spieligen Kriegsrüstung ganz andre Absichten gehabt habe, als einen öden Felsen, wo er nicht die geringste Entschädigung finden könne, zu erobern, alle Vertheidigungsanstalten so lange für überflüssig, als man nicht bestimmtere Nachrichten erhielte. Ueberdies, sezte er hinzu, könne er weder die vorgeschlagene Verstärkung von Tripoli bewilligen, weil es unklug sein würde um eines entfernten Plazes willen Maltha zu entblößen, noch das Schleifen der Burg auf Gozzo, die durch ihre natürliche Lage befestigt und durch einen tapfern Kommandör vertheidigt, den Weibern und Kindern der Einwohner zum Schuz dienen könne, deren Gegenwart die leztern um so mehr zur Vertheidigung derselben anfeuern würde. Unglücklicherweise erhielt diese Meinung durch den Beitritt der Spanischen und Italienischen Ritter das Uebergewicht, und der Großmeister blieb also in einer so gänzlichen Unthätigkeit, als wäre er mit dem Türkischen General selbst im Einverständniß. Das einzige, was endlich noch zu Stande kam, war ein Sukkure für Tripoli von zweihundert Calabriern, meistens neu angeworbener ungeübter Truppen, die noch überdies so wenig

Johann von Omedes.

Johann von Omedes.

Muth hatten, daß sie sich durchaus nicht überschiffen lassen wollten, bis ihnen der Großmeister eine Bedeckung mitzugeben versprach. Diese Begleitung bestand aus fünf und zwanzig jungen der Meuterei wegen gefangen gewesenen Rittern, deren sich Omedes längst gerne entledigt hätte. Noch nachlässiger behandelte Omedes die unglücklichen Einwohner von Gozzo. Er schickte ihnen nicht nur gar keine Hülfe, sondern war sogar grausam genug, ihre Weiber und Kinder, die sie nach Maltha in Sicherheit bringen wollten, mit der äußersten Härte zurückzuweisen, blos weil er besorgte, daß die Unterhaltung derselben ihm zur Last fallen möchte.

Wenige Tage darauf hörte man, die Türkische Flotte sei bereits an den Sizilischen Küsten angelangt. Noch beharrte der Großmeister auf seiner Behauptung, daß sie keinen Anschlag auf Maltha habe, sondern nach Toulon seegle, um mit der Französischen Macht vereinigt Neapel anzugreifen. Allein bald wurde er durch den Augenschein belehrt, daß er sich oder die andern, oder beide zugleich, betrogen habe. Eine furchtbare Flotte von hundert und zwölf Galeeren mit

vie-

vielen andern Schiffen und Fahrzeugen, bemannt mit zwölftausend Soldaten größtentheils Janitscharen, unter dem Kommando des Baſcha Sinam und ſeiner zwei Lieutenants, Dragut und eines andern berühmten Korſaren Salarais, erſchien plözlich im Angeſicht von Maltha. Eine allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich über die Einwohner der Inſel; erſchrocken flohen ſie, nach den feſten Plätzen, die noch einige Sicherheit gewähren konnten. Aber die Ritter, von dem Heldengeiſt ihrer Vorfahren beſeelt, griffen muthig zu den Waffen, um ſich dem Landen der Türken zu widerſezen. Während ein Engländiſcher Kommandör, Namens Upſon, an der Spize von dreißig Rittern und vierhundert Einwohnern das Ufer von der Seite der Burg deckte, beſezte Guimeran mit hundert Rittern und dreihundert geübten Schüzen den Berg Seebetras, einen Felſen der die zwei größeſten Häfen der Inſel trennt, und beobachtete von da, mit ſeinem Gefolge auf die Erde gelagert, die Bewegungen der Feinde. Nicht lange, ſo erſchien der Türkiſche General mit einigen Galeeren, um einen Plaz zum Landen zu ſuchen; und da er das

Jahren von Omedes!

Johann von Omedes.

Ufer an der Burgseite den Kanonen der Festung Saint-Ange, an deren Fuße die sogenannte Burg lag, ausgesezt fand, so wendete er sich gegen den Felsen Sceberras. Sobald er nahe genug gekommen war, ließ Guimeran eine so wüthende Salve auf seine Galeeten geben, daß alles in Schrecken und Unordnung gerieth. In der äußersten Hize über diesen unerwarteten Anfall, sezte Sinam sogleich seine Truppen ans Land, um die Verwegenen dafür zu züchtigen. Allein Guimeran hatte es nicht für rathsam gefunden, seine Ankunft abzuwarten, und war bereits mit seinen Begleitern glücklich wieder auf der Burg angelangt.

Maltha und Gozzo waren inzwischen nicht das Hauptziel der Türkischen Flotte. Soliman hatte seinem General aufgetragen, nur im Vorbeigehen zu versuchen, ob sich nicht diese beiden Inseln durch einen Ueberfall erobern ließen, er sollte sich aber hüten, die Einnahme von Tripoli, das wegen der Belagerung von Afrika am wichtigsten war, nicht darüber zu versäumen. In dieser Rücksicht fand Sinam es bedenklich, da ihm bei der Besichtigung, die er von der Spize des

See-

Seeberras anſtellte, die Feſtung Saint-Auge durch ihre Lage ſowol als durch ihre Bollwerke ſtark verwahrt ſchien, eine Belagerung derſelben vorzunehmen, aus Furcht daß er ſich dabei zu lange aufhalten müßte. Dragut machte zwar ſehr dringende Vorſtellungen; allein der Kriegsrath begünſtigte die Meinung des Generals, und es wurde beſchloſſen, bloß die Inſel zu verwüſten und dann ſogleich nach Tripoli zu eilen. Endlich aber ſezte doch Dragut es noch durch, daß man wenigſtens einen Angriff auf die Hauptſtadt unternahm. Die Truppen wurden alſo ausgeſchifft, und verbreiteten Verderben und Untergang auf ihrem ganzen Zug bis zur Stadt. Die Kanonen konnten nur mit der äuſſerſten Mühe über die Felſen fortgeſchafft werden, und es dauerte einige Tage, bis die Batterieen anfiengen zu ſpielen. Der Guvernör der Stadt machte zwar mehrere Ausfälle, um wenigſtens zu zeigen, daß er zu einer muthigen Gegenwehr entſchloſſen ſei. Da es ihm aber ſowol an regulirten Truppen überhaupt als beſonders an einer hinreichenden Anzahl von Rittern zum Anführen der in die Stadt geflüchteten Landleute fehl-

Johann von Omedes.

Johann von Omedes.

fehlte und überdies die leztern bald den Muth und die Lust sich zu wehren verloren: so schickte er heimlich in der Nacht einen Soldaten an den Großmeister ab, ihn um Sukkurs bitten zu lassen. Omedes, dem es mehr darum zu thun war, sich selbst und die Burg in Sicherheit zu sezen, wollte die Zahl seiner Vertheidiger nicht vermindern, und war kaum dazu zu bewegen, daß er endlich den Ritter Villegagnon der Stadt zu Hülfe schickte. Die dringendsten Vorstellungen, welche dieser Ritter machte, bewirkten nichts weiter, als daß er ihm endlich verstattete, noch sechs andre Ritter mit sich zu nehmen. Mit dieser schwachen Hülfe erreichte Villegagnon glücklich die Stadt. Durch seine Veranstaltung wurden große und starke Verschanzungen angelegt, um noch Schuz zu haben, wenn auch die Mauer den feindlichen Kanonen nicht widerstehen sollte. — Allein dieser Bemühungen unerachtet würde doch die Stadt nicht gerettet worden sein, wenn nicht ganz unvermuthet ein aufgefangner Brief den Bascha bestimmt hätte, die Belagerung aufzuheben. Der Einnehmer des Ordens zu Messina hatte den glüklichen Einfall gehabt, durch eine Barke einen Brief abzuschicken, in welchem er dem

dem Großmeiſter, ſchrieb er ſollte ſich nur noch einige Tage zu halten ſuchen, der Admiral Doria ſei bereits aus Spanien zurückgekommen, er befinde ſich ſchon zu Meſſina und eile zum Entſaz der Belagerten herbei. Dieſe Karte fiel wirklich, wie es beabſichtet war, den Türken in die Hände, und Sinam wurde durch dieſe Nachricht ſo in Unruhe geſezt, daß er mit Einwilligung ſeines Kriegsrathes beſchloß, die Belagerung aufzuheben und ſich wieder einzuſchiffen, damit nicht ſeine Flotte ſelbſt in Gefahr komme. Ehe er aber ganz mit ſeiner Flotte abzog, mußte er ſeinen Truppen erlauben die Inſel Gozzo zu plündern. Der Guvernör des Schloſſes wurde zur Uebergabe aufgefordert; da er aber ſich weigerte, ſo ließ der Türkiſche General daſſelbe beſchieſſen. Die Einwohner boten ſich an, die Breſche zu vertheidigen; allein der Guvernör, eben derſelbe den Omedes als ſo tapfer geprieſen hatte, war feig genug, ſich gar nicht zu wehren, um ſich dadurch eine deſto vortheilhaftere Kapitulation zu erkaufen. Allein der Türkiſche General verwarf alle ſeine Vorſtellungen mit Verachtung, und beſtand darauf, daß ihm augenblicklich die Thore geöffnet werden ſollten.

Johann von Omedes.

Johann von Omedes

Er bewilligte nicht mehr als vierzig Personen freien Abzug; alle übrigen, mit dem Gouverneur selbst, behielt er zu Gefangnen. Das Schloß wurde geschleift, und überall hinterließen seine Truppen die schrecklichsten Spuren ihrer Grausamkeit; und nun segelte die Flotte gerade auf Tripoli los.

Beschämt durch diesen unvermutheten Ueberfall, auf den er entweder aus Eigensinn oder aus Geiz keine Vorkehrungen hatte treffen wollen, und in Verlegenheit, wie er Tripoli retten solle, nahm Omedes nun seine Zuflucht zu dem Französischen Gesandten, Gabriel von Aramon, der eben jezt in Geschäften seines Hofes nach Constantinopel reiste und wenige Tage nach dem Abzug der Türken in Maltha ankam. Diesen bat er, durch seine Vermittelung bei dem Türkischen General, Tripoli von der Belagerung zu befreien. Aramon ließ sich bewegen, dies Geschäft zu übernehmen, und reiste also der Türkischen Flotte nach.

Sinam war inzwischen mit seiner Flotte zu Tachiora angekommen, und hatte von da aus Tripoli zur Uebergabe auffordern lassen. Allein,

der

der schwachen Besazung und des schlechten Vertheidigungszustandes der Festung unerachtet, verwarf der Kommandant derselben, Gaspard von Vallier Marschall des Ordens, ein alter geübter Krieger diesen Antrag mit männlicher Entschlossenheit. Der Bascha rückte also mit seiner ganzen Flotte vor, und machte Anstalten zur Belagerung. Ehe noch die Laufgräben eröffnet wurden, langte der Französische Gesandte bei der Flotte an. Umsonst bemühte er sich aber, im Namen seines Königes der damal mit der Pforte in sehr gutem Vernehmen stand, den General von der vorgenommenen Belagerung abzubringen. Sinam behauptete, daß er diesen Schritt nicht wagen könne, ohne seinen Kopf aufs Spiel zu sezen. Es blieb also dem Gesandten nichts weiter übrig, als seine Reise nach Constantinopel um so mehr zu beschleunigen, um vielleicht bei dem Sultan selbst noch etwas zur Rettung von Tripoli zu bewirken. Allein Sinam, der diese Absicht merkte und sich den Ruhm dieser Eroberung nicht gerne aus der Hand winden lassen wollte, erklärte, daß er ihm nicht früher als nach dem Ende der

Johann von Omedes.

Johann von Omedes. Belagerung die Fortsezung seiner Reise gestatten könne, und behielt ihn im Arrest.

Die Laufgräben wurden endlich geöffnet und die Festung mit einem ununterbrochnen Feuer aus drei Batterieen, welche abwechslungsweise schossen, bestürmt. Glücklicherweise trafen sie den festesten Theil der Mauer, und konnten also keinen bedeutenden Schaden verursachen. Allein nachdem die Türken ihr Bombardement schon mehrere Tage ohne Erfolg fortgesezt hatten, erhielten sie durch einen Ueberläufer bestimmtere Nachrichten; und da sie auf sein Anrathen ihre Batterien gegen einen andern Ort richteten, so sahen sie in wenig Tagen ein grosses Stück der Mauer einstürzen. Vergebens bot der Kommandant alle Mittel auf, eine starke Verschanzung an dem beschädigten Ort aufwerfen zu lassen. Das beständige Feuer der feindlichen Batterieen zerschmetterte alles, was sich der Stelle näherte, und die Sklaven, welche bei dieser Arbeit einem gewissen Tod entgegen sahen, erklärten endlich geradezu, daß sie sich eher todtschlagen als zu diesem Geschäfte zwingen lassen würden.

Zur

Johann von Omedes.

Zur Vollendung des Unglücks brach eine Meiterei unter den Kalabriern aus. In Schrecken gesezt durch den Donner der Kanonen, machten diese muthlosen Truppen, welche grösstentheils in einem kleinen Fort am Hafen eingeschlossen waren, den Anschlag, sich heimlich einer Brigantine im Hafen zu bemächtigen, und nach Sizilien zu entfliehen. Ihre Absicht wurde zwar noch bald genug durch den Kommandanten dieses Forts entdeckt; allein indem der Marschall, um ihren Plan zu vereiteln, sie unter andre Kompanieen vertheilen ließ, ward dadurch das Uebel nur weiter verbreitet. Durch das Anstiften einiger Spanischen Ritter, welche die Aufrührer ingeheim ermunterten, wurde bald ein allgemeiner Aufstand erregt. Die Kalabrier vereinigten sich wieder, und forderten mit dem Degen in der Hand: der Marschall solle sogleich mit den Türken kapituliren. Um sich vor ihrer Wuth zu sichern, ließ Vallier einen Kriegsrath zusammenrufen. Ein Spanischer Ritter, Namens Errera, stimmte ganz öffentlich für die Uebergabe der Festung und sein Vorwand, daß er und seine Landsleute eine weit schlimmere Be-

Johann von Omedes.

Behandlung als die Französischen Ritter, die durch die Gegenwart ihres Gesandten würden geschüzt werden, von den Türken zu fürchten hätten, wenn sie ihrem Untergang nicht durch eine schleunige Kapitulazion zuvorkämen, brachte die meisten Italienischen und Spanischen Ritter auf seine Seite. Ehe man aber einen solchen entscheidenden Schritt thun wollte, wurde noch zuvor ein alter erfahrner Ritter zur Besichtigung der Bresche abgeschickt. Während der Kriegsrath auf die Berichte von diesem Abgeordneten wartete, ließ man die aufrührerische Truppen durch den Kommandör Copier ermahnen, sich auf ihren Posten zu begeben, und die Entscheidung des Kriegsrathes ruhig abzuwarten. Allein Errera ließ zu gleicher Zeit unter ihnen ausſprengen, daß der Guvernör blos die Entscheidung zu verzögern suche, und vereitelte das durch alle Vorstellungen des Kommandörs. Die Aufrührer bestanden darauf, daß ein von ihnen selbst gewählter Soldat zur Besichtigung der Bresche abgeschickt werden mußte, und da dieser, wie es voraus zu sehen war, die Gefahr sehr dringend schilderte, so brachen sie in neuem

Un-

Ungeſtüm aus, und drohten, wenn nicht ſogleich Anſtalten zur Kapitulazion getroffen würden, ſelbſt die Feſtung dem Feind zu überliefern. Der Kriegsrath, dem der Marſchall die Entſcheidung unbedingt überließ, glaubte ſich genöthigt, den Umſtänden nachzugeben, und ließ die weiſſe Fahne aufpflanzen. Johann von Omedes

Sobald dies Zeichen der Kapitulazion gegeben war, erſchienen zwei Türkiſche Offiziere vor der Breſche, und verlangten, daß der Guvernör Deputirte zur Unterhandlung abſchicken möchte. Gegen alle Schritte Vallier's mißtrauiſch gemacht, ernannten die Rebellen ſelbſt zwei ihrer Anhänger zu Deputirten, welche dem Baſcha, unter der Bedingung daßer der ganzen Beſazung ſamt dem Guvernör und den ſämtlichen Einwohnern mit ihrem Vermögen freien Abzug geſtatte und ſie nach Maltha oder Sizilien überſezen laſſe, Stadt und Feſtung zu übergeben verſprachen. Allein Sinam erklärte ganz trozig, daß er von Unterhandlungen gar nicht eher ſprechen hören wolle, bis die Ritter ſich anheiſchig machten, ſeinem Herrn die Kriegskoſten zu erſezen. Durch Draguk's Zureden ließ er ſich

end-

Johann von Omedes.

endlich bewegen, ihre Forderungen zu bewilligen und die Kapitulazion einzugehen, in der Absicht, ihr in der Folge eine seinem Interesse entsprechende Erklärung zu geben. Er ließ darauf durch die Deputirten den Guvernör auffordern, zu ihm ins Lager zu kommen, um mit ihm über einige Punkte des Vertrages besonders zu sprechen, und schickte zu dem Ende einen seiner Offiziere als Geisel in die Stadt. Der Guvernör wollte erst mit seinem Konseil berathschlagen, ob es rathsam für ihn sei, ohne Begleitung aus der Festung zu gehen. Allein die Rebellen liessen ihm nicht Zeit, sich lange zu bedenken. Aus Furcht den Türkischen General durch den geringsten Schein von Mißtrauen zu beleidigen, zwangen sie ihn, auf der Stelle sich zu ihm zu begeben, und zum Zeichen ihres unbedingten Zutrauens schickten sie sogar den Geisel mit ihm ins Lager zurück. Vallier machte sich also unverzüglich auf den Weg zum Türkischen Lager, bloß von seinem Freunde Montfort begleitet. Der Türkische Offizier, unter dem Vorwand, den General von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, gieng voraus und brachte seinem Herrn Nachricht von dem Zustand der

Bela-

„Belagerten. Durch diese erfreuliche Botschaft in seinem Vorsaz noch mehr bestärkt, empfieng der „Bascha sogleich den Kommandanten mit der „unerwarteten Frage: ob er das für die „Kriegskosten geforderte Geld mitbringe? Valier antwortete ihm ganz gelassen, daß er sich „auf die bereits feierlich bestätigte Kapitulazion „berufe; und da der Bascha in vollem Grimm erwiederte: „Solchen Hunden werde er sein „Wort nicht halten, sie seien selbst so treulos gewesen, den Vertrag zu brechen, den sie bloß „durch die Gnade seines Herrn bei der Uebergabe „von Rhodus erhalten haben, und ihre Räubereien zur See fortzusezen, die sie doch in jenem „Friedensschluß zu unterlassen versprochen hatten," so gab er darauf ganz kalt zur Antwort: „es stehe davon nichts in jenem Friedensvertrag, wie „er leicht aus dem zu Maltha aufbewahrten „Original desselben erweisen könnte; und wenn „er übrigens die mit den Deputirten geschlossene „Kapitulazion bereue, so möchte er sie nur zerreissen und die Entscheidung dem Schicksal der „Waffen überlassen." Kaum hatte der Bascha diese entschlossene Antwort gehört, als er in der

Johann von Omedes.

auf-

Johann von Omedes.

äusserstem Wuth Befehl gab, den Guvernör zu entwäffnen, und geschlossen auf seine Galeere zu bringen. Montfort wurde in die Festung zurückgeschickt, um den Rittern anzukündigen, daß der Türkische General unverzüglich die Erstattung der Kriegskosten verlange und den Guvernör gefangen genommen habe. Mit dem äußersten Unwillen über eine so treulose Behandlung erfüllt, schwören die Ritter blutige Rache. Allein verlassen von ihren feigen Soldaten, welche weder durch Bitten noch durch Drohungen sich bewegen liessen die Waffen wieder zu ergreifen, fanden sie zulezt kein anderes Mittel sich zu retten, als diese Elenden dem Baschä zur Beute zu überlassen. Sie liessen also durch Montfort dem Türkischen General aufs neue anbieten, ihm die Thore zu öffnen, wenn er nur dreihundert, von ihnen selbst zu wählenden, Menschen freien Abzug zugestehen wollte. Inzwischen hatte das Konseil seinen Mauriſchen Truppen, welche am wenigsten Schonung von den Mohammedanern zu erwarten hatten, Gelegenheit verschafft, heimlich aus der Stadt zu entfliehen. Einige von diesen, welche von den Türken aufgefangen wur-

wurden, hatten die Nachricht im Türkischen Lager verbreitet, daß die Ritter entschlossen seien, den Plaz bis auf den lezten Mann zu vertheidigen, und lieber sich selbst mit der ganzen Festung in die Luft zu sprengen, als sie den Feinden zu überlassen. Durch dieses Gerücht in Schrecken gesezt, war Sinam um so geneigter, die Angelegenheit bald zu beendigen. Sobald er also von der Zurückkunft des Ritters Montfort etwas gehört hatte, ließ er eilends den Gouvernör wieder vor sich, bringen, und erklärte ihm, daß er aufs neue die ersten Friedensbedingungen bestätige, und ihm die Erlaubniß ertheile, die Nachricht davon selbst in die Stadt zu bringen. Aus Furcht, es möchte eine neue Verrätherei hinter dieser unerwarteten Umstimmung verborgen sein, lehnte Vallier diesen Auftrag ab. Der General ließ also durch denselben Offizier, den er schon vorher als Geisel gebraucht hatte, den Belagerten bekannt machen, daß er allen denen, die augenblicklich die Stadt verlassen würden, völlige Freiheit verstatte, und sie selbst nach Maltha überschiffen lassen wolle, und dagegen nichts weiter verlange, als daß sie ihre Fahnen

Johann von Omedes

Johann von Omedes.

und Waffen zurück lassen sollten. Die List gelang. Die feigen Rebellen überlieferten sich selbst den Ketten, die für sie bereitet waren. Kaum hatten sie diese Freudenbotschaft gehört, als sie haufenweise nach den Thoren rannten und, da sie diese verschlossen fanden, in voller Hast ihren Weg durch die Breschen suchten. Weiber und Kinder folgten ihnen nach, und die Ritter, von der ganzen Besazung verlassen, mußten sich zulezt entschliessen, eben diese Partei zu nehmen. Aber Mrat Aga, an der Spize seiner Mauriſchen Reiterei, kam ihnen entgegen und umzingelte sie, und alle ohne Unterschied wurden in Eisen geworfen und zu Sklaven gemacht.

Der Französische Gesandte hörte mit grosser Bestürzung die Nachricht von der unwürdigen Behandlung der Ritter, und eilte sogleich selbst zu dem Baſcha, um ihm Vorstellungen deshalb zu machen. Durch Bitten und Geschenke brachte er es endlich dahin, daß der Marschall und die ältesten Französischen Ritter frei gelassen wurden, und Sinam sogar mit einer Art von Großmuth, seinem zweiten Vertrag gemäß, zweihundert von den Gefangenen die Freiheit verstattete.

Allein

Allein er wählte nur die älteſten und ärmſten Einwohner dazu aus, und behielt alle übrige ſamt den Spaniſchen und Italieniſchen ſowol als den jungen Franzöſiſchen Rittern in ſeiner Gewalt. Um alſo wenigſtens die Ritter alle zu befreien, kaufte der Geſandte ſeine Landsleute ſelbſt loß, verſprach, dreißig vornehme Türken, die zu Maltha gefangen ſeien, für die übrigen auszuwechſeln, und ſchiffte ſich nun mit ſeinen Erlöſten nach Maltha ein, in der Hoffnung von dem Großmeiſter als der Befreier ſeiner Brüder mit großer Freude aufgenommen zu werden. Johann von Omedes.

Schrecken und Entſezen ergriff aber den Großmeiſter bei der Nachricht, daß Tripoli verloren ſei. Er kannte die gerechten Klagen, die man ſchon längſt wegen ſeiner Vernachläßigung dieſes Plazes erhoben hatte, und fürchtete mit Recht, daß man ihm allein die Schuld dieſes Verluſtes beimeſſen werde. Um ſich alſo von einem ſo beſchämenden Vorwurf zu befreien, machte er mit einigen ihm beſonders ergebenen Rittern den Plan, dieſe Schuld auf den Marſchall und auf den Franzöſiſchen Geſandten ſelbſt

Johann von Omedes

zu wälzen, und wußte die Maasregeln seiner Intrike so fein zu treffen, daß nicht nur der Marschall durch ein niedergesetztes bestochenes Gericht für schuldig erklärt wurde, sondern auch der Gesandte allgemein in den Verdacht kam, die Einnahme von Tripoli befördert zu haben. Nach einem langen Kampf gegen die unzähligen Intriken, mit welchen Omedes seinen Plan zu unterstützen wußte, gelang es doch endlich einigen Gutgesinnten, der übelliegenen Partei des Großmeisters unerachtet, seine schändlichen Kunstgriffe aufzudecken, und die Ehre der Beschuldigten zu retten.

Inzwischen hatte Leon Strozzi, der Prior von Capua, die Französischen Dienste wieder verlassen, und war nach Maltha zurückgekehrt. Omedes, gegen alles mißtrauisch was aus Frankreich kam, wollte ihn zwar anfänglich nicht aufnehmen; nachher aber, da er hörte daß der Kaiser selbst sich bemühe, diesen berühmten General in seine Dienste zu ziehen, änderte er seine Gesinnung, und behandelte ihn sehr zuvorkommend. Um ihm einen besondern Beweis seines Zutrauens zu geben, trug er ihm

auf,

auf, die Festungswerke in Maltha zu besichtigen, und die Insel in bessern Vertheidigungsstand zu sezen. Strozzi führte diesen Auftrag so gut aus, daß er sich die größten Lobsprüche des ganzen Ordens und aller Einwohner von Maltha erwarb. Auf seine Veranstaltung wurde nicht nur die Burg mit neuen Basteien, Flanken, Kasematten und breiteren Gräben versehen, sondern auch auf dem Berge Saint-Julian, von wo aus die Burg bestrichen werden konnte, eine Festung errichtet, welche den Namen St. Michel erhielt. Zu gleicher Zeit gab er den Rath, auf dem Berge Sceberras, dem unzugänglichsten Orte auf der ganzen Insel, eine neue Stadt zu erbauen. Weil aber die Einkünfte des Ordens nicht hinreichend waren, alle diese Arbeiten auf einmal zu Stande zu bringen, so erhielt Strozzi den Auftrag, indeß nur auf der Spize des Sceberras ein Fort erbauen zu lassen, welches zugleich den Eingang zu dem Hafen Musciet, dem Hauptschlüssel zu der Insel, beherrschte. Zum Andenken an einen der Thürme, welche den Eingang des Hafens zu Rhodus deckten, wurde diese Feste, das Fort Saint-El-

Johann von Omedes

Johann von Omedes.

me genannt. Alle diese Festungswerke kamen durch die vereinigten Arbeiten der Ritter und aller Einwohner in kurzer Zeit zu Stande, und Strozzi wurde als der Beschützer von Maltha allgemein mit den lebhaftesten Aeusserungen der Dankbarkeit und Achtung verehrt. Mehrere der vornehmsten Ritter äusserten sogar öffentlich, daß zur Sicherheit des Ordens nichts weiter zu wünschen sei, als unter der Regierung eines so erfahrnen Anführers zu stehen.

Durch diesen Ruhm zum Neide gereizt, hatte Omedes keinen angelegentlicheren Wunsch, als den Prior bald wieder von Maltha zu entfernen. Nachdem er es lange umsonst versucht hatte, ihn doch noch zur Annahme der Kaiserlichen Dienste zu bereden, erfand er endlich einen andern Kunstgriff, sich seiner zu entledigen. Maurische Sklaven hatten ihm entdeckt, daß Zoara, eine reiche Handelsstadt, welche ehemals Possidona hieß und einen Theil von der Provinz Tripoli ausmachte, leicht zu überrumpeln wäre, indem sie von der Landseite gar nicht befestiget und durch einen Wald von Palmbäumen so bedeckt sei, daß man unbemerkt bis an den Graben kom-

kommen könne. Dieſen Berichten zufolge machte Omedes einen Anſchlag auf die Stadt, und übertrug dem Prior die Ausführung deſſelben. Johann von Omedes.

Strozzi, dem jede Gelegenheit einen Beweis ſeines Muthes abzulegen, erwünſcht war, ließ ſogleich ſeine Galeeren ausrüſten, und ſchiffte ſich mit zwölfhundert Mann, unter welchen dreihundert Ritter gezählt wurden nach Afrika ein. Durch ein Verſehen ſeiner Steuerleute geſchah die Landung an einem zwölf Meilen zu weit entfernten Ort. Während der Nacht rückte aber die Armee, in drei verſchiedne Haufen getheilt, unbemerkt bis nach Zoara vor. Unter Weges zu der Stadt entdeckten ſie beim Schein von Nachtfeuern eine Art von Lager, das mit Fahnen und Zelten angefüllt war, und machten dem General den Vorſchlag, die Truppen in dieſem Lager, welche keine Schildwache hatten und im Schlummer zu liegen ſchienen, anzugreifen. Allein die meiſten waren der Meinung, daß es bloß Arabiſche Landleute ſeien, die immer unter Zelten zu wohnen pflegten, und daß es folglich rathſamer ſei, die Stadt nicht durch einen ſo unnöthigen Angriff in Allarm zu bringen. Nachdem alſo die nö-

Johann von Omedes

thigen Verhaltungsbefehle wegen der Einnahme der Stadt gegeben waren, ſezten die Chriſten ihren Marſch fort. Keine Wache hielt ſie auf; ſie fanden ſogar die Thore offen, und drangen bis in die Mitte der Stadt, ohne von den Einwohnern bemerkt zu werden. Das Geräuſch der Trommeln und Trompeten weckte endlich die unglücklichen Zoarer aus ihrem Schlummer. Die Soldaten verbreiten ſich durch die Stadt, morden, rauben, plündern und machen zu Gefangnen, was ſie können. Schon waren fünfzehnhundert Gefangne zuſammengebracht, welche der Kommandör La Valette zum Einſchiffen abführen laſſen ſollte, als plözlich einer von den gefangnen Mauren, der ehemals zu Tripoli unter la Valette gedient und noch von der Zeit her eine Anhänglichkeit an ihn hatte, ihm entdeckte, daß viertauſend Türkiſche Reiter unter den Befehlen von Morat Aga, des Gouvernörs von Tripoli, ſich in dem Lager in der Nähe der Stadt befinden, welche ohne Zweifel den Einwohnern zu Hülfe eilen würden, ſobald ſie von dem Angriff der Chriſten etwas hörten. La Valette ließ plözlich den General von dieſer Gefahr unterrichten;

ten z. allein es war bereits zu spät. Strozzi konnte seine Truppen nicht zusammen bringen. Sie hörten den Schall der Trompete, die sie zum Rückzug rief, entweder wirklich nicht, oder sie wollten sie durch Raubgier verleitet nicht hören, und so rückte nun Morat, da sogar auch die am Thor zurückgelassenen Wachen ihre Posten des Plünderns halber verlassen hatten, mit seinen Truppen eben so ungehindert, als vorher die Maltheser, in die Stadt ein. Der anbrechende Tag zeigte nun den Christen die ganze Grösse ihrer Gefahr. Die Mauren vereinigen sich mit den Türken, und selbst die Gefangnen zerbrechen wieder ihre Ketten. Die Christen versammeln sich auch eilends wieder zu ihren Fahnen, und wenden alle Kräfte an, sich in ihrem Posten zu behaupten. Das Gefecht ward hartnäckig und blutig; allein die Ritter mußten der überlegenen Anzahl weichen. Strozzi selbst ward durch einen Musketenschuß stark verwundet, und würde ohne Zweifel den Türken in die Hände gefallen sein, wenn nicht ein gewisser Ritter Namens Toreillos, der eine ausserordentliche Grösse und Stärke hatte, ihn auf den Ar-

Johann von Omedes.

Claudius v. la Sangle.

„che bald einen Verwand finden würde, die „Macht des Ordens zum Werkzeug seiner Rache „zu gebrauchen und dadurch den Orden in unabsehbares Unglück zu stürzen; so wurden alle Mitglieder dadurch so ungestimmt, daß sie ihren Vorsatz aufgaben, und Claudius von la Sangle einstimmig zum Großmeister erwählt wurde.

Kaum hatte la Sangle seine Regierung angetreten, als der Kaiser unter dem Schein einer besondern Theilnahme an den Schicksalen des Ordens, ihnen eine neue Last aufzubürden suchte. Mit Bedauern sah er seine Staaten, durch den Verlust von Tripoli, einer mächtigen Schutzwehr gegen die Unglaubigen beraubt, und hoffte also nichts angelegentlicher zu wünschen, als die Tapferkeit der Ritter durch den Besitz eines andern Platzes aufs neue beschäftigt zu sehen. Nichts konnte ihm zu diesem Zwecke gelegner scheinen, als die Stadt Afrika dem Orden einzuräumen, deren Vertheidigung ihm ohnehin durch die weite Entfernung schon längst lästig war. Er ließ also den Rittern diese Stadt als Ersatz für Tripoli anbieten. „Allein das Konseil kannte

die

Gefahren, in die sie durch diese neue Besitzung verwickelt werden mußten, zu gut, um sich durch den Schein einer Erweiterung ihres Gebietes täuschen zu lassen, und wußten den Antrag mit der möglichsten Feinheit von sich abzulehnen. Claudius v. la Sangle.

Um den Kaiser über dieser Vereitlung seiner Absicht einigermaßen zu besänftigen, schickte der Großmeister den Prior von Capua mit fünf Galeeren ab, um die Korsaren zu vertreiben, welche die Küsten von Sizilien beunruhigten und bereits vor Palerma erschienen waren. Der Prior übernahm diesen Auftrag um so beteitwilliger, weil er dadurch Gelegenheit bekam, sich von Maltha zu entfernen, wo seine Gegenwart sehr lästig schien, seitdem wider einen seiner vertrautesten Bedienten der Verdacht entstanden war, daß er den Ritter Gagnon mit noch zwei andern, die bei der Großmeisterwahl am eifrigsten wider seinen Herrn gestimmt hatten, vergiftet habe. Zu Palerma fand er aber einen Brief von seinem ältesten Bruder, worin er aufgefordert wurde, das Kommando über die Französische Flotte wieder zu übernehmen; „indem, schrieb sein Bruder, der König von Frank-

„reich

Johann von Omedes.

men selbst durch das Wasser bis an ein Boot gebracht hätte. Die meisten Ritter und dienenden Waffenbrüder, welche dieser unglücklichen Expedition mit beigewohnt hatten, waren umgekommen, und die Ordensfahne selbst konnte nur mit genauer Noth gerettet werden. Der Prior kehrte mit den Trümmern seiner Armee eilends nach Maltha zurück, und ward, dieser ganz verunglückten Unternehmung unerachtet, bald darauf zum zweitenmal zum General der Galeeren erwählt.

1552.

Ehe er noch von seinen Wunden ganz wieder hergestellt war, lief er mit seiner Flotte schon wieder aus, kreuzte den ganzen Sommer über auf dem Mittelländischen Meer und bis an die Mündung des Nils, und brachte reiche Beute nach Maltha zurück.

Während die Ritter seine Zurückkunft mit Freudenfesten feierten, erschien ein Engländisches Schiff in dem Hafen zu Maltha, das eine sehr erfreuliche Botschaft brachte. Der Kapitain Hosmadan war von der Königin von England mit einem Brief an den Großmeister abgeschickt, in welchem sie schrieb: „Sie fühle sich durch

ihr

ihr Gewissen aufgefordert, dem Orden alle seine Kommanderieen und Besitzungen wieder einzuräumen, die sowohl ihr Vater Heinrich VIII. als ihr Bruder Eduard VI, ihm ungerechterweise entzogen hätten; und er möchte also nur einige bevollmächtigte Ritter nach London schicken, um die Güter des Ordens wieder in Besitz nehmen zu lassen." Dieses glückliche Wiederfinden schon längst für verloren geschätzter reicher Besitzungen erweckte eine allgemeine Freude unter dem Orden. Der Kommandör von Montferrat wurde abgeschickt, um die Verhandlungen zu Stände zu bringen, und ward ohne Schwierigkeit in den Besitz der sämmtlichen Ordensgüter wieder eingesezt. — Ehe aber noch diese wichtige Angelegenheit ganz beendigt war, starb Omedes.

Johann von Omedes. 1553. den 6 Sept.

Leon Strozzi, der schon längst Anwartschaft auf die Großmeisterwürde hatte, ward wirklich zum Nachfolger desselben vorgeschlagen. Allein da der Ritter Gagnon dem Wahlkonvent vorstellte: „daß sie, bei dem unauslöschlichen „Haß, welchen Strozzi wider das Haus Medicis hege, seine Rachsucht fürchten müssen, wel-

„che

Johann von Omedes.

men selbst durch das Wasser bis an ein Boot gebracht hätte. Die meisten Ritter und dienenden Waffenbrüder, welche dieser unglücklichen Expedition mit beigewohnt hatten, waren umgekommen, und die Ordensfahne selbst konnte nur mit genauer Noth gerettet werden. Der Vice kehrte mit den Trümmern seiner Armee eilends nach Maltha zurück, und ward, dieser ganz verunglückten Unternehmung unerachtet, bald darauf zum zweitenmal zum General der Galeeren erwählt.

1552.

Ehe er noch von seinen Wunden ganz wieder hergestellt war, lief er mit seiner Flotte schon wieder aus, kreuzte den ganzen Sommer über auf dem Mittelländischen Meer und bis an die Mündung des Nils, und brachte reiche Beute nach Maltha zurück.

Während die Ritter seine Zurückkunft mit Freudenfesten feierten, erschien ein Engländisches Schiff in dem Hafen zu Maltha, das eine sehr erfreuliche Botschaft brachte. Der Kapitain Hosmadan war von der Königin von England mit einem Brief an den Großmeister abgeschickt, in welchem sie schrieb: „Sie fühle sich durch

ihr

ihr Gewissen aufgefordert, dem Orden alle seine Kommanderieen und Besitzungen wieder einzuräumen, die sowohl ihr Vater Heinrich VIII. als ihr Bruder Eduard VI, ihm ungerechterweise entzogen hätten; und er möchte also nur einige bevollmächtigte Ritter nach London schicken, um die Güter des Ordens wieder in Besitz nehmen zu lassen." Dieses glückliche Wiederfinden schon längst für verloren geschäzter reicher Besitzungen erweckte eine allgemeine Freude unter dem Orden. Der Kommandör von Montferrat wurde abgeschickt, um die Verhandlungen zu Stände zu bringen, und ward ohne Schwierigkeit in den Besitz der sämmtlichen Ordensgüter wieder eingesezt. — Ehe aber noch diese wichtige Angelegenheit ganz beendigt war, starb Omedes. Johann von Omedes. 1553. den 6 Sept.

Leon Strozzi, der schon längst Anwartschaft auf die Großmeisterwürde hatte, ward wirklich zum Nachfolger desselben vorgeschlagen. Allein da der Ritter Gagnon dem Wahlkonvent vorstellte: „daß sie, bei dem unauslöschlichen „Haß, welchen Strozzi wider das Haus Medicis hege, seine Rachsucht fürchten müssen, wel-

„che

Claudius v. la Sangle.

„che bald einen Verwand finden würde, die „Macht des Ordens zum Werkzeug seiner Rache „zu gebrauchen und dadurch den Orden in unabs „sehbares Unglück zu stürzen; so wurden alle Mitglieder dadurch so ungestimmt, daß sie ihs ren Vorsaz aufgaben, und Claudius von la Sangle einstimmig zum Großmeister erwählt wurde.

Kaum hatte la Sangle seine Regierung anges tretten, als der Kaiser unter dem Schein einer besondern Theilnahme an den Schicksalen des Ordens, ihnen eine neue Last aufzubürden suchs te. Mit Bedauern sah er seine Staaten, durch den Verlust von Tripoli, einer mächtigen Schutzwehr gegen die Ungläubigen beraubt, und hofte also nichts angelegentlicher zu wünschen, als die Tapferkeit der Ritter durch den Besiz eines andern Plazes aufs neue beschäftigt zu sehen. Nichts konnte ihm zu diesem Zwecke geeigneter scheinen, als die Stadt Afrika dem Orden einzuräumen, deren Vertheidigung ihm ohnedies durch die weite Entfernung schon längst lästig war. Er ließ also den Rittern diese Stadt als Ersaz für Tripoli anbieten. „Allein das Konseil konnte

die

Gefahren, in die sie durch diese neue Besitzung verwickelt werden mußten, zu gut, um sich durch den Schein einer Erweiterung ihres Gebietes täuschen zu lassen, und wußten den Antrag mit der möglichsten Feinheit von sich abzulehnen. Claudius v. la Sauss.

Um den Kaiser über dieser Vereitlung seiner Absicht einigermaßen zu besänftigen, schickte der Großmeister den Prior von Capua mit fünf Galeeren ab, um die Korsaren zu vertreiben, welche die Küsten von Sizilien beunruhigten und bereits vor Palerma erschienen waren. Der Prior übernahm diesen Auftrag um so beleitwilliger, weil er dadurch Gelegenheit bekam, sich von Maltha zu entfernen, wo seine Gegenwart sehr lästig schien, seitdem wider einen seiner vertrautesten Bedienten der Verdacht entstanden war, daß er den Ritter Gagnon mit noch zwei andern, die bei der Großmeisterwahl am eifrigsten wider seinen Herrn gestimmt hatten, vergiftet habe. Zu Palerma fand er aber einen Brief von seinem ältesten Bruder, worin er aufgefordert wurde, das Kommando über die Französische Flotte wieder zu übernehmen; „indem, schrieb sein Bruder, der König von Frank-

„reich

Claudius v. la Sangle.

„reich ihn zum General seiner Land-Armee in „Italien ernannt habe, und sie dadurch die schick„lichste Gelegenheit erhielten, den Tod ihres Vaters zu rächen.“ Auf diese Nachricht kehrte er sogleich nach Maltha zurück und legte sein Kommando nieder, unter dem Vorwand, daß er mit seinen zwei Galeeren selbst wider die Korsaren auslaufen wolle. Mehrere junge Ritter, die unter einem so großen Kapitain die Kriegskunst lernen wollten, machten sich anheischig ihm zu folgen. Sobald er die Höhe von Gozzo erreicht hatte, erklärte er, daß er die Absicht habe, als General der Galeeren nach Frankreich zu gehen, und daß er also bereit sei, denen die dies Schicksal nicht mit ihm theilen wollten, eine Barke zu geben, auf der sie nach Maltha zurückkehren könnten. Nur einige Spanische und Italienische Ritter nahmen dies Anerbieten an, mit den übrigen segelte er nach Portercole, wo er die Ankunft einiger Galeeren von Provence erwarten wollte. Um während dieser Zeit nicht müßig zu sein, wollte er einen kleinen Platz in der Nähe einnehmen. Er wurde aber, da er

selbst

selbst zur Besichtigung desselben ausgieng, von einem Bauer erschossen. Claudius v. la Sangle.

La Valette war indeß an seine Stelle zum General der Ordensgaleeren ernannt worden, und hatte die Korsaren von den Sizilischen Küsten glücklich vertrieben. Den Ungläubigen ward jezt wieder ein beständiger Krieg von den Rittern angekündiget, ihre Schiffe wurden überall verfolgt, ihre Küsten verwüstet, und ihr Handel gestört, während eben durch diese Bezähmung dieser Räuber der Handel der Christen gesichert und von Tag zu Tag blühender wurde. Soliman, durch diese Befehdungen der Ritter entrüstet, schwor ihnen den Untergang. Allein innre Unruhen in seinem Reiche hinderten ihn, seinen Vorsaz jezt auszuführen. Indeß fand der Großmeister doch für rathsam, sich auf alle Fälle gefaßt zu machen. Er ließ also die Insel mit Vorrath reichlich versehn, verbesserte die Festungswerke, und ließ neue anlegen. Seine größte Sorgfalt wendete er auf die Insel St Michel, welche von allen Seiten offen stand und bloß eine kleine Festung zur Bedeckung hatte. Diese ließ er auf seine eigne Kosten mit neuen

Voll-

Claudius v. la Sangle.

Vollwerken und Basteien verstärken, und befahl, in die Gräben derselben Wasser zu leiten. Zum Dank für diese uneigennüzige Vorsorge nannten die Ritter diese Halbinsel von jezt an die Insel von la Sängle.

Diese Sorgfalt für das Wohl seines Standes erhielt bald darauf eine neue Gelegenheit sich zu zeigen. Ein wüthender Orkan zerstümmerte Galeeren und Schiffe, zerstörte Häuser, erschütterte selbst die Festungen, und schien der ganzen Insel den Untergang zu drohen. Der Schaden war unermeßlich, der dadurch angerichtet wurde. Allein durch die Freigebigkeit des Großmeisters und der durch sein Beispiel aufgemunterten Ritter, und durch die Beiträge von mehreren Christlichen Mächten ward er bald wieder ersezt.

Kaum hatte sich der Orden von diesem Verlust wieder erholt, als ihm innere Zwistigkeiten ein neues Unglück drohten. Ein Piemontese, Moret de Missard, hatte nach Strozzi's Tode eine seiner Galeeren in Besiz gewonnen und sich damit, unter dem Schuz des Herzogs von Savoyen, nach der Levante begeben. Auf sich der-

derſelben wieder zu bemächtigen, ſchickte der Bruder des verſtorbenen Priors mit Einſtimmung des Papſtes einen franzöſiſchen Kapitän Le Fouroux mit einer Galeere ab, um jene dem Räuber wieder zu entreiſſen. Le Fouroux, um die Abſicht ſeiner Reiſe nicht zu verrathen, ſeegelte zuerſt nach Maltha, und bat um die Erlaubniß, mit den Ordensgaleeren auszuziehen und die Ordensflagge führen zu dürfen. Es währte nicht lange bis er die Galeere traf, die er ſuchte. Der Piemonteſer hielt ſeine Galeere für die Hauptgaleere des Ordens, begrüßte ihn, und begab ſich zu ihm aufs Schiff. Le Fouroux ließ ihn ſogleich gefangen nehmen, bemächtigte ſich darauf mit leichter Mühe ſeiner Galeere, wo man ihn auch als Freund aufgenommen hatte, und kam wenige Tage nachher mit ſeiner Beute nach Maltha zurück. Der Kapitän Moret wendete ſich an die Savoyiſchen und Piemonteſiſchen Ritter, und beklagte ſich, daß man die Ordensflagge durch eine ſolche Betrügerei beſchimpfen laſſe. Der Streit wurde bald vor das Konſeil gebracht, welches Kommiſſarien zur Unterſuchung niederſezte. Allein der Franzöſiſche Kapitän be-

Claudius v. laSangle.

Claudius v. la Sangle.

rief sich bloß auf die Päpstliche Vollmacht, die er vorzeigte, und forderte, daß man den Räuber Moret stafen solle. Die Ritter nahmen nach dem verschiedenen Interesse ihrer Landsmannschaften Partei, und der Streit wurde sehr hitzig. Der Großmeister schickte einen Abgesandten an den Papst, ihn um seine Entscheidung zu bitten, und benachrichtigte zu gleicher Zeit den König von Spanien von diesem Vorfall. Auf Verlangen des Papstes mußte endlich Le Fouroux mit seiner Beute freigelassen werden, und um den König von Spanien so viel als möglich zu schonen, ließ man den Kapitän Moret heimlich entwischen. — Die Unruhe und der Verdruß, die diese Sache dem Großmeister verursachte, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er kurz darauf starb.

Nie war eine Wahl weniger Bedenklichkeit unterworfen, als die eines Nachfolgers von la Sangle. Johann von la Valette ward einhällig als der würdigste erwählt, und seine Thaten rechtfertigten die großen Erwartungen, die er durch seine Tapferkeit voraus begründet hatte.

Johann von la Valette. 1557 den 21 Aug.

Von

Von dem neuen Vizekönig von Sizilien, Johann von Lacerda, aufgefordert, nahm er gleich im Anfang seiner Regierung an einer Unternehmung wider Tripoli Theil, das Dragut inzwischen zum Siz seiner Herrschaft gemacht und mit starken Festungswerken ausgerüstet hatte. Der König von Spanien, Philipp II, in der Hoffnung durch die Eroberung von Tripoli seine Lehnsherrschaft über Tunis zu sichern, trat diesem Bunde bei, und schickte unter dem Kommando von Johann Andreas Doria, des Generals seiner Galeeren, eine beträchtliche Armee zu Hülfe. La Valette bestimmte vierhundert Ritter und fünfzehnhundert Mann unter Anführung des Großkommandörs und Generals der Galeeren, d'Urre von Tessiers, zu diesem Zuge, welche, mit den Spanischen und Sizilischen Truppen vereinigt, eine Armee bildeten, mit welcher der Vizekönig seine ehrgeizigen Absichten zu erreichen leicht hoffen konnte. Allein zu feig, um einen Plan auszuführen, den Ruhmsucht und Eitelkeit ihm eingegeben hatten, getraute er sich selbst mit dieser Macht nicht, seinen Zweck zu verfolgen. Die Nachricht von den neuen Festungswerken, womit Dragut seinen Hauptsiz versehen

Johann von la Valette.

Johann von la Valette.

hatte, machte ihn so verzagt, daß er die Belagerung dieses Plazes gar nicht wagen wollte, und dafür die Einnahme der Insel Gelves vorschlug. La Valette widersezte sich aber diesem elenden Projekt so nachdrücklich, daß Lacerda zulezt wieder den ersten Vorschlag zu befolgen versprach. Dieses Versprechens unerachtet aber änderte er unterwegs seinen Plan, und segelte nach der Insel Gelves. Nach vielem Verlust bemeisterte er, sich zwar endlich dieser Insel, und versicherte ganz aufgeblasen, daß er der erste sei, der seit der Thronbesteigung Philipps II das Gebiet der Spanischen Krone erweitert habe. Allein, unerachtet er, um diese neue Herrschaft dem Könige, seinem Herrn, zu sichern, sogleich Anstalten machte, die eroberte Insel, die nicht einmal einen einzigen haltbaren Plaz hatte, mit einer Festung zu versehen, und mit allem Eifer arbeiten ließ, um ein solches Monument, an dem er seinen Namen zu verewigen gedachte, in Afrika zurückzulassen: so sah er doch zulezt seine Hoffnungen vereitelt, und empfieng den gerechten Lohn der strafbaren Eitelkeit, mit welchen er seinen kindischen Zwecken Tausende

von

von Menſchen aufgeopfert hatte. Ungeſunde Luft, Hize, Mangel an Waſſer und tauſend andre Ungemächlichkeiten, hatten eine wüthende Krankheit unter ſeiner Armee erregt, durch welche eine unzählige Menge aufgerieben wurde. Der Kommandör von Teſſieres kehrte mit dem Ueberreſt ſeiner kranken Truppen nach Maltha zurück. Der Großmeiſter ſchickte an deren Stelle den Ritter Maldonat mit drei andern Galeeren und neuen Truppen ab. Allein ganz plözlich erſchien eine Türkiſche Flotte von fünf und achtzig Galeeren, von Gara Muſtapha und dem Baſcha Piali angeführt; und da Lacerda auch jezt die ihm zugeſchickte Warnungen nicht achtete, ſo wurde die ganze Chriſtliche Flotte eingeſchloſſen. Die Türken nahmen zwanzig Galeeren und vierzehn groſſe Fahrzeuge. Der Kommandör Maldonat, der ſelbſt ein geſchickter Steuermann war, entgieng durch ſchlaue Wendungen mit ſeinen Galeeren dem Feind glücklich. Der Vizekönig, ungeachtet ſein Fort noch von beinahe fünf tauſend Mann vertheidiget war, entfloh in der Nacht mit Doria auf einer Brigantine und entkam durch Doria's Geſchicklichkeit mitten durch

Johann von la Valette.

Johann von laValette.

durch die feindliche Flotte nach Sizilien, wo er mit allen Martern einer gekränkten Eitelkeit die unglücklichen Folgen seiner Ruhmsucht büßte. Seine zurückgelassene Besazung vertheidigte sich unter dem Kommando des berühmten Kapitäns Alvaro de Saude noch drei Monate lang in der Festung. Da sie aber endlich an allem Mangel litten, beschloß der Kapitän, in einem herzhaften Ausfall sich entweder mit seinen Truppen durch die Feinde durchzuschlagen, oder doch lieber im Gefecht mit den Feinden zu sterben, als von Hunger oder Krankheit aufgerieben zu werden. Allein, durch Ueberläufer von seinem Anschlag unterrichtet, umzingelten ihn die Türken, ermordeten einen Theil seiner Truppen und nahmen ihn selbst mit den übrigen gefangen. Das Fort ward darauf gänzlich zerstört; und so endigte sich unglücklicherweise eine Unternehmung, von der die Christen so große Erwartungen gehabt hatten, mit einem Verlust von vierzehn tausend Menschen und von mehr als dreißig Galeeren.

Glücklicher waren die Ritter in ihren andern Unternehmungen wider die Unglaubigen. Von

La Valette's Geiſte beſeelt vereinigte ſie ein gemeinſchaftlicher Eifer, dem Zwecke ihrer Ordens gemäß ihre Glaubensbrüder gegen die Feinde der Chriſtenheit zu ſchüzen. Die Ordensſchiffe kreuzten überall umher, das Meer von Räubern zu reinigen. Sie eroberten oder zerſtörten die Schiffe der Korſaren und Türken, wo ſie ſie fanden, und eine reiche Beute war der Lohn ihrer unermüdeten Thätigkeit. Der Großmeiſter ließ auf ſeine eigne Koſten zwei neue Galeeren ausrüſten. Seinem Beiſpiel folgten die reichen Kommandöre, durch deren vereinte Bemühung die Seemacht des Ordens bis zu einem noch nie erreichten Grade verſtärkt wurde. Die muthigſten und geübteſten Krieger ſtanden an der Spize dieſer Macht, und beherrſchten mit entſchiedner Uebermacht den ganzen Ozean. Täglich erhielten ſie neue Vortheile über die Ungläubigen; täglich ſah man eroberte Schiffe im Hafen von Maltha ankommen. Reichthum und Wohlſtand blühten auf der Inſel, und nie hatte der Orden einen glänzenderen Zeitpunkt, als dieſe Periode von La Valette's Regierung.

Johann v. la Valette.

Johann v. la Valette.

Allein eben dieser unaufhörliche Krieg, den die Ritter wider die Schiffe der Türken und Korsaren führten, reizte aufs neue Solimans Unwillen und erneuerte in ihm den Entschluß, sie von Maltha zu vertreiben, und seine Unterthanen dadurch auf immer gegen die Befehdungen dieser Feinde zu sichern, die er als die schädlichsten aller Korsaren betrachtete. Der Verlust der Festung Pignon von Velez, an der Afrikanischen Küste in der Nähe von Fez, welche der König von Spanien, in Verbindung mit den Rittern, um diese Zeit eroberte, beschleunigte diesen Entschluß, indem Dragut, der Guvernör von Tripoli, in Gemeinschaft mit Hasken dem Vizekönig von Algier, die seinen Afrikanischen Staaten drohende Gefahr ihm äußerst dringend vorstellten, um ihn zu einer entscheidenden Unternehmung wider Maltha zu bewegen. Mehr als diese Vorstellungen aber wirkte ein an sich wenig bedeutender Vorfall. Bald nach der Eroberung der Festung Pignon von Velez wurde ein großes mit Waaren für das Serail befrachtetes Schiff, das dem Oberkämmerer des Sultans gehörte, von den Ordensgaleeren weggenommen. Der Oberkäm-

kämmer bot alles auf, sich für diesen Verlust empfindlich zu rächen. Die Favoritinnen des Sultans vereinigten ihre Klagen mit den seinigen, und nun stand auf einmal der Entschluß fest, der durch so viele Umstände schon lange vorbereitet war. Es wurde sogleich ein großer Kriegsrath zusammen berufen, und aller Schwierigkeiten unerachtet, welche bei dem Angriff einer entfernten mitten in dem feindlichen Gebiete gelegenen Insel zu fürchten waren, die Belagerung von Maltha beschlossen. Auf Solimans Befehl wurden in seinem ganzen Reiche Zurüstungen zu diesem Angriff gemacht, alle Schiffe und Galeeren in seinen Häfen bewaffnet und eine furchtbare Armee versammelt. Johann v. la Valette.

Indeß hatte das Gerücht von diesen Bewegungen im Innern des Ottomannischen Reiches die Christlichen Mächte in große Unruhe gesezt. Ungewiß, wohin die Gewitterwolke losbrechen werde, welche man hier furchtbar sich erheben sah, war alles in banger Erwartung. Der Großmeister, welcher von mehrern Seiten benachrichtiget wurde, daß die versammelte Macht wider Maltha bestimmt sei, traf sogleich die

Johann v. la Valette.

sorgfältigsten Anstalten zur Vertheidigung. Durch einen Generalaufruf ließ er an alle Ritter den Befehl ergehen, sich unverzüglich nach Maltha zu begeben, trug seinen Agenten in Italien auf, zweitausend Mann Fußvolk zu werben, und zog zwei Kompanieen Spanischer Truppen, die ihm der Vizekönig von Sizilien versprochen hatte, an sich. Die Schiffe und Galeeren des Ordens waren bis zum Anfang der Belagerung mit nichts anderem beschäftiget, als Mund- und Kriegsvorrath nach Maltha zu führen. Täglich sah man Ritter in großer Anzahl ankommen, und es hatten sich bereits nach und nach über sechshundert auf der Insel eingefunden, von Bedienten begleitet, welche man zu wackern Soldaten brauchen konnte. Die ganze zu Maltha versammelte Macht, welche aus achttausend fünfhundert Mann Soldaten und ungefähr siebenhundert Rittern bestand, vertheilte nun der Großmeister auf die verschiednen Posten; und ließ das Schloß zu Gozzo mit einer bessern Besatzung versehen, um auch dort die Feinde aufhalten zu können, wenn sie ihren Angriff von dieser Seite machen sollten.

Ende

Johann v. la Valette. 1565 den 18 Mai.

Endlich erschien die Türkische Flotte wirklich auf der Höhe von Maltha. Hundert und neun und fünfzig theils große theils leichtere Galeeren wurden gezählt, aus welchen diese Flotte bestand, bewaffnet mit dreißigtausend der tapfersten Soldaten Spahi's und Janitscharen, unter dem Kommando des Admirals Piali, der die Landtruppen anzuführen hatte. Nach einigen leichten Scharmützeln, bei welchen nichts entschieden wurde, zog La Valette seine Truppen zurück, um sie nicht der überlegenen Anzahl im freien Felde Preiß zu geben, und ließ sie auf ihrem Posten in den Festungen den Angriff erwarten.

Die Türken hielten nun einen Kriegsrath, um einen Operazionsplan zu entwerfen. Mustapha war der Meinung, daß man sogleich das Fort St. Elme angreifen müsse, um der Flotte in dem Hafen Musciet einen sichern Zufluchtsort zu verschaffen. Dieser Angriff war aber mit äusserst vielen Schwierigkeiten verknüpft. Die Türkischen Ingenieure sahen voraus, daß es eine äusserst lange und mühsame Arbeit kosten müsse, auf einem Felsen, der an den meisten Orten kaum zwei Schuh hoch mit Erde bedeckt war, einen Laufgra-

Johann v. la Valette.

graben aufzuwerfen. Zu dem war das Fort mit einer zahlreichen Artillerie versehen, durch welche ihre Arbeiten aufgehalten werden konnten; und durch die Kommunikazion vermittelst des Hafens Muscia hatte es der Großmeister in seiner Gewalt, die Besazung zu wechseln oder zu verstärken, wie es die Umstände forderten; überdies wurde der Vizekönig von Sizilien mit einer mächtigen Flotte alle Tage erwartet. Allein, dieser Bedenklichkeiten unerachtet, blieb der Türkische General bei seinem Entschluß, bezeichnete den Plaz zu seinem Läger und ließ sogleich anfangen an den Laufgräben zu arbeiten. Ein lebhaftes Feuer, das von der Festung aus unterhalten wurde, tödtete ganze Schaaren von Schanzgräbern. Allein ohne das Leben dieser Unglücklichen zu schonen, ließ er immer neue vorrücken, und brachte es endlich soweit, daß sie an einigen Orten Bedeckung gewannen. Mit Hülfe einiger andrer künstlicher Mittel gelang es ihm, seine Batterieen so bald zu Stande zu bringen, daß er schon am 24 Mai das Bombardement des Forts beginnen konnte. Der Kommandör Deguarras, Bailif von Negrepont, hatte mit sechs-

zig Rittern und mit einer Kompanie Spanischer Fußtruppen, unter dem Kommando des Ritters Johnny von Lacerda, die Vertheidigung des Forts übernommen. Das gewaltige Feuer, das die Türkische Artillerie machte, zerstörte bald die Aussenwerke des Forts, und machte den Bailif besorgt, daß seine Besazung nicht stark genug sei, um den Mangel hinreichender Festungswerke zu ersezen; er ließ also den Großmeister um Sukkurs bitten. La Valette kannte zwar ganz genau, wie schwach die Festung war und beklagte in seinem Herzen das Schicksal der Ritter, die einem so gefährlichen Posten ausgesezt waren. Allein, da von der Erhaltung dieses Plazes die Rettung der ganzen Insel abhieng, indem durch eine herzhafte Vertheidigung desselben dem Vizekönig von Sizilien Zeit verschafft werden sollte, Sukkurs herbei zu führen: so verbarg er seine Besorgniß, und schien ganz verwundert, daß der Bailif jezt schon Hülfe verlange, da noch gar keine Gefahr vorhanden sein könne. Er erklärte indeß, daß er lieber selbst die Vertheidigung eines so wichtigen Plazes übernehmen als Gefahr laufen wolle, ihn durch ei-

Johann v. la Valette.

ne

Johann v. la Valette.

ne verzagte Gegenwehr verloren gehen zu lassen. Die Ritter widersezten sich aber alle der Ausführung dieses Entschlusses, und es fanden sich sogleich mehrere, welche diesen Auftrag übernehmen wollten. La Valette wählte aus ihnen drei, Gonzales, Medran und La Motte, welche er mit ihren Kompanieen dem Fort zu Hülfe schickte. Mehrere Ritter erhielten die Erlaubniß, sich mit diesen zu vereinigen, und viele andere folgten ihnen in der Folge noch nach. Inzwischen hatte der Großmeister den Vizekönig von Sizilien zur Beschleunigung seiner Hülfe aufgefordert, und von ihm die Versicherung erhalten, daß er spätstens den fünfzehnten Junius ankommen werde. Der Ritter Medran machte bald einen Ausfall aus der Festung und griff die Türken in ihrem Laufgraben an. Durch die Artillerie des Schlosses unterstüzt, trieb er sie anfänglich zurück; allein sie sammelten sich wieder, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, und zwangen die Christen nach einem hartnäckigen Kampf zum Weichen. Unglücklicherweise erhob sich ein heftiger Wind, der den Rauch des Geschüzes gegen die Festung

zu-

zurücktrieb, und auf der äussern Abdachung des Grabens wie in eine dichte Wolke zusammendrängte. Unter Begünstigung dieser Rauchwolke bemächtigten sich die Türken dieses Postens, verschanzten sich da und errichteten sogleich eine Batterie.

Inzwischen kam Ulucchialy, ein berüchtigter Korsar, mit sechs Galeeren und neunhundert Mann Landtruppen von Alexandrien an, und wenige Tage nach ihm erschien auch Dragut, mit sechszehnhundert Mann und dreizehn Galeeren. Auf Antrieb des leztern wurde nun die Belagerung des Forts mit doppeltem Eifer fortgesezt, und eine zweite Batterie noch näher an der Festung errichtet. Zu gleicher Zeit ließ er auf der Spize am Eingang des Hafen Musciet vier große Feldstücke aufpflanzen, welche die ganze Westseite des Forts beschossen. Die Türkischen Ingenieure näherten sich endlich unter der Bedeckung eines unaufhörlichen Musketenfeuers bis an den Fuß des Ravelins, um die Wirkung ihres Geschüzes zu besichtigen, und fanden die Schildwache in tiefem Schlaf. Sie liessen also sogleich Truppen vorrücken, welche

auf

Johann v. la Valette.

ne verzagte Gegenwehr verloren gehen zu lassen. Die Ritter widersezten sich aber alle der Ausführung dieses Entschlusses, und es fanden sich sogleich mehrere, welche diesen Auftrag übernehmen wollten. La Valette wählte aus ihnen drei, Gonzales, Medran und La Motte, welche er mit ihren Kompanieen dem Fort zu Hülfe schickte. Mehrere Ritter erhielten die Erlaubniß, sich mit diesen zu vereinigen, und viele andere folgten ihnen in der Folge noch nach. Inzwischen hatte der Großmeister den Vizekönig von Sizilien zur Beschleunigung seiner Hülfe aufgefordert, und von ihm die Versicherung erhalten, daß er spätstens den fünfzehnten Junius ankommen werde. Der Ritter Medran machte bald einen Ausfall aus der Festung und griff die Türken in ihrem Laufgraben an. Durch die Artillerie des Schlosses unterstüzt, trieb er sie anfänglich zurück; allein sie sammelten sich wieder, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, und zwangen die Christen nach einem hartnäckigen Kampf zum Weichen. Unglücklicherweise erhob sich ein heftiger Wind, der den Rauch des Geschüzes gegen die Festung

zu-

zurücktrieb, und auf der äussern Abdachung des Grabens wie in eine dichte Wolke zusammendrängte. Unter Begünstigung dieser Rauchwolke bemächtigten sich die Türken dieses Postens, verschanzten sich da und errichteten sogleich eine Batterie. Johann v. la Valette.

Inzwischen kam Ulucchialy, ein berüchtigter Korsar, mit sechs Galeeren und neunhundert Mann Landtruppen von Alexandrien an, und wenige Tage nach ihm erschien auch Dragut, mit sechszehnhundert Mann und dreizehn Galeeren. Auf Antrieb des leztern wurde nun die Belagerung des Forts mit doppeltem Eifer fortgesezt, und eine zweite Batterie noch näher an der Festung errichtet. Zu gleicher Zeit ließ er auf der Spize am Eingang des Hafen Musciet vier große Feldstücke aufpflanzen, welche die ganze Westseite des Forts beschossen. Die Türkischen Ingenieure näherten sich endlich unter der Bedeckung eines unaufhörlichen Mußketenfeuers bis an den Fuß des Raveline, um die Wirkung ihres Geschüzes zu besichtigen, und fanden die Schildwache in tiefem Schlaf. Sie liessen also sogleich Truppen vorrücken, welche

auf

Johann v. la Valette.

auf Leitern das Ravelin erstiegen, und die meisten von der Wache ermordeten. Auf das Geschrei, welches die Entflohenen erhoben, eilten plözlich Medran und zwei andre Ritter mit ihren Kompanieen herbei. Auch der Bailif von Negrepont mit mehrern andern Rittern kamen herzu, und die Türken wurden zurückgedrängt. Man richtete zwei Kanonen nach dem Ravelin, um die Türken von da zu verjagen. Allein ihr General schickte mehrere Korps von Infanteristen ab, die ohne das Feuer zu achten, sich in das Ravelin warfen, und mit Hülfe einer Verschanzung von Sand- und Wollsäcken und von Bretern, sich darin behaupteten. Sie wagten es sogar, dem Bailif und den Rittern bis in den Graben zu folgen. Sie wurden zwar durch das Kanonenfeuer aus der Festung und durch einen Hagel von Steinen und Musketenkugeln zurückgetrieben; allein sie kamen bald wieder durch eine Bresche in der äussern Abdachung des Grabens haufenweise zurück, und brachten Leitern mit, um das Fort zu ersteigen. Zum Glück waren diese zu kurz, und dadurch wurden sie gezwungen, ihr Vorhaben aufzugeben. Diese

Akti-

Aktion, die vom Anbruch des Tages bis an den Mittag mit gleicher Hartnäckigkeit von beiden Seiten fortgesezt worden war, kostete den Türken dreitausend ihrer tapfersten Soldaten. Von den Belagerten waren ungefähr hundert Mann und zwanzig Ritter umgekommen. Aber das Ravelin war nun in der Gewalt der Türken. Die Verwundeten wurden in der Nacht in die Burg übergeführt und ihre Stelle durch hundert Mann unter dem Kommando des Ritters Wagnon ersezt. Johann v. la Valette.

Die Batterieen der Türken beschossen die Festung von dieser Seite am Hafen Musciet ohne Aufhören Tag und Nacht. Zu gleicher Zeit erhöhten sie das Ravelin, das sie in Besiz genommen hatten, durch Wollensäcke Erde und Reiser so sehr, daß sie die Brustwehr der Festung übersehen und alles was innerhalb des Plazes vorgieng beobachten konnten. Auf dieser Erhöhung pflanzten sie zwei Kanonen auf, mit welchen sie die Festung unabläßig beschossen. Der Baschа ließ endlich sogar aus Bäumen und Seegelstangen und grossen Bretern eine breite Brücke erbauen, vermittelst deren die Türken

Johann v. la Valette.

bis an die Bruſtwehr ſelbſt vordrangen, die ſie nun anfiengen zu untergraben. Der Ritter Lamiranda, der überall den gefährlichſten Orten zu Hülfe kam, ließ hinter dieſer angegriffenen Bruſtwehr eine zweite errichten, welche durch einen tiefen Graben geſchüzt und mit einer zahlreichen Artillerie verſehen wurde. In der folgenden Nacht machte er an der Spize der tapferſten Soldaten von der Beſazung einen Ausfall und verbrannte die Brücke. Schon am andern Abend aber hatten die Türken die Brücke wieder hergeſtellt, und legten nun Leitern an, als wollten ſie Sturm laufen. Allein dies war bloß eine Liſt. Sobald die Ritter auf der Breſche erſchienen waren, brannten ſie auf einmal ihr mit Kartetſchen geladenes Geſchüz auf ſie los und richteten dadurch eine fürchterliche Niederlage unter ihnen an.

In dieſer bedrängten Lage der Feſtung ſchikte die Beſazung den Ritter Medran an den Großmeiſter ab, ihn zu bitten, daß er ſie von einem ſo gefährlichen Ort, der durchaus nicht mehr haltbar ſei, lieber zurükziehen, als der feindlichen Wuth ohne Rettung aufopfern möchte.

te. Das Konseil, welches La Valette auf die- Johann
se Nachricht zusammenberief, war auch der Mei- v. la Valette.
nung, daß es besser sei, einen unhaltbaren Plaz aufzuopfern, als noch mehrere ihrer Brüder in einer unmöglichen Vertheidigung umkommen zu lassen. Der Großmeister mußte zwar diese Behauptung gegründet finden, und bemitleidete die unglücklichen Belagerten. Allein, überzeugt daß jezt alles darauf ankomme, die Fortschritte der Belagerer zu verzögern, indem der Vizekönig bereits erklärt hatte, daß er nach Verlust dieses Forts für die übrige Insel seine Armee nicht wagen werde, glaubte also La Valette hier zur Rettung des Ganzen einen Theil aufopfern zu müssen, und ließ die Besazung durch ihren Abgeordneten zu einer standhaften Gegenwehr auffordern, unter der Versicherung, daß er es ihnen an Unterstüzung nicht werde fehlen lassen. Auf diese Antwort erfolgte aber bald eine zweite Vorstellung an La Valette, von fünf und dreißig Rittern unterschrieben, worin sie das äußerste zu wagen drohten, wenn er sie nicht in der folgenden Nacht abholen ließe. Beunruhiget durch diese Muthlosigkeit der Besazung schickte er drei Kom-

Johann v. la Valette.

missarien ab, welche den Zustand der Festung untersuchen sollten. Er hoffte, durch diese Anstalt den dringenden Forderungen der Belagerten noch zu entgehen, und einige Frist zu gewinnen. Der Bericht der Kommissarien fiel verschieden aus. Zwei von ihnen erklärten es gerade zu für unmöglich, den Plaz länger zu halten. Constantin Castriot hingegen, ein Abkömmling von dem berühmten Skanderbeg, behauptete daß er noch wol vertheidiget werden könne, und bot sich sogar selbst an, sich mit einigen Truppen in die Festung zu werfen. La Valette nahm dies Anerbieten, das seinem Zwecke so entsprechend war, mit großen Lobsprüchen an. Er ließ Castriots Anschlag allen Einwohnern der Insel bekannt machen, und neue Truppen unter ihnen werben. Sobald er eine hinreichende Anzahl zusammengebracht hatte, schrieb er den Rittern auf St Elmes in einem äusserst demüthigenden Ton: es haben sich tapfere Soldaten genug gefunden, die Vertheidigung eines Plazes zu übernehmen, an dessen Erhaltung sie verzweifeln; er gebe ihnen also gerne ihren Abschied, und werde sie ohne Verzug auf eben den Barken, welche die neue Besazung überse

zen

zen sollten, abholen lassen. „Kommen Sie zu „uns in die Burg zurück, meine Brüder,“ sezte er hinzu, „Sie werden dann sicherer, und „ich werde wegen der Erhaltung eines so äusserst „wichtigen Plazes ruhiger sein.“ Die Verachtung, welche in diesen wenigen Worten lag, machte auf die ganze Besazung den lebhaftesten Eindruck; und die Furcht vor den Verwürfen des Großmeisters und dem allgemeinen Spott, dem sie sich aussezten, wirkte auf ihr Ehrgefühl so stark, daß im Augenblick der Entschluß fest stand, die Festung bis auf den lezten Mann zu vertheidigen und lieber alle darin umgekommen, als ihren Posten gemeinen Soldaten zu überlassen. Allein La Valette nahm ihre Abbitte und ihren Antrag nicht an, und ließ ihnen blos sagen, daß er immer eine neue gut disziplinirte Miliz allen Kriegern vorziehe, die sich selbst bestimmen wollten, was sie zu thun hätten. Bestürzt über diese unerwartete Antwort, baten sie in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung, und La Valette, der bloß diese Versicherung ihrer Standhaftigkeit erwartet hatte, ließ sich

Johann v. la Valette.

endlich bewegen, und verſtattete ihnen, auf ihrem Poſten zu bleiben.

Aus Sizilien kam indeß noch immer keine Hülfe an; die Ritter mußten alſo in ihrer Thätigkeit allein ihre Rettung ſuchen. Der Großmeiſter verſäumte nichts, den angegriffnen Plaz zu behaupten, und benuzte immer die Nächte dazu, den Belagerten in St Elme Rekruten und Munizion zuzuſchicken. Er ließ ſogar ſelbſt ein beſonderes Vertheidigungsmittel bereiten, das gegen die Sturmlaufenden mit glücklichem Erfolg gebraucht wurde. Leichte hölzerne Reife, welche in Brandwein eingeweicht oder mit ſiedendem Oel beſtrichen waren, wurden mit Wolle oder Baumwolle umwickelt und mit einem aus Salpeter und Pulver beſtehenden mit brennbaren Flüſſigkeiten eingerührten Gemengſel dreifach überſtrichen. Dieſe Reife, brennend in die dickſten Bataillone der Stürmenden geworfen, umfaßten oft zwei oder drei Soldaten, und nöthigten ſie, um nicht lebendig zu verbrennen, ſich eilends ins Waſſer zu werfen.

Nicht lange, ſo fand ſich Gelegenheit, einen ſehr vortheilhaften Gebrauch von dieſer glücklichen

chen Erfindung zu machen. Die Belagerer hatten inzwiſchen täglich ihre Angriffe fortgeſezt, ohne in ihrer Eroberung einen beträchtlichen Fortſchritt zu machen. Aufgebracht über dieſe lange Zögerung, beſchloß der Baſcha einen Generalſturm mit allen ſeinen Truppen zu unternehmen. Den Tag zuvor wurde die Breſche aufs neue mit einem heftigen Kanonenfeuer bombardirt, das die Mauer bis auf den Grund zerſtörte. Mit dem anbrechenden Morgen näherten ſich die Türkiſchen Galeeren, und beſchoſſen die Feſtung von der Meerſeite mit ihrer ganzen Artillerie, während ſechs und dreißig ſchwere Kanonen von der Landſeite an der angegriffenen Stelle die lezten Ueberbleibſel der Feſtungswerke vollends zertrümmerten. Die Belagerten erſchienen auf der Breſche in mehreren Reihen, welche gleichſam eine neue Mauer bildeten. Mehrere Ritter hatten ſich unter dieſe Reihen ſo vertheilt, daß immer zwiſchen drei Soldaten ein Ritter ſtand. In dieſer Stellung erwarteten ſie muthig die Feinde, welche, auf das erſte Zeichen, eben ſo muthig zum Sturm liefen. Der Kampf ward von beiden Seiten mit ſolcher Wuth

Johann v. la Valette. ꝛc.

den 16 Jun.

Johann v. la Valette.

Wuth geführt, daß nicht nur Mann gegen Mann focht, sondern mehrere sogar, nachdem ihre Degen und Piken zerbrochen waren, sich umfaßten, und mit Dolchen sich durchborten. Das Feuern der Kanonen und Mußketen dauerte von beiden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit. Batterieen auf der Festung Saint-Ange, von der Burg und von der Insel la Sangle, welche unabläßig auf die Stürmenden schossen, unterstützten die Belagerten; und die brennenden Reife richteten große Zerstörung unter den Türken an. Aber noch blieb der Sieg unentschieden. Während die Belagerten ihre ganze Macht gegen die bestürmte Bresche richteten, suchten dreißig Türkische Galeerenoffiziere sich Meister von einem schwach vertheidigten Bollwerk zu machen. Allein zwei Kanonen, welche der Großmeister nach diesem Plaz richten ließ, tödteten zwanzig von ihnen und zwangen die übrigen, sich in den Laufgraben zurück zu ziehen. Eben so wenig gelang der Angriff, den die Türken auf einen großen, die Spize des Forts deckenden Kavalier machten. Nachdem sie sich lange vergebens bemüht hatten, diese Erdmasse durch ihre Artillerie

lerie zu erschüttern, versuchten sie endlich, sie zu ersteigen. Allein die Ritter, welche diesen Posten vertheidigten, warfen die brennenden Reife so geschickt, daß selbst die Janitscharen, welche mit der muthigsten Entschlossenheit den Angriff machten, beim Anblick dieser Maschinen in Schrecken gesezt, ihren Posten in der größten Verwirrung verliessen, und mit der höchsten Eilfertigkeit die Flucht ergriffen. Der Pascha war also genöthiget, nach einem Verlust von mehr als zweitausend Mann, zum Rückzug blasen zu lassen. Siebenzehn Ritter und dreihundert Soldaten waren bei diesem Sturm, der sechs volle Stunden gedauert hatte, umgekommen. Johann v. la Valette. te

Der Großmeister ließ die Stelle der Erschlagenen sogleich durch einen Sukkurs von hundert und fünfzig Mann ersezen. Ueberzeugt daß er diesen Plaz nicht erobern könne, so lange von der Insel aus immer neue Truppen dahin geschickt werden könnten, dachte jezt Mustapha ganz allein darauf, diese Zufuhr abzuschneiden und den Plaz ganz einzuschliessen. Mit Hülfe seines vornehmsten Ingenieurs fand er auch bald ein Mittel, die Kommunikation des Forts mit

Johann v. la Valette.

der Insel zu verhindern. Jezt war für die Belagerten weiter keine Rettung zu hoffen, da die aus Sizilien erwartete Hülfe noch immer zauderte. Die Türken eilten, diesem Entsaz zuvorzukommen. Am ein und zwanzigsten Junius kamen sie aufs neue zum Sturm mit ihrer ganzen Armee. Die Entschlossenheit der Belagerten machte ihnen den Sieg noch einmal streitig. Zu drei verschiedenenmalen erneuerten sie den Angriff; jedesmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Nacht nöthigte sie endlich zum Rückzug und gewährte den Rittern eine kurze Ruhe. Eine groſſe Menge von ihnen war bei diesem Sturm geblieben. Noch in der Nacht lieſſen sie dem Groſsmeister von ihrer schrecklichen Lage Nachricht geben, und ihn um Hülfe ersuchen. Allein umsonst bot La Valette alles auf, ihnen neue Truppen zuzuführen; die Batterieen der Türken hatten den Zugang unmöglich gemacht.

den 23 Jun.

Endlich wagten die Türken noch einmal einen Sturm. Die Ritter, mit immer gleichem Muthe den Gefahren trozend, stellten sich ihnen unerschrocken entgegen. Sie wehrten sich mit einer Art von Verzweiflung. Vier ganzer Stun-

den

den hatte schon der Sturm gedauert, alles ihr Pulver war verschossen. Sie durchsuchten die Taschen ihrer erschlagenen Kameraden, um mit ihren Patronen sich noch eine Zeitlang zu wehren. Der Kommandör Lamiranda stand endlich nur noch mit sechzig Mann auf der Bresche. Der Baschа ließ den Sturm eine Zeitlang unterbrechen; um indeß einige andre Pläze durch seine Janitscharen besezen zu lassen. Um elf Uhr des Mittags kamen endlich die Türken mit neuer Wuth zurück. Der Bailif von Negrepont, Lamiranda und die übrigen Ritter fielen mit ihren Soldaten auf der Bresche, und der Sturm endigte nur mit dem Tode des lezten Ritters. Die Türkische Flotte zog jezt im Triumpf in den Hafen Musciet ein. Die Eroberung war theuer erkauft. Wenigstens achttausend Türken und einer ihren vorzüglichsten Generale waren dabei umgekommen. Dragut, am rechten Ohr verwundet durch einen Felsensplitter, den eine Kanonenkugel losgesprengt hatte, war kurz vor der Einnahme des Forts gestorben. Aber auch der Orden hatte über dreihundert Mann und hundert und dreißig Ritter dabei verloren.

Johann v. la Valette.

Johann v. la Valette.

Es war vorauszusehen, daß die Türken diesen mühsam errungnen Vortheil nicht lange ungenützt lassen, sondern vielmehr durch diesen glücklichen Erfolg ermuntert mit doppelter Anstrengung ihren Zweck verfolgen werden. Eine Aufforderung zur Uebergabe, welche der Bascha an den Großmeister ergehen ließ, ward mit Stolz zurückgewiesen; die Gewalt der Waffen mußte also entscheiden. Der Hauptangriff wurde nun wider die Insel la Sangle gerichtet. Die Türkischen Truppen schlossen sie auf Befehl des Bascha von der Landseite ein, und errichteten verschiedene Batterieen so daß den Belagerten nichts frei blieb als die Seite des Hafens. Um ihnen auch diese Kommunikation abzuschneiden, beschloß der Bascha, einen großen Pfeiler an der Spize dieser Halbinsel anzugreifen. Zu diesem Zweck mußte eine beträchtliche Anzahl bewaffneter Barken in den Hafen gebracht werden, welches unmöglich schien, da der Eingang dieses Hafens nicht nur mit einer Kette verschlossen sondern auch von dem Schloß Saint Ange ganz beherrscht war. Allein der Admiral fand ein anderes Mittel. Er ließ die erforderlichen Barken

len aus dem Hafen Musciet, den er im Besiz hatte, zu Lande über den Berg Sceberras bringen, der allein diesen Hafen von jenem trennte. Da nun auch diese Schwierigkeit gehoben war, so sollte jezt ein Angriff von der Seeseite geschehen, während die Landarmee einen Sturm wagen wollte. Durch einen Ueberläufer von diesem Vorhaben unterrichtet, ließ La Valette schleunigst die Mauern der Burg la Sangle erhöhen und längs dem Ufer mehrere Kanonen aufpflanzen, um alles was sich in den Hafen wagen würde, in den Grund zu schiessen. Um den Türken ein neues Hinderniß in den Weg zu legen, daß sie sich nicht den Mauern der St Michels-Burg nähern könnten, ließ er auf Anrathen zweier Maltheſischer Steuersleute von dem Felsen Toradin an bis an den Pfeiler an der Spize der Insel eine zusammenhängende Reihe von Pfählen einschlagen, welche vermittelst eiserner Ringe, die oben angebracht waren, mit einer Kette verbunden wurden, und den Durchgang unmöglich machten. Eben so ließ er auch den Engländischen und Teutschen Posten mit ähnlichen Staketen verwahren; und alle diese

Ar-

Johann v. la Valette.

Arbeiten, welche bei Tag nicht geſchehen konnten, weil die Arbeiter den Kanonen der Türken ausgeſezt waren, wurden in neun Nächten zu Stande gebracht. Der Baſcha wendete umſonſt allerlei Mittel an, dieſe Vertheidigungswerke zu zerſtören; ſie wurden von den Rittern ſo gut gedeckt, daß alle ſeine Angriffe nichts ausrichten konnten.

Den fünften Julius fiengen endlich alle Türkiſche Batterieen zu gleicher Zeit an zu ſpielen. Das Schloß Saint-Ange, die Burg und die Inſel la Sangle wurden von verſchiedenen Orten aus mit einem heftigen Kanonenfeuer beſtürmt. Die Burg St Michel ward durch dieſes Bombardement ſtark beſchädigt, und die große Burg hatte an einigen Stellen beträchtliche Breſchen bekommen. Allein Muſtapha wollte nicht Sturmlaufen laſſen, ſo lange die Feſtungswerke nicht ganz zerſtört wären.

Inzwiſchen kam Hasken, der Vizekönig von Algier, auf den Muſtapha längſt geharrt hatte, an der Spize von drittehalbtauſend geübter Soldaten im Türkiſchen Lager an, während alle Aufforderungen des Großmeiſters, den ängſtlichen

lichen Zauberer in Sizilien noch immer nicht bewegen konnten, ihm zu Hülfe zu kommen. Nun wurde der Angriff der Insel la Sangle dem Vizekönig Hasken, auf sein eignes Bitten, anvertraut und zu dieser Absicht sechstausend Mann untergeordnet. Hasken beschloß, den Angriff zu Lande und zu Wasser zugleich zu machen, und übertrug den lezteren seinem Lieutenant Candelissa einem alten tapfern Korsaren. Die Festung ward einige Tage lang von allen Seiten heftig beschossen und den fünfzehnten Julius ward endlich der Sturm unternommen. Während die Türken sich vom Lande aus einen Durchgang durch die von ihnen gemachte Breschen zu eröffnen suchten, ließ Candelissa seine Truppen auf den herbeigeschafften Barken gegen die Staketen vorrücken, um sie entweder zu durchbrechen oder vermittelst einer großen Menge von Bretern, welche, auf der einen Seite über den Köpfen der Balken auf der andern am Ufer befestiget, eine Art von Brücke machen sollten, seine Soldaten überzusezen. Allein er hatte die Entfernung des Ufers falsch berechnet; die Breter waren zu kurz: und da er sich der Kette näherte, welche die

Johann v. la Valette.

die Pfähle zuſammenhielt, ward er mit einem Hagel von Muſketenkugeln empfangen, und durch die Batterieen auf der Inſel ſowol als auch durch das Geſchüz des Schloſſes Saint-Ange, welche einen großen Theil ſeiner Barken in Grund bohrten, genöthiget ſich zu entfernen. Er ſammelte aber ſogleich ſeine Truppen wieder und verſuchte an der Spize der Inſel, die durch die Stakete nicht ganz gedeckt war, zu landen. Hier fand er aber eine mit guten Schüzen ſtark beſezte Verſchanzung und eine Batterie von ſechs Kanonen, welche von dem alten Ritter Guimeran kommandirt, ſobald die Barken nahe genug gekommen waren, ihnen eine ſo heftige Ladung gaben, daß vierhundert Türken und mehrere Barken dadurch auf einmal zu Grunde giengen. Allein Candeliſſa, im Feuer gleichſam aufgewachſen, ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Ehe die Chriſten ihr Geſchüz zum zweitenmal loßbrennen konnten, gewann er mit ſeinen Algieriſchen Truppen das Ufer. Zwei Kanonen mit Karteſchen geladen richteten ein neues fürchterliches Blutbad unter ihnen an. Candeliſſa, ſtets gleich unerſchrocken, brachte ſeine wankenden Truppen zum ſtehen,

und

und ließ, um ihnen alle Hoffnung zum Rückzug abzuschneiden, die Barken entfernen. Jezt begann ein wüthendes Gemezel, das länger als fünf Stunden dauerte. Die Stürmenden bemächtigten sich endlich der Verschanzung, und pflanzten sieben Fahnen auf. Die Ritter, beschämt, dem Feinde einen solchen Vortheil überlassen zu haben, erneuerten unter Anführung des Admirals Monte mit verdoppelter Hize den Kampf. Aber ihre Anzahl war schon zu sehr vermindert, ihre Kräfte erschöpft; sie waren in Gefahr überwältiget zu werden. Auf einmal erschien Sukkurs, von La Valette ihnen zugeschickt. Der Kommandör Giou, General der Galeeren, mit drei Rittern, Ruiz Medina und Quincy, stand an der Spize. Mit der Picke in der Hand rückte Giou auf die Feinde an, riß ihre Fahnen nieder, und zwang sie, da sie eben bereit waren sich fest zu sezen, die Verschanzung wieder zu verlassen. Candelissa mußte seine Barken wieder herbei kommen lassen, und schiffte sich eilig mit seinen Truppen ein. Der Tod, dem sie auf dem Lande entflohen, erwartete ihrer in der See. Ihre Barken, von ganzen Haufen Flüchtender überladen,

Johann v. la Valette

Johann v. laValette.

sanken unter. Ein Theil derselben ward durch die Batterieen in Grund gebort. Die am Ufer zurückgebliebenen von den Rittern ins Gedränge gebracht, baten kniend die Sieger um ihr Leben; „Bezahlung von Saint Elmes!" gab man ihnen aber zur Antwort, und alles wurde niedergehauen. Einige stürzten sich ins Wasser, um durch Schwimmen sich zu retten. Von viertausend Mann, die der General zu dieser Unternehmung hatte einschiffen lassen, entkamen kaum fünfhundert.

Eben so blutig war der Angriff, den der Vizekönig von Algier versuchte. Seine tapfern Algierer thaten, auf das erste Zeichen zum Sturme, einen so entschlossenen Anfall auf die Breschen an der Seite von Formole und der St Michelsburg, daß man bald ihre Fahnen aufgepflanzt sah. Der Oberste Robles, der an dieser Stelle kommandirte, sezte ihnen ein heftiges Kartetschenfeuer entgegen, das durch ein Musketenfeuer mehrerer Kastilischen und Portugiesischen Ritter so glücklich unterstüzt wurde, daß die Algierer, aller ihrer Unerschrockenheit unerachtet, endlich zum Weichen gebracht wurden. Hasken führ-

führte ſie an eine andre Breſche, wo er, den Berichten einiger Ueberläufer zufolge, weniger Schwierigkeit zu finden hoffte. Hier kommandirten die Ritter Carloruſo und de la Ricca. Um ſich gegen einige auf den gegenüberſtehenden Hügeln errichtete Batterieen in Sicherheit zu ſezen, und zugleich die Breſche vertheidigen zu können, hatten ſie nöthig gefunden, eine Art von Brücke zu erbauen. Allein bei der Eile, mit welcher ſie errichtet werden mußte, war ſie ſchlecht befeſtiget, und brach unter dem Gewicht der Soldaten. Eine große Menge derſelben nebſt mehreren Rittern kamen dabei ums Leben. Ruſo und Ricca wurden gefährlich verwundet. Der Admiral Monte' erſezte ihre Stelle. Ein Theil der Ritter, die die Spize der Inſel ſo herzhaft vertheidiget hatten, wurden von ihm zu Hülfe genommen. Quincy und Simiane, obſchon bei jener Aktion verwundet, wollten auch hier die Gefahr mit ihren Brüdern theilen, und brachten eine Truppe der tapferſten Einwohner ihnen zu Hülfe. Die Gegenwart der Bezwinger des Candeliſſa belebte die Kämpfenden mit neuem Muthe. Vereinigt mit den neuen Hülfstruppen

Johann v. la Valette.

Johann v. la Valette.

erneuerten sie ihren Widerstand mit verdoppelter Kraft, und zwangen den Vizekönig sich zurückzuziehen. Mustapha, der die Ritter endlich durch Erschöpfung ihrer Kräfte zu besiegen hoffte, ließ aber an die Stelle der Algierer sogleich seine Janitscharen vorrücken, und den Sturm fortsezen, der bereits fünf Stunden gedauert hatte. Ermüdet, und von Durst und Hize erschöpft, mußten also die Ritter noch einmal zu den Waffen greifen. Die Janitscharen machten einen äußerst heftigen Angriff. Die Ritter empfiengen ihn mit einer Stärke, als kämen sie erst jezt zum Gefecht. Der Kampf ward auf beiden Seiten gleich blutig. Similane führte einen ganzen Haufen von Einwohnern herbei, mit Weibern und Kindern vermischt. Während die leztern Feuer und Steine auf die Stürmenden schleuderten, und siedendes Oel auf sie herabgossen, machte er selbst einen so heftigen Angriff, daß die Türken endlich, der Drohungen des Bascha unerachtet, die Bresche verliessen. Mehr als vierzig Ritter und zweihundert Soldaten waren bei diesem lezten Angriff umgekommen.

men. Quincy und Simiane waren unter der Zahl der Erschlagenen.

Johann v. la Valette.

Da wiederholte Angriffe von den Rittern immer mit gleicher Herzhaftigkeit zurückgeschlagen wurden, ließ endlich Mustapha, wegen dieses schlechten Fortgangs seiner Unternehmungen in Sorgen gesezt einen Kriegsrath, versammeln. Es wurde berathschlagt, ob es nicht rathsamer wäre, die Belagerung der Insel la Sangle aufzuheben und die ganze Macht wider das Schloß Saint-Ange zu kehren; oder ob man, um die Kräfte der Belagerten zu schwächen, den Angriff an verschiednen Plätzen zugleich fortsezen solle? Der Kriegsrath beschloß das leztere. Dem Admiral Piali wurde die Belagerung der Burg und der Festung Saint-Ange aufgetragen. Der Bascha und der Vizekönig von Algier sollten den Angriff auf la Sangle fortsezen, während Candelissa mit achtzig Galeeren der Sizilischen Hülfsflotte entgegengestellt wurde.

Mit verdoppelter Anstrengung wurde nun an der Ausführung dieses neuen Plans gearbeitet. Die beiden Anführer, eifersüchtig, wer von ihnen zuerst den Sieg davon tragen würde,

Joh. ann v. la Valette.

boten allen ihren Kräften auf, die Eroberung der Festungswerke zu beschleunigen. Von Tag zu Tag ward jezt die Belagerung mörderischer und gefährlicher. Der Donner der Kanonen stürzte die Mauern in den Grund, und zerschmetterte ihre Vertheidiger. Die Belagerten hatten keinen Augenblick Ruhe. Bald hier, bald dort, bald an allen Orten zugleich, waren sie zu einer blutigen Gegenwehr gezwungen. Allein unerschrocken und mit unerschütterlicher Standhaftigkeit widersezten sie sich von allen Seiten, und vereitelten alle Anschläge der Türken.

den 2 Aug.

Ein neuer Sturm auf das Fort St Michel ward glücklich zurückgeschlagen. Ein zweiter, den 7 August, sezte die Belagerten in die grösseste Gefahr. Der Pascha selbst, an der Spize von achttausend Mann, führte den Angriff, während er die Kastilische Bastei zu gleicher Zeit von dreitausend Mann bestürmen liess. Die Besazung der Burg St Michel widersezte sich mit eben der Entschlossenheit, durch welche sie bisher immer die Ueberwinder geblieben waren. Allein die Janitscharen, welche dem Tode trozend in dicken Haufen an den Trümmern der

Fe-

Johann v. la Valette.

Feſtungswerke ſich empor drängten, gewannen endlich die Breſche. Die Belagerten muſten mit ihnen auf gleichem Felde kämpfen. Das Gefecht ward vier ganzer Stunden lang gleich mörderiſch von beiden Seiten geführt. Der Baſcha, am Fuß der Breſche, ermunterte ſeine Soldaten durch Verſprechungen und Drohworte. Zwei Janitſcharen, die ſich von der Breſche ſtürzten, um dem Schwert der Ritter zu entfliehen, wurden von ihm mit eigner Hand erſtochen. Seine Soldaten, durch dieſes Beiſpiel belehrt, daß ſie in der Flucht keine Rettung zu finden hätten, verdoppelten ihre Anſtrengung, um ihren Schuz in der Niederlage der Chriſten zu ſuchen. Schon waren ſie ſo weit vorgedrungen, daß der Großmeiſter ſelbſt in Unruhe gerieth; als der Baſcha plözlich zum Rückzug blaſen ließ. Mesquita, der Guvernèr von der Cité notable, von der Bedrängniß der Feſtung Saint Michel benachrichtiget, hatte ein Korps Reiter, von welchen jeder einen Soldaten hinter ſich führte, ausgeſchickt, um den Stürmenden eine Diverſion zu machen. Der Ritter von Lugny, der dieſes Korps anführte, überfiel das Türkiſche Lazaret,

Johann von la Valette.

und tödtete alles, was ihm in die Hände fiel. Das Schreien der Kranken und das Lermen der Flüchtenden verbreitete allgemeinen Schrecken in dem Lager der Türken. In der ersten Bestürzung glaubten sie bereits, den Vortrab der Sizilianischen Hülfsarmee zu sehen. Das Gerücht drang bis zu den Ohren des Vascha. Die Gefahr schien dringend. Er hob also schleunig den Sturm auf, um dem ankommenden Sukkurs entgegen zu gehen. Allein es war alles still. Lugny hatte sich weislich zurückgezogen, und dem Vascha blieb nichts übrig, als der Aerger, einem falschen Gerücht voreilig Gehör gegeben und einen Vortheil aus den Händen gelassen zu haben, der ihn vielleicht schnell zum Ziel geführt hätte. Ausser sich vor Verdruß, wollte er sogleich umkehren, und den Sturm erneuern. Allein die Nacht verhinderte ihn. Er mußte sich in sein Lager zurück ziehen.

Alle möglichen Mittel, welche Kunst oder List darboten, wurden von den Belagerern ohne Unterlaß versucht. Keiner ihrer Anschläge gelang. Ihre Schanzgräber wurden eben so eifrig in ihren unterirdischen Gängen verfolgt, als

als ihre Truppen auf den Breſchen zurückgedrängt. Der Großmeiſter war überall ſelbſt gegenwärtig. Durch keine Arbeit ermüdet, durch keine Gefahr erſchreckt, gieng er immer von einem Poſten zum andern, ermunterte die Arbeiter, ſprach ſeinen Soldaten Muth ein, und war oft der erſte bei den Kämpfen mit den Belagerern. Aufgebracht über dieſen hartnäckigen Widerſtand, gegen den ihre Macht eben ſo wenig als ihre Liſt etwas auszurichten vermochte, beſchloſſen endlich Muſtapha und Piali, gemeinſchaftlich einen neuen Sturm zu unternehmen, und ihn mehrere Tage hintereinander ununterbrochen fortzuſezen, um die Ritter, deren Tapferkeit ihnen unüberwindlich war, endlich durch Ermattung zu beſiegen.

Den achtzehnten Auguſt Mittags, ward der Anfang gemacht. Piali ſtürmte die Caſtiliſche Baſtei, während Muſtapha den Angriff auf die Breſche vor St Michel erneuerte. Muſtapha eröffnete die Szene. Der Kampf dauerte mit fürchterlicher Wuth ſechs ganzer Stunden. Die Türken mußten endlich weichen. Piali griff ſeinen Poſten nicht zu gleicher Zeit an. Er verhielt

Johann v. la Valette.

hielt sich ganz ruhig, um zu sehen, ob nicht der Großmeister einen Theil der Besatzung der Burg St Michel zu Hülfe schicken werde. Da er seine Erwartung nicht eintreffen sah, ließ er eine Mine sprengen, wo man sichs am wenigsten versehen hatte, und führte seine Truppen zum Sturm. Die Unerschrockenheit der Ritter allein rettete den Plaz La Valette, mit einer leichten Pickelhaube bedeckt, ohne sich Zeit zu nehmen, nur seinen Panzer anzulegen, eilte der angegriffenen Stelle zu Hülfe. Die Türkischen Fahnen waren schon auf dem Parapet aufgepflanzt. Die Ritter, von ihrem tapfern Großmeister selbst angeführt, zwangen die Feinde zum Weichen.

In der Nacht erneuerten die Türken ihren doppelten Angriff. Die Türkischen Soldaten, am Fuß der Bresche dem Feuer der Belagerten ausgesezt und durch die Finsterniß ausser Stand gesezt sich zu wehren, verliessen mehrmal den Kampfplaz. Mit Stockstreichen und Säbelhieben wurden sie von ihren Offizieren zurückgeführt. In der Verzweiflung nahmen sie ihre Zuflucht zu einer List. Unter ihrem gewöhnlichen Schlachtgeschrei schlugen sie mit den Degen wi-

der

der ihre Schilde, um den General in der Meinung zu erhalten, als wären sie mit den Feinden im Handgemenge. Der Bascha merkte endlich, der Finsterniß unerachtet ihren Kunstgriff, und ließ zum Rückzug blasen.

Am neunzehnten und zwanzigsten ward der Sturm auf beide Pläze wiederholt. Der Angriff war jedesmal gleich mörderisch und hartnäckig, mit ungeheurem Verlust für beide Theile begleitet. Die Ritter behaupteten aber standhaft ihre Pläze. Der Bascha gab jezt seinen Truppen einige Tage zur Erholung. Am drei und zwanzigsten ließ er an beiden Orten den Angriff erneuern. Bei dem Fort St Michel, wo er selbst kommandirte, wurden die Türken nach einem blutigen Gefecht durch das Kanonen- und Musketenfeuer der Besazung abermals zum Weichen gebracht. Bei dem Castilischen Posten dauerte der Angriff unentschieden bis in die Nacht. Die Janitscharen hatten mit Hülfe der Türkischen Schanzgräber der Bresche gegenüber eine Art von Erdwall aufgeworfen, welcher das Parapet überfah. Von hier aus schossen sie nun vereint mit ihren übrigen Batterieen, unaufhörlich

Johann von la Valette.

sich nach der Festung. Die Belagerten, obschon von dem Großmeister selbst angeführt, konnten sie nicht vertreiben. Die Nacht kam dazwischen. Der Kriegsrath, den La Valette während dieser Nacht hielt, machte den Vorschlag, den Plaz zu verlassen, die Ueberreste der Festungswerke in die Luft zu sprengen und sich mit der Besazung in das noch unbeschädigte Schloß Saint-Ange zurück zu ziehen. Allein der Großmeister, der seine Rettung allein in dem längern Aufhalten der Feinde suchte, bestand darauf, die Vertheidigung fortzusezen. Seine Ritter baten ihn, daß er sich selbst wenigstens aus dem gefährlichen Plaz zurückziehen möchte, um nicht ein Leben in Gefahr zu sezen, von dem die Rettung der ganzen Insel abhänge. „Wir müssen entweder hier sterben, meine „Freunde," antwortete er ihnen, „oder unsre Feinde verjagen." Um ihnen zugleich zu zeigen, wie weit er entfernt sei, einen Rückzug in das Schloß Saint-Ange zu begünstigen, ließ er vielmehr die ganze Besazung dieses Plazes, bis auf wenige Soldaten die dort zur Bedienung des Geschüzes noch nöthig waren, sogleich in

in die Vaſtei herüber brungen. Die ganze Nacht über war alles in Arbeit, neue Verſchanzungen und Vertheidigungswerke aufzuwerfen. Der Plaz ward in Stand geſezt, einen neuen Sturm auszuhalten. La Valette, durch alle dieſe Anſtalten noch nicht beruhigt, ſo lange er die Türken im Beſiz des Erdwalls wußte, ſchickte noch in der Nacht den Kommandör Claremont mit einigen andern Rittern ab, ſich deſſelben zu bemächtigen. Die Türkiſche Wache ward überraſcht. Sie glaubten, die ganze Beſazung habe einen Ausfall gemacht, und floben beſtürzt davon. Auf Claramonts Anrathen ließ der Großmeiſter ſogleich eine Bruſtwehr auf dieſem eroberten Erdwall errichten, und Kanonen darauf pflanzen. Die Türken ſahen mit Beſtürzung ihr eignes Werk wider ſie gekehrt, und ihren Plan aufs neue vereitelt. Johann v. la Valette.

Um das Unglück der Belagerer voll zu machen, drohte ihnen zulezt auch Mangel an Mund- und Kriegsvorrath. Sizilifche Galeeren hatten ein Schiff mit Getreide weggenommen, und der Pulvervorrath war beinahe erſchöpft. In dieſer hoffnungloſen Lage faßte der Baſcha den

Ent-

Johann v. la Valette.

Entschluß, seine ganze Macht wider die Citè' notable zu kehren. Die Einnahme dieses Plazes konnte freilich für die Eroberung der Insel nichts entscheiden. Allein er hoffte doch hier eine Menge Gefangne zu machen, die er als Zeugen seines Sieges nach Constantinopel führen könnte, um den Sultan über den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung zu trösten. In dieser Absicht zog er am lezten August mit viertausend Mann seiner besten Truppen aus seinem Lager. Er hoffte einen Plaz, der schlecht befestigt war, in einem Sturm leicht zu ersteigen. Mesquita, der Guvernör der Stadt, zeigte die unerschrockenste Standhaftigkeit bei ihrer Annäherung. Auf seinen Befehl wurden die Einwohner der Stadt und die Landleute, die sich dahin geflüchtet hatten, als Soldaten verkleidet. Selbst Weiber erschienen in Soldatenkleidern unter ihren Reihen auf den Wällen. Die Ingenieure, welche der Bascha zur Besichtigung des Plazes ausgeschickt hatte, erstaunt über diese ausserordentliche Rüstung, vergrößerten noch in ihrer Schilderung die Gefahr. Der Bascha wagte es nicht, unter diesen Umständen einen Sturm zu unternehmen,

und

und zu schwach um eine förmliche Belagerung vorzunehmen, kehrte er voll Verdruß und Unmuth in sein Lager zurück, unentschlossen, was für eine Partei er ergreifen solle. Johann von la Valette.

In der Verzweiflung, alle seine Plane mißlungen zu sehen, blieb endlich dem Bascha nichts anders übrig, als seine Zuflucht aufs neue zum Miniren zu nehmen, mehr um seine Soldaten nicht in Unthätigkeit zu lassen, als in der Hoffnung eines bessern Erfolgs. Die Ritter, immer gleich unermüdet, sich den Anschlägen der Belagerer überall zu widersezen, vereitelten auch dieses Unternehmen. Sie gruben die angelegten Minen aus, und sprengten durch Gegenminen eine große Anzahl von Türken in die Luft. Sie wagten endlich sogar selbst wieder Ausfälle und hatten eben Hoffnung, die Feinde bald zu verjagen, als die lang umsonst gehoffte Hülfe erschien und sie auf einmal befreite.

Nach langem ängstlichem Zaudern hatte sich endlich der Vizekönig von Sizilien doch noch entschlossen, die Hülfsarmee in eigner Person nach Maltha zu führen, und war mit seiner Flotte den 1sten September von Sirakusa abgesegelt.

Die

Johann v. la Valette.

Die Nachricht von ſeiner Annäherung ſezte die Türkiſchen Generale in Sorgen. Sie hofften aber ſeine Abſicht zu vereiteln. Der große Hafen wurde mit einer Kette geſperrt und Piali war mit ſeiner ganzen Seemacht gerüſtet, ihm dem Zugang ſtreitig zu machen. Allein während ſie hier lauerten, ſezte der Vizekönig von Sizilien ſeine ganze Hülfsarmee mit Munition und Geſchüz auf einer andern Seite der Inſel ans Land. Beſtürzt über die Nachricht von dieſer Landung, hoben die Generale in gröſſter Verwirrung die Belagerung auf, ließen ihre ſchwere Artillerie im Stich, und ſchifften ihre Armee mit einer Eilfertigkeit ein, die einer offenbaren Flucht gleich war.

den 7 Sept.

Beſchämung folgte auf dieſen Schrecken. Ein Sklave brachte die Nachricht, daß die angekommene Armee, vor welcher ſechszehntauſend Mann geflohen waren, kaum aus ſechstauſend Mann beſtehe. Muſtapha, durch dieſe Nachricht doppelt in Unruhe geſezt, da er mit ſeinem Kopf vielleicht ſeine Uebereilung bezalen mußte, berief ſchleunigſt einen Kriegsrath zuſammen. Hacken machte den Vorſchlag, die Armee wieder ans Land zu ſezen, und die angekommenen Truppen, die

die er mit einer so überlegenen Macht leicht besiegen könne, anzugreifen. Piali widerrieth zwar diese Unternehmung, allein der Bascha, dem es selbst rathsamer schien, eher das äußerste zu wagen, als sich der Verantwortung eines übereilten Rückzuges auszusezen, gab sogleich Befehl, diesen Anschlag auszuführen. Seine Soldaten, längst über die Grausamkeit ungeduldig mit der man sie zu tausenden dem Tod entgegen geführt hatte, widersezten sich. Demunerachtet beharrte er auf seinem Vorsaz. Die Soldaten wurden mit Stockschlägen ans Land getrieben. Hasken blieb mit fünfzehnhundert Mann am Ufer, um den Rückzug zu decken, und Piali hielt Wache mit der Flotte. Der Bascha selbst mit dem Kern seiner Armee suchte die Feinde auf.

Johann von la Valette.

Die Sizilischen Truppen unter der Anführung des Feldmarschalls Askan von la Corne, hatten sich auf einem Hügel verschanzt, welcher sehr schwer zu ersteigen war. Auf die Nachricht von Mustapha's Annäherung ward Kriegsrath gehalten, und beschlossen, die Türken im freien Felde anzugreifen. Alvaro von Sande, an der Spize der Ritter, welche mit dieser

Johann la Valette.

Hülfsarmee gekommen waren, griff entſchloſſen die Feinde an. Die Türkiſchen Truppen, wider ihren Willen zur Schlacht geführt, thaten faſt keinen Widerſtand. Kaum ſahen ſie die Chriſten ernſtlich auf ſie eindringen, ſo ergriffen ſie die Flucht. Von den Chriſten bis an das Ufer verfolgt, erreichten ſie mit Mühe, unter der Bedeckung von Haskens Reſervekorps und des Geſchüzes auf Pialis Schiffen, ihre Boote. Die lezten Ueberbleibſel der ſo furchtbaren Armee wurden eingeſchifft. Die Flotte gieng unter Seegel, und nach einem Verluſt von mehr als dreißig tauſend Mann verließen die Türken den Wohnſiz des Ordens.

Soliman im höchſten Unwillen über dieſen ſchrecklichen Verluſt, ſchwor, ſich an den Rittern dafür zu rächen, und im folgenden Jahr ſelbſt an der Spize einer furchtbaren Armee ihre Inſel zu überfallen. Schon wurden auch die Zurüſtungen in ſeinem Arſenal mit dem größten Eifer betrieben. La Valette durch dieſe neue Gefahr, welcher ſeine zerſtörte Inſel nichts entgegenzuſetzen hatte, aufs äußerſte gebracht, nahm ſeine Zuflucht zu einem Hülfsmittel, das auch nur die

Ver-

Verzweiflung eingeben konnte. Er fand Mittel, Feuer ins Arsenal legen zu lassen. Die Magazine wurden in die Luft gesprengt, und mehrere fast ganz aufgebaute Galeeren zertrümmert. Ohne Flotte konnte Soliman gegen Maltha nichts unternehmen; der Angriff mußte aufgeschoben werden, und Maltha war gerettet. Soliman fand inzwischen seinen Tod in Ungarn bei der Belagerung von Sigeth. Selim sein Sohn, mit den Venezianern in Krieg verwickelt, gab den Anschlag wider Maltha auf; und La Valette behielt Zeit, die Spuren der Zerstörung durch seine unermüdete Sorgfalt wieder zu tilgen, und durch weise Anstalten den Grund zu der ruhigen Größe zu legen, in welcher der Orden seit Jahrhunderten blüht.

Johann v. la Valette.

KALENDER

AUF DAS JAHR 1802.

DIE

JUNGFRAU VON ORLEANS.

EINE ROMANTISCHE TRAGÖDIE

VON

SCHILLER.

BERLIN.
BEI JOHANN FRIEDRICH UNGER.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Universitäts-
Bibliothek
Halle

I.

Dies Jahr iſt

Seit Chriſti Geburt	das 1802te
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	422 —
Seit Erfindung der Buchdruckerey . .	362 —
Seit Entdeckung der neuen Welt . .	311 —
Seit der Reformation	285 —
Seit Einführung des Neugregorianiſchen Kalenders	221 —
Seit Erfindung der Ferngläſer . . .	193 —
Seit dem Weſtphäliſchen Frieden . .	155 —
Seit Erfindung der Perpendikeluhren .	145 —
Seit dem ſiebenjährigen Kriege . . .	40 —
Seit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution	14 —

II.

Umlaufszeit, Entfernung und Gröſse der Sonne und der Planeten.

	läuft um die Sonne in				mittlere Entfern. v. der ☉	Millionen deutſche Meil.				als die Erde.
☉	Jahr.	T.	St.				iſt	1400000	gr.	
☿	—	87	23		8			15	kl.	
♀	—	224	17		15			$\frac{1}{16}$	kl.	
♁	—	365	6		21			mal		
♂	1	321	22		32			7	kl.	
♃	11	315	15		108			1281	gr.	
♄	29	161	19		199			995	gr.	
♅	83	294	9	☉	398			80	gr.	

Der Mond läuft in 27 Tagen 8 Stunden um die Erde, iſt 51000 Meilen von ihr entfernt und 50 mal kleiner.

III.

Zeit- und Feſtrechnung.

Das Jahr 1802 nach Chriſti Geburt iſt

das 6515te Jahr der Julianiſchen Periode.
— 2578ſte — der Olympiaden.
— 2555ſte — nach Erbauung der Stadt Rom.
— 5563ſte — der Juden.
— 1217te — der Muhamedaner.
— 7310te — der neuern Griechen.
— 11te — der franzöſiſchen Republik.

Im neuen Kalender.	Im alten Kalender.
17 die güldene Zahl.	17
C der Sonntagsbuchſtabe.	E
26 die Epacten.	7
19 Der Sonnencirkel.	19
5 Der Römer Zinszahl.	5
14. Febr. Septuageſima.	9. Febr.
3. März Aſchermittwoch.	26. Febr.
18. April Oſterſonntag	13. April.
27. May Himmelfahrtstag.	22. May.
6. Jun. Pfingſtſonntag.	1. Jun.
28. Nov. 1. Adventſonntag.	30. Nov.

Die vier Quatember.

Im neuen Kalender.	Im alten Kalender.
10. März.	5. März.
9. Jun.	4. Jun.
15. September.	17. September.
15. December.	17. December.

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Prairial.*	Jüdiſcher Kalender. *Sivan.*	
1	12 Duodi	1	
2	13 Tridi	2	*Mondsviertel.*
3	14 Quartidi	3	Den 8. Erſtes Viertel um 1 U. 39 M. Nachm.
4	15 Quintidi	4	
5	16 Sextidi	5 Sabat	
6	17 Septidi	6 *Pfingſten*	Den 16. Vollmond um 0 U. 43 M. Vorm.
7	18 Octidi	7 *Zweyt. F.*	
8	19 Nonidi	8	
9	20 *Décadi*	9	Den 22. Letztes Viertel um 4 Uhr 55 Min. Nachm.
10	21 Primidi	10	
11	22 Duodi	11	
12	23 Tridi	12 Sabat	
13	24 Quartidi	13	Den 30. Neumond um 1 U. 51 M. Vorm.
14	25 Quintidi	14	
15	26 Sextidi	15	
16	27 Septidi	16	
17	28 Octidi	17	
18	29 Nonidi	18	
19	30 *Décadi*	19 Sabat	*Tageslänge.*
20	1 Primidi	20	1. 16 St. 16 M.
21	2 Duodi	21	11. 16 32
22	3 Tridi	22	21. 16 58
23	4 Quartidi	23	
24	5 Quintidi	24	
25	6 Sextidi	25	
26	7 Septidi	26 Sabat	Die Sonne tritt den 22. in den Krebs.
27	8 Octidi	27	
28	9 Nonidi	28	
29	10 *Décadi*	29	
30	11 Primidi	30	Sommers Anf.

Meſſidor.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *Julius.*	Ruſſiſcher Kalender. *Junius.*
Donnerſtag	1 Theobald	19 *Judas Ap.*
Freytag	2 *Mar. Heimſ.*	20 Methodus
Sonnabend	3 Cornel	21 Julian
Sonntag	4 3. *Trinit.*	22 Euſebius
Montag	5 Demetrius	23 Agrippina
Dienſtag	6 Hektor	24 *Geburt J. T.*
Mittwoch	7 Wilibald	25 Febronia
Donnerſtag	8 Kilian	26 David
Freytag	9 Cyrillus	27 Simſon
Sonnabend	10 Iſrael	28 Cyrill. u. J.
Sonntag	11 4. *Trinit.*	29 *Petr. Paul*
Montag	12 Heinrich	30 *Verſ.d.12.Ap.*
Dienſtag	13 *Margaretha*	1 Cosmus
Mittwoch	14 Bonaventura	2 Kl. Mar.
Donnerſtag	15 *Apoſt. Theil.*	3 Hiacynth
Freytag	16 Ruth	4 Andreas
Sonnabend	17 Alexius	5 Athanaſius
Sonntag	18 5. *Trinit.*	6 Siſoes
Montag	19 Ruffina	7 Thomas
Dienſtag	20 Elias	8 Procopius
Mittwoch	21 Praxedes	9 Pancratius
Donnerſtag	22 *Mar. Magd.*	10 45 Märtirer
Freytag	23 Apollinar	11 Euphemia
Sonnabend	24 Chriſtine	12 Proclus
Sonntag	25 6. *Tr. Jak.*	13 Verſ. Gabr.
Montag	26 *Anna*	14 Aquila
Dienſtag	27 Martha	15 Cyriacus
Mittwoch	28 Pantaleon	16 Athenagoras
Donnerſtag	29 Beatrix	17 Marina
Freytag	30 Abdon	18 Hiacynth
Sonnabend	31 Germanus	19 Dius Makr.

Julius.

Das gegenwärtige 1802te Jahr iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage. Es fängt mit dem erſten Januar des neuen oder gregorianiſchen Kalenders an, welcher Tag mit dem 20. December 1801 des alten oder julianiſchen zuſammentrifft. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 18. April, und im alten 8 Tage ſpäter, nämlich auf ſeinen 13. April.

Anmerkung 1. In den *Preuſsiſchen Staaten* wird am Mittwoch nach Jubilate, oder den 12. May, der verordnete Bettag und am Sonntage nach Michaelis, oder den 3. October, das Erndtefeſt gefeiert. Der heil. 3 Königstag, die Marienfeſte und der Johannistag werden am zunächſtfolgenden, und das Michaelisfeſt am vorhergehenden Sonntage mitgefeiert. Die dritten Tage der drey hohen Feſte werden nicht gefeiert. Der Geburtstag des Königs fällt auf den dritten Auguſt.

Anmerkung 2. Alle Zeitbeſtimmungen gelten für den Berliner Meridian und Horizont.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *Januar.*	Ruſſiſcher Kalender. *December.*
Freytag	1 *Neujahr*	20 Ignaz,
Sonnabend	2 Abel, Seth	21 Juliane
Sonntag	3 *n. Neujahr*	22 Anaſtaſie
Montag	4 Methuſalem	23 10 Märtirer
Dienſtag	5 Simeon	24 Eugenie
Mittwoch	6 *Heil. 3 Kön.*	25 *Chriſtfeſt*
Donnerſtag	7 Julian	26 *Verſ. Mar.*
Freytag	8 Erhard	27 Stephan
Sonnabend	9 Beatus	28 20000 Märt.
Sonntag	10 1. *Epiph.*	29 14000 Unſch.
Montag	11 Hygin	30 Anyſia.
Dienſtag	12 Reinhold	31 Melania
Mittwoch	13 Hilarius	1 *Neujahr*
Donnerſtag	14 Felix	2 Sylveſter
Freytag	15 Maurus	3 Malachias
Sonnabend	16 Marcellus	4 Verſ. 70Ap.
Sonntag	17 2. *Ep. Ant.*	5 Theopemp
Montag	18 Prisca	6 *Epiphanias*
Dienſtag	19 Sara	7 *Joh. Täuf.*
Mittwoch	20 *Fab. Seb.*	8 Georg
Donnerſtag	21 Agnes	9 Polyeuct
Freytag	22 Vincenz	10 Gregor
Sonnabend	23 Emerentia	11 Theodoſius
Sonntag	24 3. *Epiph.*	12 Tatyana
Montag	25 *Pauli Bek.*	13 Emilia
Dienſtag	26 Polycarp	14 V. v. B. S.
Mittwoch	27 Chryſoſtomus	15 Paul
Donnerſtag	28 Carl	16 Petri Ketten
Freytag	29 Samuel	17 *Anton*
Sonnabend	30 Adelgunde	18 Athanaſius
Sonntag	31 4. *Epiph.*	19 Makar

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Nivôſe.*	Jüdiſcher Kalender. *Tebeth.*	
1	11 Primidi	27	
2	12 Duodi	28 Sabat	*Mondsviertel.*
3	13 Tridi	29	
4	14 Quartidi	1 *Schebat*	Den 4. Neumond um 9 U. 2 M. Vorm.
5	15 Quintidi	2	
6	16 Sextidi	3	
7	17 Septidi	4	Den 11. Erſtes Viertel um 0 U. 58 M. Vorm.
8	18 Octidi	5	
9	19 Nonidi	6 Sabat	
10	20 *Décadi*	7	Den 18. Vollmond um 10 U. 42 M. Nachm
11	21 Primidi	8	
12	22 Duodi	9	
13	23 Tridi	10	Den 27. Letztes Viertel um 1 Uhr 50 Min. Vorm.
14	24 Quartidi	11	
15	25 Quintidi	12	
16	26 Sextidi	13 Sabat	
17	27 Septidi	14	
18	28 Octidi	15 Freuden-	
19	29 Nonidi	16 tag	
20	30 *Décadi*	17	*Tageslänge.*
21	1 Primidi	18	1. 7 St. 30 M.
22	2 Duodi	19	11. 7 48
23	3 Tridi	20 Sabat	21. 8 14
24	4 Quartidi	21	
25	5 Quintidi	22	
26	6 Sextidi	23	
27	7 Septidi	24	Die Sonne tritt den 20. in den Waſſermann.
28	8 Octidi	25	
29	9 Nonidi	26	
30	10 *Décadi*	27 Sabat	
31	11 Primidi	28	

Pluviôſe. Jahr 10.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *Februar.*	Ruſſiſcher Kalender. *Januar.*
Montag	1 Brigitte	20 Euphem
Dienſtag	2 *Mar. R. L.*	21 Maximus
Mittwoch	3 Blaſius	22 Timotheus
Donnerſtag	4 Veronica	23 Klemens
Freytag	5 Agatha	24 Xenie
Sonnabend	6 *Dorothea*	25 Gregor
Sonntag	7 5. *Epiph.*	26 Xenophon
Montag	8 Salomon	27 Chryſoſtom.
Dienſtag	9 Apollonia	28 Euphr. Syr.
Mittwoch	10 Scholaſtica	29 Ignaz
Donnerſtag	11 Euphroſyne	30 Hippolyt.
Freytag	12 Eulalia	31 Cyr. Joh.
Sonnabend	13 Benigna	1 Tryphon
Sonntag	14 *Sept. Val.*	2 *Mar. Rein.*
Montag	15 Fauſtin	3 Simon
Dienſtag	16 Juliane	4 Iſidor
Mittwoch	17 Alexander	5 Agatha
Donnerſtag	18 Concordia	6 Bukolus
Freytag	19 Suſanna	7 Parthenius
Sonnabend	20 Eucharius	8 Theodor
Sonntag	21 *Sexageſima*	9 Nicephorus
Montag	22 *Pet. Stuhlf.*	10 Charalamp
Dienſtag	23 Serenus	11 Blaſius
Mittwoch	24 *Matthias*	12 Mel. Alex.
Donnerſtag	25 Victor	13 Martinian
Freytag	26 Neſtor	14 Auxentius
Sonnabend	27 Hector	15 Oneſimus
Sonntag	28 *Eſtomihi*	16 Pampl. *Butterwoche.*

Mz. Tag	Neufränkiſcher Kalender. *Pluviôſe.*		Jüdiſcher Kalender. *Schebat.*	
1	12 Duodi		29	
2	13 Tridi		30	
3	14 Quartidi		1 *Adar*	
4	15 Quintidi		2	
5	16 Sextidi		3	
6	17 Septidi		4 Sabat	
7	18 Octidi		5	
8	19 Nonidi		6	
9	20 *Décadi*		7	
10	21 Primidi		8	
11	22 Duodi		9	
12	23 Tridi		10	
13	24 Quartidi		11 Sabat	
14	25 Quintidi		12	
15	26 Sextidi		13	
16	27 Septidi		14 Kl. Purim.	
17	28 Octidi		15	
18	29 Nonidi		16	
19	30 *Décadi*		17	
20	1 Primidi	*Ventôſe.*	18 Sabat	
21	2 Duodi		19	
22	3 Tridi		20	
23	4 Quartidi		21	
24	5 Quintidi		22	
25	6 Sextidi		23	
26	7 Septidi		24	
27	8 Octidi		25 Sabat	
28	9 Nonidi		26	

Mondsviertel.

Den 2. Neumond um 7 U. 27 M. Nachm.

Den 9. Fiſtes Viertel um 2 U. 54 M. Nachm.

Den 17. Vollmond um 6 U. 2 M. Nachm.

Den 25. Letztes Viertel um 2 Uhr 42 Min. Nachm.

Tagtslänge.

1. 8 St. 50 M.
11. 9 30
21. 10 8

Die Sonne tritt den 19. in die Fiſche.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *März.*	Ruſſiſcher Kalender. *Februar.*
Montag	1 Albin	17 Theodor
Dienſtag	2 *Faſtnacht*	18 Leo P.
Mittwoch	3 *Aſchermittw.*	19 Archippus
Donnerſtag	4 Adolarius	20 Leo v. C.
Freytag	5 Friedrich	21 Timotheus
Sonnabend	6 Eberhardine	22 Eugenie
Sonntag	7 *Invocavit*	23 Polycarp
Montag	8 Cyprian	24 *Find.d.h.J.*
Dienſtag	9 Nathan	25 Taraſius
Mittwoch	10 *Quatember*	26 Porphyrius
Donnerſtag	11 Conſtantius	27 Procopius
Freytag	12 *Gregor*	28 Baſilius
Sonnabend	13 Ernſt	1 Endocia
Sonntag	14 *Reminiſcere*	2 Theodotus
Montag	15 Longin	3 Eutrop
Dienſtag	16 Gabriel	4 Geraſimus
Mittwoch	17 *Gertraud*	5 Conon
Donnerſtag	18 Anſelm	6 42 Märtr.
Freytag	19 Joſeph	7 Baſ. u. Ephr.
Sonnabend	20 Matrona	8 Theophylact.
Sonntag	21 *Oculi*	9 40 Märtir.
Montag	22 Kaſimir	10 Quadratus
Dienſtag	23 Eberhard	11 Sophron
Mittwoch	24 *Mittfaſten*	12 Theophanes
Donnerſtag	25 *Mar. Verk.*	13 Nicephorus
Freytag	26 Emanuel	14 Benedict
Sonnabend	27 Rupert	15 Agapetus
Sonntag	28 *Lätare*	16 Sabinus
Montag	29 Euſtachius	17 Alexis
Dienſtag	30 Adonias	18 Cyrillus
Mittwoch	31 Philippine	19 Chryſanthes

Faſten-Anfang. März.

März.	Neufränkischer Kalender. *Ventôse.*	Jüdischer Kalender. *Adar.*	
1	10 *Décadi*	27	
2	11 Primidi	28	*Mondsviertel.*
3	12 Duodi	29	
4	13 Tridi	30	Den 4. Neumond um 5 U. 48 M. Vorm.
5	14 Quartidi	1 *Veadar.*	
6	15 Quintidi	2 Sabat	
7	16 Sextidi	3	Den 11. Erstes Viertel um 7 U. 15 M. Vorm.
8	17 Septidi	4	
9	18 Octidi	5	
10	19 Nonidi	6	Den 19. Vollmond um 0 U. 7 M. Nachm.
11	20 *Décadi*	7	
12	21 Primidi	8	
13	22 Duodi	9 Sabat	Den 27. Letztes Viertel um 0 U. 1 M. Vorm.
14	23 Tridi	10	
15	24 Quartidi	11	
16	25 Quintidi	12	
17	26 Sextidi	13 Fast. Esth.	
18	27 Septidi	14 *Hamansf.*	
19	28 Octidi	15 Sus. Pur.	*Tageslänge*
20	29 Nonidi	16 Sabat	1. 10 St. 42 M.
21	30 *Décadi*	17	11. 11 22
22	1 Primidi	18	21. 12 0
23	2 Duodi	19	
24	3 Tridi	20	
25	4 Quartidi	21	
26	5 Quintidi	22	Die Sonne tritt den 21. in den Widder.
27	6 Sextidi	23 Sabat	
28	7 Septidi	24	Frühlings Anf.
29	8 Octidi	25	
30	9 Nonidi	26	
31	10 *Décadi*	27	

Germinal.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *April.*	Russischer Kalender. *März.*
Donnerstag	1 Theodora	20 Erfch. K. V.
Freytag	2 Theodosia	21 Jak., Ev.
Sonnabend	3 Ferdinand	22 Basilius
Sonntag	4 *Judica*	23 Nicon
Montag	5 Maximus	24 Zacharias
Dienstag	6 Cölestin	25 *Mar. Verkt*
Mittwoch	7 Aaron	26 *Gabriel*
Donnerstag	8 Liborius	27 Matrona
Freytag	9 Bogislaus	28 Hilarion
Sonnabend	10 Daniel	29 Marcus
Sonntag	11 *Palmarum*	30 Johann
Montag	12 Julius	31 Hypatius
Dienstag	13 Justin	1 Maria
Mittwoch	14 Tiburtius	2 Titus
Donnerstag	15 *Gründonn.*	3 Nicetas
Freytag	16 *Charfreytag*	4 Joseph
Sonnabend	17 Rudolph	5 Theodulus
Sonntag	18 *Osterfonntag*	6 Eutyches
Montag	19 *Ostermontag*	7 Georg
Dienstag	20 *Osterdienst.*	8 Herodian
Mittwoch	21 Adolarius	9 Eupsychus
Donnerstag	22 Lothar	10 Terenz
Freytag	23 *Georg*	11 Antipas
Sonnabend	24 Albert	12 Basilius
Sonntag	25 *Quas. M. E.*	13 *Osterfest*
Montag	26 Ezechias	14 Martin
Dienstag	27 Anastasius	15 Aristarch
Mittwoch	28 Vitalis	16 Agapitus
Donnerstag	29 Raimund	17 Simeon
Freytag	30 Erast	18 Johann

April.

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Germinal.*	Jüdiſcher Kalender. *Veadar.*	
1	11 Primidi	28	
2	12 Duodi	29	*Mondsviertel.*
3	13 Tridi	1 *Niſan* Sab.	Den 2. Neumond um 4 U. 9 M. Nachm.
4	14 Quartidi	2	
5	15 Quintidi	3	
6	16 Sextidi	4	
7	17 Septidi	5	Den 10. Erſtes Viertel um 1 U. 18 M. Vorm.
8	18 Octidi	6	
9	19 Nonidi	7	
10	20 *Décadi*	8 Sabat	Den 18. Vollmond um 3 U. 28 M. Vorm.
11	21 Primidi	9	
12	22 Duodi	10	
13	23 Tridi	11	Den 25. Letztes Viertel um 6 Uhr 59 Min. Vorm.
14	24 Quartidi	12	
15	25 Quintidi	13	
16	26 Sextidi	14	
17	27 Septidi	15 *Oſterf.* S.	
18	28 Octidi	16 *Zweyt. F.*	
19	29 Nonidi	17	
20	30 *Décadi*	18	*Tageslänge.*
21	1 Primidi	19	1. 12 St. 48 M.
22	2 Duodi	20	11. 13 28
23	3 Tridi	21 *Siebent. F.*	21. 14 8
24	4 Quartidi	22 *Oſterf. E.*	
25	5 Quintidi	23 (Sab.	
26	6 Sextidi	24	
27	7 Septidi	25	Die Sonne tritt den 20. in den Stier.
28	8 Octidi	26	
29	9 Nonidi	27	
30	10 *Décadi*	28	

Floreal.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *May.*	Ruſſiſcher Kalender. *April.*
Sonnabend	1 *Phil. J. VV.*	19 Johann Einſ.
Sonntag	2 *Miſ. Dom.*	20 Theodor
Montag	3 † *Erfindung*	21 Januar .
Dienſtag	4 Florian	22 Theodor Abt
Mittwoch	5 Gotthard	23 Georg
Donnerſtag	6 Aggäus	24 Sabas
Freytag	7 Domicilla	25 *Mark. Ap.*
Sonnabend	8 Stanislaus	26 Baſilius
Sonntag	9 *Jubilate*	27 Simeon
Montag	10 Gordian	28 Jaſon
Dienſtag	11 Pankratius	29 9 Märtirer
Mittwoch	12 Mamertus	30 *Jak. Ap.*
Donnerſtag	13 Servatius	1 Jeremias
Freytag	14 Chriſtian	2 Athanaſius
Sonnabend	15 *Sophia*	3 Timotheus
Sonntag	16 *Cantate*	4 Pelagia
Montag	17 Jobſt	5 Irene
Dienſtag	18 Erich	6 Hiob
Mittwoch	19 Potentia	7 † *Erſcheinung*
Donnerſtag	20 Athanaſius	8 *Johann Ap.*
Freytag	21 Prudentia	9 Eſ. und Nic.
Sonnabend	22 Helena	10 *Simon Ap.*
Sonntag	23 *Rogate*	11 Ernſt C.
Montag	24 Iſider	12 Epiphanes
Dienſtag	25 *Urban*	13 Glycere
Mittwoch	26 Eduard	14 Iſidor
Donnerſtag	27 *Himmelf. Ch.*	15 Pakom
Freytag	28 Wilhelm	16 Theodor
Sonnabend	29 Maximilian	17 Andronicus
Sonntag	30 *Exaudi*	18 Theodotus
Montag	31 Petronella	19 Patricius

Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Floréal.*	Jüdiſcher Kalender. *Niſan.*	
1	11 Primidi	29 Sabat	
2	12 Duodi	30	*Mondsviertel.*
3	13 Tridi	1 *Ijar*	
4	14 Quartidi	2	Den 2. Neumond um 2 U. 37 M. Vorm.
5	15 Quintidi	3	
6	16 Sextidi	4	
7	17 Septidi	5	Den 9. Erſtes Viertel um 7 U. 50 M. Nachm.
8	18 Octidi	6 Sabat	
9	19 Nonidi	7	
10	20 *Décadi*	8	Den 17. Vollmond um 3 U. 29 M. Nachm.
11	21 Primidi	9	
12	22 Duodi	10	
13	23 Tridi	11	
14	24 Quartidi	12	Den 24. Letztes Viertel um 11 Uhr 51 Min. Vorm.
15	25 Quintidi	13 Sabat	
16	26 Sextidi	14	
17	27 Septidi	15	
18	28 Octidi	16	Den 31. Neumond um 1 U. 36 M. Nachm.
19	29 Nonidi	17	
20	30 *Décadi*	18 Schülerfeſt	
21	1 Primidi	19	
22	2 Duodi	20 Sabat	
23	3 Tridi	21	*Tageslänge.*
24	4 Quartidi	22	
25	5 Quintidi	23	1. 14 St. 46 M.
26	6 Sextidi	24	11. 15 20
27	7 Septidi	25	21. 15 50
28	8 Octidi	26	
29	9 Nonidi	27 Sabat	Die Sonne tritt den 21. in die Zwillinge.
30	10 *Décadi*	28	
31	11 Primidi	29	

Prairial.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *Junius.*	Ruſſiſcher Kalender. *May.*
Dienſtag	1 Nicodem	20 Thalalas
Mittwoch	2 Gottſchalk	21 *Conſt. Hel.*
Donnerſtag	3 Erasmus	22 *Himmelf. Chr.*
Freytag	4 Darius	23 Michael
Sonnabend	5 Bonifacius	24 Simeon
Sonntag	6 *Pfingſtfeſt*	25 *Haupt J.*
Montag	7 *Pfingſtmont.*	26 Carpus
Dienſtag	8 *Pfingſtd. M.*	27 Therapion
Mittwoch	9 *Quatember*	28 Nicetas
Donnerſtag	10 Flavius	29 Theodoſius
Freytag	11 Barnabas	30 Iſaac
Sonnabend	12 Blandina	31 Hermas
Sonntag	13 *Trinitatis*	1 *Pfingſtfeſt*
Montag	14 Modeſtus	2 Nicephor.
Dienſtag	15 *Vitus*	3 Lucilian
Mittwoch	16 Juſtina	4 Metroph.
Donnerſtag	17 *Fronleichn.*	5 Dorothea
Freytag	18 Homer	6 Beſſarion
Sonnabend	19 Gervaſius	7 Theodotus
Sonntag	20 1. *Trinit.*	8 Theodor
Montag	21 Rahel	9 Cyrillus
Dienſtag	22 Achatius	10 Timotheus
Mittwoch	23 Baſilius	11 *Bartholom.*
Donnerſtag	24 *Joh. Täuf.*	12 Onuphrius
Freytag	25 Elogius	13 Aquilina
Sonnabend	26 Jeremias	14 Eliſa
Sonntag	27 2. *Trinit.*	15 Amos
Montag	28 Joſua	16 Tychon
Dienſtag	29 *Petr. Paul*	17 Emanuel
Mittwoch	30 Lucina	18 Leontius

Junius.

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Meſſidor.*	Jüdiſcher Kalender. *Tamuz.*	
1	12 Duodi	1	
2	13 Tridi	2	*Mondsviertel.*
3	14 Quartidi	3 Sabat	
4	15 Quintidi	4	Den 8. Erſtes Viertel um 5 U. 51 M. Vorm.
5	16 Sextidi	5	
6	17 Septidi	6	
7	18 Octidi	7	Den 15. Vollmond um 8 U. 21 M. Vorm.
8	19 Nonidi	8	
9	20 *Décadi*	9	
10	21 Primidi	10 Sabat	Den 21. Letztes Viertel um 11 U. 15 Min. Nachm.
11	22 Duodi	11	
12	23 Tridi	12	
13	24 Quartidi	13	
14	25 Quintidi	14	Den 29. Neumond um 3 U. 56 M. Nachm.
15	26 Sextidi	15	
16	27 Septidi	16	
17	28 Octidi	17 Faſt. Temp.	
18	29 Nonidi	18 (Erob. S.	
19	30 *Décadi*	19	
20	1 Primidi	20	*Tageslänge.*
21	2 Duodi	21	
22	3 Tridi	22	1. 16 St. 32 M.
23	4 Quartidi	23	11. 16 18
24	5 Quintidi	24 Sabat	21. 15 54
25	6 Sextidi	25	
26	7 Septidi	26	
27	8 Octidi	27	Die Sonne tritt den 23. in den Löwen.
28	9 Nonidi	28	
29	10 *Décadi*	29	
30	11 Primidi	1 *Ab.*	Anfang der Hundstage.
31	12 Duodi	2 Sabat	

Thermidor.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *August.*	Ruſſiſcher Kalender. *Julius.*
Sonntag	1 7. *Trinit.*	20 *Elias,*
Montag	2 Guſtav	21 Simeon
Dienſtag	3 Eleaſar	22 *Mar. Magd.*
Mittwoch	4 Dominicus	23 Trophymus
Donnerſtag	5 Oswald	24 Chriſtina
Freytag	6 Sixtus	25 Anna
Sonnabend	7 Donat	26 Hermolaus
Sonntag	8 8. *Trinit.*	27 Pantaleon
Montag	9 Romanus	28 Prochorus
Dienſtag	10 *Laurenz*	29 Callinikus
Mittwoch	11 Hermann	30 Silas
Donnerſtag	12 Clara	31 Eudokimus
Freytag	13 Hildebert	1 *Waſſerw.*
Sonnabend	14 Euſebius	2 Stephan
Sonntag	15 9. *Mar. Himm.*	3 Iſaac
Montag	16 Iſaak	4 7 Märtirer
Dienſtag	17 Wilibald	5 Euſigenes
Mittwoch	18 Agapetus	6 *Verklärung*
Donnerſtag	19 Sebald	7 Dometes
Freytag	20 Bernhard	8 Emilian
Sonnabend	21 Rebecca	9 *Matth. Ap.*
Sonntag	22 10. *Trinit.*	10 Lorenz
Montag	23 Zachäus	11 Euplus
Dienſtag	24 *Bartholom.*	12 Photius
Mittwoch	25 Ludwig	13 Maximus
Donnerſtag	26 Samuel	14 Micha
Freytag	27 Gebhard	15 *Mar. Himmelf*
Sonnabend	28 *Auguſtin*	16 *Heil. Schw.*
Sonntag	29 11. *Joh. Enth.*	17 Myron
Montag	30 Benjamin	18 Flora L.
Dienſtag	31 Paulin	19 Andreas

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Thermidor.*	Jüdiſcher Kalender. *Ab.*	
1	13 Tridi	3	
2	14 Quartidi	4	*Mondsviertel.*
3	15 Quintidi	5	
4	16 Sextidi	6	Den 6. Erſtes Viertel um 7 U. 43 M. Nachm.
5	17 Septidi	7	
6	18 Octidi	8	
7	19 Nonidi	9 *Faſt. Tempel-Verb.*	Den 13. Vollmond um 3 U. 41 M. Nachm.
8	20 *Décadi*	10 (Sab.	
9	21 Primidi	11	Den 20. Letztes Viertel um 8 U. 6 M. Vorm.
10	22 Duodi	12	
11	23 Tridi	13	
12	24 Quartidi	14	Den 28. Neumond um 7 U. 52 M. Vorm.
13	25 Quintidi	15 Freudent.	
14	26 Sextidi	16 Sabat	
15	27 Septidi	17	
16	28 Octidi	18	
17	29 Nonidi	19	
18	30 *Décadi*	20	*Tageslänge.*
19	1 Primidi	21	1. 15 St. 22 M.
20	2 Duodi	22	11. 14 48
21	3 Tridi	23 Sabat	21. 14 12
22	4 Quartidi	24	
23	5 Quintidi	25	
24	6 Sextidi	26	
25	7 Septidi	27	Die Sonne tritt den 23. in die Jungfrau.
26	8 Octidi	28	
27	9 Nonidi	29	
28	10 *Décadi*	30 Sabat	Ende der Hundstage.
29	11 Primidi	1 *Elul.*	
30	12 Duodi	2	
31	13 Tridi	3	

Fructidor.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *September.*	Ruſſiſcher Kalender. *Auguſt.*
Mittwoch	1 *Aegidius*	20 Samuel
Donnerſtag	2 Eliſa	21 Thaddäus
Freytag	3 Manſuetus	22 Agathon
Sonnabend	4 Theodoſia	23 Lupus
Sonntag	5 12. *Trinit.*	24 Eutyches
Montag	6 Magnus	25 Bartholom.
Dienſtag	7 Regine	26 Adrian
Mittwoch	8 *Mar. Geb.*	27 Pömen
Donnerſtag	9 Bruno	28 Moſes
Freytag	10 Softhenes	29 *Joh. Enth*
Sonnabend	11 Probus	30 *Al. Newsk.*
Sonntag	12 13. *Trinit.*	31 *Mar. Gürt.*
Montag	13 Amatus	1 Simeon
Dienſtag	14 † *Erhöhung*	2 Mamas
Mittwoch	15 *Quatember*	3 Anphymus
Donnerſtag	16 Euphemia	4 Babylas
Freytag	17 Lampertus	5 Zacharias
Sonnabend	18 Siegfried	6 *W. d. E. M.*
Sonntag	19 14. *Trinit.*	7 Sozon
Montag	20 Fauſta	8 *Mar. Geb.*
Dienſtag	21 *Matth. Ev.*	9 Joach. u. A.
Mittwoch	22 Moriz	10 Menodor
Donnerſtag	23 Hoſeas	11 Theodor
Freytag	24 *Joh. Empf.*	12 Autonom
Sonnabend	25 Kleophas	13 Temp. Erob.
Sonntag	26 15. *Trinit.*	14 † *Erhöhung*
Montag	27 Adolph	15 Nicetas
Dienſtag	28 Wenzel	16 Euphemia
Mittwoch	29 *Michael*	17 Sophia
Donnerſtag	30 Hieronymus	18 Eumenes

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Fructidor.*	Jüdiſcher Kalender. *Elul.*	
1	14 Quartidi	4	
2	15 Quintidi	5	*Mondsviertel.*
3	16 Sextidi	6	
4	17 Septidi	7 Sabat	Den 5. Erſtes Viertel um 7 U. 36 M. Vorm.
5	18 Octidi	8	
6	19 Nonidi	9	
7	20 *Décadi*	10	Den 11. Vollmond um 11 U. 39 M. Nachm.
8	21 Primidi	11	
9	22 Duodi	12	
10	23 Tridi	13	Den 18. Letztes Viertel um 8 U. 29 Min. Nachm.
11	24 Quartidi	14 Sabat	
12	25 Quintidi	15	
13	26 Sextidi	16	
14	27 Septidi	17	Den 27. Neumond um 0 U. 48 M. Vorm.
15	28 Octidi	18	
16	29 Nonidi	19	
17	30 *Décadi*	20	
18	1 Primidi	21 Sabat	
19	2 Duodi	22	
20	3 Tridi	23	*Tageslänge.*
21	4 Quartidi	24	1. 13 St. 28 M.
22	5 Quintidi	25	11. 12 48
23	1 Primidi	26	21. 12 8
24	2 Duodi	27	
25	3 Tridi	28 Sabat	
26	4 Quartidi	29	
27	5 Quintidi	1 *Tisri.* *Neuj.* 5563	Die Sonne tritt den 23. in die Wage.
28	6 Sextidi	2 ZweytesF.	Herbſt-Anfang.
29	7 Septidi	3	
30	8 Octidi	4	

Jourscompl. Vendémiaire. L'an 11.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *October.*	Ruſſiſcher Kalender. *September.*
Freytag	1 Remigius	19 Trophimus
Sonnabend	2 Vollrad	20 Euſtathius
Sonntag	3 16. *Trinit.*	21 Codratus
Montag	4 *Franz*	22 Phocas
Dienſtag	5 Aurelia	23 *Empf. Joh.*
Mittwoch	6 Fides	24 Thecla
Donnerſtag	7 Amalia	25 Euphroſyn.
Freytag	8 Charitas	26 Auf. Joh.
Sonnabend	9 *Dionyſius*	27 Calliſtratus
Sonntag	10 17. *Trinit.*	28 Chariton
Montag	11 *Burchard*	29 Cyriacus
Dienſtag	12 Maximilian	30 Gregor
Mittwoch	13 Angelus	1 *Mar. Sch.*
Donnerſtag	14 Kalixtus	2 Cyprian
Freytag	15 Hedwig	3 Dionyſius
Sonnabend	16 *Gallus*	4 Hierotheus
Sonntag	17 18. *Trinit.*	5 Charitine
Montag	18 *Luc. Ev.*	6 *Thom. Ap.*
Dienſtag	19 Lucius	7 Serg. Bach.
Mittwoch	20 Felician	8 Pelagius
Donnerſtag	21 Urſula	9 *Jak. Ap.*
Freytag	22 Cordula	10 Eulampus
Sonnabend	23 Severin	11 *Philipp Ap.*
Sonntag	24 19. *Trinit.*	12 Probus
Montag	25 Criſpin	13 Carpus
Dienſtag	26 Amandus	14 Nazarius
Mittwoch	27 Sabina	15 Euthymus
Donnerſtag	28 *Sim. Juda*	16 Longin
Freytag	29 Engelhard	17 Hoſeas
Sonnabend	30 Abſalom	18 *Lucas Ap.*
Sonntag	31 20. *Trinit.*	19 Joel

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Vendémiaire.*	Jüdiſcher Kalender. *T i s r i.*	
1	9 Nonidi	5	
2	10 *Décadi*	6 Sabat	*Mondsviertel.*
3	11 Primidi	7	
4	12 Duodi	8	Den 4. Erſtes Viertel um 5 U. 29 M. Nachm.
5	13 Tridi	9	
6	14 Quartidi	10 *Lange*	
7	15 Quintidi	11 *(Nacht*	Den 11. Vollmond um 8 U. 52 M. Vorm.
8	16 Sextidi	12	
9	17 Septidi	13 Sabat	
10	18 Octidi	14	Den 18. Letztes Viertel um 0 Uhr 50 Min. Nachm.
11	19 Nonidi	15 *Lauberh.*	
12	20 *Décadi*	16 *Zweyt. F.*	
13	21 Primidi	17	
14	22 Duodi	18	Den 26. Neumond um 5 U. 26 M. Nachm.
15	23 Tridi	19	
16	24 Quartidi	20 Sabat	
17	25 Quintidi	21 Palmenfeſt	
18	26 Sextidi	22 *Laub.h.E.*	
19	27 Septidi	23 *Geſetzfr.*	
20	28 Octidi	24	*Tageslänge.*
21	29 Nonidi	25	
22	30 *Décadi*	26	1. 11 St. 26 M
23	1 Primidi	27 Sabat	11. 10 46
24	2 Duodi	28	21. 10 4
25	3 Tridi	29	
26	4 Quartidi	30	
27	5 Quintidi	1 *Marches-*	Die Sonne tritt den 24. in den Skorpion.
28	6 Sextidi	2 *(van.*	
29	7 Septidi	3	
30	8 Octidi	4 Sabat	
31	9 Nonidi	5	

Brumaire.

Wochen-Tage.	Reichskalender. *November.*	Ruſſiſcher Kalender *October.*
Montag	1 *All. Heil.*	20 Artemius
Dienſtag	2 *Aller Seelen*	21 Hilarion
Mittwoch	3 Malachias	22 Averkos
Donnerſtag	4 Charlotte	23 Jakob
Freytag	5 Blandine	24 Arete
Sonnabend	6 Leonhard	25 Marcian
Sonntag	7 21. *Trinit.*	26 Demetrius
Montag	8 Claudius	27 Neſtor
Dienſtag	9 Theodor	28 Terentius
Mittwoch	10 Jonas	29 Anaſtaſius
Donnerſtag	11 *Mart. Biſch.*	30 Zenobia
Freytag	12 Kunibert	31 Stachys
Sonnabend	13 Brixius	1 Koſ. Dam.
Sonntag	14 22. *Trinit.*	2 Akindimus
Montag	15 Leopold	3 Acepſimus
Dienſtag	16 Ottomar	4 Johannika
Mittwoch	17 Alphäus	5 Galaction
Donnerſtag	18 Gelaſius	6 Paulus
Freytag	19 *Eliſabeth*	7 33 Märtir.
Sonnabend	20 Amos	8 *Verſ. Mich.*
Sonntag	21 23. *Mar. Opf.*	9 Oneſiphorus
Montag	22 Alphons	10 Eraſt
Dienſtag	23 Clemens	11 Mina
Mittwoch	24 Chryſogenes	12 Johann Ap.
Donnerſtag	25 *Katharine*	13 Joh. Chryſ.
Freytag	26 Konrad	14 *Philipp Ap.*
Sonnabend	27 Otto	15 Gur. A.
Sonntag	28 1. *Advent*	16 *Matth. Ap.*
Montag	29 Eberhard	17 Gregor
Dienſtag	30 *Andreas*	18 Plato

M. T.	Neufränkiſcher Kalender. *Brumaire.*		Jüdiſcher Kalender. *Marcheſvan.*	
1	10 *Décadi*		6	
2	11 Primidi		7	*Mondsviertel.*
3	12 Duodi		8	
4	13 Tridi		9	Den 3. Erſtes
5	14 Quartidi		10	Viertel um 2 U.
6	15 Quintidi		11 Sabat	4 M. Vorm.
7	16 Sextidi		12	Den 9. Voll-
8	17 Septidi		13	mond um 7 U.
9	18 Octidi		14	41 M. Nachm.
10	19 Nonidi		15	
11	20 *Décadi*		16	Den 17. Letz-
12	21 Primidi		17	tes Viertel um 8
13	22 Duodi		18 Sabat	U. 39 M. Nachm.
14	23 Tridi		19	Den 25. Neu-
15	24 Quartidi		20	mond um 8 U.
16	25 Quintidi		21	48 M. Vorm.
17	26 Sextidi		22	
18	27 Septidi		23	
19	28 Octidi		24	
20	29 Nonidi		25 Sabat	*Tageslänge.*
21	30 *Décadi*		26	1. 9 St. 22 M.
22	1 Primidi	*Frimaire.*	27	11. 8 45
23	2 Duodi		28	21. 8 12
24	3 Tridi		29	
25	4 Quartidi		30	
26	5 Quintidi		1 *Cisleu.*	Die Sonne tritt
27	6 Sextidi		2 Sabat	den 23. in den
28	7 Septidi		3	Schützen.
29	8 Octidi		4	
30	9 Nonidi		5	

Wochen-Tage.	Reichskalender. *December.*	Ruſſiſcher Kalender. *November.*
Mittwoch	1 Arnold	19 Obadias
Donnerſtag	2 Candidus	20 Proclus
Freytag	3 Caſſian	21 *Mar. Opf.*
Sonnabend	4 *Barbara*	22 Philemon
Sonntag	5 2. *Advent*	23 Amphilochus
Montag	6 *Nicolaus*	24 *Katharina*
Dienſtag	7 Agathon	25 Klemens
Mittwoch	8 *Mar. Empf.*	26 Georg
Donnerſtag	9 Joachim	27 Jakob
Freytag	10 Judith	28 Stephan
Sonnabend	11 Damaſius	29 Paramon
Sonntag	12 3. *Advent*	30 *Andreas Ap.*
Montag	13 *Lucia*	1 Nahum
Dienſtag	14 Nicaſius	2 Habacuc
Mittwoch	15 *Quatember*	3 Sophonia
Donnerſtag	16 Albina	4 Barbara
Freytag	17 Ignaz	5 Sabas
Sonnabend	18 Chriſtoph	6 *Nicolaus*
Sonntag	19 4. *Advent*	7 Ambroſius
Montag	20 Abraham	8 Patapus
Dienſtag	21 *Thom. Ap.*	9 *Empf. d. h. A.*
Mittwoch	22 Beata	10 Menas
Donnerſtag	23 Ignaz	11 Daniel
Freytag	24 Adam, Eva	12 Spiridon
Sonnabend	25 *Chriſttag*	13 Euſtratus
Sonntag	26 *Stephan*	14 Thyrſus
Montag	27 *Joh. Ev.*	15 Eleutherius
Dienſtag	28 *Unſch. Kind.*	16 Haggai
Mittwoch	29 Noah	17 Daniel
Donnerſtag	30 David	18 Sebaſtian
Freytag	31 Sylveſter	19 Bonifacius

December.

M. Tag.	Neufränkiſcher Kalender. *Frimaire.*	Jüdiſcher Kalender. *Cisleu.*	
1	10 *Décadi*	6	
2	11 Primidi	7	*Mondsviertel.*
3	12 Duodi	8	
4	13 Tridi	9 Sabat	Den 2. Erſtes Viertel um 9 U. 59 M. Vorm.
5	14 Quartidi	10	
6	15 Quintidi	11	
7	16 Sextidi	12	Den 9. Vollmond um 8 U. 35 M. Vorm.
8	17 Septidi	13	
9	18 Octidi	14	
10	19 Nonidi	15	Den 17. Letztes Viertel um 6U. 25M. Vorm.
11	20 *Décadi*	16 Sabat	
12	21 Primidi.	17	
13	22 Duodi	18	Den 24. Neumond um 10 U. 33 M. Nachm.
14	23 Tridi	19	
15	24 Quartidi	20	
16	25 Quintidi	21	Den 31. Erſtes Viertel um 5 U. 56 M. Nachm.
17	26 Sextidi	22	
18	27 Septidi	23 Sabat	
19	28 Octidi	24	
20	29 Nonidi	25 Kirchweih.	
21	30 *Décadi*	26	*Tageslänge.*
22	1 Primidi	27	1. 7 St. 46 M.
23	2 Duodi	28	11. 7 30
24	3 Tridi	29	21. 7 23
25	4 Quartidi	30 Sabat	
26	5 Quintidi	1 *Tebeth.*	
27	6 Sextidi	2	Die Sonne tritt den 22. in den Steinbock.
28	7 Septidi	3	
29	8 Octidi	4	
30	9 Nonidi	5	Winters Anf.
31	10 *Décadi*	6	

Nivôſe.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwey an der Sonne, und zwey am Monde, wovon aber in unſern Gegenden nur eine Sonnen- und eine Mondfinſterniſs ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine wegen der groſsen ſüdlichen Breite des Mondes bey uns unſichtbare Sonnenfinſterniſs den 4. März in den Frühſtunden.

Die zweyte iſt eine bey uns unſichtbare partiale Mondfinſterniſs den 19. März um Mittag.

Die dritte iſt eine ſichtbare Sonnenfinſterniſs den 28. Auguſt des Morgens. Sie fängt zu Berlin um 5 Uhr 19 Minuten des Morgens an, und endigt ſich um 7 Uhr 9 Minuten, nach einer Dauer von 1 Stunde 50 Minuten. Im Mittel, nämlich um 6 Uhr 13 Minuten, zeigen ſich 4 und ein halber Zoll am nördlichen Sonnenrande verfinſtert.

Die vierte iſt eine ſichtbare partiale Mondfinſterniſs in der Nacht vom 11. auf den 12. September. Ihr Anfang erfolgt unter dem Berliner Meridian um 10 Uhr 7 Minuten, und ihr Ende um 12 Uhr 59 Minuten, nach einer Dauer von 2 Stunden 52 Minuten. Ihre Gröſse erſtreckt ſich im Mittel auf etwas über 9 Zoll am ſüdlichen Theil des Mondes.

Die

Jungfrau von Orleans.

Personen.

Karl der Siebente, König von Frankreich.

Königin Isabeau, seine Mutter.

Agnes Sorel, seine Geliebte.

Philipp der gute, Herzog von Burgund.

Graf Dünois, Baftard von Orleans.

La Hire
Du Chatel } Königliche Offiziere.

Erzbischoff von Rheims.

Chatillon ein burgundischer
Raoul ein lothringischer } Ritter.

Talbot, Feldherr der Engelländer.

Lionel
Fastolf } Englische Anführer.

Montgomery ein Wallifer.

Mehrere französische, burgundische und englische Ritter.

Rathsherren von Orleans.

Ein englischer Herold.

THIBAUT D'ARC ein reicher Landmann.

MARGOT
LOUISON
JOHANNA } seine Töchter.

ETIENNE
CLAUDE MARIE
RAIMOND } ihre Freier.

BERTRAND ein anderer Landmann.

DIE ERSCHEINUNG EINES SCHWARZEN RITTERS.

KÖHLER und KÖHLERWEIB.

PAGEN, SOLDATEN und VOLK.

KÖNIGLICHE KRONBEDIENTE, BISCHÖFE, MARSCHÄLLE, MAGISTRATSPERSONEN, HOFLEUTE, DAMEN, KINDER und andere stumme Personen im Gefolge des Krönungszuges.

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1430.

Die Scene wechselt in verschiedenen Gegenden Frankreichs.

Prolog.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligen-Bild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Thibaut d'Arc. Seine drey Töchter. Drey junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja liebe Nachbarn! Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiss, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten lässt der Engelländer
Sein sieghaft Banner fliegen, seine Rosse
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts

Schmückt es den Sprösling eines fremden Stamms.
Der Enkel unsrer Könige muss irren
Enterbt und flüchtig durch sein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair,
Ja seine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum liebe Nachbarn, hab ich mich mit Gott
Entschlossen, weil ichs heute noch vermag,
Die Töchter zu versorgen, denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.

(zu dem ersten Schäfer.)

— Kommt Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Äcker grenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — das stiftet
Ein gutes Ehband!

(zu dem zweiten.)

Claude Marie! Ihr schweigt,

Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwey Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jezt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

LOUISON.

Mein Vater!

CLAUDE MARIE.

Meine Louiſon!

LOUISON (Johanna umarmend.)

Liebe Schweſter!

THIBAUT.

Ich gebe jeder dreiſsig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich geſegnet und ſo ſegn' er euch!

MARGOT (Johanna umarmend.)

Erfreue unſern Vater. Nimm ein Beiſpiel!
Laſs dieſen Tag drey frohe Bande ſchlieſsen.

THIBAUT.

Geht! Machet Anſtalt. Morgen iſt die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.

(Die zwey Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab.)

THIBAUT.

Jeannette, deine Schweſtern machen Hochzeit,
Ich ſeh ſie glücklich, ſie erfreun mein Alter,
Du, meine jüng're, machſt mir Gram und Schmerz.

RAIMOND.

Was fällt euch ein! Was ſcheltet ihr die Tochter?

THIBAUT.

Hier dieſer wackre Jüngling, dem ſich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Trefliche,
Er hat dir ſeine Neigung zugewendet,
Und wirbt um dich, ſchon iſts der dritte Herbſt,
Mit ſtillem Wünſch, mit herzlichem Bemühn,
Du ſtöſeſt ihn verſchloſſen, kalt, zurück,
Noch ſonſt ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich ſehe dich in Jugendfülle prangen,

Dein Lenz iſt da, es iſt die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet iſt die Blume deines Leibes,
Doch ſtets vergebens harr' ich, daſs die Blum'
Der zarten Lieb' aus ihrer Knoſpe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine ſchwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchlieſst in den Jahren des Gefühls.

RAYMOND.

Laſst's gut ſeyn Vater Arc! Laſst ſie gewähren!
Die Liebe meiner treflichen Johanna
Iſt eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und ſtill allmählich reift das Köſtliche!
Jezt liebt ſie noch, zu wohnen auf den Bergen
Und von der freien Heide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend ſteht,

Mit edelm Leibe, und den ernſten Blick
Herablenkt auf der Erde kleine Länder.
Da ſcheint ſie mir was höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, ſie ſtamm' aus andern Zeiten.

THIBAUT.

Das iſt es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schweſtern fröhliche Gemeinſchaft,
Die öden Berge ſucht ſie auf, verläſſet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensſtunde, wo der Menſch
Sich gern vertraulich an den Menſchen ſchliefst,
Schleicht ſie, gleich dem einſiedleriſchen Vogel,
Heraus ins graulich düſtre Geiſterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zweiſprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt ſie immer dieſen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich ſehe ſie zu ganzen Stunden ſinnend
Hier unter dem Druidenbaume ſitzen,
Den alle glückliche Geſchöpfe fliehn.
Denn nicht geheur iſts hier, ein böſes Weſen

Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.
Die Älteſten im Dorf' erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mähren,
Seltſamer Stimmen wunderſamen Klang
Vernimmt man oft aus ſeinen düſtern Zweigen.
Ich ſelbſt, als mich in ſpäter Dämmrung einſt
Der Weg an dieſem Baum vorüberführte,
Hab ein geſpenſtiſch Weib hier ſitzen ſehn.
Das ſtreckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langſam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es, doch ich eilte
Fürbaſs und Gott befahl ich meine Seele.

RAIMOND

(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend)

Des Gnadenbildes ſeegenreiche Näh,
Das hier des Himmels Frieden um ſich ſtreut,
Nicht Satans Werk führt eure Tochter her.

THIBAUT.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt ſich's mir
In Träumen an und ängſtlichen Geſichten.

Zu dreien Mahlen hab' ich ſie geſehn.
Zu Rheims auf unſrer Könige Throne ſitzen,
Ein funkelnd Diadem von ſieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drey weiſse Lilien entſprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schweſtern
Und alle Fürſten, Grafen, Erzbiſchöfe,
Der König ſelber, neigten ſich vor ihr.
Wie kommt mir ſolcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich ſtellt mir dieſer Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet,
Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals,
So nährt ſie ſünd'gen Hochmuth in dem Herzen.
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Worau der Höllengeiſt den Menſchen faſst.

Raimond.

Wer hegt beſcheidnern tugendlichern Sinn

Als eure fromme Tochter? Iſt ſie's nicht
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die Hochbegabteſte von allen,
Doch ſeht ihr ſie wie eine niedre Magd
Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen euch die Heerden und die Saaten;
Um alles was ſie ſchafft ergieſset ſich
Ein unbegreiflich überſchwenglich Glück.

THIBAUT.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei dieſem Seegen!
— Nichts mehr davon. Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muſs ich — Fliehe dieſen Baum,
Bleib nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,

Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.
Bleib nicht allein, denn in der Wüſte trat
Der Satansengel ſelbſt zum Herrn des Himmels.

BERTRAND tritt auf, einen Helm in der Hand.

RAIMOND.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh was er trägt!

BERTRAND.

Ihr ſtaunt mich an, ihr ſeid
Verwundert ob des ſeltſamen Geräthes
In meiner Hand.

THIBAUT.

Das ſind wir. Saget an
Wie kamt ihr zu dem Helm, was bringt ihr uns
Das böſe Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen ſtill und ohne Antheil auf der Seite geſtanden, wird aufmerkſam und tritt näher.)

Bertrand.

Kaum weifs ich felbſt zu ſagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eifernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs,
Ein groſses Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böſer Kriegespoſt.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zuſammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit dieſem Helm, faſst mich ins Auge ſcharf
Und ſpricht: Geſell, ihr ſuchet einen Helm,
Ich weifs, ihr ſuchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein geringes ſteht er euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, ſagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber lieſs nicht ab und ſagte ferner:
Kein Menſch vermag zu ſagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein ſtählern Dach fürs Haupt
Iſt jetzo mehr werth als ein ſteinern Haus.
So trieb ſie mich durch alle Gaſſen, mir

Den Helm aufnötlügend, den ich nicht wollte.
Ich ſah den Helm, daſs er ſo blank und ſchön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abentheuers Seltſamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen ſchnell,
Hinweggeriſſen hatte ſie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

JOHANNA

(raſch und begierig darnach greifend.)

Gebt mir den Helm!

BERTRAND.

Was frommt euch dieſs Geräthe?
Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

JOHANNA (entreiſst ihm den Helm.)

Mein iſt der Helm und mir gehört er zu.

THIBAUT.

Was fällt dem Mädchen ein?

RAIMOND.

Laſst ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieſer kriegeriſche Schmuck,

Denn ihre Bruſt verſchliefst ein männlich Herz.
Denkt nach, wie ſie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unſre Heerden
Verwüſtete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen ſchon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieſer Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

THIBAUT (zu Bertrand.)

Sprecht!
Welch neues Kriegsunglück iſt geſchehn?
Was brachten jene Flüchtige?

BERTRAND.

Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwey groſsen Schlachten.
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jezt hat er ſeine ganze Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

THIBAUT.

Was! Gnügt ihm nicht, in Mitternacht zu herrschen,
Und soll auch noch der friedliche Mittag
Des Krieges Geissel fühlen?

BERTRAND.

Unermefsliches
Geschütz ist aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt, und Meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel,
So gofs sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren dumpf erbraus't das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder
Gewaltige hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,

Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres Waffer heben,
Die Heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äufserften Weftfries-
land,
Die nach dem Eispol fchaun — Sie alle folgen
Dem Heerbann des gewaltig herrfchenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

THIBAUT.

O des unfelig jammervollen Zwifts
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

BERTRAND.

Auch fie, die alte Königinn fieht man,
Die ftolze Ifabeau, die Baierfürftinn,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den fie in ihrem Mutterfchoofs getragen.

THIBAUT.

Fluch treffe fie! Und möge Gott fie einft.
Wie jene ftolze Jefabel verderben!

Bertrand.

Der fürchterliche Salsbury, der Mauren-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderiſchem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muthe haben ſie geſchworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben ſie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben ſpäht
Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt den ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.
Viel tauſend Kugeln ſchon von Centners Laſt
Sind in die Stadt geſchleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt ſein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben ſie gegraben
Und über einem Höllenreiche ſteht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,

Dafs es mit Donners Krachen ſich entzünde.

(Johanna horcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſetzt ſich den Helm auf.)

THIBAUT.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Bruſtwehr
Der heldenmüth'ge Baſtard, dafs der Feind
So allgewaltig reiſſend vorwärts drang?
Wo iſt der König ſelbſt, und ſieht er müſſig
Des Reiches Noth und ſeiner Städte Fall?

BERTRAND.

Zu Chinon hält der König ſeinen Hof,
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten,
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgeſandt,
Hat auch die Bruſt der Tapferſten ergriffen.
Umſonſt erſchallt der Fürſten Aufgebot.
Wie ſich die Schaafe bang zuſammen drängen,
Wenn ſich des Wolfes Heulen hören läſst,
So flucht der Franke, ſeines alten Ruhms

Vergeſſend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine ſchwache Mannſchaft aufgebracht,
Und zieht dem König zu mit ſechzehn Fahnen.

JOHANNA (ſchnell.)

Wie heißt der Ritter?

BERTRAND.

Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht' er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwey Heeren ſeinen Ferſen folgt.

JOHANNA.

Wo hält der Ritter? Sagt mirs, wenn ihrs wiſſet.

BERTRAND.

Er ſteht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.

THIBAUT (zu Johanna.)

Was kümmerts dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen

BERTRAND.

Weil nun der Feind ſo mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie

Zu Vaucouleurs einmüthig den Beſchluſs
Gefaſst, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsſtamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.

JOHANNA (in Begeiſterung.)

Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.
Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern,
Sein Maaſs iſt voll, er iſt zur Ärnte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn,
Herab vom Himmel reiſst ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Rocken
Gelb wird, eh ſich die Mondesſcheibe füllt,
Wird kein engländiſch Roſs mehr aus den Wellen
Der prächtig ſtrömenden Loire trinken.

BERTRAND.

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

JOHANNA.

Es geſchehn noch Wunder — Eine weiſse Taube
Wird fliegen die mit Adlerskühnheit dieſe Geier
Anfallen, und das Vaterland zerreiſsen.
Darnieder kämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
Burgund, den Reichsverräther, dieſen Talbot
Den himmelſtürmend hunderthändigen,
Und dieſen Salsbury, den Tempelſchänder,
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit ihr ſeyn, der Schlachten Gott
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen, denn er iſt der Allmächt'ge!

THIBAUT.

Was für ein Geiſt ergreift die Dirn?

RAIMOND.

Es iſt
Der Helm, der ſie ſo kriegeriſch beſeelt.
Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer ſprühen ihre Wangen!

Jo-

JOHANNA.

Dieſer alte Thron ſoll fallen? Dieſes Land
Des Ruhms, das ſchönſte das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks!
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöhet,
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig,
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.

BERTRAND (erſtaunt.)

Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbahrung — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wunderbare Tochter!

JOHANNA.

Wir ſollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebohrnen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heil'gen Pflug beſchützt
Der die Trifft beſchützt und fruchtbar macht die
Erde,

Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſen
ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Gröſste,
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindſel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte,
Und ſcherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von auſſen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſeyn zu ſeinen Söhnen?

THIBAUT.

Gott ſchütze Frankreich und den König. — Wir
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht

Das Schwert zu führen, noch das kriegerische Roß
Zu tummeln. — Lasst uns still gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes,
Und unser Herr ist, wer die heil'ge Ölung
Empfängt zu Rheims in unsrer lieben Frauen
Und sich die Kron' aufsetzt zu Saint Denis.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke jeder
Nur an das Nächste! Lassen wir die Grossen,
Der Erde Fürsten um die Erde loosen,
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder!

(Alle ausser der Jungfrau gehen ab.)

JOHANNA (allein.)

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln.

Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze aller meiner stillen Freuden
Euch lass ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch ihr Lämmer auf der Heiden,
Ihr seid jezzt eine hirtenlose Schaar,
Denn eine andre Heerde muss ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr,
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederliess,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter auserlesen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,

Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.
In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt,
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.
Denn wenn im Kampf die Muthigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen
Und wie die raſche Schnitterin die Saat,
Den ſtolzen Überwinder niederſchlagen,
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen,
Und Rheims befreyn und deinen König krönen!"
Ein Zeichen hat der Himmel mir verheiſsen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,

Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reiſsen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm,
Den Heldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroſs ſteigt und die Trompeten klingen.

(ſie geht ab.)

Erster Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Dünois und Du Chatel treten auf.

Dünois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich sage
Mich los von diesem König, der unrühmlich
Sich selbst verläßt. Mir blutet in der Brust
Das tapfre Herz und glüh'nde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert sind,
Dem Feind die rost'gen Schlüssel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloser Ruh
Die köstlich edle Rettungszeit verschwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegerisch gerüstet

An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,
Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours, ſpitzfind'ge Räthſel löſend
Und der Sorel galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Greul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaſs ihn auch,
Und übergeb' ihn ſeinem böſen Schickſal.

DU CHATEL.

Da kommt der König!

KÖNIG KARL zu den VORIGEN.

KARL.

Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück,
Und ſagt den Dienſt mir auf. — In Gottes Nahmen!
So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

DUNOIS.

Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit,
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

KARL.

Das ſagſt du nur aus Luſt des Widerſpruchs,
So lang er da war, warſt du nie ſein Freund.

DÜNOIS.

Er war ein ſtolz verdrieſslich ſchwerer Narr,
Und wuſste nie zu enden — dieſsmal aber
Weiſs er's. Er weiſs zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu hohlen iſt.

KARL.

Du biſt in deiner angenehmen Laune,
Ich will dich nicht drinn ſtören. — Dü Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René *), belobte Meiſter im Geſang,

---

*) René der Gute Graf von Provence, aus dem Hauſe Anjou; ſein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er ſelbſt machte nach ſeines Bruders Tod Anſpruch auf dieſes Reich, ſcheiterte aber in der Unternehmung. Er ſuchte die alte Provençaliſche Poeſie, und die Cour d'Amour wieder herzuſtellen, und ſetzte einen Prince d'Amour ein, als höchſten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demſelben romantiſchen Geiſt machte er ſich mit ſeiner Gemahlin zum Schäfer.

Und weit berühmt. — Man muſs ſie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.

(zum Baſtard.)

Worüber lachſt du?

DUNOIS.

Daſs du goldne Ketten
Aus deinem Munde ſchüttelſt.

DU CHATEL.

Sire! Es iſt
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

KARL.

So ſchaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unſterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich,
Aus leichten Wünſchen bauen ſie ſich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich,

Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Dü Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verſchont, ſo lang noch Rath und Hülfe war,
Doch endlich löſst die Nothdurft mir die Zunge.
— Du haſt nichts mehr zu ſchenken, ach! du haſt
Nicht mehr, wovon du morgen könnteſt leben!
Die hohe Flut des Reichthums iſt zerfloſſen,
Und tiefe Ebbe iſt in deinem Schatz.
Den Truppen iſt der Sold noch nicht bezahlt,
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiſs
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürſtlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle,
Und laſs dir Geld darleihn von den Lombarden.

Dü Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre ſchon voraus verpfändet.

DÜNOIS.

Und unterdeſs geht Pfand und Land verloren.

KARL.

Uns bleiben noch viel reiche ſchöne Länder.

DÜNOIS.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen iſt, magſt du
Mit deinem König René Schaafe hüten.

KARL.

Stets übſt du deinen Witz an dieſem König,
Doch iſt es dieſer länderloſe Fürſt,
Der eben heut mich königlich beſchenkte.

DÜNOIS.

Nur nicht mit ſeiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die iſt feil,
Hab' ich gehört, ſeitdem er Schaafe weidet.

KARL.

Das iſt ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Feſt,
Das er ſich ſelbſt und ſeinem Herzen giebt,
Sich eine ſchuldlos reine Welt zu gründen,
In dieſer rauh barbar'ſchen Wirklichkeit.

Doch was er grofses, königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter grofse Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſafsen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie ſie noch in alten Liedern leben,
So will er ſie, wie eine Himmelſtadt
In goldnen Wolken, auf die Erde ſetzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter ſollen wallen,
Wo keuſche Frauen herrlich ſollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren ſoll,
Und mich hat er erwählt zum Fürſt der Liebe.

Düxois

(nach einigem Stillſchweigen.)

Ich bin ſo ſehr nicht aus der Art geſchlagen,
Dafs ich der Liebe Herrſchaft ſollte ſchmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.

Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloſs war ihm zu feſt.
Willſt du der Liebe Fürſt dich würdig nennen,
So ſei der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Ritterthat
Gepaart und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer, ſaſsen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preiſs. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und haſt du dir aus Strömen Feindesblut
Die angeſtammte Krone kühn erobert,
Dann iſt es Zeit und ſteht dir fürſtlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

KARL

(zu einem Edelknecht der hereintritt.)

Was giebt's?

EDELKNECHT.

Rathsherrn von Orleans flehn um Gehör.

KARL.

Führ sie herein.

(Edelknecht geht ab.)

Sie werden Hülfe fodern,
Was kann ich thun, der selber hülflos ist!

DREY RATHSHERREN treten auf.

KARL.

Willkommen meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie steht's um meine gute Stadt?
Fährt sie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

RATHSHERR.

Ach Sire! Es drängt die höchste Noth, und stündlich wachsend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äussern Werke sind zerstört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblösst sind von Vertheidigern die Mauern,

Denn raſtlos fechtend fällt die Mannſchaft aus,
Doch wen'ge ſehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hatt der edle Graf von Rochepierre,
Der drinn befiehlt, in dieſer höchſten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug ein Treffen anzubieten.

(Dünois macht eine heftige Bewegung des Zorns.)

KARL.

Die Friſt iſt kurz.

RATHSHERR.

Und jetzo ſind wir hier
Mit Feinds Geleit, daſs wir dein fürſtlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu ſenden binnen dieſer Friſt,
Sonſt übergiebt er ſie am zwölften Tage.

DÜNOIS.

Saintrailles konnte ſeine Stimme geben
Zu ſolchem ſchimpflichen Vertrag!

RATHSHERR.

Nein, Herr!

Solang der Tapfre lebte durfte nie
Die Rede seyn von Fried' und Übergabe.

DÜNOIS.

So ist er todt!

RATHSHERR.

An unsern Mauern sank
Der edle Held für seines Königs Sache,

KARL.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und spricht einige Worte leise mit dem Bastard, welcher betroffen auffährt.)

DÜNOIS.

Auch das noch!

KARL.

Nun! Was giebt's?

DÜNOIS.

Graf Douglas sendet her. Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehn,

Wenn ſie nicht heut den Rückſtand noch erhalten.

KARL.

Dü Chatel!

DÜ CHATEL (zuckt die Achſeln.)

Sire! Ich weiſs nicht Rath.

KARL.

Verſprich,

Verpfände, was du haſt, mein halbes Reich —

DÜ CHATEL.

Hilft nichts! Sie ſind zu oft vertröſtet worden!

KARL.

Es ſind die beſten Truppen meines Heers!

Sie ſollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlaſſen!

RATHSHERR (mit einem Fufsfall.)

O König hilf uns! Unſrer Noth gedenke!

KARL (verzweiflungsvoll)

Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?

Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand?

Reiſst mich in Stücken, reiſst das Herz mir aus,

Und münzet es ſtatt Gold! Blut hab' ich

Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

(er ſieht die Sorel hereintreten, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

AGNES SOREL ein Käſtchen in der Hand.

KARL.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreiſsen!
Ich habe dich, ich flieh an deine Bruſt,
Nichts iſt verloren, denn du biſt noch mein.

SOREL.

Mein theurer König!

(mit ängſtlich fragendem Blick umherſchauend.)

Dünois! Iſt's wahr?
Dü Chatel?

DÜ CHATEL.

Leider!

SOREL.

Iſt die Noth ſo groſs?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

DÜ CHATEL.

Ja leider iſt es ſo!

Sorel.

(ihm das Käſtchen aufdringend.)

Hier, hier iſt Gold —
Hier ſind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlöſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen.
Fort! Keine Zeit verloren!

(treibt ihn fort.)

Karl.

Nun Dünois? Nun Du Chatel! Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze. — Sie iſt edel, wie ich ſelbſt
Gebohren, ſelbſt das königliche Blut
Der Valois iſt nicht reiner, zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie ver-
ſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſeyn und heiſsen.
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht! Von mir,

Nimmt sie kein Opfer an, und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Besitz
Grofsmüthig an mein untersinkend Glück.

DÜNOIS.

Ja sie ist eine Rasende wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus
Und schöpft ins lecke Fass der Danaiden.
Dich wird sie nicht erretten, nur sich selbst
Wird sie mit dir verderben —

SOREL.

Glaub' ihm nicht.
Er hat sein Leben zehenmal für dich
Gewagt und zürnt dass ich mein Gold jezt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird als Gold und Perlen,
Und sollte jezt mein Glück für mich behalten?
Komm! Lass uns allen überflüss'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Lass mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen, alles was du hast,

Wirf es entſchloſſen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roſs laſs uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preiſs geben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird ſein eignes Weh
Geduldig tragen, ſieht er ſeinen Königen
Dem Ärmſten gleich ausdauren und entbehren!

KARL (lächelnd.)

Ja, nun erfüllt ſich mir ein altes Wort
Der Weiſsagung, das eine Nonne mir
Zu Klermont im prophet'ſchen Geiſte ſprach.
Ein Weib, verhieſs die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern ſucht' ich ſie im Feindeslager auf,
Das Herz der Mutter hofft' ich zu verſöhnen,
Hier ſteht die Heldin, die nach Rheims mich führt,
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich ſiegen!

SOREL.

Du wirſt's durch deiner Feinde tapfres Schwert.

KARL.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir iſt ſichre Kunde zugekommen,
Daſs zwiſchen dieſen ſtolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So ſteht wie ſonſt — Drum hab' ich den La Hire
Mit Bothſchaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu zurückzuführen —
Mit jeder Stunde wart' ich ſeiner Ankunft.

DÜ CHATEL (am Fenſter.)

Der Ritter ſprengt ſo eben in den Hof.

KARL.

Willkommner Bote! Nun ſo werden wir
Bald wiſſen, ob wir weichen oder ſiegen.

LA HIRE tritt ein.

KARL (geht ihm entgegen.)

La Hire! Bringſt du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

LA HIRE.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

KARL.

Der ſtolze Herzog läſst ſich nicht verſöhnen!
O ſprich! Wie nahm er meine Botſchaft auf?

LA HIRE.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fodert er,
Daſs ihm Dü Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder ſeines Vaters nennt.

KARL.

Und, weigern wir uns dieſer Schmachbedingung?

LA HIRE.

Dann ſei der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

KARL.

Haſt du ihn drauf wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefodert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo ſein Vater fiel?

LA HIRE

Ich warf ihm deinen Handſchuh hin und ſprach:
Du wollteſt deiner Hoheit dich begeben,

Und

Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er verſetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er ſchon beſitze.
Doch wenn dich ſo nach Kämpfen lüſtete,
So würdeſt du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens ſey zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

KARL.

Erhob ſich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

LA HIRE.

Sie iſt verſtummt vor der Partheien Wuth.
Ein Schluſs des Parlaments erklärte dich
Des Throns verluſtig, dich und deinen Saamen!

DÜNOIS.

Ha frecher Stolz des Herrgewordnen Bürgers!

KARL.

Haſt du bei meiner Mutter nichts verſucht?

LA HIRE.

Bei deiner Mutter!

KARL.

Ja! Wie liefs ſie ſich vernehmen?

LA HIRE

(nachdem er einige Augenblicke ſich bedacht.)

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt
Wie zum Triumphe waren die Pariſer,
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg und jauchzend,
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

SOREL.

Sie jauchzten — jauchzten, dafs ſie auf das Herz
Des liebevollen ſanften Königs traten!

LA HIRE.

Ich ſah den jungen Harry Lancaſter,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sankt Ludwigs ſitzen, ſeine ſtolzen Öhme
Bedford und Gloſter ſtanden neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder

Und leiſtete den Eid für ſeine Länder.

KARL.

O ehrvergeſsner Pair! Unwürd'ger Vetter!

LA HIRE.

Das Kind war bang und ſtrauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan ſtieg.
Ein böſes Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub ſich ſchallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter
Hinzu, und — mich entrüſtet es zu ſagen!

KARL.

Nun?

LA HIRE.

In die Arme faſste ſie den Knaben,
Und ſetzt' ihn ſelbſt auf deines Vaters Stuhl.

KARL.

O Mutter! Mutter!

LA HIRE.

Selbſt die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Schaam bei dieſem Anblick.

Sie nahm es wahr und an das Volk gewendet!
Rief sie mit lauter Stimm': Dankt mir's Franzosen,
Dass ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem mis-
Gebohrnen Sohn des Hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt sich, Agnes eilt auf ihn zu und schliesst ihn in ihre Arme, alle Umstehenden drücken ihren Abscheu, ihr Entsetzen aus.)

DÜNOIS.

Die Wölfinn! die wuthschnaubende Megäre!

KARL

(nach einer Pause zu den Rathsherren.)

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehn:
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlass ich sie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und sich
Der Gnade des Burgundiers ergeben,
Er heisst der gute, er wird menschlich seyn.

DÜNOIS.

Wie Sire? Du wolltest Orleans verlassen!

RATHSHERR (kniet nieder.)

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gieb deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

DÜNOIS.

Sind wir
Geſchlagen? Iſt's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Gefloſſen iſt, denkſt du die beſte Stadt,
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

KARL.

Gnug
Des Blutes iſt gefloſſen und vergebens!
Des Himmels ſchwere Hand iſt gegen mich.
Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf.

Die mir die nächſten ſind am Blut, verlaſſen
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns ziehn,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

SORREL.

Das wolle Gott nicht, daſs wir, an uns ſelbſt
Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dieſs Wort kam nicht aus deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirſt dich wieder finden, männlich faſſen,
Mit edelm Muth dem Schickſal widerſtehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

KARL

(in düſtres Sinnen verloren.)

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängniſs waltet
Durch Valois Geſchlecht, es iſt verworfen
Von Gott, der Mutter Laſterthaten führten

Die Furien herein in dieſes Haus,
Mein Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es iſt des Himmels Schluſs,
Das Haus des ſechsten Karls ſoll untergehn.

SOREL.

In dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
Von deinen Brüdern allen, dich den jüngſten
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
Die der Partheien Wuth dem Lande ſchlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirſt du löſchen,
Mir ſagt's das Herz, den Frieden wirſt du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſeyn.

KARL.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einem kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können,

Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die sich entfremdet mir in Hafs verschliefsen.

SONEL.

Verblendet ist das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieser Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr ist der Tag,
Die Liebe zu dem angeflammten König,
Die tief gepflanzt ist in des Franken Brust,
Der alte Hafs, die Eifersucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den stolzen Sieger stürzt sein eignes Glück.
Darum verlasse nicht mit Übereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fufsbreit Erde,
Wie deine eigne Brust vertheidige
Diefs Orleans! Lafs alle Fähren lieber
Versenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über diese Scheide deines Reichs
Das styg'sche Wasser der Loire dich führen.

KARL.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe

Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich gleich jener unnatürlichen Mutter
Mein Kind zertheilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daſs es lebe, will ich ihm entſagen.

DÜNOIS.

Wie Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Giebt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der ſchlechteſte deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haſs und Liebe,
Farthey wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläſst den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohl zu thun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich

Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für seine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt, — Lass du
Den Krieg ausrasen, wie er angefangen,
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muss das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Franke weiss es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

KARL (zu den Rathsherren.)

Erwartet keinen anderen Bescheid,
Gott schütze euch. Ich kann nicht mehr.

DUNOIS.

Nun so kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du hast
Dich selbst verlassen, so verlass ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich stürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.

Die Könige Frankreichs ſind gebohrne Helden,
Du aber biſt unkriegeriſch gezeugt.

(zu den Rathsherren.)

Der König giebt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

SOREL (zum König.)

O lats ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz
Iſt treu wie Gold, es iſt derſelbe doch
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt Dünois! Geſteht, daſs euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt, kommt! Laſt mich eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh ſich der raſche Zorn
Unlöſchbar, der verderbliche, entflammt!

(Dünois fixiert den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten.)

KARL (zu Du Chatel.)

Wir gehen über die Loire. Lafs mein
Geräth zu Schiffe bringen!

DUNOIS (schnell zur Sorel.).

Lebet wohl!

(wendet sich schnell und geht, Rathsherren folgen.)

SOREL

(ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

O wenn er geht so sind wir ganz verlassen!
— Folgt ihm La Hire, O sucht ihn zu begüt'gen

(La Hire geht ab.)

KARL.

Ist denn die Krone ein so einzig Gut?
Ist es so bitter schwer, davon zu scheiden?
Ich kenne was noch schwerer sich erträgt.
Von diesen trotzig herrischen Gemüthern
Sich meistern lassen, von der Gnade leben
Hochsinnig eigenwilliger Vasallen,
Das ist das harte für ein edles Herz,
Und bittrer als dem Schicksal unterliegen!

(zu Dü Chatel, der noch zaudert.)

Thu was ich dir befohlen!

Dü Chatel

(wirft ſich zu ſeinen Füſsen.)

O mein König!

Karl.

Es iſt beſchloſſen. Keine Worte weiter!

Dü Chatel.

Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund,
Sonſt ſeh ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.

Du räthſt mir dieſes, und dein Blut iſt es
Womit ich dieſen Frieden ſoll verſiegeln?

Dü Chatel.

Hier iſt mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüſte.
Befriedige den Herzog. Überliefre mich
Der ganzen Strenge ſeines Zorns und laſs
Mein flieſsend Blut den alten Haſs verſöhnen!

KARL

(blickt ihn eine Zeitlang gerührt und schweigend an.)

Ist es denn wahr? Steht es so schlimm mit mir,
Dass meine Freunde, die mein Herz durchschauen,
Den Weg zur Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertrau'n ist hin auf meine Ehre.

DÜ CHATEL.

Bedenk' —

KARL.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müfst' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu was ich dir befohlen. Geh und lafs
Mein Heergeräth einschiffen.

DÜ CHATEL.

Es wird schnell
Gethan seyn.

(steht auf und geht, Agnes Sorel weint heftig.)

KARL (ihre Hand fassend.)

Sei nicht traurig meine Agnes.

Auch jenfeits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichtre Lüfte wehn, und ſanftre Sitten
Empfangen uns, da wohnen die Geſänge
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe.

SOREL.

O muſs ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!
Der König muſs in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
O angenehmes Land, das wir verlaſſen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

LA HIRE kommt zurück.

SOREL.

Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?

(indem ſie ihn näher anſieht.)

La Hire! Was giebt's? Was ſagt mir euer Blick?
Ein neues Unglück iſt geſchehn!

La Hire.

Das Unglück
Hat sich erschöpft und Sonnenschein ist wieder!

Sorel.

Was ist's? Ich bitt' euch.

La Hire (zum König.)

Ruf die Abgesandten
Von Orleans zurück!

Karl.

Warum? Was giebt's?

La Hire.

Ruf sie zurück. Dein Glück hat sich gewendet,
Ein Treffen ist geschehn, du hast gesiegt.

Sorel.

Gesiegt! O himmlische Musik des Wortes!

Karl.

La Hire! Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht.
Gesiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

La Hire.

O du wirst bald noch gröfsre Wunder glauben.

— Da kommt der Erzbiſchoff. Er führt den Baſtard
In deinen Arm zurück —

SOREL.

O ſchöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Verſöhnung trägt!

ERZBISCHOFF VON RHEIMS. DÜNOIS. DÜ CHATEL mit RAOUL einem geharniſchten Ritter treten ein.

ERZBISCHOFF

(führt den Baſtard zu dem König und legt ihre Hände in einander.)

Umarmt euch Prinzen!
Laſst allen Groll und Hader jetzo ſchwinden,
Da ſich der Himmel ſelbſt für uns erklärt.

(Dünois umarmt den König.)

KARL.

Reiſst mich aus meinem Zweifel und Erſtaunen.
Was kündigt dieſer feierliche Ernſt mir an?

Was wirkte dieſen ſchnellen Wechſel?

Erzbiſchoff

(führt den Ritter hervor und ſtellt ihn vor den König.)

Redet!

Raoul.

Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht
Lothringiſch Volk, zu deinem Heer zu ſtoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unſer Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchſtrömt, herunter ſtiegen,
Da ſtand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts ſahn.
Umrungen ſahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu ſiegen noch zu fliehn,
Da ſank dem Tapferſten das Herz und alles,
Verzweiflungsvoll, will ſchon die Waffen ſtrecken.
Als nun die Führer miteinander noch
Rath ſuchten und nicht fanden — ſieh da ſtellte
ſich
Ein ſeltſam Wunder unſern Augen dar!

Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn, um ihren Nacken
In goldnen Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach:
Was zagt ihr tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären ſein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riſs ſie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.
Wir, ſtumm vor Staunen, ſelbſt nicht wollend,
folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad an ſtürmen wir.
Dér, hochbetroffen, ſteht bewegungslos
Mit weit geöffnet ſtarrem Blick das Wunder
Anſtaunend, das ſich ſeinen Augen zeigt —
Doch ſchnell als hätten Gottes Schrecken ihn

Ergriffen, wendet er ſich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von ſich werfend
Entſchaart das ganze Heer ſich im Gefilde,
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken ſinnlos, ohne rückzuſchau'n,
Stürzt Mann und Roſs ſich in des Fluſſes Bette,
Und läſst ſich würgen ohne Widerſtand,
Ein Schlachten war's nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitauſend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet die der Fluſs verſchlang,
Und von den Unſern ward kein Mann vermiſst.

KARL.

Seltſam bei Gott! höchſt wunderbar und ſeltſam!

SOREL

Und eine Jungfrau wirkte dieſes Wunder?
Wo kam ſie her? Wer iſt ſie?

RAOUL.

Wer ſie ſei,
Will ſie allein dem König offenbaren.
Sie nennt ſich eine Seherin und Gott-

Geſendete Prophetin, und verſpricht
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechſelt.
Ihr glaubt das Volk und dürſtet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.

(Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinander geſchlagen werden.)

Hört ihr den Auflauf? Das Geläut der Glocken?
Sie iſt's, das Volk begrüſst die Gottgeſandte.

KARL (zu Dü Chatel.)

Führt ſie herein —

(zum Erzbiſchoff.)

Was ſoll ich davon denken!
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jezt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das iſt nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Biſchoff, darf ich Wunder glauben?

VIELE STIMMEN (hinter der Scene.)

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

KARL.

Sie kommt!

(zu Dünois.)

Nehmt meinen Platz ein Dünois!
Wir wollen dieſes Wundermädchen prüfen,
Iſt ſie begeiſtert und von Gott geſandt,
Wird ſie den König zu entdecken wiſſen.

(Dünois ſetzt ſich, der König ſteht zu ſeiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbiſchoff mit den übrigen gegen über, daſs der mittlere Raum leer bleibt.)

JOHANNA begleitet von den RATHSHERREN und vielen RITTERN, welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edelm Anſtand tritt ſie vorwärts, und ſchaut die Umſtehenden der Reihe nach an.

DÜNOIS.

(nach einer tiefen feierlichen Stille.)

Biſt du es wunderbares Mädchen —

JOHANNA

(unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anſchauend.)

Baſtard von Orleans! Du willſt Gott verſuchen!
Steh auf von dieſem Platz, der dir nicht ziemt,
An dieſen Gröſseren bin ich geſendet.

(Sie geht mit entſchiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und ſteht ſogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anweſenden drücken ihr Erſtaunen aus. Dünois verläſst ſeinen Sitz und es wird Raum vor dem König.)

KARL.

Du ſiehſt mein Antlitz heut zum erſtenmal,
Von wannen kommt dir dieſe Wiſſenſchaft?

JOHANNA.

Ich ſah dich, wo dich niemand ſah als Gott.

(wieder Pauſe.)

In jüngſt verwichner Nacht, beſinne dich!
Als alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da ſtandſt du auf von deinem Lager;

Und thatſt ein brünſtiges Gebet zu Gott.
Laſs die hinausgehn und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

KARL.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menſchen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweiſl' ich nicht mehr, daſs dich Gott begeiſtert.

JOHANNA.

Es waren drei Gebete die du thatſt,
Gieb wohl acht, Dauphin, ob ich dir ſie nenne!
Zum erſten flehteſt du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieſer Krone haſte,
Wenn eine andre ſchwere Schuld, noch nicht
Gebüſst, von deiner Väter Zeiten her,
Dieſen thränenvollen Krieg herbeygerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugieſsen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schaale ſeines Zorns.

KARL

KARL.

(tritt mit Schrecken zurück.)

Wer bist du mächtig Wesen? Woher kommst du?

(Alle zeigen ihr Erstaunen.)

JOHANNA.

Du thatst dem Himmel diese zweite Bitte.
Wenn es sein hoher Schluss und Wille sei,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was deine Väter
Die Könige in diesem Reich besassen,
Drei einz'ge Güter flehtest du ihn an
Dir zu bewahren, die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(König verbirgt das Gesicht heftig weinend, grosse Bewegung des Erstaunens unter den Anwesenden. Nach einer Pause)

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

KARL.

Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

ERZBISCHOFF.

Wer bist du heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebahr dich! Sprich! Wer sind
Die Gottgeliebten Ältern, die dich zeugten?

JOHANNA.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich,
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schäafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebohrnen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und dass sie schon die grosse Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheimschen König zu bewahren.

Und vor dem Dorf, wo ich gebohren, ſteht
Ein uralt Muttergottes Bild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchahn,
Und eine heil'ge Eiche ſteht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaſs ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Wunder-Eiche ſchlief.
— Und einsmals als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt wie ich
Als Schäferin gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh auf Johanna. Laſs die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!
„Nimm dieſe Fahne! Dieſes Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims.

„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber ſprach: wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an! Eine keuſche Magd wie du
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, gebohren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!" — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiſse Lilien in der Hand,
Und ſüſser Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo drei Nächte nach einander lieſs
Die Heilige ſich ſehn, und rief: „Steh auf, Johanna
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft."
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden.

„Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos,
„Durch ſtrengen Dienſt muſs ſie geläutert werden.
„Die hier gedienet, iſt dort oben groſs.“
Und alſo ſprechend lieſs ſie das Gewand
Der Hirtin fallen und als Königinn
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen ſie hinauf
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

(Alle ſind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Geſicht an des Königs Bruſt.)

ERZBISCHOFF

(nach einem langem Stillſchweigen.)

Vor ſolcher göttlicher Beglaubigung
Muſs jeder Zweifel ird'ſcher Klugheit ſchweigen.
Die That bewährt es, daſs ſie Wahrheit ſpricht,
Nur Gott allein kann ſolche Wunder wirken.

DÜNOIS.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.

KARL.

Und bin ich ſünd'ger ſolcher Gnade werth!

Untrüglich allerforſchend Aug', du ſiehſt
Mein Innerſtes und kenneſt meine Demuth!

JOHANNA.

Der hohen Demuth leuchtet hell dort oben,
Du beugteſt dich, drum hat er dich erhoben.

KARL.

So werd' ich meinen Feinden widerſtehn?

JOHANNA.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füſsen!

KARL.

Und Orleans ſagſt du, wird nicht übergehn?

JOHANNA.

Eh ſieheſt du die Loire zurücke flieſsen.

KARL.

Werd ich nach Rheims als Überwinder ziehn?

JOHANNA.

Durch tauſend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anweſende Ritter erregen ein Getöſe mit ihren Lanzen und Schilden, und geben Zeichen des Muths.)

DÜNOIS.

Stell uns die Jungfrau an des Heeres Spitze,
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten,
Und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!

LA HIRE.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn sie einher vor unsern Scharen zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite,
Sie führ' uns an, die mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein grosses Waffengetöse und treten vorwärts.)

KARL.

Ja heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.
Dieses Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgesendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und sei forten —

JOHANNA.

Nicht also edler Dauphin!

Nicht durch dieſs Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiſs
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geiſt
Mich lehrte, ſende hin und laſs es holen.

KARL.

Nenn es Johanna.

JOHANNA.

Sende nach der alten Stadt
Fierboys, dort, auf Sankt Kathrinens-Kirchhof
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll.
An dreyen goldnen Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind.
Dieſs Schwert laſs holen, denn durch dieſes wirſt
du ſiegen.

KARL.

Man ſende hin und thue wie ſie ſagt.

JOHANNA.

Und eine weiſse Fahne laſs mich tragen.

Mit einem Saum von Purpur eingefaſst.
Auf dieſer Fahne ſei die Himmelskönigin
Zu ſehen mit dem ſchönen Jeſusknaben,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

KARL.

Es ſei ſo wie du ſagſt.

JOHANNA (zum Erzbiſchoff.)

Ehrwürd'ger Biſchoff,
Legt eure prieſterliche Hand auf mich,
Und ſprecht den Segen über eure Tochter!

(kniet nieder.)

ERZBISCHOFF.

Du biſt gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder!

(ſie ſteht auf.)

EDELKNECHT.

Ein Herold kommt vom engelländſchen Feldherrn.

JOHANNA.

Laſs ihn eintreten, denn ihn ſendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht der hinaus geht.)

Der Herold tritt herein.

Karl.

Was bringst du Herold? Sage deinen Auftrag.

Herold.

Wer ist es, der für Karln von Valois,
Den Grafen von Ponthieu das Wort hier führt?

Dünois.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechst du dich den König der Franzosen
Auf seinem eignen Boden zu verläugnen.
Dich schützt dein Wappenrock, sönst solltest du —

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieser lebt im engelländischen Lager.

Karl.

Seid ruhig Vetter! Deinen Auftrag Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,

Das ſchon gefloſſen und noch flieſsen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide.
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läſst er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

KARL.

Laſs hören!

JOHANNA (tritt hervor.)

Sire! Laſs mich an deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

KARL.

Thu es Mädchen!
Entſcheide du, ob Krieg ſei oder Friede.

JOHANNA (zum Herold.)

Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?

HEROLD.

Der Britten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

JOHANNA.

Herold du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Todten.

HEROLD.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Gesundheit
Und Kraft, und lebt euch allen zum Verderben.

JOHANNA.

Er lebte, da du abgingst. Diesen Morgen
Streckt' ihn ein Schuss aus Orleans zu Boden,
Als er von Thurm La Tournelle niedersah.
—Du lachst, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir seiner Leiche Zug,
Wenn deine Füsse dich zurücke tragen!
Jetzt Herold sprich und sage deinen Auftrag.

HEROLD.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weisst,
So kennst du ihn, noch eh' ich dir ihn sage.

JOHANNA.

Ich brauch' ihn nicht zu wissen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! und diese Worte
Verkündige den Fürsten, die dich sandten!
—Könige von England, und ihr, Herzoge
Bedford und Gloster, die das Reich verwesen!

Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoſsnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht,
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich euch, damit ihr's wiſſet.
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Groſsen ſeines Reichs begleitet.
— Jetzt Herold geh und mach dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magſt erreichen,
Und Bothſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

(ſie geht, alles ſetzt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Gegend von Felſen begrenzt.

Talbot und Lionel, engliſche Heerführer. Philipp Herzog von Burgund. Ritter Faſtolf und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter dieſen Felſen laſſet uns
Halt machen und ein feſtes Lager ſchlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder
ſammeln,
Die in dem erſten Schrecken ſich zerſtreut.
Stellt gute Wachen aus, beſetzt die Höhn!
Zwar ſichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Überfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorſicht, denn wir haben es

Mit einem kecken Feind und sind geschlagen.

(Ritter Fastolf geht ab mit den Soldaten.)

LIONEL.

Geschlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, dass der Franke
Des Engelländers Rücken heut gesehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beschimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

BURGUND.

Das muss uns trösten. Wir sind nicht von Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.

TALBOT.

Vom Teufel unsrer Narrheit — Wie Burgund?
Schreckt dieses Gespenst des Pöbels auch die Fürsten?
Der Aberglaube ist ein schlechter Mantel

Für eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerſt.

BURGUND.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

TALBOT.

Nein Herr! Auf eurem Flügel fing es an.
Ihr ſtürztet euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die unſern in Verwirrung.

LIONEL.

Ihr könnt's nicht läugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt.

BURGUND.

Weil dort der erſte Angriff war.

TALBOT.

Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöſse,
Sie wuſste, wo die Furcht zu finden war.

BURGUND.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen!

LIONEL.

Wir Engelländer, waren wir allein,

Bei Gott! Wir hätten Orleans nicht verloren!

BURGUND.

Nein — denn ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch
Von einem fränkischen Kamine steigen!

LIONEL.

Wenn es die grosen Worte thäten, Herzog,
So hättet ihr allein Frankreich erobert.

BURGUND.

Ihr seid unlustig, weil euch Orleans
Entging und lasst nun eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.

TALBOT.

Nicht eurentwegen haben wir's belagert.

BURGUND.

Wie ſtünd's um euch, zög' ich mein Heer zurück.

LIONEL.

Nicht ſchlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig
wurden.

BURGUND.

Doch that's euch ſehr um unſre Freundſchaft
Noth,
Und theuer kaufte ſie der Reichsverweſer.

TALBOT.

Ja theuer, theuer haben wir ſie heut
Vor Orleans bezahlt mit unſrer Ehre.

BURGUND.

Treibt es nicht weiter Lord, es könnt' euch
reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling ſolches zu ertragen?

Was thu ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen ſoll,
So will ich's meinem angebohrnen König.

TALBOT.

Ihr ſteht in Unterhandlung mit dem Dauphin.
Wir wiſſen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu ſchützen.

BURGUND.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir ſo? — Chatillon!
Laſs meine Völker ſich zum Aufbruch rüſten
Wir gehn in unſer Land zurück.

(Chatillon geht ab.)

LIONEL.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,
Als da er ſeinem guten Schwert allein
Vertrauend ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe jeder ſeine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr! Franzöſiſch Blut
Und Engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.

Königinn Isabeau von einem Pagen begleitet.

Isabeau.

Was muſs ich hören Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch alſo die geſunden Sinne?
Jetzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haſs euch trennen und euch ſelbſt
Befehdend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' euch edler Herzog. Ruft den raſchen
Befehl zurück. — Und ihr, ruhmvoller Talbot,
Beſänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt Lionel, helft mir die ſtolzen Geiſter
Zufrieden ſprechen und Verſöhnung ſtiften.

Lionel.

Ich nicht Milady. Mir iſt alles gleich.
Ich denke ſo: was nicht zuſammen kann
Beſtehen, thut am beſten ſich zu löſen.

Isabeau.

Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunſt, die uns

Im Treffen ſo verderblich war, auch hier
Noch fort uns Sinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!
(zu Talbot)
Seid ihr's, der ſeines Vortheils ſo vergaſs,
Den werthen Bundsgenoſſen zu verletzen?
Was wollt ihr ſchaffen ohne diesen Arm?
Er baute eurem König ſeinen Thron,
Er hält ihn noch und ſtürzt ihn wenn er will,
Sein Heer verſtärkt euch und noch mehr ſein Nahme.
Ganz England, ſtrömt' es alle ſeine Bürger
Auf unſre Küſten aus, vermöchte nicht
Dieſs Reich zu zwingen, wenn es einig iſt,
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

TALBOT.

Wir wiſſen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falſchen wehren iſt der Klugheit Pflicht.

BURGUND.

Wer treulos ſich des Dankes will entſchlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht

ISABEAU.

Wie edler Herzog? Könntet ihr so sehr
Der Schaam absagen und der Fürstenehre,
In jene Hand, die euren Vater mordete,
Die eurige zu legen? Wärt ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah dem Falle wolltet ihr ihn halten,
Und euer Werk wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem festen Bunde nur mit England.

BURGUND.

Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin
Doch die Verachtung und den Übermuth
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

ISABEAU.

Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, ihr wisst es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, lasst mich diesen

Riss

Schnell heilend ſchlieſsen, eh er ewig wird.

TALBOT.

Was dünket euch Burgund? Ein edles Herz
Bekennt ſich gern von der Vernunft beſiegt.
Die Königinn hat ein kluges Wort geredet,
Laſst dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.

BURGUND.

Madame ſprach ein verſtändig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

ISABEAU.

Wohl! ſo beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuſs und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehen.

(Burgund und Talbot umarmen ſich.)

LIONEL

(betrachtet die Gruppe für ſich.)

Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!

ISABEAU.

Wir haben eine Schlacht verloren Feldherrn,
Das Glück war uns zuwider, darum aber

Entsink' euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunst zu Hülfe, doch er habe
Umsonst sich der Verdammniss übergeben,
Und seine Hölle selbst errett' ihn nicht.
Ein sieghaft Mädchen führt des Feindes Heer,
Ich will das eure führen, ich will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin seyn.

LIONEL.

Madame, geht nach Paris zurück. Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern siegen.

TALBOT.

Geht! Geht! Seit ihr im Lager seid, geht alles
Zurück, kein Segen ist mehr in unsern Waffen.

BURGUND.

Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes.
Der Krieger nimmt ein Ärgerniss an euch.

ISABEAU

(sieht einen um den andern erstaunt an.)

Ihr auch Burgund? Ihr nehmet wider mich
Parthey mit diesen undankbaren Lords?

BURGUND.

Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

ISABEAU.

Ich hab' kaum Frieden zwiſchen euch geſtiftet,
So macht ihr ſchon ein Bündniſs wider mich?

TALBOT.

Geht, geht mit Gott Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, ſobald ihr weg ſeid.

ISABEAU.

Bin ich nicht eure treue Bundsgenoſſin?
Iſt eure Sache nicht die meinige?

TALBOT.

Doch eure nicht die unſrige. Wir ſind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

BURGUND.

Ich räche eines Vater's blut'gen Mord,
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

TALBOT.

Doch grad heraus! Was ihr am Dauphin thut
Iſt weder menſchlich gut, noch göttlich recht.

ISABEAU.

Fluch ſoll ihm treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

BURGUND.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

ISABEAU.

Er warf ſich auf zum Richter meiner Sitten!

LIONEL.

Das war unehrerbietig von dem Sohn!

ISABEAU.

In die Verbannung hat er mich geſchickt.

TALBOT.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

ISABEAU.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh er herrſcht in ſeines Vaters Reich —

TALBOT.

Eh opfert ihr die Ehre ſeiner Mütter!

ISABEAU.

Ihr wiſst nicht, ſchwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.

Ich liebe, wer mir gutes thut und haſſe
Wer mich verletzt, und iſt's der eigne Sohn
Den ich gebohren, deſto haſſenswerther.
Dem ich das Daſeyn gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Übermuth
Den eignen Schoos verletzt, der ihn getragen.
Ihr die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin ſchweres gegen Euch
Verſchuldet? Welche Pflichten brach er Euch?
Euch treibt die Ehrſucht, der gemeine Neid,
Ich darf ihn haſſen, ich hab' ihn gebohren.

TALBOT.

Wohl, an der Rache fühlt er ſeine Mutter!

ISABEAU.

Armſel'ge Gleiſsner, wie veracht' ich euch,
Die ihr euch ſelbſt ſo wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer ſtreckt die Räuberhände
Nach dieſem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anſpruch habt auf ſo viel Erde
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieſer
Herzog

Der ſich den Guten ſchelten läſst, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. —
Gleichwohl
Iſt euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heucheley verachtʼ ich. Wie ich bin,
So ſehe mich das Augʼ der Welt.

BURGUND.

Wahr iſtʼs!
Den Ruhm habt ihr mit ſtarkem Geiſt behauptet.

ISABEAU.

Ich habe Leidenſchaften, warmes Blut
Wie eine andre, und ich kam als Königinn
In dieſes Land, zu leben, nicht zu ſcheinen.
Sollt' ich der Freudʼ abſterben, weil der Fluch
Des Schickſals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnſinnʼgen Gatten hat geſellt?
Mehr als das Leben liebʼ ich meine Freiheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit euch mich ſtreiten über meine Rechte?
Schwer flieſst das dicke Blut in euren Adern.

Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wut!
Und dieſer Herzog, der ſein Lebenlang
Geſchwankt hat zwiſchen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen haſſen noch von Herzen lieben.
— Ich geh nach Melün. Gebt mir dieſen da
(auf Lionel zeigend)
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.
(ſie winkt ihrem Pagen und will gehen.)

LIONEL.

Verlaſst euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben,
Die wir erbeuten ſchicken wir nach Melün.

ISABEAU (zurückkommend.)

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchla-
gen,
Der Franke nur weiß zierliches zu ſagen.
(ſie geht ab.)

TALBOT.

Was für ein Weib!

LIONEL.

Nun eure Meinung Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen schnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöschen?

BURGUND.

Wir sind zu schwach, die Völker sind zerstreut,
Zu neu ist noch der Schrecken in dem Heer.

TALBOT.

Ein blinder Schrecken nur hat uns besiegt,
Der schnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dieß Furchtbild der erschreckten Einbildung
Wird, näher angesehn, in Nichts verschwinden.
Drum ist mein Rath, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

BURGUND.

Überlegt —

LIONEL.

Mit eurer
Erlaubniß. Hier ist nichts zu überlegen.

Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.

TALBOT.

Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir.
Und dieſs Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſre Völker blendet und entmannt,
Laſst uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann
So hat ſie uns zum letztenmal geſchadet,
Stellt ſie ſich nicht, und ſeid gewiſs, ſie meidet
Den ernſten Kampf, ſo iſt das Heer entzaubert.

LIONEL.

So ſeys! Und mir, mein Feldherr, überlaſſet
Dieſs leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll flieſsen
Denn lebend denk ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag ich auf dieſen Armen ſie herüber
Zur Luſt des Heers in das brittann'ſche Lager.

BURGUND.

Verſprechet nicht zuviel.

TALBOT.

Erreich ich sie,
Ich denke sie so sanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe.

(sie gehen ab.)

JOHANNA mit der Fahne, im Helm und Brustharnisch, sonst aber weiblich gekleidet, DUNOIS, LA HIRE, RITTER und SOLDATEN zeigen sich oben auf dem Felsenweg, ziehen still darüber hinweg, und erscheinen gleich darauf auf der Scene.

JOHANNA

(zu den Rittern, die sie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt.)

Erstiegen ist der Wall, wir sind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verschwiegnen Nacht

Von euch, die euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die
Jungfrau!

ALLE

(rufen laut unter wildem Waffengetöſe.)

Gott und die Jungfrau!

(Trommeln und Trompeten.

SCHILDWACHE (hinter der Scene.)

Feinde! Feinde! Feinde!

JOHANNA.

Jezt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entſetzen,
Und drohend rings umfange ſie der Tod!

(Soldaten eilen fort, ſie will folgen.)

DÜNOIS (hält ſie zurück.)

Du haſt das deine nun erfüllt Johanna!
Mitten in's Lager haſt du uns geführt,
Den Feind haſt du in unſre Hand gegeben.
Jezt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaſs die blutige Entſcheidung.

La Hire.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst,
Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muss fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist muss Johanna seyn,
Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen,
Die Krone muss ich sehn auf meines Königs Haupt,
Diess Leben wird kein Gegner mir entreissen,
Bis ich vollendet was mir Gott geheissen.

(sie geht ab.)

La Hire.

Kommt Dünois! Lasst uns der Heldin folgen,
Und ihr die tapfre Brust zum Schilde leihn!

(gehen ab.)

Englische Soldaten flichen über die Bühne.

Erster.

Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam ſie in das Lager?

Dritter.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! Flieht! Wir ſind alle des Todes!

(gehen ab.)

Talbot (kommt.)

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht ſtehn!
Gelöſst ſind alle Banden des Gehorſams,
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geiſter ausgeſpieen, reiſst
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort, nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Flut entgegenſtellen,

Die wachſend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig nüchterne und alles
Muſs um mich her in Fiebers Hitze raſen?
Vor dieſen Fränkſchen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer iſt ſie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf einmal wendet, und ein ſchüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerin, die die gelernte Rolle
Der Heldin ſpielt, ſoll wahre Helden ſchrecken?
Ein Weib entriſs mir allen Siegesruhm?

SOLDAT (ſtürzt herein.)

Das Mädchen! Flieh! Flieh Feldherr!

TALBOT (ſtöſst ihn nieder.)

Flieh zur Hölle
Du ſelbſt! Den ſoll dieſs Schwert durchbohren!
Der mir von Furcht ſpricht und von feiger Flucht

(er geht ab.)

Der Proſpekt öfnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt MONTGOMERY.

MONTGOMERY (allein.)

Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der mit droh'ndem Schwert
Die Flucht verſperrend uns dem Tod entgegen treibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich her
Wie die Brunſt des Feuers raſet — Und rings um kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O wär ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſelger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg.

Und jetzo führt mich das verderbliche Geschick
In diese blut'ge Mordschlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Gestad,
Im sichern Vaterhause, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte süfse Braut.

(Johanna zeigt sich in der Ferne.)

Weh mir! Was seh ich! Dort erscheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt sie sich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift sie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füfse, fest und fester, wirret sich
Das Zauberknäul, dafs sie gefesselt mir die Flucht
Versagen! Hinsehn mufs ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Gestalt

(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder ſtehen.)

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerſt mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfaſſen, um mein Leben flehn, ſie iſt ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen ſie erweichen kann!

(indem er auf ſie zugehen will, tritt ſie ihm raſch entgegen.)

JOHANNA.

Du biſt des Todes! Eine britt'ſche Mutter zeugte dich.

MONTGOMERY (fällt ihr zu Füſsen.)

Halt ein Furchtbare! Nicht den unvertheidigten
Durchbohre. Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild,
Zu deinen Füſsen ſink ich wehrlos, flehend hin.
Laſs mir das Licht des Lebens, nimm ein Löſegeld.
Reich an Beſitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im ſchönen Lande Wallis, wo die ſchlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberſtrom,

Und funfzig Dörfer kennen ſeine Herrſchaft an.
Mit reichem Golde löſ't er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

JOHANNA.

Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Biſt du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könnteſt Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödtlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles lebende, das mir
Der Schlachten-Gott verhängnisvoll entgegen ſchickt.

MONTGOMERY.

Furchtbar iſt deine Rede, doch dein Blick iſt ſanft,

Nicht ſchrecklich biſt du in der Nähe anzuſchaun,
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O bei der Milde deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

JOHANNA.

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht freyn
Auf ird'ſche Weiſe, ſchlieſs ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

MONTGOMERY.

O bei der Liebe heilig waltendem Geſetz
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich.
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft,
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hofft
Beglückt zu ſeyn durch Liebe! Trenne grauſam nicht

Zwey Herzen, die der Liebe heilig Bündniſs knüpft!

JOHANNA.

Du rufeſt lauter irrdiſch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiſs
Nichts von der Liebe Bündniſs, das du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eitlen Dienſt.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

MONTGOMERY.

O ſo erbarme meiner jammervollen Ältern dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja gewiſs auch du
Verlieſſeſt Ältern, die die Sorge quält um dich.

JOHANNA.

Unglücklicher! Und du erinnerſt mich daran,
Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden ſind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,

Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

MONTGOMERY.

O ſchwer iſt's, in der Fremde ſterben unbeweint.

JOHANNA.

Wer rief euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiſs
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Heerd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet ſchon in eures Herzens eitelm Wahn
Den freigebohrnen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dieſs groſse Land, gleichwie ein Boot,
An euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes, eher riſst ihr einen Stern
Vom Himmelwagen, als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag

Der Rache ist gekommen, nicht lebendig mehr
Zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns
Gesetzt, und das ihr frevelnd überschritten habt.

MONTGOMERY (läßt ihre Hand los.)

O ich muß sterben! Grausend faßt mich schon
der Tod.

JOHANNA.

Stirb Freund! Warum so zaghaft zittern vor dem
Tod
Dem unentfliehbaren Geschick? — Sieh mich
an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Gebohren, nicht des Schwerts gewohnt ist diese
Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Doch weggerissen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die
Götterstimme, nicht
Eignes Gelüsten, — euch zu bitterm Harm, mir
nicht

Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend
gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſeyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd
ich ſehn,
Noch vielen von den Euren werd' ich tödtlich ſeyn,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich ſelbſt umkommen und erfüllen mein Geſchick.
— Erfülle du auch deines. Greife friſch zum
Schwert,
Und um des Lebens ſüſse Beute kämpfen wir.

MONTGOMERY (ſteht auf)

Nun, wenn du ſterblich biſt wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beſchieden
ſeyn,
Zur Höll dich ſendend Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geſchick.
Ruf' du Verdammte deine Höllengeiſter an,
Dir beyzuſtehn! Wehre deines Lebens dich!

(er ergreift Schild und Schwert und dringt auf ſie
ein, kriegeriſche Muſik erſchallt in der Ferne,
nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

JOHANNA.

Dich trug dein Fuſs zum Tode — Fahre hin!

(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.)

Erhabne Jungfrau, du wirkſt mächtiges in mir!
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dieſs Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eiſens blanker Scheide ſchaudert mir,
Doch wenn es Noth thut, alsbald iſt die Kraft mir dá,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Ein RITTER mit geſchloſsnem Viſier tritt auf.

RITTER.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,

Dich ſucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgeſtiegen biſt.

JOHANNA.

Wer biſt du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Britte ſcheinſt du mir,
Denn dich bezeichnet die Burgundſche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

RITTER.

Verworfne, du verdienteſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

JOHANNA.

So biſt du dieſer edle Herzog ſelbſt?

RITTER (ſchlägt das Viſier auf.)

Ich bin's. Elende zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen dich nicht mehr,
Du haſt bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen,
Ein Mann ſteht vor dir.

Dūnois und La Hire zu den Vorigen.

Dūnois.

Wende dich Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetin heilig Haupt,
Erſt muſs dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürcht' ich,
Noch euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröthe Baſtard, Schande dir La Hire,
Daſs du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll' erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! Euch allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.

(Sie bereiten ſich zum Kampf, Johanna tritt dazwiſchen.)

JOHANNA.

Haltet inne!

BURGUND.

Zitterſt du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen ſoll er —

(dringt auf Dünois ein.)

JOHANNA.

Haltet inne!
Trennt ſie La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll fliefsen!
Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Aus einander ſag' ich — Höret und verehrt
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

DÜNOIS.

Was hältſt du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

JOHANNA

(ſtellt ſich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten Zwiſchenraum, zum Baſtard:)

Tritt auf die Seite!

(zu Lahire:)

Bleib gefeſſelt ſtehen!

Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(nachdem alles ruhig iſt)

Was willſt du thun Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn wie du,
Dieſer Tapfre iſt dein Waffenfreund und Landsmann,
Ich ſelbſt bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die du zu vertilgen ſtrebſt,
Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgethan dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs theure Züge trägt.

BURGUND.

Mit ſüſser Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt du Sirene! deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen Dünois!
Mit Streichen nicht mit Worten lafs uns fechten.

DÜNOIS.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt du
Vor Worten dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräther einer böſen Sache.

JOHANNA.

Uns treibt nicht die gebieteriſche Noth
Zu deinen Füſsen, nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor dir. — Blick um dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager,
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegstrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.

Des ſchönen Lorbeers friſch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit, mit unſerm Freund zu theilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling komm!
Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unſre reine Seite! —
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König,
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt,
Lichtweiſs wie dieſe Fahn' iſt unſre Sache,
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

BURGUND.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer als mein Arm.

JOHANNA.

Du nennſt mich eine Zauberin, giebſt mir Künſte

Der Hölle Schuld — Iſt Frieden ſtiften, Haſs
Verſöhnen, ein Geſchäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?
Seit wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daſs der Himmel die gerechte Sache
Verläſst, und daſs die Teufel ſie beſchützen?
Iſt aber das, was ich dir ſage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's ſchöpfen?
Wer hätte ſich auf meiner Schäfertrift
Zu mir geſellt, das kind'ſche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürſten nie geſtanden,
Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.
Doch jezt, da ich's bedarf dich zu bewegen,
Beſitz' ich Einſicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde

BURGUND

(lebhaft bewegt, ſchlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet ſie mit Erſtaunen und Rührung.)

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet!
— Sie trügt nicht dieſe rührende Geſtalt!
Nein! Nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt,
Mir ſagt's das Herz, ſie iſt von Gott geſendet.

JOHANNA.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht, des Zornes Donnerwolke ſchmilzt
Von ſeiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

(Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dünois laſſen die Schwerter fallen und eilen ihn zu umarmen.)

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Dünois und La Hire treten auf.

Dünois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für Eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten feſt in Noth und Tod zuſammen.
Laſst Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schickſalswechſel ausgehalten.

La Hire.

Prinz hört mich an!

Dünois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen.
Und mir iſt wohl bekannt, worauf Ihr ſinnt.
Zum König denkt ihr fleh'nden Fuſses jezt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geſchenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit

Kann er den wohlverdienten Preifs nicht weigern.
Doch wifst — eh ich in eines andern Arm
Sie fehe —

La Hire.

Hört mich Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig fchnelle Luft zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt bis ich die Wunderbare fah,
Die eines Gottes-Schickung diefem Reich
Zur Retterin beftimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur als Braut fie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundin feyn
Des ftarken Mannes, und diefs glüh'nde Herz
Sehnt fich an einer gleichen Bruft zu ruhn,
Die feine Kraft kann faffen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt' ich's wagen Prinz, mein fchwach Ver-

dienft

Mit eures Nahmens Heldenruhm zu meſſen!
Wo ſich Graf Dünois in die Schranken ſtellt,
Muſs jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferin kann nicht
Als Gattin würdig euch zur Seite ſtehn,
Das königliche Blut, das eure Adern
Durchrinnt, verſchmäht ſo niedrige Vermiſchung.

DÜNOIS.

Sie iſt das Götterkind der heiligen
Natur wie ich, und iſt mir ebenbürtig.
Sie ſollte eines Fürſten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel iſt,
Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein
Umgiebt, der heller ſtrahlt als irdſche Kronen,
Die jedes Gröſste, Höchſte dieſer Erden
Klein unter ihren Füſsen liegen ſieht;
Denn alle Fürſtenthronen auf einander
Geſtellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo ſie ſteht,
In ihrer Engels-Majeſtät!

LA HIRE.

Der König mag entſcheiden.

DÜNOIS.

Nein ſie ſelbſt
Entſcheide! Sie hat Frankreich frey gemacht
Und ſelber frey muſs ſie ihr Herz verſchenken.

LA HIRE.

Da kommt der König!

KARL. AGNES SOREL. DŪ CHATEL und CHATILLON treten auf.

KARL (zu Chatillon.)

Er kommt! Er will als ſeinen König mich
Erkennen, ſagt ihr, und mir huldigen?

CHATILLON.

Hier, Sire, in deiner königlichen Stadt
Chalons will ſich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füſsen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüſsen,
Er folgt mir auf dem Fuſs, gleich naht er ſelbſt.

SOREL.

Er kommt! O ſchöne Sonne dieſes Tags,

Der Freude bringt und Frieden und Verſöhnung!

CHATILLON.

Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern.
Er wird zu deinen Füſsen niederknien,
Doch er erwartet, daſs du es nicht duldeſt,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmeſt.

KARL.

Mein Herz glüht, an dem ſeinigen zu ſchlagen.

CHATILLON.

Der Herzog bittet, daſs des alten Streits
Beim erſten Wiederſehen mit keinem Worte
Meldung geſchehe!

KARL.

Verſenkt im Lethe ſei
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage ſehn.

CHATILLON.

Die für Burgund gefochten, alle ſollen
In die Verſöhnung aufgenommen ſeyn.

KARL.

Ich werde ſo mein Königreich verdoppeln!

CHATILLON.

Die Königin Iſabeau ſoll in dem Frieden
Mit eingeſchloſſen ſeyn, wenn ſie ihn annimmt.

KARL.

Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unſer Streit iſt aus, ſobald ſie ſelbſt ihn endigt.

CHATILLON.

Zwölf Ritter ſollen bürgen für dein Wort.

KARL.

Mein Wort iſt heilig.

CHATILLON.

Und der Erzbiſchoff
Soll eine Hoſtie theilen zwiſchen dir und ihm,
Zum Pfand und Siegel redlicher Verſöhnung.

KARL.

So ſei mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handſchlag bei mir einig ſind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

CHATILLON

(mit einem Blick auf Dü Chatel.)

Hier ſeh ich Einen, deſſen Gegenwart

Den erſten Gruſs vergiften könnte.

(Dü Chatel geht ſchweigend.)

KARL.

Geh

Dü Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magſt du verborgen bleiben.

(er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)

Rechtſchaffner Freund! Du wollteſt mehr als dieſs
Für meine Ruhe thun!

(Dü Chatel geht ab.)

CHATILLON.

Die andern Punkte nennt dieſs Inſtrument.

KARL (zum Erzbiſchoff.)

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen alles.
Für einen Freund iſt uns kein Preiſs zu hoch.
Geht Dünois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle ſollen ſich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feſte ſchmücke ſich die ganze Stadt,

Und alle Glocken ſollen es verkünden,
Daſs Frankreich und Burgund ſich neu verbünden.

(Ein Edelknecht kommt. Man hört Trompeten.)

Horch! Was bedeutet der Trompeten Ruf.

EDELKNECHT.

Der Herzog von Burgund hält ſeinen Einzug.

(geht ab.)

DÜNOIS (geht mit La Hire und Chatillon.)

Auf! Ihm entgegen!

KARL (zur Sorel.)

Agnes du weinſt? Beinah gebricht auch mir
Die Stärke, dieſen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer muſsten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiederſehn.
Doch endlich legt ſich jedes Sturmes Wut,
Tag wird es auf die dickſte Nacht, und kommt
Die Zeit, ſo reifen auch die ſpätſten Früchte!

ERZBISCHOFF (am Fenſter.)

Der Herzog kann ſich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küſſen ſeinen Mantel, ſeine Sporen.

KARL.

Es iſt ein gutes Volk, in ſeiner Liebe
Raſchlodernd wie in ſeinem Zorn. — Wie ſchnell
Vergeſſen iſt's, daſs eben dieſer Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne ſchlug,
Der Augenblick verſchlingt ein ganzes Leben!
— Faſs dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele ſeyn,
Nichts ſoll ihn hier beſchämen, noch betrüben.

HERZOG VON BURGUND. DÜNOIS. LA HIRE. CHATILLON und noch ZWEY ANDERE RITTER von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang ſtehen, der König bewegt ſich gegen ihn, ſogleich nähert ſich Burgund und in dem Augenblick, wo er ſich auf ein Knie will niederlaſſen, empfängt ihn der König in ſeinen Armen.

KARL.

Ihr habt uns überrascht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch ihr habt schnelle Pferde.

BURGUND.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.

(er umarmt die Sorel und küsst sie auf die Stirne.)

Mit eurer
Erlaubniss Baase. Das ist unser Herrenrecht
Zu Arras und kein schönes Weib darf sich
Der Sitte weigern.

KARL.

Eure Hofstatt ist
Der Sitz der Minne, sagt man, und der Markt
Wo alles Schöne muss den Stapel halten.

BURGUND.

Wir sind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köstlich wächst in allen Himmelstrichen
Wird ausgestellt zur Schau und zum Genuss
Auf unserm Markt zu Brügg, das höchste aber
Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit.

SOREL.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preifs,
Doch auf dem Markte wird fie nicht gefehn.

KARL.

Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund Vetter,
Dafs ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.

BURGUND.

Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl euch mein König! Früh hat euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!

(er bemerkt den Erzbiſchoff und reicht ihm die Hand.)

Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz,
Wer euch will finden, mufs im Guten wandeln.

ERZBISCHOFF.

Mein Meiſter rufe wenn er will, dieſs Herz
Iſt freudenſatt und ich kann fröhlich ſcheiden,
Da meine Augen dieſen Tag gefehn!

BURGUND (zur Sorel.)

Man ſpricht, ihr habt euch, eurer edeln Steine

Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu ſchmieden? Wie? Seid ihr ſo kriegeriſch
Geſinnt? War's euch ſo ernſt mich zu verderben?
Doch unſer Streit iſt nun vorbei, es findet
Sich alles wieder, was verloren war,
Auch euer Schmuck hat ſich zurück gefunden,
Zum Kriege wider mich war er beſtimmt,
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(er empfängt von einem ſeiner Begleiter das Schmuckkäſtchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel ſieht den König betroffen an.)

KARL.

Nimm das Geſchenk, es iſt ein zweifach theures Pfand
Der ſchönen Liebe mir und der Verſöhnung.

BURGUND

(indem er eine brillantne Roſe in ihre Haare ſteckt.)

Warum iſt es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde ſie mit gleich geneigtem Herzen
Auf dieſem ſchönen Haupt befeſtigen.

(ihre Hand bedeutend fuſſend.)

Und — zählt auf mich, wenn ihr dereinſt des Freundes

Bedürfen ſolltet!

(Agnes Sorel in Thränen ausbrechend tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine groſse Bewegung, alle Umſtehende blicken gerührt auf beide Fürſten.)

BURGUND.

(nachdem er alle der Reihe nach angeſehen, wirft er ſich in die Arme des Königs.)

O mein König!

(in demſelben Augenblick eilen die drei burgundiſchen Ritter auf Dünois, La Hire und den Erzbiſchoff zu und umarmen einander. Beide Fürſten liegen eine Zeitlang einander ſprachlos in den Armen.

Euch konnt' ich haſſen! Euch konnt' ich entſagen!

KARL.

Still! Still! Nicht weiter!

BURGUND.

Dieſen Engelländer

Konnt ich krönen! Diesem Fremdling Treue
schwören!
Euch meinen König ins Verderben stürzen!

KARL.

Vergesst es! Alles ist verziehen. Alles
Tilgt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!

BURGUND (fasst seine Hand.)

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden sollen euch erstattet werden,
Euer ganzes Königreich sollt ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf soll daran fehlen!

KARL.

Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

BURGUND.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider euch. O wüsstet ihr —
Warum habt ihr mir diese nicht geschickt?
(auf die Sorel zeigend.)
Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen!
— Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr

Entzweien, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jezt hab' ich meinen wahren Ort gefunden,
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

ERZBISCHOFF.

(tritt zwiſchen beide.)

Ihr ſeid vereinigt Fürſten! Frankreich ſteigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Aſche,
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwiſts gefallen,
Die Todten ſtehen nicht mehr auf, die Thränen
Die eurem Streit gefloſſen, ſind und bleiben
Geweint! Das kommende Geſchlecht wird blühen.
Doch das vergangne war des Eleuds Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das ſind die Früchte eures Bruderzwiſts!
Laſst's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gott-

heit

Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreifst. Los-
laſſen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht
Gelehrig wie der Falk ſich aus den Lüften
Zurückſchwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menſchenſtimme.
Nicht zweymal kommt im rechten Augenblick
Wie heut die Hand des Retters aus den Wolken.

BURGUND.

O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo iſt ſie? Warum ſeh ich ſie nicht hier?

KARL.

Wo iſt Johanna? Warum fehlt ſie uns
In dieſem feſtlich ſchönen Augenblick,
Den ſie uns ſchenkte?

ERZBISCHOFF.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müſs'gen Hofs,
Und ruft ſie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, ſo meidet ſie
Verſchämt den eitlen Blick gemeiner Augen!

Gewiſs beſpricht ſie ſich mit Gott, wenn ſie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geſchäftig iſt,
Denn allen ihren Schritten folgt der Sègen.

JOHANNA zu den VORIGEN.

Sie iſt im Harniſch aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.

KARL.

Du kommſt als Prieſterin geſchmückt Johanna,
Den Bund, den du geſtiftet, einzuweihn?

BURGUND.

Wie ſchrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umſtrahlt mit Anmuth ſie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöſ't Johanna? Biſt du
Befriedigt und verdien' ich deinen Beyfall?

JOHANNA.

Dir ſelbſt haſt du die gröſste Gunſt erzeugt.
Jezt ſchimmerſt du in ſegenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düſterm Schein
Ein Schreckensmond an dieſem Himmel hingſt.

(sich umschauend.)

Viel edle Ritter sind' ich hier versammelt
Und alle Augen glänzen freudenhell,
Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der sich verbergen muss, wo alles jauchzt.

BURGUND.

Und wer ist sich so schwerer Schuld bewusst,
Dass er an unsrer Huld verzweifeln müsste?

JOHANNA.

Darf er sich nahn? O sage, dass er's darf?
Mach dein Verdienst vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe Hass, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht sei so blutig, dass Burgund
An diesem Freudentag es nicht vergebe!

BURGUND.

Ha, ich verstehe dich!

JOHANNA.

Und willst verzeihn?

Du

Du willſt es, Herzog? — Komm herein Dü Cha-
tel!

(Sie öffnet die Thür und führt Dü Chatel herein, dieſer bleibt in der Entfernung ſtehen.)

Der Herzog iſt mit ſeinen Feinden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit dir.

(Dü Chatel tritt einige Schritte näher und ſucht in den Augen des Herzogs zu leſen.)

BURGUND.

Was machſt du
Aus mir, Johanna? Weiſst du was du foderſt?

JOHANNA.

Ein güt'ger Herr thut ſeine Pforten auf
Für alle Gäſte, keinen ſchlieſst er aus;
Frei wie das Firmament die Welt umſpannt,
So muſs die Gnade Freund und Feind umſchlieſsen.
Es ſchickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit,
Gleichmeſſend gieſst der Himmel ſeinen Thau
Auf alle dürſtenden Gewächſe aus.
Was irgend gut iſt und von oben kommt,

Iſt allgemein und ohne Vorbehalt,
Doch in den Falten wohnt die Finſterniſs!

BURGUND.

O ſie kann mit mir ſchalten wie ſie will,
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich Dü Chatel; Ich vergeb' euch.
Geiſt meines Vaters zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter rechnet mir's nicht zu,
Daſs ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt alles ewig,
Steht alles unbeweglich feſt — doch anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

KARL (zur Johanna.)

Was dank ich dir nicht alles hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt du dein Wort gelöſ't!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt du mir verſöhnt, die Feinde

Mir in den Staub geſtürzt, und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt alles. — Sprich wie lohn ich dir!

JOHANNA.

Sei immer menſchlich Herr im Glück, wie du's
Im Unglück warſt — und auf der Gröſse Gipfel
Vergiſs nicht, was ein Freund wiegt in der Noth.
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem letzten deines Volks, denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterin — du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinen Scepter.
Der Ahn- und Stammherr groſser Fürſten ſeyn.
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks,
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jezt
Der Retter ausging, droht geheimniſsvoll
Den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

BURGUND.

Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt,
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten wie er angefangen?

JOHANNA.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe haſt
Du deinen Stuhl geſetzt, und höher ſtrebt
Das ſtolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird ſeinem Wachsthum ſchleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauſes Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und Sceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker werden ihrem Schooſs entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwey groſsen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeſchifften Meeren.

KARL.

O ſprich, wenn es der Geiſt dir offenbaret.

Wird dieſes Freundesbündniſs, das wir jezt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

JOHANNA

(nach einem Stillſchweigen.)

Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle wo er ſchläft, denn Einmal
Erwacht bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet euch
Der Gegenwart, laſst mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

SOREL.

Heilig Mädchen, du erforſcheſt
Mein Herz, du weiſst ob es nach Gröſse eitel ſtrebt,
Auch mir gieb ein erfreuliches Orakel.

JOHANNA.

Mir zeigt der Geiſt nur groſse Weltgeſchicke,
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

Dünois.

Was aber wird dein eigen Schickſal ſeyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt!
Dir blüht gewiſs das ſchönſte Glück der Erden,
Da du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schoofs des ew'gen Vaters.

Karl.

Dein Glück ſei fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Nahmen will ich herrlich machen
In Frankreich, ſelig preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jezt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!

(er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.)

Und ſteh auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,

Den Beſten ſollſt du ebenbürtig ſeyn
In Frankreich, nur das königliche Blut
Von Valois ſei edler als das deine!
Der Gröſste meiner Groſsen fühle ſich
Durch deine Hand geehrt, mein ſei die Sorge
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

DÜNOIS (tritt vor.)

Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſicht meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchoffs reich' ich ihr
Die Hand als meiner fürſtlichen Gemahlin,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.

KARL.

Unwiderſtehlich Mädchen, du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daſs dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dieſs ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jezt.

LA HIRE (tritt vor.)

Johanna's ſchönſter Schmuck,

Kenn' ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Gröſsten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd ird'ſcher Hoheit nach,
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiethe.

KARL.

Auch du La Hire? Zwei trefliche Bewerber
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willſt du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzweyn? Es kann ſie Einer nur beſitzen,
Und jeden acht' ich ſolches Preiſes werth.
So rede du, dein Herz muſs hier entſcheiden.

SOREL (*tritt näher.*)

Die edle Jungfrau ſeh ich überraſcht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Schaam.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu löſen von der feſt verſchloſsnen Bruſt.

Jezt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laſs uns weiblich erſt
Das weibliche bedenken und erwarte
Was wir beſchlieſsen werden.

KARL (im Begriff zu gehen.)

Alſo ſei's!

JOHANNA.

Nicht alſo Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Schaam.
Ich habe dieſer edeln Frau nichts zu vertraun,
Deſſ' ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verlieſs ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten.
Legt' ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes,

Und keinem Manne kann ich Gattin seyn.

Erzbischoff.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib gebohren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!
Und hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verläugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiss noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebiethen wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jezt aber heisst er mich mein Werk vollenden,
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Öl hat seine Scheitel
Noch nicht benezt, noch heisst mein Herr nicht
König.

KARL.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

JOHANNA.

Laſs uns nicht ſtill ſtehn, denn geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchlieſsen.
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich!

DÜNOIS.

Wenn aber alles wird vollendet ſeyn,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

JOHANNA.

Will es der Himmel, daſs ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

KARL (ihre Hand faſſend.)

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt, es ſchweigt
Die Liebe in dem Gotterfüllten Buſen.
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude

In jeden Buſen ein, und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüſser Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoſs — dieſs Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt du rettend tauſende beglückt,
Und Einen zu beglücken wirſt du enden!

JOHANNA.

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daſs du ihr Gefäſs zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?
Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes

In Händen führte, und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!
Kein solches Wort mehr sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt' entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

KARL.

Brecht ab. Es ist umsonst sie zu bewegen.

JOHANNA.

Befiehl, dafs man die Kriegstrommete blase!
Mich preſst und ängstigt diese Waffenstille,
Es jagt mich auf aus dieser müfs'gen Ruh,
Und treibt mich fort, dafs ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

EIN RITTER tritt auf.

KARL.

Was ist's?

RITTER.

Der Feind ist über die Marne gegangen.

Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

JOHANNA (begeiſtert.)

Schlacht und Kampf!

Jezt iſt die Seele ihrer Banden frey.

Bewaffnet euch, ich ordn' indeſs die Schaaren.

(ſie eilt hinaus.)

KARL.

Folgt ihr La Hire — Sie wollen uns am Thore

Von Rheims noch um die Krone kämpfen laſſen!

DÜNOIS.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es iſt der letzte

Verſuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

KARL.

Burgund, euch ſporn ich nicht. Heut iſt der Tag

Um viele böſe Tage zu vergüten.

BURGUND.

Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.

KARL.

Ich ſelbſt

Will euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,

Und in dem Angeſicht der Krönungsſtadt

Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter ſagt dir Lebewohl!

AGNES (umarmt ihn.)

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder ſeiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daſs wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm ich meinen Herrn,
Mir ſagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erſchallen mit muthigem Ton, und gehen, während daſs verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über, das Orcheſter fällt ein bei offener Scene und wird von kriegeriſchen Inſtrumenten hinter der Scene begleitet.)

Der Schauplatz verwandelt ſich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man ſieht während der Muſik Soldaten über den Hintergrund ſchnell wegziehen.

TALBOT auf FASTOLF geſtützt und von SOLDATEN begleitet.

TALBOT.

Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder,
Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beiſtands um zu ſterben.

FASTOLF.

O unglückſelig jammervoller Tag!

LIONEL tritt auf.

Zu welchem Anblick kommt ihr Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

LIONEL.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord ſteht auf!
Jezt iſt's nicht Zeit, ermattet hinzuſinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur,
Mit eurem mächt'gen Willen, daſs ſie lebe!

TALBOT.

Umſonſt! Der Tag des Schickſals iſt gekommen,
Der unſern Thron in Frankreich ſtürzen ſoll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Stahl dahin geſchmettert lieg ich hier,

Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren.
So eilt Paris zu retten!

LIONEL.

Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin,
So eben bringt ein Eilbot uns die Nachricht.

TALBOT (reiſst den Verband ab.)

So ſtrömet hin ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüſsig bin ich dieſer Sonne.

LIONEL.

Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort, wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten,
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

TALBOT.

Unſinn, du ſiegſt und ich muſs untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin

Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du dem tollen Ross
Des Aberwitzes an dem Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mufst!
Verflucht sei, wer sein Leben an das Grofse
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

LIONEL.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenig Augenblicke Leben — denkt
An euren Schöpfer!

TALBOT.

Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth?

LIONEL (reicht ihm die Hand.)

Mylord fahrt wohl! Der Thränen ſchuld'gen Zoll
Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jezt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Looſe ſchüttelt.
Auf Wiederſehn in einer andern Welt,
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.

(geht ab.)

TALBOT.

Bald iſt's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig.
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,

Und herzliche Verachtung alles deſſen
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth —

KARL. BURGUND. DŪNOIS. DŪ CHATEL und SOLDATEN treten auf.

BURGUND.

Die Schanze iſt erſtürmt.

DŪNOIS.

Der Tag iſt unſer.

KARL (Talbot bemerkend.)

Seht, wer es iſt der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt?
Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann,
Geht, ſpringt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

FASTOLF.

Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünſcht!

BURGUND.

Was ſeh ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!

(er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.)

FASTOLF.

Hinweg Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

DÜNOIS.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüſs ich euch als König,
Die Krone zitterte auf eurem Haupt,
Solang ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

KARL

(nachdem er den Todten ſtillſchweigend betrachtet.)

Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.
Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf, und tragen ihn fort.)

Fried' sei mit seinem Staube!
Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden,
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit als er, drang noch kein feindlich Schwert,
Seine Grabschrift sei der Ort, wo man ihn findet.

FASTOLF (giebt sein Schwert ab.)

Sire, ich bin euer Gefangener.

KARL (giebt ihm sein Schwert zurück.)

Nicht alsö!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei sollt ihr eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jezt eilt Dü Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreifst sie ihrer Angst um uns — Bringt ihr
Die Botschaft, dafs wir leben, dafs wir siegten,
Und führt sie im Triumph nach Rheims!

(Dü Chatel geht ab.)

LA HIRE zu den VORIGEN.

DÜNOIS.

La Hire!

Wo iſt die Jungfrau?

LA HIRE.

Wie? Das frag' ich euch.

An Eurer Seite fechtend lieſs ich ſie.

DÜNOIS.

Von Eurem Arme glaubt' ich ſie beſchützt,
Als ich dem König beizuſpringen eilte.

BURGUND.

Im dichtſten Feindeshaufen ſah ich noch
Vor kurzem ihre weiſse Fahne wehn.

DÜNOIS.

Weh uns, wo iſt ſie? Böſes ahndet mir!
Kommt, eilen wir ſie zu befreyn. — Ich fürchte.
Sie hat der kühne Muth zuweit geführt,
Umringt von Feinden kämpft ſie ganz allein,
Und hülflos unterliegt ſie jezt der Menge.

KARL.

Eilt, rettet ſie!

La Hire.

Ich folg' euch, komm!

Burgund.

Wir alle!

(Sie eilen fort.)

Eine andre öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Thürme von Rheims in der Ferne.

Ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung mit geſchloſsnem Viſier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

Johanna.

Argliſt'ger! Jezt erkenn' ich deine Tücke!
Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Brittenſöhne Haupt entfernt.
Doch jezt ereilt dich ſelber das Verderben.

Schwar-

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgſt du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaſst in tiefſter Seele biſt du mir,
Gleich wie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Öffne dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Dass mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe

Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh es ſich zürnend ſelbſt befreit, es haſst
Die Treu und keinem dient es bis an's Ende.

JOHANNA.

Was heiſseſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

SCHWARZER RITTER.

Nichts kann dir, du gewalt'ge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegſt du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

JOHANNA.

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

SCHWARZER RITTER.

Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten,
Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.

— Geh nicht hinein. Kehr' um. Hör' meine Warnung.

JOHANNA.

Wer biſt du doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maſſeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du ſtehſt
Mir Rede, oder ſtirbſt von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

SCHWARZER RITTER

(berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich ſtehen.)

Tödte was ſterblich iſt!

(Nacht, Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

JOHANNA.

(ſteht anfangs erſtaunt, faſst ſich aber bald wieder.)

Es war nichts lebendes. — Ein trüglich Bild

Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Herauf geſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(ſie will abgehen.)

Lionel tritt auf.

Lionel.

Verfluchte rüſte dich zum Kampf — Nicht beide
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.
Du haſt die beſten meines Volks getödtet,
Der edle Talbot hat die groſse Seele
In meinen Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchick.
Und daſs du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleiht,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.

(er dringt auf sie ein, nach einem kurzen Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloses Glück!

(er ringt mit ihr.)

JOHANNA

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten.)

Erleide was du suchtest,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(in diesem Augenblicke sieht sie ihm in's Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.)

LIONEL.

Was zauderst du und hemmst den Todesstreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(sie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.)

Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben
Verdanken? — Eher sterben!

JOHANNA (mit abgewandtem Geſicht.)

Ich will nichts davon wiſſen, daſs dein Leben
In meine Macht gegeben war.

LIONEL.

Ich haſſe dich und dein Geſchenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabſcheut, der dich tödten wollte.

JOHANNA.

Tödte mich
— Und fliehe!

LIONEL.

Ha! Was iſt das?

JOHANNA (verbirgt das Geſicht.)

Wehe mir!

LIONEL (tritt ihr näher.)

Du tödteſt, ſagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingſt — Warum nur mich
Verſchonen?

JOHANNA

(erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen

ihn, lässt es aber, wie sie ihn in's Gesicht fasst, schnell wieder sinken.)

Heil'ge Jungfrau!

LIONEL.

Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiss nichts von dir, der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

JOHANNA (in der heftigsten Beängstigung.)

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

(sie ringt verzweifelnd die Hände.)

LIONEL

(betrachtet sie mit Theilnahme und tritt ihr näher.)

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich,
Du rührst mich, du hast Grossmuth ausgeübt
An mir allein, ich fühle dass mein Hass
Verschwindet, ich muss Antheil an dir nehmen!
— Wer bist du? Woher kommst du?

JOHANNA.

Fort! Entfliehe!

LIONEL.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's!
Komm! Komm! Entſage dieſer gräfslichen
Verbindung — Wirf ſie von dir dieſe Waffen!

JOHANNA.

Ich bin unwürdig, ſie zu führen!

LIONEL.

Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

JOHANNA (mit Entſetzen.)

Dir folgen!

LIONEL.

Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faſst ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —

(bemächtigt ſich ihres Armes.)

JOHANNA.

Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!

Wenn ne dich finden —

LIONEL.

Ich beſchütze dich!

JOHANNA.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

LIONEL.

Bin ich dir theuer?

JOHANNA.

Heilige des Himmels!

LIONEL.

Werd' ich dich wiederſehen? Von dir hören?

JOHANNA.

Nie! Niemals!

LIONEL.

Dieſes Schwert zum Pfand, daſs ich

Dich wiederſehe!

(er entreiſst ihr das Schwert)

JOHANNA.

Rasender du wagſt es?

LIONEL.

Jezt weich ich der Gewalt, ich ſeh dich wieder!

(er geht ab.)

Dünois und La Hire kommen.

La Hire.

Sie lebt! Sie iſt's!

Dünois.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde ſtehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dünois.

Laſs ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache ſiegt,
Rheims öffnet ſeine Thore, alles Volk
Strömt jauchzend ſeinem Könige entgegen —

La Hire.

Was iſt der Jungfrau? Sie erbleicht, ſie ſinkt!

(Johanna ſchwindelt und will ſinken.)

Dünois.

Sie iſt verwundet — Reiſst den Panzer auf —
Es iſt der Arm und leicht iſt die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfliefst.

Johanna.

Lafst es mit meinem Leben

Hinströmen!

(sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal, die Säulen ſind mit Feſtons umwunden, hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straſsen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz,
Das weite Rheims faſst nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt,
Was ſich noch jüngſt in blut'gem Haſs getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Luſt,
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Nahmens ſtolzer ſich bewuſst,

Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.
Doch mich, die all dieſs Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht das allgemeine Glück,
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
In's Britt'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muſs ich mich ſtehlen
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.
Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Buſen tragen?
Dieſs Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'ſchen Liebe ſchlagen?
Ich meines Landes Retterin,
Des höchſten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ich's der keuſchen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Schaam!

(Die Muſik hinter der Scene geht in eine weich-ſchmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne
Wie verführen ſie mein Ohr!
Jeder ruft mir ſeine Stimme,
Zaubert mir ſein Bild hervor!
Daſs der Sturm der Schlacht mich faſste,
Speere ſauſend mich umtönten
In des heiſsen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!
Dieſe Stimmen, dieſe Töne,
Wie umſtricken ſie mein Herz,
Jede Kraft in meinem Buſen,
Löſen ſie in weichem Sehnen,
Schmelzen ſie in Wehmuths Thränen!

(Nach einer Pauſe lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge ſah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordſtahl auf die eigne Bruſt gezückt!
Und bin ich ſtrafbar, weil ich menſchlich war?
Iſt Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörteſt du
Des Mitleids Stimme und der Menſchlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?

Warum verſtummte ſie, als der Wallifer dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?
Argliſtig Herz! Du lügſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!
Warum muſst' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fodert Gott,
Mit blinden Augen muſsteſt du's vollbringen!
Sobald du ſahſt, verliefs dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

(Die Flöten wiederholen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmuth.)

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen
Heil'ge Eiche! mir geraufcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Muſsteſt du ihn auf mich laden
Dieſen furchtbaren Beruf,
Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich in's Leben,

In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

AGNES SOREL. JOHANNA.

SOREL

(kommt in lebhafter Rührung, wie ſie die Jungfrau erblickt eilt ſie auf ſie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich beſinnt ſie ſich, läſst ſie los und fällt vor ihr nieder)

Nein! Nicht ſo! Hier im Staub vor dir —

JOHANNA (will ſie aufheben.)

Steh auf!

Was iſt dir? Du vergiffeſt dich und mich.

SOREL.

Laſs mich! Es iſt der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füſsen niederwirft — ich muſs
Mein überwallend Herz vor Gott ergieſsen,
Den Unſichtbaren bet' ich an in dir.
Du biſt der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone ſchmückt.

Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König ſteht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen,
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk,
Es ſchallt der Reigen und die Glocken tönen,
O dieſes Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher in's Auge ſieht.)

Doch du bleibſt immer ernſt und ſtreng, du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch du theilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt, du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.

(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.)

O könnteſt du ein Weib ſeyn und empfinden!
Leg dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne dich zum ſanfteren Geſchlechte!

Mein liebend Herz flieht ſcheu vor dir zurück,
So lange du der ſtrengen Pallas gleichſt.

JOHANNA.

Was foderſt du von mir!

SOREL.

Entwaffne dich!
Leg dieſe Rüſtung ab, die Liebe fürchtet,
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O ſei ein Weib und du wirſt Liebe fühlen!

JOHANNA.

Jezt ſoll ich mich entwaffnen! Jezt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblöſsen in der Schlacht!
Jezt nicht — o möchte ſiebenfaches Erz
Vor euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

SOREL.

Dich liebt Graf Dünois. Sein edles Herz
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!

(Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.)

Du haſſeſt ihn! — Nein, nein du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch wie ſollteſt du ihn haſſen!
Man haſst nur den, der den Geliebten uns
Entreiſst, doch dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

JOHANNA.

Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

SOREL.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du haſt dein Wort gelöſ't, Frankreich iſt frei,
Bis in die Krönungsſtadt haſt du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erſtritten,
Dir huldiget, dich preiſ't ein glücklich Volk,
Von allen Zungen überſtrömend flieſst
Dein Lob, du biſt die Göttin dieſes Feſtes,
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher als du.

JOHANNA.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefſten Schooſs der Erde

SOREL.

Was iſt dir? Welche ſeltſame Bewegung!
Wer dürfte frey aufſchaun an dieſem Tage,
Wenn du die Blicke niederſchlagen ſollſt!
Mich laſs erröthen, mich die neben dir
So klein ſich fühlt, zu deiner Heldenſtärke ſich
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn ſoll ich meine ganze Schwäche dir
Geſtehen? — Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beſchäftigt dieſes ſchwache Herz. Es iſt
Nur Einer, der es ganz erfüllt, es hat
Nur Raum für dieſes einzige Gefühl:
Er iſt der angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es dieſe Blumen,
Er iſt der kleine, der Geliebte iſt's.

JOHANNA.

O du biſt glücklich! Selig preiſe dich!
Du liebſt wo alles liebt! Du darfſt dein Herz
Aufſchlieſsen, laut ausſprechen dein Entzücken

Und offen tragen vor der Menſchen Blicken!
Dieſs Feſt des Reichs iſt deiner Liebe Feſt,
Die Völker alle, die unendlichen,
Die ſich in dieſen Mauren flutend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, ſie heil'gen es,
Dir jauchzen ſie, dir flechten ſie den Kranz,
Eins biſt du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebſt das all erfreuende, die Sonne,
Und was du ſiehſt, iſt deiner Liebe Glanz!

SOREL

(ihr um den Hals fallend.)

O du entzückſt mich, du verſtehſt mich ganz!
Ja ich verkannte dich, du kennſt die Liebe,
Und was ich fühle, ſprichſt du mächtig aus.
Von ſeiner Furcht und Scheue löſ't ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

JOHANNA

(entreiſst ſich mit Heftigkeit ihren Armen.)

Verlaſs mich. Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner Peſterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh, mich laſs in tiefſter Nacht

Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

SOREL.

Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich begriff dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Weſen.
Wer möcht' es faſſen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

JOHANNA.

Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine!
Sähſt du mein Innerſtes, du ſtiefseſt ſchaudernd
Die Feindin von dir, die Verrätherin!

DÜNOIS. DŪ CHATEL und LA HIRE mit der Fahne der Johanna.

DÜNOIS.

Dich ſuchen wir Johanna. Alles iſt
Bereit, der König ſendet uns, er will
Daſs du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt,
Du ſollſt dich ſchliefsen an der Fürſten Reihn,
Die nächſte an ihm ſelber ſollſt du gehn,

Denn er verläugnet's nicht und alle Welt
Soll es bezeugen, dafs er dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

LA HIRE.

Hier iſt die Fahne. Nimm ſie edle Jungfrau,
Die Fürſten warten und es harrt das Volk.

JOHANNA.

Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

DÜNOIS.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Iſt rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du ſchwangſt ſie im Gefechte, trage ſie
Zur Zierde nun auf dieſem Weg der Freude.

(La Hire will ihr die Fahne überreichen, ſie bebt ſchaudernd davor zurück.)

JOHANNA.

Hinweg! Hinweg!

LA HIRE

Was iſt dir? Du erſchrickſt
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh ſie an!

(er rollt die Fahne auseinander)

Es

Es iſt dieſelbe, die du ſiegend ſchwangſt.
Die Himmelskönigin iſt drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo lehrte dich's die heil'ge Mutter.

JOHANNA

(mit Entſetzen hinſchauend.)

Sie iſt's! Sie ſelbſt! Ganz ſo erſchien ſie mir.
Seht wie ſie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finſtern Wimpern ſchaut!

SOREL.

O ſie iſt auſser ſich! Komm zu dir ſelbſt!
Erkenne dich, du ſiehſt nichts wirkliches!
Das iſt ihr irdiſch nachgeahmtes Bild,
Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören!

JOHANNA.

Furchtbare, kommſt du dein Geſchöpf zu ſtrafen?
Verderbe, ſtrafe mich, nimm deine Blitze,
Und laſs ſie fallen auf mein ſchuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich deinen heil'gen Nahmen!

Dünois.

Weh uns! Was iſt das! Welch' unſel'ge Reden!

La Hire (erſtaunt zu Dü Chatel.)

Begreift ihr dieſe ſeltſame Bewegung?

Dü Chatel.

Ich ſehe was ich ſeh. Ich hab' es längſt
Gefürchtet.

Dünois.

Wie? Was ſagt ihr?

Dü Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht ſagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gekrönt!

La Hire.

Wie? Hat der Schrecken, der von dieſer Fahne
Ausging, ſich auf dich ſelbſt zurück gewendet?
Den Britten laſs vor dieſem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs iſt es fürchterlich,
Doch ſeinen treuen Bürgern iſt es gnädig.

Johanna.

Ja du ſagſt recht! Den Freunden iſt es hold,

Und auf die Feinde ſendet es Entſetzen!

(Man hört den Krönungsmarſch.)

DUNOIS.

So nimm die Fahne! Nimm ſie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick iſt zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, ſie ergreift ſie mit heftigem Widerſtreben und geht ab, die andern folgen.)

Die Scene verwandelt ſich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

ZUSCHAUER erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten BERTRAND, CLAUDE MARIE und ETIENNE und kommen vorwärts, in der Folge auch MARGOT und LOUISON. Der Krönungsmarſch erſchallt gedämpft aus der Ferne.

BERTRAND.

Hört die Muſik! Sie ſind's! Sie nahen ſchon!

Was ist das Beste? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme, oder drängen uns
Durch's Volk, dafs wir vom Aufzug nichts verlieren?

ETIENNE.

Es ist nicht durchzukommen. Alle Strafsen sind
Von Menschen vollgedrängt, zu Rofs und Wagen.
Lafst uns hieher an diese Häufer treten.
Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüber kommt!

CLAUDE MARIE.

Ist's doch, als ob
Halb Frankreich sich zusammen hier gefunden!
So allgewaltig ist die Flut, dafs sie
Auch uns im fernen lothringischen Land
Hat aufgehoben und hieher gespühlt!

BERTRAND.

Wer wird
In seinem Winkel müfsig sitzen, wenn
Das Grofse sich begiebt im Vaterland!
Es hat auch Schweifs und Blut genug gekostet

Bis dafs die Krone kam auf's rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron' izt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſeyn, als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt und nicht mit ruft: es lebe der König!

Margot und Louison treten zu ihnen.

Louison.

Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.

Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn, und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

Louison.

Ich kann's nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, dafs dieſe Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleanr, unſre Schweſter

Johanna iſt, die uns verloren ging.

(Der Marſch kommt immer näher.)

MARGOT.

Du zweifelſt noch! Du wirſt's mit Augen ſehn!

BERTRAND.

Gebt acht! Sie kommen!

FLÖTENSPIELER und HOBOISTEN eröffnen den Zug. KINDER folgen, weiſs gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter dieſen ZWEY HERolde. Darauf ein Zug von HELLEBARDIERERN. MAGISTRATSPERSONEN in der Robe folgen. Hierauf zwey MARSCHÄLLE mit dem Stabe, Herzog von BURGUND das Schwert tragend, DÜNOIS mit dem Scepter, andere GROSSE mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsſtabe, andere mit Opfergaben; hinter dieſen RITTER in ih-

rem Ordensſchmuck, CHORKNABEN mit dem Rauchfaſs, dann ZWEY BISCHÖFFE mit der S'Ampoule, ERZBISCHOFF mit dem Crucifix: ihm folgt JOHANNA mit der Fahne. Sie geht mit geſenktem Haupt und ungewiſſen Schritten, die Schweſtern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erſtaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der KÖNIG, unter einem Thronhimmel, welchen vier BARONE tragen, HOFLEUTE folgen, SOLDATEN ſchlieſsen. Wenn der Zug in die Kirche hinein iſt, ſchweigt der Marſch.

MARGOT.

Sahſt du die Schweſter?

CLAUDE MARIE.

Die im goldnen Harniſch,
Die vor dem König herging mit der Fahne!

MARGOT.

Sie war's. Es war Johanna unſre Schweſter!

LOUISON.

Und ſie erkannt' uns nicht! Sie ahndete
Die Nähe nicht der ſchweſterlichen Bruſt.
Sie ſah zur Erde und erſchien ſo blaſs,
Und unter ihrer Fahne ging ſie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich ſie ſah.

MARGOT.

So hab' ich unſre Schweſter nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit geſehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahndet und gedacht,
Da ſie die Heerde trieb auf unſern Bergen,
Daſs wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchauen.

LOUISON.

Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daſs wir
Zu Rheims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum und alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte,
Ach, mich bekümmert's, ſie ſo groſs zu ſehn!

BERTRAND.

Was ſtehn wir müſsig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

MARGOT.

Ja kommt!
Vielleicht, daſs wir der Schweſter dort begegnen.

LOUISON.

Wir haben ſie geſehen, kehren wir
In unſer Dorf zurück.

MARGOT.

Was? Eh wir ſie
Begrüſst und angeredet?

LOUISON.

Sie gehört
Uns nicht mehr an, bei Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daſs wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

MARGOT.

Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

BERTRAND.

Der König ſelber ſchämt ſich unſer nicht,
Er grüſste freundlich auch den Niedrigſten.
Sei ſie ſo hoch geſtiegen als ſie will,
Der König iſt doch gröſser!

(Trompeten und Pauken erſchallen aus der Kirche.)

CLAUDE MARIE.

Kommt zur Kirche!

(Sie eilen nach dem Hintergrund, wo ſie ſich unter dem Volke verlieren.)

THIBAUT kommt, ſchwarz gekleidet, RAIMOND folgt ihm und will ihn zurücke halten.

RAIMOND.

Bleibt Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier ſeht ihr lauter frohe Menſchen,
Und euer Gram beleidigt dieſes Feſt.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

THIBAUT.

Sahst du mein unglückselig Kind? Hast du
Sie recht betrachtet?

RAIMOND.

O ich bitt' euch, flieht!

THIBAUT.

Bemerktest du wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war!
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand,
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

(er will gehen.)

RAIMOND.

Bleibt! Was wollt ihr thun?

THIBAUT.

Ich will sie überraschen, will sie stürzen
Von ihrem eiteln Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem sie entsagt,
Zurück sie führen.

RAIMOND.

Ach! Erwägt es wohl!

Stürzt euer eigen Kind nicht in's Verderben!

THIBAUT.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag ſterben.

(Johanna ſtürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, adorirt ſie und küſst ihre Kleider, ſie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)

Sie kommt! Sie iſt's! Bleich ſtürzt ſie aus der Kirche,
Es treibt die Angst ſie aus dem Heiligthum,
Das iſt das göttliche Gericht, das ſich
An ihr verkündiget! —

RAIMOND.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, daſs ich länger euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung und ich geh voll Schmerz.
Ich habe eure Tochter wieder geſehn,
Und fühle, daſs ich ſie auf's neu verliere!

(er geht ab, Thibaut entfernt ſich auf der entgegen geſetzten Seite.)

JOHANNA

(hat ſich des Volks erwehrt und kommt vorwärts.)

Ich kann nicht bleiben — Geiſter jagen mich,
Wie Donner ſchallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe ſtürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muſs ich ſuchen!
Die Fahne lieſs ich in dem Heiligthum,
Nie, nie ſoll dieſe Hand ſie mehr berühren!
— Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schweſtern,
Margot und Louiſon, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten ſehen. — Ach!
Es war nur eine täuſchende Erſcheinung!
Fern ſind ſie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unſchuld Glück!

MARGOT (hervortretend.)

Sie iſt's, Johanna iſt's.

LOUISON (eilt ihr entgegen.)

O meine Schweſter!

JOHANNA.

So war's kein Wahn — Ihr ſeid es — Ich umfaſs euch.

Dich meine Louiſon! Dich meine Margot!
Hier in der fremden Menſchenreichen Öde
Umfang ich die vertraute Schweſterbruſt!

MARGOT.

Sie kennt uns noch, iſt noch die gute Schweſter.

JOHANNA.

Und eure Liebe führt euch zu mir her
So weit, ſo weit! Ihr zürnt der Schweſter nicht,
Die lieblos ohne Abſchied euch verliefs!

LOUISON.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

MARGOT.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Nahmen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unſerm ſtillen Dorf,
Und hergeführt zu dieſes Feſtes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu ſehn,
Und wir ſind nicht allein!

JOHANNA (ſchnell.)

Der Vater iſt mit euch
Wo, wo iſt er? Warum verbirgt er ſich?

MARGOT

Der Vater ist nicht mit uns.

JOHANNA.

Nicht? Er will sein Kind
Nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?

LOUISON.

Er weiss nicht, dass wir hier sind.

JOHANNA.

Weiss es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr schweigt
Und seht zur Erde! Sagt, wo ist der Vater?

MARGOT.

Seitdem du weg bist —

LOUISON (winkt ihr.)

Margot!

MARGOT.

Ist der Vater
Schwermüthig worden.

JOHANNA.

Schwermüthig!

LOUISON.

Tröste dich!

Du kennſt des Vaters ahndungsvolle Seele!
Es wird ſich faſſen, ſich zufrieden geben,
Wenn wir ihm ſagen, daſs du glücklich biſt.

MARGOT.

Du biſt doch glücklich? Ja du muſst es ſeyn,
Da du ſo groſs biſt und geehrt!

JOHANNA.

Ich bins,
Da ich euch wieder ſehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unſern Höhen,
Da war ich glücklich wie im Paradieſs —
Kann ich's nicht wieder ſeyn, nicht wieder werden!

(Sie verbirgt ihr Geſicht an Louiſons Bruſt. Klaude Marie, Etienne und Bertsand zeigen ſich und bleiben ſchüchtern in der Ferne ſtehen)

MARGOT.

Kommt Etienne! Betrand! Klaude Marie!
Die Schweſter iſt nicht ſtolz, ſie iſt ſo ſanft
Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan.
Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt

(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen, Johanna sieht sie mit starren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen.)

JOHANNA.

Wo war ich? Sagt mir! War das alles nur
Ein langer Traum und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr!
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen,
Denn lebhaft träumt' sich's unter diesem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich selbst
Hieher? Nie, nie verliefs ich Dom Remi!
Gesteht mir's offen und erfreut mein Herz.

LOUISON.

Wir sind zu Rheims. Dir hat von diesen Thaten
Nicht blofs geträumt, du hast sie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, blick um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüstung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Bruſt, beſinnt ſich und erſchrickt.)

BERTRAND.

Aus meiner Hand empfiengt ihr dieſen Helm.

CLAUDE MARIE.

Es iſt kein Wunder, daſs ihr denkt zu träumen,
Denn was ihr ausgerichtet und gethan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.

JOHANNA (ſchnell.)

Kommt, laſst uns fliehn! Ich geh mit euch, ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schooſs zurück.

LOUISON.

O komm! komm mit uns!

JOHANNA.

Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehn,
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

MARGOT.

Du wollteſt allen dieſen Glanz verlaſſen!

JOHANNA.

Ich werf' ihn von mir den verhaſsten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und büſsen will ich's mit der ſtrengſten Buſse,
Daſs ich mich eitel über euch erhob!

(Trompeten erſchallen)

Der KÖNIG tritt aus der Kirche, er iſt im Krönungs-Ornat, AGNES SOREL, ERZBISCHOFF, BURGUND, DÜNOIS, LA HIRE, DÜ CHATEL, RITTER, HOFLEUTE und VOLK.

ALLE STIMMEN

(rufen wiederhohlt, während daſs der König vorwärts kommt.)

Es lebe der König! Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen das der König giebt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillſchweigen.)

König.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott auf's Haupt gesetzt,
Durch's Schwert ward sie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut ist sie benezt,
Doch friedlich soll der Ölzweig sie umgrünen.
Gedankt sei allen, die für uns gefochten,
Und allen, die uns widerstanden, sei
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sei — Gnade!

Volk.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie sichtbarer weise
Aus seiner Hand empfangen.

(Zur Jungfrau sich wendend.)

Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!

Ihr Nahme ſoll dem heiligen Denis
Gleich ſeyn, der dieſes Landes Schützer iſt,
Und ein Altar ſich ihrem Ruhm erheben!

VOLK.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

(Trompeten.)

KÖNIG (zur Johanna.)

Wenn du von Menſchen biſt gezeugt wie wir,
So ſage, welches Glück dich kann erfreuen;
Doch wenn dein Vaterland dort oben iſt,
Wenn du die Strahlen himmliſcher Natur
In dieſem jungfräulichen Leib verhüllſt,
So nimm das Band hinweg von unſern Sinnen
Und laſs dich ſehn in deiner Lichtgeſtalt,
Wie dich der Himmel ſieht, daſs wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(ein allgemeines Still chweigen, jedes Auge iſt auf die Jungfrau gerichtet.)

JOHANNA

(plötzlich aufſchreiend.)

Gott! Mein Vater!

THIBAUT tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

MEHRERE STIMMEN.

Ihr Vater!

THIBAUT.

Ja ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

BURGUND.

Ha! Was iſt das!

DÜ CHATEL.

Jezt wird es ſchrecklich tagen!

THIBAUT (zum König.)

Gerettet glaubſt du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürſt! Verblendet Volk der Franken!
Du biſt gerettet durch des Teufels Kunſt.

(Alle treten mit Entſetzen zurück.)

DÜNOIS.

Raſ't dieſer Menſch?

THIBAUT.

Nicht ich, du aber raſeſt,

Und dieſe hier, und dieſer weiſe Biſchoff,
Die glauben, daſs der Herr der Himmel ſich
Durch eine ſchlechte Magd verkünden werde.
Laſs ſehn, ob ſie auch in des Vaters Stirn'
Der dreiſten Lüge Gaukelſpiel behauptet,
Womit ſie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Nahmen des Dreieinen,
Gehörſt du zu den Heiligen und Reinen?

(allgemeine Stille, alle Blicke ſind auf ſie geſpannt, ſie ſteht unbeweglich.)

SOREL.

Gott, ſie verſtummt!

THIBAUT.

Das muſs ſie vor dem furchtbarn Nahmen
Der in der Hölle Tiefen ſelbſt
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott geſendet! — An verfluchter Stätte
Ward es erſonnen, unterm Zauberbaum,
Wo ſchon von Alters her die böſen Geiſter
Den Sabbat halten — hier verkaufte ſie
Dem Feind der Menſchen ihr Unſterblich Theil,

Dafs er mit kurzem Weltruhm fie verherrliche.
Lafst fie den Arm aufftreifen, feht die Punkte,
Womit die Hölle fie gezeichnet hat!

BURGUND.

Entfetzlich! — Doch dem Vater mufs man glauben,
Der wider feine eigne Tochter zeugt!

DÜNOIS.

Nein, nicht zu glauben ist dem Rafenden,
Der in dem eignen Kind fich felber fchändet!

SOREL (zur Johanna.)

O rede! Brich diefs unglückfel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen feft auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber fprich! Vernichte
Die gräfsliche Befchuldigung — Erkläre,
Du feift unfchuldig und wir glauben dir.

(Johanna fteht unbeweglich, Agnes Sorel tritt mit Entfetzen von ihr hinweg.)

LA HIRE.

Sie ift erfchreckt. Erft unen und Entfetzen
Schliefst ihr den Mund. — Vor folcher gräfslichen

An-

Anklage mufs die Unfchuld felbft erheben.

(er nähert fich ihr.)

Faſs dich Johanna. Fühle dich. Die Unfchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick
Der die Verläumdung mächtig niederblizt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick auf,
Befchäme, ſtrafe den unwürd'gen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend fchmäht.

(Johanna ſteht unbeweglich. La Hire tritt entſetzt zurück, die Bewegung vermehrt ſich.)

DÜNOIS.

Was zagt das Volk? Was zittern ſelbſt die Fürſten?
Sie iſt unfchuldig — Ich verbürge mich,
Ich ſelbſt, für ſie mit meiner Fürſtenehre!
Hier werf ich meinen Ritterhandfchuh hin,
Wer wagt's, ſie eine Schuldige zu nennen?

(Ein heftiger Donnerfchlag, alle ſtehen entſetzt.)

THIBAUT.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du feyſt fchuldlos. Läugn' es, dafs der
Feind

In deinem Herzen iſt, und ſtraf' mich Lügen!

(Ein zweiter ſtärkerer Schlag, das Volk entflieht zu allen Seiten.)

BURGUND.

Gott ſchütz uns! Welche fürchterliche Zeichen!

DÜ CHATEL (zum König.)

Kommt! Kommt mein König! Fliehet dieſen Ort!

ERZBISCHOFF (zur Johanna.)

Im Nahmen Gottes frag' ich dich. Schweigſt du
Aus dem Gefühl der Unſchuld oder Schuld?
Wenn dieſes Donners Stimme für dich zeugt,
So faſſe dieſes Kreuz und gieb ein Zeichen!

(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerſchläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbiſchoff, Burgund, La Hire and Dü Chatel gehen ab.)

DÜNOIS.

Du biſt mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim erſten Blick, uud alſo denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr als dieſen Zeichen allen,
Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.
Du ſchweigſt in edelm Zorn, verachteſt es,

In deine heil'ge Unſchuld eingehüllt,
So ſchändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Verach't' es, aber mir vertraue dich,
An deiner Unſchuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag mir kein Wort, die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daſs du meinem Arme
Getroſt vertrauſt und deiner guten Sache.

(er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.)

DU CHATEL (zurückkommend.)

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daſs ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Thore ſtehn euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchüzt des Königs Frieden —
Folgt mir Graf Dünois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen — Welch ein Ausgang!

(er geht. Dünois fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint RAIMOND, bleibt eine Weile in

der Ferne stehen und betrachtet sie mit stillem Schmerz. Dann tritt er auf sie zu und fasst sie bei der Hand.)

RAIMOND.

Ergreift den Augenblick. Die Strafsen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will euch führen.

(Bei seinem Anblick giebt sie das erste Zeichen der Empfindung, sieht ihn starr an und blickt zum Himmel, dann ergreift sie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

FÜNFTER AUFZUG.

Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schieſsen.

KÖHLER und KÖHLERWEIB.

KÖHLER.

Das iſt ein grauſam, mörd'riſch Ungewitter,
Der Himmel droht in Feuerbächen ſich
Herabzugieſsen, und am hellen Tag
Iſt's Nacht, daſs man die Sterne könnte ſehn.
Wie eine losgelaſsne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eſchen ihre Krone.
Und dieſer fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daſs ſie ſich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menſchen keinen Frieden ſtiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms

Heraus hört ihr das Knallen des Geſchützes;
Die beiden Heere ſtehen ſich ſo nah,
Daſs nur der Wald ſie trennt und jede Stunde
Kann es ſich blutig fürchterlich entladen.

KÖHLERWEIB.

Gott ſteh uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geſchlagen und zerſtreut,
Wie kommts, daſs ſie auf's neu uns ängſtigen?

KÖHLER.

Das macht, weil ſie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böſe Feind uns nicht mehr hilft,
Geht alles rückwärts.

KÖHLERWEIB.

Horch! Wer naht ſich da?

RAIMOND und JOHANNA treten auf.

RAIMOND.

Hier ſeh ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus, drei Tage ſchon ſeid ihr

Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren eure Speiſe.

(Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.)

Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein.

KÖHLER.

Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt euer.

KÖHLERWEIB.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jezt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt!
Die Königin ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läſst ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unſern Herrn gefochten.

KÖHLER.

Was redet ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.

(Köhlerweib geht nach der Hütte.)

RAIMOND (zur Johanna.)

Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam,

Auch in der Wildnifs wohnen ſanfte Herzen.
Erheitert euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.

KÖHLER.

Ich denk', ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reiſet — Seht euch vor!
Die Engelländer ſtehen nah' gelagert,
Und ihre Schaaren ſtreifen durch den Wald.

RAIMOND.

Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?

KÖHLER.

Bleibt
Bis daſs mein Bub zurück iſt aus der Stadt.
Der ſoll euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daſs ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

RAIMOND (zur Johanna.)

Legt den Helm ab und die Rüſtung,
Sie macht euch kenntlich und beſchützt euch nicht.

(Johanna ſchüttelt den Kopf.)

KÖHLER.

Die Jungfrau iſt ſehr traurig — Still! Wer kommt da?

KÖHLERWEIB kommt aus der Hütte mit einem Becher. KÖHLERBUB.

KÖHLERWEIB.

Es iſt der Bub, den wir zurück erwarten.

(zur Johanna.)

Trinkt edle Jungfrau! Mög's euch Gott geſegnen!

KÖHLER (zu ſeinem Sohn.)

Kommſt du Anet? Was bringſt du?

KÖHLERBUB.

(hat die Jungfrau in's Auge gefaſst, welche eben den Becher an den Mund ſetzt; er erkennt ſie, tritt auf ſie zu und reiſst ihr den Becher vom Munde.)

Mutter! Mutter!

Was macht ihr? Wen bewirthet ihr? Das iſt die Hexe

Von Orleans!

KÖHLER und KÖHLERWEIB.

Gott sei uns gnädig!

(bekreuzen sich und entfliehen.)

JOHANNA (gefaßt und sanft.)

Du siehst, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich,
Sorg' für dich selber und verlaß mich auch.

RAIMOND.

Ich euch verlassen! Jezt! Und wer soll euer
Begleiter seyn?

JOHANNA.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du hast den Donner über mir gehört.
Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's suche.

RAIMOND.

Wo wollt ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die euch die grimmig blut'ge Rache schwuren —
Dort stehn die Unsern, die euch ausgestoßen,
Verbannt —

JOHANNA.

Mich wird nichts treffen, als was seyn muß.

RAIMOND.

Wer ſoll euch Nahrung ſuchen? Wer euch ſchützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menſchen?
Euch pflegen wenn ihr krank und elend werdet?

JOHANNA.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln,
Von meinen Schaafen lernt' ich das Geſunde
Vom Gift'gen unterſcheiden — ich verſtehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauſchen.
Der Menſch braucht wenig und an Leben reich
Iſt die Natur.

RAIMOND (faſt ſie bei der Hand.)

Wollt ihr nicht in euch gehn?
Euch nicht mit Gott verſöhnen — in den Schoofs
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

JOHANNA.

Auch du hältſt mich der ſchweren Sünde ſchuldig?

RAIMOND.

Muſs ich nicht? Euer ſchweigendes Geſtänd-
niſs —

JOHANNA.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Weſen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausſtieſs, du hältſt mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entſegt —?

(Raimond ſchweigt.)

O das iſt hart!

RAIMOND (erſtaunt.)

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

JOHANNA.

Ich eine Zauberin!

RAIMOND.

Und dieſe Wunder,
Ihr hättet ſie vollbracht mit Gottes Kraft
Und ſeiner Heiligen?

JOHANNA.

Mit welcher ſonſt!

RAIMOND.

Und ihr verſtummtet auf die gräfsliche

Beſchuldigung? — Ihr redet jezt, und vor dem
König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet ihr!

JOHANNA.

Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.

RAIMOND.

Ihr konntet eurem Vater nichts erwiedern!

JOHANNA.

Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſeyn.

RAIMOND.

Der Himmel ſelbſt bezeugte eure Schuld!

JOHANNA.

Der Himmel ſprach, drum ſchwieg ich.

RAIMOND.

Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort euch reinigen, und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrthum?

JOHANNA.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

RAIMOND.

Ihr littet alle dieſe Schmach unſchuldig,
Und keine Klage kam von euren Lippen!
— Ich ſtaune über euch, ich ſteh erſchüttert,
Im tiefſten Buſen kehrt ſich mir das Herz!
O gerne nehm' ich euer Wort für Wahrheit,
Denn ſchwer ward mir's, an eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daſs ein menſchlich Herz
Das ungeheure ſchweigend würde tragen!

JOHANNA.

Verdient' ich's, die Geſendete zu ſeyn,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte!
Und ich bin nicht ſo elend, als du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand, ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt, ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien — Jezt bin ich

Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewuſst!

RAIMOND.

O kommt, kommt, laſst uns eilen, eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

JOHANNA.

Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen!
Nur wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jezt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal flieſsen.

RAIMOND.

Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —

JOHANNA

(ihn ſanft bei der Hand faſſend.)

Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.

Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiſs
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

KÖNIGIN ISABEAU mit SOLDATEN erſcheint im Hintergrund.

ISABEAU
(noch hinter der Scene.)
Dieſs iſt der Weg in's engelländſche Lager!

RAIMOND.
Weh uns! die Feinde!
(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna, und taumeln erſchrocken zurück.)

ISABEAU.
Nun! was hält der Zug!

SOLDATEN.
Gott ſteh uns bei!

ISABEAU.

Erſchreckt euch ein Geſpenſt!
Seid ihr Soldaten? Memmen ſeid ihr! — Wie?

(ſie dringt ſich durch die andern, tritt hervor und fährt zurück wie ſie die Jungfrau erblickt.)

Was ſeh ich! Ha!

(ſchnell faßt ſie ſich und tritt ihr entgegen.)

Ergieb dich! Du biſt meine Gefangene.

JOHANNA.

Ich bin's.

(RAIMOND entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

ISABEAU (zu den Soldaten.)

Legt ſie in Ketten!

(Die Soldaten nahen ſich der Jungfrau ſchüchtern, ſie reicht den Arm hin und wird gefeſſelt.)

Iſt das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer ſcheuchte,
Die jezt ſich ſelber nicht beſchützen kann?
Thut ſie nur Wunder wo man Glauben hat,

Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?
(zur Jungfrau.)
Warum verliefsest du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dünois, dein Ritter und Beschützer?

JOHANNA.

Ich bin verbannt.

ISABEAU (erstaunt zurücktretend.)

Was? Wie? Du bist verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

JOHANNA.

Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht, bestimme mein Geschick.

ISABEAU.

Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm hast aufgesetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt sie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgespenst, vor dem sie so gezittert!
Sie eine Zauberin! Ihr ganzer Zauber
Ist euer Wahn und euer feiges Herz!

Eine Närrin iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte, und jezt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken ſend' ich ihm gebunden,
Gleich folg' ich ſelbſt.

JOHANNA.

Zu Lionel! Ermorde mich
Gleich hier, eh du zu Lionel mich ſendeſt.

ISABEAU (zu den Soldaten.)

Gehorchet dem Befehle. Fort mit ihr!

(geht ab.)

JOHANNA (zu den Soldaten.)

Engländer, duldet nicht daſs ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht ſie mir in's Herz,
Reiſst mich entſeelt zu eures Feldherrn Füſsen!
Denkt, daſs ich's war, die eure Treflichſten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme Engelländſchen Bluts
Vergoſſen, euren tapfern Heldenſöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!

Nehmt eine blut'ge Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jezt, nicht immer möchtet ihr
So ſchwach mich ſehn —

ANFÜHRER DER SOLDATEN.

Thut was die Königin befahl!

JOHANNA.

Sollt' ich
Noch unglückſel'ger werden als ich war!
Furchtbare Heil'ge! deine Hand iſt ſchwer!
Haſt du mich ganz aus deiner Huld verſtoſsen?
Kein Gott erſcheint, kein Engel zeigt ſich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel iſt verſchloſſen.

(ſie folgt den Soldaten.)

Das franzöſiſche Lager.

DÜNOIS zwiſchen dem ERZBISCHOFF und DÜ CHATEL.

ERZBISCHOFF.

Bezwinget euern finſtern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu euerm König!

Verlaſſet nicht die allgemeine Sache
In dieſem Augenblick, da wir auf's neu
Bedränget, eures Heldenarms bedürfen.

DÜNOIS.

Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt ihr verbannt, nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

DÜ CHATEL.

Nehmt beſſern Rath an, Prinz. Entlaſst uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

DÜNOIS.

Schweigt Dü Chatel!
Ich haſſe euch, von euch will ich nichts hören.
Ihr ſeid es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

ERZBISCHOFF.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!

Wir waren überraſcht, betäubt, der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen?
Jezt kehrt uns die Beſonnenheit zurück,
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — wir fürchten ſchweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

DÜNOIS.

Sie eine Lügnerin! Wenn ſich die Wahrheit
Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muſs ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen.
In ihren klaren Augen muſs ſie wohnen!

ERZBISCHOFF.

Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
Ins Mittel, und erleuchte dieſs Geheimniſs,

Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſich's auch entwirren mag und löſen,
Eins von den beiden haben wir verſchuldet!
Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Ein Edelmann tritt auf.

Edelmann.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fodert dringend, mit dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dünois.

Eile!
Bring ihn herein! Er kommt von ihr!

(Edelmann öffnet dem Raimond die Thüre, Dünois eilt ihm entgegen.)

Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.

Heil euch edler Prinz,

Und Heil mir, dafs ich diefen frommen Bifchoff,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrück-
ten,
Den Vater der Verlafsnen bei euch finde!

DÜNOIS.

Wo ift die Jungfrau?

ERZBISCHOFF.

Sag es uns, mein Sohn!

RAIMOND.

Herr, fie ift keine fchwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum ift das Volk. Ihr habt die Unfchuld
Verbannt, die Gottgefendete verftofsen!

DÜNOIS.

Wo ift fie? Sage!

RAIMOND.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald,
Mir hat fie dort ihr Innerftes gebeichtet.
In Martern will ich fterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,

Wenn

Wenn ſie nicht rein iſt, Herr, von aller Schuld!

DÜNOIS.

Die Sonne ſelbſt am Himmel iſt nicht reiner!
Wo iſt ſie, ſprich!

RAIMOND.

O wenn euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet ſie!
Sie iſt gefangen bei den Engelländern.

DÜNOIS.

Gefangen! Was!

ERZBISCHOFF.

Die Unglückſelige!

RAIMOND.

In den Ardennen, wo wir Obdach ſuchten,
Ward ſie ergriffen von der Königin,
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet ſie, die euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

DÜNOIS.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lermen! Rührt die
Trommeln!

Führt alle Völker in's Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet,
Setzt alles Blut! Setzt euer Leben ein!
Frei muss sie seyn, noch eh der Tag sich endet!

(gehen ab.)

Ein Wartthurm, oben eine Öffnung.

JOHANNA und LIONEL.

FASTOLF

(eilig hereintretend.)

Das Volk ist länger nicht zu bändigen.
Sie fodern wüthend, dass die Jungfrau sterbe.
Ihr widersteht vergebens. Tödtet sie,
Und werft ihr Haupt von dieses Thurmes Zinnen,
Ihr fliessend Blut allein versöhnt das Heer.

ISABEAU (kommt.)

Sie setzen Leitern an, sie laufen Sturm!
Befriediget das Volk. Wollt ihr erwarten,
Bis sie den ganzen Thurm in blinder Wut

Umkehren und wir alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen, gebt ſie hin.

LIONEL.

Laſst ſie anſtürmen! Laſst ſie wüthend toben!
Dieſs Schloſs iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir Johanna! Sei die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz ich dich.

ISABEAU.

Seid ihr ein Mann?

LIONEL.

Verſtoſsen haben dich
Die Deinen, aller Pflichten biſt du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, ſie verlieſsen dich,
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Behaupt' ich dich. — Einſt lieſseſt du mich glauben,
Daſs dir mein Leben theuer ſei! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber,
Jezt haſt du keinen Freund als mich!

JOHANNA.

Du bist
Der Feind mir, der verhaſste, meines Volks.
Nichts kann gemein ſeyn zwiſchen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich, doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laſs es Segen bringen
Für unſre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüſſel aller Städte gieb heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gieb die Gefangnen ledig, ſende Geiſeln
Des heiligen Vertrags, ſo biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Nahmen.

ISABEAU.

Willſt du in Banden uns Geſetze geben?

JOHANNA.

Thu es bei Zeiten, denn du muſst es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere ſeyn.
Gefallen ſind euch eure Beſten, denkt

Auf eine ſichre Rückkehr, euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

ISABEAU.

Könnt ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

EIN HAUPTMANN kommt eilig.

HAUPTMANN.

Eilt Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen,
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen,
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

JOHANNA (begeiſtert.)

Die Franken rücken an! Jezt ſtolzes England,
Heraus in's Feld, jezt gilt es, friſch zu fechten!

FASTOLF.

Unſinnige, bezähme deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

JOHANNA.

Mein Volk wird ſiegen und ich werde ſterben,
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

LIONEL.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben

Sie vor uns her geſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt Faſtolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in dieſem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden,
Ich laſs euch funfzig Ritter zur Bedeckung.

FASTOLF.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und dieſe Wüthende im Rücken laſſen?

JOHANNA.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

LIONEL.

Gieb mir
Dein Wort Johanna, dich nicht zu befreien!

JOHANNA.

Mich zu befreien iſt mein einz'ger Wunſch.

ISABEAU.

Legt ihr dreifache Feſſeln an. Mein Leben

Verbürg' ich, dafs ſie nicht entkommen ſoll.

(Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.)

LIONEL (zur Johanna.)

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch ſteht's bei dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du biſt frei, und dieſe Wüthenden,
Die jezt dein Blut verlangen, dienen dir!

FASTOLF (dringend.)

Fort, fort mein Feldherr!

JOHANNA.

Spare deine Worte!
Die Franken rücken an, vertheid'ge dich!

(Trompeten ertönen, Lionel eilt fort.)

FASTOLF.

Ihr wiſst, was ihr zu thun habt, Königin!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht ihr
Dafs unſre Völker fliehen —

ISABEAU (einen Dolch ziehend.)

Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

FASTOLF (zur Johanna.)

Du weifst was dich erwartet. Jezt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!

(er geht ab.)

JOHANNA.

Das will ich!
Daran foll niemand mich verhindern. — Horch!
Das ift der Kriegsmarfch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir fchallt und fiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ift
Euch nah, fie kann nicht vor euch her wie fonft
Die Fahne tragen — fchwere Bande feffeln fie,
Doch frei aus ihrem Kerker fchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgefangs.

ISABEAU (zu einem Soldaten.)

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin fieht und fag uns, wie die Schlacht fich wendet.

(Soldat fteigt hinauf.)

JOHANNA.

Muth, Muth mein Volk! Es ift der letzte Kampf!

Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder

ISABEAU.

Was ſieheſt du?

SOLDAT.

Schon ſind ſie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Barberroſs,
Im Tigerfell, ſprengt vor mit den Gendarmen.

JOHANNA.

Das iſt Graf Dünois! Friſch wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit dir!

SOLDAT.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

ISABEAU.

Daſs zehen Lanzen ihm
In's falſche Herz eindrängen, dem Verräther!

SOLDAT.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unſrigen.

ISABEAU.

Siehſt du den Dauphin nicht? Erkennſt du nicht

FASTOLF (zur Johanna.)

Du weiſst was dich erwartet. Jezt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!

(er geht ab.)

JOHANNA.

Das will ich!
Daran ſoll niemand mich verhindern. — Horch!
Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir ſchallt und ſiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau iſt
Euch nah, ſie kann nicht vor euch her wie ſonſt
Die Fahne tragen — ſchwere Bande feſſeln ſie,
Doch frei aus ihrem Kerker ſchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgeſangs.

ISABEAU (zu einem Soldaten.)

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin ſieht und ſag uns, wie die Schlacht ſich wendet.

(Soldat ſteigt hinauf.)

JOHANNA.

Muth, Muth mein Volk! Es iſt der letzte Kampf!

Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder

ISABEAU.

Was ſieheſt du?

SOLDAT.

Schon ſind ſie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Barberroſs,
Im Tigerfell, ſprengt vor mit den Gendarmen.

JOHANNA.

Das iſt Graf Dünois! Friſch wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit dir!

SOLDAT.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

ISABEAU.

Daſs zehen Lanzen ihm
In's falſche Herz eindrängen, dem Verräther!

SOLDAT.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unſrigen.

ISABEAU.

Siehſt du den Dauphin nicht? Erkennſt du nicht

Die königlichen Zeichen?

SOLDAT.

Alles iſt
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterſcheiden.

JOHANNA.

Hätt' er mein Auge oder ſtünd' ich oben,
Das kleinſte nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchſten Lüften.

SOLDAT.

Am Graben iſt ein fürchterlich Gedräng,
Die Gröſsten, ſcheint's, die Erſten kämpfen dort.

ISABEAU.

Schwebt unſre Fahne noch?

SOLDAT.

Hoch flattert ſie.

JOHANNA.

Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze ſchauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

SOLDAT.

Weh mir! Was ſeh ich! Unſer Feldherr iſt
Umzingelt!

ISABEAU (zuckt den Dolch auf Johanna.)

Stirb Unglückliche!

SOLDAT (ſchnell.)

Er iſt befreit.

Im Rücken faſst der tapfere Faſtolf
Den Feind — er bricht in ſeine dichtſten Schaaren.

ISABEAU (zieht den Dolch zurück.)

Das ſprach dein Engel!

SOLDAT.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

ISABEAU.

Wer flieht?

SOLDAT.

Die Franken, die Burgunder fliehn,
Bedeckt mit Flüchtigen iſt das Gefilde.

JOHANNA.

Gott! Gott! So ſehr wirſt du mich nicht verlaſſen!

SOLDAT.

Ein ſchwer verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk ſprengt ihm zu Hülf', es iſt ein Fürſt.

ISABEAU.

Der unſern einer oder fränkiſchen?

SOLDAT.

Sie löſen ihm den Helm, Graf Dünois iſt's.

JOHANNA

(greift mit krampfhafter Anſtrengung in ihre Ketten.)

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

SOLDAT.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel
Verbrämt mit Gold?

JOHANNA (lebhaft.)

Das iſt mein Herr, der König!

SOLDAT.

Sein Roſs wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt,
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

(Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.)

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

JOHANNA.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

ISABEAU (hohnlachend)

Jezt iſt es Zeit! Jezt Retterin errette.

JOHANNA

(ſtürzt auf die Knie, mit gewaltſam heftiger Stimme betend.)

Höre mich Gott, in meiner höchſten Noth,
Hinauf zu dir, in heiſsem Flehenswunſch,
In deine Himmel ſend' ich meine Seele.
Du kannſt die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen wie die Taue eines Schiffs,
Leicht iſt es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du wilſt und dieſe Ketten fallen ab,
Und dieſe Thurmwand ſpaltet ſich — du halfſt
Dem Simſon, da er blind war und gefeſſelt,
Und ſeiner ſtolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faſst' er
Die Pfoſten ſeines Kerkers mächtig an,
Und neigte ſich und ſtürzte das Gebäude —

SOLDAT.

Triumph! Triumph!

ISABEAU.

Was iſt's?

SOLDAT.

Der König iſt

Gefangen!

JOHANNA (ſpringt auf.)

So ſei Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaſst und zerriſſen. In demſelben Augenblick ſtürzt ſie ſich auf den nächſtſtehenden Soldaten, entreiſst ihm ſein Schwert und eilt hinaus. Alle ſehen ihr mit ſtarrem Erſtaunen nach.)

ISABEAU

(nach einer langen Pauſe.)

Was war das? Träumte mir? Wo kam ſie hin?
Wie brach ſie dieſe Zentnerſchweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht ſelbſt geſehn mit meinen Augen.

SOLDAT (auf der Warte)

Wie? Hat ſie Flügel? Hat der Sturmwind ſie
Hinabgeführt?

ISABEAU.

Sprich, iſt ſie unten?

SOLDAT.

Mitten
Im Kampfe ſchreitet ſie — Ihr Lauf iſt ſchneller
Als mein Geſicht — Jezt iſt ſie hier — jezt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr,
Die Franken ſtehn, ſie ſtellen ſich auf's neu!
— Weh mir! Was ſeh ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken —

ISABEAU.

Was? Will ſie uns den ſichern Sieg entreiſsen?

SOLDAT.

Grad' auf den König dringt ſie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reiſst ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Faſtolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefangen.

ISABEAU.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab.

SOLDAT.

Flieht Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.

(er ſteigt herunter.)

ISABEAU (das Schwert ziehend.)

So fechtet Memmen!

LA HIRE mit SOLDATEN kommt. Bei ſeinem Eintritt ſtreckt das Volk der Königin die Waffen.

LA HIRE

(naht ihr ehrerbietig.)

Königin, unterwerft euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben ſich
Ergeben, aller Widerſtand iſt unnütz!
— Nehmt meine Dienſte an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet ſeyn.

ISABEAU.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.

(giebt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)

Die Scene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund, in den Armen beider Fürsten liegt Johanna tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langsam vorwärts. Agnes Sorel stürzt herein.

Sorel

(wirft sich an des Königs Brust.)

Ihr seid befreit — ihr lebt — Ich hab' euch wieder!

König.

Ich bin befreit — Ich bin's um diesen Preis!

(zeigt auf Johanna.)

Sorel.

Johanna! Gott! Sie stirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!

Seht einen Engel scheiden! Seht wie sie da liegt,

Schmerzlos und ruhig wie ein ſchlafend Kind!
Des Himmels Friede ſpielt um ihre Züge,
Kein Athem hebt den Buſen mehr, doch Leben
Iſt noch zu ſpüren in der warmen Hand.

KÖNIG.

Sie iſt dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen.
Schon ſchwebt ſie droben ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr und unſre Reue.

SOREL.

Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lebt!

BURGUND (erſtaunt.)

Kehrt ſie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt ſie den Tod?
Sie richtet ſich empor! Sie ſteht!

JOHANNA

(ſteht ganz aufgerichtet und ſchaut umher.)

Wo bin ich?

BURGUND.

Bei deinem Volk Johanna! Bei den Deinen!

KÖNIG.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

JOHANNA

(nachdem sie ihn lange starr angesehen.)

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiſs
Ich bin's nicht.

KÖNIG.

Du biſt heilig wie die Engel,
Doch unſer Auge war mit Nacht bedeckt.

JOHANNA

(ſieht heiter lächelnd umher.)

Und ich bin wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verſtoſsen?
Man flucht mir nicht, man ſieht mich gütig an?
— Ja jezt erkenn' ich deutlich alles wieder!
Das iſt mein König! Das ſind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne ſeh ich nicht — Wo iſt ſie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen,
Von meinem Meiſter ward ſie mir vertraut,
Vor ſeinem Thron muſs ich ſie niederlegen,
Ich darf ſie zeigen, denn ich trug ſie treu.

KÖNIG

(mit abgewandtem Geſicht.)

Gebt ihr die Fahne!

(man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand — Der Himmel ist von einem rosigten Schein beleuchtet.)

JOHANNA.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — Die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt todt darauf nieder — Alle stehen lange in sprachloser Rührung — Auf einen leisen Wink des Königs, werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, dass sie ganz davon bedeckt wird.)

Genealogie
der regierenden
hohen Häupter
und anderer
fürſtlichen Perſonen
in Europa.

Das Königl. Preuſsiſche und Churfürſtl. Brandenburgiſche Haus.

Reform. Religion.

König und Churfürſt.

Friedrich Wilhelm III geboren den 3ten Auguſt 1770, folgt ſeinem Vater Friedrich Wilhelm II. in der Regierung den 16ten Novemb. 1797; vermählt den 24ſten Dec. 1793 mit

Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, Tochter des regier. Herz. Karl zu Mecklenb. Strelitz, geb. den 10. März 1776. (Luther. Rel.)

Verwittwete Königin, Mutter des Königs.

Friederike Luiſe, Tochter Ludw. IX. letztreg. Landgr. zu Heſſen-Darmſtadt, geb. den 16. Oct. 1751. verm. mit Friedrich Wilhelm II. König von Preuſsen den 14. Jul. 1769. Wittwe ſeit dem 16. Nov. 1797. (Luther. Religion.)

Kinder des Königs.

1) *Friedrich Wilhelm*, Kronprinz, geb. den 15. Oct. 1795.

2) *Friedrich Wilhelm Ludewig*, geb. den 22. März 1797.

3) *Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine*, geb. den 13. Jul. 1798.

Des verſt. Prinzen Ludewig von Preuſsen, (Bruders des Königs) Kinder.

1) *Friedrich Wilhelm Ludwig*, geb. den 30. October 1794.

2) *Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie*, geb. den 30. Sept. 1796.

Geſchwiſter des Königs.

1. Die Herzoginn von York. S. Groſsbritann.

2. Die Erbprinzeſſinn von Oranien. S. Naſſau-Oranien.

3. Die Erbprinzeſſinn von Heſſen-Caſſel. S. Heſſen-Caſſel.

4. *Friedr. Heinrich Karl*, geb. d. 30. Dec. 1781, Hauptm. beym 1ſten Bat. Garde.

5. *Friedrich Wilhelm Karl*, geb. den 3 Jul. 1783, Hauptm. beym 1ſten Bat. Garde.

Tante des Königs.

Die Erbſtatthalterinn. S. Naſſau-Oranien.

Groſsvaters Geſchwiſter.

1. *Friedrich Heinrich Ludwig*, geb. d. 18. Jan. 1726, General der Infanterie, Chef eines Infanterieregiments, Domprobſt zu Magdeburg, vermählt d. 17. Jun. 1752 mit

Wilhelmine, Tochter des Prinzen Maximilian von Heſſen-Caſſel, geb. den 23. Febr. 1726.

2. *Auguſt Ferdinand*, geb. den 23. May 1730, General der Infanterie, Chef eines Infante-

rieregiments, Domprobſt zu Halberſtadt, des Johanniterordens Heermeiſter zu Sonnenburg, vermählt d. 27. Sept. 1755 mit

Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter Friedrich Wilhelms, Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, geb. den 22. April 1758.

Kinder.

1. Die Prinzeſſinn von Radzivil.
2. *Friedrich Chriſtian Ludwig*, geb. d. 18. Nov. 1772, Generalmajor und Chef eines Infanterieregiments, Koadjutor der Domprobſtey zu Magdeburg.
3. *Friedrich Wilhelm Heinrich Auguſt*, geb. d. 19. Sept. 1779. Ritter des ſchwarzen und roth. Adlerordens, Major beim Inf. Reg. Larisch.

Prinzeſſinn von Brandenb. Schwedt, Tochter des verſtorb. Markgr. Friedr. Wilh.

Die Gemahlinn des Prinzen Ferdinand von Preuſsen, ſ. oben.

Töchter des verſtorb. Markgrafen Heinrich Friedrich.

1. Die Aebtiſſinn von Herford. S. Herford.
2. Die reg. Fürſtinn von Anhalt-Deſſau.

Das Markgräflich-Brandenburgiſche Haus in Franken.

Markgraf.

Chriſtian Friedrich Karl Alexander, geb. d. 24. Febr. 1736, Markgraf von Anſpach den 5. Aug. 1757, und von Bayreuth den 26. Jan. 1769. Generallieut. und Chef eines Dragoner-Reg. in

Königl. Preuſs. Dienſten, General-Feldwachtmeiſter u. Inhaber eines Küraſſier-Regim. in Kayſerl. Dienſten, General-Feldmarſchall und Oberſter zweyer Kavallerieregimenter im Fränkiſchen Kreiſe, überläſst d. 5. Jan. 1792 ſeine Markgrafthümer dem Könige von Preuſsen, ſeinem natürlichen und rechtmäſsigen Nachfolger, verm. in erſter Ehe den 22. Nov. 1754 mit Friederike Karoline, Tochter Franz Joſias, Herz. v. Sachſen-Coburg, Wittwer ſ. 12. Febr. 1791, in zweyter Ehe verm d. 18. Febr. 1792 mit

Eliſabeth, Tochter des Grafen Auguſt von Berkeley, und Wittwe des Lord William Craven, geb. im Dec. 1750.

Verwittwete Markgräfinn von Bayreuth.

Sophie Karoline Marie, Tochter des Herzogs Karl von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geb. d. 8. Oct. 1737, Wittwe des den 26. Febr. 1763 verſtorb. Markgr. Friedr. von Bayreuth, reſidirt in Erlangen.

Mecklenburg-Strelitz.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Carl Ludwig Friedrich, K. Groſsbr. Feldmarſchall, geb. 10. Oct. 1741, succ. s. Bruder Adolph Friedrich 3. Jun. 1794, Wittwer 22. May 1782 von Friederike Caroline, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, u. zum 2tenmal 12. Dec. 1785 von Charlotte Wilhelmine, der vorig. Schweſter.

Kinder erster Ehe.

1. Georg Carl Friedrich Joſeph, Erbprinz, K. Groſsbr. General-Major, geb. 12. Aug 1779.
2. Die reg. Herzoginn zu Sachſen-Hildburghauſen.
3. Die Erbpr. von Thurn und Taxis.

4 Die Königin von Preuſsen.
5. Die Gem. des Pr. Friedr. Wilh. von Solms-Braunfels.

Sohn zweyter Ehe.

Carl Friedrich August, geb 30 Nov. 1785.

Geschwister.

1. Ernst Gottlob Albrecht, geb. 27. Aug. 1742, K. Groſsbr. Gen. der Infant. und Gouverneur zu Zelle.
2. Die Königinn von England.

Hessen-Darmstadt.

Lutherischer Religion.

Landgraf.

Ludwig X. geb. d. 14. Jun. 1753, succ. seinem Vater Ludw. IX. d. 6. April 1790, verm. d. 19. Febr. 1777 mit Luise Henriette Caroline, Tochter des Pr. Georg Wilh. von Hessen-Darmstadt, geb. d. 15. Febr. 1761.

Kinder.

1. Ludwig, Erbpr. geb. d. 26. Dec. 1777.
2. Die Gemahlinn des Prinzen Ludwig v. Anhalt-Köthen.
3. Ludw. Georg Carl Friedr. Ernst, geb. d. 31. Aug. 1782, K. K. Rittmeister.
4. Friedr. Aug. Carl Anton, K. K. Oberstlieut., geb. d. 14. May 1788.
5. Aemil. Maximil. Leop. Aug. Carl, geb. d. 3. Sept. 1790.
6. Gustav Ferdin. Wilh. Friedr., geb. d. 18. Dec. 1791.

Geschwister.

1. Caroline, geb. den 2. März 1746, verm. d. 27. Sept. 1768 mit Friedr. Ludw. reg. Landgrafen v. Hessen-Homburg.
2. I. M. die Königinn Mutter von Preuſsen.
3. Die Erbprinzessinn von Baden.
4. Die Herzoginn von Sachsen-Weimar.
5. Friedr. Ludwig, geb. den 10. Jun. 1759.
6. Christ. Ludwig, geb. d. 25. Nov. 1760, K. K. Gen. Feldmarschall-Lieutenant.

Seines Vatersbruders des Prinzen Georg Wittwe.

Marie Luise Albertine, Gräfinn von Leiningen-Heidesheim, geb. 16. März 1729, Wittwe seit 21. Jul. 1782.

Davon: 1. Ludw. Georg Carl, K. K. Gen. Feldzeugmeister, und des Oberrhein. Kreises Generallieut. geb. d. 27 März 1749.

2. Georg Carl, geb. 14. Jun. 1754.
3. Friedr. Georg Aug. Wilh., geb. 21. Jul. 1759.
4. Die regier. Landgräfinn v. Hessen-Darmstadt, s. oben.

Das Herzogl. Braunschweig-Wolfenbüttelsche Haus.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Carl Wilh. Ferdinand, reg. seit dem 26. März 1780, geb. 9. Oct. 1735, Kön. Preuſs. Gen. Feldmarschall, verm. 16. Jan. 1764 mit

Auguste, Schwester des Königs Georg III. von England, geb. 11. Aug. 1737.

Kinder.

1. Carl Georg August, Erbprinz, geb. d. 18. Febr. 1766, verm. 14. Oct. 1790 mit Friederike Luise Wilhelmine, Tochter Wilhelms, Fürsten v. Nassau-Oranien-Diez, Erbstatthalters, geb. 28. Nov. 1770.
2. Die Gemahlinn des Pr. von Wallis.
3. Georg Wilh. Christian, geb. 27. Jun. 1769.
4. August, geb. 18. Aug. 1770.
5. Friedr. Wilh., geb. 9. Oct. 1771, Ritter d. schwarzen Adler Ordens, Kön. Preuſs. Generalmajor und Chef eines Regiments Infanterie.

Geschwister.

1. Sophie Caroline, geb. 8. Oct. 1737, s. Brandenburg-Bayreuth.
2. Anne Amalie, geb. 24. Oct. 1739, s. Sachsen-Weimar.
3. Friedr. August, Herz. von Braunschw. Oels, s. hienächst Braunschweig-Oels.
4. Elisab. Christiane Ulrike, geb. 8. Nov. 1746.
5. Auguste Dorothee, gefürstete Aebtissinn zu Gandersheim, geb. 2. Oct. 1749.

Vaters Schwester.

Sophie Antonie, geb. 23. Jan. 1724, s. Sachsen-Coburg.

Des im May 1776 verstorbenen Vatersbruders, Herz. Anton Ulrich, mit der den 18. März 1746 verst. Prinz. Anne von Mecklenburg-Schwerin erzeugte Tochter

Katharine, geb. 26. Jul. 1741.

Braunschweig-Oels.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Friedr. August, Bruder des reg. Herz. von Braunschweig-Wolfenbüttel, reg. in Oels seit 14. Dec. 1792, K. Preuſs. Gen. von der Infanterie, Domprobst zu Brandenburg, geb. 29. Oct. 1740, Wittwer seit 4. Nov. 1789 von Friederike Sophie Charlotte Auguste, Tochter und Erbinn Karl Christian Erdmanns, letzten Herz. von Würtemberg-Oels.

Braunschweig-Bevern.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Carl Friedr. Ferdinand, Sohn des Herzogs Ernst Ferdinand, Grofsonkels des reg. Herz. von Braunschw. Wolfenbüttel, reg. seit 2. Aug. 1781, K. Dän. Gen. Feldmarschall und Probst des Stifts zu St. Blasius und Cyriaks in Braunschweig, geb. 5. April 1729, verm. 26. Oct. 1782 mit

Anne Caroline, Tochter des Fürsten Wilh. Heinr. von Nassau-Saarbrück, geb. 31. Dec. 1751, Wittwe des Herz. Friedr. Heinr. Wilh. von Hollstein-Glücksburg.

Anhalt-Dessau.

Reformirter Religion.

Fürst.

Leopold Friedr. Franz, geb. 10. Aug. 1740, succ. seinem Vater Leop. Maximil. den 16. Dec. 1751, verm. 25. Jul. 1767 mit

Luise Henriette Wilhelmine, Tochter des verst. Markgr. Heinr. Friedr. v. Brandenb. Schwedt, geb. 24. Sept. 1750.

Kinder.

1. Friedrich, Erbprinz, geb. 27. Dec. 1769, verm. 12. Jun. 1792 mit

Christiane Amalie, Tochter des reg. Landgrafen von Hessen-Homburg, geb. 29. Jun. 1774.

Davon: 1. Amalie Auguste, geb. 18. Aug. 1793.
2. Leop. Friedrich, geb. 1. Oct. 1794.
3. Georg Bernhard, geb. 21. Febr. 1796.
4. Luise Friederike, geb. 1. März 1798.
5. Friedr. Aug. geb. 13. Aug. 1799.

Brüder.

1. Joh. Georg, K. Preuſs. Gen. v. d. Infant. Probst des

Stifts zu St. Sebastian in Magdeburg, u. Ritter d. schwarz. Adler Ordens, geb. 18. Jan. 1748.

2. Albrecht, geb. 22. April 1750, Wittwer seit Aug. 1793 von Henr. Carol. Louise, Gräfinn von Lippe Biesterfeld.

Anhalt-Bernburg.

Reformirter Religion.

Fürst.

Alexius Friedrich Christian, succ. seinem Vater Friedr. Albrecht d. 11. April 1796, geb. 12. Jun. 1767, verm. den 29. Nov. 1794 mit

Marie Friederike, Tochter Wilhelms IX, reg. Landgrafen von Hessen-Cassel, geb. 14. Sept. 1768. (Luther. Relig.)

Davon: 1. Erbprinz, geb. 19. April 1780.

2. Wilhelmine Luise, geb. 30. Oct. 1799.

Schwester.

Die reg. Fürstinn von Lippe-Detmold.

Tanten.

1. Die verwittw. Fürstinn von Anhalt-Zerbst.
2. Die Gemahlinn des Prinzen August von Schwarzburg-Sondershausen.

Anhalt-Bernburg-Schaumburg-Hoym.

Reformirter Religion.

Fürst.

Carl Ludwig, geb. 16 May 1723, succ. seinem Vater Victor Amadeus Adolph 15. April 1775, verm. 16. Dec. 1765 n. 1

Amalie Eleonore, Tochter Friedr. Wilhelms, Fürsten von Solms-Braunfels, geb. 22. Nov. 1734.

Davon: Victor Carl Friedrich, Erbprinz, geb. 2. Nov. 1767, verm. 29. Oct. 1793 mit

Amalie Charlotte Wilhelmine Luise, Tochter des Fürsten Carl von Nassau Weilburg, geb. 6. Aug. 1776.

Davon: 1) Herminie geb. 2. Dec. 1797.

2) Adelheid, geb. 22. Febr. 1800.

Des verst. Prinzen Franz Adolphs Kinder.

1) Friedr. Franz Joseph, geb. 1. März 1769, K. Preuss. Hauptmann, verm. 1790 mit der Tochter des K. Preuss. Raths Westrop Brieg.

Davon: 1) Friedr. Ludwig, geb. 1791.

2. Maria Adelheid, geb. 16. Januar 1795.

2) Die verwittwete Prinzessinn von Hessen-Philippsthal.

Des Fürsten Halbgeschwister.

1. Friedr. Ludwig Adolph, geb. 29. Nov. 1741, K. K. Feldmarschall und K. Schwed. General.

2. Magdalene Sophie, Prinzessinn von Solms-Braunfels, geb. 4. Jan. 1742. Wittwe seit 2. Mai 1790 von Victor Amadeus, Halbbruder des Fürsten.

Anhalt-Köthen.

Reformirter Religion.

Fürst.

August Christian Friedrich, geb. 18. Nov. 1769, reg. seit 17. Oct. 1789, verm. 9. Febr. 1792. mit

Caroline Friederike, Tochter Friedrich Augusts, Fürsten von Nassau-Usingen, geb. 30 Aug. 1777.

Mutter.

Luise Charlotte Friederike, Tochter Herzogs Friedrichs von Holstein-Glücksburg, geb. 5. März 1749, Wittwe seit 17. Oct. 1789.

Bruder.

Ludwig, geb. 15. Sept. 1778. Kön. Dänischer Major, verm. 27. Jul. 1800 mit

Luise Caroline Eleonore, Tochter Ludwigs X. Landgr. v. Hessen-Darmstadt, geb. 16. Jan. 1779.

Vettern.

1. Emanuel Ernst Erdmann, geb. 9. Januar 1768. K. Preuſs. Major.

2. Friedr. Ferdinand, reg. Fürst zu Anhalt-Plefs. s. 12. Dec. 1797, geb. 25 Jun. 1769. K. Preuſs. Obristlieutn. u. Chef eines Füsil. Bat. Domherr zu Halberstadt.

3. Anne Aemilie, geb. 20 Mai 1770, verm. 20 Mai 1791 mit Hans Heinrich, Grafen von Hochberg Fürstenstein.

4. Heinrich, geb. 30. Jul. 1778. K. Preuss. Hauptmann.

5. Christian Friedrich, geb. 15. Nov. 1780. K. Preuss. St. Capit.

6. Ludwig, geb. 16. August 1783.

Anhalt-Zerbst.

Luth. Relig.

Wittwe des letztregierenden Fürsten.

Friederike Auguste Sophie, Tochter Victor Friedrichs, Fürsten von Anhalt-Bernburg, geb. 28. Aug. 1744. verm. 27 Mai 1764 mit Friedrich August, Wittwe s. 3. März 1793.

Aremberg-Arschot und Croy.

Katholischer Religion.

Herzog.

Ludwig Engelbrecht, geb. 3. Aug. 1750, succ. 17. Aug. 1778 seinem Vater Carl, Grand von Spanien, K. K. wirkl. Kämmerer, verm. 19. Jan. 1773 mit

Luise Pauline Antoinette Candide von Villars-Brancas, Tochter Herz. Ludwig Leo von Brancas-Lauragais, geb. 25. Nov. 1755.

Kinder.

1. Prosper Ludwig, Erbprinz, geb. 28. April 1785.
2. Pauline Charlotte Iris, geb. 2. Sept. 1774, verm. 25. May 1794 mit Joseph Johann, Fürsten v. Schwarzenberg.
3. Philemon Paul Maria, geb. 10. Jan. 1788.
4. Philipp, geb. 2. Oct. 1790.

Mutter.

Luise Margarethe, Tochter des Grafen von der Mark, Ludwig Engelbrecht, geb. 13. Jul. 1730, Wittwe seit 17 Aug. 1778 von Carl Maria Raymund, vorigem Herzog.

Geschwister.

1. Marie Franziske Leopoldine Karoline, geb. 13. Jul. 1751, verm. 30. Aug. 1781 mit Joseph Ludwig, reg. Grafen von Windischgrätz, geb. 6. Dec. 1744.
2. Marie Flore, geb. 25. Jun. 1752, verm. 18. April 1771 mit Wilhelm Herzog von Ursel.
3. August Maria Raymund, geb. 30. Aug. 1753, Graf v. der Mark seit 6. Oct. 1773, Grand von Spanien, K. Kön. Obrister, verm. 23. Nov. 1774 mit Marie Franziske Ursule, Tochter des Marquis von Cernay.

Davon: Ernst Engelbrecht, geb. 25. May 1777, verm. seit 1799 mit Therese, Tochter des Grafen Joseph Nicolas von Windischgrätz.

4. Marie Luise Franziske, geb. 29. Jun. 1764, verm. 24. Sept. 1787 mit Ludwig Grafen zu Stahremberg.

Des zu Rom im April 1795 verstorb. Prinzen Ludwig Maria Tochter.

Amalie Luise, geb. 10. April 1789.

Dessen zweyte Gemahlinn und Wittwe.

Elisabeth, Tochter des Prinzen Boris Gregoriwitsch-Scha-

kovsky, K. Rufs. Gen. Maj. geb. 10. Dec. 1773, verm. 15 Febr. 1792.

Davon: Katharine, geb. 1. Dec. 1792.

Aremberg-Ligne, s. Ligne.

Anersberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Wilhelm, geb. 9. Aug. 1749, verm. 10. Febr. 1776. mit Leopoldine Franziske, Tochter des verw. Gr. Vincenz zu Waldstein-Münchengrätz, geb. 8. Aug. 1761.

Davon: 1. Marie Josephe, geb. 15. Jan. 1777.
2. Sophie Regine, geb. 7. Sept. 1780.
3. Wilhelm, Erbprinz, geb. 12. Febr. 1782.
4. Marie Therese, geb. 17. Aug. 1783.
5. Carl, geb. 1786.
6. Vincenz, geb. 9. Jun. 1790.

Geschwister.

1. Marie Franziske, geb. 30. Jul. 1745, verm. mit Georg Graf von Scheltowa den 17. Mai 1789.
2. Carl, geb. 21. Oct. 1750. verm. 2. Oct. 1776 mit Marie Josephe, Tochter des Fürsten Joseph von Lobkowitz, geb. 8. Aug. 1756.
3. Die verw. Fürstinn von Oettingen-Spielberg.
4. Vincent, geb. 31. Aug. 1763.

Vatershalbgeschwister.

1. Therese, geb. 22. März 1735, verw. Gräfinn Kinsky, seit 16. May 1790.
2. Marie Antonie, geb. 30. Sept. 1739. Wittwe seit 10. May 1791 von Gundaccar, Grafen Wurmbrand.
3. Marie Anne, geb. 26. April 1743. verm. 23. Nov. 1760 mit Joseph Wenzel, Grafen zu Würben.
4. Johann Baptist, geb. 28. Febr. 1745, Domherr zu Passau.
5. Aloys, geb. 20. März 1747, Komthur des Deutschen Ordens.
6. Franz Xavier, geb. 19. Jan. 1749, verm. 25. Jun. 1794 mit Marie Ernestine, Fürstinn zu Schwarzenberg, geb. 18. Oct. 1752.

Augsburg, s. Trier.

Baden.

Lutherischer Religion.

Markgraf.

Carl Friedrich, geb. 22. Nov. 1728, succ. seinem Grosvater, Carl Wilhelm, Markgraf in Baden-Durlach 12. May 1738, und reg. in Baden-Baden seit 21. Oct. 1771, Wittwer seit 8. April 1783 von Karoline Luise, Tochter Ludwig VIII. Landgrafen von Hessen-Darmstadt, verm. zum 2tenmale 24. Nov. 1787 mit

Luise Caroline von Geyer, Reichsgräfinn von Hochberg, geb. 26. May 1769.

Kinder erster Ehe.

1. Carl Ludwig, Erbprinz, geb. 14. Feb. 1755, Gen. Maj. des Schwäb. Kreises, verm. 15. Jul. 1774 mit

Amalie Friederike, Tochter Ludwig IX. Landgr. v. Hessen-Darmstadt, geb. 20. Jun. 1754.

Davon: a. Karl Ludwig Friedrich, geb. 8. Jun. 1775. Obrist des schwäb. Kreises.

b. Katharine Amalie Christine Luise, } Zwillingsschwestern, geb. 13. Jul. 1776.

c. Die Churfürst. v. Pfalz-Bayern, }

d. Die Kaiserinn von Rufsland.

e. Die Königinn von Schweden.

f. Marie Elisab. Wilhelmine, geb. 7. Sept. 1782.

g. Wilhelmine Luise, geb. 10. Sept. 1788.

2. Friedrich, geb. 29. Aug. 1756, Holländ. Gen. Lieut. der Inf. und beym Schwäb. Kr. verm. 10. Dec. 1791 mit Christine Luise, Tochter Friedrich Augusts, Fürsten von Nassau-Usingen, geb. 16. Aug. 1776.

3. Ludwig August Wilhelm, geb. 9. Febr. 1763.

Kinder zweyter Ehe.

1. Carl Leopold Friedrich, geb. 29. Aug. 1790.
2. Wilhelm Ludw. August, geb. 8. Apr. 1792.
3. Amalie Christine, geb. 26. Jan. 1795.
4. Maximilian Friedrich Johann Ernst, geb. 9. Dec. 1796.

Bamberg.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Christoph Franz Amand Veit, Frhr. von Buseck, geb. 28. Dec. 1724, erw. den 7. April 1795.

Coadjutor.

Georg Carl Ignaz, Bischof von Würzburg, seit April 1800.

Basel.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Franz Xavier, Frhr. von Naven, geb. 26. Febr. 1749, erw. 2. Jun. 1794.

Bayern, s. Pfalz-Bayern.

Bourbon.

Katholischer Religion.

Tochter Ludwigs XVI. Königs v. Frankreich, gest. 21. Jan. 1793.

Die Gemahlinn des Herzogs von Angouleme.

Geschwister Ludwigs XVI.

1. Ludwig Stanislaus Xaver, Graf von Provence, geb. 17. Nov. 1755, verm. 14. May 1771 mit

Marie Josephe Luise, Tochter des Königs von Sardinien, Victor Amadeus III. geb. 2. Sept. 1753.

2. Carl Philipp, Graf von Artois, geb. 9. Oct. 1757, verm. 15. Nov. 1773 mit

Marie Therese von Savoyen, Tochter des Königs von Sardinien Victor Amadeus III. geb. 31. Jan. 1756.

Davon: 1. Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, geb. 6. Aug. 1775. verm. 10. Jun. 1799 mit Marie Therese Charlotte, Tochter des Königs von Frankreich Ludwig XVI. geb. 19. Dec. 1778.

2. Carl Ferdinand, Herz. von Berry, geb. 24. Jan. 1778.

3. Die Gemahlinn des Kön. von Sardinien Eman. IV.

Bourbon-Orleans.

Herzog.

Ludwig Philipp, geb. 6. Oct. 1773.

Brüder.

1. Anton Philipp, Herzog v. Chartres, geb. 3. Jul. 1775.
2. Alphons Leodgat, Graf von Beaujolois, geb. 7. Oct. 1779

Mutter.

Luise Marie Adelheid von Bourbon, Tochter des verst. Herz. v. Penthievre, geb. 13. März 1753, verm. 5. April 1769

mit Ludwig Philipp, Herz. von Orleans, Wittwe seit 6. Nov. 1793.

Schwester.

Eugenie Adelheid Louise, geb. 23. Aug. 1777.

Tante.

Die gesch. Gem. des Herzogs Ludwig Heinr. v. Bourbon.

Bourbon-Condé.

Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz v. Condé, geb. 9. Aug. 1736, verm. 3. May 1753 mit Charlotte von Rohan-Soubise, Wittwer seit 4. März 1760.

Kinder.

1. Ludwig Heinrich Joseph, Herz. v. Bourbon, geb. 13. April 1756, verm. 24. April 1770 mit
Luise Marie Therese, Prinz. von Orleans, geb. 9. Jul. 1750 gesch. 1780.
Davon: Ludwig Anton Heinr. Herz. von Enghien, geb. 2. Aug. 1772.
2. Luise Adelheid von Bourbon Condé, geb. 5. Oct. 1757, zu Turin in ein Kloster gegangen.

Bourbon-Conty.

Prinz.

Ludwig Franz Joseph von Bourbon-Conty, geb. 1. Sept. 1734, verm. 27. Febr. 1759 mit
Fortunate Marie von Este, Tochter Franz III. Herz. von Modena, geb. 24. Nov. 1731. gesch. seit 1775.

Brandenburg-Anspach-Bayreuth, s. Königl. Preuſs. Haus.

Braunschweig-Lüneburg, s. Groſsbritannien.

Braunschweig-Wolfenbüttel, s. oben Königl. Preuſs. Haus.

Breſslau.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Joseph Christian Franz Ignaz, Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein, geb. 6. Nov. 1740, Koadjutor von Breſslau 12. Nov. 1787, Bischof 1795.

Brixen.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Franz Carl, Graf zu Lodron, geb. 17. Nov. 1748, erw. 16. Aug. 1791.

Carolath.

Reformirter Religion.

Fürst.

Heinrich Carl Erdmann, geb. 3. Nov. 1759, folgt den 23. Febr. 1791 seinem Vater, Friedrich Johann Karl, verm. zum erstenmal mit Amalie Auguste Caroline Luise, Tochter Anton Ulrichs, Herz. v. Sachsen-Coburg-Meiningen, gestorben 28. Mai 1798. Zum zweitenmal verm. den 18. Nov. 1798 mit Erdmuthe Caroline Friederike Amalie Baronesse von Oertel, geb. 23. Jan. 1769.

Kinder erster Ehe.

1. Heinrich Carl Wilhelm, Kön. Preuſs. Lieutenant, geb. 29. Nov. 1783.
2. Carl Wilh. Philipp Ferdinand, Königl. Preuſs. Fähnrich, geb. 17. Jan. 1785.
3. Friedrich Wilh. Carl, geb. 29. Oct. 1790.
4. Eduard Georg Eugenius Ferdinand, geb. 27. Jan. 1795.
5. Ordalie Johanne Clotilde, geb. 2. Jun. 1796.
6. Amalie, geb. 17. Mai 1798.

Töchter zweyter Ehe.

1. Dorothea, geb. 16. Nov. 1799.
2. Henriette Sophie Constanzie, geb. 11. April 1801.

Bruder.

Christian Ernst August Ferdinand, geb. 16. Sept. 1763, Königl. Preuſs. Obrist von der Armee.

Chur.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Carl Rudolph, Frhr. v. Buol zu Scharfenstein, geb. 10. Jun 1760, erw. 22. Jan. 1794.

Clary und Aldringen.

Katholischer Religion.

Fürst.

Johann Nepomuc, geb. 17. Dec. 1753, succ. seinem Vater Franz Wenzel 21. Jun. 1788. verm. 31. Jan. 1775 mit

Marie Christine, Tochter des Fürsten Carl von Ligne, geb. 27. Mai 1757.

Söhne.

1. Carl Joseph, geb. 12. Dec. 1777.
2. Franz Mauritius, geb. 21. Sept. 1782.

Schwestern.

1. Marie Sidonie, geb. 10. Nov. 1748, verm. 17. Mai 1772 mit Rudolph, Gr. v. Choteck.
2. Marie Christine, geb. 19 Jan. 1755, verm. 27. April 1772 mit Philipp, Gr. von Hoyos.

Mutter.

Marie Josephine, Tochter Herrmann Friedrichs, Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, geb. 20. Jan. 1728, Wittwe seit 21. Jun. 1788 von Franz Wenzel, Fürsten von Clary.

Cölln.

Ist erledigt.

Colloredo.

Katholischer Religion.

Fürst.

Franz Gundaccar, geb. 28. May 1731, folgt seinem Vater Rudolph 1. Nov. 1788, Wittwer seit 21. Oct. 1794 von Marie Isabelle, Tochter Heinrichs, Fürsten von Fondi und Grafen von Mansfeld, geb. 29. Aug. 1750, wieder verm. 10. Oct. 1797 mit

Josephine Gräfinn von Schrattenbach, verwittweten Gräfinn von Khevenhüller.

Kinder erster Ehe.

1. Rudolph Joseph, Graf, geb. 16. April 1772, verm. 6. Jan. 1792 mit

Philippine Caroline, Tochter und Erbinn des Grafen Joseph Anton von Oettingen-Baldern, geb. 18. May 1776.

2. Marie Henriette, geb. 3. Sept. 1773.
3. Hieronymus, geb. 30. May 1775.
4. Ferdinand, geb. 30. Jul. 1777.

Geschwister.

1. Hieronymus, geb. 31. Mai 1732, s. Salzburg.
2. Joseph Maria, geb. 11. Sept. 1735, K. K. Kämmerer u. Feldmarschall.

3. Wenzel, geb. 15. Oct. 1738, Comthur d. Deutsch. Ord. K. K. Kämmerer und General.

4. Marie Gabriele, geb. 23. Jun. 1741, Wittwe seit 23. Febr. 1791 vom Grafen Johann v. Palfy-Erdödy.

5. Marie Therese, geb. 18. Jul. 1714, verm. 16. Jun. 1775 mit Eugen Erdwin, Grafen von Schönborn-Heusenstamm.

6. Caroline, geb. 14. Febr. 1752, verm. 18. Mai 1772 mit Ferdinand, Gr. v. Trautmannsdorf.

Corvey.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Ferdinand, Frhr. von Lüning, geb. 15. Febr. 1756. erw. 16. Dec. 1794.

Costnitz.

Katholischer Religion.

Fürstbischof

Carl Frhr. von Dahlberg, geb. 8. Febr. 1744, erw. im Jan. 1800. Coadjutor zu Mainz.

Curland.

Lutherischer Religion.

Verwittwete Herzoginn.

Anne Charlotte Dorothee, Tochter des Reichsgrafen Joh. Friedr. Medem, geb. 3. Febr. 1761. Wittwe des Herz. Peter, seit 13. Januar 1800.

Davon: 1. Katharine Friederike, reg. Herzoginn zu Sagan, geb. 9. Febr. 1781, Gemahlinn von Julius Armand Ludwig Prinz von Rohan-Guemene seit 23. Jun. 1800.

2. Die Gemahlinn des Erbpr. von Hohenzollern-Hechingen.

3. Johanna Katharine, geb. 24. Jun. 1783. verm. 18. März 1801 mit François Pignatelli de Belmonte Herz. v. Acerenza.

4. Dorothee, geb. 21. Aug. 1793.

Manns-Bruder.

Carl Ernst Prinz von Curland, Staroste von Bomst und Brätz, gewes. Russisch. Kaiserl. General, geb. 11. Oct. 1728. Wittw. seit den 23. Jul. 1800 von

Apollonie, Fürstinn Poninska, geb. 4. Febr. 1760.

Davon: 1. Calixt Gustav, geb. 29. Jan. 1780.
2. Peter Alexius, geb. 22. Febr. 1781.
3. Luise Caroline, geb. 25. Jul. 1790.
4. Anne Catharine, geb. 15. Nov. 1792.

Dänemark.

Lutherischer Religion.

König.

Christian VII. geb. 29. Jan. 1749, succ. seinem Vater Friedrich V. 14. Jan. 1766, verm. 16. Oct. 1766 mit Caroline Mathilde, Tochter des verst. Prinzen von Wallis, Friedrich Ludwig, von ihr gesch. 1772.

Kinder.

1. Friedrich, geb. 28. Jan. 1768, Kronprinz, Gen. der Infant. u. Admiral, Mitregent seit 12. April 1784, verm. 31. Jul. 1790 mit

Marie Sophie Friederike, Tochter des Prinzen Carl von Hessen-Cassel, geb. 28. Oct. 1767.

Davon: 1. Caroline, geb. 28. Oct. 1793.

2. Die Herzoginn von Holstein-Augustenburg.

Vollbürtige Schwestern.

1. Die verwittwete Königinn von Schweden.
2. Die Landgräfinn von Hessen Cassel.
3. Die Gem. des Prinzen Carl von Hessen-Cassel.

Halbbruder.

Friedrich, Erbprinz, geb. 11. Oct. 1753, Wittwer seit 29. Nov. 1794 von Sophie Friederike, Tochter Ludwigs, Herz. von Mecklenburg-Schwerin.

Davon: 1. Christian Friedrich, geb. 18. Sept. 1786.
2. Juliane Sophie, geb. 18. Febr. 1788.
3. Charlotte Luise, geb. 30. Oct. 1789.
4. Friedrich Ferdinand, geb. 22. Nov. 1792.

Deutschmeister.

Katholischer Religion.

Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Grofsmeister s. 26. Jul. 1801. Siehe Oesterreich.

Dietrichstein.

Katholischer Religion.

Fürst.

Johann Baptist Carl Walther, geb. 27. Jun. 1728, succ.

24. Oct. 1784, K. K. Ob. Stallm. und wirkl. Geh. Rath, Wittwer seit 14. März 1788 von Marie Christine, Gräfinn von Thun und Teschen.

Kinder.

1. Franz Seraphicus Joseph, Erbfolger, K. K. Gen. Feldmarschall, geb. 28. April 1767. verm. 10. Jul. 1797 mit der Gräfinn von Schuwalow.

2. Marie Therese, geb. 11. Aug. 1768, geschieden von Philipp Grafen von Kinsky.

3. Johann Baptist Carl, geb. 31. März 1772.

4. Moriz Johann Carl, geb. 19. Jan. 1775. K. K. Major.

Bruder.

Franz Carl, Graf, geb. 13. Dec. 1731, Wittwer von Charlotte Baronesse von Reischach seit 13. Oct. 1782.

Davon: 1. Marie Therese Josephe, geb. 24. Jul. 1771. verm. 1. Jul. 1794 mit Ernst Christoph Graf von Harrach.

2. Franz Xavier Joseph, geb. 9. Jul. 1774.

Schwester.

Marie Josephe, geb. 2. Nov. 1736, Wittwe seit 23. März 1783 von Ernst Graf von Harrach.

Eichstädt.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Joseph, Graf von Stubenberg, geb. 8. Nov. 1740, erw. 21. Sept. 1790, geweiht 13. Nov. 1791.

England, s. Grofsbritannien.

Esterhazy.

Katholischer Religion.

Fürst.

Nikolaus, geb. 12. Dec. 1765, succ. 22. Jan. 1794, verm. 15. Sept. 1783 mit

Marie Josephe, Tochter Franz Josephs, Fürsten von Liechtenstein, geb. 13. April 1768.

Davon: 1. Paul Anton, Erbpr. geb. 10. März 1786.

2. Marie Leopoldine, geb. 31. Jan. 1788.

3. Nicolaus Carl, geb. 6. April 1799.

Schwestern.

1. Maria Theresia, geb. 7. Febr. 1764. Gem. des Grafen von Csaky.

2. Leopoldine, geb. 15. Nov. 1776. Gem. des Fürsten Grassalkowitz.

Vatersgeschwister.

1. Marie Anne, geb. 27. Febr. 1739, verm. 21. Mai 1758 mit dem Grafen Anton von Grassalkowitz.

2. Nikolaus, geb. 10. Aug. 1741, verm. 3. Aug. 1777 mit Anne Franziske, Tochter des Grafen von Weifsenwolf, geb. 1747.

Stiefmutter.

Die Gem. des Fürsten Carl von Schwarzenberg.

Frankreich, s. Bourbon.

Freysingen.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Joseph Conrad, Frhr. von Schroffenberg, geb. 3. Febr. 1743, gef. Probst zu Berchtolsgaden 8. Mai 1780, Fürstb. zu Freysingen 1. März 1790, zu Regensburg 30. März 1790.

Fulda.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Adelbert III. Frhr. von Harstal, geb. 19. März 1737, erw. 18. Nov. 1788, der Kaiserinn beständ. Erzkanzler und Primas aller Aebte von Gallien und Germanien.

Fürstenberg.

Katholischer Religion.

1. Stühlingische Linie zu Doneschingen.

Fürst.

Carl Joachim, geb. 31. März 1771, succ. seinem Bruder Joseph Benedict, den 24. Jun. 1796. verm. 11. Jan. 1796 mit Caroline Sophie, Tochter Joachim Egons, Landgr. v. Fürstenberg-Waytra, geb. 20. Aug. 1777.

Schwester.

Josephe Marie Benedicte, geb. 14. Nov. 1756, Wittwe seit 5. Jun. 1790 von dem Pr. Philipp v. Fürstenberg, Mutter von

1. Leopoldine Philippine Caroline, geb. 10. April 1781.
2. Carl Anton, geb. 2. Febr. 1785. (Unter Vormundschaft.)

Groſs-Tante.

Marie Josephe, Tochter des Grafen Franz Leopold v. Sternberg, geb. 24. Jun. 1735, Wittwe seit 11. Jul. 1787 von dem Prinzen Carl Egon von Fürstenberg.

Groſsmutter.

Marie Anne, Gräfinn von der Wahl von Aurolsmünster, geb. 22. Sept. 1736, Wittwe seit 29. April 1762 von Joseph Wilh. Ernst, Groſsvater des reg. Fürsten.

2. Landgräfl. Waytrasche Subsidial-Linie.

Joachim Egon, Landgraf seit 9. Nov. 1759, geb. 22. Dec. 1749, K. K. wirkl. Kämmerer u. Geh. Rath, Gen. des Schwäb. Kreises, verm. 18. Aug. 1772 mit

Sophie Therese Walpurge, Gräfinn von Oettingen-Wallerstein, geb. 9. Dec. 1751.

Davon: 1. Friedrich Carl, geb. 26. Jan. 1774.
2. Philipp Carl, geb. 13. März 1775.
3. Josephe, geb. 20. Aug. 1776. verm. 12. April 1792 mit Johann Jos. Fürsten von Lichtenstein.
4. Die regierende Fürstinn von Fürstenberg.
5. Marie Eleonore, geb. 7. Febr. 1779.
6. Marie Elisab. Philippine, geb. 12. Jul. 1784.

3 Subsidial-Linie in Böhmen.

Carl Egon, geb. 28 Oct. 1796, Fürst seit 13. Dec. 1799, succ. seinem Vetter Carl Gabriel.

Schwester.

Marie Leopoldine, geb 4. Sept. 1791.

Mutter.

Elisabeth, Tochter des Fürsten Alexius von Thurn und Taxis, geb. 30. Nov. 1767, Wittwe des F. Carl von Fürstenberg, seit 25. März 1799.

Gandersheim.

Lutherischer Religion.

Gefürstete Aebtissinn.

Auguste Dorothee, Tochter des Herz. Carl von Braunschw. Wolfenbüttel, Pröbstinn von Quedlinburg, geb. 2. Oct. 1749, erw. 3. Aug. 1778, eingef. 13. März 1779.

Groſsbritannien und Irland.

Reformirter Religion.

König.

Georg III. Churfürst v. Hannover, geb. 4. Jun. 1738, folgt

seinem Grofsvater Georg II. 25. Oct. 1760, gekr. 22. Sept. 1761, verm. 8. Sept. 1761 mit

Sophie Charlotte, Tochter des Herz. Carl Ludwig Friedr von Mecklenburg-Strelitz, geb. 19. Mai 1744.

Kinder.

1. Georg August Friedrich, Prinz von Wallis, geb. 12. Aug 1762, verm. 8. April 1795 mit

Caroline Amalie Elisabeth, Tochter Carl Wilhelms, reg. Herz. von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 17. Mai 1768.

Davon: Caroline Charlotte Auguste, geb. 7. Jan. 1796.

2. Friedrich, Herz. v. York und Albany, Fürstbisch. von Osnabrück 1783, K. Grofsbrit. Feldmarschall, geb. 16. Aug. 1763, verm. 29. Sept. 1791 mit

Friederike Charlotte Ulrike Katharine, Tochter des Königs v. Preussen Friedr. Wilhelms II. geb. 7. Mai 1767.

3. Wilhelm Heinrich, Herzog v. Clarence, Vice-Admiral, geb. 21. Aug. 1765.

4. Die Herzoginn von Würtemberg.

5. Eduard, geb. 2. Nov. 1767, Herz. v. Kent, K. Grofsbrit. Gen. Major von der Infanterie.

6. Auguste Sophie, geb. 8. Nov. 1768.

7. Elisabeth, geb. 22. May 1770.

8. Ernst August, Herz. v. Cumberland, geb. 5. Jun. 1771.

9. Wilh. Eduard Aug. Fr. geb. 27. Jan. 1773.

10. Adolph Friedrich, geb. 24. Febr. 1774. K. Grofsbr. Generallieutnant.

11. Marie, geb. 25. April 1776.

12. Sophie, geb. 3. Nov. 1777.

13. Amalie, geb. 7. August. 1783.

Geschwister.

1. Die reg. Herz. von Braunschweig-Wolfenbüttel.

2. Wilhelm Heinrich, Herzog von Glocester, K. Grofsbr. Gen. Feldmarschall, geb. 25. Nov. 1743, verm. 6. Sept. 1766 mit

Marie, des Ritters Eduard Walpole Tochter, und des Grafen Jacob Waldegrave Wittwe.

Davon: 1. Sophie Mathilde, geb. 29. Mai 1773.

2. Wilhelm Friedrich, geb. 15. Jan. 1776.

Wittwe des Herzogs v. Cumberlands, Königl. Bruders.

Anne, Tochter Simon Luttrels, Viscount von Carhamp-

ton, Wittwe des Ritters Christoph Horton, verm. im Nov. 1771 mit Heinrich Friedrich, Herzog von Cumberland, Wittwe s. 18. Sept. 1790.

Herford.

Reformirter Religion.

Fürstinn und Aebtissinn.

Friederike Charlotte Leopoldine Luise, Tocht. des Markgr. Heinrich Friedrich zu Brandenburg-Schwedt, geb. 18. August 1745. Coadjutr 7. März 1755, erw. 13. Oct. 1764, inthronis. 16. Jun. 1766.

Hessen-Cassel.

Reformirter Religion.

Landgraf.

Wilhelm IX. Georg, geb. 3. Jun. 1743, succ. s. Vater Friedrich II. 31. Oct. 1785, königl. preuss. General-Feldmarschall u. des Ob. Rhein. Kr. Obrist, verm. 1. Sept. 1764 mit

Wilhelmine Caroline. Tochter des Königs Friedr. V. von Dänemark, geb. 10 Jul. 1747. Luther. Rel.

Kinder.

1. Wilhelm, Erbprinz, K. Dän. auch Hess. Cass. Gen. Maj. geb. 28. Jul. 1777. verm. 13 Februar 1796 mit

Friederike Christine Auguste, Tocht. des Königs Friedr. Wilhelm II. von Preussen, geb. 1. Mai 1780.

Davon: 1) Caroline Friederike Wilh. geb. 29. Jul. 1799.
2) Friederike Luise geb. 2. April. 1801.

2. Die Fürstinn von Anhalt Bernburg.

3. Carolina Amalie, geb. 11. Jul. 1771.

Brüder.

1. Carl, K. Dän. Feldmarschall, Statthalter des Herz. Schleswig und Hollstein, komm. Gen. in Norwegen, Hessen-Casselscher Gen. Lieut. der Infanterie geb. 19. Dec. 1744. verm. 30 Aug. 1766 mit

Luise, Tochter des K. Friedr. V. von Dänemark, geb 30. Jan. 1750,

Davon: 1) Die Kronprinzessinn von Dänemark.
2) Friedrich, geb. 24. Mai 1771, K. Dän. Gen. Lieut.
3) Juliane Luise Amalie, geb. 19. Jan. 1773.
4) Christian, geb. 14. Aug. 1776, K. Dän. Gen. Major der Cavallerie.

5) Luise Caroline, geb. 28. Sept. 1789.

2. Friedrich, geb. 11. Sept. 1747, Holl. Gen. der Cavallerie verm. 1. Dec. 1786 mit

Caroline Polyxene, Tochter des Fürsten Karl von Nassau-Usingen. geb. 4. April 1762.

Davon: 1. Wilhelm, geb. 24. Dec. 1767.
2. Carl Friedrich, geb. 8. März 1789.
3. Friedrich Wilhelm, geb. 24. April 1790.
4. Georg Carl, geb. 14. Januar 1793.
5. Carol. Marie Friederike, geb. 9. Aprill 1794.
6. Marie Wilhelmine Friederike, geb. 21 Jan. 1796.
7. Marie Wilhelmine, geb. 25. Jul. 1797.

Grosvaterbruders, des Landgrafen Maximilians (gest. 8. May 1753) Tochter.

Die Gemahlinn des Prinzen Heinrich v. Preussen.

Hessen-Philippsthal.

Ref. Rel.

Landgraf.

Wilhelm, geb. 29. Aug. 1726, succ. s. Vater Karl 8. May 1780, Wittwer s. 2. Febr. 1795. von Ulrice Eleonore, Tochter des Prinzen Wilh. zu Hessen-Philippsthal-Barchfeld.

Kinder.

1. Ludwig, geb. 8. Oct. 1766, Gener. Feldmarsch. Lieut. in Neapol. Diensten, verm. 22. Januar 1791 mit

Marie Franziske, Freyinn Berahe v. Trips, geb. 8. Oct. 1771.

Davon: Marie Caroline, geb. 13. Jan. 1793.

2. Ernst Constantin, geb. 8. Aug. 1771, verm. 10. April 1796 mit

Christiane Luise, T. des F. Friedr. Karl von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 2. Nov. 1775.

Davon: 1. Ferdinand, geb. 15. Oct. 1799.
2. Ein Prinz, geb. 14. Febr. 1801.

Wittwe des Pr. Karl, Sohns des reg. Landgrafen.

Victorie Amalie Ernestine, Tochter des Fürsten Franz Adolph zu Anhalt-Bernburg-Schaumburg, geb. 11. Febr. 1772, Wittwe s. 2. Jan. 1793, wiederverm. 1796 an den Grafen Carl Franz Eduard v. Wimpfen.

Tochter erster Ehe.

Carol. Wilhelm. Ulrike Eleonore (posthum.) geb. 11 Febr. 1793.

Schwester.

Die verwittwete Herzoginn von Sachsen-Meiningen.

Hessen-Philippsthal-Barchfeld.

Ref. Rel.

Landgraf.

Adolph, Prinz v. Barchfeld, geb. 29. Jun. 1748, succ. 15. Nov. 1777, verm. 18. Oct. 1781 mit

Wilhelmine Luise Christiane, Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen, geb. 6. Aug. 1752.

Kinder.

1. Carl August Philipp Ludwig, Erbpr. geb. 27. Jun 1784, K. Preuſs. Staabscapitain.
2. Friedrich Wilhelm, geb. 10. Aug. 1786.
3. Ernst, geb. 28. Jan. 1789.

Schwestern.

1. Joh Charlotte, geb. 22. Jan. 1750, Canonis. zu Herford.
2. Antoine Caroline, geb. 18. Jan. 1731.

Hessen-Rheinfels-Rothenburg.

Kath. Rel.

Landgraf.

Carl Emanuel, geb. 5. Jun. 1746, succ. s. Vat. Constantin 30. Dec. 1778, K. K. Gen. Feldmarsch. Lieut. verm. 1 Sept. 1771 mit

Marie Leopoldine Adelgunde, Tochter des Fürst. Franz Joseph von Lichtenstein, geb. 31. Jan. 1754.

Kinder.

1. Victor Amadeus, geb. 2. Sept. 1779. verm. 20 Oct. 1799. mit Leopoldine Caroline Tochter des Fürsten Carl. Gabr. v. Fürstenberg (Böhm. Nebenlinie) geb. 10. April 1781.
2. Leopoldine Clotilde, geb. 12. Sept. 1787.

Geschwister.

1. Clementine Franziske, geb. 5. Jun. 1747, Aebtissinn zu Süstern, Canonissinn zu Thoren.
2. Marie Hedwig Eleonore Christine geb. 26 Jun. 1748, verm. 17. Jul. 1765 mit Jacob Leopold Karl Gottfr. de la Tour d'Auvergne, Pr. v. Bouillon, geb. 15. Jan. 1746.
3. Carl Constantin, geb. 10. Jan. 1752.

4. Marie Antonie Friederike Josephe, geb. 31. März 1753, Canonissinn zu Thoren.

5. Wilhelmine, geb. 16. Febr. 1755. Pröbstinn zu Essen.

Vaterbruders am 24. Jun. 1744 verst. Pr. Joseph Tochter.

Anne Marie Victorie Christine geb. 24. Febr. 1728, Wittw. s. 1. Jul 1787, von Carl, Fürst von Rohan-Soubise.

Hessen-Darmstadt, s. nach Königl. Preuſs. Haus.

Hessen-Homburg.

Ref. Rel.

Landgraf.

Friedrich Ludwig Wilhelm Christian, geb. 30. Jan. 1748, succ. s. Vat. Friedrich Ludwig 7. Febr. 1751, Reichs-General Feldm. Lieut. verm. 27. Sept. 1768 mit

Caroline Luise, geb. 2. März 1746, Tochter des Landgr. Ludw. IX. v. Hessen-Darmstadt.

Kinder.

1. Friedr. Joseph Ludwig Carl August, Erbprinz, geb. 30. Jul. 1769, K. K. Generalfeldmarschall Lieut.

2. Ludwig Wilhelm Friedrich, geb. 29. Aug. 1770, Königl. Preuſs. Maj. und Ritter des rothen Adlerordens.

3. Die Gem. d. reg. Fürsten v. Schwarzburg-Rudolstadt.

4. Die Gem. d. Pr. Carl Günth. v. Schwarzburg-Rudolst.

5. Die Gem. des Erbprinzen v. Anhalt-Dessau.

6. Auguste Friederike, geb. 28. Nov. 1776.

7. Philipp August Friedrich, geb. 11. März 1776, Major in K. K. Diensten.

8. Gustav Adolph Friedrich, geb. 17. Febr. 1781. Königl. Schwed. Hauptm. bey der Garde.

9. Ferd. Heinr. Friedr., geb. 26. April 1783, K. K. Rittm.

10. Amalie Marie Anne, geb. 14. Oct. 1785.

11. Leopold Victor Friedr. geb. 10 Febr. 1787, K. Dän. Hauptm. von der Suite.

Hildesheim.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Franz Egon, Fhr. von Fürstenberg zu Herdringen, geb. 10. May 1737, Bischof zu Paderborn, erw. 6. Jan. 1789.

Hohenlohe.

I. Hohenlohe-Neuensteinische Linie.

Lutherischer Religion

1. Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen.

Fürst.

Ludwig Friedrich Carl, geb. 25 May 1723, succ. s. Vater Johann Friedrich 24. Aug. 1765, Wittwer s. Jul. 1799 von Sophie Amalie Caroline, Tochter des Herz. Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen.

Hohenlohe-Langenburg.

Fürst.

Carl Ludwig, geb. 10. Sept. 1762, succ. s. Vater Christian Albrecht Ludwig 4. Jul. 1789, verm 30. Jan. 1789 mit Amalie Henriette Charlotte, Tochter des Gr. Johann Christian zu Solms-Baruth, geb. 20. Jan. 1768.

Kinder.

1. Ernst Christian Carl, Erbprinz, geb. 7. May 1794.
2. Elisabeth Eleonore geb. 22. Nov. 1790.
3. Fried. Caroline Const. geb. 23. Febr. 1792.
4. Fried. Christiane Emilie, geb. 27. Jan 1793.
5. Luise Charlotte Johanne geb. 22. Aug. 1799,
6. Johanne Henriette Philippine geb. 8. Nov. 1800.

Geschwister.

1. Die reg. Herzoginn zu Sachsen-Meiningen.
2. Auguste Caroline, geb. 15. Nov. 1769.

Onkels und Tanten.

1. Die Wittwe des verst Pr. Albrecht Wolfgang von Hohenlohe Ingelfingen.
2. Wilhelm Friedrich, geb. 21. Mai 1736.
3. Friedrich August, geb. 11. Jan. 1740.

Des am 24. Oct. 1794 verst. Pr. Friedrich Ernst Wittwe.

Magdalene Hadriane, Tochter des Frhrn. Hinno Zwier v. Haren, geb. 23. April 1746.

Davon: 1. Ludw. Christ Aug. geb. 23. Jan. 1774.
2. Auguste Caroline, geb. 30. März 1775.
3. Carl Gustav Wilhelm, geb. 28. Aug. 1777.
4. Philippine Henriette, geb. 30. May 1779.
5. Carl Philipp Ernst, geb. 21. Sept. 1781.

6. Wilhelm. Christiane, geb. 21. Jun. 1787.
7. Eleonore Magdalene, geb. 4. Apr. 1792.

Hohenlohe-Ingelfingen.

Fürst.

Friedrich Ludwig, geb. 31. Jan. 1746, succ. 13. Febr. 1796 s. Vat. Heinrich August, K. Preuſs. Gen. der Infant. Gouv. von Breslau, Insp. der Schles. und Anspach-Bayreuthschen Truppen, Ritter des roth. u. schwarz. Adlerordens, verm. 8. April 1782 mit

Amalie Luise Marie Anne Christ. Charl. Tochter des Gr. Julius Gebhard von Hoym zu Droyſsig, geb. 6. Oct. 1763.

Davon: 1. Friederich Aug. Carl, Erbprinz, geb. 27. Nov. 1784.
2. Adelheid Charlotte, geb. 20. Jan. 1787.
3 Luise Sophie Amalie, geb. 20 Nov. 1788.
4. Auguste Charlotte, geb. 16. Nov. 1793.
5. Adolph, geb. 29. Jan. 1797.
6. Alex. Ludwig, geb. 3. Jul. 1799.

Geschwister.

1. Georg Friedrich Heinrich, geb. 10. Nov. 1757, K. Pr. Gen. Maj. und Chef eines Infant. Reg.
2. Sophie Christiane Luise, geb. 10. Oct. 1761.

Seines Vetters, des den 22. Apr. 1778 verstorb. Erbprinzen Albrecht Wolfgang Wittwe.

Eleonore Juliane, geb. 22. Jul. 1734, Tochter des Fürsten Ludwig von Hohenlohe-Langenburg.

Davon: Marie Kathar. Wilhelmine, geb. 4. Jun. 1771.

Seines Vetters, des den 25. Febr. 1759 verstorb. F August Wilhelm Wittwe.

Josephe Elisabeth, Tochter des Gr. Johann von Rechteren-Limburg, geb. 13. Febr. 1738.

4. Hohenlohe-Kirchberg.

Fürst.

Christian Friedrich Carl, geb 19. Oct. 1729, succ. s. Vater Carl August 17. Mai 1767, K. K. wirkl. Kämmerer, Wittwer s. Aug. 1777 von Luise Charlotte, Tocht. des verst. Fürsten Ludwig von Hohenlohe-Langenburg, verm. zum 2tenm. 9. Sept. 1778 mit

Philippine Sophie Ernestine, Tochter des Gr. Wilhelm Moriz zu Isenburg-Philipseich, geb. 1 Nov. 1744.

Kinder aus beyden Ehen.

1. Georg Ludwig Moritz, Erbprinz, geb. 16. Sept. 1786.
2. Caroline Henriette, geb. 11. Jun. 1764, verm. mit Heinr. XLII. reg. Gr. v. Reuſs in Schleiz.
3. Wilhelmine Friederike, geb. 7. Nov. 1780.
4. Auguste Eleonore, geb. 24. Mai 1782.
5. Luise, geb. 16. Sept. 1784.

Bruder.

Friedrich Eberhard, geb. 21. Oct. 1737, verm. 10. April 1778 mit Albertine Renate, Tochter des Gr. Wolfgang Georg von Castel-Remlingen, geb. 2. Jul. 1735.

Bruderssohn.

Carl Friedr. Ludwig Heinrich geb. 2. Novr. 1780. von Friedrich Carl, verst. Bruder des reg. Fürsten und Charlotte Friederike, Gr. v. Löwenstein-Wertheim.

Des am 12. Sept. 1791 verst. Bruders, Friedrich Karls Wittwe.

Christiane Luise, Tochter des Gr. Christian August von Solms-Laubach, geb. 7. Aug. 1754.

Davon: 1. Carl Friedrich Ludwig, geb. 2. Nov. 1780.
2. Christian Ludwig Friedr. geb. 22. Dec. 1788.
3. Sophie Amalie, geb. 27. Jan. 1790.

Des am 10. Aug. 1796 verst. Bruders, Friedrich Wilhelms Wittwe.

Friederike Marie, Tochter des Fürsten Heinrich XI. von Reuſs zu Greitz, geb. 9. Jul. 1748.

II. Hohenlohe-Waldenburg. Linie.

Katholischer Religion.

1. Hohenlohe-Bartenstein.

Fürst.

Ludwig Aloys Joachim Franz geb. 18. Aug. 1766, succ. s. Vater nach dessen Abdankung den 5ten Febr. 1798 u. dessen Tod 23. Jun. 1799. Wittwer s. 26. Aug. 1789 von Franziske Wilhelmine Auguste, Tochter des Gr. Johann Wilhelm zu Manderscheid, verm. zum 2tenmal 19. Jan. 1790 mit

Marie Crescenzie Sabine Raphiele, Tochter des Gr. Siegmund zu Salm Reiferscheid, geb. 29. Aug. 1768.

Sohn erster Ehe.

Carl August Theodor, Erbprinz, geb. 9. Jun. 1788.

Geschwister.

1. Sophie Caroline Josephe. geb. 13. Dec. 1758, Canonissinn zu Thoren.

2. Marie Anne Elisabeth, geb. 20. März 1760, verm. 22. Aug. 1784 mit Peter Maria Caspar, Gr. d'Orsay, geb. 14. Dec. 1748.

3. Die reg. Fürstinn von Löwenstein.

4. Carl Joseph Ernst, geb. 12. Dec. 1766. verm. 5. Jul. 1796 mit

Henriette Charlotte Friederike, Tochter des Herzogs Ludwig Eugen von Würtemberg, geb. 11. März 1767.

Davon: Marie Anne Creszencie, geb. 20. März 1798.

5. Franziske Luise Henriette Ambrosie, geb. 7. Dec. 1770, verm. 15. Nov. 1796 mit Franz Wilhelm, Graf zu Salm-Reifferscheid, geb. 27. April 1772.

Vater-Brüder.

1. Joseph Christian Franz Ignaz, s. Breslau.

2. Christian Ernst, geb. 10. Dec. 1742, Domprobst zu Cölln und Strasburg.

2. Hohenlohe-Schillingsfürst.

Fürst.

Carl Albrecht, geb. 28. Febr. 1776, succ. s. Vater Carl Albrecht Christian 14. Jun. 1796, verm. 11. Jul. 1797 mit

Marie Elisabeth, Tochter Friedr. Wilhelms Fürsten v. Isenburg-Birstein, geb. 8. Sept 1779.

Geschwister.

1. Marie Josephe, geb. den 9. April 1775, vermählt mit dem Graf zu Hollnstein.

2. Joseph Christian Carl, geb. 18. Mai 1777.

3. Marie Therese Josephe, geb. 26. Jan. 1779, verm. 15. Oct. 1800 mit dem Grafen Moritz von Fries.

4. Albrecht, geb. 26. Nov. 1781.

5. Antonie Sophie, geb. 14. Jun. 1783.

6. Eleonore Henriette, geb. 21 Jan. 1786.

7. Franz Joseph, geb. 26. Nov. 1787.

8. Marie Gabriele, geb. 2. April 1791.

9. Leopold, geb. 17. August 1794.

Mutter.

Judith, Freyinn v. Rewitzky, verwittwete Freyinn von Bröthy.

Oncles.

1. Carl Philipp Franz, geb. 17. Oct. 1743, General der Galeeren in Malta.

2. Franz Carl Joseph, geb. 27. Nov. 1745, Domherr zu Cölln und Ellwangen.

Hohenzollern.

Kathol. Rel.

1. Hohenzollern-Hechingen.

Fürst.

Herrmann Friedrich Otto, geb. 30. Juli 1751, succ. seinem Oncle Joseph Wilhelm, 9. April 1798. Reichs Gen. Feldmarschall Lieut. Königl. Preufs. Gen. Maj. und Ritter des schwarzen u. rothen Adlerord., verm. 1) mit Luise, Gräfinn von Merode, 2) mit Maximiliane, Fürstinn von Gavre, 3) d. 12. Jun. 1779 mit

Antonie Monica, Tochter Franz Ernst Grafen von Zeil-Wurzach, verwittwete Gräfinn von Oettingen-Baldern.

Tochter erster Ehe.

Luise, geb. 1. Nov. 1774.

Sohn zweiter Ehe.

Friedrich Herrmann, Erbprinz, geb. 22. Jun. 1776, verm. 26 April 1800 mit

Marie Luise Pauline, Tochter des Herzogs Peter von Curland, geb. 19. Febr. 1782.

Davon: Friedrich Wilhelm Herrmann, geb. 16. Febr. 1801.

Kinder dritter Ehe.

1. Antonie Philippine, geb. 8. Febr. 1781.
2. Therese Charlotte, geb. 19. Jan. 1786.
3. Maximiliane, geb. 3. Nov. 1787.
4. Josephine, geb. 14. May 1790.

Geschwister.

1. Franz Xavier, geb. 21. Mai 1757, K. K. Gen. Feldmarschall Lieut. verm. 22. Jan. 1787 mit

Marie Therese, Gräfinn von Wildenstein.

Davon: 1) Friedrich Anton, geb. 3. Nov. 1790.
2) Friederike Julie, geb. 21. März 1792.
3) Friedrich Adelbert geb. 18. März 1793.
4) Friederike Josephine, geb. 7. Jul. 1795.

2. Felicitas Therese, geb. 18. Dec. 1763. verm. mit dem Grafen von Hoen.

Mutter.

Marie Philippine, Gräfinn von Hoensbruch, geb. 8. Mai 1729, Wittwe seit 14. März 1765 von Franz Xaver, Fürsten von Hohenlohe.

Oncles und Tanten.

1. Marie Anne, geb. 7. Aug. 1721, Canonissin zu Buchau.
2. Friedrich Anton, Graf, geb. 24. Febr. 1726, K. K. General, verm. 17. Mai 1774 mit

Ernestine Josephe, Tochter des Grafen Felix von Sobeck.

Davon: 1) Joseph Wilhelm, geb. 20. März 1776, Domherr zu Breslau.

2) Herrmann, geb. 2. Jul. 1777. Lieut. in Königl. Preuſs. Diensten.

3) Joh. Carl, geb 16. März 1782, Lieut. in Königl. Preuſsischen Diensten.

3. Die verwittwete Fürstinn von Clary.
4. Marie Sidonie, geb. 24. Febr. 1729, Wittwe seit 19. Dec. 1792 von Franz Veit, Fürst von Kinsky.
5. Mainrad Carl, geb. 20. Jun. 1730, Dechant zu Costnitz.
6. Johann Carl, geb. 25. Jul. 1732, Abt zu Oliva 1782, Bischof von Ermeland, 17. April 1796.

Wittwe des vorigen Fürsten.

Marie Therese, Tochter des Gr. Franz Ernst, Truchsefs v. Zeil-Wurzach, geb. 26. Jan. 1732, Wittwe s. 15. Apr. 1798.

2. Hohenzollern-Siegmaringen.

Katholischer Religion.

Fürst.

Anton Aloys Mainrad Franz, geb. 20. Jun. 1762, succ. s. Vater Carl Friedrich 26. Dec. 1785. des R. R. Erbkämmerer, des Schwäb. Kreises Gen. Maj. verm. 12. Aug. 1782 mit

Amalie Zephyrine, Tochter des Fürsten Philipp Jos. von Salm-Kyrburg, geb. 6. März 1760.

Davon: Carl Anton Friedrich, Erbprinz, geb. 20. Febr. 1785.

Schwester.

Marie Creszenzie geb. 24. Jul. 1766 Canonissinn zu Buchau.

Holstein.

1. Holstein-Glückstadt, s. Dänemark.

2. Holstein-Glücksburg.

Luth. Rel.

Des letzten Herz. Friedr. Heinr. Wilhelm, gest. 13. März 1779, Schwestern.

1. Sophie Magdalene, Canonissinn zu Walloe, geb. 22. März 1746.

2. Die verw. Fürstinn von Anhalt Cöthen.

3. Juliane Wilhelmine, geb. 30. Apr. 1754, verm. 17. Jul. 1776 mit Gedrich Ludwig reg. Gr. von Bentheim-Steinfurt.

3. Holstein Sonderburg-Augustenburg.

Herzog.

Friedrich Christian, geb. 28. Sept. 1765, succ. seinem Vater Friedrich Christian 15. Nov. 1794, verm. 27. May 1786 mit

Luise Auguste, Tochter des K. Christian VII. von Dänemark, geb. 7. Jul. 1771.

Kinder.

1. Christian Carl Friedrich August, Erbprinz, geb. 19. Jul. 1798.

2. Caroline Amalie, geb. 28. Jun. 1796.

3. Friedr. Aug. Aemil geb. 26. Aug. 1800.

Geschwister.

1. Luise Charlotte, geb. 17. Febr, 1764.

2. Friedrich Carl Aemil, geb. 8. März 1767, Königl. Dän. Gen. Major.

3. Christian August, geb. 9. Jul. 1768, Königl. Dän. Gen. Major.

Tante.

Charlotte Amalie, geb. 24. Jan. 1736.

4. Holstein-Beck.

Luth. Rel.

Herzog.

Friedrich Carl Ludwig, geb. 20. Aug. 1757. succ. 22. März 1774, Russ. Kayserl. Gen. Lieut. verm. 9. März 1780 mit

Friederike Amalie, Tochter des Gr. Leopold von Schlieben, geb. 28. Febr. 1757.

Kinder.

1. Friedrich Wilhelm Paul Leopold, Erbprinz, geb. 4 Jan. 1785.

2. Elisabeth Charlotte, geb. 13. Dec. 1780.
3. Marie Dorothee, geb. 28. Sept. 1783.

Tante.

Catharine, geb. 23. Febr. 1750, verm. 8. Jan. 1767 mit Ivan, Fürst Barätinsky.

Holstein-Gottorp.

1. Holstein-Gottorp.

Griech. Rel.

Herzog.

Alexander, S. Rufsland.

2. Holstein-Oldenburg.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Peter Friedrich Wilhelm, geb. 3. Jan. 1754. succ. seinem Vater Friedrich August 6. Jul. 1785, unter der Landesadministration seines Vetters, des Fürst-Bischofs zu Lübeck seit 8. Jul. 1785, Coadjut. des Bisthum Lübeck 27. Oct. 1773, resign. als solcher 14. Febr. 1776, lebt in Ploen.

Schwester.

Die Herzoginn von Südermannland.

Vaterbruders 7. Sept. 1763 verst. Pr. Georg Ludwigs Sohn.

Peter Friedrich Ludwig, Bischof zu Lübeck.

Johanniterorden, s. Malta.

Isenburg-Birstein.

Reform. Rel.

Fürst.

Wolfgang Ernst II. geb. 17. Nov. 1735, succ. s. Grofsvater Wolfgang Ernst I. 15. Apr. 1754, Wittwer s. 5. Oct. 1781 von Sophie Charlotte Ernestine, Tochter des Fürsten Victor Amadeus Adolph von Anhalt-Schaumburg, verm. zum 2tenm. 20. Aug. 1783 mit

Ernestine Esperance Victorie, Tochter des Fürsten Heinrich XI. zu Graiz, geb. 20. Jan. 1756.

Kinder erster Ehe.

1. Carl Friedrich Ludwig Moriz, Erbpr. geb. 29. Jun. 1766, 16. Sept. 1795 mit

Charlotte Auguste Wilhelmine, Gräfinn v. Erbach-Erbach.

Davon: 1) Victorie Charlotte, geb. 10. Jun. 1796.
2) Amalie Auguste, geb. 20. Jul. 1797.
3) Wolfgang Ernst, geb. 25. Jul. 1798.
4) Franz Wilhelm, geb. 1. Nov. 1799.
5) Ein Prinz, geb. 22. Jan. 1801.

2. Wolfgang Ernst, geb. 7. Oct. 1774, K. K. Hauptmann.

3. Victor, geb. 10. Sept. 1776, K. K. Rittmeister.

Vaters Halbbruder.

Friedrich Wilhelm, geb. 13. Sept. 1730. K. K. Kämmerer, Churpf. Gen. en Chef der Cavall. Oberhofm. und Vicepräs. des Hofkriegsraths, verm. 25. Oct. 1776 mit

Caroline Franziske Dorothee, Gr. v. Parkstein.

Davon: 1. Carl Theodor Friedrich, geb. 12. Aug. 1778.
2. Die Fürstinn von Hohenlohe-Schillingsfürst.
3. Ernst Ludwig Casimir, geb. 25. Jan. 1786.

Vaterbruders, 5. März 1784 verst. Fürst. Friedrich Ernst, Tochter.

Elisabeth Charlotte Ferdinande Luise, geb. 24. Jan. 1752 Wittwe des Gr. Georg August Wilhelm zu Solms-Laubach, s. 1. Aug. 1772.

Kaunitz-Rietberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Dominicus Andreas, geb. 2. Jun. 1740, succ. s. Bruder Ernst Christoph 19. März 1797, Wittwer s. 22. Dec. 1779, von Bernhardine, Tochter des Gr. Franz. v. Plettenberg.

Kinder.

1. Aloysius, geb. 19. Jun. 1774, Erbprinz, verm. 29. Jul. 1798 mit

Franziske Xaverie, Tochter des Graf Guidobald von Weissenwolf.

Davon: Therese Severine, geb. 8. Jun. 1800.

2. Marie Thérese, Gemahlinn des Grafen von Würben, geb. 3. Febr. 1763.

3. Marie Antonie, geb. 6. Aug. 1765.

Bruder.

Franz Wenzel, geb. 2. Jul. 1742, K. K. Gen.

Tochter des d. 17. Mai 1797 verst. F. Ernst Christoph und der 28. Febr. 1795. verst. Prin-

zessinn Marie Leopoldine von Oettingen-Spielberg.

Marie Eleonore, geb. 10. Oct. 1775, verm. 27. Sept. 1795, mit Clemens Wenzel, Rsgr. von Metternich.

Khevenhüller-Metsch.

Katholischer Religion.

Fürst.

Friedrich Sigismund, geb. 26. Febr. 1732, succ. s. Vater Johann Joseph 18. Apr. 1776, Obrister Land- Hof- u. Stallmeister, Wittwer s. 20. Oct. 1787 von Marie Amalie, Tochter des F. Emanuel von Lichtenstein. verm. zum 2tenmal im Nov. 1800 mit einer Gräfinn von Strasoldo.

Aeltester Sohn und Majorats-Erb-Anwarter.

Carl Maria Franz, geb. 26. Nov. 1756.

Kinsky.

Katholischer Religion.

Fürst.

Ferdinand, geb. 4. Dec. 1781, succ. s. Vater Joseph 10. Aug. 1798.

Geschwister.

1. Franz von Paula, geb. 22. März 1784.
2. Marie Sidonie, Gemahlinn des Fürsten von Lobkowitz, geb. 11. Febr. 1779.
3. Marie Rose, geb. 23. Mai 1780.

Mutter.

Marie Rose, Tochter des verst. Gr. Ferd. Bonavent von Harrach, geb. 25. Nov. 1758, Wittwe s. 10. Aug. 1798.

Lamberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Carl Eugen, geb. 1. April 1764, Fürst s. 15. Dec. 1797, succ. seinem Vetter Johann Friedrich.

Mutter.

Josephe, Tochter des Grafen von Dachsburg, geb. den 18. Nov. 1746, Wittwe s. 23. Jun. 1792 von Maximilian Joseph Graf von Lamberg.

Vatersbruder.

Leopold, Graf, geb. 10. Mai 1732.

Leiningen-Hardenburg-Dachsburg.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Carl Friedrich Wilhelm, geb. 14. Aug. 1724, Churpfalzb. Gen. Lieut. der Cavall. und wirklicher Geh. Rath, succ. 28. Oct. 1756, verm. 24. Jun. 1749 mit

Christine Wilhelmine Luise, Tochter des Grafen Wilhelm Carl Ludwig zu Solms-Rödelheim, geb. 24. April 1736.

Sohn.

Emich Carl, Erbprinz, Churpfalzb. Gen. Maj. geb. 27. Sept. 1763, verm. 4. Jul. 1787 mit

Sophie Henriette, Tochter des Grafen Heinrich XXIV. zu Reuss-Lobenstein.

Tochter.

Caroline Sophie Wilhelmine, geb. 4. Apr. 1757, verm. 21. Sept. 1773 mit Friedr. Magnus, Gr. zu Solms-Wildenfels.

Lichtenstein.

Katholischer Religion.

Fürst.

Aloysius Joseph, geb. 14. May, 1759, folgt seinem Vater Franz Joseph 18. Aug. 1781, verm. 16. Nov. 1783 mit

Caroline Engelberte Felicitas, Tochter des Gr. Johann Wilhelm zu Manderscheid Blankenheim und Gerolstein, geb. 23. Nov. 1768.

Geschwister.

1. Die reg. Landgr. v. Hessen-Rheinfels-Rothenburg.
2. Marie Antonie, geb. 14. März 1756, verm 16. April 1781 mit dem Mark. Joseph de Sta Crux in Spanien.
3. Joh. Joseph, K. K. Gen. Maj. geb. 26. Jun. 1760, vermählt 12. Apr. 1792 mit

Josephe Sophie, Tochter des Landgrafen Joachim Egon zu Fürstenberg in der Baar, geb. 20. August 1777.

Davon: 1) Marie Leopoldine Josephe, geb. 11. Sept. 1793.

2) Marie Caroline geb. Febr. 1795.

3) Aloysius Joseph Johann geb. 26. Mai 1796.

4. Philipp Joseph, geb. 2. Jul. 1762, K. K. Oberst.
5. Die reg. Fürstinn v. Esterhazy.

Tanten.

1. Marie Therese, geb. 15. Oct. 1738. Wittwe s. 22. May 1775, des Gr. Emanuel Philibert von Waldstein-Dux.

2. Die Gemahlinn d. Pr. Carl Joseph v. Aremberg-Ligne.
3. Marie Christine, geb. 1. Sept. 1742, verm. 18. May 1761 mit Franz Ferdinand, reg. Grafen zu Kinsky-Chlumez, geb. 8. Dec. 1738.

Deren verst. Bruders, Carl Borromäus, K. K. Feldmarschalls Wittwe.

Marie Eleonore, Tochter Johann Aloys Sebastian, Fürst zu Oettingen-Spielberg, geb. 7. Jul. 1745. Wittwe s. 21. Febr. 1789.

Davon: 1. Marie Josephe Eleonore, geb. 6. Dec. 1763, verm. 29 Jan. 1782 mit Johann Nepom. Ernst, Graf v. Harrach, geb. 17. May 1756.

Deren den 24. Dec. 1795 verst. Bruderssohns Karl Joh. Borroms Wittwe.

Marie Anne, Tochter des Grafen Franz Anton v. Khevenhüller, geb. 19. Nov. 1770.

Davon: a. Carl Borromäus, geb. 23. Oct. 1790.
b. N. Sohn, geb. im Jul. 1792.
2. Joseph Wenzel, geb. 21. August 1767.
3. Moriz Joseph, geb. 21. Jul. 1775.
4. Aloys Gonzaga Joseph, geb. 1. Apr. 1780.

Tochter des Prinzen Johann Karl.

Die regierende Fürstinn von Paar.

Ligne.

Katholischer Religion.

Fürst.

Carl Joseph, geb. 22. May 1735, Grand von Spanien, K. K. G. Feldzeugmeister, folgt. s. Vater Claudius Lamoural 7. Apr. 1766, verm. 6. Aug. 1755 mit
Marie Franziske Xaverie, Tochter des Fürsten Emanuel v. Lichtenstein, geb. 27. Novr. 1739.

Kinder.

1. Ludwig Lamoural, geb. 7 May 1766, K. K. Obrister.
2. Die Fürstinn von Clary und Aldringen.
3. Euphemie Christine, geb. 18. Jul. 1773.
4. Flore, geb. 18 Nov. 1775.

Enkelinn.

Sidonie Franziske, geb. 9. Dec. 1785, Tochter des 14. Sept. 1792 verst. Prinzen Carl Joseph.

Lippe-Detmold.

Reformirter Religion.

Fürst.

Friedrich Wilhelm Leopold, geb. 3. Dec. 1767, folgt seinem Vat. Simon August 1. May 1782, verm. 2. Jan. 1796 mit Pauline Christiane Wilhelmine, Schwester des reg. Fürst. von Anhalt-Bernburg geb. 23. Febr. 1769.

Davon: Paul Alexander Leopold, Erbprinz, geb. 6. Nov. 1796.

2. Friedr. Alb. August geb. 8. Dec. 1797.

Halbbruder.

Casimir August, geb. 9. Oct. 1777, K. Preuſs. Capitain.

Stiefmutter.

Christine Charlotte Friederike, Tochter des F. Friedrich Wilhelm v. Solms-Braunfels, geb. 31. Aug. 1744, Wittwe s. 1. May 1782.

Lobkowitz.

Katholischer Religion,

Fürst.

Franz Joseph Maximilian Ferdinand, geb. 7. Dec. 1772, succ. 11. Jan. 1784 s. Vater Ferdinand Philipp, verm. 2. Aug. 1792 mit

Marie Caroline, Tochter des Fürsten Johann von Schwarzenberg, geb. 7. Sept. 1775.

Kinder.

1. Ferdinand, Erbprinz, geb. 13. April 1797.
2. Marie Gabriele, geb. 22. Jul. 1793.
3. Mar. Eleonore, geb. 28. Oct. 1795.
4. Joh. Nepom. Carl Phil. geb. 14. Jan. 1799.

Mutter.

Gabriele Marie, Tochter des Fürsten Ludwig Victor, von Savoyen-Carignan, geb. 17. März 1748, Wittwe s. 11. Jan. 1784.

Groſsvat. Halbbruders, Pr. Georg Christian, Söhne.

1. Joseph Maria Carl, K. K. Gen. Feldmarsch. geb. 8. Jan. 1725, Wittwer s. 15. Febr. 1788 von Marie Josephe, Tochter des Grafen Friedrich von Harrach.

Davon: a. Maria Eleonore, geb. 16. Sept. 1753.

b. Marie Josephé, geb. 8. Aug. 1756, verm. 2. Oct. 1776 mit dem Grafen Carl von Auersberg.

2. August Anton Joseph, K. K. Geh. Rath, geb. 21. Sept. 1729, Wittwer s. 20. Jun. 1790 von Marie Ludomilie, Tocht. des Gr. Franz Anton v. Tschernin.

Davon: a. Marie Therese, geb. 31 Oct 1767.

b. Die Gem d. Pr. Maximil. Joseph v. Thurn u Taxis.

c. Anton Isidor, geb. 16. Dec. 1773, verm. 6. Jan. 1796 mit

Sidonie, Tocht. des Fürsten Joseph v. Kinsky.

Davon: 1) August Longin, geb. 15. März 1797.

2) Marie Ludomilie, geb. 15. März 1798.

Löwenstein-Wertheim.

Katholischer Religion.

Fürst.

Dominicus Constantin, geb. 16. May 1762, K. Preuſs. Gen. Maj. succ. dem Fürsten Carl Thomas 6. Jun. 1789, vermählt 9 Mai 1780 mit

Marie Leopoldine Henriette, Tochter des Fürsten Ludwig Carl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein, geb. 15. Jul. 1761.

Kinder.

1. Carl Ludwig Joseph Constantin, Erbprinz, geb. 18. Jul. 1783, verm. 29. Sept. 1799 mit Sophie Tochter des Grafen Joseph Niklas v. Windischgraitz.

2. Christiane Henriette, geb. 16. May 1782.

3. Constantin Ludwig, geb 26. März 1786.

4. Wilhelm, geb. 31. März 1795.

Mutter.

Catharine Luise Eleonore, Tochter des Gr. Carl Ludwig von Leiningen-Dachsburg, geb. 1. Febr. 1735, Wittwe seit 27. Febr. 1780 von dem Fürsten Theodor, Vat. d. reg. Fürst.

Lothringen.

1. Deutsche Linie, s. Oesterreich.

2. Französische Linie.

Kathol. Relig

Herzog.

Carl Eugen, Herz. v. Lothringen, Fürst von Lambesc, K. K. Gen. Feldmarsch. Lieut., geb. 25. Sept. 1751, succ. 28. Jun. 1761.

Mutter.

Luise Julie Constantine, Tochter des Prinzen Carl von Rohan - Montauban, geb. 5. März 1734. Wittwe s. 28. Jun. 1761 von Ludwig Carl, Prinz von Lambesc.

Bruder.

Joseph Maria, Fürst von Vaudemont, K. K. General, geb. 23. Jun. 1759, verm. 30. Sept. 1778 mit

Luise Auguste Elisabeth, Tochter des Fürsten Ludwig Renatus Gabriel v. Montmorenci-Logny, geb 31. May 1763.

Lübeck, zu Eutin.

Evangelisches Bisthum.

Luth. Rel.

Fürstbischof.

Peter Friedrich Ludwig, Herz. v. Holstein - Gottorp, Administrator, des Herzogs von Holstein - Oldenburg, geb. 17. Jan. 1755, reg. s. 5. Aug. 1785, Wittwer s. 24. Nov. 1785, von Friederike Elisabeth Amalie, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg-Stuttgard.

Söhne.

1. Paul Friedrich August, geb. 3. Jul. 1783.
2. Peter Friedr. Georg, geb. 9 May 1784.

Lüttich.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Franz Anton Maria Konstantin, Graf v. Mean und Beaurieux, Bischof zu Hippone, geb. 6. Jul. 1756, erwählt 16. Aug. 1792.

Mainz.

Katholischer Religion.

Erzbisch. und Churf.

Friedr. Carl Joseph, Freyherr v. Erthal, geb. 3. Jan. 1719, erw. 18. Jul. 1774, Fürstbischof zu Worms, Domherr zu Bamberg.

Koadjutor.

Carl Theodor Anton Maria, Frhr. v. Dalberg, Fürstbischof zu Costnitz, s. Jan. 1800, Kämmerer von Worms, geb. 8. Febr. 1744, erw. zu Mainz 5. Jun. 1787, zu Worms 18. Jun. dess. J., Erzb. von Tarsus, Domprobst zu Würzburg. Probst zu Wechterswinkel.

Malta.

Das Groſsmeisterthum ist durch den Tod des Ruſs. Kais. Paul I. 24. März 1801 erledigt worden.

Mecklenburg-Schwerin-Güstrow.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Friedrich Franz, geb. 10 Dec. 1756, succ. s. Oncle dem Herzog Friedrich 24. Apr. 1785, verm. 1. Jun. 1775 mit Luise, Tochter des Herzogs Johann August von Sachsen-Gotha, geb. 9. März, 1756.

Kinder.

1. Friedrich Ludwig, Erbprinz, geb. 13. Jun. 1778, verm. 28. Oct. 1799 mit Helene Paulowna, Tochter Pauls I. Kaysers von Ruſsland, geb. 24. Dec 1784.
   Davon: Paul Friedrich, geb. den 15. Sept. 1800.
2. Gustav Wilhelm, geb. 31. Jan. 1781, K. Preuſs. und K. Schwed. Major.
3. Carl August Christian, geb. 2. Jul. 1782, Domherr zu Lübeck.
4. Charlotte Friederike, geb. 4. Dec. 1784.
5. Adolph Friedrich, geb. 18. Dec. 1785, Hauptmann in Pr. Diensten.

Mutter.

Charlotte Sophie, Tochter des Herzogs Franz Josias von Sachsen-Coburg, geb. 24. Sept. 1731, verm. 14. May 1755, mit dem Prinzen Ludwig, Vater des reg. Herzogs, Wittwe s. 22. Sept. 1778.

Tante.

Ulrike Sophie, geb. 11. Jul. 1723.

Mecklenburg-Strelitz, s. nach Königl. Preuſs. Haus.

Mergentheim, s. Cölln.

Modena und Mirandola.

Katholischer Religion.

Herzog.

Herkules III. Reinald, geb. 22. Nov. 1727, succ. seinem Vater Franz III. Maria 22 Febr. 1780, Herz. v. Massa und

Fürst v. Carrara seit 1743, K. K. Gen. Feldmarschall, Wittwer seit 26. Dec. 1790 von Marie Therese, Herz. Alderans v. Massa u. Carrara Tochter.

Tochter.

Die Gem. des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich.

Geschwister.

1. Mathilde, geb. 8. Febr. 1729.
2. Fortunate Marie, geb. 24. Nov. 1731, verm. 27. Febr. 1759 mit Ludwig Franz Joseph v. Bourbon-Conti, Graf de la Marche, geschieden seit 1784.

Münster.

Ist erledigt.

Nassau-Oranien oder Dietz.

Reformirter Religion.

Fürst.

Wilhelm V. Erbstatthalter, Gen. Admiral u. Gen. Capitain der vereinigten Niederlande, geb. 8. März 1748, succ. seinem Vater Wilhelm IV. 22. Oct. 1751, tritt die Reg. an 8. März 1766, verm. 4. Oct. 1767 mit

Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter des Prinzen August Wilhelm von Preufsen, geb. 7. Aug. 1751.

Kinder.

1. Wilhelm Friedrich, Erbprinz, geb. 24. Aug. 1772 verm. 1. Oct. 1791 mit

Friederike Wilhelmine Luise, Schwester des reg. Königs von Preufsen, geb. 18 Nov. 1774.

Davon: 1) Wilhelm Friedr. Georg Ludwig, geb. 6. Dec. 1792.

2) Wilhelmine Fried. Luise Pauline Charlotte, geb. 1. März 1800.

2. Die Erbprinz. von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Nassau-Usingen-Biberich.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Carl Wilhelm, geb. 9. Nov. 1735. succ. 21. Jun. 1775. vermählt 16. April 1760 mit

Caroline Felicitas, Tochter des Grafen Christian Carl von Leiningen-Heidesheim, geb. 22. Mai 1734.

Davon: 1. Die Gem. des Pr. Friedrich v. Hessen-Cassel.

2. Luise Carol. Henriette, geb. 14. Jun. 1763.

Bruder.

Friedrich August, geb. 23. April 1738, K. K. Gen. Feldm. verm. 23. April 1775 mit

Luise, Tochter des Fürsten Carl Aug. Friedr. von Waldeck geb. 29. Jan. 1750.

Töchter.

1. Die Gem. des Pr. Friedrich v. Baden.
2. Die reg. Fürstinn von Anhalt-Cöthen.
3. Auguste Amalie, geb. 30. Oct. 1776.
4. Luise Marie, geb. 18. Jun. 1778.
5. Friederike Victorie, geb. 22. Febr. 1784.

Nassau-Saarbrück-Weilburg.

Reformirter Religion.

Fürst.

Friedrich Wilhelm, geb. 25. Oct. 1768, succ. seinem Vat. Carl 26. Febr. 1789, verm. 31. Jul. 1788 mit

Luise Isabelle Alexandrine Auguste, Tochter des Burggrafen Wilhelm Georg zu Kirchberg, geb. 19. April 1772.

Davon: Georg Wilhelm August Heinrich, Erbprinz, geb. 14. Jun. 1792.

2. Henriette, geb. 30. Oct. 1797.
3. Friedrich Wilhelm, geb. 15. Dec. 1799.

Geschwister.

1. Auguste Marie Caroline, geb. 6. Febr. 1764. Canonissin zu Herforden.
2. Die Gemahlinn des reg. Fürst. von Reuss, Heinrich XIII.
3. Die reg. Fürstinn zu Wied-Runkel.
4. Carl Wilhelm Friedrich, geb. 1. Mai 1775.
5. Die Gemahlinn des Erbprinzen zu Anhalt-Schaumburg.
6. Die Gemahlinn des Prinzen Ludwig von Würtemberg.

Neapolis, s. Sicilien.

Neuwied, s. Wied.

Oesterreich-Lothringen.

Kathol. Religion.

Römischer Kayser, König von Ungarn und Böhmen, reg. Erzherz. von Oesterreich.

Franz II. (Joseph Carl) ältester Sohn des Kaysers Leopold II. und der Infantinn von Spanien, Marie Luise, geb. 12. Febr. 1768, König von Ungarn und Böhmen, reg. Erzherzog von Oesterreich seit 1. März 1792, erwählter Röm. Kayser 7. Jul. gekrönt zu Frankfurt 14. Jul. 1792, verm. 1) 6. Jan.

1788 mit Elisabeth Wilhelmine Luise, Tochter Friedr. Eugens, Herzogs zu Würtemberg - Stuttgard, Wittwer seit 18. Febr. 1790. 2) 19. Sept. 1790 mit

Marie Therese, ältesten Tochter Ferdinand IV, Königs v. Neapel, geb. 6. Jun. 1772.

Kinder.

1. Ferdinand Carl Leop. Jos. Marcellin, Erb - und Kronprinz, geb 19. April 1793.
2. Marie Luise, geb. 12. Dec. 1791.
3. Leopoldine Caroline Josephe, geb. 22. Jan. 1797.
4. Marie Clement. Franziske, geb. 1. März 1798.
5. Joseph Franz Leopold, geb. 9. April 1799.
6. Carol. Ferdin. Therese, geb. 8. April 1801.

Geschwister.

1. Die Gem. des Prinzen Anton von Sachsen.
2. Ferdinand Joseph Joh. Baptist, Erz - und Grofsherzog, geb. 6. Mai 1769, verm. 19. Sept. 1790 mit

Luise Marie Amalie Therese, Tochter des Kön. Ferdinand IV. von Sicilien und Neapel, geb. 27. Jul. 1773. Davon

1) Leopold Joh. Joseph, geb. 3. Oct. 1797.
2) Karoline Ferdinande, geb. 2. Aug. 1793.
3) Marie Luise, geb. 20. Aug. 1798.
4) Therese Franziske, geb 21. März 1801.

3. Marie Anne Ferdinandine, geb. 21. April 1770, Aebtissinn zu Prag seit 8. Sept. 1791.
4. Carl Ludwig Johann Joseph Lorenz, geb. 5 Sept. 1771, Gen. Gouvern. von Böhmen, K. K. Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident.
5. Joseph Anton Johann Baptist, geb. 9. März 1776, Locumtenens von Ungarn, Gener. der Cavallerie, Wittw. seit d. 16. März 1801 von

Alexandrine Paulowna, Tochter Pauls 1. Russischen Kaysers, geb. 9. Aug. 1783.

6. Marie Clementine Josephe. s. Sicilien.
7. Anton Viktor Joseph Reimund, geb. 31. Aug. 1779, K. K. Gen. in Ungarn.
8. Johann Baptist Joseph Sebastian, geb. 20. Jan. 1782, K. K. General - Geniedirector und Feldmarschallieutenant.
9. Reinhard Jos. Joh. Mich. geb. 29. Sept. 1783.
10. Ludwig Joseph Johann Reinhard, geb. 13. Dec. 1784.
11. Rudolf Joh. Jos. Reinhard, geb. 8. Jan. 1788.

Onkels und Tanten.

1. Marie Elisabeth Josephe Johanne Antonie, geb. 13. Aug. 1743, Aebtissinn von Inspruck seit 20. Mai 1781.

2. Die Gem. des Herz. von Parma. 2. Parma.
3. Die Königinn von Neapel. 2. Sicilien.
4. Ferdinand Carl Anton, geb. 1. Jun. 1754, verm. zu Mayland 15. Oct. 1771 mit
Marie Beatrix, aus dem Hause Este, Tochter des Herzogs von Modena, Herkules Reinhold, und regierender Fürstinn von Massa-Carrara, geb. 7. April 1750.
Davon: a. Die Gem. des Herzogs zu Aosta, s. Sardinien.
b. Die verw. Churfürstinn von Pfalzbayern.
c. Franz Joseph Carl, geb. 7. Sept. 1779.
d. Ferdin. Carl Franz, geb. 25. April 1781.
e. Maximilian Joseph, geb. 14. Jul. 1782.
f) Carl Ambrosius Ferdinand, geb. 2. Nov. 1789.
g) Marie Antonie Luise, geb. 14. Dec. 1787.

Oettingen-Spielberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Johann Aloys III. geb. 9. May 1788. succ. seinem Vater Johann Aloys II. den 27. Jun. 1797.

Bruder.

Carl Friedr. Anton, geb. 29. März 1790.

Mutter.

Marie Aloyse, Tochter des Fürsten Carl Aloys Anton von Auersperg, geb. 20. Nov. 1762 Wittwe seit 27. Jun. 1797.

Onkels und Tanten.

1. Johanne Josephe, Canonissinn zu Buchau, geb. 27. Febr. 1756.
2. Friedrich Anton, geb. 6. May 1759, Herr auf Schwendi.
3. Marie Therese Crescentie, geb. 17. Nov. 1763, verm. 23. Sept. 1784 mit dem Grafen Franz Joseph von Wilczeck, geb. 4. Oct. 1748.
4. Marie Crescentie Josephe, geb. 30. Jan. 1765, verm. 22. Jan. 1795 mit Jos. Joh. Friedr. Grat von Seilern.
5. Marie Walpurge Josephe, geb. 29. Aug. 1766, verm. 27. April 1788 mit dem Fürsten Carl August v. Brezenheim.

Vaterbruders, des vorigen Fürsten Johann Aloys Sebastian Tochter.

Die verwittwete Fürstinn von Lichtenstein.

Oettingen-Wallerstein.

Katholischer Religion.

Fürst.

Kraft Ernst Judas Thaddäus Notger, geb. 3. Aug. 1748.

succ. seinem Vater Phil. Carl 14. April 1766, K. K. wirkl. Kämmerer, Wittwer seit 9. März 1776 von Marie Therese, Tochter des Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis, vermählt zum 2tenmale 20. Oct. 1789 mit

Wilhelmine Friederike, Tochter des Herzogs Ludw. Eugen von Würtemberg, geb. 3. Jul. 1764.

Kinder zweyter Ehe.

1. Ludw. Kraft Carl, Erbprinz, geb. 31. Jan. 1791.
2. Friedrich Kraft Franz, geb. 16. Oct. 1793.
3. Franz Ludwig, geb. 20. Febr. 1795.
4. Carl Anselm, geb 6. May 1796.
5. Sophie Dorothee, geb. 27. Aug. 1797.
6. Marie Charlotte Therese, geb. 2. Sept. 1798.
7. Marie Therese, geb. 13. Aug. 1799.

Tochter erster Ehe.

Sophie Frieder. Antonie, geb. 3. März 1776.

Geschwister.

1. Die Gem. des Landgrafen Joach. Egon zu Fürstenberg.
2. Friedrich Alexander Notger, geb. 10. Febr. 1756, Domherr zu Cöln, Augsburg und Elwangen.
4. Philipp Carl Joseph Notger, geb. 8. Febr. 1759, K. K. wirkl. Geh. Rath und Präs. des Reichs-Kammergerichts.

Oldenburg, s. Holstein-Gottorp.

Oranien, s. Nassau-Oranien-Diez.

Orleans, s. Bourbon.

Osnabrück.

Vermischter Religion.

Fürstbischof.

Friedrich, Herz. von York, geb. 16. Aug. 1763, postul. 27. Febr. 1764, reg. seit 16. Aug. 1783. s. Grofsbritannien.

Paar.

Katholischer Religion.

Fürst.

Wenzel, geb. 27. Jan. 1744, Fürst seit 15. Jul. 1792, K. K. wirkl. Kämmerer, auch Gen. Erblandpostmeister in den K. K. Erblanden, verm. 17. Jan. 1768 mit

Marie Antonie, (Posthuma) Prinzessinn von Lichtenstein, geb. 13. Jun. 1749.

Kinder.

1. Wenzel Johann Nepomuck, Erbprinz, geb. 18. Jan. 1770.
2. Marie Antonie, geb. 5. Dec. 1768. verm. 1. May 1792 mit Carl Joseph Fürsten zu Salm-Reifferscheid.
3. Carl Joseph, geb. 15. Jun. 1773. K. K. Major.
4. Therese Anne Henriette, geb. 22. Jul. 1778.
5. Johann Bapt. Joseph, geb. 23. April 1780.
6. Ludwig Joseph, geb. 2. Sept. 1783.
7. Nikol. Franz, geb. 1. Oct. 1785.

Schwester.

Marie Therese, geb. 3. May 1746, verm. 9. May 1765 mit dem Gr. Johann Joseph von Buquoy.

Pabst.

Katholischer Religion.

Pabst.

Pius VII. (Gregorius Barnabas Chiaramonti) aus Cesena, geb. 14. Aug. 1742. erw. 14. März 1800, gekrönt 21. März.

Paderborn, s. Hildesheim.

Palm.

Katholischer Religion.

Fürst.

Carl Joseph, geb. 24. Aug. 1750, K. K. wirkl. Geh. Rath, verm. 16. Aug. 1772 mit

Marie Anne Josephe, Reichsfreyinn von Gumbenberg-Pöttmeſs, geb. 30. Jun. 1753.

Söhne.

1. Carl Joseph, geb. 28. Jun. 1773.
2. Joseph Carl Aloys, geb. 13. Sept. 1777.

Schwester.

Marie Josephe, geb. 21. Aug. 1754, verm. im April 1771 mit dem Grafen Georg von Banffy.

Parma und Piazenza.

Kathol. Religion.

Herzog.

Ferdinand Maria Ludwig Philipp Joseph von Bourbon, Infant von Spanien, geb. 20. Jan. 1751. succ. seinem Vater Philipp 18. Jul. 1765, verm. 19. Jul. 1769 mit

Marie Amalie Josepha Johanna Antonia, Tochter des Kayſers Franz I. geb. 26. Febr. 1746.

Kinder.

1. Der König von Toskana.
2. Die Gem. des Pr. Maxim. Maria Joseph von Sachsen.
3. Marie Antonie, geb. 28. Nov. 1774.
4. Charlotte Marie Ferd., geb. 7. Sept. 1777.

Schweſter.

Die Königinn von Spanien.

Passau.

Katholiſcher Religion.

Fürſtbiſchof.

Leopold, Graf von Thun, geb. 17. April 1748. erw. 13. Dec. 1796.

Pfalzbayern.

Katholiſcher Religion.

Churfürſt.

Maximilian Joſeph II, geb. 27. May 1756, ſucc. ſeinem Onkel, dem Churfürſten Carl Theodor 16. Febr. 1799, Wittwer ſeit 30. März 1796 von Marie Wilhelm. Aug., Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, verm. zum zweytenmal den 9. März 1797 mit

Friederike Wilhelmine Caroline, Prinzeſſinn von Baden, geb. 13. Jul. 1776.

Kinder erſter Ehe.

1. Carl Ludwig Auguſt, Churprinz, geb. 25. Aug. 1786.
2. Auguſte Amalie, geb. 21. Jun. 1788.
3. Charlotte Auguſte, geb 8. Feb. 1792.
4. Carl Theod. Maxim. Auguſt, geb. 7. Jul. 1795.

Sohn zweyter Ehe.

Maximilian Joſeph Friedrich, geb. 17. Oct. 1800.

Schweſtern.

1. Die Churfürſtinn von Sachſen.
2. Die Gem. des Pfalzgrafen von Pfalz-Birkenfeld.

Seines Vorgängers Churfürst von Pfalz-Baiern Wittwe.

Marie Anne Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, geb. 10. Dec. 1776.

Bruders Wittwe.

Marie Amalie, Tochter des Churfürsten Friedrich Christian Leop. von Sachsen, geb. 26. Sept. 1757, Wittwe des Herz. Carl August.

Pfalz-Birkenfeld.

Katholischer Religion.

Pfalzgraf.

Wilhelm, geb. 10. Nov. 1752, succ. seinem Vater Johann 10. Febr. 1780, Gouvern. in Jülich, Churpfalz, Gen. Lieut., verm. 30. Jan. 1780 mit

Marie Anne, geb. 18. Jul. 1753, Tochter des Pfalzgr. u. Pr. Friedr. von Zweybrücken.

Kinder.

1. Pius Augustus, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1786.
2. Marie Elisabeth, geb. 5. May 1784.

Schwester.

Luise Christiane, geb. 17. Aug. 1748, verm. 27. Oct. 1773 mit Heinrich XXX. Reichsgr. Reuss zu Gera.

Portia.

Katholischer Religion.

Fürst.

Franz Seraphicus Carl, Fürst seit 7. Nov. 1785. geb. 7. März 1753, verm. mit der Gräfinn Barbara von Jöchlingen, geb. 18. May 1756.

Kinder.

1. Blanke, geb. 1780, verm. 1797 mit Ernst Graf von Attens.
2. Beate Barbara, geb. 22. Dec. 1783.
3. Seraphine, geb. 1786.
4. Clementine, geb. 1785.
5. Patientia, geb. 1792.

Schwester.

Dorothea, geb. 1760.

Wittwe seines Bruders, des vorigen Fürsten Joseph.

Marie Franziske, Tochter des verst. Fürsten Franz Alphons, geb. 26. April 1765.

Des andern Vaterbruders, 12. Jun. 1776. verstorb. Fürsten Franz Alphons, Wittwe.

Marie Beatrix, Reichsfreyinn von Rechbach, geb. 12. Oct. 1731.

Portugal.

Katholischer Religion.

Königinn.

Marie I. Franziske Isabelle Josephe Antonie Gertrude Rite Johanne, geb. 17. Dec. 1734, succ. ihrem Vater Joseph I. 24. Febr. 1777, verm. 6. Jun. 1760 mit Peter III. Clemens, ihrem Onkel, Wittwe seit 25. May 1786.

Sohn.

Joh. Maria Joseph Ludwig, Prinz von Brasilien, geb. 23. May 1767, übernimmt die Reg. 10. Febr. 1792, verm. 9. Jan. 1790 mit

Charlotte Joachime, Infantinn von Spanien, Tochter Kön. Carl IV. von Spanien, geb. 25. April 1775.

Davon: 1. Anton Franz Pius Ludw. Pr. von Beira, geb. 21. März 1795.

2. Marie Therese, Prinzessinn von Beira, geb. 29. April 1793.

3. Isabella Marie Franziska, geb. 19. May 1797.

4. Anton Joseph, geb. 13. Oct. 1798.

Schwestern.

1. Marie Anne Franziske, geb. 8. Oct. 1736.

2. Marie Franziske Benedicte, geb. 25. Jul. 1746, Wittwe des verst. Prinzen von Brasilien, Joseph Franz Xaver, seit 11. Sept. 1788.

Onkels.

1. D. Antonio von Braganza, geb. 1. Oct. 1714.

2 D. Joseph von Braganza, Gr. v. Luminares, geb. 8. Sept. 1720.

Prüm, s. Trier.

Quedlinburg.

Luther. Rel.

Fürstinn Aebtissinn.

Sophie Albertine, Schwester Gustav III. Kön. v. Schweden, geb. 8. Oct. 1753, erw. 15. Oct. 1787.

Decanissinn.

Friederike Christiane Auguste, Tochter des Kön. Friedrich Wilh. II. von Preufsen, geb. 1. May 1780, postul. 2. Sept. 1791.

Radzivil.

Katholischer Religion.

Fürst.

Michael, ehemal. Palat. von Wilna, geb. 10. Oct. 1744, verm. im April 1771 mit

Helene, Tochter des Gr. Przezdziecki, geb. 6. Jan. 1753.

Kinder.

1. Ludwig, Komthur von Malta, geb. 1773.
2. Anton, geb. 10. Jun. 1776. verm. 17. März 1796 mit

Friederike Dorothee Luise Philippine, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preufsen, geb. 24. May 1770.

Davon: a) Friedrich Wilhelm Paul, geb. 19. März 1797.
b) Friedr. Wilhelm Ferdinand, geb. 13. Aug. 1798.
c) Luise Wilhelmine Friederike, geb. 12. Aug. 1799.

3. Michael, geb. 24. Sept. 1778.
4. Andreas Valentin, geb. 14. Febr. 1780.
5. Angelika, geb. 3. Oct. 1781.
6. Rose, geb. 30. April 1788.

Vetter.

Dominikus, geb. im Sept. 1786.

Regensburg, s. Freysingen.

Reufs-Plauen-Graiz.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Heinrich XIII. geb. 16. Febr. 1747, K. K. Gen. der Infanterie, succ. s. Vater Heinrich XI. den 28. Jun. 1800, vermählt 9. Jan. 1786 mit

Wilhelmine Luise, Tochter des Fürsten Carl zu Nassau-Weilburg, geb. 28. Sept. 1765.

Kinder.

1. Heinrich XIX. Erbprinz, geb. 1. März 1790.
2. Heinrich XX. geb. 20. Jun. 1794.

Geschwister.

1. Die Wittwe des Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenlohe-Kirchberg.
2. Heinrich XV. geb. 22. Febr. 1751, K. K. wirklicher Kämmerer und Gen. Feldmarschall Lieut.
3. Isabelle Auguste, geb. 7. Aug. 1752, Wittwe des Burggr. Wilhelm Georg von Kirchberg, s. 7. Febr. 1777.
4. Die reg. Fürstinn zu Isenburg und Büdingen.
5. Heinrich XVII. geb. 25. Mai 1761.

Stiefmutter.

Christiane Alexandrine Catharine, Tochter des Gr. Christian Carl Reinhold zu Leiningen-Heidesheim, geb. 25. Nov. 1732, Wittwe s. 28. Jun. 1800.

Reuſs-Lobenstein.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Heinrich XXXV. geb. 19. Nov. 1738, succ. s. Vat. Heinr. II. 6. Mai 1782.

Römischer Kaiser.

Kath. Relig.

Franz II. erw. 5. gekr. 14. Jul. 1792, s. Oesterr.

Rosenberg.

Katholischer Religion.

Franz Seraphicus, geb. 18. Oct. 1762, succ. s. Vetter Wolfgang Franz Xaver 14. Nov. 1796, K. K. Gen. Feldmarschall Lieut. verm. 27 Dec. 1786 mit

Marie Caroline, Tochter des Grafen Franz von Khevenhüller-Metsch.

Kinder.

1. Vincentius, geb. 29. Sept. 1787.
2. Ferdinand, geb. 7. Sept. 1790.
3. Franz Xaver, geb. 3. Nov. 1794.
4. Marie Therese, geb 25. Sept. 1798.

Geschwister.

1. Marie Dominike, geb. 12. Jul. 1763.
2. Leopold, geb. 4. Mai 1764.

3. Vincentius Ferrarius, geb. 20. Aug. 1765.
4. Cecilie, Gem. des Gr. v. Lodron, geb. 30. Sept. 1766.
5. Marie Seraphine, geb. 3. Jul. 1769.

Mutter.

Juliane, Tochter des Gr. Georg von Stubenberg, Wittwe s. 3. Jul. 1794.

Vetter.

Wolfgang Philipp, geb. 4. Jun. 1734, Komthur zu Ordingen, Bruder des Vorgängers.

Rufsland.

Griechischer Religion.

Kayser.

Alexander, geb. 23. Dec. 1777, succ. s. Vater Paul I in der Regierung d. 24. März 1801. verm. 9. Oct. 1793 mit
Elisabeth Alexjewna (zuvor Luise Marie Auguste) Prinzessinn von Baden, geb. 25. Jan. 1779.

Verwittwete Kaiserin, Mutter des Kaisers.

Marie Feoderowna, (zuvor Sophie Dorothee Auguste) Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, geb. 25. Oct. 1759. verm mit Paul I. 18. Oct. 1776, Wittwe seit 24. März 1801.

Geschwister.

1. Konstantin Paulowitsch, Grofsfürst, geb. 8. May 1779 verm. 26. Febr. 1796 mit
Anna Feodorowna (zuvor Juliane Henr. Ulrike) Tochter des Herzogs Franz Friedr. Anton von Sachsen-Coburg, geb. 23. Sept. 1781.
2. Die Gem. des Erbprinzen von Mecklenburg Schwerin.
3. Marie Paulowne, geb. 15. Febr. 1785.
4. Kathar. Paulowne, geb. 21. May 1788.
5. Anne Paulowne, geb. 18. Jan. 1795.
6. Nicolaus Paulowitsch, geb. 25. Jun. 1796.
7. Michael Paulowitsch, geb. 28. Jan. (8. Febr.) 1798.

Sachsen.

1) Albertinische Linie.

Churſachsen.

Katholischer Religion.

Churfürst.

Friedrich August III. (Joseph Maria Anton Johann Ne-

pom. Alois Franz Xaver) geb. 23. Dec. 1750, succ. seinem Vater Friedrich Christian Leopold 17. Dec. 1763, verm. 18. Jan. 1769 mit

Amalie Auguste, Tochter des Herzog Friedrich Michael von Pfalz-Zweybrück, geb. 10. May 1752.

Tochter.

Auguste Marie Nepom. Anton Franziske Xaviere Aloyse, geb. 21. Jun. 1782.

Brüder.

1. Anton Clemens Theodor, geb. 27. Dec. 1755, Wittwer 28. Dec. 1782 von Maria Caroline Antonie, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, verm. zum 2tenm. 18. Oct. 1787 mit

Marie Therese Josephine Charlotte Johanne, Tochter des Kayſers Leop. II. geb. 14. Jan. 1767.

2. Maximilian Maria Joseph, geb. 13. Apr. 1759, verm. 10 May 1792 mit

Caroline Maria Therese, Tochter des Herzogs Ferdinand von Parma, geb. 22. Nov. 1770. Davon:

1. Marie Amalie Friederike, geb. 10. Aug. 1794.
2. Marie Ferdin. Amalie, geb. 27. Apr. 1796.
3. Friedr. August, geb. 18. May 1797.
4. Clemens Maria Joseph, geb. 1. May 1798.
5. Marie, geb. 15. Nov. 1799.

Schwestern.

1. Die verwittwete Herz. von Pfalz Zweybrück-Birkenfeld.
2. Therese Josephe Marie Anne, geb. 27 Febr. 1761.

Vaters Geschwister.

1. Franz Xaver August, geb. 25. Aug. 1730, Gr. von der Lausitz, K. Franz. Gen. Lieut.
2. Marie Elisabeth Apollonie, geb. 9. Febr. 1736.
3. Albrecht Kasimir August, geb. 11. Jul. 1738, Herz v. Teschen, K. K. Gen. Feldmarschall, Chef eines Churſächs. Kavall. Reg. Wittwer s. 24. Jun. 1798 von Maria Christine, Tocht. des Kayſers Franz I.
4. Der Churf. zu Trier. S. Trier.
5. Marie Kunigunde Dorothee, geb. 10. Nov. 1740, gefürstete Aebtissin in Essen und Thoren, s. 16. Jul. 1776.

Des 1797 verst. Prinzen Karl Christ. Herzog von Curland Tochter.

Die Fürstinn von Savoyen-Carignan.

2) Ernestinische Linie.

Lutherischer Religion.

1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Herzog.

Carl August, geb. 3. Sept. 1757, succ. s. Vat. Ernst August Konstantin 28. May 1758, verm. 3. Oct. 1775 mit
Luise, Tochter des Landgr. Ludwig IX. zu Hessen-Darmstadt, geb. 30. Jan. 1757.

Kinder.

1. Carl Friedrich, Erbprinz, geb. 2. Febr. 1786.
2. Caroline Luise, geb. 18. Jul. 1789.
3. Carl Bernhard, geb. 24. May 1792.

Mutter.

Anne Amalie, Tocht. des Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 24. Oct. 1739, Wittw. s. 28. May 1758.

2. Sachsen-Gotha und Altenburg.

Herzog.

Ernst Ludwig, geb. 30. Jan. 1745, succ. s. Vat. Friedrich III. 10. März 1772, verm. 21. März 1769 mit
Marie Charlotte Amalie, Tochter des Herzogs Anton Ulrich zu Sachsen-Meiningen, geb. 11. Sept. 1751.

Söhne.

1. Aemil Leopold August, Erbprinz, geb. 23. Nov. 1772, Wittwer s. 4. Jan. 1802 von
Luise Charlotte, Tocht. des Herz. v. Meklenb.-Schwerin.
Davon eine Prinzessinn, geb. 21. Dec. 1800.
2. Friedrich, geb. 28. Nov. 1774.

Bruder.

August, geb. 14. August 1747.

Des Vaterbruders, Herzog Johann August, gest. 8. May 1767, Töchter.

1. Die Wittwe des Fürsten Friedrich Carl v. Schwarzburg-Rudolstadt.
2. Die reg. Herzoginn von Mecklenburg-Schwerin.

3. Sachsen-Meiningen.

Herzog.

Georg Friedrich Carl, geb. 4. Febr. 1761, succ. s. Vat. Anton Ulrich 27. Jan. 1763, verm. 27. Nov. 1782 mit

Luise Eleonore, Tocht. des Fürsten Christian Albrecht Ludwig von Hohenlohe-Langenburg, geb. 11. Aug. 1763.

Kinder.

1. Amalie Adelheid Luise, geb. 14. Aug. 1792.
2. Ida, geb. 25. Jun. 1794.
3. Bernhard Erich Freund, geb. 17. Dec. 1800.

Schwestern.

1. Die reg. Herzoginn von Sachsen-Gotha.
2. Die Gem. des Landgr. Adolph von Hessen-Philippsthal.

Mutter.

Charl. Amalie Caroline, Tochter des Landgr. Carl v. Hessen-Philippsthal, geb. 10. Aug. 1730, Wittwe seit 27. Jan. 1763.

4. Sachsen-Hildburghausen.

Herzog.

Friedrich, geb. 29. Apr. 1763, K. K. Gen. Major succ. s. Vater Ernst Friedrich Carl 23. Sept. 1780, verm. 3. Septemb. 1785 mit

Charlotte Georgine Luise Friederike, Tochter des Herzogs Carl zu Mecklenburg-Strelitz, geb. 17. Nov. 1769.

Kinder.

1. Joseph Georg Friedr. Ernst Carl, Erbprinz, geb. 27. Aug. 1789.
2. Cathar. Charlotte etc. geb. 17. Jun. 1787.
3. Therese Charlotte Luise etc. geb. 8. Jul. 1792.
4. Charl. Luise Friederike, geb. 28. Jan. 1794.
5. Georg Carl, geb. 24. Jul. 1796.

5. Sachsen-Coburg-Saalfeld.

Herzog.

Franz Friedrich Anton, geb. 15. Jul. 1750, succ. s. Vater Ernst Friedrich d. 18. Sept. 1800, Wittwer s. 28. Oct. 1776 von Ernestine Friederike Sophie, Tochter des Herz. Ernst Friedrich Carl zu Sachsen-Hildburghausen, verm. zum 2ten male den 13. Jun. 1777 mit

Augustine Caroline Sophie, Tocht. d. Gr. Heinrich XXIV. Reufs zu Ebersdorf, geb. 19. Jan. 1757.

Kinder.

1. Ernst Friedrich Ant. Erbprinz, geb. 2. Jan. 1784.

2. Sophie Friederike, geb. 19. Aug. 17[illegible]8.
3. Die Gemahlinn des Pr. Alexander Friedrich von Würtemberg.
4. Die Gem. des Grofsfürsten Constantin von Rufsland.
5. Ferd. Georg, geb. 18. März 1785.
6. Marie Luise, geb. 17. Aug. 1786.
7. Leopold Georg, geb. 16. Dec. 1790.

Geschwister.

1. Karoline Ulrike Amalie Kanonissin zu Gandersheim, geb. 19. Oct. 1753.
2. Ludwig Karl Friedrich, geb. 2. Jan. 1755.

Mutter.

Sophie Antonie, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel geb. den 23. Jan. 1724. Wittwe f. 8. Sept. 1800.

Vaters Geschwister.

1. Die Wittwe des Pr. Ludwig v. Mecklenburg-Schwerin.
2. Friedrich Josias, geb. 26. Dec. 1737, K. K. u. Reichs Gen. Feldm. Chef eines Drag. Reg.

Salm-Salm.

Katholischer Religion.

Fürst.

Konstantin Alexander Joseph Johann Nepomuk, geb. 22. Nov. 1762, succ. s. Onkel, Ludw. Karl Otto, 29. Jul. 1778. Wittwer 20. Nov. 1785 von Victorie Felicitas, Tochter des Prinzen Theodor Alexander von Löwenstein-Wertheim, verm. zum 2tenmal 5. Febr. 1788 mit

Marie, Tochter des Grafen Philipp Christian von Sternberg, geb. 11. May 1770.

Sohn erster Ehe.

Wilh. Flor. Ludw. Karl, Erbprinz, geb. 17. März 1786.

Kinder zweiter Ehe.

1. Georg Leopold, geb. 11. Apr. 1793.
2. Eleonore Luise Wilhelmine, geb. 6 Dec. 1794.
3. Johanne Wilhelmine Auguste, geb. 5 Aug. 1796.
4. Auguste Luise, geb. 29 Jan. 1798
5. Sophie Franziske Auguste, geb. 1 Nov. 1759.

Geschwister.

1. Georg Adam Franz, geb. 26. May. 1766. K. K. Obristl.

2. Wilhelm Florentin Friedrich, geb. 28. Sept. 1769, Domic. zu Cöln.

3. Ludwig Otto Oswald, geb. 12. Jul. 1772, Königl. Sard. Hauptmann.

Vaters Geschwister.

1. Die Gem. des Fürsten Georg Adam von Stahremberg.

2. Marie Anne, geb. 17. Febr. 1740. Wittwe s. 10. Jun. 1790 von D. Pedro, Herzog von Infantado, Alcantara und Lerma, Gr. von Span.

3. Emanuel Heinrich Nikol. Leopold, geb. 22. May 1742, K. Span. wirkl. Kämmerer.

4. Franz Jos. Joh. Andreas, geb. 30. Nov. 1743.

5. Wilh. Florent. Joseph, geb. 10. May 1745. Erzbischof zu Prag seit Apr. 1793.

Des ältern Vaterbruders, des vorigen Fürsten Ludwig Otto Karl, Wittwe.

Marie Anne Felicitas, Gräf. v. Horion, geb. 12. May 1745. Wittwe seit 29. Jul. 1778.

Des Vaterbruders, Fürst Karl Alexander Ernst, Wittwe.

Marie Johanne Katharine Charlotte, Freyin von Leers zu Leersbach, geb. 10. Apr. 1753. Wittwe seit 1. Febr. 1796. Davon Franz Ludw. geb. 1. Aug. 1773. K. K. Obristl.

Salm-Kyrburg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Friedrich IV. Ernst Otto Philipp, geb. 14. Dec. 1789, succ. seinem Vater Friedrich III. 23. Jul. 1794. R. Fürst von Hornes, R. Erb-Oberjägerm. im Burg. Kreise.

Vaters Geschwister.

1. Auguste Frieder. Wilhelmine, geb. 13. Sept. 1747, verm. 29. Oct. 1764 mit Aeneas Emanuel Ferdinand, Herz. v. Croy, Pr. von Soire.

2. Die reg. Fürstin zu Hohenzollern-Siegmaringen.

3. Moriz Gustav Adolph, des Oberrh. Kreises Hauptmann, geb. 27. Sept. 1761, verm. 1. Apr. 1782 mit Christiane Marie Luise, Tochter des Gr. Friedrich Karl von Wartemberg, geb. 5. Aug. 1758.

Salm-Reiferscheid.

Katholischer Religion.

Fürst.

Karl Joseph, geb. 3. Apr. 1750, succ. s. Vater Anton 5. Apr. 1769, Wittw. s. 1. Oct. 1791 von Pauline, Tocht. des F. Karl von Auersperg, verm. zum 2tenm. 1. May 1792 mit

Marie Antonie, Tochter des Fürsten Wenzel von Paar, geb. 5. Dec. 1768.

Sohn.

Franz Joseph, Erbpr. geb. 1. Apr. 1776.

Mutter.

Raphaele, Tochter des Gr. Karl Ludw. von Hoggendorf, geb. 25. May 1726, Wittwe s. 5. Apr. 1769.

Geschwister.

1. Franz Xaver, geb. 1. Febr. 1749, F. Bisch. zu Gurk, auch Domherr zu Salzburg und Ollmütz.

2. Marie Therese, Wittwe seit 1800 von Friedrich Graf von Kagenegg.

Salzburg.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Hieronymus Joseph Franz, Gr. v. Colloredo, Walsee und Wells, geb. 31. May 1732, erw. 14. März 1772, Bisch. zu Passau und Ollmütz, Fürstbisch. zu Gurk.

Sardinien und Savoyen.

Katholischer Religion.

König.

Karl Emanuel IV, geb. 24. May 1751, succ. 16. Oct. 1796 seinem Vater Vict. Amad. III, verm. 6. Sept. 1775 mit

Marie Adelheid Clotilde Xaverie, Tochter des Dauphin Ludw. v. Frankreich, geb. 22. Sept. 1759.

Geschwister.

1. Die Gem. des Gr. v. Provence. s. Bourbon.

2. Die Gem. des Gr. v. Artois. s. Bourbon.

3. Die Herz. v. Chablais. s. Oncle.

4. Victor Emanuel Cajetan, Herz. von Aosta, geb. 24 Jul. 1759, verm. 23. Apr. 1789 mit

Marie Therese Josephe Johanne, Tochter des Erzherz. Ferdinand von Oesterreich, geb. 1. Nov. 1773. Davon:

1. Marie Beatrix geb. 7. Dec. 1792.
2. Karl Emanuel Victor Amadeus, geb. 2. Nov. 1796.

5. Karl Felix Jos. Maria, Herz. v. Genevois, geb. 6. Apr. 1765.

6. Joseph Benedikt Maria Placidus, Graf von Maurienne, geb. 5 Oct. 1766.

Oncle.

Benedikt Moriz Maria, Herz. von Chablais, geb. 21. Jun. 1741, verm. 19. März 1775 mit

Marie Anne Karoline Gabriele, geb. 17. Dec. 1757, Tocht. des K. von Sardinien.

Savoyen-Carignan.

Katholischer Religion.

Fürst.

Karl Emanuel Ferdinand, geb. 24. Oct. 1770, succ. s. Vater Vict. Ludw. 20. Sept. 1780, K. Sard. Gen. Lieut. seit Dec. 1793. verm. 27. Oct. 1797 mit

Marie Christine Albertine, Tochter des Pr. Karl Christian von Sachsen, Herz. von Curland, geb. 7. Dec. 1779.

Sohn.

Karl, geb. den 1. Oct. 1798.

Vaters Geschwister.

1. Leopoldine Marie, geb. 21. Dec. 1744. verm. 6. May 1767 mit Joh. Andr. Fürst von Doria-Landi, Pamfili und Melfi, geb. im März 1753.

2. Die verwittw. Fürstin von Lobkowitz.

3. Kathar. Marie Luise Franziske, geb. 14. Apr. 1762, verm. im Nov. 1780 mit Philipp Joseph Franz, Fürsten von Colonna-Palliano.

Sayn-Wittgenstein-Berleburg.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Friedr. Albr. Ludw. Ferdin., geb. 12. May 1777, succ. s. Vater Christian Friedr. den 4. Oct 1800, K. K. Fähndrich.

Geschwister.

1. Franz Aug. Wilhelm, geb. 11. Aug. 1778, Hessen-Cass. Lieut. der Infant.

2. Hedw. Georg Ludw. geb. 17. Sept. 1780, K. Pr. Lieut.
3. Karl Ludw. Alexander, geb. 7. Nov. 1781.
4. Karol. Frieder. Jakobine Luise, geb. 1. Febr. 1785.
5. Johann Ludw. Karl, geb. 29. Jul. 1786.
6. August Ludw. geb. 6. März 1788, Hessen-Cass. Lieut.
7. Christian Friedrich, geb. 22. Apr. 1789.

Mutter.

Charlotte Friederike Franziske, Tochter des Gr. Christian Johann von Leiningen-Westerburg-Grünstadt, geb. 19. Aug. 1759 Wittwe s. 4. Oct. 1800.

Vater Schwestern.

1. Die reg. Fürstin von Neuwied.
2. Sophie Amalie, geb. 20. Jul. 1758.

Schönburg-Stein-Waldenburg.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Otto Victor, geb. 1. März 1785, succ. s. Vater Otto Karl, 29. Jan. 1800.

Geschwister.

1. Karol. Alex., geb. 4. Oct. 1780. verm. 4. Jul. 1799 mit Heinrich, Erbgr. von Stollberg-Wernigerode.
2. Victorie Albertine, geb. 9. August 1782.
3. Juliane Ernestine, geb. 26. Sept. 1783.
4. Friedrich Alfred, geb. 24. April 1786.
5. Heinrich Eduard, geb. 11. Oct. 1787.
6. Marie Clementine, geb. 9 März 1789.
7. Otto Hermann, geb. 18. März 1791.

Mutter.

Henriette Eleonore Elisabeth, Tocht. des Gr. Heinr. XXIII. von Reuss Plauen-Cösteritz, geb. 28. März 1755. Wittwe seit 29. Jan. 1800.

Schwarzburg-Sondershausen.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Günther Friedr. Karl, geb. 5. Dec. 1760, succ. seinem Vater Christian Günther 14. Oct. 1794, verm. 23. Jun. 1799 mit Wilhelmine Friederike Karoline, geb. 21. Jan. 1774. Tochter des Prinzen Karl von Schwarzburg-Rudolstadt.

Tochter.

Emilie Friederike Karoline, geb. 23. April 1800.

Geschwister.

1. Günther Albrecht August, geb. 6. Sept. 1767.
2. Karoline Auguste Albertine, Kanonissin zu Herforden, geb. 19. Febr. 1769.
3. Albertine Wilhelmine Amalie, geb. 5. Apr. 1771, verm. 18. März 1795 mit Friedrich Ferdinand August, Herzog von Würtemberg.
4. Johann Karl Günther, geb. 24. Jun. 1772, Churbraunschw. Obrist.

Vaterbruder.

August, geb. 8. Dec. 1738, verm. 27. April 1762 mit Christine Elisabeth Albertine, Tochter des F. Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg, geb. 14. Nov. 1746. Davon:

1. Die Gem. des Pr. Georg von Waldeck.
2. Wilhelm Ludwig Günther, geb. 16. Jul. 1770, K. K. Obristlieutenant.
3. Friederike Albertine, geb. 4. Oct. 1774, verm. 1. Jun. 1796 mit dem reg. Grafen von Sayn-Witgenstein.

Tochter des Pr. Friedr. Christ. von Sondershausen und der Pr. Frieder. Charl. Albertine, Schwester des reg. Fürsten.

Güntherine Friederike Charlotte Albertine, geb. den 24. Juli 1792.

Schwarzburg-Rudolstadt.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Ludwig Friedrich, geb. 9. Aug. 1767, succ. s. Vater Friedr. Karl 13. April 1793, verm. 21. Juli 1791 mit
Karoline Luise, Tochter des Landgr. Friedr. Ludw. Wilh. Christian von Hessen-Homburg, geb. 26. August 1771.

Kinder.

1. Friedrich Günther, Erbprinz, geb. 6. Nov. 1793.
2. Thekla, geb. 23. Februar 1795.
3. Albert, geb. 30. April 1798.
4. Bernhard,
5. Rudolph, } Zwillinge, geb. im Juli 1801.

Geschwister.

1. Karl Günther, geb. 23. August 1771, verm. 19. Jun. 1793 mit
Luise Ulrike, Tochter des Landgr. Friedrich Ludwig zu Hessen-Homburg, geb. 26. Oct. 1772. Davon:
Ludwig Heinrich Theodor, geb. 9. May 1800.
2. Die Gemahl. des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.
3. Die Gem. des Prinzen Ernst Konstantin von Hessen-Philippsthal.

Stiefmutter.

Auguste Luise, Tochter des Prinzen August zu Sachsen-Gotha, geb. 30 Nov. 1752, Wittwe s. 13. April 1793.

Schwarzenberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Joseph Johann Nepom. Anton Karl, geb. 27. Juni 1769, succ. s. Vater Johann Nepom. 5. Nov. 1789, des schwäbischen Kreises Oberst, verm. 25. May 1794 mit
Pauline Charlotte Iris, Tochter des Herzogs Ludwig Engelbrecht zu Aremberg-Arschott, geb. 2. Sept. 1774

Kinder.

1. Johann Adolph, Erbprinz, geb. 22. May 1799.
2. Marie Eleonore Philippine, geb. 21. Sept. 1796.
3. Marie Pauline Therese, geb 20. März 1798.

Geschwister.

1. Karl Phil. Nepom. geb. 13. Apr. 1771, des schwäb. Kreises Hauptmann, K. K. General-Feldmarschall-Lieutnant und wirkl. Kämmerer, verm. 24. Januar 1799 mit
Marie Anne, Tochter des Grafen Otto von Hohenfeld, geb. 20. März 1767. Davon:
Friedrich Karl, geb. 30. Sept. 1799.
2. Ernst Joseph Johann Nepom. geb. 29. May 1773, Domicell. zu Cöln und Lüttich.
3. Die Gem. des Fürsten Franz Josias von Lobkowitz.
4. Marie Therese Eleonore, geb. 14. Oct. 1780.
5. Eleonore Sophie Therese, geb. 11. Juli 1783.

Tanten.

1. Marie Anne Josephe Antonie Therese, geb. 6. Jan. 1744, Wittwe

Wittwe s. 4. Oct. 1780 von Graf Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf.

2. Marie Ernestine, geb. 18. Oct. 1742, verm. 25. Jun. 1773 mit Grafen Franz von Auersperg.

Schweden.

Lutherischer Religion.

König.

Gustav IV. Adolph, geb. 1. Nov. 1778, succ. s. Vater Gustav III. 29. März 1792. verm. 31. Oct. 1797 mit
Friederike Dorothea Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, geb. 12. März 1781.

Kinder.

1. Gustav, Kronprinz, geb. 9. Nov. 1799.
2. Sophie Wilhelmine, geb. 21. May 1801.

Mutter.

Sophie Magdalene, Tochter K. Friedrichs V. von Dänem., geb. 3. Juli 1746, Wittwe s. 29. März 1792.

Onkels.

1. Karl, Herz. von Südermannland, Grofsadm. von Schwed., geb. 7. Oct. 1748, verm. 7 Juli 1774 mit
Hedwig Elisabeth Charlotte, Tochter des Herz. Friedrich August zu Holstein-Oldenburg, geb. 22. März 1759.

2. Friedrich Adolph, geb. 18. Juli 1750, Herzog von Ostgothland, Gen. Feldmarschall.

Tante.

Sophie Albertine. S. Quedlinburg.

Sicilien und Neapolis.

Katholischer Religion.

König.

Ferdinand IV. (Anton Paschalis Joh. Nepom. Seraph. Jan. Bened.) von Bourbon, Bruder des K. von Spanien, Infant, geb. 11. Jan. 1751, zum König prokl. 5. Oct. 1759, verm. 12. May 1768 mit
Marie Karoline Ludovike Josephe, Tochter des Kaysers Franz I., geb. 13. August 1752.

Kinder.

1. Franz Januar Joseph, geb. 19. August 1777, Prinz von Kalabrien, Infant von Spanien, verm. 25. Juni 1797 mit

Schwester.

Marie Josephe, geb. 16. Juli 1744.

Bruderssohn.

Peter Karl, geb. 18. Juni 1786, des den 23. Nov. 1788, verstorbenen Infanten Don Gabriel, und Marie Annen, Tochter Peter III., Königs von Portugal, Sohn.

Speyer.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Philipp Franz, Graf von Walderndorf, Domprobst zu Trier, geb. 2. Mai 1759, gewählt 16. August 1797.

Stahremberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Georg Adam, geb. 10. August 1724, K. K. wirklicher Geh. Rath, erster Oberhofmeister und Konferenzminister, Wittwer s. 12. Oct. 1769 von Marie Therese, Tochter des verstorbnen Grafen Ottocar von Stahremberg, verm. zum 2tenmal 1. Juni 1761 mit

Marie Franziske Josephe, Tochter des Fürsten Nikolaus von Salm-Salm, geb 28. Oct. 1731.

Sohn.

Ludwig Joseph Maria, Erbfolger, K. K. wirklicher Kämmerer, geb. 12. März 1762, verm. 21. Sept. 1781 mit

Marie Luise, Tochter des Herzogs Karl von Aremberg-Arschott, geb. 29. Januar 1764. Davon:

1. Marie Ernestine, geb. 8. Oct. 1783.
2. Georg Adam, geb. 1. August 1785.
3. Franziske Anne, geb. 1. Januar 1787.
4. Leopoldine, geb. 29. Dec. 1794.

Stollberg-Gedern.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Karl Heinrich, geb. 24. Oct. 1761, succ. 28. Sept. 1767, s. Grosvater Friedrich Karl.

Schwester.

Die Gem. des Herzogs Friedrich Eugen zu Würtemberg.

Vaterbruders; des den 5. Dec. 1757 verstorb.
Prinzen Gustav Adolph, Wittwe.

Elisabeth Philippine Klaudie, Tochter des Fürsten Maxim. Emanuel von Hornes, geb. 10. May 1733. Davon:

1. Luise Maximiliane Karoline Emanuele, geb. 20. Sept. 1752, von dem d. 31. Januar 1788 verstorb. Prinzen Stuart, Karl Eduard, Graf von Albany, Prätendenten von Grofsbrit. geschieden im April 1780.
2. Karoline Auguste, geb. 10. Febr. 1755, Wittwe d. Markis von Jamaica, Karl Bernhard Herz. von Berwik s. 7. Sept. 1787.
3. Franziske Klaudie, geb. 27. Juni 1756, verm. 6. Nov. 1774 mit Nikol., Graf von Arberg und Valengin, K. K. G. Feldm. L.
4. Therese Gustavine, geb. 27. August 1757.

Thurn und Taxis.

Kathol. Religion.

Fürst.

Karl Anselm, geb. 2. Juni 1733, R. Erb-Gen. Postmeister, succ. s. Vater 17. März 1773, Wittwer s. 4. Juni 1787 von Elisabeth Marie Luise, Tochter Herz. Karl Alex. von Würtemb.

Kinder.

1. Karl Alexander Joseph, Erbprinz, s. 1797 Princ. Kommis. zu Regensb. geb. 22 Febr. 1770, verm. 25. May 1789 mit
Therese, Mathilde Amalie, Tochter des Herz. Karl Ludwig Friedrich von Mecklenb. Strelitz, geb. 5. April 1773. Davon:
   1. Marie Therese, geb. 6. Juli 1794.
   2. Marie Sophie Dorothea Karoline, geb. 4. März 1800.
2. Friedrich Johann Nepom. Hieronimus Anton, geb. 11. April 1772, des schwäbischen Kreises General-Major.

Halbgeschwister.

1. Marie Therese, geb. 28. Febr. 1755, verm. 10. Aug. 1780 mit Ferdinand Anton Christian, Graf von Ahlefeld.
2. Marie Anne Josephe, geb. 28. Sept. 1766.
3. Die Wittwe des F. Karl Joseph von Fürstenberg.
4. Maximilian Joseph, geb. 28 May 1769, Churpf. Gen. Major, verm. 6. Juni 1791 mit
Marie Eleonore, Tochter des F. August Anton Joseph von Lobkowitz, geb. 22. April 1770. Davon:
   1. Karl Anselm, geb. 18. Juni 1792.
   2. August Maximilian, geb. 3. April 1794.
   3. Joseph, geb. 3. Mai 1796.

Marie Klementine Josephe, Erzherzogin von Oesterreich Tochter des Kayser Leopold II. geb. 24. April 1777. Davon:

Marie Karoline Therese Luise, geb. 5. Nov. 1798.

2. Die röm. Kayserin.

3. Die Gemalin des Erz- und Grosherzogs Ferdinand, Bruders des röm. Kaisers Franz 2.

4. Marie Christine Therese, geb. 17. Januar 1779.

5. Marie Amalie, geb. 26. April 1782.

6. Marie Antonie Therese, geb. 14. Dec. 1784.

7. Leopold Joh. Jos., geb. 2. Juli 1790.

8. Marie Elisabeth, geb. 2. Dec. 1793.

Geschwister.

S. Spanien.

Solms - Braunfels.

Reformirter Religion.

Fürst.

Wilhelm Christian Karl, geb. 9. Jan 1759, K. Pr. General-Major, succ. 24. Oct. 1783. s. Vater Ferdin. Wilh. Ernst, verm. 6. Oct. 1792 mit

Franziske Auguste, Tochter des Wild - und Rheingr. Karl Ludw. von Salm - Grumbach, geb. 7. Jul. 1771. Davon:

1. Friedrich Wilhelm, Erbprinz, geb. 14. Dec. 1797.

2. Wilhelmine Karoline, geb. 20. Sept. 1793.

3. Sophie Auguste, geb. 24. Febr. 1796.

4. Karl Wilhelm Bernhard geb. 9. April 1800.

Geschwister.

1. Wilhelm Heinrich Kasimir, geb. 30. April 1765, Hessen-Casselscher Obrist.

2. Luise Karoline Sophie, geb. 7. Jul. 1766.

3. Karl August Wilhelm, geb. 9. Oct. 1768.

4. Friedrich Wilhelm, geb. 22. Oct. 1770, verm. 1798 mit Friederike Karoline Sophie Alexandrine, Tochter des reg. Herzogs von Mecklenburg - Strelitz, geb. 2. März 1778.

5. Ludwig Wilhelm Christian, geb. 26. Oct. 1771, Hessen-Casselscher Major.

Vatersbrüder ; reg. Fürsten seit 24. Febr. 1761.

1. Karl Ludwig Wilhelm, geb. 14. Jun. 1727. K. Gen-Feldm. Lieut.

2. Wilhelm Christoph, geb. 20. Jun. 1730.

3. Ludwig Rudolph Wilhelm, geb. 25. August 1735.

4. Anton Ernst Wilhelm Friedrich, geb. 3. Sept. 1739, K. Generalfeldm. Lieut.

Vaterschwestern.

1. Die reg. Fürstin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.
2. Die Wittwe des Prinzen Victor Amadeus von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.
3. Christine Charlotte Friederike, geb. 31. August 1711, Wittwe s. 1. May 1782 vom Grafen Simon August zu Lippe-Detmold.

Solms-Lich.

Reformirter Religion.

Fürst.

Karl Christian, geb. 16. April 1725, succ. s. Vater Friedrich Wilhelm 17. Jan. 1744, Wittwer s. 10. Nov. 1798 von

Sophie Charlotte, Tochter des Burggr. Alexander Aemil zu Dohna-Wartemberg in Schlobitten, geb. 17. Jan. 1740.

Kinder.

1. Georg Karl Friedr. Alex., Erbprinz, geb. 12. Nov. 1760.
2. Karl Ludw. Aug., geb. 7. Apr. 1762, K. Dän. Major.
3. Friedrich Alexander, geb. 18. Jun. 1763.
4. Sophie Charlotte, geb. 18. May 1765.
5. Marie Karoline, geb. 6. Jan. 1767.

Spanien.

Katholischer Religion.

König.

Karl IV., geb. zu Neapolis 12. Nov. 1748, succ. seinem Vater Karl III. 14. Dec. 1788, verm. 4. Sept. 1765 mit

Luise Marie Therese, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, Infanten von Spanien, geb. 9. Dec. 1751.

Kinder.

1. Ferdinand, Prinz von Asturien, geb. 14. Oct. 1784.
2. Die Prinzessin von Brasilien.
3. Die Königin von Toskana.
4. Karl Maria Isidor, geb. 29. März 1788.
5. Maria Isabelle, geb. 6. Juli 1789.
6. Franz Anton Maria, geb. 10. März 1794

Brüder.

1. Ferdinand IV., König von Neapel und Sicilien.
2. Anton Paschalis, geb. 31. Dec. 1755, Wittwer s. 27. Juni 1788 von Maria Amalie, Tochter des K. von Spanien.

Schwester.

Marie Josephe, geb. 16. Juli 1744.

Bruderssohn.

Peter Karl, geb. 18. Juni 1786, des den 23. Nov. 1788, verstorbenen Infanten Don Gabriel, und Marie Annen, Tochter Peter III., Konigs von Portugal, Sohn.

Speyer.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Philipp Franz, Graf von Walderndorf, Domprobst zu Trier, geb. 2. Mai 1729. gewählt 16. August 1797.

Stahremberg.

Katholischer Religion.

Fürst.

Georg Adam, geb. 10. August 1724, K. K. wirklicher Geh. Rath, erster Oberhofmeister und Konferenzminister, Witwer s. 12. Oct. 1769 von Marie Therese, Tochter des verstorbnen Grafen Ottocar von Stahremberg, verm. zum 2tenmal 1. Juni 1761 mit

Marie Franziske Josephe, Tochter des Fürsten Nikolaus von Salm-Salm, geb 28. Oct. 1731.

Sohn.

Ludwig Joseph Maria, Erbfolger, K. K. wirklicher Kämmerer, geb. 12. März 1762, verm. 21. Sept. 1781 mit

Marie Luise, Tochter des Herzogs Karl von Aremberg-Arschott, geb. 29. Januar 1764. Davon:

1. Marie Ernestine, geb. 8. Oct. 1783.
2. Georg Adam, geb. 1. August 1785.
3. Franziske Anne, geb. 1. Januar 1787.
4. Leopoldine, geb. 29. Dec. 1794.

Stollberg-Gedern.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Karl Heinrich, geb. 24. Oct. 1761, succ. 23. Sept. 1767, s. Grofsvater Friedrich Karl.

Schwester.

Die Gem. des Herzogs Friedrich Eugen zu Würtemberg.

Vaterbruders; des den 5. Dec. 1757 verstorb. Prinzen Gustav Adolph, Wittwe.

Elisabeth Philippine Amalie, Tochter des Fürsten Maxim. Emanuel von Hanau, geb. 10. May 1723. Davon:

1. Louise Maximiliane Caroline Emanuele, geb. 29. Sept. 1752, vermählt d. 31. Januar 1788 verstorb. Prinzen Stuart, Karl Eduard, Grafen von Albany, Prätendenten von Grosbrit. geschieden April 1789.
2. Caroline Auguste, geb. 10. Febr. 1755. Wittwe d. Markis von Jamaica, Karl Bernhard Herr. von Berwik s. 7. Sept. 1787.
3. Franziska Amalie, geb. 27. Juni 1756, verm. 4. Nov. 1777 mit Nikol., Graf von Arberg und Valengin, K. K. G. Feldm. L.
4. Therese Gustavine, geb. 27. August 1757.

Thurn und Taxis.

Kathol. Religion.

Fürst.

Karl Anselm, geb. 2. Juni 1733, R. Erb-Gen. Postmeister, succ. s. Vater 17. März 1773. Wittwer s. 4. Juni 1787 von Elisabeth Marie Luise, Tochter Herr. Karl Alex. von Wartemb.

Kinder.

1. Karl Alexander Joseph, Erbprinz, s. 1797 Princ. Kommis. zu Regensb. geb. 22 Febr. 1770, verm. 25. May 1789 mit Therese, Mathilde Amalie, Tochter des Herz. Karl Ludwig Friedrich von Mecklenb. Strelitz, geb. 5. April 1773. Davon:
   1. Marie Therese, geb. 6. Juli 1794.
   2. Marie Sophie Dorothea Karoline, geb. 4. März 1800.
2. Friedrich Johann Nepom. Hieronimus Anton, geb. 11. April 1772, des schwäbischen Kreises General-Major.

Halbgeschwister.

1. Marie Therese, geb. 28. Febr. 1755, verm. 10. Aug. 1778 mit Ferdinand Anton Christian, Graf von Ahlefeld.
2. Marie Anne Josephe, geb. 28. Sept. 1766.
3. Die Wittwe des F. Karl Joseph von Fürstenberg.
4. Maximilian Joseph, geb. 28 May 1769, Churpf. Gen. Major, verm. 6. Juni 1791 mit
Marie Eleonore, Tochter des F. August Anton Joseph von Lobkowitz, geb. 22. April 1770. Davon:
   1. Karl Anselm, geb. 18. Juni 1792.
   2. August Maximilian, geb. 3. April 1794.
   3. Joseph, geb. 3. Mai 1795.

4. Karl Theodor, geb. 18. Juli 1797.
5. Friedrich Hannibal, geb. 3. Sept. 1799.

Toskana.

Katholischer Religion.

König.

Ludwig I. geb. 5. Jul. 1773. verm. 28. Aug. 1795 mit Marie Luise Josephe, Infantin von Spanien, geb. 6. Jul. 1782.

Der Kronprinz, geb. 23. Dec. 1759.

Trient.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Emanuel, Graf von Thun und Hohenstein, Chorherr zu Salzburg, geb. 28 März 1763., erw. 8. April 1800.

Trier.

Katholischer Religion.

Erzb. u. Churf.

Klemens Wenzel, K. Prinz von Polen und Littauen, Herzog zu Sachsen, geb. 28. Sept. 1739, Koadj. zu Augsb. 5. Nov. 1764, Erzb. zu Trier 10. Febr. 1768, Bischof zu Augsburg 20. August 1768, gef. Probst zu Ellwangen 15. Febr. 1787.

Türkischer Kayser.

Mahomedanischer Religion.

Selim III. (Gihandari), geb. 24. Dec. 1761. succ. 7. April 1789 s. Vaterbruder Abdul-Hamid, mit dem Säbel Mahomets feyerlich umgürtet 13. desselben Monats und Jahres.

Bruder.

Beg-Schach, geb. 12. Januar 1766.

Vaterbruders, Kaysers Abdul-Hamid Kinder

1. Hesma, Sultanin, geb. 2. August 1778, verm. 20. Dec. 1792 mit N. Kapitain Pacha.
2. Mahmud, geb. 20. Juli 1785.
3. Satiha, Sultanin, geb. 28 Oct. 1795.

4. Roxelane, Sultanin, geb. 5. Januar 1788.
5. Heilberrullah, Sultanin, geb. 5 März 1789.

Ungarn, s. Österreich.

Ursini (Orsini), s. Rosenberg.

Waldeck.

Lutherischer Religion.

Fürst.

Friedrich Karl August, geb. 25 Oct. 1743, succ. s. Vater Karl August Friedrich, 29. August 1763.

Mutter.

Christiane, Tochter des Pfalzgr. Christ. III. v. Zweybr. geb. 16. Nov. 1725.

Geschwister.

1, Georg, geb. 6. May 1747, K. K. Gen. Major verm. 12. Sept. 1784 mit
Albert. Charl. Aug., Tochter des Pr August von Schwarzburg - Sondershausen, geb. 1. Febr. 1768. Davon:
1. Christiane Auguste, geb. 23. August 1787.
2. Georg Friedrich Heinrich, geb. 20. Sept. 1789.
3. Friedrich Ludwig Hubert, geb. 2. Nov. 1790.
4. Johann Ludwig, geb. 24. Sept. 1794.
5. Ida Karoline, geb. 25 Sept. 1795.
6. Wolrad Karl, geb. 23. April 1798.

2. Die Gem. d. Pr. Friedr. August von Nassau - Uingen.

Wied.

Reformirter Religion.

1. *Wied - Runkel - Isenburg - Kriechingen.*

Fürst.

Karl Ludw. Friedr. Alex., geb. 29. Sept 1763, succ. s. Vater Christ. Ludw. 31. Oct. 1791, Erbmarsch. des Herz. Luxemburg, verm. 4. Sept. 1787 mit
Karoline Luise, Tochter des Fürsten Karl zu Nassau - Weilburg, geb, 14. Febr. 1770.

Geschwister.

1. Friedr. Ludwig, geb. 29. Januar 1770, K. K. Major.
2. Christian Friedrich Ludwig, geb. 9. Oct. 1773.

Mutter.

Charlotte Sophie Auguste, Tochter des Grafen Alex. Ludw. zu Sayn u. Witgenst., geb. 14. Juli 1741, Wittwe s. 31 Oct. 1791.

2. *Neu-Wied.*

Fürst.

Friedr. Karl, geb. 25. Dec. 1741, succ. s. Vater Joh. Friedr. Alexander 7. Aug. 1791, verm. 26. Januar 1765. mit

Marie Luise, Wilh., Tochter des Grafen Ludwig Ferdin. zu Sayn-Witgenstein-Berleburg, geb. 12. May 1747.

Kinder.

1. Johann August Karl, Erbprinz, geb. 26. May 1779, K. Preufs. Hauptmann.
2. Marie Karoline Christiane, geb. 1. März 1772.
3. Philippine Luise Charlotte, geb. 21. März 1773.
4. Maximilian Alexander, geb. 23. Sept. 1782, Hessen-Casselscher Lieutenant.
5. Heinrich Victor, geb. 7. November 1783.
6. Karl Aemil Friedrich Heinrich, geb. 20. August 1785.

Worms, s. Maynz.

Würtemberg-Stuttgardt.

Lutherischer Religion.

Herzog.

Friedrich Wilhelm Karl, geb. 7. Nov. 1754, succ. s. Vater Friedrich Eugen 23. Dec. 1797, Witwer seit 27. Sept. 1788 von Auguste Karoline Friederike Luise, Tochter Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, verm. zum zweitenmal 18. May 1797 mit

Charlotte Auguste Mathilde, Kronprinzessin von Grofsbritannien, geb. 29. Sept. 1766.

Kinder erster Ehe.

1. Friedrich Wilhelm Karl, Erbprinz, geb. 27 Sept. 1781.
2. Friederike Katharine Sophie Dorothea, geb. 25. Febr. 1783.
3. Paul Karl Friedrich August, geb. 19. Januar 1785.

Geschwister.

1. Ludwig Friedrich Alexander, geb. 30. August 1759. K. Rufs. General auch Würtembergischer General-Major, geschieden

schieden von Marie Anne, Tochter des Fürsten Adam Czartorisky, geb. 25. März 1768. verm. zum zweitenmale 28. Januar 1797 mit

Henriette, Schwester des regierenden Fürsten von Nassau-Weilburg, geb. 22. April 1780. Davon:

1. Therese Amalie, geb. 17. Juni 1799.
2. Ein Prinz, geb. 24. Oct. 1800.

Sohn erster Ehe.

Adam Karl Wilhelm, geb. 16. Januar 1792.

2. Eugen Friedrich Heinrich, geb. 21. Nov. 1758, K. Pr. General der Kavallerie und Chef eines Husaren-Regiments, verm. 21. Januar 1787 mit

Luise, Tochter des Fürsten Christian Karl von Stollberg-Gedern, und Witwe des Herzogs August Friedrich Karl von Sachsen-Meiningen, geb. 13. Oct. 1764. Davon:

1. Friedrich Eugen Paul, geb. 8. Januar 1788.
2. Friederike Sophie Luise, geb. 2. Juni 1789.
3. Friedrich Paul Wilhelm, geb. 25. Juni 1797.

3. Die verwittwete Kayserin von Rußland.

4. Wilhelm Friedrich Philipp, geb. 27. Dec. 1761. K. Dänischer Generallieutenant und Kommandeur der Leibgarde, verm. 28. August 1800 mit der Reichsgräfin Rhodis von Thundersfeld.

5. Ferdinand Friedrich August, geb. 22. Oct. 1763. K. K. Generalfeldmarschall-Lieut. verm. 18. März 1795 mit Albertine Wilhelmine, Tochter des Fürsten Christian Günther von Schwarzburg-Sondershausen.

6. Alexander Friedrich Karl, K. K. Generalfeldm. Lieut. geb. 24. April 1771, verm. 17. Nov. 1798 mit

Antonie Ernestine Amalie, des Herzogs von Sachsen-Coburg-Saalfeld Tochter, geb. 28. August 1779. Davon:

1. Eine Tochter, geb 17. Sept 1799.
2. Ein Sohn, geb. 24. Oct. 1800.

7. Heinrich Friedrich Karl, geb. 3. Juli 1772, verm. mit . . . . 1798. Davon:

Luise Josephe Henriette, geb. 4. Oct. 1799.

Des d. 20. May 1795 verstorb. Herzogs, Ludwig Eugen, Wittwe.

Sophie Albertine, Tochter des Gr. Gottfried Dietrich von Reichlingen, geb. 15. Dec. 1728, verm. 10. August 1762.

Tochter.

1. Die regierende Fürstin von Oettingen-Wallerstein.

2. Henriette Charlotte Friederike, geb. 11. März 1767, verm. 5. Juli 1796 mit Karl Joseph Ernst Fr. von Hohenlohe-Bartenstein.

Des d. 23. Oct. 1793 verstorb. Herzogs Karl Eugen, Wittwe.

Franziske Therese von Bernedin, Reichsgräfin von Hohenheim, geb. 10. Jan. 1748, lutherischer Religion, verm. 2. Febr. 1789, res. als Wittwe zu Kirchheim unter Teck.

Würzburg.

Katholischer Religion.

Fürstbischof.

Georg Karl Ignaz, Freiherr von Fechenbach, geb. 20. Febr. 1749, erw. 12. März 1795. Coadjutor des Bischofs von Bamberg s. April 1800.

Zweybrück, s. Pfalz.

Nachlese

zu

Friedrich von Schiller's

sämmtlichen Werken.

Besorgt

von

Dr. Heinrich Doering.

Zeitz.
Bei Immanuel Webel.

1835.

10.

ROLN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Vorwort.

Die zahlreichen Freunde und Verehrer des unvergeßlichen Schiller erhalten hier die erste möglichst vollständige Nachlese zu seinen sämmtlichen Werken. Eine Brochüre, welche unter diesem Titel zu Tübingen und Wien im Jahre 1810 erschien, verdient kaum diesen Namen, da sie nur 82 Octavseiten und mehreres in Schiller's Werken bereits Gedruckte enthält. Auch die kleine Schrift, welche neuerlich J. L. Greiner dem Andenken Schiller's gewidmet hat (Grätz 1829), ist fast nur als Sammlung der verschiedenen Todtenfeiern und Mänien zu betrachten, durch welche man den Dichter zu ehren suchte. Der übrige Inhalt jener Schrift ist dürftig und nicht frei von Irrthümern. Mit Ausnahme des von Balthasar Haug herausgegebenen Schwäbischen Magazins, findet sich von Benutzung älterer Journale oder anderweitiger Schriften fast keine Spur. Schwerlich scheint Herrn Greiner unter andern die Anthologie auf das Jahr 1782, welche Schiller mit Ständlin herausgab, zu Gesichte gekommen zu seyn, sonst würde er sich nicht mit einem dürftigen Verzeichnisse der darin enthaltenen Gedichte begnügt haben, welches er überdies aus meinem Leben Schiller's (Weimar 1824. S. 64 u. f.) wörtlich, und gleichwohl falsch abgeschrieben hat. Kaum konnte dies übrigens von einem Scribenten befremden, der, wie Meusel im gelehrten Deutschland (Bd. 22. Abth. 1. S. 655) sehr richtig bemerkt, in seiner Schrift: Schiller's Leben und Wirken (Grätz 1826) eine fast wörtliche Compilation meiner Biographie des Dichters geliefert hat. — Möchte das vorliegende Werk nicht ein ähnliches Schicksal haben!

Nicht ohne Mühe ist es mir gelungen, besonders aus älteren Journalen, dem Schwäbischen Magazin, dem Würtembergischen Repertorium der Literatur, dem Deutschen Museum, der Thalia und Neuen Thalia, der Horen u. a. Zeitschriften, die dort zerstreuten Aufsätze und Gedichte zu sammeln, die entweder

Schiller's Strenge von seinen Werken ausschloß, oder die darin nach den Ansichten des Herausgebers (des verstorbenen Oberappellationsraths Körner) keine Stelle finden durften.

Außer den frühesten Jugendgedichten Schiller's und einigen andern, aus verschiedenen Perioden seines Lebens herrührenden Poesien, welche in der Sammlung der Werke gänzlich fehlen, erhält der Leser hier auch mehrere Gedichte, welche dort mit so wesentlichen Aenderungen und Abkürzungen gedruckt worden sind, daß sie ihren individuellen Character fast ganz verloren haben, wie dies besonders bei dem Gedicht: Freigeisterei der Leidenschaft der Fall ist. Ungeachtet der oft zu üppigen Auswüchse einer feurigen, ungezügelten Phantasie, haben diese Gedichte einen innern poetischen Werth, in jedem Fall aber ein literärgeschichtliches Interesse.

Sorgsam hab' ich mich gehütet, in diese Nachlese zu Schiller's Werken etwas aufzunehmen, was nicht wirklich aus seiner Feder floß. Aus diesem Grunde konnten einige angeblich ungedruckte Gedichte Schiller's, welche während seines Aufenthalts in Dresden entstanden seyn sollten, und im Literärischen Conversationsblatt (1823. Nr. 151. S. 603 u. f.) mitgetheilt wurden, in dieser Nachlese keine Stelle finden. In eben jener Zeitschrift (1823. Nr. 237. S. 948) erklärte sich der im J. 1831 verstorbene Professor Messerschmidt in Altenburg für den Verfasser jener Gedichte. Das Brautlied, welches in der von D. J. A. Bergk herausgegebenen Leipziger Allgemeinen Modezeitung (1829. Nr. 29. S. 230) als eine Reliquie Schiller's mitgetheilt ward, befindet sich wörtlich in des Dichters Werken (Bd. 9. Abth. 1. S. 239 u. f.) mit der veränderten Ueberschrift: An Demoiselle Slevoigt, bei ihrer Verheirathung mit Herrn D. Sturm von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

Die Gedichte Schiller's, welche diese Nachlese enthält, sind ohne Ausnahme lyrischer Gattung. Unter seinen dramatischen Producten sind hier nur einige Scenen aus Wallensteins Tod aufgenommen worden, welche sich in keiner Ausgabe dieses Trauerspiels befinden. Kaum

könnt' ich der Versuchung widerstehen, auch mehrere, zum Theil höchst geniale Stellen aus Don Carlos hier mitzutheilen. Nicht allen Lesern dürfte es bekannt seyn, daß namentlich dies, ursprünglich nicht für die Bühne bestimmte Trauerspiel, von welchem zuerst Probescenen in der Thalia mitgetheilt wurden, dort und in der ersten Ausgabe (Leipzig 1787) ganz anders lautete als späterhin in den Werken. Gleich die erste Scene des ersten Acts ist in der Thalia (Bd. 1. Heft 1. S. 99 u. f.) wesentlich verschieden und fast um zwei Drittel länger, als in Schiller's Werken. Die einzelnen Stellen, die hier fehlen, wären aber, aus dem Zusammenhange gerissen, unverständlich geblieben, und waren mit dem Ganzen meistens zu innig verflochten, um ohne Wiederholung hier eine Stelle finden zu können. Aber eine Mittheilung des Don Carlos in seiner ursprünglichen, durch keine theatralischen Rücksichten beschränkten Form wäre, wegen der vielen Schönheiten dieses Trauerspiels, gewiß wenigstens eben so interessant, als der dreifache Abdruck des Götz von Berlichingen in Göethe's Werken, zumal da die Abänderungen dieses Schauspiels bei weitem unwesentlicher sind.

Vielleicht könnte Jemand in dieser Nachlese die Xenien vermissen. Diese Epigramme sind aber aus dem Schiller'schen Musenalmanach auf das Jahr 1797 wiederholt abgedruckt worden, noch im vorigen Jahre zu Danzig, und daher ziemlich allgemein verbreitet. In diese Nachlese würden nur die aus Schiller's Feder geflossenen Epigramme gehören. Diese aber von den Goethischen zu sondern, wäre ein sehr mißliches Unternehmen gewesen, dessen Schwierigkeiten die Verfasser der Xenien schon selbst mit den Versen bezeichnet hatten:

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen.
Sondert nun, wenn ihr könnt, o Chorizonten, auch hier.

Schlüßlich noch einige Worte über die von mir in diesem Jahre in gleichem Verlag herausgegebene Sammlung auserlesener Briefe Schiller's. Gefreut hat mich die freundliche Aufnahme, die dies Werk, mehrern Urtheilen in öffentlichen Blättern zufolge, ziemlich allgemein gefunden. Um so mehr glaub' ich den unbegründeten Tadel eines

Rezensenten in den Blättern für literarische Unterhaltung (1834. Nr. 246) zurückweisen zu müssen. »Diese Sammlung, sagt jener Critiker, sey aus allbekannten und vielgelesenen Werken zusammengestellt worden.« Immerhin! Chronologisch geordnet finden sich die Briefe in jenen verschiedenen Werken nicht, geben also keine leichte Uebersicht, kein vollständiges Bild weder von dem Lebensgange, noch von der Geistesrichtung Schiller's. Ob übrigens die Werke, aus denen jene Briefe gesammelt werden mußten, so allgemein gelesen und Jedermann zur Hand sind, möchte ich doch bezweifeln. Bei den aus ältern und neuern Zeitschriften gesammelten Briefen ist dies gewiß nicht der Fall, und schwerlich dürften sie von Jedem gleich aufzufinden seyn. Dieser Umstand thut daher dem Interesse des Buchs keinen wesentlichen Eintrag.

»Aber sorgfältiger, meint jener Critiker zweitens, hätte die Auswahl der Briefe seyn sollen.« Zu diesem Tadel veranlaßt ihn das Vermissen eines Schiller'schen Briefs an Goethe vom 2. Juli 1796. Dies Schreiben ist nicht zufälligerweise, sondern absichtlich weggelassen worden, weil es eine, zwar höchst geistreiche, aber schon in mehrern Briefen vorkommende Zergliederung der einzelnen Schönheiten des Wilhelm Meister enthält. Es fehlen auch noch andere Briefe Schiller's. Eine Auswahl ist bekanntlich keine vollständige Sammlung.

Glaubt übrigens dieser unberufene Critiker durch seine hämischen Aeußerungen dem Absatz des Buchs zu schaden, so irrt er ganz und gar. Seinem unbegründeten Tadel zum Trotz, wird die sorgfältige Auswahl des Bessern jener Sammlung zahlreiche Leser und Käufer zuführen, denen es schwerlich Jemand verargen kann, wenn sie Bedenken tragen, sich mit bedeutenderm Geldaufwande in den Besitz desjenigen zu setzen, was sie hier, mit Weglassung alles minder Interessanten und sehr Entbehrlichen, zu einem mäßigen Preise erhalten.

Ich schließe übrigens dies Vorwort mit dem Wunsche, daß diese Nachlese zu Schiller's Werken von seinen zahlreichen Verehrern freundlich aufgenommen werden möge.

Jena, im September 1834.

Dr. Heinrich Doering.

Inhalt.

I. Aufsätze in Prosa.

	Seite
1) Morgengedanken am Sonntage. 1777.	3
2) Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. 1780.	6
3) Selbstkritik der Räuber. 1782.	46
4) Zueignung der Anthologie auf das Jahr 1782.	64
5) Vorrede zur Anthologie auf das Jahr 1782.	66
6) Ankündigung der Mannheimer Dramaturgie. 1784.	68
7) Ankündigung der Rheinischen Thalia. 1784.	70
8) Zueignung der Rheinischen Thalia. 1785.	77
9) Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? 1785.	78
10) Merkwürdiges Beispiel von einer weiblichen Rache. Nach Diderot. 1785.	82
11) Ueber Don Carlos. 1785.	120
12) Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters. 1785.	125
13) Philipp der Zweite, König von Spanien. Nach Mercier. 1786.	130
14) Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig; im Jahr 1618. 1787.	151
15) Des Grafen Lamoral von Egmont Leben. 1788.	211
16) Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoires. 1789.	228
17) Vorerinnerung zum dritten Bande der ersten Abtheilung allgemeiner historischer Memoires. 1790.	233
18) Erklärung des Herausgebers der Thalia. 1791.	237
19) Vorbericht zu den kleinern prosaischen Schriften. 1792.	239
20) Vom Erhabenen. Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen. 1793.	240
21) Ankündigung der Horen. 1794.	266
22) Vorrede zu den Horen. 1794.	270
23) Vorerinnerung zu den Gedichten. 1803.	275

4) Nachträge zu Schillers Correspondenz. Seite

a) Briefe an Petersen, Cotta und Abel in den Jahren 1781—1795. 277

b) Auszüge aus Briefen an eine junge Dichterin. 1795. 287

II. Gedichte.

1) Der Abend. 1776. 293

2) Der Eroberer. 1777. 297

3) Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere. 1780. 301

4) An die Parzen. 1781. 306

5) Vorwurf an Laura. 1781. 309

6) Hymne an den Unendlichen. 1781. 312

7) Die Pest. Eine Phantasie. 1781. 313

8) Monument des Räubers Moor. 1782. 314

9) Die schlimmen Monarchen. 1782. 316

10) Die Winternacht. 1782. 320

11) Rousseau. 1782. 322

12) Die seligen Augenblicke. An Laura. 1782. 325

13) An einen Moralisten. 1782. 327

14) Castraten und Männer. 1782. 329

15) Meine Blumen. 1782. 334

16) Das Geheimniß der Reminiscenz. An Laura. 1782. 336

17) Hochzeitgedicht auf die Verbindung von Henriette ***. 1783. . 342

18) Inschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters. 1786. 347

19) Freigeisterei der Leidenschaft. 1786. 349

20) Der Gräfin v. K... geb. v. A... 1787. 353

21) In das Tagebuch der Schwarzburg. 1788. 355

22) Der Dichter. 1790. 355

23) Stammbuchblatt für August v. Goethe. 1795. 356

24) Am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach. 1796. . . . 357

25) Wallenstein und Seni. Ein Fragment. 1796. 359

26) Monolog Butler's am Schlusse des dritten Acts von Wallensteins Tod. 1796. 362

27) Trost am Grabe. An eine Freundin. 1801. 364

28) Kampf und Ergebung. 1802. 367

I.

Aufsätze in Prosa.

Morgengedanken am Sonntage *).

1777.

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! Zu dir blick' ich mit dem erſten Morgenſtrahle empor, und bete dich an. Du erforſcheſt mich, Gott! Du ſiehſt jedes Zittern des betenden Herzens von fern; ach! ſo kennſt du auch dies heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängſtigte ſich mein Herz, Gott! du weißt's, und rang nach himmliſcher Erleuchtung von dir. O! da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von dir in die umnachtete Seele; ich ſah den ſchrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich ſchon ſchwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich ſo wohlthätig zurückzog. Sey noch ferner bei mir, mein Gott und Vater! denn die Tage ſind da, wo die Thoren auftreten und ſprechen in ihrem Herzen: es iſt kein Gott! — Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten raſ't, und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet. Da ſteh' ich, und ſchwanke oft im Sturme, und,

---

*) S. (Balthaſar Haug's) Schwäbiſches Magazin 1777. St. 2. S. 129 u. f. Unter dieſem, mit Sch. unterzeichnetem Aufſatz befindet ſich die nachfolgende Note: „Man wird dieſem Gebet wohl anſehen, daß der Verfaſſer ein Dichter iſt; man wird aber auch ſehen, wie ſchön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernſt iſt. Verſchiedene Schickſale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn ſo geläutert, daß er nicht nur ſeinen Zuſtand fühlte, ſondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entſchluſſe für die Wahrheit. In einer ſolchen Stunde hat er dies Gebet geſchrieben, eine Frucht ſeiner beſſern Empfindungen und Ueberzeugungen; es iſt nur der Anfang von mehrern, die folgen ſollten; er iſt aber an der Fortſetzung durch ein beſonderes Schickſal gehindert worden."

ach! das ſchwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhielteſt, mächtiger Erhalter deiner Geſchöpfe, Vater derer, die dich ſuchen. —

Was bin ich ohne Wahrheit, ohne dieſe Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüſte irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führſt uns ſicher durch's Leben, trägſt uns die Fackel vor im finſtern Thale des Todes, und bringſt uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen biſt.

Ach, mein Gott! ſo erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebſten beſucht. Die Sonne ſpiegelt ſich nicht in der ſtürmiſchen See, aber aus der ruhigen, ſpiegelhellen Fluth ſtrahlt ſie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dies Herz, daß es fähig ſey, dich, o Gott! und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen; denn nur dies iſt Wahrheit, die das Herz ſtärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum; hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles. Sollt' ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit iſt, vor dir, mein Gott! dieſes Kleinod, dieſen himmelerhebenden Blick rauben laſſen? Nein! wer die Wahrheit haßt, ſey mein Feind; und wer ſie mit einfältigem Herzen ſucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

Die Glocke ſchallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befeſtigen, mich in der Wahrheit ſtark zu machen, und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O ſo leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich ſtark genug ſey, ſie auch den Meinen zu verkündigen; dann ſind ſie glücklich. Wiſſen ſie doch, daß du ihr Gott und Vater biſt, daß du ſandteſt Jeſum, deinen Sohn und den Geiſt, daß er die Wahrheit bezeugen ſoll. Haben ſie doch für jeden Kummer dieſes Lebens Stärkung, und für die Leiden des Todes den ſeligen Troſt einer frohen Ewigkeit.

Nun, mein Gott! du magſt mir Alles nehmen — jedes herzfeſſelnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude — laß mir nur die Wahrheit, ſo hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich dich bitten, Allgütiger! darf ich dich flehen mit dieſem bebenden Herzen und dieſer zitternden Thräne im Auge, ſo erbarme dich auch der Irrenden. Sind ſie doch unter allen Elenden der Erde deiner Hülfe am bedürftigſten! Sie können ſich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht iſt ihre Seele, und voll bittern Kampfs ihr Herz. Ach! ſo erbarme dich ihrer Angſt, laß ſie hören die Stimme der Wahrheit, daß ſie ſtehen, zittern und umlenken, und ihrem himmliſchen Rufe folgen. Bring' uns alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unſre Herzen quält, ſondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umſtrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du biſt Gott unſer Vater, und daß Jeſus ſey der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilſt.

Beſchütz' uns Heiland, Jeſu Chriſt!
Der du zur Rechten Gottes biſt;
Sey unſer Schild und ſtarke Wehr!
Staub iſt vor dir der Spötter Heer!

Du haſt von Ewigkeit geſehn,
Wie lange noch ihr Trotz beſtehn,
Und wider dich hier ſchnauben ſoll;
Vielleicht iſt nun ihr Maaß bald voll.

Auch ſie, o Herr! haſt du verſöhnt,
Sie, deren Spott dich jetzt verhöhnt!
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernſten Reu' ihr Geiſt erwacht. Amen.

Ueber den

Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. *)

1780.

Zueignung.

An den Herzog Carl von Würtemberg.

Ich sehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunsch erfüllt, Ew. Herzogl. Durchlaucht für die höchste Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich schon acht Jahre in dieser ruhmvollen Stiftung zu genießen das Glück habe, öffentlich auf das kindlichste danken zu dürfen. Die weisesten und vortrefflichsten Anstalten, welche Höchstdieselben zur Aufklärung unsers Verstandes und zur Verfeinerung unsrer Empfindungen getroffen haben; die würdigen und einsichtsvollen Lehrer, welche Höchstdieselben mit dem durchdringenden Auge eines Menschenkenners aus der gemeinen Classe der Gelehrten herausgesucht, und zu den glücklichen Werkzeugen des großen unsterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürsten, der Seine Größe darin setzt, ein Lehrer unter seinen Schülern — ein Vater unter seinen Söhnen zu wandeln; —

---

*) Der vollständige Titel lautet: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. Herzogl. Durchlaucht während der öffentlichen academischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Candidat der Medicin in der Herzoglichen Militair-Academie. Stuttgart 1780. 4. vergl. Gothaische gel. Zeitung 1781. St. 15. Beilage. S. 124. u. f.

der Zuſammenfluß aller dieſer glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorſicht bewundere, haben den Grund zu dem Glücke meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigenen Beſtrebungen ſich mit den Abſichten des beſten Fürſten durchkreuzen.

Höchſtdieſelben haben mit eben dem tiefen Blick, mit dem Sie die Seele aller Ihrer Zöglinge durchſchauen, auch mich geprüft, und Einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterlande dereinſt als Arzt zu dienen. Ich freue mich dieſer Beſtimmung, und werde um ſo mehr alle Nerven meines Geiſtes anſtrengen, ſie zu erreichen, da Ew. Herzogl. Durchlaucht mir die günſtigſten Ausſichten dazu eröffnet haben.

Ein Arzt, deſſen Horizont ſich einzig und allein um die hiſtoriſche Kenntniß der Maſchine dreht, der die gröbern Räder des ſeelenvollſten Uhrwerks nur terminologiſch und örtlich weiſet, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun, und vom Pöbel vergöttert werden. Aber Ew. Herzogl. Durchlaucht haben die Hippokratiſche Kunſt in den höhern Rang einer philoſophiſchen Lehre erhoben. Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft ſtehen unter ſich in der vollkommenſten Harmonie. Dieſe leihet jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieſer ihr Intereſſe, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieſes Jahr mit beiden bekannter zu machen geſucht. Dieſe wenigen Blätter ſeyen die Rechtfertigung meines Unternehmens; ſie ſeyen dem Stifter meines Glücks geheiligt. Aber die Nachſicht des Vaters beſchütze dieſen ſchwachen Verſuch vor den gerechten Forderungen des Fürſten.

Tief durchdrungen von dem innigſten Dankgefühl für die gnädigſte Sorgfalt, womit Höchſtdieſelben mich ſtets vollkommener zu machen ſtreben — hoch erhoben von Eifer, dieſe Gnade verdienen zu lernen, erſterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht

Stuttgart, den 30. November 1780.

unterthänigſt gehorſamſter

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, Eleve

Inhalt.

Einleitung. §. 1.

A. Phyſiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Natur befeſtigt die Thätigkeit des Geiſtes.
Organismus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung. §. 2.
Der Körper. §. 3.
Thieriſches Leben. §. 4.
Thieriſche Empfindungen. §. 5.
Einwürfe gegen den Zuſammenhang aus der Moral. §. 6.

B. Philoſophiſcher Zuſammenhang.

a. Thieriſche Triebe wecken und entwickeln die geiſtigen.
Methode. §. 7.
Die Seele außer Verbindung mit dem Körper. §. 8.
In Verbindung. §. 9.
Dieſes erläutert:
1. Aus der Geſchichte des Individuums. §. 10.
2. Aus der Geſchichte des ganzen Geſchlechts. §. 11.

b. Thieriſche Empfindungen begleiten die geiſtigen.
Geſetz. §. 12.
Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine. §. 13.
Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine. §. 14.
Beiſpiele. §. 15.
Ausnahmen. §. 16.
Trägheit der Seele macht auch die Bewegungen der Maſchine träger. §. 17.
Zweites Geſetz. §. 18.
Die Stimmungen der Seele folgen den Stimmungen des Körpers. §. 19.
Einſchränkung des Vorigen. §. 20.
Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang. §. 21.

c. Thieriſche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſtes.
Phyſiognomik der Empfindungen. §. 22.

d. Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle der Vollkommenheit.
Scheint ſie zwar zu hindern. §. 23.
Nothwendigkeit dieſes Nachlaſſes. §. 24. 25.
Vortrefflichkeit deſſelben. §. 26.
Trennung des Zuſammenhangs. §. 27.

Ueber den

Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.

§. 1.

Einleitung.

Schon mehrere Philoſophen haben behauptet, daß der Körper gleichſam der Kerker des Geiſtes ſey, daß er ſolchen allzuſehr an das Irdiſche hefte, und ſeinen ſogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum iſt von manchem Philoſophen mehr oder weniger beſtimmt die Meinung gehegt worden, daß Wiſſenſchaft und Tugend nicht ſowohl Zweck, als Mittel zur Glückſeligkeit ſeyen, daß ſich alle Vollkommenheit des Menſchen in der Verbeſſerung ſeines Körpers verſammle.

Mich deucht, es iſt dies von beiden Theilen gleich einſeitig geſagt. Letzteres Syſtem wird beinah völlig aus unſern Moralen und Philoſophien verwieſen ſeyn, und iſt, ſcheint es mir, nicht ſelten mit allzu fanatiſchem Eifer verworfen worden. — Es iſt gewiß der Wahrheit nichts ſo gefährlich, als wenn einſeitige Meinungen einſeitige Widerleger finden. — Das erſtere iſt wohl im Ganzen am mehrſten geduldet worden, indem es am fähigſten iſt, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und ſeinen Werth an wahrhaft großen Seelen ſchon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starrſinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel's, den Gleichmuth eines Epiktet und Seneka? Aber deſſen ungeachtet iſt es doch nichts mehr, als eine ſchöne Verirrung des Verſtandes, ein wirkliches Extrem, das den einen Theil des Menſchen allzu enthuſiaſtiſch herabwürdigt, und uns in den Rang idealiſcher Weſen erheben will, ohne uns zugleich unſrer Menſchlichkeit zu entladen; ein Syſtem, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menſchen und des geſammten Geſchlechts hiſtoriſch wiſſen und philoſophiſch erklären können, ſchnurgerade zuwider-

Kluft, und ſich durchaus nicht mit der Eingeſchränktheit der menſchlichen Seele verträgt. Es iſt demnach hier, wie überall, am rathſamſten, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit deſto gewiſſer zu treffen. Da aber gewöhnlicher Weiſe mehr darin gefehlt worden iſt, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geiſteskraft, inſofern ſie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintanſetzung dieſes letztern geſchrieben hat, ſo wird ſich gegenwärtiger Verſuch mehr damit beſchäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thieriſchen Empfindungsſyſtems auf das Geiſtige in ein helleres Licht zu ſetzen. Aber darum iſt das noch gar nicht die Philoſophie des Epikur, ſo wenig es Stoicismus iſt, die Tugend für das höchſte Gut zu halten.

Ehe wir die höhern moraliſchen Zwecke, die mit Beihülfe der thieriſchen Natur erreicht werden, zu erforſchen ſuchen, müſſen wir zuerſt ihre phyſiſche Nothwendigkeit feſtſetzen, und in einigen Grundbegriffen einig werden. Darum der erſte Geſichtspunkt, aus welchem wir den Zuſammenhang der beiden Naturen betrachten.

Phyſiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Natur befeſtigt die Thätigkeit des Geiſtes.

§. 2.

Organismus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung.

Alle Anſtalten, die wir in der ſittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menſchen wahrnehmen, ſcheinen ſich zuletzt in den Elementarſatz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menſchen liegt in der Uebung ſeiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und da zwiſchen dem Maaße der Kraft und dem Zweck, auf den ſie wirkt, die genaueſte Harmonie ſeyn muß, ſo wird Vollkommenheit in der höchſtmöglichſten Thätigkeit ſeiner Kräfte und ihrer wechſelſeitigen Unterordnung beſtehen. Aber die Thätigkeit der menſchlichen Seele iſt — aus einer Noth-

wendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Thätigkeit der Materie gebunden. Die Veränderungen in der Körperwelt müſſen durch eine eigene Claſſe mittlerer organiſcher Kräfte, die Sinne, modificirt und ſo zu ſagen verfeinert werden, ehe ſie vermögend ſind, in mir eine Vorſtellung zu erwecken. So müſſen wiederum andere organiſche Kräfte, die Maſchinen der willkührlichen Bewegung, zwiſchen Seele und Welt treten, um die Veränderung der erſtern auf die letztere fortzupflanzen. So müſſen endlich ſelbſt die Operationen des Denkens und Empfindens mit gewiſſen Bewegungen des innern Senſoriums correſpondiren. Alles dieſes macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie iſt ein Raub des ewigen Wechſels, und reibt ſich ſelbſt auf, ſo wie ſie wirkt. Unter der Bewegung wird das Element aus ſeinen Fugen getrieben, verjagt und verloren. Weil nun im Gegentheil das einfache Weſen, die Seele, Dauer und Beſtandheit in ſich ſelber hat, und in ihrem Weſen weder gewinnt, noch verliert, ſo kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geiſtesthätigkeit halten, und bald würde alſo der Organismus des geiſtigen Lebens, mit ihm alle Wirkſamkeit der Seele dahin ſeyn. Dies nun zu verhüten, mußte ein neues Syſtem organiſcher Kräfte dem erſten gleichſam angereiht werden, das ſeine Conſumtionen erſetzt, und ſeinen ſinkenden Flor durch eine ſtetig an einander hangende Kette neuer Schöpfungen erhält. Dies iſt der Organismus der Ernährung.

Noch mehr. Nach einem kurzen Zeitraum von Wirkung, nach dem aufgehobenen Gleichgewicht zwiſchen Verluſt und Erneuerung tritt der Menſch von der Bühne des Lebens, und das Geſetz der Sterblichkeit entvölkert die Erde. Auch hat die Anzahl empfindender Weſen, die die ewige Liebe und Weisheit in ein glückliches Daſeyn wollte gerufen haben, nicht Raum genug in den engen Grenzen dieſer Welt zumal zu exiſtiren, und das Leben dieſer Generation ſchließt das Leben einer andern aus. Darum ward es nothwendig, daß neue Menſchen an die Stelle der weggeſchiedenen alten treten, und das Leben durch ununterbrochene Succeſſionen erhalten würde. Aber geſchaffen wird nichts mehr, und was nun Neues wird, wird es nur durch Entwicklung. Die Entwicklung des Menſchen mußte

durch Menſchen geſchehen, wenn ſie mit der Conſumtion in Verhältniß ſtehen, wenn der Menſch zum Menſchen gebildet werden ſollte. Aus dieſem Grunde wurde ein neues Syſtem organiſcher Kräfte den zwei vorhergehenden zugeordnet, das die Belebung und Entwicklung des Menſchenkeims zur Abſicht hatte. Dies iſt die Organiſation der Zeugung. Dieſe drei Organismen, in den genaueſten Local- und Realzuſammenhang gebracht, bilden den menſchlichen Körper.

§. 3.

Der Körper.

Die organiſchen Kräfte des menſchlichen Körpers theilen ſich von ſelbſt in zwei Hauptclaſſen. Die erſte enthält diejenigen, die wir nach keinen bekannten Geſetzen und Phänomenen der phyſiſchen Welt begreifen können. Dahin gehören die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit der Muskeln. Da es bisher unmöglich war, in die Oeconomie des Unſichtbaren einzudringen, ſo hat man die unbekannte Mechanik durch die bekannte zu erklären geſucht, und die Nerven als einen Canal betrachtet, der ein äußerſt feines, flüchtiges und wirkſames Fluidum führt, das an Geſchwindigkeit und Feinheit Aether und elektriſche Materie übertreffen ſoll, und hat dieſes als das Princip der Empfindlichkeit und Beweglichkeit angeſehen, und ihm daher den Namen der Lebensgeiſter gegeben. So hat man ferner die Reizbarkeit der Muskelfaſer in einen gewiſſen Nisum geſetzt, ſich auf Veranlaſſung eines fremden Reizes zu verkürzen, und beide Endpunkte näher zu bringen. Dieſe zweierlei Principien machen den ſpecifiſchen Character des thieriſchen Organismus.

Die zweite Claſſe begreift diejenigen, die wir den allgemeinen bekannten Geſetzen der Phyſik unterordnen können. Hieher rechne ich die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menſchlichen Körpers, woraus das vegetabiliſche Leben erwächſt. Vegetation alſo und thieriſche Mechanik, auf das genaueſte vermiſcht, bilden eigentlich das phyſiſche Leben des menſchlichen Körpers.

§. 4.

Thieriſches Leben.

Noch iſt das nicht alles. Da der Verluſt mehr oder weniger in der Willkühr des Geiſtes liegt, ſo mußte es auch nothwendig der Erſatz ſeyn. Ferner, da der Körper allen Folgen der Zuſammenſetzung unterworfen, und im Kreiſe der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen bloßgeſtellt iſt, ſo mußte es in der Gewalt der Seele ſtehen, ihn wider den ſchädlichen Einfluß dieſer letztern zu beſchützen, und ihn mit der phyſiſchen Welt in diejenigen Verhältniſſe zu bringen, die ſeiner Fortdauer am zuträglichſten ſind; ſie mußte daher von dem gegenwärtigen ſchlimmen oder guten Zuſtande ihrer Organe unterrichtet werden, ſie mußte aus ſeinem ſchlimmen Zuſtande Mißvergnügen, aus ſeinem Wohlſtande Vergnügen ſchöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen, zu ſuchen oder zu fliehen. Hier alſo wird ſchon der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichſam angeknüpft, und die Seele in das Intereſſe ihres Körpers gezogen. Jetzt iſt es etwas mehr als Vegetation, etwas mehr als todtes Modell und Nerven- und Muskelmechanik, jetzt iſt es thieriſches Leben. *)

Der Flor des thieriſchen Lebens iſt, wie wir wiſſen, für den Flor der Seelenwirkungen äußerſt wichtig, und daß ohne die Totalaufhebung dieſer letztern niemals aufgehoben werden. Er muß alſo einen feſten Grund haben, der ihm nicht ſo leicht

*) Aber auch etwas mehr als thieriſches Leben des Thiers. Das Thier lebt das thieriſche Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das thieriſche Leben zu erhalten. Alſo es lebt jetzt, um morgen wieder zu leben. Es iſt jetzt glücklich, um morgen glücklich zu ſeyn. Alſo ein einfaches, ein unſicheres Glück, das die Perioden des Organismus nachmacht, das dem Zufall, dem blinden Ohngefähr preisgegeben iſt, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Menſch lebt auch das thieriſche Leben, und empfindet ſeine Vergnügungen und leidet ſeine Schmerzen. Aber warum? Er empfindet und leidet, daß er ſein thieriſches Leben erhalte. Er erhält ſein thieriſches Leben, um ein geiſtiges länger leben zu können. Hier iſt alſo Mittel verſchieden vom Zweck, dort ſchienen Zweck und Mittel zu coincidiren. Dies iſt eine von den Grenzſcheiden zwiſchen Menſch und Thier.

ſchwanke, d. h. die Seele muß durch eine unwiderſtehliche Kraft zu den Handlungen des phyſiſchen Lebens beſtimmt werden. Könnten alſo wohl die Empfindungen des thieriſchen Wohl- oder Uebelſtandes geiſtige Empfindungen ſeyn, und durch das Denken erzeugt werden? Wie oft würde ſie das überwallende Licht der Leidenſchaften verdunkeln, wie oft Trägheit und Dumpfheit begraben, wie oft Geſchäftigkeit und Zerſtreuung überſehen? Ferner, würde nicht von dem Thiermenſchen die vollkommenſte Kenntniß ſeiner Oeconomie gefordert, müßte das Kind nicht in demjenigen Meiſter ſeyn, in dem unſer Harvey, Boerhave und Haller nach einer funfzigjährigen Unterſuchung noch Anfänger geblieben ſind? — Die Seele konnte alſo ſchlechterdings keine Idee von dem Zuſtande haben, den ſie verändern ſoll. Wie wird ſie ihn erfahren, wie wird ſie in Thätigkeit kommen?

§. 5.

Thieriſche Empfindungen.

Noch kennen wir keine andern Empfindungen, als ſolche, die aus irgend einer vorgängigen Operation des Verſtandes entſpringen. Aber jetzt ſollen Empfindungen entſtehen, bei denen der Verſtand ganz eruliren muß. Dieſe Empfindungen ſollen die gegenwärtige Beſchaffenheit meiner Werkzeuge, wo nicht ausdrücken, doch gleichſam ſpecifiſch bezeichnen, oder beſſer, begleiten. Dieſe Empfindungen ſollen den Willen raſch und lebhaft zu Abſcheu oder Begierde beſtimmen; dieſe Empfindungen ſollen aber doch nur auf der Oberfläche der Seele ſchweben, und niemals in das Gebiet der Vernunft reichen. Was alſo bei der geiſtigen Empfindung das Denken gethan hat, das thut hier diejenige Modification in den thieriſchen Theilen, die entweder ihre Auflöſung droht, oder ihre Fortdauer ſichert; d. h. mit demjenigen Zuſtand der Maſchine, der ihren Flor befeſtigt, iſt eine angenehme, und im Gegentheil mit demjenigen, der ihren Wohlſtand untergräbt, und ihren Ruin beſchleunigt, eine ſchmerzhafte Rührung der Seele durch ein ewiges Geſetz der Weisheit verbunden, und ſo, daß die Empfindung ſelbſt nicht die geringſte Aehnlichkeit mit der Beſchaffenheit der Organe hat,

die ſie bezeichnet. So entſtehen thieriſche Empfindungen. Thieriſche Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund 1) in dem gegenwärtigen Zuſtand der Maſchine, 2) im Empfindungsvermögen.

Nun läßt ſich begreifen, warum die thieriſchen Empfindungen mit unwiderſtehlicher und gleichſam tyranniſcher Macht die Seele zu Leidenſchaften und Handlungen fortreißen, und über die geiſtigſten ſelbſt nicht ſelten die Oberhand bekommen. Dieſe nämlich hat ſie vermittelſt des Denkens hervorgebracht, dieſe alſo kann ſie wiederum durch das Denken auflöſen und gar vernichten. Dies iſt die Gewalt der Abſtraction und überhaupt der Philoſophie über die Leidenſchaften, über die Meinungen, kurz über alle Situationen des Lebens; jene aber ſind ihr durch eine blinde Nothwendigkeit, durch das Geſetz des Mechanismus aufgedrungen worden. Der Verſtand, der ſie nicht ſchuf, kann ſie auch nicht auflöſen, ob er dieſelben ſchon durch eine entgegengeſetzte Richtung der Aufmerkſamkeit um vieles ſchwächen und verdunkeln kann. Der hartnäckigſte Steiker, der an Steinſchmerzen danieder liegt, und ſich niemals rühmen konnte, keinen Schmerz empfunden zu haben, wird, in Betrachtungen über ſeine Endurſachen verloren, die Empfindungskraft theilen; und das überwiegende Vergnügen der großen Vollkommenheit, die auch den Schmerz der allgemeinen Glückſeligkeit unterordnet, wird über die Unluſt ſiegen.

Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Vernichtung derſelben, daß Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem römiſchen Blick der ſtolzen Ruhe anſtarren konnte; ſondern der Gedanke des großen, ihn bewundernden Roms, der in ſeiner Seele herrſchte, hielt ſie gleichſam innerhalb ihrer ſelbſt gefangen, daß der heftige Reiz des thieriſchen Uebels zu wenig war, ſie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer, als der des weichſten Wollüſtlings. Freilich wird derjenige, der gewohnt iſt, in einem Zuſtande dunkler Ideen zu exiſtiren, weniger fähig ſeyn, ſich in dem kritiſchen Augenblicke des ſinnlichen Schmerzes zu ermannen, als der, der beſtändig in hellen, deutlichen Ideen lebt. Aber dennoch ſchützt weder die höchſte Tugend, noch die tiefſte Philoſophie, noch ſelbſt die göttliche Reli-

gion vor dem Geſetz der Nothwendigkeit, ob ſie ſchon ihre Anbeter auf dem einſtürzenden Holzſtoß beſeligen kann.

Eben dieſe Macht der thieriſchen Fühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiſeſte Abſicht zum Grunde. Der Geiſt, wenn er einmal in den Geheimniſſen einer höhern Wolluſt eingeweiht worden iſt, würde mit Verachtung auf die Bewegungen ſeiner Gefährten herabſehen, und den niedrigen Bedürfniſſen des phyſiſchen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thieriſche Gefühl dazu zwänge.

Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen ſchweift, und in der Abſtractionswelt die wirkliche verträumt, jagt der Hunger aus ſeinem intellectuellen Schlummer empor; den Phyſiker, der die Mechanik des Sonnenſyſtems zergliedert, und den irrenden Planeten durch's Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelſtich zu ſeiner mütterlichen Erde zurück; den Philoſophen, der die Natur der Gottheit entfaltet, und wähnt, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch ſeine baufällige Hütte ſtreicht, zu ſich ſelbſt zurück, und lehrt ihn, daß er das unſelige Mittelding von Vieh und Engel iſt.

Wider die überhand nehmenden thieriſchen Fühlungen vermag endlich die höchſte Anſtrengung des Geiſtes nichts mehr. Die Vernunft wird, ſo wie ſie wachſen, mehr und mehr übertäubt, und die Seele gewaltſam an den Organismus gefeſſelt. Hunger und Durſt zu löſchen, wird der Menſch Thaten thun, worüber die Menſchlichkeit ſchauert; er wird wider Willen Verräther und Mörder, er wird Cannibal.

»Tiger! In deiner Mutter Buſen wollteſt du deine Zähne ſetzen?«

So heftig wirkt die thieriſche Fühlung auf den Geiſt. So wachſam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maſchine geſorgt; die Pfeiler, auf denen ſie ruht, ſind die feſteſten, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Uebermaaß, als der Mangel der thieriſchen Empfindung verdorben hat.

Thieriſche Empfindungen befeſtigen alſo den Wohlſtand der thieriſchen Natur, ſo wie die moraliſchen und intellectuellen den Wohlſtand der geiſtigen oder die Vollkommenheit. Das Syſtem thieriſcher Empfindungen und Bewegungen erſchöpft den Begriff

der thierischen Natur. Diese ist der Grund, auf dem die Beschaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beschaffenheit dieser letztern bestimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit selbst. Hier also ist schon das erste Glied des Zusammenhangs der beiden Naturen.

§. 6.

Einwürfe wider den Zusammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird dies einräumen und weiter sagen: hier endet sich auch die Bestimmung des Körpers. Ueber diese hinaus ist er ein träger Gefährte der Seele, mit dem sie ewig zu kämpfen hat, dessen Bedürfnisse ihr alle Muße zum Denken rauben, dessen Anfechtungen den Faden der vertiefteſten Speculation zerreißen, und den Geist von seinen deutlichsten und hellsten Begriffen in sinnliche Verworrenheit stürzen; dessen Lüste den größten Theil unsrer Mitgeschöpfe von ihrem hohen Vorbild entfernen und in die Classe der Thiere erniedern, kurz, der sie in eine Sklaverei verstrickt, woraus der Tod sie endlich befreien muß. Ist es nicht widersinnig und ungerecht, dürfte man fortfahren zu klagen, das einfache, nothwendige, für sich Bestand habende Wesen mit einem andern Wesen zu verwickeln, das in ewigem Wirbel umhergerollt, jedem Ungefähr preisgegeben, jeder Nothwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht sehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieser anscheinenden Verwirrung und Planlosigkeit eine große Schönheit hervorgehn.

Philosophischer Zusammmenhang.

Thierische Triebe wecken und entwickeln die geistigen.

§. 7.

Methode.

Die sicherste Methode, einiges Licht auf diese Materie zu werfen, mag vielleicht folgende sein: Man denkt sich vom Menschen alles weg, was Organisation heißt, d. i. man trennt den Körper vom Geiste, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorstellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt

hervorzubringen, abzuſchneiden; und unterſucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er ſeine Kräfte entwickelt, was für Schritte er wohl zu ſeiner Vollkommenheit würde gethan haben. Das Reſultat dieſer Unterſuchung muß durch Facta beſtätigt werden. Man überſieht alſo die wirkliche Bildung des einzelnen Menſchen und wirft einen Blick auf die Entwicklung des geſammten Geſchlechts. Zuerſt alſo den abſtracten Fall: Es iſt Vorſtellungskraft und Wille da, es iſt Kreis der Wirkung da, und freier Uebergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Es fragt ſich nun, wie wird er wirken?

§. 8.

Die Seele außer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begriff ſetzen, ohne einen vorhergehenden Willen, ihn zu machen; keinen Willen, ohne die Erfahrung unſres durch dieſe Handlung verbeſſerten Zuſtandes, ohne Empfindung. Keine Empfindung ohne vorhergehende Idee, (denn wir ſchloſſen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus) alſo keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind; das hieße, nach der Vorausſetzung, einen Geiſt, der die Fähigkeit, Ideen zu formiren, in ſich begreift, aber dieſe Fähigkeit jetzt zum erſtenmal in Uebung bringen ſoll. Was wird ihn zum Denken beſtimmen, wenn es nicht die daraus entſpringende angenehme Empfindung iſt, was kann ihm die Erfahrung dieſer angenehmen Empfindung verſchafft haben? Wir ſahen ja eben, daß dies wieder nichts als Denken ſeyn konnte, und er ſoll nun zum erſtenmal denken. Ferner, was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? Nichts anders, als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, inſofern ſie ſeinen Trieb zur Activität befriedigt, und dieſe Befriedigung ihm Vergnügen gewährt. Was kann ihn zur Uebung ſeiner Kräfte determiniren. Nichts, als die Erfahrung ihres Daſeyns. Aber alle dieſe Erfahrungen ſoll er ja zum erſtenmal machen. — Er müßte alſo von Ewigkeit her thätig geweſen ſeyn, und dieſes iſt wider den angenommenen Fall; oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maſchine ohne den Stoß von außen träg und ruhig bleibt.

§. 9.

In Verbindung.

Jetzt ſetze man zu dem Geiſte das Thier. Man verflechte dieſe beiden Naturen ſo innig, als ſie wirklich verflochten ſind, und laſſe hin unbekanntes Etwas, aus der Oeconomie des thieriſchen Lebens geboren, die Empfindungskraft anfallen — man verſetze die Seele in den Zuſtand des phyſiſchen Schmerzes. Das war der erſte Stoß, der erſte Lichtſtrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf der Laute der Natur. Jetzt iſt Empfindung da, und Empfindung war es auch ja nur allein, was wir vorhin vermißten. Dieſe Art von Empfindung ſcheint mit Abſicht dazu gemacht zu ſeyn, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee vorausſetzen durften; hier vertritt die Modification in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und ſo hilft thieriſche Empfindung das innere Uhrwerk des Geiſtes, wenn ich ſo ſagen darf, in Gang bringen. Der Uebergang von Schmerz zu Abſcheu iſt Grundgeſetz der Seele. Der Wille iſt thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft iſt hinlänglich, alle übrigen in Wirkung zu ſetzen. Die nachfolgenden Operationen entwickeln ſich von ſelbſt, und gehören auch nicht in dieſes Capitel.

§. 10.

Aus der Geſchichte des Individuums.

Nun verfolge man das Seelenwachsthum des einzelnen Menſchen in Beziehung auf den zu erweiſenden Satz, und gebe Acht, wie ſich alle ſeine Geiſtesfähigkeiten aus ſinnlichen Trieben entwickeln.

a) Das Kind. Noch ganz Thier, oder beſſer: mehr oder auch weniger als Thier, menſchliches Thier. (Denn dasjenige Weſen, das einmal Menſch heißen ſollte, darf niemals ein Thier geweſen ſeyn.) Elender, als ein Thier, weil es auch nicht einmal Inſtinkt hat. Die Thiermutter darf ihr Junges eher verlaſſen, als die Mutter ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wohl Geſchrei auspreſſen, aber er

wird es niemals auf die Quelle deſſelben aufmerkſam machen. Die Milch mag ihm wohl Vergnügen gewähren, aber ſie wird niemals von ihm geſucht werden. Es iſt ganz leitend. —

„Sein Denken ſteigt nur noch bis zum Empfinden,
Sein ganzes Kennzeich iſt Schmerz, Hunger und die Binden."

b) Der Knabe. Hier iſt ſchon Reflexion, aber nur in Beziehung auf Stillung thieriſcher Triebe. »Er lernt,« wie Garve ſagt*), »die Dinge anderer Menſchen und ſeine Handlungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchätzen, weil ſie ihm (ſinnliches) Vergnügen gewähren.« — Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja ſelbſt Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in ſeine Seele. »Die allein iſt die Sonne,« wie Garve an einem andern Orte anmerkt,**) »die durch ſich ſelbſt leuchtet und wärmt; alle übrigen Gegenſtände ſind dunkel und kalt, aber ſie können auch erleuchtet und erwärmt werden, wenn ſie mit ihr in eine ſolche Verbindung treten, daß ſie die Strahlen derſelben bekommen können.« Die Güter des Geiſtes erhalten beim Knaben nur durch die Uebertragung einigen Werth, ſie ſind geiſtiges Mittel zu thieriſchem Zweck.

c) Jüngling und Mann. Oftmalige Wiederholung dieſer Schlüſſe macht ſie nach und nach zur Fertigkeit, und Uebertragung will in dem Mittel ſelbſt Schönheit gefunden haben. Er wird lieber darauf verweilen, ohne zu wiſſen, warum; er wird unvermerkt hingezogen werden, darüber zu denken. Jetzt können ſchon die Strahlen der geiſtigen Schönheit ſelbſt ſeine offene Seele rühren; das Gefühl ſeiner Kraftäußerung ergötzt ihn, und flößt ihm Neigung zu dem Gegenſtande ein, der bisher nur Mittel war; der erſte Zweck iſt vergeſſen. Aufklärung und Ideenbereicherung decken ihm zuletzt die ganze Würde geiſtiger Vergnügungen auf — das Mittel iſt höchſter Zweck worden.

---

*) S. deſſen Anmerkungen zu Ferguſon's Moralphiloſophie. S. 319.
**) S. a. a. O. S. 298.

Dies mehr oder weniger die Individualgeſchichte jedes Menſchen, der nur einige Bildung hat; und einen beſſern Weg konnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menſchen zu führen. Wird nicht auch jetzt noch der Pöbel gegängelt, wie unſer Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Medina ein auffallend deutliches Beiſpiel zurückgelaſſen, wie man den rohen Sinn der Saracenen im Zügel halten ſollte?

Hierüber kann nichts Vortrefflicheres geſagt werden, als was Garve in ſeinen Anmerkungen zu dem Capitel über die natürlichen Triebe in Ferguſon's Moralphiloſophie auf folgende Art entwickelt hat: »Der Trieb der Erhaltung und der Reiz der ſinnlichen Luſt ſetzt zuerſt den Menſchen, wie das Thier, in Thätigkeit; er lernt die Dinge anderer Menſchen und ſeine Handlungen erſtlich dadurch ſchätzen, weil ſie ihm Vergnügen verſchaffen. So wie ſich die Anzahl der Dinge erweitert, deren Wirkungen er erfährt, ſo breiten ſich ſeine Begierden aus; ſo wie ſich der Weg verlängert, auf welchem er zu dieſen Wirkungen gelangt, ſo werden ſeine Begierden künſtlicher. Hier iſt die erſte Grenzſcheidung zwiſchen Menſch und Thier, und hier findet ſich ſelbſt ein Unterſchied zwiſchen einer Thierart und der andern. Bei wenig Thieren folgt die Handlung des Freſſens unmittelbar auf die Begierde des Hungers; die Hitze der Jagd oder der Fleiß des Sammelns geht vorher. Aber bei keinem Thier erfolgt die Befriedigung der Begierde ſo ſpät auf die Anſtalten, die es zu dieſem Ende macht, als bei dem Menſchen; bei keinem wird die Beſtrebung des Thiers durch eine ſo lange Kette von Mitteln und Abſichten fortgeführt, ehe ſie bis an dieſes letzte Glied gelangt. Wie weit ſind die Arbeiten des Handwerksmannes oder des Ackerbauers, wenn ſie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brod oder ein Kleid zu verſchaffen, doch von dieſem Ziele entfernt? Aber das iſt noch nicht alles. Wenn die Mittel der Erhaltung für den Menſchen, durch Errichtung der Geſellſchaft, reichlicher werden; wenn er Ueberfluß für ſich findet, zu deſſen Herbeiſchaffung er nicht ſeine ganze Zeit und Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mittheilung der Ideen aufgeklärt wird; dann fängt er an, einen Endzweck ſeiner Handlung in ſich ſelbſt zu finden; dann bemerkt er, daß, wenn er auch völlig ſatt, bekleidet, unter einem

guten Dach, mit allem Hausgeräthe verſehen iſt, doch noch für ihn etwas zu thun übrig bleibe. — Er geht noch einen Schritt weiter, er wird gewahr, daß in dieſen Handlungen ſelbſt, wodurch der Menſch ſich Nahrung und Bequemlichkeit verſchafft hat, inſofern ſie aus gewiſſen Kräften eines Geiſtes entſtehen, inſofern ſie dieſe Kräfte üben, ein höheres Gut liege, als in den äußern Endzwecken ſelbſt, die durch ſie erreicht werden. Von dieſem Augenblicke an arbeitet er zwar in Geſellſchaft mit dem übrigen menſchlichen Geſchlecht, und mit dem Reich aller lebendigen Weſen, dazu, ſich zu erhalten, und ſich und ſeinen Freunden die Hülfsmittel des phyſiſchen Lebens zu verſchaffen; — denn was wollte er anders thun? welche andere Sphäre von Thätigkeit könnte er ſich verſchaffen, wenn er aus dieſer herausgienge? Aber er weiß nun, daß die Natur nicht ſowohl dieſe vielen Triebe im Menſchen erweckt hat, um ihm jene Bequemlichkeit zu gewähren, als ihm vielmehr den Reiz jener Vergnügen und Vortheile aufſtellt, um dieſe Triebe in Bewegung zu ſetzen; um einem denkenden Weſen Materie zu Vorſtellungen, einem empfindlichen Geiſte Stoff zu Empfindungen, einem wohlwollenden Geiſte Mittel der Gutthätigkeit, einem thätigen Gelegenheit zur Beſchäftigung zu geben. — Dann nimmt jede Sache, lebloſe und lebendige, eine andere Geſtalt für ihn an. Die Gegenſtände und Veränderungen wurden zuerſt von ihm nur angeſehen, inſofern ſie ihm nur Vergnügen oder Verdruß machen; jetzo, inſofern ſie Handlungen und Aeußerungen ſeiner Vollkommenheit veranlaſſen. In jener Betrachtung ſind die Vorfälle bald gut, bald böſe; in dieſer ſind ſie alle auf gleiche Weiſe gut. Denn es iſt keiner, wo nicht die Ausübung einer Tugend oder die Beſchäftigung einer beſondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerſt liebte er die Menſchen, weil er glaubte, daß ſie ihm nutzen können; jetzt liebt er ſie noch mehr, weil er das Wohlwollen für den Zuſtand eines vollkommenen Geiſtes hält. —

§. 11.

Aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Nun noch ein gewagterer Blick auf die Univerſalgeſchichte des ganzen menſchlichen Geſchlechts — von ſeiner Wiege an bis

zu ſeinem männlichen Alter — und die Wahrheit des bisher Geſagten wird in ihrem vollſten Lichte ſtehen.

Hunger und Blöße haben den Menſchen zuerſt zum Jäger, Fiſcher, Viehhirten, Ackermann und Baumeiſter gemacht. Wolluſt ſtiftete Familien, und Wehrloſigkeit der Einzelnen zog Horden zuſammen. Hier ſchon die erſten Wurzeln der geſelligen Pflichten. Bald mußte der anwachſenden Menſchenmenge der Acker zu arm werden; der Hunger zerſtreute ſie in ferne Klimate und Lande, die dem forſchenden Bedürfniß ihre Producte enthüllten, und ſie neue Raffinements, ſie zu bearbeiten, und ihrem ſchädlichen Einfluß zu begegnen, lehrten. Dieſe einzelnen Erfahrungen giengen durch Tradition vom Großvater zum Urenkel über, und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider ſie ſelbſt benutzen, man brachte ſie in neue Verhältniſſe, und erfand — hier ſchon die erſten Wurzeln der einfachen und heilſamen Künſte. Zwar immer nur Kunſt und Erfindung für das Wohl des Thiers, aber doch Uebung der Kraft, doch Gewinn der Kenntniß, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmenſch ſeine Fiſche bratete, ſpähte nachher Boerhave in die Miſchungen der Körper. Aus eben dem Meſſer, mit dem der Wilde ein Wildpret zerlegte, erfand Lionet dasjenige, womit er die Nerven der Inſekten aufdeckte; mit eben dem Cirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geiſt, auf die Erſcheinungen um ihn her zu achten, ſo machte er ihm die Welt intereſſant und wichtig, weil er ſie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütterlichen Gegend, lehrte unſre Stammväter kühner denken, und erfand ihnen ein Haus, worin ſie im Geleit der Geſtirne auf Flüſſen und Oceanen ſicher dahin glitten, und neuen Zonen entgegen ſchifften. —

Fluctibus ignotis insultavere carinae.

Hier wiederum neue Producte, neue Gefahren, neue Bedürfniſſe, neue Anſtrengungen des Geiſtes. Die Colliſion der thieriſchen Triebe ſtößt Horden wider Horden, ſchmiedet das rohe Erz zum Schwert, zeugt Abentheurer, Helden und Deſpoten. Städte werden befeſtigt, Staaten errichtet, mit den Staaten

entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester und — Götter.

Und nun die Bedürfnisse ausgeartet in Luxus — welch' unermeßliches Feld eröffnet sich unserm Auge? — Jetzt werden die Adern der Erde durchwühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen.

Latet sub classibus aequor.

Der Ost wird in West, der West in Ost bewundert, die Geburten des Auslandes gewöhnen sich unter künstlichen Himmeln, und die Gartenkunst bringt die Producte von drei Welttheilen in Einem Garten zusammen. Künstler lernen der Natur ihre Werke ab, Töne schmelzen die Wilde, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten und Geschmack, und die Kunst geleitet zu Wissenschaft und Tugend hinüber.

»Der Mensch,« sagt Schlözer *), »dieser mächtige Untergott, räumt Felsen aus der Bahn, gräbt Seen ab, und pflügt, wo man sonst schiffte. Durch Canäle trennt er Welttheile und Provinzen von einander, leitet Ströme zusammen, und führt sie in Sandwüsten hin, die er dadurch in lachende Fluren verwandelt. Er plündert dreien Welttheilen ihre Producte ab, und versetzt sie in den vierten. Selbst Klima, Luft und Witterung gehorchen seiner Macht. Indem er Wälder ausreutet und Sümpfe austrocknet, wird ein heiterer Himmel über ihm, Nässe und Nebel verlieren sich, die Winter werden sanfter und kürzer, die Flüsse frieren nicht mehr zu.« — Und der Geist verfeinert sich mit dem feinern Klima.

Der Staat beschäftigt den Bürger für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitsamkeit giebt dem Staate Sicherheit und Ruhe von aussen und innen, die dem Denker und Künstler jene fruchtbare Muße gewährt, wodurch das Zeitalter des Augusts zum goldnen Alter geworden. Jetzt nehmen die Künste einen kühnern, ungehinderten Schwung, jetzt gewinnen die Wissenschaften ein reines, geläutertes Licht, Naturgeschichte und Physik stürzen den Aberglauben, die Geschichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philosophie lacht über die Thorheit der Menschen. Wie aber nun der Luxus, in Weich-

*) S. Schlözer's Vorstellung der Universalhistorie. §. 5.

lichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menschen zu toben anfängt, und Seuchen ausbrütet, und die Atmosphäre verpestet, da eilt der bedrängte Mensch von einem Reiche der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuspähen. Da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtig wirkenden Merkur, und preßt den kostbaren Saft aus dem orientalischen Mohn. Die verhohlensten Winkel der Natur werden [illegible]sucht, die Scheidekunst zertrümmert die Producte in ihre letzten Elemente, und schafft sich eigne Welten; Goldmacher bereichern die Naturgeschichte, der mikroscopische Blick eines Swammerdam ertappt die Natur bei ihren geheimsten Processen.

Der Mensch geht noch weiter. Noth und Neugierde überspringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Messer — und hat das größte Meisterstück der Natur, den Menschen, entdeckt. So mußte das Schlimmste das Größte erreichen helfen, mußte uns Krankheit und Tod drängen zum γνωθι σεαυτον. Die Pest bildete unsre Hippokrate und Sydenham's, wie der Krieg Generale gebar, und der einreißenden Lustseuche haben wir eine totale Reformation des medicinischen Geschmacks zu verdanken.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurückführen, und wie wunderbar drehte sich der Stoff unter unsern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Uebermaaß, ihr Misbrauch im Ganzen die Realitäten der Menschheit befördert hat. Die Verirrungen vom ersten Zwecke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Luxus haben unstreitig die Schritte dahin unendlich beschleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wohl, aber auch langsam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! Dort waren die Begierden einfach, und ihre Befriedigung leicht. Aber wie abscheulich wurde auch über die Natur und ihre Gesetze geurtheilt. Jetzt ist sie durch tausend Krümmungen erschwert; aber welch volles Licht hat sich auch über alle Mißbräuche verbreitet!

Noch einmal also: der Mensch mußte Thier seyn, ehe er wußte, daß er ein Geist war, er mußte im Staube kriechen, eh' er den Newtonschen Flug durch's Universum wagte. Der

Körper also der erste Sporn zur Allthätigkeit, Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.

Thierische Empfindungen begleiten die geistigen.

§. 12.
Gesetz.

Der Verstand des Menschen ist äußerst beschränkt, und darum müssen es auch nothwendig alle Empfindungen seyn, die aus seiner Thätigkeit resultiren. Diesen also einen größern Schwung zu geben, und den Willen mit gedoppelter Kraft zum vollkommnen hinzuziehen, und vom Uebel zurückzureißen, wurden beide Naturen, geistige und thierische, so eng in einander verschlungen, daß ihre Modificationen sich wechselsweise mittheilen und verstärken. Daraus erwächst nun ein Fundamentalgesetz der gemischten Naturen, das in seine letzten Grundtheile aufgelöst, ungefähr also lautet:

Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen den Thätigkeiten des Geistes, d. h. jede Ueberspannung und Geistesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberspannung gewisser körperlicher Actionen zur Folge, so wie das Gleichgewicht der erstern, oder die harmonische Thätigkeit der Geisteskräfte, mit der vollkommensten Uebereinstimmung der letztern vergesellschaftet ist. Ferner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt sie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Lust, Unvollkommenheit mit Unlust verbunden ist, so kann man dieses Gesetz auch so ausdrücken: Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine thierische Unlust zur Begleiterin.

§. 13.
Geistiges Vergnügen befördert das Wohl der Maschine.

Also eine Empfindung, die das ganze Seelenwesen einnimmt; erschüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des organischen

Körpers. Herz, Arm und Blut, Muskelfasern und Nerven, von jenen mächtigen, wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben, bis hinaus zu jenen unbedeutenden, geringen, die die Härchen der Haut spannen, nehmen daran Theil; Alles geräth in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, so werden alle jene Theile einen höhern Grad harmonischer Thätigkeit haben; das Herz wird frei, lebendig und gleichförmig schlagen; das Blut wird ungehemmt, mild oder feurig rasch, je nachdem der Affect von der sanften oder heftigen Art ist, durch die weichen Canäle fließen, Action, Secretion und Exkretion wird frei und ungehindert von statten gehen; die reizbaren Fasern werden im milden Dampfbad geschmeidig spielen, so Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht seyn. Darum ist der Zustand der größten augenblicklichen Seelenlust augenblicklich auch der Zustand des größten körperlichen Wohls.

So viel dieser Partialthätigkeiten sind — (und ist nicht jeder Puls das Resultat von vielleicht tausenden?) — so viel dunkle Sensationen werden sich vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anzeigt. Aus der Verworrenheit dieser aller bildet sich nun die Totalempfindung der thierischen Harmonie, d. h. die höchstzusammengesetzte Empfindung von thierischer Lust, die sich an die ursprüngliche intellectuelle oder moralische gleichsam anreiht, und solche durch diesen Zutritt unendlich vergeistert. So ist demnach jeder angenehme Affect die Quelle unzähliger körperlicher Lüste.

Dies bestätigen am augenscheinlichsten die Beispiele der Kranken, die die Freude curirt hat. Man bringe einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelett verdorren gemacht hat, in sein Vaterland zurück — er wird sich in blühender Gesundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuser, wo Unglückliche seit zehn und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unraths wie begraben liegen, und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal Erlösung. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gießen, die erstorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brod- und Wassermangel auf der ungewissen See siech und elend niedergeworfen hat, werden durch

das einzige Wort: Land! das der Steuermann vom Verdeck erſpäht, halbgeſund, und gewiß würde der ſehr irren, der hier den friſchen Lebensmitteln alle Wirkung zuſchreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Perſon, nach der er lange geſchmachtet hat, hält die fliehende Seele des Agonizanten noch auf, er wird kräftiger und augenblicklich beſſer. Wahr iſt es, daß die Freude das Nervenſyſtem in lebhaftere Wirkſamkeit ſetzen kann, als alle Herzſtärkungen, die man aus Apotheken holen muß, und daß ſelbſt inveterirte Stockungen in den labyrinthiſchen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia durchdringt, noch ſelbſt der Merkur durchreißt, durch ſie zertheilt worden ſind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfaſſung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu ſchöpfen, und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Univerſums aufzulöſen weiß, auch den Verrichtungen der Maſchine am zuträglichſten ſeyn muß? Und dieſe Verfaſſung iſt die Tugend.

§. 14.

Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine.

Auf eben dieſe Weiſe erfolgt das Gegentheil beim unangenehmen Affect. Die Ideen, die ſich beim Zornigen oder Erſchreckenen ſo intenſiv ſtark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, wie Plato die Leidenſchaften Fieber der Seele nannte, als Convulſionen des Denkorgans betrachten. Dieſe Convulſionen pflanzen ſich ſchnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, und bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißſtimmung, die ſeinen Flor zernichtet, und alle Actionen der Maſchine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz ſchlägt ungleich und ungeſtüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum ſo viel übrig bleibt, den verlornen Puls zu erhalten. Alle Proceſſe der thieriſchen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überſtürzen ſich, die gutartigen Säfte verirren und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bösartigen; die im Unrath dahingeſchwemmt werden ſollten, in den Kern der Maſchine zurückfallen. Mit einem Wort, der Zuſtand des größten Seelenſchmerzes iſt zugleich der Zuſtand der größten körperlichen Krankheit.

Die Seele wird durch tausend dunkle Sensationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet, und von einer ganzen Schmerzenempfindung übergossen, die sich an die ursprüngliche geistige heftet, und solcher einen desto schärfern Stachel giebt.

§. 15.

Beispiele.

Diese chronische Seelenschmerzen, besonders, wenn sie von starker Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers, und trocknen die Säfte des Lebens aus.

Diese Leute sehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verräth sich aus den hohlen tiefliegenden Augen. »Ich muß Leute um mich haben, die fett sind,« sagt Cäsar, »Leute mit runden Backen und die des Nachts schlafen. Der Cassius dort hat ein hageres, hungriges Gesicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute sind gefährlich.« *) Furcht, Unruhe, Gewissensangst, Verzweiflung wirken nicht viel weniger, als die bitzigsten Fieber. Dem in Angst gejagten Richard fehlt die Munterkeit, die er sonst hat, und er wähnt, sie mit einem Glas Wein wieder zu gewinnen. **) Es ist nicht Seelenleiden allein, was ihm seine Munterkeit verscheucht, es ist eine ihm aus dem Bau der Maschine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es ist eben diejenige Empfindung, welche die bösartigen Fieber verkündigt. Der von Freveln schwer gedrückte Moor, der sonst spitzfindig genug war, die Empfindungen der Menschlichkeit durch Skeletisirung der Begriffe in nichts aufzulösen, springt eben jetzt bleich, athemlos, den kalten Schweiß auf seiner Stirne, aus einem schrecklichen Traume auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingesogen, und als Mann obsopirt hatte, haben den umnebelten Verstand unter dem Traum überrumpelt. Die Sensationen sind allzu verworren, als daß der langsamere Gang der Vernunft sie einholen und noch einmal zerfasern könnte. Noch kämpft sie

*) S. Shakspeare's Julius Cäsar. Act. I. Sc. 2.

**) S. dessen Richard III. Act. V. Sc. 2. A. d. H.

mit der Phantaſie, der Geiſt mit den Schrecken des Mechanismus. — *)

Moor.

Nein, ich zittre nicht. War's doch lediglich ein Traum. — Die Todten ſtehen noch nicht auf. — Wer ſagt, daß ich zittre und bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Bedienter.

Ihr ſeyd todesbleich, eure Stimme iſt bang und lallend.

Moor.

Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen. Sage du nur, wenn der Prieſter kommt, ich habe das Fieber.

Bedienter.

O ihr ſeyd ernſtlich krank.

Moor.

Ja freilich, freilich, das iſt's alles; und Krankheit verſtört das Gehirn, und brütet tolle wunderliche Träume. — Träume bedeuten nichts. — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts. — Ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum — (er ſinkt ohnmächtig nieder).

Hier bringt das plötzlich auffahrende Intrigenbild des Traums das ganze Syſtem der dunkeln Ideen in Bewegung, und rüttelt gleichſam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entſpringt eine ganze äußerſt zuſammengeſetzte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erſchüttert, und den ganzen Bau der Nerven lähmt.

Die Schauer, die denjenigen ergreifen, der auf eine laſterhafte That ausgeht, oder eben eine ausgeführt hat, ſind nichts anders, als eben der Horror, der den Febricitanten ſchüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzeneien empfunden wird. Die nächtlichen Jactationen derer, die von Gewiſſensbiſſen gequält werden, und die immer mit einem febrilischen Aderſchlage begleitet ſind, ſind wahrhafte Fieber, die der

*) Life of Moor, Tragedy by Krake. Act. V. Sc. 1. (Bekanntlich iſt dieſe als Ueberſetzung eines engliſchen Trauerſpiels citirte Stelle aus den damals noch ungedruckten Räubern.)

A. d. H.

Conſens der Maſchine mit der Seele veranlaßt, und wenn Lady Macbeth im Schlafe geht, ſo iſt ſie eine phrenitiſche Delikantin. Ja, ſchon der nachgemachte Affect macht den Schauſpieler augenblicklich krank, und wenn Garrick ſeinen Lear oder Othello geſpielt hatte, ſo brachte er einige Stunden in gichtriſchen Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illuſion des Zuſchauers, die Sympathie mit künſtlichen Leidenſchaften, hat Schauer\ Gichter und Ohnmachten gewirkt.

Iſt alſo nicht derjenige, der mit der böſen Laune geplagt iſt, und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht; iſt nicht der Laſterhafte, der in einem ſteten chroniſchen Zorn dem Haſſe lebt, der Neidiſche, den jede Vollkommenheit ſeines Mitmenſchen martert — ſind nicht alle dieſe die gröſten Feinde ihrer Geſundheit? Sollte das Laſter noch nicht genug Abſchreckendes haben, wenn es mit der Glückſeligkeit auch die Geſundheit vernichtet?

§. 16.

Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affect hat getödtet, auch der unangenehme hat Wundercuren gethan. Beides lehrt die Erfahrung. Sollte das die Grenzen des aufgeſtellten Geſetzes verrücken?

Die Freude tödtet, wenn ſie zur Ekſtaſe hinaufſteigt; die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude geräth. Die Bewegung des Gehirns iſt nicht Harmonie mehr, ſie iſt Convulſion; ein höchſter augenblicklicher Rigor, der aber auch gleich in den Ruin der Maſchine übergeht, weil er über die Grenzlinie der Geſundheit gewichen iſt. (Denn ſchon in die Idee der Geſundheit iſt die Idee einer gewiſſen Temperatur der natürlichen Bewegungen weſentlich eingeflochten.) Auch die Freude der endlichen Weſen hat ihre Schranken, wie der Schmerz: dieſe darf ſie nicht überſchreiten, oder ſie muß untergehn.

Was den zweiten Fall betrifft, ſo hat man viele Beiſpiele, daß ein mäßiger Grad des Zorns, der Gewalt hat, frei auszubrauſen, die langwierigſten Verſtopfungen durchriſſen, daß der Schreck, z. B. über eine Feuersbrunſt, alle Gliederſchmerzen und

unheilbaren Lähmungen plötzlich gehoben hat. — Aber auch die Dysenterie hat Verstopfungen der Pfortader geschmolzen, auch die Krätze hat Melancholien und Tobsuchten geheilt — ist die Krätze darum weniger Krankheit, oder die Ruhr darum Gesundheit?

§. 17.

Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maschine träger.

Da die Wirksamkeit des Geistes während den Geschäften des Tages, nach dem Zeugniß des Herrn v. Haller, den abendlichen Puls zu beschleunigen vermag, wird ihre Trägheit ihn nicht schwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn nicht vielleicht gar aufheben müssen? Denn obschon die Bewegung des Bluts nicht so sehr von der Seele abhängig zu seyn scheint, so läßt sich doch nicht ohne allen Grund schließen, daß das Herz, welches doch immer den größten Theil seiner Kraft vom Gehirn entlehnt, nothwendig, wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält, einen großen Kraftverlust erleiden muß.

Das Phlegma führt einen trägen langsamen Puls, das Blut ist wässerig und schleimig, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Noth. Die Stupiden, die uns Muzel beschrieben hat, *) athmeten langsam und schwer, hatten weder Trieb zum Essen und Trinken, noch zu den natürlichen Excretionen, der Aderschlag war selten, alle Verrichtungen des Körpers waren schläfrig und matt. Die Erstarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erstaunen u. s. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller physischen Thätigkeit begleitet. War die Seele die Ursache dieses Zustandes, oder war es der Körper, der die Seele in diese Erstarrung versetzte? Aber diese Materie führt uns auf Spitzfindigkeiten, und muß ja auch gerade hier nicht entwickelt werden.

*) S. dessen medicinische und chirurgische Wahrnehmungen. Berlin 1772.

§. 18.

Zweites Geſetz.

Nun iſt das, was von Uebertragung der geiſtigen Empfindungen auf thieriſche geſagt worden, auch vom umgekehrten Falle, von Uebertragung der thieriſchen auf die geiſtigen gültig. Krankheiten des Körpers, mehrentheils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, ſtrafen an ſich ſchon durch ſinnlichen Schmerz. Aber auch hier mußte die Seele in ihrem Grundweſen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einſchränkung der Begierden deſto dringender einſchärfe. Eben ſo mußte zu dem ſinnlichen Wohlgefühl der körperlichen Geſundheit auch die feinere Empfindung einer geiſtigen Realverbeſſerung treten, daß der Menſch um ſo mehr geſpornt werde, ſeinen Körper in gutem Zuſtande zu erhalten.

So iſt es alſo ein zweites Geſetz der gemiſchten Naturen, **daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derſelben auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens ſollte verbunden ſeyn;** alſo kürzer: **daß die allgemeine Empfindung thieriſcher Harmonie die Quelle geiſtiger Luſt, und die thieriſche Unluſt die Quelle geiſtiger Unluſt ſeyn ſollte.**

Man kann in dieſen verſchiedenen Rückſichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgeſtimmten Saiteninſtrumenten vergleichen, die neben einander geſtellt ſind. Wenn man eine Saite auf der einen rührt, und einen gewiſſen Ton angiebt, ſo wird auf dem andern eben dieſe Saite freiwillig anſchlagen, und eben dieſen Ton, nur etwas ſchwächer, angeben. So weit, vergleichungsweiſe zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, ſo der traurige Ton der erſten den traurigen in der zweiten. Dies iſt die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menſchen gleichſam zu ſeinem Weſen macht. Der Menſch iſt nicht Seele und Körper, der Menſch iſt die innigſte Vermiſchung dieſer beiden Subſtanzen.

§. 19.

Die Stimmungen des Geistes folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenlosigkeit, das mürrische Wesen, auf Ueberladungen des Magens, auf Excesse in allen sinnlichen Lüsten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. »Wenn ihr Wein getrunken habt,« sagt Bruder Martin, *) »so seyd ihr alles doppelt, noch einmal so leicht unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.« Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und gesundem Wetter, die zwar eines Theils auch in der Association der Begriffe, mehrentheils aber in dem dadurch erleichterten Gange der natürlichen Actionen ihren Grund hat. Diese Leute pflegen sich gemeiniglich des Ausdrucks zu bedienen: ich spüre, daß mir wohl ist; und zu dieser Zeit sind sie auch zu allen Arbeiten des Geistes mehr aufgelegt, und haben ein offener Herz für die Empfindungen der Menschlichkeit und die Ausübung moralischer Pflichten.

Eben dies gilt von dem Nationalcharacter der Völker. Die Bewohner düsterer Gegenden trauern mit der sie umgebenden Natur; der Mensch verwildert in wilden stürmischen Zonen, lacht in freundlichen Lüften, und fühlt Sympathie in gereinigten Atmosphären. Nur unter dem feinen griechischen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias; dort nur standen Musen und Grazien auf, wenn das nebligte Lappland kaum Menschen, ewig niemals Genies gebiert. Als unser Deutschland noch waldig, rauh und sumpfig war, war der Deutsche ein Jäger, roh wie das Wild, dessen Fell er um seine Schultern schlug. Sobald die Arbeitsamkeit die Gestalt seines Vaterlandes umänderte, fieng die Epoche seiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Characters sey; aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrücksicht dahin genommen werden, seinen Himmel zu verfeinern.

---

*) In Goethe's Götz von Berlichingen. Act. 1.

A. d. H.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moraliſchen Empfindungen in Unordnung bringen, und den ſchlimmſten Leidenſchaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremen gebracht werden können, als der, der ſeinen Körper geſund erhält. Dies eben iſt ein abſcheulicher Kunſtgriff derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menſchen genau gekannt haben, wenn er ſagt: »Man muß Leib und Seele verderben.« *) Catilina war ein Wollüſtling, eh' er ein Mordbrenner wurde, und Doria hatte ſich gewaltig geirrt, wenn er den wollüſtigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte.

In den Krankheiten iſt dieſe Sympathie noch auffallender. Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartigen nennt, und die aus der Oekonomie des Unterleibs hervorgehn, kündigen ſich mehr oder weniger mit einer ſonderbaren Revolution im Character an. Wenn ſie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maſchine ſchleichen, und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahnungen voraus zu empfinden. Das iſt mit ein groſſes Ingredienz zu demjenigen Zuſtande, den uns ein groſſer Arzt unter dem Namen der Vorſchauer (Horrores) mit Meiſterzügen geſchildert hat. Daher die Moroſität dieſer Leute, von welcher Niemand die Urſache anzugeben weiß, die Aenderung ihrer Neigungen, der Ekel an allem, was ihnen ſonſt das liebſte war. Der Sanftmüthige wird zänkiſch, der Lacher mürriſch, und der ſich vorher im Geräuſch der geſchäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menſchen, und entweicht in düſtere melancholiſche Stille. Unter dieſer heimtückiſchen Ruhe rüſtet ſich die Krankheit zum tödtlichen Ausbruche.

Der allgemeine Tumult der Maſchine, wenn die Krankheit mit offner Wuth hervorbricht, giebt uns den redendſten Beweis von der erſtaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tauſend Schmerzgefühlen zuſammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umſturzes der Organe richtet im

*) Spiegelberg's Worte in den Räubern. Act. II. Sc. 3. „Du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verdirbſt." S. Schiller's Werke. Bd. I. S. 180. A. d. H.

System ihrer geiſtigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die ſchrecklichſten Ideen leben wieder auf. Der Böſewicht, den nichts gerührt hat, unterliegt der Uebermacht thieriſcher Schrecken. Der ſterbende Wincheſter heult in wüthender Verzweiflung. Die Seele ſcheint mit Fleiß nach allem zu haſchen, was ſie in noch tiefere Verfinſterung ſtürzt, und vor allen Troſtgründen mit raſendem Widerwillen zurückzuſchaudern. Der Ton der unangenehmen Empfindung iſt herrſchend, und wie dieſer tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maſchine entſprungen iſt, ſo hilft er rückwärts dieſe Zerſtreuungen heftiger und allgemeiner machen.

§. 20.
Einſchränkung des Vorigen.

Aber man hat tägliche Beiſpiele von Kranken, die ſich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden, die mitten in den Bedrängniſſen der kämpfenden Maſchine fragen: Wo iſt dein Stachel, Tod? Sollte die Weisheit, dürfte man einwenden, nicht vermögend ſeyn, wider die blinden Schrecken des Organismus zu waffnen? Sollte, was noch mehr iſt als Weisheit, ſollte die Religion ihre Freunde ſo wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beſchützen können? Oder, welches eben ſo viel heißt, kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zuſtand der Seele an, wie ſie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dies iſt nun eine unleugbare Wahrheit: Philoſophie und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhobener Sinn ſind fähig, den Einfluß der thieriſchen Senſationen, die das Gemüth des Kranken beſtürmen, durchaus zu ſchwächen, und die Seele gleichſam aus aller Cohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durch's Univerſum, ſo auch im Tode webt, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorgefühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Ungläubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkührliche Schmerzen dem Chriſten und Weiſen ſich aufdrängen, (denn iſt

er weniger Menſch?) ſo wird er ſelbſt das Gefühl ſeiner zerfallenden Maſchine in Wolluſt auflöſen. —

The Soul, secur'd in her existence, smiles
At the drawn dagger, and defies its point,
The stars shall fade away, the sun himself
Grow dim with age, and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of Elements,
The wreck of matter, and the crush of worlds.

Eben dieſe ungewöhnliche Heiterkeit der tödtlich Kranken hat mehrmals auch eine phyſiſche Urſache zum Grunde, und iſt äuſſerſt wichtig für den practiſchen Arzt. Man findet ſie oft in Geſellſchaft der tödtlichſten Zeichen des Hippokrates, und ohne ſie aus irgend einer vorgängigen Criſis begreifen zu können. Dieſe Heiterkeit iſt bösartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das ſchärfſte waren angefochten worden, haben jetzt ihre Empfindlichkeit verloren. Die entzündeten Theile, weiſt man wohl, hören auf zu ſchmerzen, ſobald ſie brandig werden; aber es wäre ein unglücklicher Gedanke, ſich Glück zu wünſchen, daß die Entzündungsperiode nunmehr überſtanden ſey. Der Reiz weicht von den todten Nerven zurück, und eine tödtliche Indolenz lügt baldige Geneſung. Die Seele befindet ſich in der Illuſion einer angenehmen Empfindung, weil ſie eine lang anhaltende ſchmerzhafte los iſt. Sie iſt ſchmerzenfrei, nicht weil der Ton ihrer Werkzeuge wieder hergeſtellt iſt, ſondern weil ſie den Mißton nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, ſobald der Zuſammenhang wegfällt.

§. 21.

Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang.

Wenn ich nun erſt tiefer hineingehe — wenn ich vom Wahnſinn ſelbſt, vom Schlummer, vom Stupor, von der fallenden Sucht, der Katalepſis u. ſ. w. ſprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geiſt dem Despotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupt in das groſſe Feld der Hyſterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir

erlaubt wäre, von Temperamenten, Idioſynkraſien und Conſenſus zu reden, welches für Aerzte und Philoſophen ein Abgrund iſt — mit einem Wort, wenn ich die Wahrheit des Bisherigen von dem Krankenbette aus beweiſen wollte, welches immer eine Hauptſchule des Pſychologen iſt, ſo würde mein Stoff ſich in's Unendliche dehnen. Genug, deucht es mich, iſt es nunmehr bewieſen, daß die thieriſche Natur mit der geiſtigen ſich durchaus vermiſcht, und daß dieſe Vermiſchung Vollkommenheit iſt.

Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſtes.

§. 22.

Phyſiognomiſche Empfindungen.

Eben dieſe innige Correſpondenz der beiden Naturen ſtützt auch die ganze Lehre der Phyſiognomik. Durch eben dieſen Nervenzuſammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mittheilung der Empfindungen zum Grunde liegt, werden die geheimſten Rührungen der Seele auf der Außenſeite des Körpers geoffenbart, und die Leidenſchaft dringt ſelbſt durch den Schleier des Heuchlers. Jeder Affect hat ſeine ſpecifiſchen Aeußerungen, und ſo zu ſagen, ſeinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar iſt dies ein bewundernswürdiges Geſetz der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den Körper verſchönert, den der niederträchtige und gehäſſige in viehiſche Formen zerreißt. Je mehr ſich der Geiſt vom Ebenbild der Gottheit entfernt, deſto näher ſcheint auch die äußere Bildung dem Vieh zu kommen, und immer demjenigen am nächſten, das dieſen Hauptzug mit ihm gemein hat. So ladet das ſanfte Außenbild des Menſchenfreundes den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trotzige Blick des Zornigen Jeden zurückſcheucht. Dies iſt der unentbehrlichſte Leitfaden im geſellſchaftlichen Leben.

Es iſt merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erſcheinungen mit den Affecten haben. Heldenmuth und Unerſchrockenheit ſtrömen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln; Funken ſprühen aus den Augen, die Bruſt ſteigt, alle Glieder rüſten ſich gleichſam zum Streit, der Menſch hat das Anſehen des Roſſes. Schrecken und Furcht erlöſchen das Feuer

der Augen, die Glieder ſinken kraftlos und ſchwer, das Mark ſcheint in den Knochen erfroren zu ſeyn, das Blut fällt dem Herzen zur Laſt, allgemeine Ohnmacht lähmt die Inſtrumente des Lebens. Ein groſſer, kühner, erhabener Gedanke zwingt uns auf den Zehen zu ſtehen, das Haupt emporzurichten, Naſe und Mund weit aufzuſperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Ausſicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unſre Arme aus, wir wollen in's Unendliche ausfließen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachſen, auf Stürmen und Wellen dahinbrauſen; jähe Abgründe ſtürzen uns ſchwindelnd hinunter. Der Haß äußert ſich im Körper gleichſam durch eine zurückſtoßende Kraft, wenn im Gegentheil ſelbſt unſer Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmoniſch ſich miſchen. Der Stolz richtet den Körper auf, ſo wie die Seele ſteigt; Kleinmuth ſenkt das Haupt, die Glieder hangen; knechtiſche Furcht ſpricht aus dem kriechenden Gange; die Idee des Schmerzes verzerrt unſer Geſicht, wenn wollüſtige Vorſtellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten. So hat ferner der Zorn die ſtärkſten Bande zerriſſen, und die Noth beinahe die Unmöglichkeit überwunden.

Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geſchieht es, daß gerade dieſe Bewegungen auf dieſe Empfindungen erfolgen, gerade dieſe Organe bei dieſen Affecten intereſſirt werden? Iſt dies nicht eben ſo viel, als wollt' ich wiſſen, warum gerade eine ſolche Verletzung der Bandhaut die untere Kinnlade erſtarren macht?

Wird der Affect, der dieſe Bewegungen der Maſchine ſympathetiſch erweckte, öfters erneuert, wird dieſe Empfindungsart der Seele habituell, ſo werden es auch dieſe Bewegungen dem Körper. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affect dauernder Character, ſo werden auch dieſe conſenſuellen Züge der Maſchine tiefer eingegraben; ſie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, deuteropathiſch zurück, und werden endlich organiſch. So formirt ſich endlich die feſte perennirende Phyſiognomie des Menſchen, daß es beinahe leichter iſt, die Seele nachher noch umzuändern, als die Bildung.

In dieſem Verſtande alſo kann man ſagen: die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer zu ſeyn, und die erſten Jugendjahre beſtimmen vielleicht die Geſichtszüge des Menſchen durch ſein ganzes Leben, ſo wie ſie überhaupt die Grundlage ſeines moraliſchen Characters ſind. Eine unthätige und ſchwache Seele, die niemals in Leidenſchaften überwallt, hat gar keine Phyſiognomie, wenn nicht eben der Mangel derſelben die Phyſiognomie der Simpel iſt. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerſchuf und die Nutrition vollendete, dauern unangetaſtet fort. Das Geſicht iſt glatt, denn keine Seele hat darauf geſpielt. Die Augenbraunen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affect hat ſie zerriſſen. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in ſeinen Cellen; das Geſicht iſt regelmäßig, vielleicht auch ſogar ſchön; aber ich bedauere die Seele.

Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. E. der Figur und Größe der Naſe, der Augen, des Mundes, der Ohren u. ſ. w., der Farbe der Haare, der Höhe des Halſes u. ſ. f. iſt vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl ſo bald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände ſchwärmen ſollte. Wer die launigen Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen ſie ſtiefmütterlich beſtraft, und mütterlich beſchenkt hat, unter Claſſen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte ſich ſehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht ſelbſt eins werde.

Noch ein Zug von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem ſie in der Phyſiologie von groſſer Erheblichkeit iſt — ich meine die Sympathie gewiſſer Empfindungen mit den Organen, aus denen ſie kamen. Ein gewiſſer Krampf des Magens erregt in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduction dieſer Empfindung bringt rückwärts dieſen Krampf hervor. Wie geſchieht das?

Auch der Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle von Vollkommenheit.

§. 23.

Scheint ſie zu hindern.

Noch kann man ſagen: wenn auch der thieriſche Theil des Menſchen ihm alle die großen Vortheile gewährt, von denen bisher geſprochen worden, ſo bleibt er doch immer noch in einer andern Rückſicht verwerflich. Die Seele nämlich iſt ſo ſklaviſch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefeſſelt, daß die periodiſche Abſpannung dieſer letztern ihr eine thatenloſe Pauſe vorſchreibt, und ſie gleichſam periodiſch vernichtet. Ich meine den Schlaf, der, wie man nicht leugnen kann, uns wenigſtens den dritten Theil unſers Daſeyns raubt. Ferner iſt unſre Denkkraft von den Geſetzen der Maſchine äußerſt abhängig, ſo daß der Nachlaß dieſer letztern dem Gange der Gedanken plötzliches Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden offenen Pfade zur Wahrheit begriffen ſind. Der Verſtand darf kaum ein wenig auf einer Idee gehaftet haben, ſo verſagt ihm die träge Materie; die Saiten des Denkorgans erſchlaffen, wenn ſie kaum ein wenig angeſtrengt worden; der Körper verläßt uns, wo wir ſein am meiſten bedürfen.

Welche erſtaunliche Schritte — dürfte man einwenden — würde der Menſch in Bearbeitung ſeiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zuſtande ununterbrochener Intenſität fortdenken könnte? Wie würde er jede Idee in ihre letzten Elemente zerfaſern, wie würde er jede Erſcheinung bis zu ihren verborgenſten Quellen verfolgen, wenn er ſie unaufhörlich vor ſeiner Seele feſthalten könnte? — Aber es iſt nun einmal ſo, warum iſt es nicht ſo?

§. 24.

Nothwendigkeit des Nachlaſſes.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten:

1) Die angenehme Empfindung war nothwendig, den Menſchen zur Vollkommenheit zu führen, und er iſt ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.

2) Die Natur eines endlichen Weſens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Uebel exulirt nicht aus der beſten Welt, und die Weltweiſen wollen ja darin Vollkommenheit finden.

3) Die Natur eines gemiſchten Weſens bringt ſie nothwendig mit ſich, weil ſie größtentheils darauf ruht.

Alſo: Schmerz und Luſt ſind nothwendig. — Schwerer ſcheint es, aber es iſt dennoch nicht wahr,

4) Jeder Schmerz wächſt, ſeiner Natur nach, ſo wie jede Luſt, in's Unendliche.

5) Jeder Schmerz und jede Luſt eines gemiſchten Weſens zielt auf ſeine Auflöſung.

§. 23.

Erklärung.

Nämlich, das will ſo viel ſagen: Es iſt ein bekanntes Geſetz der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art ſie auch immer ſey, ſogleich eine andere ihrer Art ergreife, und ſich durch dieſen Zuwachs vergrößere. Je größer und vielfältiger ſie wird, deſto mehr gleichartige weckt ſie nach allen Directionen des Denkorgans auf, bis ſie nach und nach allgemein herrſchend wird, und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächſt demnach jede Empfindung durch ſich ſelbſt; jeder gegenwärtige Zuſtand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Dies iſt an ſich klar. Nun iſt, wie wir wiſſen, jede geiſtige Empfindung mit einer ähnlichen thieriſchen vergeſellſchaftet, d. h. mit andern Worten: jede iſt mit mehr oder weniger Nervenbewegungen verknüpft, die ſich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Alſo: ſo wie die geiſtigen Empfindungen wachſen, müſſen auch die Bewegungen im Nervenſyſtem zunehmen. Dies iſt nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß kein Nerve jemals allein leide, und ſagen: hier iſt Uebermaaß von Kraft, eben ſo viel heiße, als: dort iſt Mangel an Kraft. Alſo wächſt zugleich noch jede Nervenbewegung durch ſich ſelbſt.

Ferner iſt oben geſagt worden, daß die Bewegungen des Nervenſyſtems auf die Seele zurückwirken, und die geiſtigen Empfindungen verſtärken. Die verſtärkten Empfindungen des

Geiſtes vermehren und verſtärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Alſo iſt hier ein Cirkel, und die Empfindung muß ſtets wachſen, und die Nervenbewegungen müſſen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wiſſen wir, daß die Bewegungen der Maſchine, welche die Empfindung des Schmerzes verurſachen, dem harmoniſchen Ton zuwiderlaufen, durch den ſie erhalten wird, d. h. daß ſie Krankheit ſind. Aber Krankheit kann nicht in's Unendliche wachſen; alſo endigen ſie ſich mit der totalen Deſtruction der Maſchine. In Abſicht auf den Schmerz iſt es alſo erwieſen, daß er auf den Tod des Subjects abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zuſtande des angenehmen Affects ſind ja ſo harmoniſch, der Fortdauer der Maſchine ſo günſtig; der Zuſtand der größten Seelenluſt iſt ja der Zuſtand des größten körperlichen Wohls; — ſollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affect den Flor des Körpers in's Unendliche verlängern? — Dieſer Schluß iſt ſehr übereilt. In einem gewiſſen Grade der Moderation ſind dieſe Nervenbewegungen heilſam und wirklich Geſundheit. Wachſen ſie über dieſen Grad hinaus, ſo können ſie wohl höchſte Activität, höchſte augenblickliche Vollkommenheit ſeyn; aber dann ſind ſie Exceß der Geſundheit, dann ſind ſie nicht mehr Geſundheit. Nur diejenige gute Beſchaffenheit der natürlichen Actionen heißen wir Geſundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher liegt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Actionen befeſtigen. Alſo gehört die Beſtimmung des Fortdauernden weſentlich mit in den Begriff der Geſundheit.

So hat z. B. der Körper des entkräftetſten Wollüſtlings im Moment der Ausſchweifung ſeine höchſte Harmonie erreicht, aber ſie iſt nur augenblicklich, und ein deſto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Ueberſpannung nicht Geſundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der übertriebene Vigor der phyſiſchen Actionen den Tod ſo ſehr beſchleunigt, als die höchſte Disharmonie oder die heftigſte Krankheit. Und alſo reißen uns beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tode entgegen, wenn nicht etwas vorhanden iſt, das ihn Wachsthum beſchränkt.

§. 26.
Vortrefflichkeit dieſes Nachlaſſes.

Und eben dieſes leiſtet nun der Nachlaß der thieriſchen Natur. Eben dieſe Einſchränkung unſrer zerbrechlichen Maſchine, die unſern Gegnern einen ſo ſtarken Einwurf wider ihre Vollkommenheit ſchien geliehen zu haben, mußte es auch ſeyn, die alle die übeln Folgen verbeſſerte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieſes Hinſinken, dieſes Erſchlaffen der Organe, worüber die Denker ſo klagen, verhindert, daß uns unſre eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibt, und läßt es nicht zu, daß unſere Affecte in immer ſteigenden Graden zu unſerm Verderben fortwachſen. Sie zeichnet jedem Affect die Perioden ſeines Wachsthums, ſeiner Höhe und ſeiner Defervescenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erſtirbt, die den empörten Geiſtern Zeit läßt, wiederum ihren harmoniſchen Ton zu nehmen, und den Organen, ſich wiederum zu erholen. Daher die höchſten Grade des Entzückens, des Schreckens und des Zorns dieſelben ſind, nämlich Ermattung, Schwäche und Ohnmacht.

Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unſer Shakſpeare ſagt, »den verworrenen Knäul der Sorgen auseinander löſet, das Bad der wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, der zweite Gang der großen Natur iſt.« Unter dem Schlaf ordnen ſich die Lebensgeiſter wiederum in jenes heilſame Gleichgewicht, das die Fortdauer unſers Daſeyns ſo ſehr verlangt. Alle jene überſpannten Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden jetzt in der allgemeinen Erſchlaffung des Senſoriums aufgelöſt, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum hergeſtellt, und ruhiger grüßt der neuerwachte Menſch den kommenden Morgen.

Auch in Hinſicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Werth und die Wichtigkeit dieſes Nachlaſſes nicht genug bewundern. Eben dieſe Einrichtung brachte es mit ſich, daß manche, die nicht minder glücklich ſeyn ſollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert wurden, und das Loos der Unterdrückung davon trugen. Eben ſo mußten wiederum viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geiſtes- und Lei-

beskraft in raſtloſer Thätigkeit foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranken, ſo das unvernünftige Vieh. Der Schlaf verſiegelt gleichſam das Auge des Kummers, nimmt dem Fürſten und Staatsmann die ſchwere Bürde der Regierung ab, gießt Lebenskraft in die Adern des Kranken, und Ruhe in ſeine zerriſſene Seele. Auch der Tagelöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mishandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menſchen. Alle Sorgen und Laſten der Geſchöpfe begräbt der Schlaf, ſetzt Alles in's Gleichgewicht, rüſtet jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

§. 27.

Trennung des Zuſammenhangs.

Endlich dann auf dem Zeitpunkt, wo der Geiſt den Zweck ſeines Daſeyns in dieſem Kreiſe erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch ſeinen Körper unfähig gemacht, weiter ſein Werkzeug zu ſeyn. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Flors ſcheinen nur bis auf dieſe Epoche zu reichen. Die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unſrer phyſiſchen Natur eine ſolche Sparſamkeit beobachtet, daß, ungeachtet der ſteten Compenſationen, doch die Conſumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus misbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus ſeinem Keim, ſich entwickle.

Die Materie zerfährt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältniſſen durch die Reihe der Natur wandern, andern Abſichten dienen. Die Seele fährt fort, in andern Kreiſen ihre Denkkraft zu üben, und das Univerſum von andern Seiten zu beſchauen. Man kann freilich ſagen, daß ſie dieſe Sphäre im geringſten noch nicht erſchöpft hat, daß ſie ſolche vollkommner hätte verlaſſen können. Aber weiß man denn, daß dieſe Sphäre für ſie verloren iſt? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verſtehn, aber vielleicht verſtehn wir es in einigen Jahren beſſer.

Die Räuber.

Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. *)

1782.

Das einzige Schauspiel auf Würtembergischen Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ungefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist der Vater von zween Söhnen, Karl und Franz, die sich an Character sehr unähnlich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talent und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, stürzt in Excesse und Schulden, und muß zuletzt mit einem Trupp seiner Spiesgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hause bei dem Vater, und da er schadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten seines Bruders zu seinem eignen Vortheil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Inhalts unterzuschieben, und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab, und ihn enterbte.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räuber-Complot, wird ihr Anführer, und führt sie in die Böhmischen Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters, und hätte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von diesem Schritte alles zu besorgen, der

*) S. diese Selbstkritik Schiller's nach der Mannheimer Theaterausgabe der Räuber vom J. 1782 in dem Würtembergischen Repertorium der Literatur. 1782. St. 1. Nr. 9. S. 134 u. f.

außerdem noch Absichten auf Amalie'n hatte, durch eine ersonnene List alles vereitelt hätte. Er unterrichtete nämlich einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Karl'n, die erdichtete Zeitung vom Tode dieses letztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Documenten. Der Streich gelang, die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbette, und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand verfiel, den Jedermann für den Tod erklärte. Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte, benutzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß, und brachte den Vater, mit Hülfe seines gedungenen Handlangers, in einen abgelegenen Thurm, ihn dort, fern von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schreckte die kleinen Tyrannen und autherisirten Beutelschneider; aber sein Beutel war der Nothdurft geöffnet und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Diebereien; sein Weg ging gerade; er hätte sich eher zehn Mordthaten, als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten foderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt. Aber der zur Verzweiflung gehetzte Abentheurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhaft durch, und entrann glücklich aus Böhmen. Jetzt verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte, und ihn zu dem Entschlusse bewog, Vaterland und Geliebte wiederzusehen, welchen er auch schleunig in's Werk setzte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner

Büberei. Nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstigen Bestürmungen. Karl erscheint unter einem vorgeblichen Namen. Wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht. Nur die Liebe, die sich niemals verleugnet, verweilt über dem sonderbaren Fremdling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung. Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsinnigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht, erräth, überzeugt sich, und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweitenmal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdeß war schon der Eindruck von Karl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß von Seiten des ersten vonnöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte, und doch nicht besitzen konnte. Er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Walde. Es war der nämliche, worin sein Vater im Thurm verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Hermann (so hieß Franz'ens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hülfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brunnen seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurm zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen, und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen, sein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater vor Entsetzen stirbt. Auch jetzt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glücklichste zu werden; aber die schwürige Bande steht wider ihn auf, und erinnert ihn an den feier-

sich geschworenen Eid. Karl, auch im größten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dies unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst den Händen der Justiz zu überliefern. —

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist; daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fließen; daß es in den Händen eines bessern Kopfs ein Originalstück werden müsse. Es fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte. *) Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth statt findet, daß sich seine Werke und Schicksale nothwendiger Weise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht); außerdem, daß die hitzigsten Angriffe und Cabalen des Lasters nur Windengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Parthei der Verlierer schlagen — ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht — außerdem, sag' ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle, und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe; denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

*) S. die in den Schriften von H. P. Sturz (Samml. 2. S. 1 u. f.) befindlichen Denkwürdigkeiten von J. J. Rousseau.

Räuber aber ſind die Helden des Stücks, Räuber: und einer, der auch Räuber niederwägt, ein ſchleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären ſoll, daß wir um ſo wärmer ſympathiſiren, je weniger wir Gehülfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausſtößt, unſre Thränen in die Wüſte nachtragen; daß wir lieber mit Cruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühl der Welt mitſchwimmen. Dies wenigſtens iſt es, was uns in vorliegendem Stück an die ſo äußerſt unmoraliſchen Gaunerhorden feſtbindet. Eben dieſes eigenthümliche Corpus, das ſie der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber formiren, ſeine Beſchränkungen, ſeine Gebrechen, ſeine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen. Aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unſern Beitritt — welches zugleich auch unſerm Stolze ſchmeichelt — ihre leichte unmoraliſche Schale ſo lange beſchweren zu müſſen, bis ſie waagrecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entfernterm Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto nähern hat unſer Herz zu ihnen. — Ein Menſch, an den ſich die ganze Welt knüpft, der ſich wiederum an die ganze Welt klammert, iſt ein Fremdling für unſer Herz. Wir lieben das Ausſchließende in der Liebe überall.

Der Dichter führte uns alſo in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unſre Aufmerkſamkeit weilt. Wir haben eine ſo ziemlich vollſtändige Oekonomie der ungeheuerſten Menſchenverirrung, ſelbſt ihre Quellen ſind aufgedeckt, ihre Reſſorts angegeben, ihre Cataſtrophe iſt entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der ſittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch einige Pinſelſtriche Menſchlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir ſind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimaſſen des Laſters herauszuleſen, als eben denſelben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern. Eine Roſe in der ſandigen Wüſte entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den heſperiſchen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Geſetz als Idealen moraliſcher Häßlichkeit die Menſchheit abgeriſſen hat, erheben wir auch ſchon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, ſo wie wir im Gegentheil all' unſern Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines zwi-

gen Hangs, alles in den Kreis unſrer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor, und Engel herunter.

Noch einen zweiten Kunſtgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen ſchleichenden entgegenſetzte, der ſeine ſcheußlichern Verbrechen mit günſtigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf dieſe Art legen wir nach unſrer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Beſtraften. Der erſte iſt um ſo viel ſchwärzer, als er glücklicher, der zweite um ſo viel beſſer, als er unglücklicher iſt. Endlich hat der Verfaſſer, vermittelſt einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen Verbrecher mit tauſend Fäden an unſer Herz geknüpft. — Der Mordbrenner liebt, und wird wieder geliebt.

Räuber Moor iſt nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich nicht irre, dankt dieſer ſeltene Menſch ſeine Grundlage dem Plutarch und Cervantes *), die durch den eignen Geiſt des Dichters, nach Shakſpeariſcher Manier, in einem neuen, wahren und harmoniſchen Character unter ſich amalgamirt ſind. In der Vorrede zum erſten Plan iſt der Hauptriß von dieſem Character entworfen. Die gräßlichſten ſeiner Verbrechen ſind weniger die Wirkung bösartiger Leidenſchaften, als des zerrütteten Syſtems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben Preis giebt, umfaßt er ſeinen Moller mit ungeheurem Enthuſiasmus; weil er ſein Mädchen zu feurig liebt, um ſie verlaſſen zu können, ermordet er ſie; weil er zu edel denkt, ein Sclave der Leute zu ſeyn, wird er ihr Verderber. Jede niedrige Leidenſchaft iſt ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wühlet in einen Univerſalhaß gegen das ganze Menſchengeſchlecht aus. »Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen!« —

Zu groß für die kleine Neigung niedrer Seelen, Geſchorten im Laſter und Elend zu haben, ſagt er zu einem Freiwilligen: »Verlaß dieſen ſchrecklichen Bund! — Lern' erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinſpringſt. Folge mir! mir! und

*) Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

mach' dich eilig hinweg!« Eben dieſe Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erſtaunenswerthe Gegenwart des Geiſtes. Man erblicke ihn umzingelt in den Böhmiſchen Wäldern, wie er ſich aus der Verzweiflung ſeiner Wenigen eine Armee wirbt. — Den großen Mann vollendet eine raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüſte ſodert ſich zu ſammeln, und eine Ewigkeit ſie zu entwickeln! — Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vorhang gefallen iſt. Er ging auf wie ein Meteor, und ſchwindet wie eine ſinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken, wie Franz, der jüngere Moor iſt, auf die Bühne zu bringen — oder beſſer (der Verfaſſer geſteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenſtande der bildenden Kunſt zu machen, heißt mehr gewagt, als das Anſehen Shakſpear's, des größten Menſchenmalers, der einen Jago und Richard erſchuf, entſchuldigen; mehr gewagt, als die unglückſeligſte Plaſtik der Natur verantworten kann. Wahr iſt es — ſo gewiß dieſe letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendſte Phantaſie des Carricaturiſten hinter ſich läßt; ſo gewiß ſie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuſten Copiſten nicht ſelten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen: ſo wenig wird ſie dennoch dieſe Idee unſers Dichters mit einem einzigen Beiſpiel zu rechtfertigen wiſſen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tauſendjährigen Vorbereitung, ſo unbändig über die Ufer träte; wenn ich dies auch zugeben könnte, ſündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre erſten Geſetze, der dieſes Monſtrum der ſich ſelbſt befleckenden Natur in eine Jünglingsſeele verlegt? Noch einmal zugegeben, es ſey ſo möglich: wird nicht ein ſolcher Menſch erſt tauſend krumme Labyrinthe der Selbſtverſchlimmerung durchkriechen, tauſend Pflichten verletzen müſſen, um ſie gering ſchätzen zu lernen — tauſend Rührungen der zum Vollkommenen ſtrebenden Natur verfälſchen müſſen, um ſie belachen zu können? Mit Einem Wort, wird er nicht erſt alle Auswege verſuchen, alle Verirrungen erſchöpfen müſſen, um dieſes abſcheuliche non plus ultra mühſam zu erklettern?

Die moraliſchen Veränderungen kennen eben ſo wenig einen Sprung, als die phyſiſchen. Auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu ſehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr ſeine ſolche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch ſo viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Menſch neigt ſich urſprünglich zum Verderblichen; ich glaub' es nicht und denke vielmehr überzeugt zu ſeyn, daß der Zuſtand des moraliſchen Uebels im Gemüth eines Menſchen ein ſchlechterdings gewaltſamer Zuſtand ſey, welchen zu erreichen zuvörderſt das Gleichgewicht der ganzen geiſtigen Organiſation — wenn ich ſo ſagen darf — aufgehoben ſeyn muß, ſo wie das ganze Syſtem der thieriſchen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durch einander geworfen ſeyn müſſen, ehe die Natur einem Fieber oder Convulſionen Raum giebt.

Unſerm Jüngling, aufgewachſen im Kreiſe einer friedlichen ſchuldloſen Familie — woher kam ihm eine ſo herzverderbliche Philoſophie? Der Dichter läßt uns dieſe Frage ganz unbeantwortet. Wir finden zu all' den abſcheulichen Grundſätzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armſelige Bedürfniß des Künſtlers, der um ſein Gemälde auszuſtaffiren, die ganze menſchliche Natur in der Perſon eines Teufels, der ihre Bildung uſurpirt, an den Pranger geſtellt hat.

Es ſind nicht ſowohl gerade die Werke, die uns an dieſem grundloſen Menſchen empören; es iſt auch nicht die abſcheuliche Philoſophie; es iſt vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn dieſe zu jenen beſtimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreiſe Vagabunden dergleichen ausſchweifende Bonmots über Moralität und Religion — unſer inneres Gefühl empört ſich dabei. Aber wir glauben noch immer unter Menſchen zu ſeyn, ſo lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals ſo grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf ſich nimmt.

Wiederum liefert uns die Geſchichte Subjecte, die unſern Franz an unmenſchlichen Thaten weit hinter ſich laſſen *);

*) Man erzählt von einem Spitzbuben, der mit Gefahr ſeines Lebens Perſonen, die er nicht einmal kannte, auf die abſcheulichſte Weiſe maſſakrirte; wiederum von einem andern, der ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarſchaft an ſich lockte und verzehrte.

und doch schüttelt uns dieser Character so sehr. Man kann sagen, dort wissen wir nur die Facta, unsere Phantasie hat Raum, solche Triebfedern dazu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien, wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt. Unsere Phantasie wird durch historische Facta gefesselt; wir entsetzen uns über die gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns zu leicht und lustig zu seyn, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderung. Tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht. Aber es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Todtschlag wirklich zu begehen.

Franz sagt uns in einem Monologe einen wichtigen Grund: »Verflucht sey die Thorheit unsrer Ammen und Wärterinnen, die unsre Phantasie mit schrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauer die Glieder des Mannes noch in freslige Angst rütteln, unsre kühnste Entschlossenheit sperren« u. s. w. Aber wer weiß es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind?

In der neuen Auflage des Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Böſewicht hat seinen Helfershelfer verloren, und ist gezwungen, seine eignen Hände zu brauchen. — »Wie? wenn ich selbst hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? Ein verwundeter Mann ist ein Knabe! — Frisch! ich will's wagen!« (er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen). »Wer schleicht hinter mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller! (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen). »Durch meine Knochen Zermalmung! Nein! ich will's nicht thun u. s. w.« Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder seyn; aber er wird seinen Bravo an der Seite haben, und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist dies Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann ſind auch die Raiſonnements, mit denen er ſein Laſterſyſtem aufzuſtutzen verſteht, das Reſultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die ſie vorausſetzen, hätten ihn nothwendig veredeln ſollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Muſen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonſt iſt dieſer Character, ſo ſehr er mit der menſchlichen Natur misſtimmt, ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt. Der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menſchen überhüpft hatte. Dieſer Character iſt ein eigenes Univerſum, das ich gern jenſeits der ſublunariſchen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartirt wiſſen möchte. Seine untreue Seele ſchlüpft geſchmeidig in alle Masken, und ſchmiegt ſich in alle Formen. Beim Vater hört man ihn beten; ſchwärmen neben dem Mädchen, und neben dem Handlanger läſtern. Kriecherd, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verſtändig genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, nie ſo gerecht, ſie bei ſich ſelbſt zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindſamen Helden. Vollgepfropft von ſchweren entſetzlichen Geheimniſſen, daß er ſelbſt ſeinen Wahnwitz für einen Verräther hält. Nachdem er aus einer Raſerei, die ſich in Ohnmacht verlor, zu ſich ſelbſt gebracht wird — »Was hab' ich geſagt? Merkt nicht drauf? ich hab' eine Lüge geſagt, es ſey, was es wolle.« Endlich in der unglücklichen Cataſtrophe, wo er menſchlich leidet? Wie ſehr beſtätigt dies die allgemeine Erfahrung wieder? Wir rücken ihm näher, ſobald er ſich uns nähert; ſeine Verzweiflung fängt an uns mit ſeiner Abſcheulichkeit zu verſöhnen. Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menſchen weinen machen; wir zittern für ihn, und über eben das, was wir ſo heißgrimmig auf ihn herabwünſchten. Selbſt der Dichter ſcheint ſich am Schluß ſeiner Rolle für ihn erwärmt zu haben. Er verſuchte durch einen Pinſelſtrich ihn auch bei uns zu veredeln: »Hier! nimm dieſen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht dieſe Buben kommen und ihren Spott mit mir treiben!« — Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine, kriechende Seele!

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur Ein Frauenzimmer. Man erwartet also billig im Character dieser Einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abentheurer steht; wenigstens wird man von den wilden, stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberscenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen, und hat uns um das Natürliche gebracht.

Räuber war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leisern Flötenklang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all' der schönen Empfindungen, all' der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Wesen — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig. Ihr Roman bleibt durch die drei ersten Acte immer auf eben derselben Stelle stehen, (so wie — beiläufig zu sagen — das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat; und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen Andern zu ersetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen, und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat; ahne auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte. Kein zukünftiges Schicksal ist angekündigt oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Acts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.

Dies ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist.

Aber vom vierten Act an wird er ganz wieder er ſelbſt. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die intereſſante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in ſeinem Strahle, erwärmt ſich an ſeinem Feuer, ſchmachtet neben dem Starken, und iſt ein Weib neben dem Mann. Die Scene im Garten, welche der Verfaſſer in der neuen Auflage verändert liefert, iſt ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbſtgeſpräch, worin ſie gegen die Liebe zu Karl'n (der unter einem fremden Namen ihr Gaſt iſt) als gegen einen Meineid kämpft, erſcheint er ſelbſt:

Räuber Moor.

Ich kam, um Abſchied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia.

Gehen Sie, Graf — Bleiben Sie — Glücklich! glücklich! Wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor.

Glücklich wären Sie dann geweſen? — Leben Sie wohl!

Amalia.

Um Gottes willen! Bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung! (die Hände ringend) Gott! und warum war ſie es nicht? — Graf, was that Ihnen das Mädchen, daß Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerſtören?

R. Moor.

Sie erinnern mich, Fräulein!

Amalia.

Mein Herz ſo rein, ehe meine Augen Sie ſahen! — O daß die erblindeten dieſe Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor.

Mir! mir dieſen Fluch, mein Engel! Dieſe Augen ſind unſchuldig, wie dies Herz.

Amalia.

Ganz ſeine Blicke! — Graf, ich beſchwöre Sie, kehren Sie dieſe Blicke von mir, die mein Innerſtes durchwühlen! Ihn — ihn ſelbſt heuchelt ſie mir in dieſen Blicken vor, Phantaſie, du Verrätherin. — Gehen Sie! Kommen Sie in Crocodillgeſtalt wieder, und mir iſt beſſer.

R. Moor
(mit dem vollen Blick der Liebe.)

Du lügſt, Mädchen!

Amalia (zärtlicher.)

Und ſollteſt du falſch ſeyn, Graf? Sollteſt du kurzweilen mit meinem ſchwachen weiblichen Herzen? — Doch wie kann Falſchheit in einem Auge wohnen, das ſeinen Augen aus dem Spiegel gleicht? — Ach! und erwünſcht! wenn es auch wäre! Glücklich! wenn ich dich haſſen müßte! — Weh mir! wenn ich dich nicht lieben könnte!

R. Moor
(drückt ihre Hand wüthend an den Mund.)

Amalia.

Deine Küſſe brennen wie Feuer.

R. Moor.

Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia.

Geh — noch iſt es Zeit! — Noch! — Stark iſt die Seele des Mannes! — Feuere mich an mit deinem Muth, Mann mit der ſtarken Seele!

R. Moor.

Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier — (das Haupt an ihre Bruſt gedrückt,) und hier will ich ſterben.

Amalia.

Weg! laß mich! — Was haſt du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! Gottloſes Feuer ſchleicht in meinen Adern — (ſie ſträubt ſich ohnmächtig gegen ſeine Beſtürmungen.) Und mußteſt du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerſtören, die dem Tode trotzte? (ſie drückt ihn feſter an die Bruſt.) Gott vergebe dir's, Jüngling! u. ſ. f.

Der Ausgang dieſer Scene iſt höchſt tragiſch, ſo wie ſie überhaupt die rührendſte und entſetzlichſte iſt. Der Graf hat ihr den Trauring, den ſie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger geſpielt, ohne daß ſie ihn erkannt hätte. Nun iſt er mit ihr am Ziele — wo er ſie verlaſſen, und ſich ihr zu erkennen geben ſoll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geſchichte, die ſie für eine andere auslegt, war ſehr intereſſant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Scene endet alſo:

R. Moor.

Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia.

Unglücklich! daß ſie dich von ſich ſtieß!

R. Moor.

Unglücklicher, weil ſie mich zwiefach umwindet.

Amalia.

O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie ſey meine Schweſter, und dann noch eine beſſere Welt —

R. Moor.

Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entſetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia

(etwas bitter.)

Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor.

Alle — wenn ſie wähnen, einen Engel zu umfaſſen, und ein Todtſchläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! ſie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia

(im Ausdruck der heftigſten Rührung.)

Ich beweine ſie!

R. Moor

(nimmt ſtillſchweigend ihre Hand, und hält ihr den Ring vor die Augen.)

Weine über dich ſelber!

(er ſtürzt hinaus.)

Amalia

(niedergeſunken.)

Karl! Himmel und Erde!

Noch wäre ein Wort über die zweideutige Cataſtrophe der ganzen Liebesgeſchichte zu ſagen. Man fragt, war es tragiſch, daß der Liebhaber ſein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es nothwendig? War kein minder ſchrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das letzte zuerſt antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchſt undramatiſch wäre eine Re-

ſignation geweſen. Zwar vielleicht dieſe letzte möglich und ſchön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerſt widrig auf Seiten des Mädchens? Soll ſie heimgehen und ſich tröſten über das, was ſie nicht ändern kann? Dann hätte ſie nie geliebt. Soll ſie ſich ſelbſt erſtechen? Mir ekelt vor dieſem alltäglichen Behelf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abſchlachten, damit dem hungrigen Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter ſelbſt, und beantworte ſich dann gelegentlich auch die übrigen Fragen. Räuber Moor hat Amalie'n auf einen Stein geſetzt, und entblößt ihr den Buſen.

M. Moor.

Schaut dieſe Schönheit, Banditen! — Schmelzt ſie euch nicht? — Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt — angebetet! Bis an's Thor des Paradieſes bin ich gekommen — Sollten mich meine Brüder zurückſchleudern?

(Die Räuber ſtimmen ein Gelächter an.)

M. Moor
(entſchloſſen.)

Genug! Bis hieher, Natur! Jetzt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegentretend mit Majeſtät) euer Hauptmann. Mit dem Schwert wollt ihr mit einem Herrn rechten, Banditen? (mit gebietender Stimme:) Streckt die Gewehre! Euer Herr ſpricht mit euch!

(Die Räuber laſſen zitternd ihre Waffen fallen.)

M. Moor.

Seht! Nun ſeyd ihr nichts mehr, als Knaben, und ich — bin frei. Frei muß Moor ſeyn, wenn er groß ſeyn will. Um ein Elyſium voll Liebe iſt mir dieſer Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt Größe zu nennen. Der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit. Thaten, wie dieſe, überlegt man, wenn ſie gethan ſind. Ich will hernach davon reden (er ermordet das Mädchen.)

Die Räuber preiſen den Sieg ihres Fürſten. Aber nun ſeine Empfindungen nach der That:

R. Moor.

Nun iſt ſie mein (indem er ſie mit dem Schwerte bewacht.) Mein — oder die Ewigkeit iſt die Grille eines Dummkopfs geweſen. Eingeſegnet mit dem Schwerte, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all' den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß! — Und er muß ſüß geweſen ſeyn der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia

(ſterbend im Blut.)

Süß. (ſtreckt die Hand aus und ſtirbt.)

R. Moor

(zu der Bande.)

Nun, ihr erbärmlichen Geſellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande. — Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet, Banditen! Wir ſind quitt. Auf dieſer Leiche liegt meine Handſchrift zerriſſen — Euch ſchenk' ich die Eurige, u. ſ. f.

Offenbar krönt dieſe Wendung das ganze Stück, und vollends den Character des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er ſoll zärtlich und ſchwach ſeyn, und iſt klagend und kindiſch. Man ſieht es ſchon daraus, daß er die Erfindungen Franz'ens, die an ſich plump und vermeſſen genug ſind, gar zu einfältig glaubt. Ein ſolcher Character kam freilich dem Dichter zu ſtatten, um Franz'en zum Zweck kommen zu laſſen. Aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß, allem Anſehn nach, ſeinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, ſeine ganze Klugheit an ihm zu verſchwenden. Ueberhaupt muß ich in der Critik dieſes letztern noch nachholen, daß ſein Kopf mehr verſpricht, als ſeine Intriguen erfüllen, welche, unter uns geſagt, abentheuerlich, grob und romanhaft ſind.

So miſcht ſich in die Bedauerniß über den Vater ein gewiſſes verachtendes Achſelzucken, das ſein Intereſſe um vieles ſchwächt. So gewiß zwar eine gewiſſe Paſſivität des Beleidigten unſern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt, als eine Selbſtthätigkeit des erſtern, ſo gehört doch immer ein Grad von

Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessiren — und wenn diese Hochachtung nicht auf intellectuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? — Auf die moralischen? — Man weiß, wie genau sich diese letztern mit den erstern amalgamiren müssen, um anziehend zu seyn. Ueberdieß ist der alte Moor mehr Betschwester, als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und, unserer Meinung nach, hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Acte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann — das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte! — Doch der Dichter ist ja auch Arzt, und wird ihm schon seine Diät vorgeschrieben haben.

In den contrastirenden Characteren der Räuber Moller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verfasser glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermann's, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Acts die beiden Schurken an einander zerschlagen. So wie sich der Character Hermann's erhob, wurde der Character des alten Daniel in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben, und im Ganzen weniger poetisch seyn. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Orte biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumige Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt seyn. Das Mädchen hat nur zu viel im Klopstock gelesen.

Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakspeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblähung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte und am durchdringendsten bewegte,

ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zu der Ode verweiſen.

Gewiſſe hiſtoriſche Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage iſt die Geſchichte in die Errichtung des deutſchen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charactere und der Fabel modern zugeſchnitten. Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charactere blieben. So entſtand ein buntfärbiges Ding, wie die Hoſen des Harlekin; alle Perſonen ſprechen zu ſtudirt; jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchahen oder geſtattet werden durften.

Auch ſollte durchgängig mehr Anſtand und Milderung beobachtet ſeyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anſchaulichen Kunſt erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfaſſer kann einwenden: ich habe Räuber geſchaffen, und Räuber beſcheiden zu ſchildern, wär' ein Verſehen gegen die Natur. Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geſchildert?

Nun das Stück von Seiten ſeiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (beſonders, wenn er ſie mitbringt); Halbdenkern und äſthetiſchen Maulaffen darf man es kühnlich confiſciren.

Endlich der Verfaſſer — man fragt doch gern nach dem Künſtler, wenn man ſein Tableau umwendet. — Seine Bildung kann ſchlechterdings nur anſchauend geweſen ſeyn. Daß er keine Critik geleſen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich ſeine Schönheiten, und noch mehr ſeine coloſſaliſchen Fehler. Er ſoll ein Arzt bei einem Würtembergiſchen Grenadier-Bataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis eben ſo lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Cur übergeben.

Zueignung
der Anthologie auf das Jahr 1782. *)

Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeschrieben.

Großmächtigster Czar alles Fleisches,
Allezeit Vermehrer des Reichs,
Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an deiner Nase vorbei, in's Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten: denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brod schmeckt gut. Nein, dediciren will ich dir's lieber: so bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdest.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem äskulapischen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkar's den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu schlagen um die Stahlische Seele, aus dem Felde zu schlagen mit Sturm die Trotzige, die deine Sporteln schmälert, und deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatz des Archäus

*) (Angeblich) Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsk. Mit einer Vignette des Apollo. 271 Seiten in 8. Vergl. über dies, gänzlich aus den Augen des Publikums verschwundene Werk, Schillers Leben von Heinrich Doering. 2te Ausgabe. Weimar 1824. S. 59 u. f. — Unter der obigen Zueignung hat sich Schiller mit Y unterzeichnet.

hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzfahnkarte. — Dafür nun — denn eine Ehre iſt werth der andern — wirſt du mir auswirken den köſtlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Welle an Galgen und Rade vorübergeleitet. —

Jusque datum sceleri. —

Ei ja doch! Thue das, geldiger Mäcenas! Denn ſiehſt du, ich möchte doch nicht gern, daß mir's gienge wie meinen tollkühnen Collegen und Vettern, die mit Stilet und Sackpuffern bewaffnet, in finſtern Hohlwegen Hof halten, oder im unterirdiſchen Laboratorium das Wunderpolychreſt miſchen, das, wenn's hübſch fleißig genommen wird, unſere politiſche Naſen über kurz oder lang mit Thronvacaturen und Staatsfiebern kitzelt. — D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! — Es iſt ein gut Ding um gerade Glieder!

Ob du auch deinen Zahn auf Oſtern oder Michaelis gewetzt haſt? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt! — Juchheiſa, Dürrer! — wird ein königliches Freſſen geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerei und Brunſt, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbſt der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Peſt, deine gewaltigen Jäger, haben dir ſchon ſo manche fette Menſchenjagd gehalten. Geiz und Golddurſt, deine mächtigen Kellermeiſter, trinken dir ganze ſchwimmende Städte im ſprudelnden Kelch des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die rareſten Gerichte mit Feſtgepränge auf die Tafel geſetzt hat. — Und doch — wer hat dich je ſatt geſehen, oder über Indigeſtion dich klagen gehört? — Eiſern iſt deine Verdauung, grundlos deine Gedärme!

Puh! — Ich hätte dir noch ſo manches zu ſagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme. — Du biſt ein garſtiger Schwager. — Geh — du machſt dir Rechnung, hör' ich, eine Generalcollation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philoſophien und Putzwerk in den Rachen fliegen ſollen. — Guten Appetit, wenn's ſo weit kommt! — Doch, Hungerwolf, der du biſt, ſiehe zu, daß du dich da nicht übereſſeſt, und deinen ganzen Fraß haarklein wiedergeben muſt, wie dir's ein gewiſſer Athenienſer, der dir gar nicht wohl will, prophezeiht hat.

Vorrede

zur Anthologie auf das Jahr 1782. *)

Tobolsko, den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incalnere Triones. — Blumen in Sibirien? — Dahinter ſteckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn ihr euch auf den Kopf ſtelltet! es iſt nicht anders! Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen verſuchen. Sind nicht ſchon Europäer genug zu uns Stiefſöhnen der Sonne gekommen, und durch unſern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein beſcheidnes Blümchen zu pflücken? Schande unſern Ahnen — wir wollen ſie ſelbſt ſammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren! — Zertretet ſie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels! —

Aber im Ernſt zu reden — das eiſerne Gewicht des Vorurtheils, das ſchwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, fordert einen ſtärkern Hebel, als den Enthuſiasmus einiger Wenigen, und auch ein feſteres Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drei Patrioten. Doch wenn auch ſchon dieſe Anthologie euch leckerhafte Europäer, ſo wenig als — wenn ich den Fall ſetze — unſer Muſenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall ſetzen wollte — hätten können geſchrieben haben, mit uns Schneemännern verſöhnen wird; ſo bleibt ihr doch mindeſtens das Verdienſt, Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Deutſchland dem ausröchelnden Geſchmack den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu ſprechen belieben.

---

*) Ebenfalls mit Y unterzeichnet.

Wenn eure Homere im Schlafe reden, und eure Herkuleſſe Mücken mit ihren Keulen erſchlagen — wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vocation auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leyerklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meſſing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar mögt ihr oft auch bei uns Papiergeld ſtatt ruſſiſcher Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entſchuldigen alles.

So geh' denn hin, Sibiriſche Anthologie — Geh — du wirſt manchen Süßling beſeligen, wirſt vor ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinen zärtlichen Kuß verrathen. — Geh — du wirſt in den Aſſembleen und Stadtviſiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen, und vielleicht eine Circaſſienne ablöſen, die ſich im Platzregen der Läſterung müde geſtanden hat. — Geh — du wirſt die Küche mancher Critiker berathen; ſie werden dein Licht fliehen, und ſich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! — Schon hör' ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirthbaren Forſt, und hülle mich angſtvoll in meinen Zobel.

Ankündigung der Mannheimer Dramaturgie.*)

1784.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer dramaturgiſchen Monatsſchrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beſchaffenheit dem deutſchen Publikum vorlegt, entſchloß ich mich, dieſes Werk anzugreifen, und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von dieſem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran gienge eine Geſchichte des hieſigen Theaters von ſeinem erſten Anfang an bis auf die jetzige Zeit, mit ſeinen Hauptrevolutionen und dem Verdienſt ſeiner Unternehmer.
2) Dann folgte eine Generalüberſicht von Direction, Oekonomie, Polizei, und dem gegenwärtigen herrſchenden Geſchmack auf derſelben.
3) Das Perſonale der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte, Rollenfach, Debüts, und die individuelle Critik über einen jeden beſonders.
4) Ein Verzeichniß der vorzüglichſten, auf dieſer Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.
5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats, und die Beſchließungen des Ausſchuſſes oder Theaterſenats.
6) Aufſätze über die dramatiſche Kunſt, theils von Schauſpielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze Syſtem dieſer Kunſt enthalten würden.

---

*) S. Schillers Briefe an den Freiherrn von Dalberg. Carlsruhe 1819. S. 120 u. f. Dieſe Zeitſchrift kam nicht zu Stande. Vergl. Schillers Leben von Heinrich Doering. 2te Ausgabe. Weimar 1824. S. 84 u. f.

7) Preisaufgaben von der Intendanz, und deren Entscheidung.
8) Für Anecdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel unter dem Namen Beilage oder Miscellaneen ausgesetzt.

Den Herausgeber dieses Werks in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Maaß seiner Kräfte und freiem unbefangenen Kunstgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er durch eine anständige Vergütung von Seiten des Theaters unterstützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen. Wenn also die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, so ihr aus Vollendung dieses Werks zufließen, mit einem Aufwande von funfzig Dukaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichst vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift, verspreche, solche mit Anfang des August 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des Uebrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Churfürstl. hohe Theatralintendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu wagen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfs den Herausgeber zur Ausführung desselben zu bestimmen.

Mannheim, den 2. July 1784.

Fr. Schiller.

Ankündigung der Rheinischen Thalia. *)

1784.

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Speculation eines Kaufmanns sich flüchtete. — Der Mecen meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten, aber es unsrer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige, woran ich appelliren kann. Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Ausschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models

*) S. Deutsches Museum. Dezember 1784. S. 364 u. f.

von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte, jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur gieng in dem regelmäſſigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn, — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius in die Welt ſetzt.

Ich meine die Räuber. Dies Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſey das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Flugſchriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir noch einer begegnete.

Die Räuber koſteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer flieſſt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das ungeheſſt und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung — zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle anſtändig halte, gegen denjenigen mich zu ſtellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beiſpiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranze dieſer

Fürſten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsſchule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn ſie auch gerade das meinige verfehlt haben ſollte.

Nunmehr ſind alle meine Verbindungen aufgelöſet. Das Publikum iſt mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werd' ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeſchichte ſeines Verfaſſers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leſer in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntſchaft des Menſchen machte, der ſie ausführen ſoll.

Die Rheiniſche Thalia wird jedem Gegenſtande offen ſtehen, der den Menſchen im Allgemeinen intereſſirt, und unmittelbar mit ſeiner Glückſeligkeit zuſammenhängt. Alſo alles, was fähig iſt, den ſittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, alles, was Herz und Geſchmack veredeln, Leidenſchaften reinigen, und allgemeine Volksbildung wirken kann, iſt in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menſchen und Handlungen. — Losgeſprochen von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſetzt — ein Bürger des Univerſums, der jedes Menſchengeſicht in ſeine Familie aufnimmt, und das Intereſſe des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menſchen durch jede Decoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Cirkel ihn aufzuſuchen, und — wenn ich mich des Bildes bedienen darf — die Magnetnadel an ſein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die ſich in irgend eine merkwürdige Verbeſſerung oder Verſchlimmerung auflöſen, ſind mir, ich geſteh' es, wichtiger, als die todten Schätze im Cabinet des Antikenſammlers, oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder ſeinen Namen ſogleich in die Ewigkeit ausladet.

II. Philoſophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und ſchöne Kunſt in der Pfalz. — Reiſende, beſonders aus dem nördlichen Deutſchland, haben uns beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunſt, mit Bewunderung verlaſſen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin ſeines Schloſſes, der Garten zu Schwezingen, die Bildergallerie, der Saal der Antiken, die Jeſuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung intereſſant, wenn nur Geſchmack und Empfindung den Pinſel führen.

IV. Deutſches Theater. — Was die Stadt Mannheim, in Rückſicht auf ſchöne Kunſt, vorzüglich auszeichnet, iſt ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinen Geſchmack, beſſern Ton und das wahre, geiſtvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums auffordert. Dennoch iſt dieſe Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutſchland gekannt. Ihre Geſchichte und Dramaturgie wird einen anſehnlichen Platz in dieſer Thalia behaupten, und dies um ſo mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit ſolcher ſteht, alſo keine Rückſicht ſein Urtheil binden oder verfälſchen kann. Unter dem zahlloſen Heer deutſcher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardſpieles, oder das blinde Fatum, wie die Atome des Epikur, zuſammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumſchleichen, und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausſtellen — iſt die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entſtanden, und durch ein gewiſſes Kunſtſyſtem dauern. Es verſteht ſich alſo, daß keiner der Krämerkniffe, womit ſonſt nur die Mädelsführer von Komödienbanden ihrer ſchlechten Sache zu Hülfe kommen (modiſche Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Speculationen auf den herrſchenden Geſchmack, wenn dieſer auch aus Lappland und Siberien ſtammte), daß keine der Taſchenſpielerkünſte, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofeſſioniſten ſich durch das Publikum bettelt, bei der hieſigen Bühne ſtatt finden kann. Der Geiſt der Kunſt muß hier natürlicher Weiſe das Ganze beſeelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz erliegen. Und nach

eben dieſem großen Maaßſtabe, unter welchen ſich dieſe Bühne von ſelbſt ſchon geſtellt hat, wird auch die Critik ſie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem ſittlichen und äſthetiſchen Werthe nach, beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zuſammenſuchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publikums ſorgfältig prüfen. In einer ſchwankenden Kunſt, wie die dramatiſche und mimiſche iſt, wo des Schauſpielers Eitelkeit den beſchimpfenden Beifall des rohen Haufens oft ſo hungrig verſchlingt, ſo gern mit der Stimme der Wahrheit verwechſelt — kann die Critik nicht ſtreng genug ſeyn. Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lobe geizende Künſtler ſein Spiel — und wenn er Schriftſteller war, ſeine Dichtung — auf die Geiſtesſchwäche ſeines Publikums ausrechnete, und ſeinen beſſern Genius dieſer allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkoſung zu erſchleichen. Es kann ſeyn, daß er insgeheim vielleicht einer Gunſt ſich ſchämte, die ſo gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher dieſe Abtrünnigkeit, und ſtieß ihn auch von ſich in einer kritiſchen Stunde.

Ueberzeugt, daß Bewunderung ſelten, gerechter Tadel immer verbeſſert; daß der größere Künſtler zugleich der beſcheidnere iſt, und mit Schaamröthe zuhört, wenn die beſtochenen Zuſchauer ſich in ſeiner Glorie übereilen — feſt verſichert, daß der ſtolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur ſchlechtere Bühnen ihre todtkranken Götzen baden, werde ich in dieſer Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muſter nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauſpieler und Schauſpieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entſchiedenes Verdienſt ſoll genannt werden. Uſurpirten Ruhm werd' ich freimüthig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn ſein ſchreckliches Exempel belehren kann.

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Grenzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner ſcheiden, und eine unergründliche Kunſt, wie zuverläſſig die theatraliſche, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angeſteckes — Gefühl zum Richter aufzudrin-

gen. Ueber den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen. Eben darum werden die Urtheile in dieser Thalia (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen seyn, die sich in einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Characteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben, die Verschwörung des Fiesko, Verbrechen aus Ehrsucht und Franz von Sickingen. — Jedem, der mir zu antworten Lust hat, oder von meiner Critik an das Publikum appelliren will, steht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Correspondenzen, Anzeigen, Miscellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in gr. 8. broschirt und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löbl. Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Januar. Die Exemplare empfängt man, so weit die Kaiserliche Reichspost geht, frei; im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Collecteur wird gebeten, die Namen und Characters der Subscribenten (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Postamt zu geben, so ihm am nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig seyn, jede Nachricht sogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu lassen. Privatsendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die Kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geschieht die Bezahlung.

Eh' ich schliesse, noch dieses einzige. Unterzeichnung auf

diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als seine Werke — und gern gesteh' ich, daß bei der Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

Mannheim, den 11. November 1784.

Fr. Schiller.

Zueignung der Rheinischen Thalia.

An den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. *)

1785.

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Ew. Herzogl. Durchlaucht sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, dem ersten Act des Don Carlos einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu seyn, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzutief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden. Ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herr, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Carl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlteste Freund der Musen, jetzt auch der meinige seyn will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.

Ich ersterbe mit unbegrenzter Verehrung

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

Mannheim, den 14. des Lenzmonats 1785.

unterthänigst gehorsamster

Friedrich Schiller.

*) S. das erste Heft jener Zeitschrift. Leipzig 1785.

Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?*)

1785.

Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältnisse des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unserer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben: desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Denn nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen, oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältnisse mit dem wahren Verdienste steht? Daß die Meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? — Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister,

---

*) S. Rheinische Thalia. Bd. 1. Heft 1. S. 1 u. f. Der obige, in Schillers Werken nicht gedruckte, Aufsatz ist die Einleitung zu der dort (Bd. 2. S. 389) befindlichen, zu Mannheim den 26. Juny 1784 gehaltenen Vorlesung: Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

der das Steuerruder des Landes führt, und das große System der Regierung mit Rieſenkraft wälzt, neben dem kleinen Hiſtrionen, der ſeine Verordnungen zu Papier bringt — wie beſcheiden der große Gelehrte, der die Grenzen des menſchlichen Denkens erweiterte, und die Fackel der Aufklärung über Welten ſchimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der ſein Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt? — Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht darum ihre Arbeit, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchätzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter, und nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Facultäten auf freie Künſte herabſehen — und dieſe Verhältniſſe werden forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit als zwo verſöhnte Geſchwiſter umarmen.

Es iſt leicht einzuſehen, inwiefern dieſe Bemerkung mit der Frage zuſammenhängt: Was wirkt die Bühne? Die höchſte und letzte Forderung, welche der Philoſoph und Geſetzgeber einer öffentlichen Anſtalt nur machen können, iſt Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Was die Dauer des phyſiſchen Lebens erhält, wird immer ſein erſtes Augenmerk ſeyn; was die Menſchheit innerhalb ihres Weſens veredelt, ſein höchſtes. Bedürfniß des Thiermenſchen iſt älter und drängender — Bedürfniß des Geiſtes vorzüglicher, unerſchöpflicher. Wer alſo unwiderſprechlich beweiſen kann, daß die Schaubühne Menſchen- und Volksbildung wirke, hat ihren Rang neben den erſten Anſtalten des Staats entſchieden.

Die dramatiſche Kunſt ſetzt mehr voraus, als jede andere von ihren Schweſtern. Das höchſte Product dieſer Gattung iſt vielleicht auch das höchſte des menſchlichen Geiſtes. Das Syſtem der körperlichen Anziehung und Shakſpeare's Julius Cäſar — es ſteht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geiſter die menſchlichen wägen, um einen mathematiſchen Punkt

überſchlagen wird. Wenn dies entſchieden iſt — und entſchied nicht der unbeſtechlichſte Richter, die Nachwelt? — warum ſollte man nicht vor allen Dingen dahin befliſſen ſeyn, die Würde einer Kunſt außer Zweifel zu ſetzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geiſtes und des Herzens beſchäftigt? — Es iſt Verbrechen gegen ſich ſelbſt, Mord der Talente, wenn das nämliche Maaß von Fähigkeit, welches dem höchſten Intereſſe der Menſchheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenſtand undankbar verſchwendet wird. Iſt es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herſtammſt, ſind alle deine geprahlten Einflüſſe wirklich nur ſchöne Chimären deiner Bewunderer, iſt die Menſchheit nicht deine Schuldnerin — o ſo zerreiße deinen unſterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Poſaune von ihr ſchweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein ſchwacher Augenblick ihres Schöpfers, der ſeiner Würde vergaß — der geprieſene Hamlet nichts als eine Majeſtätsverletzung gegen den himmliſchen Genius.

Ueber keine Kunſt iſt, ſo viel ich weiß, mehr geſagt und geſchrieben worden, als über dieſe; über keine weniger entſchieden. Die Welt hat ſich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit gieng verloren durch Uebertreibung. Der härteſte Angriff, den ſie erleiden konnte, geſchah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtſinn, die Frechheit, auch ſelbſt die Abſcheulichkeit derer, die ſie ausüben, kann der Kunſt ſelbſt nicht zur Laſt fallen. Die meiſten eurer dramatiſchen Schilderungen, und ſelbſt die am meiſten geprieſenen, was ſind ſie anders, ſpricht man, als feine verſteckte Giftmiſcherei, künſtlich aufgeputzte Laſter, weichliche oder großſprechende Tugenden? — Eure Repräſentanten der Menſchheit, eure Künſtler und Künſtlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den ſie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menſchheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des geſättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft dieſe hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an ſehr kleinen Thronen? — Alle dieſe Ausrufungen ſind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Chriſtus-Religion war

das Feldgeschrei, als man Amerika entvölkerte — Christus-Religion zu verherrlichen mordeten Damiens und Ravaillac, und schoß Carl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die sanftmüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit sich feierlich losſagen würde?

Eben so wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist, was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist, was unter Aspasia und Perikles. Genug für sie, daß sie es damals gewesen, und daß die Nation, bei welcher sie blühte, noch jetzt unser Muster ist.

Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache.

Aus einem Manuſcript des verſtorbenen Diderot. *)

1785.

Der Marquis von A*** war ein junger Mann, der ſeinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens ſo ſo von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand ſich eine Dame, die ihm ziemlich zu ſchaffen machte. Sie nannte ſich Frau v. P..., eine reiche Wittwe von Stande, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, und von hohem Geiſte.

Der Marquis brach alle ſeine frühern Verbindungen ab, um nur für dieſe Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Befliſſenheit, brachte ihr alle erſinnliche Opfer, ſie von der Feſtigkeit ſeiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich ſogar ſeine Hand an. Aber die Marquiſin, die es noch nicht vergeſſen konnte, wie unglücklich ihre erſte Heirath geweſen, wollte ſich lieber jedem Ungemach des Lebens, als einer zweiten ausſetzen.

Dieſe Frau lebte ſehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verſtorbenen Mannes geweſen, ſie hatte ihm damals den Zutritt geſtattet, und auch nachher verſchloß ſie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibiſche Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit ſeiner Bewerbung, von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften begleitet, ſeine Figur, ſeine Jugend, der Anſchein der wahrhafteſten Liebe, und dann wiederum die einſame Lebensart dieſer Dame, ein Tempe-

---

*) S. Rheiniſche Thalia. Bd. 1. Heft 1. S. 27 u. f. Auf dem Umſchlag dieſes Heftes befindet ſich die Bemerkung: überſetzt vom Herausgeber. (Schiller.)

rament zur zärtlichen Empfindung geschaffen, mit einem Worte, alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier seine Wirkung. Frau v. P... ergab sich endlich nach einer monatlangen fruchtlosen Gegenwehr und dem hartnäckigsten Kampfe mit sich selber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders sein Herz den zärtlichen Gesinnungen, die es damals so feierlich angelobte, und die ihm so zärtlich erwiedert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren so hingeflossen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen, sie that's — Besuche anzunehmen, sie willigte ein — Tafel zu geben, auch darin gab sie ihm nach. Endlich fieng ein Tag, fiengen mehrere Tage an zu verstreichen, und kein A... ließ sich sehen. Er fehlte bei der Mittagstafel, beim Abendessen. Geschäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war, er fand für nöthig, seinen Besuch diesmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, streckte sich im Sopha, ergriff etwa diese oder jene Broschüre, warf sie weg, schäkerte mit seinem Hunde oder schlief zuletzt gar ein. Es wurde Abend — seine schwächliche Gesundheit rieth ihm, zeitig nach Hause zu gehen, das hatte ihm Tronchin ausdrücklich befohlen, und Tronchin, das ist wahrhaftig und wahr, Tronchin ist ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut und schlüpfte fort, vergaß in seiner Zerstreuung auch wohl gar, Madame beim Abschied zu umarmen. Frau v. P... empfand, daß sie nicht mehr geliebt ward, aber sie mußte sich überzeugen, und das machte sie ungefähr auf folgende Art.

Einmal, als sie eben abgespeist hatten, fieng sie an:

Warum so in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es ist auch wahr, und noch dazu in so traurigen.

Wie denn das?

Nichts.

Das ist nicht wahr, Madame! Frei heraus — und dabei gähnte er — gestehen Sie mir, was ist Ihnen? — Das wird uns beide aufmuntern.

Hätten Sie das hier so nötbig?

Nicht doch — Sie wissen ja — man hat so gewisse Stunden —

Wo man verdrießlich seyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben Unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben Unrecht. Es ist nichts; ganz und gar nichts. Es giebt manchmal so Augenblicke — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll.

Lieber Freund, schon eine Zeitlang drückt mich etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht — aber Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wissen hat sich das nach und nach so gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes seyn, der dem ganzen Menschengeschlecht gilt, weil auch ich — ich selbst so gar keine Ausnahme mache.

Ach, Madame — Sie besorgen etwa — hm! und was ist es denn?

Was es ist? — O, ich bin unglücklich. — Auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, besser, ich schweige still.

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimnisse haben? Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingniß unserer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verschweigen?

Das eben ist's, was mir Kummer macht. Was Sie mir jetzt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit aufs höchste zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin ist? — Ich habe keine Lust zum Essen und Trinken mehr. Auch sogar schlafen mag ich nicht mehr. Unser vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich selbst: Ist er denn nicht mehr so liebenswürdig? — Er ist, wie er war. Hast du Ursache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeste. Vielleicht besucht er verdächtige Häuser? — Nichts weniger. Oder findest du ihn vielleicht minder zärtlich, als ehedem? — Ganz und gar nicht. Aber wenn dein Freund noch der alte ist, so müßtest du ja verwandelt seyn? — Du

biſt's, o geſtehe dir's, du biſt's. Da iſt kein Funke der Sehnſucht mehr, mit der du ſonſt ihn erwarteteſt, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfiengſt; keine Spur der ſüßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der ſüßern Aufwallung, wenn er wieder kam, wenn du hörteſt ſeinen Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das alles iſt vorbei — es iſt dahin, er iſt dir fremder geworden.

Wie, Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vor's Geſicht, ließ den Kopf herabſinken, und ſchwieg eine Zeitlang ſtill. Endlich ſagte ſie wieder:

Ich weiß, was Sie mir antworten können. Ich bin darauf gefaßt, Sie erſtaunt zu ſehn — mir das Bitterſte von Ihnen ſagen zu laſſen. — Aber ſchonen Sie, Marquis — doch nein, nein, ſchonen Sie nicht. Sagen Sie mir alles. Ich hab' es verdient. Ich muß mir's gefallen laſſen. Ja, lieber Marquis, ſo iſt es — es iſt wahr — aber iſt es nicht ſchrecklich genug, daß es ſo weit kommen mußte, ſollte ich auch noch zu der Schande herabgeſunken ſeyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie ſind, was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie ſo ſehr und mehr noch, als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt iſt, die geheimſten Regungen Ihres Herzens zu prüfen, ſich nirgends zu täuſchen, dieſe Frau kann ſich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen iſt. Dieſes Bekenntniß — o ich fühl' es — es iſt das entſetzlichſte, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis. Verwünſchen Sie mich. Verdammen Sie mich. Brandmarken Sie mich mit den verhaßteſten Namen. Ich hab' es ſelbſt ſchon gethan. Alles, alles kann ich von Ihnen anhören, nur das einzige nicht, daß ich heuchle, denn das verdien' ich nicht.

Hier drehte ſich Frau v. P... im Sopha herum, und fieng laut an zu weinen.

Der Marquis warf ſich ihr zu Füßen.

Treffliche Frau! Göttliche Frau, Frau, wie man keine

mehr finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtschaffenheit beschämen mich, rühren mich — ich möchte für Schaam sterben. Wie groß stehen Sie in diesem Augenblicke neben mir, wie klein steh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht, zu bekennen — ich machte den Anfang zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich seyn, wenn ich einen Augenblick anstünde, sie zu erwiedern. Ja, Madame, ich kann es nicht leugnen — die Geschichte Ihres Herzens ist Wort für Wort auch die Geschichte des meinigen. Alles, alles, was Sie sich gesagt haben, hab' ich auch mir gesagt. Doch ich duldete und schwieg — hätte vielleicht noch lange geschwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Ist das wirklich wahr, Marquis?

Wahr, Madame — und wir können uns also beide Glück wünschen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenschaft Meister wurden, die so vergänglich wie die unsrige war.

In der That, Marquis, ich würde sehr zu beklagen seyn, wenn meine Liebe später erloschen wäre, als die Ihrige.

Sie können sich darauf verlassen, Madame — Ich war der erste, bei dem sie aufhörte.

Wirklich, mein Herr! Ich fühle so etwas.

O, meine beste Marquisin! Noch nie fand ich Sie so reizend, so liebenswürdig, als in diesem Augenblick. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht schüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde, als jemals.

Er nahm, indem er dies sagte, ihre beiden Hände, und küßte sie lebhaft. Frau v. P... unterdrückte den tödtlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächt' ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Ansprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu sehen? Wollen wir unsere Liebe in die zärtlichste Freundschaft verwandeln? — Dies wird uns künftig alle die traurigen Auftritte ersparen, alle die kleinen Treulosigkeiten, alle die kindischen Neckereien, all' den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenschaft zu begleiten

pflegt. Wir werden das einzige Beiſpiel in unſerer Gattung ſeyn. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reiſen wir zuſammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu ihrer Vertrauten. Ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — verſteht ſich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte ſehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein wenig ſcheu gemacht haben. — Und ſo müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterſtützen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen. — Und wer weiß, was geſchehen kann?

Allerdings, Madame, und es iſt dann ſo gut als ſchon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zuletzt alles wird überwieſen haben, die Marquiſin v. P... ſey die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, ſo iſt es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wiſſen ja, man iſt oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigenſinn — Laune — Leidenſchaft für einen Andern anwandelte, der nicht einmal ſo viel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schickſal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wiſſen wird, wenn das ſo ſeyn ſoll.

Auf dieſes Geſpräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbeſtand des menſchlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen ſchieden beide von einander.

So groß der Zwang geweſen, den ſich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, ſo fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzes, als er fortgegangen war. — Alſo iſt es wahr, rief ſie laut, es iſt mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre erſten Aufwallungen vorüber waren, und ſie in ſtiller Wuth über dem erlittenen Schimpf gebrütet hatte, beſchloß ſie eine Rache, die ohne

Beiſpiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die ſich gelüſten laſſen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und dieſe Rache führte ſie aus.

Die Marquiſin hatte ehemals mit einer gewiſſen Frau aus der Provinz in Bekanntſchaft geſtanden, die eines Proceſſes wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jetzt hatte ſie erfahren, daß dieſe Frau mit ihrem Proceß ihr ganzes Vermögen verloren hatte, und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zuſammen, man ſpielte, man ſpeiſte zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gäſten die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Luſt hatte, ſich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquiſin ließ durch [illegible] Bediente dieſen Weibsperſonen nachſpüren; ſie wurde [illegible]ndig gemacht, und zur Frau v. P... — ein Name, den [illegible] ſich kaum noch zurückrufen konnten — zum Beſuch gebeten. Die Frauenzimmer, welche ſich zu Paris für eine Madame und Mademoiſelle Aiſnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand ſich die Mutter bei der Marquiſin ein, welche das Geſpräch ſogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider ſehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eins der ſchimpflichſten iſt. Mir ſelbſt iſt es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eiſen, wie das Sprüchwort ſagt. Ich war ſchon halbwegs entſchloſſen, meine Tochter bei der Oper anzuſtellen, aber ihre Stimme taugt höchſtens für eine Kammerſängerin, und auſſerdem tanzt ſie ſchlecht. Auch hab' ich ſie, während meines Proceſſes und auch nachher, bei den Vornehmen dieſer Stadt, bei den obrigkeitlichen Perſonen, bei den Pächtern und geiſtlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie das geht, accordirten immer nur auf eine Zeitlang, und am Ende blieb ſie mir denn ſo ſitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob ſie nicht ſchön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verſtand noch Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die klei-

nen Kunſtgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind ſie denn ſehr bekannt hier? fragte die Marquiſin.

Leider Gottes nur zu ſehr, ſagte die Alte.

Und, wie ich merke, ſcheinen Sie beide wenig Luſt und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigſten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, ſie davon wegzunehmen, oder lieber um's Leben zu bringen. Obendrein hat ſie noch ihre melancholiſchen Stunden, wo ſie vollends gar nicht zu brauchen iſt.

Wenn ich mir alſo zum Beiſpiel in den Kopf ſetzen wollte, ihr Schickſal auf eine glänzende Art zu verbeſſern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage iſt, ob Sie mir werden verſprechen können, allen Vorſchriften, die ich für gut finden könnte Ihnen zu geben, mit der ſtrengſten Genauigkeit nachzuleben?

Darauf können Sie rechnen, Madame, ſo hart ſie auch ſeyn mögen.

Und ihr Gehorſam iſt mir alſo gewiß, ſo oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Geduld darauf warten.

Das iſt gut. Jetzt, Madame, gehen Sie nach Hauſe, Sie ſollen gleich meine fernern Verfügungen hören. Unterdeſſen ſchaffen Sie alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch Ihre Kleider ſchaffen Sie fort, die beſonders, welche von frecher oder ſchreiender Farbe ſind. Das alles würde mir nur meinen Anſchlag vereiteln.

Jene gieng. Frau v. P... warf ſich in den Wagen, und ließ ſich in die Vorſtädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weiteſten entlegen ſchienen. Hier miethete ſie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine ſchlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgerhauſe, und ließ ſolche auf das ſparſamſte meubliren.

Dahin lud ſie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthſchaft, und legte ihnen einen ſchriftlichen Aufſatz von den

Lebensregeln vor, die ſie künftighin zu befolgen hätten. Es waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr, denn es liegt daran, daß Sie von Niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Beſuche an, auch ſelbſt aus Ihrer Nachbarſchaft nicht, denn es muß den Anſchein haben, als hätten Sie der Welt gänzlich entſagt.

Gleich von dem morgenden Tage an müſſen Sie andächtige Kleider tragen.

Zu Hauſe werden keine andern als geiſtliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall ſich ausſetzen.

Ihrem Gottesdienſt müſſen Sie an jedem Werk- und Feiertage mit Inbrunſt obliegen.

Sie müſſen dahin trachten, daß Sie ſich in das Sprachzimmer dieſes oder jenes Kloſters Eingang verſchaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geiſtlichen müſſen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von Ihnen verlangte.

Monatlich müſſen Sie wenigſtens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer iſt, und Nachfrage deshalb geſchehen könnte.

Von Zeit zu Zeit ſtreuen Sie kleine Almoſen aus, aber ich verbiete Ihnen ſchlechterdings, welche anzunehmen. Man ſoll Sie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hauſe beſchäftigen Sie ſich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung ſey äuſſerſt mäßig. Einige ſchmale Portionen aus dem Gaſthauſe ſind alles, was ich Ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Koſten verurſacht, ſo unterlaſſen Sie es nie.

Aber einmal für allemal, weder Pfaffen, noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

Gehen Sie über die Gasse, so schlagen Sie die Augen jederzeit sittsam zu Boden. In der Kirche sehen Sie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß diese Einschränkung hart ist. Aber in die Länge kann sie nicht dauern, und die Entschädigung wird außerordentlich seyn. Gehen Sie nun mit sich selbst zu Rathe. Wenn Sie besorgen, daß Ihre Kräfte diesen Zwang nicht aushalten, so gestehen Sie es jetzt frei heraus — es kann mich weder beleidigen, noch befremden. Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es sehr wohl gethan seyn würde, wenn Sie sich die Sprache der Mystiker angewöhnten, und die Redensarten der heiligen Schrift sich recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit lassen Sie Ihren Groll gegen die Weltweisen aus, und Voltaire'n erklären Sie für den Antichrist.

Nunmehr leben Sie wohl. Hier in Ihrem Hause werden wir uns schwerlich wiedersehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seyn Sie deswegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der Stille besuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verschlossenen Thüren einbringen.

Aber, um was ich Sie bitte — sehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heilig-Thun nicht im Ernst heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirthschaft wird meine Sorge seyn. Glückt unser Anschlag, so bedürfen Sie meines Beistandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verschuldung, mißlingen, so hab' ich Vermögen genug, Ihr Schicksal erträglich zu machen, und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jetzt mir zu Gefallen entsagen. Aber vor allen Dingen — Gehorsam, blinden unumschränkten Gehorsam gegen meine Befehle, oder ich kann Ihnen weder für jetzt noch für's Künftige stehen.

Während der Zeit, daß unsre zwei Andächtigen nach Vorschrift die Welt erbauten, und der gute Geruch ihrer Heiligkeit sich ringsum verbreitete, fuhr Frau v. P... nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundschaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, so oft er sich sehen ließ, nie mürrisch oder ungleich von ihr empfangen, selbst dann nicht, wenn er sich lange hatte vermissen lassen, kramte er alle seine kleinen Abentheuer bei ihr

aus, welche sie mit der unbefangensten Lustigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Theilnahme, ihren Rath — unter der Hand ließ sie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Ton der uneigennützigsten Freundschaft, der auf sie selbst nicht die geringste Beziehung zu haben schien. Wandelte es den Marquis in gewissen Augenblicken an, galant gegen sie zu seyn, und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von so genauer Bekanntschaft sich nie ganz hinwegsetzen kann — so antwortete sie mit einem Lächeln, oder schien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete sie dann, reiche zur Glückseligkeit ihres Lebens hin — ihre erste Jugend wäre vorüber, ihre Leidenschaften ausgelöscht.

Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie sollten mir also nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das mindeste mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir sonst so gefährlich war?

Diesem hab' ich meine Thüre verschlossen. Ich seh' ihn nimmermehr.

Das ist aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider ist.

Gestehen Sie, Madame, gestehen Sie. Ich lese in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer?

Das könnte wohl seyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum sollt' ich nicht dürfen?

Und wenn mir also das Glück — oder das Unglück — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gut thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit.

O Madame, nach dem, was Sie bereits gethan haben, trau' ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das soll mir unendlich lieb seyn.

Auf Ehre, Madame. Sie sind eine gefährliche Frau. Das ist ausgemacht.

So standen die Sachen noch, als schon der dritte Monat

verſtrichen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erſchienen ſey, ihre Federn einmal ſpielen zu laſſen. An einem ſchönen Sommertage, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl ſie den beiden Aiſnon, im königlichen Garten ſpazieren zu gehen. Der Marquis erſchien bei der Tafel, man trug früher auf, als gewöhnlich, man ſpeiſte koſtbarer, die Unterhaltung war die munterſte. Nachmittags brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorſchlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber verſäume. Es traf ſich gerade, daß an eben dem Tage weder Schauſpiel noch Oper war. Dies gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerſt auf den Einfall kam, das königliche Cabinet zu ſehen. Nichts konnte der Dame willkommener ſeyn. Die Beſtellung wird gemacht ohne Zeitverluſt. Die Pferde ſind vorgeſpannt. Man wirft ſich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten, und findet ſich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begafft alles und ſieht nichts, wie das gemeiniglich zu geſchehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Cabinet verlaſſen hatten, miſchten ſie ſich unter die andern Spazierenden. Der Weg führte ſie durch eine Allee nach der Baumſchule, wo Frau v. P... auf einmal ein lautes Geſchrei erhob. — Sind ſie's? ſie ſind's! nein, ich täuſche mich nicht! es ſind wirklich dieſelben! — Und mit den Worten entſpringt ſie dem Marquis, und fliegt unſern beiden frommen Schweſtern entgegen. Die junge Aiſnon war heute zum Bezaubern; der beſcheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anſchauen der Perſon hinzuſchmelzen.

Ah! ſind Sie es, Madame?

Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie iſt es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her ergangen?

Sie wiſſen unſer Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeſchränkt, haben uns nach der Decke geſtreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl geſagt, in welcher wir mit dem vorigen Anſtande nicht mehr auftreten konnten.

Aber mich zu verlaſſen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört, und ſie nachgerade ſo abgeſchmackt findet, als ſie es auch in der That iſt. Das war nicht artig, meine Kinder.

Mißtrauen, gnädige Frau, iſt von jeher die Begleitung des Unglücks geweſen. Die Unglücklichen fürchten ſo leicht, überläſtig zu ſeyn.

Ueberläſtig? Sie mir? Wiſſen Sie auch, daß ich Ihnen das mein Lebelang nicht vergeben werde?

Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal hab' ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau v. P...? Laß es gut ſeyn, meine Tochter. An uns denkt kein Menſch mehr.

Wie ungerecht! Aber ſetzen wir uns. Laſſen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen. Der Marquis v. A..., ein ſehr guter Freund von mir, der uns nicht im mindeſten ſtören wird. — Aber ſieh doch, wie Mademoiſelle groß geworden iſt, wie ſchön, ſeitdem wir uns das letztemal ſahen.

Das danken wir unſrer Armuth, Madame, die wenigſtens unſre Geſundheit behütet. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewiſſen, und das iſt auch nichts Kleines, gnädige Frau. —

Man ſetzte ſich, man plauderte vertraulich zuſammen. Die ältere Aißnon ſprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geiſtlichen Demuth, doch ohne ſich zu zieren, oder zu übertreiben. Lange vorher, eh' es noch Abend wurde, brachen die beiden frommen Schweſtern auf. Man drang in ſie zu bleiben — man ſtellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre, aber die Mutter liſpelte der Marquiſin — ziemlich laut, verſteht ſich — in's Ohr, daß ſie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die ſie niemals verſäumten. Sie waren ſchon eine ziemliche Strecke von einander, als Fr. v. P... ſich auf einmal beſann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich ſprengte der Marquis zurück, dieſes Verſehen wieder gut zu machen. Die Adreſſe der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umſonſt, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen ſeinen Wagen anzubieten — ein Umſtand, der ihm doch, wie er der Fr. v. P... nachher ſelbſt geſtand, oft genug auf der Zunge ſchwebte.

Sein erſtes war, daß er ſich bei der Marquiſin umſtändlicher erkundigte, wer denn eigentlich dieſe Frauenzimmer wären. Zwei Geſchöpfe, war die Antwort, die wenigſtens glücklicher ſind, als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Geſundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angeſicht? die Unſchuld, die Sittſamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, ſieht man nicht, hört man in unſern Cirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtige, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob ſie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht ſelbſt eine Betſchweſter werden wollen?

Warum das nicht?

Ich beſchwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unſer Bruch, wenn es ja einer ſeyn ſoll, Sie bis zu der Raſerei führen werde?

Alſo ſähen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tauſendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch ſelbſt an?

Ohne Bedenken.

Frau v. P... erzählte dem Marquis, was ſie von dem Herkommen und den Schickſalen ihrer Freundinnen wußte, und miſchte ſo viel Intereſſantes, als nur möglich war, in dieſe Geſchichte. Endlich ſetzte ſie hinzu:

Sie finden hier zwei weibliche Geſchöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Geſtalt, wie das Mädchen hat, ſehen Sie ſelbſt ein, würde ihre Beſitzerin zu Paris nie Noth leiden laſſen, wenn ſie Luſt hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber dieſe Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem ſchimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Reſt ihres Vermögens iſt ſo klein, daß ich bis dieſe Stunde nicht begreifen kann, wie ſie nur damit auskommen mögen. Da iſt Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm geboren worden, iſt eine Tugend, deren tauſend Menſchen fähig ſind. Aber von dem höchſten Ueberfluſſe plötzlich zur höchſten Nothdurft herunterzuſinken, und zufrieden ſeyn, und ſich obendrein noch glücklich ſchätzen, iſt eine Erſcheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, ſo etwas

kann nur die Religion. Die Weltweiſen haben gut ſchwatzen. Die Religion iſt etwas Herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer iſt das nicht — mehr oder weniger — früher oder ſpäter?

Ich will ſterben, Marquiſin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden.

Als wenn das Unheil ſo entſetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dies Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?

Aber Sie reden ja ſchon wie ein Apoſtel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt. Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vorſchwebten, wie klein würden die Reichthümer dieſer Erde vor unſern Augen zuſammenſchrumpfen? — Wer ſonſt, als ein Raſender, würde Luſt bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung ſterben, und ewig verdammt ſeyn? —

Und doch iſt dies etwas Alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen iſt.

Oder, Madame, weil unſre Sitten mit unſrer Religion nichts zu ſchaffen haben. Aber, liebe Marquiſin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln ſich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtſtuhl?

Ich ſollte freilich wohl etwas Klügeres thun.

Gehen Sie, Sie ſind eine Närrin. Sie haben noch ſchöne zwanzig Jahre ganz allerliebſt wegzuſündigen. Laſſen Sie die erſt genoſſen ſeyn, und dann bereuen Sie meinethalben, oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unſer Geſpräch hat eine ſo ſchwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantaſie, Madame, wird ganz unerträglich finſter, und das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abſcheulichen Kloſterleben. Folgen Sie mir, Madame — laſſen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seel' und Seligkeit, Sie ſehen weder Hölle noch Teufel mehr, und ſind auf einmal

wieder liebenswürdig, wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen ſollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie ſich ja, einem eigenſinnigen Traum zu Gefallen, um die ſüßeſte Zeit Ihres Lebens betrogen — und — ſoll ich's gerade herausſagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, iſt ſo viel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee, und ſie ſtiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Fr. v. P... von neuem an:

Wie einen das doch alt machen kann! Ich denke noch, wie uns nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erſtenmal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, das erinnert mich an einen Garten, wo friſche Roſen immer die verwelkten ablöſen. Haben Sie ſie auch recht ins Auge gefaßt?

Ich habe nicht ermangelt.

Nun — und was halten Sie von ihr?

Es iſt der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael auf den Leib ſeiner Galathee geſtellt — O, und die unausſprechlich melodiſche Stimme —

Und die Beſcheidenheit im Auge!

Und der Anſtand, die Grazie in jeder Gebehrde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch ſonſt an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!

Ja, wenn die Anlage ſchon ſo trefflich iſt.

Der Marquis brachte Frau v. P... nach Hauſe. Dieſe konnte es kaum erwarten, ihren beiden Creaturen die Zufriedenheit zu bezeigen, welche ſie über die glückliche Eröffnung des Poſſenſpiels empfand.

Seit dieſer Zeit fing der Marquis an, ſeine Beſuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie ſchien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete ſie das Geſpräch auf die beiden Frauenzimmer, er mußte immer zuerſt davon anfangen; und

dies that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgültigkeit, welche ihm aber stets verunglückte.

Saben Sie heute Ihre zwei Frauenzimmer?

Nein.

Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen, diese zwei Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, Ihnen zuweilen Ihren Tisch anzubieten?

Ich hätte doch gemeint, der Marquis v. A... sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen, jetzt aber hilft mir die Freundschaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal hab' ich sie indessen zu Tische bitten lassen, aber immer schlugen sie es aus. Sie haben ihre besondern Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Kostbarkeit von mir lege. Wundern Sie sich über diese grillenfängerische Behutsamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tage, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen besonders.

Wo der geringste Vorwand davon lossprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmischte, gleich würde es heißen: Frau v. P... ist ihre Gönnerin — sie brauchen keine Beisteuer mehr — und die Almosen hörten auf.

Was? die Almosen?

Ja, mein Herr, die Almosen.

Diese Frauenzimmer sind Ihre Bekannte, und leben von Almosen?

Dacht' ich's doch! — Lieber Marquis, da seh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Theil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer sagt Ihnen denn, daß die Schuld mein seyn muß, wenn diese Frauenzimmer vom Opfergeld leben?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tausendmal um Verzeihung Aber was für Ursachen hätten sie denn, den Beistand einer guten Frau auszuschlagen?

O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verſtehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; ſie halten es nicht für ſchicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterſchied anzunehmen.

Aber da berauben ſie uns ja des einzigen Mittels, unſere unſinnigen Verſchwendungen hie und da wieder gut zu machen.

Das ſeh' ich nicht ein. Geſetzt, daß der Marquis v. A... das Schickſal dieſer zwei Geſchöpfe ſich zu Herzen nähme, könnte er ſeine Gaben nicht durch würdigere Hände an ſie gelangen laſſen?

Würdigere — nicht wahr? und deſto weniger ſichere?

Das könnte wohl ſeyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen zum Beiſpiel ein zwanzig Louis ſchicken wollte — würde man mein Geſchenk wohl zurückweiſen?

Nichts gewiſſer — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein ſolcher Eigenſinn bei der Mutter eines ſo ſchönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht ſcheinen?

Glauben Sie, daß ich in Verſuchung war, hinzugehen?

O ja, ſehr gern — Marquis! Marquis! ſeyn Sie auf Ihrer Hut! es regt ſich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir ſehr unerwartet und verdächtig ſcheint.

Mag's — aber ſagen Sie mir, hätte man meinen Beſuch angenommen?

Zuverläſſig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufſehen von Bedienten, der Anblick eines ſchönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarſchaft in Alarm zu bringen, und die armen Unſchuldigen zu Grunde zu richten.

Sie thun mir weh, Madame; denn, auf meine Ehre, das waren meine Abſichten nicht. Alſo muß ich mir das Vergnügen verſagen, ſie zu ſehen, und ihnen Gutes zu thun.

So ſcheint es.

Aber wenn ich meine Geſchenke durch Ihre Hand gehen ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die ſo zweideutig ausſieht.

Das iſt ja aber ganz abſcheulich.

Abſcheulich! Sie haben ganz Recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal geſehen habe —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſag' ich Ihnen. Sie ſind auf dem Wege, ſich unglücklich zu machen. Laſſen Sie mich lieber jetzt Ihren Schutzengel, als nachher Ihre Tröſterin ſeyn. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Creaturen zu thun haben, wie Sie deren ſonſt kennen lernten? — Verwechſeln Sie nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie dieſe, verſucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verſtehen den Wink nicht; ſie laufen nicht in die Falle.

Auf einmal beſann ſich der Marquis, daß er noch etwas Dringendes zu verrichten habe. Er ſtand mit Ungeſtüm auf, und ging mürriſch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verſtreichen, ohne Frau v. P... zu ſehen, aber er kam, warf ſich in den Sopha, und gab keinen Laut von ſich. Frau v. P... führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelſtunde und verſchwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hauſe weg. Nach Verlauf deſſelben zeigte er ſich wieder, aber ſchwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau v. P... erſchrack bei ſeinem Anblick.

Wie ſehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie dieſe ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Faſt ſo, bei Gott! — Aus Verzweiflung ſtürz' ich mich in das abſcheulichſte Schlaraffenleben.

Wie das? Aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er haſtig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat an ein Fenſter, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf einmal vor ihr ſtehen, ging zur Thüre, rief einen ſeiner Leute, hieß ihn wieder gehen, ſtellte ſich auf's neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau v. P... ſaß unterdeſſen ſtill an ihrem Arbeitstiſche, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte ſie Mitleid mit ſeinem Zuſtande, und fing an:

Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang ſieht man Sie nicht, und nun kommen Sie, und ſehen aus, wie einer, der dem Leichentuch entſprungen iſt, und treiben ſich herum, wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie ſollen Alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o ſie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, alles hab' ich angewandt, ſie zu vergeſſen, doch umſonſt! Je mehr ich ſie bekämpfte, deſto tiefer grub ſich die Erinnerung. Dieſer Engel hat mich ganz dahin — Sie müſſen mir einen großen Dienſt erweiſen.

Nun?

Es iſt umſonſt. Ich muß — ich muß ſie wiederſehen, und Ihnen, o nur Ihnen, kann ich das zu danken haben. Ich habe meine Bediente in fremde Kleider geſteckt — ich habe ihnen auflauern laſſen. Ihr ganzer Aus- und Eingang iſt in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hauſe und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich Ihnen zu Fuß in den Weg geſtellt, ſie haben mich auch nicht einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt; ſie zu vergeſſen, bin ich eine Zeitlang der liederlichſte Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und funfzehn Tage hat mich keine Meſſe vermißt — O welche Geſtalt, meine Freundin! wie reizend! wie unausſprechlich ſchön!

Frau v. P... war von allem unterrichtet. — Das heißt, gab ſie dem Marquis zur Antwort, Sie haben alles angewandt, um geſcheidt zu werden, und nichts unterlaſſen, um ein Narr zu ſeyn, und das letztere iſt Ihnen gelungen.

O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verſchaffen, dieſen Engel wieder zu ſehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde ſie ſchlechterdings nicht übernehmen, Sie verſprechen mir denn auf's heiligſte, dieſe arme Unglückliche in Ruhe zu laſſen, und ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man ſich über Ihre Zudringlichkeit ſchon ſehr

empfindlich gegen mich geäußert hat. — Wollen Sie diesen Brief sehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände spielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Ansehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geschrieben. Zugleich unterließ man nicht, so viel Edles und Zärtliches, so viel Geist und Geschmack einzuweben, als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung flossen aus seinen Augen.

Gestehen Sie nun selbst, Madame, daß man nicht glücklicher schreiben kann. O ich verehre das Frauenzimmer, das so schreibt und empfindet.

Das ist auch Ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich schwöre es Ihnen; aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald vor als der größere Narr von uns beiden. Es ist nicht anders — Sie müssen eine unumschränkte Gewalt über mich haben, und das erschreckt mich.

Wann seh' ich sie also?

Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Vor allen Dingen muß man es so einleiten, daß kein Verdacht dabei aufsteigt. Die Frauenzimmer wissen um Ihre Leidenschaft — überlegen Sie selbst, in welchem Lichte meine Freundschaft erscheinen würde, wenn sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverstanden sey. — Aber offenherzig, lieber Marquis — wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? Ob Sie ein Thor sind oder ein Kluger? — Lösen Sie selbst Ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen spielen lassen, ist wahrlich auch sehr sonderbar.

Ich bin verloren, meine Veste, wenn Sie mich im Stich lassen. Ich will mich selbst nicht in Anschlag bringen — ich weiß, daß es Sie nur beleidigen würde — aber bei diesen theuren, diesen guten, diesen himmlischen Geschöpfen will ich Sie beschwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie sie

für die Raſereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre ſprengen, mit Gewalt werd' ich hineintreten, ich werde mich niederſetzen, ich werde ſagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich ſagen will, was ich thun will? — aber in dieſer Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtich in das Herz der Frau v. P... Sie erſtickte vor Unwillen und innerer Wuth, und mit Stottern redete ſie weiter:

Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — — Ja! wenn ich — ich mit dieſer Leidenſchaft geliebt worden wäre — vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich eigentlich ja auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigſtens Zeit laſſen werde.

Die kürzeſte, die nur möglich iſt.

O ich leide, rief die Dame, als er weg war, ich leide ſchrecklich, aber ich leide nicht allein. Abſcheulichſter der Menſchen! noch zwar iſt es ungewiß, wie lange dieſe meine Qual dauert, aber ewig, ewig ſoll deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte ſie den Marquis in der Erwartung der verſprochenen Zuſammenkunft hinzuhalten. Während dieſer Zeit hatte er volle Muße, ſich abzuhärmen, zu berauſchen, und ſeine Leidenſchaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte ſich nach dem Vaterlande, dem Herkommen, der Erziehung und den Schickſalen dieſer Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und fragte immer wieder, und ließ ſich immer von neuem unterrichten und hinreißen. Die Marquiſin war ſchelmiſch genug, ihn jeden Fortſchritt ſeiner Leidenſchaft bemerken zu laſſen; und unter dem Vorwande, ihn zurückzuſchrecken, gewöhnte ſie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieſes Romans, den ſie ihm bereitet hatte.

Sehen Sie ſich vor, ſprach ſie, das könnte Sie weiter führen, als Sie wünſchen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundſchaft, die Sie jetzt ſo unerhört mißbrauchen, weder vor mir ſelbſt, noch vor der Welt mich entſchuldigen dürfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine raſende Poſſe unter dem Monde zu Stande käme. Aber ich

fürchte, Marquis, ich fürchte faſt, daß dieſes Frauenzimmer niemals, oder nur unter Bedingungen ihre wird, die bis hieher wenigſtens ganz und gar nicht nach Ihrem Geſchmacke waren.

Nachdem Frau v. P... den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich bereitet fand, kartete ſie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu ſpeiſen, und mit dem Marquis redete ſie ab, ſie in Reiſekleidern da zu überfallen, welches auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gange, als der Marquis ſich melden ließ. Er, Frau v. P... und beide Aisnon ſpielten die Rolle der Beſtürzung meiſterhaft.

Madame, ſagte er zur Frau v. P..., ich komme ſo eben von meinen Gütern an; es iſt zu ſpät, daß ich jetzt noch nach Hauſe gehe, wo man ſich ſchwerlich auf mich eingerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gaſt zu ſeyn. —

Unter dieſen Worten holte er ſich einen Seſſel, und nahm an der Tafel ſeinen Platz. Die Eintheilung war ſo gemacht, daß er neben der Mutter, und der Tochter gegenüber zu ſitzen kam — eine Aufmerkſamkeit, wofür er der Frau v. P... mit einem verſtohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten ſich von der erſten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern, und ward ſogar aufgeräumt. Der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichſten Aufmerkſamkeit, und die Tochter mit der feinſten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der poſſirlichſte Auftritt, die Aengſtlichkeit anzuſehen, mit welcher der Marquis alles vermied, was ſie nur entfernt hätte in Verlegenheit ſetzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganze Stunden lang gottſelig ſchwatzen zu laſſen, und zuletzt ſagte Frau v. P... zu ihm:

Ihre Geſpräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der erſten Kindheit erlöſchen doch nie. Wahrhaftig, Sie ſind ſo tief in die Geheimniſſe der geiſtlichen Liebe gedrungen, daß man vermuthen muß, Sie wären Ihr Lebelang in Klöſtern geweſen. — Waren Sie nie in Verſuchung, ein Quietiſt zu werden?

Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. —

Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß unſere beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit,

aller verführeriſchen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Capitel von Leidenſchaften, und Mademoiſelle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieſer Meinung ſtimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwiſchen ſechs und ſieben brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Verſuch, ſie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau v. P... und die Mutter Duquenoi thaten den Ausſpruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müſſe, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewiſſensbiſſen ſich endigen ſollte. Beide alſo giengen, zum groſſen Verdruß des Marquis, nach Hauſe, und er ſah ſich jetzt wieder mit Frau v. P... unter vier Augen allein.

Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Aehnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er ſich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat Ihres Gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beſchämt mich. Sie ſind die einzige wahre Freundin, die auf dieſer Erde zu finden iſt.

Sind Sie auch ſicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren ſtets ſo beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich ſeyn, wenn ich je meine Meinung änderte.

Alſo von etwas anderem. — Wie ſteht's jetzt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei herausſagen? — Dies Mädchen muß mein ſeyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß ſie das, aber um welchen Preis, iſt die Frage.

Wir wollen ſehen.

Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne dieſe Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erſchien der Marquis nicht wieder; unterdeſſen war er thätiger, als je. Er hieng ſich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit ſeiner Wolluſt durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieſer Pfaffe, verſchmitzt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit ſeiner Lehre dieſem niederträchtigen Anſchlag entgegenſetzte, verkaufte die Würde ſeines Amts ſo theuer, als mög-

lich, und gab ſich endlich für die Gebühren zu Allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erſte Büberei, die der Mann Gottes ſich erlaubte, beſtand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehn, und dem Pfarrherrn des Kirchſprengels vorzuſpiegeln, daß die Schutzgebenen der Frau v. P... ſich widerrechtlich ein Almoſen zueigneten, deſſen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Abſicht gieng dahin, ihre ſtandhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtſtuhl daran, Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Tochter zu ſtiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, ſo wußte er die Verſchuldungen der letztern immer gröſſer zu machen, und die Erbitterung der erſtern noch mehr anzureizen. Klagte die Jüngere, ſo gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß die elterliche Gewalt ihre Grenzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlaſſen würden, ſo könnte die heilige Kirche für nöthig finden, ſie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einſtweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein andermal lenkte er das Geſpräch auf ihre Geſtalt, und behauptete, daß das gefährlichſte Geſchenk, ſo der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit ſey. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem ſichern Biedermanne fallen, der ſich davon habe hinreißen laſſen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden, und auf die unüberſchwengliche Langmuth des Himmels gegen gewiſſe Menſchlichkeiten, die das Erbtheil des Fleiſches wären — auf die gewaltige Herrſchaft gewiſſer Begierden, denen auch die heiligſten unter den Menſchen nicht ganz entrinnen könnten. Dann fragte er ſie, ob in *ihrem* Herzen noch keine Wünſche ſich regten? — ob ſie nicht zuweilen Wallungen ſpürte? — ob ſie nicht ſichere Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannsperſonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob ſich ein Frauenzimmer der Leidenſchaft eines Mannes widerſetzen, oder lieber preisgeben ſolle? ob es zu wagen wäre, einen Menſchen ſterben zu laſſen, für welchen doch das koſtbare Blut

des Erlösers so gut als für jeden andern geflossen sey? und diese Frage getraute er sich nicht zu beantworten. Er schloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte seine Augen zum Himmel, und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn seiner Wege gehen, und hinterbrachte dies alles treulich ihrer Mutter und der Frau v. P..., welche ihr noch immer mehr Geständnisse einbliesen, dem frommen Heiligen desto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts gewisseres, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang sich brauchen lassen würde, seiner geistlichen Tochter einen Liebesbrief zuzustellen, und diese Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutsam griff er das an! — Erst wußte er eigentlich selbst nicht, aus welchen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in seiner Gemeine unter der Decke stecke, die von ihrem Elend gerührt, sich würde erboten haben, ihnen Beistand zu leisten. Dergleichen Aufträge hätte er schon öfters zu übernehmen gehabt.

Im Uebrigen, Mademoiselle, fuhr er fort, werden Sie vorsichtig handeln. Ihre Frau Mutter ist eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders, als in ihrem Beiseyn eröffnen.

Mademoiselle steckte den Brief zu sich, und händigte ihn sogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau v. P... überschickte. Die Marquisin, jetzt im Besitz eines unverwerflichen Zeugnisses, ließ den Beichtvater zu sich holen, wusch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang seinen Obern zu melden, wenn sie je noch ein Wort von ihm hören sollte.

Der Brief floß von lauter Lobsprüchen des Marquis, in Betreff seiner eignen Person und der Mademoiselle über. Er malte ihr darin seine Leidenschaft mit den lebendigsten und schrecklichsten Farben, machte ungeheure Verheißungen, und sprach sogar von Entführung.

Nachdem Frau v. P... dem Pfaffen den Text recht gelesen hatte, bat sie auch noch den Marquis zu sich, und erklärte ihm, wie sehr sein Betragen den Mann von Ehre beschimpfe, und wie nachtheilig er sie selbst mit hinein mische; dann zeigte

sie ihm seinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichsten Freundschaft, die zwischen ihm und ihr bisher geherrscht, sie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit selbst gegen ihn zu Hülfe zu rufen, wenn seine Verfolgungen weiter gehen sollten.

Marquis, Marquis, setzte sie hinzu, die Liebe macht einen schlimmen Menschen aus Ihnen. Sie müssen bösartig auf die Welt gekommen seyn, weil dasjenige, was jeden Andern zu großen Thaten spornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen diese armen Frauenzimmer, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieses Mädchen schön ist, und sich entschlossen hat, auf ihrer Tugend standhaft zu beharren, so wollen Sie ihr Verfolger seyn? so wollen Sie Ursache werden, daß sie das beste Geschenk des Himmels verfluche? — Und womit habe denn ich es verdient, daß ich eine Mitschuldige Ihrer Schandthaten seyn soll? — Undankbarster der Menschen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, schwören Sie mir, meine unglücklichen Freundinnen von jetzt an in Frieden zu lassen.

Der Marquis versprach, ohne Vorwissen der Frau v. P... keinen Schritt mehr zu thun, aber dies Mädchen müsse er besitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugesagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geschichte; daher trug er jetzt kein Bedenken mehr, sich unmittelbar an sie selbst zu wenden. Er gestand die Abscheulichkeit seines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, sprach von den glänzendsten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete seinen Brief mit einem Kästchen voll der kostbarsten Steine.

Die drei Frauen hielten geheimen Rath unter einander. Mutter und Tochter schienen sehr geneigt, den Handel einzugehn, doch dabei fand Frau v. P... ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte sie an die ersten Artikel ihres Vertrags, und drohte sogar, den ganzen Betrug zu verrathen, wenn sie sich weigern würden, ihr Gehorsam zu leisten. Zum großen Leidwesen der beiden Heiligen, der Tochter besonders, die so langsam, als sie

konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr ſo ſchön ſtanden, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend ſprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau v. P... machte dem Marquis über ſeine Wortbrüchigkeit die bitterſten Vorwürfe. Er entſchuldigte ſich damit, daß er es nicht hätte wagen mögen, ſie durch einen Auftrag dieſer Art zu erniedrigen.

Lieber Marquis, ſagte ſie, ich habe Sie gleich anfangs gewarnt, und will es Ihnen jetzt wiederholen. Sie ſind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie ſtreben — nun aber iſt es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; das würden jetzt nur verlorne Worte ſeyn. Für Sie iſt ganz und gar keine Rettung mehr.

Der Marquis antwortete, daß ſeine Hoffnungen noch immer die beſten wären, und er ſich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen letzten Verſuch noch wagen zu dürfen. — Dieſer war, daß er ſich anheiſchig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, ſein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, ſo lange ſie lebten, eins von ſeinen Häuſern zu Paris und ein anderes auf ſeinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen.

Machen Sie, was Sie wollen, ſagte die Marquiſin; nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtſchaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, ſind über jede Krämertaxe erhaben. Ihr neueſtes Gebot macht kein beſſeres Glück, als Ihre vorigen — ich kenne meine Leute, und unterſtehe mich, für ihre Tugend zu haften.

Dieſe neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung den drei Frauenzimmern vor. Madame und Mademoiſelle erwarteten ſchweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau v. P... — Dieſe gieng einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saal auf und nieder. — Nein! nein! nein! rief ſie endlich, das iſt viel zu gnädig. — Nein! das iſt viel zu wenig für mein wundes Herz — — und alſobald ſprach ſie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen ſich weinend ihr zu Füßen, flehten und ſtellten vor, welche

Grauſamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das ſie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau v. P... gab mit Kaltſinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß das, was bisher geſchehen, etwa euch zu Liebe geſchehen iſt? Wer ſeyd ihr denn? Was hab' ich gegen euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine ſo gut wie die andere, zu eurem Handwerk zurückſende? — Ich will gern glauben, daß dieſe Anerbietungen für euch zu viel ſind, aber für mich ſind ſie viel zu wenig. Setzen Sie ſich, Madame. — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich ſie Ihnen dictiren werde, und daß ſie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe! —

Die Beiden giengen, noch beſtürzter, als mißvergnügt nach Hauſe.

Der Marquis zeigte ſich der Frau v. P... ſehr bald wieder.

Nun, rief ſie ihm zu, Ihre neuen Geſchenke?

Angeboten und ausgeſchlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich ſie aus meinem Herzen reißen, dieſe unglückliche Leidenſchaft, könnt' ich mein Herz ſelbſt mit herausreißen, mir würde wohl ſeyn! — Sagen Sie mir doch, Marquiſin, finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Geſicht dieſes Mädchens mit dem meinigen? —

Ich habe Ihnen nie davon ſagen mögen. — Freilich find' ich deren welche; aber davon iſt jetzt die Rede nicht. Was beſchließen Sie?

Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt die Luſt mich an, in die erſte beſte Poſtkutſche mich zu werfen, und dahin zu eilen, ſo weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick nachher verläßt meine Kraft mich. Ich bin gelähmt. Mein Kopf ſchwindelt. Die Sinne vergehen mir. Ich vergeſſe, was ich bin, was ich werden ſoll.

Das Reiſen ſtellen Sie immer ein. Es verlohnt ſich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heimzugehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau v. P..., worin er meldete, daß er nach ſeinem Landgute gereiſt ſey und ſich da aufhalten würde, ſo lange ihm ſein Herz das verſtattete — und worin er zugleich auf das inſtändigſte erſuch-

te, ſeiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ ſich bei der Marquiſin abſetzen. Sie war ausgefahren. Als ſie wiederkam, fand ſie ihn mit geſchloſſenen Augen, in der ſchrecklichſten Erſtarrung auf dem Sopha ausgeſtreckt liegen.

Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, ſcheint es, hat Ihnen nicht ganz bekommen wollen?

O, Madame, mir iſt nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, ſehen Sie mich entſchloſſen, Madame, die ungeheuerſte Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umſtänden, meinem Range, meiner Geburt, meinem Gelde nur begehen kann. — Aber eher alles, alles, als ewig auf dieſer Folter ſeyn. — Ich heirathe.

Marquis! Marquis! der Schritt iſt bedenklich, und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — Ich habe nur eine gemacht, aber ſie iſt die gründlichſte von allen — ich kann nicht elender werden, als ich jetzt ſchon bin.

Das können Sie ſo gewiß noch nicht ſagen. —

Nun, Madame, dies, denk' ich, iſt doch endlich ein Geſchäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin, beſprechen Sie ſich mit der Mutter, erforſchen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor.

Gemach, lieber Marquis! Zwar hab' ich dieſe beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade ſo für Sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückſeligkeit meines Freundes hinaus will, wird er mir wenigſtens erlauben, die Sache etwas näher zu betrachten. Ich werde mich in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen, und ihre Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hieſigen Aufenthalts verfolgen.

Eine Vorſicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt ſcheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück ſo ſtandhaft auf Ehre hielten, und meiner Verführung ſo beherzt widerſtanden, müſſen nothwendig Geſchöpfe der ſeltenſten Gattung ſeyn. Mit meinen Geſchenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchſetzen müſſen. — Und überdieß, ſagten Sie mir nicht ſelbſt —

Ja doch! ja, ja, ich ſagte alles, was Ihnen belieben mag; demungeachtet werden Sie aber doch ſo gnädig ſeyn, und mir meinen Willen laſſen.

Und warum heirathen Sie nicht auch, meine liebe Marquiſin?

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld, und iſt von der beſten Familie.

Und wer ſteht mir für ſeine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehemann pflegt man das nicht ſo genau mehr zu nehmen.

Meinen Sie? vielleicht aber wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachſüchtig, Marquis.

Nun ja doch! Rächen ſollen Sie ſich immer; das verſteht ſich am Rande. Wiſſen Sie was, Marquiſin? Wir vier wollen dann gemeinſchaftlich bei einander wohnen, und den artigſten Clubb von der Welt bilden.

Das alles läßt ſich vortrefflich hören, aber ich heirathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —

Bin doch ich nicht, Madame?

Jetzt kann ich ohne Gefahr dies Bekenntniß thun.

Jetzt? Warum jetzt erſt? Warum ſagten Sie mir das nicht eher?

Daran hab' ich ſehr wohl gethan, wie die Umſtände mich jetzt überzeugen. Und überhaupt — diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betracht beſſer für Sie, als ich.

Frau v. P... brachte ihre Nachforſchungen mit groſſer Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptſtadt die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe von ſeiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er ſich zu ernſtlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen ſollte. Dieſe vierzehn Tage deuchten ihm eine Ewigkeit zu ſeyn, und Fr. v. P... ſah ſich endlich gezwungen, ſeiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächſte Zuſammenkunft war bei den beiden Duquenoi, die Verlobung

gig vor sich, das Aufgebot geschah, der Marquis beschenkte Mlle. v. P... mit einem kostbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erste Nacht gieng nach Wunsche vorüber. Am andern Morgen schrieb Fr. v. P... dem Marquis ein Billet, worin sie ihn, eines dringenden Geschäfts wegen, auf einen Augenblick zu sich bat. Er ließ nicht lange auf sich warten. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Entrüstung mit schrecklichen Farben sich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lange.

Marquis, sagte sie zu ihm, es ist Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn andere meines Geschlechts sich selbst genug hochschätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden seltner seyn. Eine edle Frau hat sich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben Sie nicht zu erhalten gewußt — ich bin diese Frau. Aber sie hat vergelten, Verräther, und dich auf ewig mit einer verbunden, die deiner würdig ist. Geh von hier aus quer über die Straße nach dem Gasthof zur Stadt Hamburg — dort wird man dir ausführlicher von dem schändlichen Gewerbe zu erzählen wissen, das deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Mademoiselle Aignon getrieben haben.

Keine Beschreibung erreicht das Entsetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden sank. Die Sinne verließen ihn — aber seine Unentschlossenheit dauerte nur so lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hause, er schweifte in den Straßen umher. Seine Gemahlin und seine Schwiegermutter fingen an zu ahnen, was etwa geschehen war. Auf den ersten Schlag, der an die Thüre geschah, entsprang die letztere in ihr Zimmer, und schob beide Riegel vor. Nur seine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Gesicht verkündigte die Wuth seines Herzens, als er hereintrat. Sie warf sich ihm zu Füßen, fiel mit dem Angesicht auf den Boden des Zimmers, und gab keinen Laut von sich.

Fort, Nichtswürdige! rief er fürchterlich, fort von mir!

Sie verſuchte ſich aufzurichten, aber ohnmächtig ſtürzte ſie auf ihr Angeſicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden geſunken.

Gnädiger Herr, ſagte ſie, ſtoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter!

Hinweg, rief er abermals, fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Iſt es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckſt, willſt du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden? —

Das arme Geſchöpf beharrte unbeweglich und ſtumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Seſſel, den Kopf zwiſchen beide Arme geworfen, und mit halbem Leibe zu den Füßen ſeines Betts hingeſunken, und brach zuweilen, ohne ſie anzuſehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, ſag' ich! — Das Stillſchweigen dieſer Unglücklichen, die noch immer wie in todter Erſtarrung lag, erſchöpfte ſeine Geduld. Entferne dich! rief er lauter und ſchrecklicher, bückte ſich zu ihr nieder, und war im Begriff, ihr einen grauſamen Schlag zu geben. — Doch in dieſem Augenblicke fand er, daß ſie ohne Bewußtſeyn und beinahe ohne Leben lag. Er faßte ſie um die Mitte des Leibes, legte ſie auf ein Kanapee, und betrachtete ſie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechſelsweiſe Wuth und Mitleid hervorblickten. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein.

Nehmt eure Frau zu euch, ſagte er; ihr iſt etwas zugeſtoßen. Führt ſie auf ihr Zimmer, und ſpringt ihr bei. — Bald darauf ſchickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man brachte ihm die Nachricht, daß zwar ihre erſte Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die ſo häufig kämen und ſo lang' anhielten, daß man Urſache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf ſchickte er, ſo heimlich wie das erſtemal, wieder. Sie lag in ſchrecklichen Beängſtigungen, zu welchen ſich ein gichteriſcher Schlucken geſellte, der von der Gaſſe herauf gehört werden konnte. Als er das drittemal ſchickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß ſie ſehr viel geweint habe, und die übrigen Zufälle ſich nach und nach zu legen anfingen.

Jetzt ließ er anſpannen, und verſchwand vierzehn Tage lang, ohne daß Jemand von ſeinem Aufenthalt wußte. Vor ſeiner Abreiſe hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigſten verſehen wurden, und ſeine Dienerſchaft hatte Befehl, der Mutter, wie ihm ſelbſt zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abweſend war, wohnten die Beiden, beinahe ohne ſich zu ſprechen, in der traurigſten Verſtimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen, oder fing plötzlich zu ſchreien an, rang die Hände, raufte ſich die Haare aus, ſo daß ſelbſt ihre Mutter es nicht wagen durfte, ſich ihr zu nähern und ihr Troſt zuzuſprechen. Dieſe zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigſte Bild der Reue, des Schmerzes, der Verzweiflung.

Tauſendmal rief ſie: Kommen Sie, Mama! laſſen Sie uns fliehen, laſſen Sie vor ſeiner Rache uns ſchützen! Tauſendmal widerſetzte ſich die Alte, und erwiederte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben; laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieſer Menſch doch nicht. — O daß er's thäte! rief jene wieder, daß er's längſt ſchon gethan haben möchte! — Schweig, ſagte die Mutter, und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück, und ſchloß ſich in ſein Cabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an ſeine Frau, den andern an ſeine Schwiegermutter ſchrieb. Die letztere reiſte noch an eben dem Tage in ein Kloſter ab, wo ſie nicht lange nachher ſtarb. Die Tochter kleidete ſich an, und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er ſie beſchieden hatte. An der Schwelle ſank ſie auf die Knie. Er befahl ihr, aufzuſtehen. Sie ſtand nicht auf, ſondern wälzte ſich in dieſer Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet, und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den ſeinigen.

Ich ſehe, gnädiger Herr, rief ſie ſchluchzend, ich ſehe, Ihre Wuth iſt beſänftigt, ſo gerecht ſie war. Ich wag' es zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! — Uebereilen Sie ſich nicht! — So viele tugendhafte

Mädchen wurden laſterhafte Frauen; laſſen Sie mich verſuchen, ob ich ein Beiſpiel des Gegentheils werden kann. Noch bin ich nicht würdig, die Ihrige zu ſeyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Laſſen Sie mich fern von Ihnen wohnen, ſeyn Sie wachſam auf meinen Wandel, und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unausſprechlich glücklich werd' ich ſeyn, wenn Sie ſich's nur zuweilen gefallen laſſen wollen, daß ich vor Ihnen erſcheinen darf. Nennen Sie mir einen düſtern Winkel in Ihrem Hauſe, den ich bewohnen ſoll. Ohne Murren will ich dort gefangen ſitzen. — Schwachheit, Verführung, Anſehen, Drohungen haben mich zu dieſer ſchimpflichen That hingeriſſen, aber laſterhaft bin ich niemals geweſen. — Wär' ich das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jetzt wagen, Sie anzuſehen — wagen, mit Ihnen zu reden? — Könnten Sie in meiner Seele leſen, könnten Sie ſich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen meinem Herzen fremd, wie abſcheulich mir die Sitten derer ſind, die ich einſt meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat ſie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelaſſen — nur ein Wort hätt' es gekoſtet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entſcheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie Ihre Bedienten. Laſſen Sie mir dieſen Schmuck, die Kleider abreißen. Laſſen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen. Alles, alles will ich leiden. Welches Schickſal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einſamkeit auf dem Lande, die Stille eines Kloſters werden mich Ihren Augen auf ewig entreißen. Befehlen Sie, und ich gehe. Ihre Glückſeligkeit iſt noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergeſſen.

Stehen Sie auf! rief der Marquis mit ſanfter Stimme; ich vergebe Ihnen, ſtehen Sie auf. Mitten im gräflichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre das, ſo bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören ſollen. Denken Sie ſtets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es ſelbſt zu wer-

den. Seyn Sie edel und gut — seyn Sie glücklich, und sorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie sind nicht an Ihrer Stelle, Marquisin, stehen Sie auf! — — Steh' auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während der Marquis dies sagte, lag sie noch immer, den Kopf auf seine Knie gebeugt, ihr Gesicht in seinen Händen verborgen. Aber auf den Namen seiner Gemahlin sprang sie lebhaft empor, warf sich ihm um den Hals, und drückte ihn mit wüthender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ sie von neuem ihn los, stürzte zur Erde, und war willens, seine Füße zu küssen. —

Was wollen Sie? unterbrach er sie sehr bewegt. Hab' ich Ihnen nicht schon alles vergeben? warum glauben Sie mir denn nicht?

Lassen Sie, lassen Sie, gab sie zur Antwort, ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben.

Bei Gott! rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Diese Frau v. P... hat mir Verdruß und Leiden zugedacht, aber ich sehe ein, sie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin. Kleiden Sie sich an; unterdessen will ich Anstalten zu unserer Abreise treffen. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir so lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei Jahre lang lebten sie fern von Paris — das glücklichste Ehepaar ihrer Zeit.

Leser oder Leserin! ich sehe dich bei dem Namen der Frau v. P... unwillig auffahren, ich höre dich ausrufen: Welche abscheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leser, keine Partheilichkeit! — Laß die Wage der Gerechtigkeit entscheiden.

Schwärzere Thaten, als diese war, geschehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Absicht und Seele. Hassen und fürchten kannst du die Marquisin, doch verachten wirst du sie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache, aber Eigennutz

befleckte ſie nicht. Hätte dieſe Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte ſie ihre Tugend einem Staatsminiſter, oder auch nur ſeinem erſten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte ſie ſich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlaſſen, das alles würdeſt du ſehr natürlich finden, die Allgewalt der Gewohnheit ſpräche dafür. Aber jetzt — jetzt, da ſie an einem Treuloſen Rache nimmt, empören ſich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für dieſe Handlung zu weich iſt — weil du es der Mühe nicht werth achteſt, in die Tiefe ihres Kummers hinabzuſteigen, weil du zu ſtolz biſt, weibliche Tugend anzuerkennen, findeſt du ihre Ahndung abſcheulich. Haſt du dich auch wohl erinnert, welche Opfer ſie ihrem Liebling gebracht hatte? Ich will nicht in Anſchlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die ſeinige war, daß er Jahre lang ihre Tafel genoß, Jahre lang in ihrem Hauſe wie in dem ſeinigen aus und einging.

Vielleicht ſpotteſt du darüber — aber ſie hatte ſich zugleich nach allen ſeinen Launen geſchmiegt, hatte ſeinem Geſchmack ſklaviſch gehuldigt, ihm gefällig zu ſeyn, hatte ſie den ganzen Plan ihres Lebens zerſtört. Ganz Paris ſprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jetzt war ſie, ihm zu Liebe, zu dem gemeinen Haufen herabgeſtürzt. Jetzt murmelte die Verleumdung ſich in die Ohren: Endlich iſt dieſe P..., dieſes Wunder der Welt, geworden wie unſer eins! —

Sie hatte dies höhniſche Lächeln mit ihren Augen geſehen, dieſe Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schamröthe den Blick zur Erde geſchlagen. Jede Bitterkeit hatte ſie verſchlungen, welche die Läſterung für eine Frau in Bereitſchaft hat, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laſter um ſo ſichtbarer machte — ſie hatte das laute Gelächter ertragen, womit ſich der muthwillige Haufe an den lächerlichen Sprödeu rächt, die ihre Tugend marktſchreieriſch an alle Pfeiler ſchlagen — ſtolz und empfindlich, wie ſie war, hätte ſie lieber in todter Dunkelheit ihr Leben hinweggeſeufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verſcherzte Ehre nur ſchadenfrohe Lacher, ihre verſchmähte Liebe nur peinigende Tröſter fand. Sie näherte ſich einer Epoche, wo der Verluſt eines

Liebhabers nicht ſo ſchnell mehr erſetzt wird — ein Herz, wie das ihrige, konnte dieſes Schickſal nur in grauvoller Einſamkeit ausbluten.

Wenn ein Menſch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederſtößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß ſie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leſer, du biſt eben ſo ſtreng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig biſt. Aber, wirfſt du ein, nicht die Rache ſelbſt, nur die Wahl der Rache ſind' ich ſo verdammenswerth. Mein Gefühl ſträubt ſich gegen ein ſo weitläuftiges Gewebe durchdachter Abſcheulichkeit, gegen dieſe zuſammenhängende Kette von Lügen, die beinahe ſchon ein Jahr durchdauert. — Alſo der erſten augenblicklichen Aufwallung vergiebſt du alles? Wie nun aber, wenn die erſte Aufwallung einer Frau v. P... und einer Dame ihres Characters, ihr ganzes Lebelang währte?

Ich ſehe hier nichts, als eine Verrätherei, die uns weniger alltäglich iſt, und willkommen ſey mir das Geſetz, welches jeden gewiſſenloſen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt, und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderot's ganze Beredſamkeit wird dennoch ſchwerlich den Abſcheu hinwegraiſonniren, den dieſe unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieſer Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die ſchmuckloſe Eleganz der Beſchreibung haben mich in Verſuchung geführt, eine Ueberſetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze iſt aus einem, ſo viel ich weiß, in Deutſchland noch unbekannten Aufſatz Diderots, Jakob und ſein Herr oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr v. Dalberg zu Mannheim beſitzt die Originalſchrift, und ſeiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieſer Thalia Gebrauch davon machen durfte.

Ueber Don Carlos *)

1785.

Die Urſache, warum das Publikum die Tragödie Don Carlos in Bruchſtücken voraus empfängt, iſt keine andere, als der Wunſch des Verfaſſers, Wahrheit darüber zu hören, eh' er ſie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden ſtarren Hinſehn auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des ſchärfſten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objecte verwirrt durch einander ſchwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, ſich in ſeinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängſtlichen Farbenmiſchung des Details die Perſpective des Ganzen zu verlieren, ſo iſt es nöthig, daß er zuweilen aus ſeinen Illuſionen heraustrete, daß ſeine Phantaſie von ihrem Gegenſtand erkalte, und fremde Empfindung ſeine eigene zurechtweiſe.

Mit den Lieblingsneigungen unſers Geiſtes ergeht es uns beinahe wie mit unſern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken, und ſtumpf durch Genuß. Dort, wie hier, ſind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilſam, die erlöſchende Gluth des Affects wieder anzublaſen. Die Flamme der Begeiſterung iſt keine ewige Flamme. Oft iſt es nöthig, daß ſie von außenher borge, und ſich durch ſympathetiſche Reibung erneuere. Wie ſchätzbar ſind einem Dichter hier geſchmackvolle fühlende Freunde, die über ſeine Schöpfungen wachen, und das neugeborene Kind ſeines Genius mit liebevoller Sorgfalt warten und pflegen!

Dieſer Dienſt iſt es, den ich bei Vorlegung dieſer Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leſer und

---

*) S. Rheiniſche Thalia. Band 1. Heft 1. S. 95 u. f.

jede Leſerin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihren Buſen fühlen, um für die claſſiſche Vollkommenheit ſeines Werks bekümmert zu ſeyn — euch aber insbeſondere, Schriftſteller meines Vaterlandes, deren Namen der Ruhm bereits unter den Sternen aufſtellte, die ihr keine ſchönere Beſchäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freunde noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinſchaft emper zu ziehn — euch alle fodere ich auf, dieſen Verſuch eurer Aufmerkſamkeit werth zu achten, und mir den Ausſpruch eures Gefühls mit der ſtrengſten Offenherzigkeit mitzutheilen.

Ich erſchrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über dieſe Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit ſetzen, denn es iſt meine letzte Inſtanz nicht. Ich nehme es für nichts anders, als den belehrenden Wink meines kritiſchen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt iſt meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenoſſen verderbe, ſteht noch immer in meiner Macht, wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Manne nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und ſein Schöpfer iſt nicht mehr. Die Friſt zur Verantwortung iſt vorbei; was einmal verloren iſt, läßt ſich nicht mehr einbringen. Von dieſem Gerichtshof läßt ſich an keinen dritten mehr appelliren. Wie willkommen ſoll mir alſo die Zurechtweiſung ſeyn, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet, und mir vielleicht dazu dienen kann, ſie deſto fleckenfreier der ſtrengern Zukunft zu übergeben. — Findet der Kenner ſchon dieſe erſte Anlage krank, vermißt er hier ſchon die Geſundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer verſicherte, ſo wandere die ganze Skizze zum Feuer.

Die Geſchichte des unglücklichen Don Carlos und ſeiner Stiefmutter der Königin, iſt eine von den intereſſanteſten, die ich kenne, aber ich zweifle ſehr, ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glaub' ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delicateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leiden-

schaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiseste Aeußerung Verbrechen ist, die mit einem unwiderruflichen Religionsgesetz streitet, und sich ohne Aufhören an der Grenzmauer der Natur zerschlägt, kann mich schaudern, aber schwerlich weinen machen. Eine Fürstin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmarime hingeschlachtet worden, die durch die Leidenschaft des Sohns und des Vaters gleich unmenschlich gemißhandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorsicht und Schicksal, Zähneknirschen gegen weltliche Conventionen abnöthigen, aber wird sie mir auch wohl Thränen ablocken?

Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es, wie mich deucht, durch die Situation und den Character König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem giebt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan ist auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipp's Darstellung den französischen Scribenten folge, als wenn ich bei Carlos Schilderung den Ferraras zum Grunde legte. Man erwartet, ich weiß nicht welches Ungeheuer, sobald von Philipp den Zweiten die Rede ist; mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet, und doch hoffe ich der Geschichte — das heißt, der Kette von Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohns zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und besser, als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, schon in diesem ersten Aufzug verrathen seyn. Wenigstens war das meine Absicht, und ich halte es für das erste Requisit der Tragödie. Beide Hauptcharactere laufen hier schon mit derjenigen Kraft, und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen läßt, wo und wann, und wie heftig sie in der Folge wider einander schlagen.

Ein vollkommnes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben seyn, oder es ist kein vollkommnes, und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht concurriren. — Nicht als ob ich auf das letztere Anspruch machte,

ſondern weil ich die Wahrheit jenes Ausſpruchs überzeugend erkannte, hab' ich dieſen Carlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterſchreibe Wielands zweite Foderung, daß der Reim zum Weſen des guten Drama's gehöre, ſo wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des franzöſiſchen Trauerſpiels, für einen troſtloſen Behelf jener Sprache, für einen armſeligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre — in der Epopöe verſteht ſich's, und in der Tragödie. Sobald uns die Franzoſen ein Meiſterſtück dieſer Gattung in reimfreien Verſen zeigen, ſo geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leſer wird ſich ſelbſt und dem Dichter nützen, wenn er vor Leſung dieſer Fragmente die Geſchichte des Don Carlos, Prinzen von Spanien, vom Abbé St. Real, welche kürzlich zu Eiſenach in der Ueberſetzung erſchienen iſt, nur flüchtig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geſchehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in ſolchen Fragmenten erſcheint, und ich ohne dieſe Vorſicht leicht der Indiscretion und Gewinnſucht eines Buchhändlers oder Schauſpieldirectors anheim fallen könnte, die meinen Carlos zuſammen druckten, oder vor der Zeit auf ihr Theaterſchaffot ſchleppten.

Nachtrag zu dieſem Aufſatze. *)

Es wird kaum nöthig ſeyn zu bemerken, daß Don Carlos kein Theaterſtück werden kann. Der Verfaſſer hat ſich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überſchreiten, und wird alſo nach jenem Maaßſtabe auch nicht beurtheilt werden. Die dramatiſche Einkleidung iſt von einem weit allgemeinern Umfange, als die theatraliſche Dichtkunſt, und man würde der Poeſie eine groſſe Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Geſetze der Schaubühne einſchränken wollte. Die Regeln der Gattung entſtanden aus ihren erſten Muſtern. —

---

*) S. Thalia. Bd. 1. Heft 3. S. 96 u. f.

Derjenige, welcher ſich der dramatiſchen Form zuerſt bediente, verband ſie mit theatraliſcher Strenge — aber was macht dieſen erſten Gebrauch zum Geſetz für die Dichtkunſt? — Dem Dichter kommt es darauf an, die höchſte Wirkung, die er ſich denken kann, zu erreichen. Liegt dieſe innerhalb der Gattung, ſo iſt relative und abſolute Vollkommenheit eins — aber wäre eine von dieſen der andern aufzuopfern, ſo möchte die Gattung wahrſcheinlich das kleinere Opfer ſeyn. Don Carlos iſt ein Familiengemälde aus einem königlichen Hauſe.

Repertorium des Mannheimer National-Theaters. *)

1785.

Eh' ich mich im zweiten Heft **) ausführlicher über dieſe Bühne erkläre, ſende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorſtellungen voraus, welche von Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen.

Den 2. Januar. Oda, oder die Frau von zwei Männern. Zum erſtenmal. Ein widriges, unnatürliches Stück — zuſammengeraffte Theaterflitter, ohne Geſchmack, ohne Verbereitung, ohne Wirkung. Madame Rennſchüb als Oda ſpielte vortrefflich. Die abgeſchmackten Eremiten wurden durch Herrn Bek's und Herrn Iffland's Spiel um nichts erträglicher.

Den 4. Januar. Der Deſerteur von Mercier.

Den 6. Januar. Günther von Schwarzburg, eine Nationaloper von J. Holzbauer und A. v. Klein. Zum erſtenmal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — Wenn über Pomp und muſikaliſche Schönheit ſchülerhafte Darſtellung ſich vergeſſen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete ſich zu ſeinem Vortheil aus. Demoiſelle Schäfer iſt eine anerkannte vortreffliche Sängerin.

Den 9. Januar. Die Eiferſüchtigen, oder Alle irren ſich. Eine drollige Farçe, die hier ſehr lebhaft geſpielt wird.

Den 11. Januar. Juliane von Lindorak. Madame Benſike zeigte ſich als die Künſtlerin von Kopf. Warum rührte ſie aber ſo wenig? — Zum Beſchluß: Die beiden Portraits. Verdient der Geſchmack von Mannheim keine beſſere Bewirthung?

---

*) S. Rheiniſche Thalia. Bd. 1. Heft 1. S. 185 u. f.

**) Der Thalia.

Den 13. Januar. Jeanette. Gewöhnlicherweise laſſen uns unſre Sängerinnen die Schönheit ihres Geſanges durch deſto ſchlechteres Spiel entgelten. Demoiſelle Schäfer misfällt auch als Schauſpielerin nicht. Madame Brendel gefiel in der ſchwatzhaften Gräfin. — Zum Beſchluß: Pygmalion, von Rouſſeau und Benda. Herr Bek als Pygmalion ſpielte dem ſtrengen Auge des Kenners, aber der undankbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunſt nicht. Kunſtbegeiſterung verſtehen wir Wenige. Das ſüße Erſtaunen Pygmalions beim Aufleben ſeiner Galathee, ließ mich kalt. Es ſchien, als hätte die Göttin ſeinen Wunſch erhört, und das Feuer des Künſtlers ſeiner Statue gegeben. Madame Genſike führte die kleine, aber delikate Rolle der Galathee mit ſehr vielem Anſtande, aber ſehr fehlerhaftem Coſtüm aus.

Den 16. Januar. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

Den 18. Januar. Cabale und Liebe. Herr Bek, als Major, überraſchte einigemal durch Größe ſeines tragiſchen Spiels ſelbſt den Verfaſſer. Demoiſelle Baumann ſpielte die Louiſe Millerin ganz vortrefflich, und in den letzten Acten vorzüglich mit ſehr viel Empfindung. Madame Mennſchüb ſpielte in der Rolle der Engländerin manches vortrefflich, aber ſie iſt ihr nicht ganz gewachſen. Dennoch würde Madame Mennſchüb eine der beſten Schauſpielerinnen ſeyn, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launigte Rolle des Muſikus, ſo viel er wenigſtens davon auswendig wußte. Den Hofmarſchall ſpielte Herr Mennſchüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöſchel gefiel in dem fürſtlichen Kammerdiener.

Den 20. Januar. Die väterliche Rache. Wird hier ſehr gut gegeben.

Den 23. Januar. Die Spieler, ein Luſtſpiel von Herrn Beil. Zum erſtenmal. Wären die Charactere dieſes Stücks nicht aus der verworfenſten Menſchenclaſſe — profeſſionirten Spielern — genommen, wechſelte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothiſch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde

gegen gewiſſe unverkennbare Schönheiten dieſes Luſtſpiels gerechter geweſen ſeyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die dieſem unendlich weit nachſtehen? Fürchten ſich vielleicht unſere franzöſirenden Herren und Damen ein Stück ſchön zu finden, wo man ſie mit einem Scharfrichter in Converſation bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten ſchürzt, und eine engliſche Dogge ihn entwickelt? Dieß und noch mehr würde man dem Verfaſſer vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten ſeines Stücks guten Willen genug hätte. Die Epiſoden des jungen Werneck und des wackern Bedienten Kern haben ſehr viel Wahres und Rührendes, und ſind mit Delikateſſe behandelt. Es koſtet mich Ueberwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dürfen. Herr Bern und Pöſchel ſpielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde edle Spiel des Herrn Iffland.

Den 25. Januar. Der Adjutant und der Perſjahrmarkt. In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im letztern beſonders der wirklich große komiſche Spieler.

Den 27. Januar. Die Nebenbuhler.

Den 30. Januar. Günther von Schwarzburg; zum Triumph der Caſſe.

Den 1. Februar. Die Spieler. Zum Vortheil des Verfaſſers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslaſſungen. Die Leere des Hauſes war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent ſeiner Schauſpieler iſt.

Den 2. Februar. Graf Eſſex. Zum Debüt einer neuen Actrice, der Demoiſelle Witthöft vom Berliner Theater. Dieſe in jedem Betracht ſchätzbare Künſtlerin kündigte ſich in der Gräfin Nuttland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Beck, als Graf Eſſex, ſpielte meiſterhaft. Ich habe ihn nur im Tieck größer geſehen. Seine wahrhaft hohe Darſtellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünſchen übrig. Madame Mennſchüb mißfiel mir als Königin. Lieber hätt' ich Demoiſelle Witthöft in dieſer Rolle geſehen. Herrn Beck's Verdienſt war um ſo hervorſtechender, je mehr einige andere Ritter vom Hoſenbande ihre Rollen vernachläſſigten. Dieſes Spiel vergiebt man dem ſchwachen

Keyſ, aber den Schauſpieler, der ſich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der jetzt da ſteht, und ſeinen Dialog um Gotteswillen aus der Souffleurgrube hervorholt, ſollten die Geſetze beſtrafen. Madame Braundel hatte dieſen Abend eigentlich die Nottingham zu ſpielen, ſie vergriff ſich aber in der Rolle, und ſpielte die Fulmer.

Den 4. Februar. Der argwöhniſche Ehemann. Zum Debüt der Demoiſelle Witthöft. Dieſe vortreffliche Schauſpielerin hat ihre größte Stärke in der Comödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beſeelen ihr ganzes Spiel.

Den 6. Februar. Günther von Schwarzburg.

Den 11. Februar. Der argwöhniſche Ehemann. Wiederholt auf Begehren.

Den 13. Februar. Lanaſſa. In dieſer Rolle ließ mir Demoiſelle Witthöft noch etwas zu wünſchen übrig.

Den 15. Februar. Das Präferenzrecht. Zum Beſchluß: Wer wird ſie kriegen?

Den 17. Februar. Oda. Zum zweitenmal.

Den 20. Februar. Der Weſtindier. Herr Witthöft, zu deſſen Debüt dies Schauſpiel gegeben ward, ſchenkte dem Publikum unſchuldiger Weiſe einen ſehr herrlichen Abend. Herr Bek, als Weſtindier, ſpielte groß. Dieſe Rolle ſchien ganz für ihn geſchaffen zu ſeyn, und ſchwerlich wird ihn ein deutſcher Schauſpieler darin erreichen. Demoiſelle Witthöft erhielt auch hier den lauteſten und verdienteſten Beifall.

Den 22. Februar. Die Läſterſchule. Ein bekanntes gutes Theaterſtück, aus dem Engliſchen von Sheridan.

Den 24. Februar. Die olympiſchen Spiele, ein Singſpiel.

Den 27. Februar. König Lear. In dieſer großen Rolle erſcheint Herr Iffland im ganzen Umfange ſeiner Kunſt. Ich behalte mir die Freiheit vor, über das, was ich an ſeinem Spiel bewundere, und was ich nicht bewundere, ein andermal weitläuftiger zu reden. Demoiſelle Witthöft rührte ſehr als Kordelia. Regan und Goneril? — Madame Rennſchüh behagt mir zehnmal beſſer in ihren guten Weibern, als in ihren ſchlechten Prinzeſſinnen. Herr Boek mißfiel in der Rolle des

Edgar. Er iſt zu kalt, und wo er den wahnſinnigen Tom ſpielt, ſchadet er der tragiſchen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eiferſucht auf der Probe. Ein ſehr gutes Singſpiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilie Galotti. Herr Beil ſpielte den Odoardo meiſterhaft; Demoiſelle Witthöft die Emilie vortrefflich. Madame Rennſchüh wurde — warum? weiß das Publikum vielleicht ſelbſt nicht — als Klaudia kellatſcht. Madame Genſike ſpielte die Gräfin Orſina beſſer als ſonſt, und wurde einſtimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig iſt die Nationalbühne zu Mannheim beſchäftigt, Shakſpear's Julius Cäſar, nach einer Umarbeitung des Freiherrn v. Dalberg, dem Publikum aufzutiſchen. Das römiſche Coſtüm erfordert erſtaunlichen Aufwand und alle Anſtalten zu dieſem Stück verſprechen eine außerordentliche Vorſtellung. *)

*) In der Rheiniſchen Thalia Bd. 1. Heft 1. S. 191 befinden ſich unter dieſem Aufſatz die Worte: „Die Fortſetzung ein andermal.“ Daß ſowohl dieſe Fortſetzung, als die Aufführung einer andern damit zuſammenhängenden Idee gänzlich unterblieb, erklärt ſich aus Schiller's damaligem Aufenthaltswechſel. Um jene Zeit (im April 1785) wandte er ſich von Mannheim nach Leipzig und ließ ſeitdem das Verſprechen unerfüllt, welches er auf dem Umſchlage des oben angeführten Hefts mit den nachfolgenden Worten gegeben hatte: „Weil einige Aufſätze in dieſem erſten Heft der Thalia weitläuftiger ausgefallen ſind, als der Herausgeber anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht ſchicklich ſchien, ſie zu trennen, ſo mußten natürlicherweiſe mehrere Artikel, wozu er ſich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für diesmal ausgeſchloſſen werden. Vorzüglich gilt das von der dramaturgiſchen Geſchichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner, als jeden andern Aufſatz abreißen möchte, und deswegen für das zweite Heft meiner Thalia beſtimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillſchweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieſer Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei ſeyn kann, ob der Verfaſſer ſein Verſprechen am Ende eines jeden einzelnen Hefts oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat.“

Philipp der Zweite,

König von Spanien. *)

Nach Mercier. **)

1786.

Philipp II. iſt Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und ſein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde ſeines abergläubiſchen und ſchrecklichen Deſpotismus entwerfen — alle Beſtandtheile dieſes grauſamen Characters, die uns in der Geſchichte durchſchauern, will ich in ein Bildniß zuſammenſchmelzen, und den Abſcheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei ſeinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der ſich anbetend zu den Füßen des Jupiter niederwarf, den ſein Meiſel erſchaffen hatte — ich ſtürze erſchrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftſtellers ſoll die ſchlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müſſen ſich endlich dem unbeſtechlichen Grabſtichel unterwerfen, der ihre Laſter oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgenſten Winkelzüge ihres Characters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier ſie auch decke, alle müſſen vor dem Richterſtuhl der Menſchheit erſcheinen.

Kein Tyrann, finſter und grauſam wie dieſer, beſtieg ſeit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der re-

---

*) S. Thalia. Bd. 1. Heft 2. S. 71 u. f.

**) S. den Precis historique zu ſeinem Portrait de Philippe second. Amsterdam 1785.

miſchen Kirche auf einer See von Menſchenblut treiben. Einverſtanden mit dem Inquiſitionsgericht, deſſen barbariſche Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grauſam von Natur und nach Grundſätzen, mußte er noch zugleich ſein Vertrauen an zwei Creaturen verſchwenden, die ſeiner vollkommen würdig waren, an den Cardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er ſeine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenſchlich und unerbittlich.

Seine Abſicht war, die furchtbare Gewalt, die er ſchon beſaß, durch eine geiſtliche Monarchie zu verſtärken, weil er wußte, daß ſich die letztere über den ganzen Menſchen erſtrecke. Eben ſo wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, ſollte der Despotismus des Glaubens ihm die ganze politiſche Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte ſich gegen den Monarchen vergangen, ſobald man ſich von der Formel ſeines Glaubens entfernte. Eine ſolche Tyrannei des Gewiſſens — die ſchlimmſte aller ſchlimmen Regierungsformen — wollte Philipp in ſeinen Staaten errichten. Er wollte ſeine irdiſche profane Gewalt mit einem göttlichen Scepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte ſchon ſeit einigen Jahrhunderten die Form der alten römiſchen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktſchreieriſchen Prunk der Ceremonie unterſtützt, hatten eine verführeriſche blendende Außenſeite, der Wille wurde gefeſſelt, und alle Gewiſſen unter einem einzigen Gottesdienſte vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Geſetz. Eben darum dachten auch ſchon mehrere Fürſten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Prieſterthum, und glaubten durch dieſen Kunſtgriff ſich einer grenzenloſen Gewalt zu verſichern. Aus keinem andern Grunde geſtand Philipp II., der es in Anſchlägen dieſer Art allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen zuvorthat, dem römiſchen Biſchof die Unfehlbarkeit zu; er ſelbſt wollte ſich dieſes Vorrecht in ſeinen Staaten anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz ſo gut als mit ſeinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerſpruch abzuſchneiden, wo ſein Vortheil im Spiele war; man ſollte zittern, wenn er ſein Crucifix in die Hand nahm;

der intoleranteſte Pfaffe ſprach aus dem Mund des unempfindlichſten Königs.

Nothwendig mußte das einen Geiſt der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politiſchen Fanatismus übergieng. Dieſes Gift verbreitete ſich durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer ſich unterſtand zu denken, wurde hinweggeſchafft, was nur den Geiſt der Unterſuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausſchweifung einer Religion, die ſich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieſer ſchändliche Deſpotismus verunſtaltete bald alle Zweige der Geſetzgebung, und machte ſie zugleich kleingeiſtiſch und grauſam. Die Form des Gottesdienſtes glich einer abgeſchmackten läſtigen Etikette, und dieſer ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter ſo vieler Laſter, gebähren. Ein finſterer und grauſamer Aberglaube verſchlang das Licht der Vernunft, und errichtete ſeinen Thron auf den Trümmern der Gewiſſensfreiheit. Dieſes traurige Loos traf alle ſpaniſche Reiche — der Fanatismus legte in dieſem weiten Erdſtrich der Dummheit ſeine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier erniedrigt. Aber dennoch hintergieng der Erfolg die Erwartungen, die man ſich von dieſem Verfahren gebildet hatte. Der Menſch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belaſtet, ſchweift gern von einem Extrem zum andern, und geht von blindem Gehorſam zu zügelloſen Empörungen über. So fand ſich endlich Philipp III. gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte ſich anheiſchig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, deſſen Character ich jetzt entwerfe, beſaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogthum Mailand; in Afrika, Tunis, Oran, die canariſchen Inſeln und einen Theil des grünen Vorgebirges; in Aſien die Philippinen, die Sundainſeln und einen Theil der molukkiſchen; in Amerika die Reiche Peru und Merike, Neu-Spanien, Chili und beinahe alle Inſeln, die zwiſchen dem feſten Lande von Europa und Amerika liegen.

Ungeheure Beſitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zuſammen, dieſen Monarchen zum Größten der Welt und der Geſchichte zu machen, hätte er ſeine furchtbare Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geſchlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zwei und vierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa ſchmiedete, hatte er auch nicht einen Tag mit dem Glück der Menſchheit bezeichnet. Ueberall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finſterſten Aberglaubens, hielt er hartnäckig an jeder Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeine ſtrafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Brittannien, denn er verabſcheute alles, was frei war. Wär' es Drake nicht gelungen, hundert ſeiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerſtreut, die mit dem Namen der unüberwindlichen prahlte, ſo war dieſer glückliche Freiſtaat aus dem Globus vertilgt. *) Welcher Zuwachs ſeiner Größe, wenn er auch noch dieſes mächtige Reich mit ſeinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Obngeachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch ſeine Finanzen ſehr in Unordnung, und ſeine Reichthümer erſchöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja ſogar von ſeinen flämiſchen Unterthanen, wirkte ſich am römiſchen Hofe ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und — wer wird es glauben? ſeine eigenen Truppen empörten ſich bei der Belagerung von Amiens, weil ſie keinen Sold erhielten.

Was ſetzte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich IV. zu unterdrücken? Was für Maſchinen ließ er nicht ſpielen, die Ausſöhnung dieſes Prinzen mit dem römiſchen Stuhl zu hintertreiben? Als ein Schwager der letztern franzöſiſchen Kö-

---

*) Dieſe merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode beſungen:

Die unüberwindliche Flotte.

Sie kömmt — ſie kommt, des Mittags ſtolze Flotte ꝛc.

(S. dies Gedicht in Schillers Werken. Bd. I. S. 390 u. f.)

nige machte er ſich Hoffnung, die Krone dieſes Reichs an ſeine Tochter Iſabelle zu bringen.

Frankreich kannte ſeinen Character, und verſchonte ihn auch nicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem ägyptiſchen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftſteller drückt ſich mit folgenden Worten über ihn aus: »Seht dieſen alten Satrapen, den Mörder ſeines Weibes und ſeines einzigen Sohns, wie einen zweiten Xerres das Meer mit ſeinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerſchmettert ſie an den Küſten von Schottland und Irland. Alter kindiſcher König, der mit einem Fuß ſchon im Grabe ſteht, im Grabe, worauf deine Staaten ſchwanken, und nur auf das Signal deines letzten Augenblicks lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich iſt nur ein zuſammengeſtückelter Körper, deſſen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander ſpringen.«

Aber aller Verleumdungen ungeachtet, welche Haß und Eiferſucht von ihm ausſtreuten, blieb das Cabinet des Königs das gefürchtetſte in der Welt. Im Beſitz ſeiner amerikaniſchen und indiſchen Schätze, ſpielte er in Europa den Meiſter, und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er ſich ſo ſehr auf ſeine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von ſeinem Paris, ſeinem Orleans ſprach. Hätte er ſeinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, ſo war es um Frankreich geſchehen.

Das Haus Oeſterreich war ehrgeizig, herrſchſüchtig und ſtolz. Aber gemeiniglich verlor es im Cabinet die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzen ſollte. Philipp II. war es ein Leichtes, die franzöſiſche Monarchie zu zerſtören, und doch hat er nur die Ligue zerſtört; er beſaß weder den Muth ſeines Vaters, noch Eduard's. Die Eroberung von Portugal, wenn ſie anders dieſen Namen verdient, war der einzige Zuwachs, den die ſpaniſche Macht unter Philipp II. gewonnen hat.

Carl V. hatte der Welt ein außerordentliches Schauſpiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrſchaft entſagte, ſeiner ungeheuren Macht ſich freiwillig entlaſtete, und alle ſeine Kronen einem Sohne übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erſcheinung, dieſen mächtigen Souverain ſo viele königliche und kriegeriſche Geſchäfte

ohne Rückhalt gegen Mönchsübungen vertauſchen zu ſehen. Er beſchloß ſeine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politiſchen Tode, indem er ſich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Kloſters begrub, und für ſeine abgeſchiedene Seele Meſſen abſingen ließ, gleichſam als hätte er aufgehört zu ſeyn. Und doch fehlte noch etwas, ſein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode ſonſt zu erſchallen pflegt.

Carl V. that ſtets das Gegentheil von dem, was er auf's heiligſte zuſagte. Zweideutigkeit war die Baſis ſeines Characters. Von jener erſtaunenswürdigen Entſagung der Krone bleibt der wahre Beweggrund noch immer ein Räthſel. Aber kaum hatte er die Begräbnißfarce geſpielt, als ihn dieſer Schritt ſchon gereute. So wie Philipp Beſitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Carl's nicht mehr. Von ſeinen Unterthanen vergeſſen, lebte er mitten unter ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute ſah er nicht mehr; für ſie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen hatte er ſich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrſcher ſo vieler Königreiche, war er jetzt ohne Geld; wandelte mit dem Brevier in der Hand in einem einſamen Kloſter umher, geißelte ſich jeden Freitag in der Faſtenzeit — ein Kaiſer, wie dieſer, welch ein Schauſpiel für die Welt!

Indeſſen war es eine feierliche und ſogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er ſchloß ſeinen Sohn in die Arme und ſagte zu ihm: »Nur deine Sorgfalt für das Glück meines Volks, kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es werth ſeyn, daß du dereinſt für einen unter ihnen eben das thun konnteſt, was ich jetzt für dich thue.«

War Carl's Seele wirklich über den Thron erhoben, oder ließ er ſich blos von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen, aber die wenigſten ſind befriedigend. Vor ihm war Niemand auf den Einfall gekommen, ſeine eigenen Exequien zu feiern. Während der Leichengeſänge, die man um ihn her anſtimmte, erkältete er

ſich in dem bleiernen Sarge, und ſtarb, noch in eben dem Jahre, an den Folgen dieſer Erkältung.

Carl war intolerant geweſen, hatte ſich durch Verfolgungsgeiſt ſeinem Zeitalter ſchrecklich gemacht. Jetzt wollte er in ſeinem Kloſter zwei Uhren ſo ſtellen, daß ſie nie von einander abwichen, und kam nicht damit zu Stande. Da entwiſchte ihm jener Ausruf: »Und doch ſollen zwei Menſchen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?«

Philipp erbte die Vorurtheile ſeines Vaters, und ſein deſpotiſcher Stolz trieb ihn an, das ganze Menſchengeſchlecht ſeinem Glauben zu unterwerfen. Dies war ein Hauptzug ſeines Characters. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er den Beichtvater ſeines Vaters in effigie verbrennen ließ; und es fehlte wenig, daß er nicht ſelbſt Carl'n für einen Ketzer erklärte, und ſein Andenken läſterte. Ein ſolcher Aberglaube, war er die Eingebung ſeines Herzens oder ſeiner Nation?

Der mächtige Carl gieng damit um, Maximilian's und Ferdinand's Plane auszuführen, und ſein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überſchatten ſollte. Aber für einen ſolchen Ehrgeiz war er nicht kriegeriſch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg ſeiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benutzt; ſeine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler ſeiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutſchen Reichs für den erſten Schritt zur allgemeinen Monarchie anſah. Dieſer Irrthum zertheilte ſeine Kraft, und die Eilfertigkeit, ſeinen Bruder zum römiſchen König wählen zu laſſen, war vielleicht in der Folge die vornehmſte Urſache von Europens Befreiung. Auch das deutſche Reich erholte ſich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiſerwürde nicht eben ſo von Carl'n abhieng, wie der Beſitz ſeiner erblichen Staaten. Er würde ſeinem Sohne ſeine ganze Macht überlaſſen haben; und ſchon reute es ihn, daß es ſein Bruder war, der den Titel eines römiſchen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er ſich bemüht, ihn durch die liſtigſten Anerbietungen zu bewegen, ſich ſeines Rechts zu begeben. Er hatte alles angewandt, die Reichsſtände zu gewinnen. Aber von jeher für die Erhaltung

ihrer Freiheit beſorgt, fürchteten ſie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch dieſe Hinderniſſe und durch die Widerſetzlichkeit ſeines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Carl wider Willen das deutſche Reich.

Dies war der Zeitpunkt, da das Haus Oeſterreich Europa in Schrecken ſetzte. Richelieu ſah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus dieſem Geſichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäiſcher Nationen angeſehen werden. Philipp träumte ſo gut, wie Carl, von einer Univerſalmonarchie; nur hatte dieſen die Lage ſeiner Staaten mehr bei ſeinen Abſichten begünſtigt. Das Haus Oeſterreich hatte damals den höchſten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte ſich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutſchland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigſten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu ſchwächen, bald ſie wieder zu vereinigen.

Die ſpaniſche Monarchie verlor viel von ihrem Anſehen unter Philipp II., weil er ſein Land erſchöpfte, um die Burgundiſche Erbſchaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter ſeinem Vater die ganze Maſſe ſeiner Macht in Bewegung geſetzt hatte, erſchlafft war.

Philipp's Politik war künſtlich, aber unthätig. Dieſer Dämon in Süden, wie man ihn nannte, war mehr damit beſchäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszuſtreuen, als dieſe ſelbſt zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einfluß des Papſtes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an ſein Glaubensbekenntniß ſich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheidiger und Rächer aller katholiſchen Glaubensgenoſſen, nöthigte den Pabſt, ihm ſeine Macht zu übertragen, und herrſchte durch Verurtheile, wie durch Waffen.

Daher jene wüthenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich ſeine Entwürfe mit ſolcher Langſamkeit aus, daß ihm ſelbſt Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger ſeyn können. Spanien hatte es blos

den Fehlern ſeiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz ſeines Stolzes, Heinrich IV. um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, ſo ſehr er es bedrohte?

Oft verſchwendete er ſeine Zeit mit unbedeutenden Gegenſtänden, wenn ihn die günſtigſten Umſtände aufforderten, ſeinem Glück einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geiſtlichen beſchäftigte ihn eben ſo ernſtlich, wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm ſo wichtig, als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päbſte war ihm ein heiliges Geſetz, und gegen die Reformirten war er ſo aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde ſie auszurotten aufopferte. Selbſt ſeine Feinde unterſtützte er, wenn ſie nur im geringſten den Proteſtanten zuwider zu ſeyn ſchienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünſcht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geſchah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Pabſtes behauptete er ſelbſt zuerſt, oder wollte ihn wenigſtens bei Andern allgemein machen. Seine Politik war es unſtreitig, dieſes gehäufte Vorurtheil gegen ſeine Feinde zu benutzen, und es daher gegen alle Zweifel zu ſichern.

Kein Jahrhundert iſt durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet, als das ſechszehnte. Welchen Fürſten mußten damals die Menſchen gehorchen! Catharina von Medicis, Carl IX., Heinrich III., Philipp II., Chriſtian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grauſamen Päbſte nicht einmal zu rechnen.

Der Proteſtantismus war der Widerſtand, welchen die deutſchen Kaiſer der Uebermacht Carls V. entgegenſetzten. Aus einem theologiſchen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach dieſen Begriffen nur wird man ſich überzeugen, wie es einen Fürſten geben konnte, welcher der Inquiſition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transſubſtanziation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um dieſen Lehrſatz ſo hart verfolgte, aus allen

ihren Kräften entgegenwirken. Die Proteſtanten wuchſen unter den Streichen wieder auf, womit man ſie niederdrücken wollte.

Eliſabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und dieß iſt ihr ſchönſter Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Eliſabeth den Weg der Ehre, und ihre weiſe Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipp's II. überdrüſſig, ſich unter die Oberherrſchaft der Eliſabeth begeben wollten, antwortete ſie den Geſandten, die ihr den Antrag thaten, ſie hielte es nicht für ſchön und anſtändig, ſich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der Meſſe wegen ſo viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem ſie ſo geſprochen hatte, wußte ſie auch als Fürſt zu handeln. Sie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römiſche Hof und das Haus Oeſterreich zu vernichten ſtrebten.

Man will behaupten, daß Eliſabeth das Völkerrecht verletzte, indem ſie die Niederländer unterſtützte, daß ſie nicht berechtigt war, ſich in dieſen Streit zu miſchen, und ſich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipp's gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber dieß iſt ein Trugſchluß. Die Staaten hängen ſo gut zuſammen, als die einzelnen Menſchen. Politik und Menſchlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Intereſſe der großen Geſellſchaft will es augenſcheinlich, daß man die Grundgeſetze eines Staats nicht ungeſtraft verletzen laſſe; die große Geſellſchaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht unthätig bleiben; das gemeinſchaftliche Intereſſe muß alle Regungen der politiſchen Körper beſtimmen; die europäiſche Geſellſchaft hat keinen andern weſentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation ſollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter wahnſinnigen und barbariſchen Launen fließen ſehen? Sobald die Geſetze der Menſchheit verletzt werden, tritt alles in das urſprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizuſtehen und großmüthig aufzuhelfen, das iſt die Aufforderung der Natur — eine mächtige

Aufforderung, welche mit den Grundsätzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt, und allen Nationen wechselsweise zu gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kommt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlösse, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles übersähe, was nicht sein besonderes Interesse verletzte: ein solcher Staat würde seinen Anspruch auf die Vermittelung oder den Beistand einer angrenzenden Macht, dieses uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie aussterben, denn sie könnten mit Muße die Vorrechte des gesellschaftlichen Vertrags übertreten, indem sie der Schranken der lebendigen Gesetze spotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, sobald sich der geringste Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beispringen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben, die Gesetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrührerisches Volk der öffentlichen und besondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik ist trügerisch, und hat den Character der Unempfindlichkeit, aber das große Interesse der Menschheit, in dem unermeßlichen Umkreise vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, schafft der Seele Licht, und täuscht sie niemals.

Das Beispiel der Schweiz und Hollands hat glücklicherweise diese Grundsätze in der Geschichte anschaulich gemacht und erwiesen. Heinrich IV. that für die Helvetischen Cantons, was Elisabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von seinen Nachbarn in Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er sich in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich besser zu schaden, so war man berechtigt genug, seine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquisition zu entreißen, und dem heiligen Blutdurst zu wehren, welcher das unzählbare Heer seiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumstreiften, und mit hohnspre-

chender Grauſamkeit Blut vergeſſen. Seine Henker folgten ſeinen Kriegern auf dem Fuße nach. –

Philipp machte ſich zum Generaliſſimus des Pabſtes, und dieſes Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzuſtoßen, die ſeinen Götzen, den Deſpotismus, einſchränken konnten. Er warf ſich zum Monarchen der Kirche auf, und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päbſte. Pius V., von niedriger Geburt, verſtand ſich mit ihm, begünſtigte ſeine Plane, und zeigte ſich als den eifrigſten Verfolger der Proteſtanten. Der ſpaniſche Monarch hielt den Calvinismus für die Secte, die am beſten zu der Verfaſſung freier Staaten paßte, und er war entſchloſſen, eine Reformation von Grund aus zu zerſtören, die ſich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Grenzen der Macht unbeſtimmt ſind.

Freilich waren es Menſchen von niedrigem Stand geweſen, die den Calvinismus eingeführt hatten; und dieſe ſind immer auf einen Luxus neidiſch, von welchem ſie ſich ausgeſchloſſen finden, und einer Gewalt Feind, deren Gewicht ſie mehr fühlen, als die Reichen. Der Catholicismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umſturz der römiſchen Uebermacht hofften ſie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte ſie, weil ihre Umſtände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entriſſen ſie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterſchied des Ranges aus der Geſellſchaft zu verbannen, mußte die Großen gegen ſie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Anſehen ſowohl, als den Vergnügungen der Fürſten Abbruch thaten, mußten den heftigſten Widerſtand von Seiten der reichen und unbeſchränkten Monarchen erfahren. Auch hätte Philipp denen, die er Rebellen nannte, Alles bewilligt, bis auf die Gewiſſensfreiheit. Dieſe, ſagte er ſelbſt, würden ſie nie von ihm erhalten, wenn er auch ſeine Krone auf's Spiel ſetzen müßte. Er ſah die Gewiſſensfreiheit als die Zerſtörung ſeiner politiſchen Grundſätze an.

Während die Inquiſition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein ſeyn könnte, war ihre Abſicht eben nicht, die Menſchen zu

diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellten die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden. —

Elisabeth, welche jene getheilte Macht für eine verlorene hielt, war sehr entfernt, Philipp II. ihre Hand zu geben. Wie hätte sie, die so fest an ihren Grundsätzen hieng, den Sohn des mächtigen Carl neben sich auf dem Thron sitzen lassen? Auch hätte sie sich mit diesem Fürsten nicht vermählen können, ohne eine Dispensation bei dem Pabst anzusuchen; durch diesen Schritt aber würde sie die Gewalt des Pabstes anerkannt haben. Man sieht, daß alles zusammen kam, den Calvinismus zu begünstigen.

Frankreich selbst würde ganz protestantisch geworden seyn, ohne die unvorsichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poissi, ihre wenig politische Unbiegsamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen mußte auf einen so wichtigen Fortschritt folgen!

Während dieser Streitigkeiten hatte die scholastische Theologie, dies vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrschaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft schrecken und niederdrücken. Sie überlieferte die Menschen irdischen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ sie die Scheiterhaufen der Inquisition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröstendes Licht über die Rechte der Menschen, weder in bürgerlichen noch in politischen Verhältnissen. Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstere Gepräge der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wuth, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa.

Philipp's Ehrgeiz und Barbarei machten die Finsterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menschen seine

unverletzbarsten Rechte zu entreißen, und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntnisse zu vertilgen.

Dieser schreckliche Monarch, der gleich dem Pabst Anspruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Protestantismus den Untergang geschworen, und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Interesse der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmont's und Hoorn's Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn anderer Edelleute gewesen, welche durch eine besondere Commission verurtheilt worden waren. Aber giebt es in der Geschichte, selbst der römischen Kaiser, ein abscheulicheres Denkmal, als Philipp's Achtserklärung gegen den ersten Statthalter von Holland. Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte lesen? »Wir versprechen auf unser königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn sich Jemand findet, der edel genug ist, die Welt von dieser Pest zu befreien, und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern, oder ihm das Leben zu nehmen — diesem 25,000 Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch so großes Verbrechen begangen, so versprechen wir ihm unsere königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlich ist, versetzen wir ihn und alle, die ihm darin helfen und beistehen, in den Adelstand.« In den Adelstand! Und seinerseits wetteiferte Alba mit seinem König in der Grausamkeit; er rühmte sich, daß er achtzehntausend seiner Mitbürger auf dem Schaffot habe sterben lassen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeugungen an Philipp's Hofe gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über diese schreckliche Begebenheit versunken war.

Aber die aufrührerischen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freistaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen nichts unmöglich ist, welches sich fest vorgesetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu seyn. Die Inquisition, welche in der Nähe die Neuerer zerschmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Bischöfe hatte, oder vielmehr Philipp's eiserne Ruthe förderte diese Revolution, die Europa zum Erstaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts? Ihre schnellwachsende Größe ist vielleicht die bewundernswürdigste Begebenheit in der neuern Geschichte. Ein Haufen Matrosen und Fischer, Bewohner eines sumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das sie zu verschlingen droht, und wehren sich gegen die besten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru besoldete.

Tollkühnheit mußte es scheinen, daß sie ihrem furchtbaren Herrn zu widerstehen hofften. Aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit ersetzte bei ihnen die wirklichen Kräfte. Gezwungen, auf sich selbst allein Rechnung zu machen, sahen sie sich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in Stand gesetzt, Spanien seine Schätze und Besitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz seinen amerikanischen Bergwerken, fand sich endlich erschöpft.

Was erreichte er durch so viele Grausamkeiten, Ränke und Kriege, dieser Despot, der mächtigste Monarch in Europa? Er machte seine Staaten arm, und nachdem er die amerikanischen Bergwerke erschöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politischen Fehlern. Er hatte Holland von seinem Vater ererbt; er konnte ruhig über dieses Volk herrschen. Aber er brachte es auf, er zwang, so zu sagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unsinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterstützt und jeden Zwiespalt genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künste seiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland sich einer fremden Herrschaft antragen zu sehen. Er sah diese Bettler, die eine hölzerne Schale als spöttisches Attribut hatten, seiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heut zu Tage reicher ist, als alle spanischen Herrschaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron seiner ehemaligen Tyrannen nach Gewalt zu vergeben, und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beispiel! Die Generalstaaten, im Haag ver-

ſammelt, erklärten feierlich Philipp II. für verluſtig der Souverainität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt habe.

So gewann ſein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend ſchändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verſchwendet hatte, um den Sectirern das Joch der römiſchen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch ſeinen Deſpotismus und ſeine Barbarei verabſcheuen, müſſen wir doch den Talenten, die er wirklich beſaß, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hatte die weiſe Politik, in Spanien ſelbſt Frieden zu erhalten; er wußte ſeine Miniſter zu wählen, er bildete ſie ſelbſt.

Auch kann man ihn tiefe Menſchenkenntniß nicht abſprechen. Er ſtudirte ſorgfältig den Character ſeiner Miniſter, bevor er ſie in Thätigkeit ſetzte. Seine Aufmerkſamkeit war unermüdet in dieſem Stücke, und ſicher iſt die Kunſt, den Gehalt der Menſchen zu ergründen, deren man ſich bedient, das erſte Talent bei einem Fürſten. Aber da man ſeine tyranniſche Hartnäckigkeit kannte, handelten ſeine Miniſter nach ſeinen eigenen Grundſätzen, und ſuchten ihm ähnlich zu ſeyn. Indeſſen hatte er eine übertriebene Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußern Schein der Ruhe die grauſamſte Seele verbarg. Dieſe Gefälligkeit koſtete ihm die ſieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben ſind ſtark genug, Alba's unerſättlichen Blutdurſt zu ſchildern. Er ſprach allen Geſetzen Hohn, und hinterließ überall die blutigen Fußtapfen ſeiner unſeligen Gewalt.

Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit bezeichneten dieſen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in ſeiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung auseinander ſetzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen ſchriftlich an; er überdachte ſie reiflich, und vereinigte die entgegengeſetzten Partheien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann ſtieß er alle Geſetze um; gegen dieſe gährte ein unauslöſchlicher Haß in ſeiner Seele.

Indeſſen findet man in ſeinem Leben eine Menge widerſprechender Züge, die den Maler niederſchlagen. Der Erzbiſchof von Toledo hinterließ, als er ſtarb, eine Million Thaler

für fromme Legate. Dieſe Millionen eignete ſich Philipp zu, indem er durch ein paar Doctoren ohne Pfründen entſcheiden ließ: er, als Vater der Armen, ſey der Erbe dieſes Prälaten. Auch war ſeine Achtung gegen die Geiſtlichkeit nicht ſo groß, daß er ſie nicht zu beſtrafen gewußt hätte, wenn er durch ſie beleidigt war. Er ließ ohne Anſtand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil ſie in Portugal gepredigt hatten: er ſey im unrechtmäßigen Beſitz der Krone; und er hatte ſogar Gregor XIII., der ſich zum Schiedsrichter dieſes Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß ſeine Rechte nur ſeinem Schwert unterworfen wären. So ſchonte er die Prieſter ſeiner Kirche nicht, wenn ſein Eigennutz oder ſein Stolz im Spiele war; und dies muß ſehr viel Licht auf ſeine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien ſeiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt deſto beſſer an ſich zu reißen.

Dieſe Heuchelei, dieſe Strenge, dieſe Grauſamkeit ſpricht auch aus dem Privatleben dieſes Fürſten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ungeachtet ſeines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquiſition zuzuſehen, und er verſicherte, daß er ſelbſt bereit ſeyn würde, des Henkers Stelle zu erſetzen, wenn es an einem fehlen ſollte. Er ſchien — ſchaudernd ſchreib' ich es nieder, und doch iſt es hiſtoriſches Factum — er ſchien ſich an dem Rauchen des Bluts dieſer Märtyrer zu ergötzen; und bei dieſen zermalmenden Schauſpielen ließ er noch beſoldete Spione herumgehen, welche auf die unwillkührlichen Regungen des Mitleids in den Augen der Zuſchauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! er wurde dem Arm der Inquiſition ausgeliefert.

Ein einziges Mal ſah man ihn unter den Waffen. Es war der Tag, als St. Quentin mit Sturm erobert wurde. Aber an eben dieſem Tage war ſeine Furcht ſo groß, daß er gelobte, im Fall er davon käme, ein prächtiges Kloſter zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Pallaſt dazu, und dieſem Gelübde hat das Eskurial ſein Daſeyn zu verdanken. Es ſcheint, daß er bei dieſer

Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, ſich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu ſeinem Stolze geſellte ſich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als kniend mit ihm ſprechen. Selbſt die Theilhaber ſeiner Grauſamkeiten zitterten vor ihm, und der treuſte Diener ſeiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einſt unangemeldet in das Cabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm die durchbohrenden Worte hören: »Eine Frechheit, wie die Eurige, verdiente das Beil!«

Er ſetzte ſeinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabſchrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch dieſe frömmelnden Mummereien ſchläferte er ſein Gewiſſen ein. Er ließ über 50,000 Proteſtanten umbringen, und ſeine Kriege koſteten ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, 564 Millionen Dukaten.

Ungeachtet ſeines Eifers für die Lehrſätze der katholiſchen Religion, hatte er verſchiedene Maitreſſen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener ſeiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte ſich zwiſchen den Klöſtern und ſeinen Concubinen. Uebrigens wandte er alles an, um ſeine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub ſie lebendig in Klöſtern, und ſeine tiefe Heuchelei ließ es nie an Kunſtgriffen fehlen, ſeine Laſter zu bemänteln.

Dieſer Monarch kam an die Regierung in dem ſchönſten ruhmvollſten Zeitpunkte Spaniens, da der Stolz ſeines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp II. vergaß ſeine Stärke, und verſchwendete an ſpitzfindige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Dieſe unbeſtändige, hin und her ſchwebende Politik ſchickt ſich für kleine Republiken, für eingeſchränkte Staaten. Aber große, wichtige Reiche müſſen dieſen Kunſtgriffen entſagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müſſen ſie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verſtellung iſt freilich einem Fürſten zuweilen nöthig; die Leidenſchaften um ihn herum ſind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegen wirken könnte. Aber Philipp II. übte Betrug, nicht Verſtellung. Er war für dieſen großen Zeit-

punkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geist; Philipp's Geist war blos verschlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spione zu besolden, welche sich in die verborgenſten Intriguen zu schleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunst machte. Diese unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürſten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menſchen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staates drohen.

Eine große Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf ſich. Von dem Verbrechen, daß er ſeine Gemahlin vergiftet, ſprechen ihn viele Schriftſteller frei, und verſichern, daß Eliſabeth über den Kummer ſtarb, den ihr Don Carlos Tod verurſachte. Nichts iſt aber gewiſſer, als daß Philipp Mörder ſeines Sohns war. Er lieferte ihn dem Haß der Inquiſition aus, und Philipp und die Inquiſition waren Eins.

Dieſer Monarch, deſſen blutige Regierung vier und vierzig Jahre gedauert hatte, ſtarb ruhig in dem Alter von vier und ſiebzig Jahren. Er blieb bei einer ſchrecklichen langwierigen Krankheit ſtandhaft und unerſchüttert; er empfieng das heilige Sakrament vierzehnmal, eh' er den Geiſt aufgab; ſein Gewiſſen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl wagen, über die Frömmigkeit dieſes Königs ein Urtheil zu fällen? Sollte es möglich ſeyn, daß er wirklich ein rechtſchaffener Mann war? Wäre das, ſo war ſeine fromme Raſerei freilich unheilbar; aber dann verdienen ſeine ungeheuren Maximen unſern Unwillen mehr als unſern Abſcheu. Doch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich, daß er ſich der Religion nur als eines Schleiers bediente, ſeine unrechtmäßigen Handlungen in dieſer heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne findet ſich folgender Abriß von Philipp II., deſſen Mittheilung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird.

»Er war von mittelmäßiger, aber wohl proportionirter Statur — von breiter Stirn, blauen Augen, ſtandhaftem An-

ſehen und einer ernſthaften gravitätiſchen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge ſeines Characters aus. Er würde mit kaltem Blût und mit Gelaſſenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er ſich ſo ſehr, als ein Fürſt nur thun konnte; er gieng auf die geringſten Kleinigkeiten der Verwaltung ein. Er ſetzte aus ſeinem Cabinet alle Triebfedern der grauſamſten Staatskunſt in Bewegung, er wollte für ſich allein, ohne Bundesgenoſſen, handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauiſch, voll Verſtellung und Rachſucht; er achtete nichts, ſobald es auf Ausführung ſeiner Anſchläge ankam. Nichts ſchreckte ihn — er ſchien über alle Vorfälle erhaben, und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernſten Gelaſſenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur eine Leidenſchaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Ausſprüche des Schickſals, die ohne menſchliche Kräfte vollſtreckt werden, und unwiderruflich ſind. Das Blut ſeiner Unterthanen ließ er ſtromweiße flieſſen, die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten; ſtets war er bewaffnet, ſeine Unterthanen oder Feinde zu ſchlagen. Selbſt ſein Sohn, der damals einzige Erbe ſeiner Staaten, konnte ſein unbiegſames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geſchehen war, ſo war die Strafe nothwendig. Nie ſchmeckte er die Wolluſt, zu vergeben; in einer zwei und vierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Miniſter, ſeine Generale, ſeine Günſtlinge näherten ſich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als kniend, und mit der größten Behutſamkeit mit ihm. Er foderte dieſes ernſthafte Anſehen auch von ſeinem Volke. Das ſchreckliche Inquiſitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unſchuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus ſeinen Staaten zu verbannen. Er beſaß alle Eigenſchaften eines großen Staatsmannes — einen lebhaften Geiſt, ein erſtaunliches Gedächtniß, eine unermüdete Arbeitſamkeit; er wußte die Menſchen vollkommen zu beurtheilen, und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an ſeinem Hofe prächtig, in ſeinen Anſchlägen beherzt, in der Ausführung unerſchüttert. Seine unbeugſame

Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er ſchwächte ſeine Staaten durch Mauren, und durch ſein barbariſches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und ſeine Einkünfte mußten ſeinem Haſſe und ſeiner Rache dienen, und ſeine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geiſt und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden ſeyn, hätte er nur jene ſanften Tugenden beſeſſen, die einen guten König vollenden.«

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618. *)

1787.

Die Republik Venedig war unter allen italiänischen Staaten ihrem Freiheitssystem am treusten geblieben, und ihr klug es und standhaftes Betragen hatte sie von jeher vor den päbstlichen Anmaßungen geschützt. Endlich waren die Päbste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte, und durch die politische Verbindung der europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunterzusteigen und den Grund-

*) S. Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Leipzig 1788. Bd. 1. S. 107 u. f. Die vor diesem Bande befindliche, mit S. unterzeichnete Nachricht lautet: „Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen (Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi im Jahr 1347; Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahr 1618 und Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahr 1478) war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesko gegen Genua, bestimmt, welche aber wegen Mangel des Raums zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Bande aufgesetzt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde." — So weit Schiller. Der versprochene zweite Band des oben erwähnten Werks ist nie erschienen. (Vergl. Körner's Nachrichten von Schillers Leben vor dem ersten Bande seiner Werke. S. XVIII.)

ſätzen Gregor VII. zu entſagen, als zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Paul V. in Verſuchung kam, ſie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit zuſammenſtieß, veranlaßte dieſen Angriff. Die ſtrenge und ſchnelle Juſtiz, welche eine der wichtigſten Grundlagen dieſer Republik macht, hatte nicht erſt auf den Pabſt gewartet, um die Verbrechen einiger Geiſtlichen zu beſtrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber ſeine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geiſtlichen, vorzüglich die Jeſuiten, die in jedem Lande eine Art von ſtehender Armee des Pabſts abgaben, wurden aus dem venetianiſchen Gebiete verbannt. Indeſſen konnte dieſer Streit, ſo tapfer er auch beſtanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, ſich hineinzumiſchen. Aber Heinrich IV., um welchen ſich die Republik bei ſeinen Kriegen um die franzöſiſche Krone, manches Verdienſt erworben hatte, nahm ſich in dieſem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch ſeine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar alles verſucht, um Antheil an dieſer Verſöhnung zu nehmen, und als Mittler zwiſchen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, deſſen es ſich unfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde. Aber die Venetianer wußten dieſe Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuſchließen, und ſo lange Heinrich lebte, mußte ſie dieſe Beleidigung verſchmerzen. Nach Heinrich's Tode wurde daher die nächſte Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oeſterreich auf dem adriatiſchen Meere beſitzt und die an das venetianiſche Gebiet grenzen, hatte ſich ein Volk niedergelaſſen, deſſen ganzes Gewerb in der Seeräuberei beſtand. Man nennte ſie die Uskoken, und ſie waren ihrem Urſprunge nach Flüchtlinge, die ſich theils vor der türkiſchen Tyrannei, theils vor der Strenge der venetianiſchen Geſetze in dieſe benachbarten Gegenden gerettet hatten. Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieſer Räuber in ihrer Ruhe geſtört, und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Beſitzer dieſer Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand,

der nachmals Kaiſer wurde, war zwar ein ſehr frommer Fürſt; aber ſeine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da ſie dem ſpaniſchen Hofe ergeben waren, nutzten ſie die Gelegenheit, um dieſen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiſer Mathias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog ſo ſchlecht erfüllt, daß es endlich zu einem offnen Kriege kam, der indeſſen nicht ſo entſchieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken nichts zu befürchten hatten, konnten die Laſt des Kriegs beſſer aushalten als der Erzherzog. Dieſer wurde von dem Kaiſer unabläſſig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Ungarn bedrohte; und er ſelbſt brauchte damals beträchtliche Summen, um ſeine Wahl zu der böhmiſchen Krone durchzuſetzen, welche bald nachher vor ſich gieng. Die Spanier hätten ihn gern unterſtützt; aber der Krieg, den ſie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieſer Herzog mit der Republik in Verbindung war und ſeine Kräfte durch ihren mächtigen Beiſtand ſehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieſer gefährlichen Feinde zu ſtören, waren vergeblich; und das ſpaniſche Miniſterium fand zu ſeiner großen Erbitterung die Venetianer überall in ſeinem Wege. Aber Philipp III. war ein ſchwacher Fürſt, der ſich von Günſtlingen regieren ließ, und ſein Günſtling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben ſo ſehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als ſeinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Trotz ihrer Feinde niederzuſchlagen; endlich aber fand ſich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geiſt als ſie, der ſich vornahm, dieſen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dies war Dom Alfonſo de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Geſandter der ſpaniſchen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichſten Geiſter, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man ſieht aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geſchichtſchreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menſchen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die

er bei ihnen beſchrieben fand, mit denen, die ſich zu ſeiner Zeit ereigneten. Er ſpähte die Verſchiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an dieſen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stühen einer Unternehmung kannte, fällte er ſein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieſer ſeinen Scharfſinn, ſo gieng er der Quelle ſeines Irrthums unermüdet nach. Dieſes Studium hatte ihn die ſichern Wege, die wahren Mittel, die entſcheidenden Umſtände erkennen gelehrt, welche weitumfaſſenden Planen einen glücklichen Erfolg verſprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem ſpaniſchen Staatsrath faſt für Prophezeihungen, ſo ſehr hatte dieſe beſtändige Uebung von Leſen, eigenem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel ſeinen Blick geſchärft. Mit dieſer tiefen Kenntniß von dem Weſen der groſſen Geſchäfte verband er die ſeltenſten Fähigkeiten damit umzugehen; einen wunderbaren Inſtinkt in Beurtheilung der Menſchen; die Leichtigkeit mit unwiderſtehlichem Reiz ſowohl zu ſchreiben, als zu ſprechen; die Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernſthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verſtellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um deſto undurchdringlicher war, weil jedermann es zu durchdringen glaubte; ein ſanftes, überredendes, ſchmeichleriſches Weſen, durch welches er ſich in das Geheimniß der verſchloſſenſten Herzen einzuſchleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Freiheit des Geiſtes mitten in heftigſten Erſchütterungen.

Die ſpaniſchen Geſandten ſtanden damals im Beſitz, an den Höfen, wohin ſie geſchickt wurden, die Herren zu ſpielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahre 1607 zu der venetianiſchen Geſandtſchaft erwählt worden, als zu dem ſchwerſten der auswärtigen Poſten, dem einzigen, wo man ſich nicht mit Weibern, Mönchen und Günſtlingen helfen konnte. Das ſpaniſche Miniſterium war ſo ſehr mit ihm zufrieden, daß es ſich nach ſechs Jahren nicht entſchließen konnte ihn zurückzurufen, ſo nöthig auch ſeine Gegenwart an andern Orten geweſen wäre. Dieſer lange Aufenthalt ſetzte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieſer Regierung kennen zu lernen, ihre geheimſten Triebfedern auszuſpähen, ihre Schwäche und Stärke,

ihre Vorzüge und Fehler zu erforſchen. Er entſchloß ſich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es ſchien, der Erzherzog bald gezwungen ſeyn würde. Bei dem damaligen Zuſtand der Republik ſchien es ihm nicht unmöglich, ſich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte und die Unterſtützungen, auf welche er rechnen konnte, beſtärkten ihn in dieſem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erſchöpft, und faſt alle rüſtigen Bürger waren auswärts beſchäftiget. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zuſtand der Flotte, hatte ſich der Senat nie ſo ſicher geglaubt. Indeſſen war dieſe unüberwindliche Flotte an die iſtriſche Küſte gebannt, wo der Schauplatz des Kriegs war. Die Landmacht ſtand ebenfalls nicht näher: und in Venedig ſelbſt konnte man ſich vor einem plötzlichen Einfall der ſpaniſchen Flotte auf keine Weiſe ſchützen. Um ſicher zu gehen, wollte ſich der Marquis des Markusplatzes und des Arſenals, als der wichtigſten Poſten bemeiſtern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieſes Plans unmöglich; daher beſchloß er an verſchiednen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu laſſen, und diejenigen Plätze ſorgfältig auszuſuchen, wo das Feuer ſchneller um ſich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigſten ſcheinen würde. Seinen Hof wollte er indeſſen noch nicht in das Innere dieſes Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürſten ſich nicht gern über Unternehmungen dieſer Art erklären, bis man nichts weiter braucht, als ihre Beſtätigung, um des glücklichen Erfolgs gewiß zu ſeyn. Eine Depeſche, die er damals an den erſten Staatsſekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts beſonderes. Es gäbe Fälle, ſo ſchrieb er ihm, wo die Natur ſelbſt und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freiſpräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthans wäre ſich nach auſſerordentlichen Mitteln umzuſehen, um ſeinen Fürſten und ſein Vaterland vor einem ſonſt unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieſer ſeltnen Ausnahmen ſchiene man ihm jetzt gerade berechtigt zu ſeyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die ſchimpflichen Maasregeln zur Verſöhnung, die in Wien und an andern Orten befolgt worden

wären, dem österreichischen Hause die größte Erniedrigung drohten. Irre er sich darin nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jetzigen Posten die Quellen des Uebels, auf dessen Verbesserung es ankäme, beständig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man dazu gezwungen ist, so theilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit, und antwortete den Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des übrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andre erwartet. Seine einzige Sorge war nun die Anstalten so zu treffen, daß ihm der spanische Hof seine Gutheißung am Ende nicht verweigern durfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkührlich und uneingeschränkt gewesen, als es die Herrschaft des venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobili's und denen die es nicht sind beobachtet. Die Nobili's allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen; und die Personen vom größten Stande, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern betrachten sie wie Souverains, nicht wie Statthalter. Vergiebt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen ja zuweilen an Fremde, so sind diese nothwendig verbunden, den Willen des venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobili's, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit sich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand; und außer dem Gelde, das nach Piemont gieng, sah man sich in der Folge fast gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion

zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darin keinen Grund sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang eben so willkommen seyn, als er den Großen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Großen gab es verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren: darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des römischen Hofs. Die meisten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Rathschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen wurde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maasregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andre wollten in ihrer Einfalt katholischer seyn als der Pabst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt; aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie befürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik gesprochene Kirchenbann in der Meinung seiner Heiligkeit noch wie vorher bestünde. Unter diesen befanden sich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben so schlecht bedacht waren, als von Seiten des Geistes. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Verfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer seyn könnte.

So streng es auch den Nobili's untersagt war, sich mit den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandtin in einem Kloster, oder standen sie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um

welchen Preis es auch seyn mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werthe, ohngeachtet es, des Vorwands wegen, meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlaß sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie suchten sogar über andre, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bei diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute die ganz von ihnen abhiengen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren; zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war seit dieser Zeit keine Berathschlagung des Senats dem spanischen Gesandten mehr ein Geheimniß, er wurde von allen Entschließungen desselben unterrichtet; und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten sie zu befolgen. Außer diesen Verbindungen wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoien in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranka, Bedemars vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendozas Treue verdächtig zu machen, und bewarb sich selbst um die Mailändische

Statthalterſchaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureiſen, um Mendozas Stelle einzunehmen; und ſobald er dort angekommen war, lies er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Dieſem theilte der Geſandte ſeinen Entwurf mit, von dem er die ſcheinbarſte Seite herauskehrte, und trug ihm auf zu erforſchen, ob der neue Statthalter ſich würde bewegen laſſen, funfzehnhundert Mann von ſeinen beſten Truppen zu dieſer Unternehmung herzugeben? Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entſchloß ſich, ſoviel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne ſich im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewiſſen Verderben auszuſetzen. Er ſandte den Marquis von Lara zum zweitenmal nach Venedig, um ſeinem Freund dieſe Verſicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn zu bedenken, daß er dieſe Truppen ſorgfältig ausſuchen müßte, und daß ſeine Unvorſichtigkeit die bravſten Soldaten in der Armee einer ſolchen Gefahr bloszuſtellen, ihm die ſchwerſte Verantwortung zuziehen würde, wenn ſie in dieſer Unternehmung umkommen ſollten. Uebrigens verſprach er ſo viel Truppen zu ſchicken, als er entbehren könnte, und ſie ſo zu wählen, daß er für ſie ſtehen dürfte, wie für ſich ſelbſt.

Nichts war für den Geſandten von gröſterer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu verſperren. In dieſer Abſicht beweg er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigſten Friedensvorſchläge zu thun. Der Senat nahm ſie mit Unwillen auf, wie vorauszuſehen war, und weigerte ſich in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterlies von ſeiner Seite nichts, um das üble Vernehmen auf's höchſte zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht ſehr geneigt, ſeinen rebelliſchen Unterthanen die Amneſtie zu bewilligen, zu welcher er ſich im Vertrag zu Aſti verſtanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Executionen fortzufahren, die er gegen ſie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorſchläge über die Erfüllung dieſes Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gefollt hätte, unter dem Vorwand des Kriegs im Friaul, von welchem ſich

Spanien nicht mehr mit Ehren ausschließen könnte. Die venetianische Armee war über den Lisonza gegangen, und belagerte Gradiska, die Hauptstadt der erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte sich jetzt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit gienge. Damals endigte sich das Mißverständniß zwischen der spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, welches seit dem Streit des Sohnes und des Bruders Karl V. um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte. Der erste Beweis der Versöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ seine Truppen marschiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der spanischen Flotte auf dem mittelländischen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoien anzugreifen. Er versperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen, er setzte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar es zu rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päbstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieser Freiheit gemacht worden, und diese Schriften wurden noch für unwiderlegbar gehalten, ungeachtet mehrere geschickte Männer von der Gegenpartei versucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis gieng sie von neuem durch, und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der venetianischen Schriftsteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es giebt keinen Gegenstand dieser Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematisch werden könnte. So zeigte er, unter dem Vorwande die Rechte der Kaiser über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrschaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bei seinen Absichten wünschte er nicht für den Verfasser dieser Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung so

behutſam, daß man ſo lange er lebte ihm auch nicht den geringſten Antheil daran zutraute; und noch heutzutage trägt man Bedenken ihn als den eigentlichen Verfaſſer des squittinio della liberta Veneta — ſo hieß dieſe Schrift — anzuſehen, ungeachtet man zugiebt, daß er ſie hatte ſchreiben und herausgeben laſſen. Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von dieſem Verdachte frei bleiben konnte; aber die Venetianer kannten ihn wahrſcheinlicherweiſe noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das einzige, was ſie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von ſo aufbrauſendem Character trauten ſie die Kälte nicht zu, eine politiſche Satyre von dieſer ausgeſuchten Feinheit aufzuſetzen. Billigkeit und Unpartheilichkeit ſchienen durchaus in dieſem kleinen Werke zu herrſchen. Selbſt die eingeſtreuten Declamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die ſcheinbare Mäßigung der Ausdrücke ſo gemildert, daß ſchon dieſes allein den größten Eindruck machen mußte. Dieſes squittinio erregte ein außerordentliches Aufſehen. Da man keine Spur von dem Verfaſſer hatte, fiel der Verdacht ſehr natürlich auf den römiſchen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß jedermann die Stärke der Gründe dieſes Ungenannten eben ſo fühlen müßte wie ſie; der Verluſt einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich geweſen. Paul Sarpi, oder wie man ihn ſonſt nannte, Fra-Paola, einer der beſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der den Muth gehabt hatte ſein Intereſſe als Mönch in jenem entſcheidenden Zeitpunkt dem Intereſſe der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päbſtlichen Hofs auf ſich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu unterſuchen. Aber er erklärte, daß man dieſe Schrift nicht beantworten dürfte, weil dies nicht geſchehen könnte, ohne über gewiſſe Gegenſtände zu viel Licht zu verbreiten, die beſſer in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indeſſen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem ſolchen Stillſchweigen litte, ſo nähme er es auf ſich, dem römiſchen Hof wegen ſeiner eigenen Vertheidigung ſo viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken ſollte. Dieſer Rath wurde in der erſten

Hitze angenommen, und Fra-Paola hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des Tridentinischen Conciliums herausgeben zu dürfen, welche ohne diese Veranlassung bei seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Versuch zu wagen. Daher erhielt der venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich alles von neuem zerschlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesetzt, und im Frühjahre erschienen die Armeen im Felde, mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Theil seiner Truppen entbehrlich gemacht; die französischen und deutschen Abenteurer sahen sich genöthigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und achttausend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Pabst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen gienge, als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen sich vereinigt zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Pabst die Venetianer wirklich genöthigt hätte, diese Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil sehen, so hoffte er die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Geldes und durch die Aussicht der reichen Beute, in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nicolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig

geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn ſeit langer Zeit bei dem franzöſiſchen Ambaſſadeur geſehen, in deſſen Hauſe er ſich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Renault die großen Eigenſchaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein ſolcher Freund in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten ſehr willkommen war, ſchloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieſer war, ſo galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unſchuldigen Mitteln berühmt zu werden, ſo war kein Verbrechen zu groß, das er nicht um dieſen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die ſeltne Gleichgültigkeit für Leben und Tod geſchöpft, welche alle außerordentliche Unternehmungen begleiten muß. Oft wünſchte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienſt der Einzelnen das Schickſal der Staaten entſchied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, ſich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerſte ſeiner Seele kannte, und einen Menſchen wie dieſen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm ſeinen Entwurf mit, und geſtand ihm, daß er bei dem erſten Gedanken, den er davon gehabt, ſogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr ſchmeicheln mußte als dieſe Verſicherung. Sein hohes Alter machte ihn von einer Verbindung dieſer Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, deſto weniger ſetzte er jetzt auf's Spiel. Er glaubte, die traurige Friſt, die ihm der Tod vergönnte, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er ſeinen Namen noch unſterblich zu machen ſuchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechſel und Kreditive, um mit den Holländern zu negociren. Uebrigens ſollte nach der Inſtruction, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den holländiſchen Truppen ſelbſt noch verſchwiegen bleiben; ſie ſollte blos unter dem Vorwande angeſponnen werden, daß der ſpaniſche Ambaſſadeur bei der gegenſeitigen Erbitterung zwiſchen der Republik und dem öſterreichiſchen Hauſe, für ſeine eigne Sicherheit in Venedig fürchten mußte, wenn er nicht auf eine gewiſſe Anzahl von treuen und entſchloſſenen Freunden rechnen könnte

die bereit wären ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von großem Nutzen: es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimniß dahinter ist, wenn das Geheimniß selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hoffte er sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Ueberrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie beim Ausbruch der Verschwörung Miene machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand so zu sagen im verjährten Besitz des Siegs, und konnte sich weit leichter und schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand größtentheils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eignes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die spanische Flotte sie schlagen würde, war zu unsicher: und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden, diese Flotte außer Stand zu setzen, daß sie die Stadt beschützte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war, als der Vicekönig von Neapel, der die spanische Flotte kommandirte, glaubte ihn hierüber um Rath fragen zu müssen. Dieser Vicekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein eben so unternehmender Kopf, als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Characters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden. Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondere hatte zuweilen Launen, welche alle Grenzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich beide in Bedemars höhern Geist fügten, ersetzte ziemlich, was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmte Korsaren vom mittelländischen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel

gelockt. Dieſer beſchützte ſie nicht ſowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verſchwenderiſch als geizig, ſondern um beſtändig eine gewiſſe Anzahl von Leuten um ſich zu haben, die Kühnheit genug hatten, alles zu wagen und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizuſtehen, mit denen er immer ſchwanger gieng. Nicht zufrieden, ſie blos aufzunehmen, wenn ſie ſich anboten, ſuchte er diejenigen ſogar ſelbſt auf, die ſich durch ungewöhnliche Verdienſte auszeichneten, und machte ihnen ſo groſſe Vortheile, daß er ſie unfehlbar an ſich zog. So hatte er es mit einem gewiſſen Hauptmann Jacques Pierre aus der Normandie gemacht, der in dieſem Fache ſo vortrefflich war, daß alle ſeine Mitbürger ſich's zum gröſten Ruhm anrechneten von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieſes Mannes war von der Wildheit ſeines Elements und ſeines Stands unangeſteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewiſſen Anſtande leben zu können, ſo entſchloß er ſich der Seeräuberei zu entſagen, ungeachtet er noch in ſeinen beſten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu ſeinem Zufluchtsort. Dieſer Fürſt, der alle außerordentliche Talente liebte, und ſie um ſo beſſer zu ſchätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn ſelbſt geweſen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapferſten Männer ſeiner Zeit kannte, ſich in Nizza niederzulaſſen. Jeder Seemann, der dieſe Küſte beſuchte, weſſen Stands er auch ſeyn mochte, bezeigte ihm ſeine Achtung. Seine Rathſchläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und ſie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Gröſte gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er ſo glänzte und von dem es ſo ſchwer iſt ſich loszureiſſen. Unter ſeinen Anbetern war ein gewiſſer Vincenz Robert von Marſeille, der bei einer Landung in Sicilien von dem Herzog von Oſſuna ſo wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienſte nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Geſpräch beklagte er ſich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen ſeinem Gouvernement vorgezogen hatte. Er begleitete dieſe Aeußerung mit außerordentlichen Ver-

ſicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und ſeine Erfahrung im Seeweſen ſchätzte, und ſchloß mit der Erklärung: daß er nichts unterlaſſen würde, was in ſeiner Macht ſtünde, um einen Mann von dieſen Verdienſten an ſeinen Hof zu ziehen. Robert nahm dieſe Unterhandlung ſehr gern auf ſich, und ſie wurde durch ſo vortheilhafte Anerbietungen von dem Vicekönig unterſtützt, daß der Kapitän nicht widerſtehen konnte und ſich mit Weib und Kindern nach Sicilien wandte. So lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch ſeine Leidenſchaft nicht ganz erſtickt. Der Vicekönig hatte ſo ſchöne Galionen bauen laſſen; einige ſehr reiche türkiſche Karavanen waren mit ſo ſchwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Verſuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund dieſen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Oſſuna, mit dem er ſeit dieſer Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den beſten Theil davon. Nur mußte er verſprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reiſe nach Provence zu machen, um alles, was er auf dieſer Küſte von braven Seeleuten kannte, in ſeine Dienſte zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zuſammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüſten, welche dem Vicekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumſchränkte Herrſchaft bekam. Mit dieſer kleinen Flotte plünderte er ungeſtraft die levantiſchen Küſten, und beſchloß ſeinen erſten Feldzug durch ein großes Treffen, worin er ein anſehnliches Geſchwader türkiſcher Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geſchah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Oſſuna ſeinen Plan mittheilte und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog ſtrebte nach der Herrſchaft über die angrenzenden Meere, und konnte daher nichts eifriger wünſchen, als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit ſtreitig machte, und bei welcher er kein ſo leichtes Spiel hatte, als bei den Türken. Er beſprach ſich darüber mit dem Kapitän, und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieſer fand ſie nicht unüberwindlich, es vergiengen mehrere Tage unter geheimen Berathſchlagungen, und plötzlich ſah man den Kapitän Neapel

verlaſſen, auf eine Art, welche die äuſſerſte Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Oſſuna ſtellte überall Leute an, die Befehl hatten ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm verſperrt, bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen geſetzt, und dem Scheine nach mit der größten Grauſamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und der Zorn des Herzogs brach mit einer ſolchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erſtaunte, ſo gut man auch ſeit langer Zeit ſeinen ungeſtümen Character kannte. Da aber der Hauptmann ein eben ſo unruhiger Kopf ſchien als der Vicekönig, ſo konnte man dieſes Blendwerk leicht für Ernſt halten, und jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Abſichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm ſeine Zuflucht zum zweitenmal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offnen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigſten Fürſten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän ſeine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demungeachtet ſcheute ſich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu ſuchen. Er machte ihn für's erſte mit verſchiednen erdichteten Anſchlägen des Vicekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke ſchon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. Zu dieſe, gab er vor, hätte er nicht geglaubt ſich mit Ehren einlaſſen zu können; er hätte daher einige Maßregeln genommen, um ſich nebſt ſeiner Familie und ſeinem Vermögen aus Neapel zu retten; ſein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt worden, und er hätte ſich genöthigt geſehen, um ſeiner Wuth auszuweichen, in dieſem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerſte, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grauſamſten unter allen Menſchen zu verlaſſen. Dieſe ſchreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den liſtigſten Heuchler mit offnen Armen auf. Er hielt das Intereſſe der Republik ſo ſehr für ſein eignes, daß er es auf ſich nahm, ihn für den Dienſt, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer ſelbſt nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunſch blicken, daß er ſelbſt den Senat von den Anſchlägen

des Vicekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebenen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich eben so mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns; die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für sie würde anwerben können; vorzüglich aber die Anschläge des Vicekönigs, die er verrieth und so wahrscheinlich zu machen wußte als nöthig war: alles dieses sprach so mächtig für ihn, daß man ihm sogleich das Kommando eines Schiffs anvertraute. Zwar stellte Contarini, Ambassadeur der Republik am päbstlichen Hofe, dem Senat in seinen Briefen vor, daß man diesem Menschen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht so blindlings trauen könnte. Aber die Furcht brachte auch diesmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: sie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verschmäht. Uebrigens suchte der Kapitän ungesäumt Gelegenheit, sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See gestochen hatte, verschaffte er sich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt so beträchtliche Vortheile über sie, daß man nach seiner Zurückkunft nicht anstand, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Ossuna Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ihrer List, und beschloß seine Depesche mit folgenden Worten: »Wenn diese Pantalons von Venedig fortfahren sich so leicht bethören zu lassen, so wag' ich es, Ew. Excellenz zu versichern, daß ich hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde.« Er schrieb zu gleicher Zeit an alle seine Cameraden, die er in Neapel verlassen hatte, und suchte sie zu bereden, daß sie Dienste bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht schwer, sie nach Venedig zu locken. Der Vicekönig behandelte sie seit der Flucht ihres Freundes so übel, als er sie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten sein scheinbares Mistrauen gegen sie zu erkennen. Er beklagte sich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik seinem Feinde bewilliget hatte. Um sich zu rächen, nahm er alle

Uskoken in seine Dienste, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; sie fiengen ein grosses Schiff auf, das von Korfu nach Venedig segelte, und boten die Beute, die sie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenstände sehr wichtige Repressalien aus, widerstand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergiengen, die erbeuteten Güter wieder heraus zu geben, und setzte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine grosse Flotte aus, die auf dem adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel, auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dieses unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die klügsten wußten, wie nützlich diese Art von Tollköpfe sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst öffentlich weder unterstützen noch gut heißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern, und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen, und andre kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maas von Tiefe des Wassers auf verschiedne Breiten tragen konnte; und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fieng

an zu bereuen, daß er ſich mit einem ſo unvorſichtigen Menſchen in Verbindung eingelaſſen hatte. Aber der Erfolg täuſchte ſeine Beſorgniſſe. Der Vicekönig war mit dieſen Dingen ſo laut, daß die Venetianer blos darüber lachten. Die Vernünftigſten ſelbſt hörten auf zu glauben, daß hinter ſo offenbaren Tollheiten etwas ernſtliches verborgen ſeyn könnte. Der Herzog ſetzte ſeine Anſtalten fort, ſo lange er wollte, ohne bei jemanden Verdacht zu erregen, und ſeine Unbedachtſamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutſamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu laſſen, beſchloß Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, denn er ſah jetzt ſein Leben täglich ausgeſetzt. Ein falſches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerſt unbedeutenden Umſtand veranlaßt worden war, hatte ſchon einmal den Uebermuth des venetianiſchen Pöbels ſo gereizt, daß der Senat dem Geſandten Wache zuſchicken mußte, um ihn und ſein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager von Gradiska, die ihn übgr dieſen Unfall tröſteten. Die Umſtände waren ſo günſtig geweſen, daß Renault Hoffnung gab, in ſehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis ſeinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkoſungen, der gewöhnlichen Lockſpeiſe, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer beſtürmen, bis ſie ſich für ein fremdes Intereſſe blindlings in's Verderben ſtürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem feſten Lande der Republik brauchte, deren man ſich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein ſolcher Ort die andern im Zügel halten, der ſpaniſchen Armee zum Waffenplatz dienen, und die venetianiſche abwehren würde. Renault beſuchte die vornehmſten, und blieb einige Zeit in Krema ſtehen, um da mit Hülfe eines franzöſiſchen Lieutnants, der Berard hieß, eines italieniſchen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro ſchon beſtochen hatte, ein Komplot anzuſpinnen. Dieſe drei erboten ſich fünfhundert Spanier in der Stadt

zu verſtecken, ohne daß der venetianiſche Kommandant Verdacht ſchöpfen ſollte, und ſich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Unterſuchungen, die Renault auf dem Platze anſtellte, ſchloß er, daß es mit dieſer Anzahl von Leuten kaum fehlſchlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garniſon niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßige Truppen der Republik in den feſten Plätzen von Friaul oder bei der Armee ſtanden.

Der Herzog von Oſſuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß ſie einen venetianiſchen Ort auf dem Meerbuſen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Erzherzog beiſtehen zu können, und eine Zuflucht für die ſpaniſche Flotte bereit zu haben, wenn ſie zufälligerweiſe auf dieſem Meere einer bedürfen ſollte. Zu dieſem Behufe wurde Murano erwählt, ein feſter Platz auf einer Inſel, die an Iſtrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italieniſcher Officier, Mazza genannt, ſtand ſeit vierzig Jahren an dieſem Orte, und hatte faſt ſo viel Anſehen darin als der Gouverneur. Von dieſem erhielt ein Abgeſandter des Herzogs von Oſſuna, vermittelſt einer beträchtlichen Summe und der Zuſage des Gouvernements, das Verſprechen, daß er auf den erſten Befehl den Gouverneur ermorden und ſich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen als dieſer Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem vertrauteſten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Grenzen viel Beſchäftigung gab, verließ er ſich ganz auf Mazza, den er als ſeinen älteſten und geſchickteſten Officier kannte, über alles was das Innere des Platzes betraf. Jetzt endlich glaubte Bedemar die letzte Hand an ſein Werk legen zu müſſen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maasregeln treffen; aber er wußte, daß für Geſchäfte dieſer Art nichts tödtlicher iſt als ſie in die Länge zu ziehen. Die verſchiednen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewirken ſollen, finden ſich nie zu Einer und derſelben Zeit im Stande gebraucht zu werden. Während daß man die einen rüſtet, verändert ſich die Geſtalt der andern; und wenn man einmal

glücklich genug ist, um eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiderbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenützt vorüber zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge. Daher beschloß er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, außer Menault und dem Hauptmann. Selbst diese beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedne Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen beiden ein engres Bündniß stiftete. Er entschloß sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Menault setzte seinen Ehrgeiz darin, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit großen Talenten zu einer schweren Ausführung, und mit einer seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte ihm von den verschiednen Unterhandlungen Menaults, von seiner Erfahrung, die in jedem Verfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit neue Partheigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser, dem Kapitän vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung, und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter und sein Charakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den

Krieg beſtimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem andern machte er den Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Oſſuna bekannt, dem man alſo, bloß in dieſer Rückſicht, nicht wohl etwas verſchweigen dürfte. Er beſchwor ihn, ſich nach den Eigenthümlichkeiten des Korſaren zu fügen, ſo weit es zu ihrem Zwecke nöthig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblaſenen Stolz eines ſolchen Abentheurers ſchmeicheln könnte. Nachdem Bedemar ſich ſo viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwiſchen dieſen beiden Menſchen zu legen, war ſeine Verwunderung außerordentlich, als ſie das erſtemal, daß ſie in ſeinem Hauſe zuſammen kamen, plötzlich auf einander zugiengen und ſich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der ſtärkſte Geiſt kann über eine Erſcheinung, die ihn in ungewöhnliches Erſtaunen ſetzt, ein falſches Urtheil fällen. Bedemars erſter Gedanke war, ſich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum dieſe zwei Männer ihm verborgen hatten, daß ſie ſich kannten; aber das Geheimniß klärte ſich bald auf. Er erfuhr, daß ſie ſich in dem Hauſe einer berüchtigten Griechin geſehen hatten. Dieſes Weib war durch ihre Verdienſte ſehr über ihren Stand erhoben; und ein groſſer Beweis davon war dieſer Vorfall. Beide hatten das Verſprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und ſie hatte es beiden gehalten. Ihre Verſchwiegenheit war um ſo mehr zu bewundern, da ſie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Dieſe Erklärung brachte den Marquis völlig von ſeinem Erſtaunen zurück, und er überließ ſich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er ſo ſehr wünſchte, ſchon feſt gegründet zu finden. Sie geſtanden in der Folge der Unterredung, daß ſie jeder für ſich auf die Gedanken gekommen wären einander zu der groſſen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll geweſen, um in den Geſprächen, die ſie zuſammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenſtände dieſer Art gefallen zu ſeyn. Zwar hatte ſich keiner dem andern verrathen, und wenigſtens war es beider Abſicht nicht geweſen; aber ſie bekannten freiwillig vor dem Marquis, daß ſie einigemal in der Hitze des Geſprächs

zu weit gegangen wären, und einander mehr von ihrem Geheimniß zu erkennen gegeben hätten als ihr Wille gewesen wäre. Vedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An diesem Tage brachte Renault dem Gesandten die erwünschtesten Nachrichten von der Stimmung der holländischen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Monats Julius wieder angefangen hatten, waren die venetianischen Befehlshaber übermüthiger gegen sie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Nassau, dessen Ansehen sie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maaße gestiegen. Sie hielten sich vor Gradiska sehr schlecht, und ihre vorsätzliche Trägheit im Dienste ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um diesem vorzubeugen, vertheilte er sie in verschiedne, weit auseinander gelegne Posten; aber eben dieses Zeichen von Mistrauen brachte sie vollends auf, und da sie sich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, ließ der General einige von den Unruhigsten hinrichten. Aber verabschieden durfte er sie noch nicht, weil die Republik auser Stande war sie zu bezahlen; er begnügte sich also ihre Anführer nach Padua zu verbannen, und den Rest der Truppen in verschiednen Plätzen von der Lombardei zu zerstreuen. Der Lieutenant des Grafen von Nassau, einer der vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlung eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen, und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedros Hände zu liefern. Renault bat den Marquis sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf eine entscheidende Antwort beständ. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Krema genug hätte, und durch ein zweites Komplot blos die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiedenen Vorwänden blos aufschieben möchte; sobald man

ſich aber durch dieſe Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs blos ſtellte, ſollte man lieber den Gedanken ganz fahren laſſen. Renault hatte, außer dieſem Lieutenant, noch mit drei franzöſiſchen Edelleuten negozirt, Namens Dürand aus dem Regiment Löwenſtein, Brainville und Pribe, mit einem Soveiarden Tarnoq, der ſich ehemals bei der Eſkalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem italiäniſchen Ingenieur Ravellido, und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arſenal angeſtellt geweſen waren, Ludwig von Villa Mezzana, und Wilhelm Retroſi. Er geſtand, daß er es für nöthig gefunden hätte, ſich dieſen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er ſich, mit ſeinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweiſe ihres Eifers führte er an, daß ſie während ſeines Aufenthalts im Lager, ſchon mehr als zweihundert Officiere für ſeine Abſichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf ſeine letzte Anfrage, wie viel Truppen ſie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitauſend Mann wenigſtens von den löwenſteiniſchen und zweitauſend dreihundert von den naſſauiſchen Truppen bereit ſtünden in ſpaniſche Dienſte zu treten; und da er ſehr ernſtlich darauf gedrungen hatte, daß die Officiere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung beſtimmen möchten, erboten ſie ſich alle mit ihren eignen Perſonen Bürgſchaft für ihr Wort zu ſtellen. Dieſe Truppen waren ſchon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man ſie führen wollte, ſobald ſie von den Venetianern verabſchiedet wären, und wo ſie die reichlichſte Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden ſollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntſchaft mit der eigentlichen Beſchaffenheit des Unternehmens ſie zurückſtoßen würde, denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten ſie ſo erbittert, daß ſie die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht ſchwer, zu mehrerer Sicherheit, dieſe Erklärung ſo lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und ſich durch einen ſo ſchnellen als ſichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderſtehliche Verſuchung für ihren Geiz.

Dieſe Ausſichten waren hell und befriedigend genug; aber ſchon bei dem erſten rohen Gedanken von dieſer Verſchwörung hatte Bedemar beſchloſſen, ſie aufzuſchieben, bis er weit mehr Mittel beiſammen hätte, als nöthig wäre, um ihren Erfolg zu ſichern, und bis dieſe Mittel ſo unabhängig und ſo abgeſondert von einander wären, daß, im Falle auch eins davon fehlte, man ſich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er alſo auch auf Dom Pedros Verſprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländiſchen Chefs rechnen konnte, ſo hatte er doch Maasregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Oſſuna Truppen zu erhalten. Er hatte ſich um jedes dieſer drei Mittel mit eben ſo viel Eifer beworben und ſich eben ſo ſehr deſſen zu verſichern geſucht, als wenn er die beiden andern für höchſt ungewiß gehalten, und ſie alle drei zu drei verſchiednen Unternehmungen beſtimmt hätte. Jetzt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Oſſuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erſcheinen können. Weil aber des Herzogs Entſchlüſſe zu wankend waren, um bei einer ſo wichtigen Sache ſich blindlings auf ſein Wort zu verlaſſen, mußte man jemanden zu ihm ſchicken, der auf dem Platze ſelbſt beurtheilen könnte, ob er im Stande ſeyn würde, ſein Verſprechen zu halten. Pierre's Abweſenheit hätten die Venetianer zu ſehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen ſie die Augen auf einen der franzöſiſchen Edelleute, mit welchem ſich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war abzureiſen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik Truppen anzuwerben, und man hielt es für beſſer, ihn dieſes Geſchäft beſorgen zu laſſen. An ſeiner Stelle ſchickte man einen Kriegskameraden des Hauptmann Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am erſten Tage des Jahres 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jetzt für nöthig, ſich gegen das ſpaniſche Miniſterium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, ſetzte er ſeinen Plan mit der größten Umſtändlichkeit auf. Und weil er die Langſamkeit der Berathſchlagungen ſeines Hofs kannte, legte er eine beſondere Depeſche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernſt auf eine ſchnelle und entſcheidende Antwort drang; die Gefahr worin er

wäre, gäbe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Kurier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung als einen Befehl ansehen, alles fahren zu lassen. Die Antwort folgte in der gesetzten Zeit, aber so bestimmt war sie nicht als er verlangt hatte. Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsatz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Wort erwähnt; wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang macht eine bescheidne Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimniß gehalten hat. Er breitet sich alsdann über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten, als ihrem jetzigen Zustand. Dies führt ihn auf eine eben so traurige als erhabne Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menschheit, daß gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am meisten ausgesetzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staats lag der erste Keim seines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausschließung des Volks von den Staatsgeschäften war die Veranlassung zu der Tirannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung der höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermüthigen Betragens gegen den römischen Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungestraft in Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß diese Schilderung; zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion, die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherrscher noch dulden können. Diese geht er alle besonders durch, und ohne im geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er sie in das gehässigste Licht zu

stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volks, können die Großen nach Willkühr umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicher Weise hart und ungerecht seyn. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Partheien zertheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine große Anzahl unzufriedener Nobili's kennt. In den Provinzen erblickt er nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Officiere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen seyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiednen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengerafften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen Meere geworden; diese Menschen verdienten nicht, daß man sie Soldaten nennte, und die Republik konnte nur so lange auf sie rechnen, als sie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen sie selbst zu kehren. Nachdem er diese Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hat, sucht er aus denselben die richtigen Resultate über das künftige Schicksal und die Dauer dieser Republik zu ziehen. Er beweist, daß sie sich jetzt in dem letzten, schwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, sagt er, sind von einer solchen Art, daß sie ohne eine uneingeschränkte Umwerfung ihrer ganzen Form, keine heilsame Krisis, kein Mittel zur Besserung mehr erwarten darf.

Jetzt erhielt Bedemar von dem spanischen Staatsrath die Erlaubniß zu handeln wie er wollte. Aber Molot kam nicht

zurück, und darüber ſteckten alle Anſtalten. Der Marquis war untröſtlich, daß er ſich in einer ſo wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Oſſuna preis gegeben hatte, da er doch ſeinen Character kennen ſollte. Bei den damaligen Umſtänden konnte dieſer Aufſchub von den ſchlimmſten Folgen ſeyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern ſehr in die Enge getrieben; und der ſpaniſche Hof fand kein andres Mittel dieſe Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorſchläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgeſetzt, welche die vorzüglichſten Artikel des Friedens enthielt; aber die beſtändigen Unordnungen des Herzogs von Oſſuna zwangen die Venetianer die Vollmacht ihres Geſandten zurückzunehmen, und den Sitz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marſchalls von Ankre mehr Begünſtigung hoffen ließ. Der Friede wurde den 6. September zu Paris geſchloſſen, und der Statthalter von Mailand beſprach ſich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethüne, um die Vollſtreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoyen zu beſtimmen. Zugleich aber fuhr eben dieſer Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen ſogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten ſich darüber ſehr heftig, und rüſteten ſich mit gedoppeltem Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem verſammelten Senat ſeinen Glückwunſch über den Frieden abſtattete und die Vollſtreckung der Bedingungen verſprach. Dieſen Schritt that er nicht ſowohl auf Befehl ſeines Hofs, als weil er die ſchlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieſer Abſicht ließ er die größte Freundſchaft und Freude blicken, als er dieſe Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu ſehr wünſchten, was er ihnen verſprach, ſo zu verblenden, daß ſie mit ihm über einen Waffenſtillſtand einig wurden. Dieſer Stillſtand war ein entſcheidender Streich für die Spanier und ein Meiſterſtück von Bedemar. Gradiska konnte ſich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten ſollten erſt die Feindſeligkeiten aufhören, weil man gerade ſo viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern

und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradiska binnen dieser Zeit ergab, und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten auf die Vollstreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Verstellungen des Pabsts gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte. Aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna ließ von neuem eine ansehnliche Flotte auf dem adriatischen Meere kreuzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeigungen und andern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt zu erfahren, daß man das Betragen des Vicekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von Ossuna kennte, würde man leicht zu überzeugen seyn, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch wirklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht ab, und damit man dies weniger sonderbar fände, suchte er sich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem Pays de Vaur stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdies den Herzog von Mantua,

die Erfüllung ſeiner Verſprechungen ebenfalls unter verſchiedenen Vorwänden aufzuſchieben. Der Graf von Bethüne ließ eine öffentliche Proteſtation gegen ſie drucken, auf welche Bedemar mit den ſcheinbarſten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allen dieſem wird man leicht ſchließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des großen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in dieſem Mittelzuſtand erhielt. Unterdeſſen wurde Rolot noch immer von dem Vicekönig nicht zurückgeſchickt. Der Geſandte war in Verzweiflung, und er befahl dieſem Menſchen, die Urſache eines ſo unzeitigen Aufſchubs zu entdecken, um welchen Preis es auch ſeyn möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienſte bei der Republik erhalten hatte, ſchickte Oſſuna, der durch verſchiedene Wege von dem venetianiſchen Staat Kundſchaft zu haben wünſchte, einen Italiäner, Namens Alexander Spinoza, als Spion nach Venedig. Dieſer Menſch, der nicht bekannt war, wurde bald angeſtellt, ſo wie alle Abentheurer, die in dieſer Abſicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierre's Anweſenheit in Venedig eine der erſten Triebfedern dieſes Anſchlags ſeyn könnte. Indeſſen war er ſchon auf den Verdacht gekommen, daß dieſer Korſar nicht ſo übel mit dem Herzog ſtünde, als man ſich's einbildete. Spinoza hatte ſich gegen den Vicekönig erboten, den Kapitän zu ermorden, und Oſſuna hatte dieſen Vorſchlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht ſicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut, und hatte zu viel Scharfſinn, um dieſer Mäßigung zu trauen; Oſſuna war der Menſch nicht, der ohne ſtärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewiſſenhaftigkeit anſtand, ſeine Rache zu befriedigen. Indeſſen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korſaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht weil er zu der Art Menſchen gehörte, die niemanden ihr gänzliches Vertrauen ſchenken. Wenn das war, ſo mußte er eine ſolche Gelegenheit ſehr gern benutzen, zu unterſuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zuſammen übereinſtimmten.

ſtimmten. In dieſer Abſicht ſuchte Spinoza den Umgang einiger Franzoſen, die er in Neapel gekannt hatte, und die in Venedig den Kapitän ſehr oft beſuchten. Dieſe Leute, welche Verſchworne waren, ſtatteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinoza's Nachforſchungen über ihn, und ſie entdeckten ſogar, daß dieſer Spion auf ſeiner Seite Komplott zu machen ſuchte und ſich bemühte, einige kühne Abentheurer für den Herzog von Oſſuna anzuwerben. Pierre war über das Mistrauen dieſes Herzogs mehr unwillig als erſtaunt; er überlegte blos, daß Spinoza's beſondre Cabalen ihre Parthei theilen und ſchwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unſicher wäre, ſich gegen einen Menſchen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeſchickt war. Bedemar und Renault waren derſelben Meinung, und ſie urtheilten alle, daß ſie in der größten Gefahr wären, ſo lange dieſer Italiäner nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er ſpielte, zwang ihn beſtändig auf ſeiner Hut zu ſeyn, und es war zu befürchten, daß er ſein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte ſich endlich entſchließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Oſſuna bei dem Rath der Zehn anzugeben. Die Franzoſen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Ausſage ſo glaublich und ſo umſtändlich ein, daß er an demſelben Tage insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korſaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf ſeine Richter, weil jener ſein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweiſen. Dieſe Sache trug viel dazu bei das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän ſetzte; dem ungeachtet war ſie dem Marquis von Bedemar ſehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die ſie in ihren Dienſten hatten, beſſer Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Oſſuna eben Spinoza's Tod erfahren, deſſen Urheber er ſogleich errieth. Er empfand es ſehr übel, daß ihm Bedemar nichts davon ſchrieb, und in dieſem ſtürmiſchen Zuſtand wußte er ſelbſt nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Unterdeſſen hatten ſich die löwenſteiniſchen Truppen von neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwei Meilen

von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwiſchen ihnen und der Republik, der ſie gezwungen hätte ſogleich abzureiſen; aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß ſie ſich mit der Summe, die man ihnen anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verſchwornen ſchickten einen expreſſen Kurier an Nolet ab, um dem Vicekönig durch ihn vorſtellen zu laſſen: daß dieſen ganzen Monat beinahe fünf tauſend Mann ihnen ganz zu Gebot ſtehen würden. Nolet that von ſeiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der ſeinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn ſo lange hin, daß nach ſechs Wochen von vergeblichem Harren, die Anführer dieſer Truppen ſich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängniß waren, ſich ohne ſie vergleichen würden, und die Verſchwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben ſelbſt ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolet von Neapel zurück, und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Oſſuna. Sie war wie man ſie wünſchte, aber er hatte ſie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brûlard, überſchrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernſtlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um dieſen Schimpf nur zu bemerken. Er ſchrieb, daß er bereit ſtünde, ſobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuſchicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten, und auf welchen bis ſechs tauſend Mann Platz finden könnten, wenn man ſie brauchte. Nolet hatte die Truppen und die Fahrzeuge ſelbſt geſehen und er bezeugte, daß ſie in völliger Bereitſchaft wären. Der Kapitän ließ die Häfen und Kanäle ſondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe ſie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch ſeinen Dienſt eine Menge von Seeleuten unter ſich, die ohne Aufſehen zu erregen ſich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genaueſten Ausmeſſungen erhielt. Nun blieb nichts mehr übrig, als die Abreiſe der löwenſteiniſchen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht geſpart, und die Strenge der Jahrszeit diente zum Vorwand ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei No-

Tot's Ankunft ſchon eingeſchifft war, ließ ſich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten.

Die Geſchäfte häuften ſich jetzt zu ſehr, um von Renault und dem Kapitän allein verſehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigſtens ausſuchen zu müſſen, auf deren Herzhaftigkeit und Verſtand ſie ſich ganz verlaſſen könnten. Außer den neun Offizieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden ſich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen laſſen, neun andere, die eben ſo gut zu gebrauchen waren. Dies waren erſtlich fünf Schiffskapitäne, Vinzenz Robert von Marſeille, Lorenz Nolot, Robert Brûlard, von denen ſchon die Rede geweſen iſt, ein andrer Brûlard Namens Lorenz, und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen Karl und Johann Boleau, ein Italiäner Johann Rizzardo, alle drei vortreffliche Feuerkünſtler, und ein Franzoſe, Langlade, der für den geſchickteſten Feuerwerker in der Welt gehalten wurde. Er war ſo berühmt, daß er gleich bei ſeiner Ankunft die Erlaubniß bekam, im Arſenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten ſeine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, ſo wie auch Villa-Mezzana und Retrafi, die ehemals da angeſtellt geweſen waren. Dieſe ſechs ſetzten zuſammen einen ſo genauen Riß von dem Arſenal auf, daß die andern, die es nie geſehen hatten, nach demſelben eben ſo ſicher davon urtheilen konnten als ſie ſelbſt. Zwei Offiziere von dem Arſenal ſelbſt, die vom Kapitän beſtochen waren, halfen ihnen in dieſer Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienſte geſchienen, ganz für ſeine Abſichten geſchickt, unverzagt genug, um denſelben beizutreten, wenn ſie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtſchaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg beſtätigte ſein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorſagte, mit einer ſo beträchtlichen Menge ſpaniſcher Piſtolen, die er auszutheilen hatte, daß ſie ſich verbindlich machten, ihm in allem, was er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade und ſie wohnten im Arſenal. Renault hatte drei von ſeinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brûlard, zu ſich in des franzöſiſchen Geſandten Haus genommen. Die drei Feuerkünſtler wohnten bei dem

Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht als nöthig war, und der Palast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war, irgend jemand außer ihnen da einzuquartieren. Der Kapitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die andern hatte er in dem Hause der Griechin verborgen, wo er Renaults Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren, und von so vornehmen Stande, als man es in einem Lande seyn kann, das unter venetianischer Bothmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen, aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen, das sie besaß, dort zugesetzt hatte, sah sie sich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so schimpfliches Gewerb zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde, und sie scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie miethete eins der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen wären, ließ sie nur einen Theil ihrer Geräthschaften hintragen, um ihre erste Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang eilf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen Standespersonen besucht wurde, und dieser große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte entdeckt zu werden, stellte sie sich unpäßlich, um sich aller Ueberlästigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauen-

zimmer dieſes Standes behandelt, ſo wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieſes Mittel für jeden, der nichts darin zu ſuchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verſchwornen giengen nur des Nachts heraus, und die Verſammlungen wurden am Tage gehalten. In dieſen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verſchwornen vor, was ſie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinung darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu berathſchlagen. Wenn ſie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten ſie die höchſte Behutſamkeit, weil damals in Venedig die Häuſer der Geſandten, und vorzüglich das ſeinige, auf das ſchärfſte beobachtet wurden. Sie hatten ſchon längſt zuſammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tauſend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich ſchien ſie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu laſſen, hatte ſich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann verſehen. Dies hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Geſandten nie durchſucht werden, woher ſie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um dieſe tauſend Mann in die Stadt zu ſchaffen, ohne daß ſie bemerkt würden.

Der Doge Donato ſtarb, und an ſeine Stelle wurde Anton Priulli ernannt, der damals von der Republik Auftrag hatte, im Friauli für die Vollſtreckung der Verträge zu ſorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatsſekretaire ſollten ihn ſehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmſten Senatoren ſollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat ſelbſt ſollte ſich auf dem Buzentauren ſehr weit in's Meer begeben, um ihn zu empfangen, und an der Spitze dieſes Zugs zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen ſehr ſelten von Venedig abweſend ſind, zog dieſe Feierlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der ſie voraus ſah, ſobald er von Priulli's Wahl unterrichtet war, ſchickte zum zweitenmale Rolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Oſſuna vor ſeinen Augen

und mit der möglichſten Schnelligkeit abſegeln zu laſſen. Um jeden Aufſchub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung ſo genau als zur Zeit möglich war zu beſchreiben und dem Herzog zu ſchicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenſchaft zu geben von allem was während Molots erſter Reiſe in Venedig vorgegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er ſuchte den Stolz des Vicekönigs auf jede Weiſe zu ſchonen, und um ihm zu beweiſen, daß man keinen Grund zu haben glaubte ſich über ihn zu beklagen, ſchob er in ſeiner Depeſche die ganze Schuld der erſten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Molot begangen haben müßte.

Molot reiſte am ſiebenten April ab; unterdeſſen ließ Renault alle Officiere von den beſtochenen Truppen nach Venedig kommen, um ſich in der Stadt umzuſehen und ihre Poſten kennen zu lernen, damit ſie ſich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben ſie unter den holländiſchen Truppen tauſend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarſch bereit ſtehen ſollten; und damit dieſe tauſend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten ſie die Vorſicht, aus jedem Orte vom feſten Lande, wo ſie zerſtreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle dieſe Menſchen unterzubringen, miethete jeder dieſer Officiere allein eine ſo große Anzahl von Quartieren, als geſchehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen ſagte man, daß ſie für Fremde wären, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Officiere ſelbſt wohnten alle bei Freudenmädchen, wo ſie für ihr Geld weit ſicherer waren, als an irgend einem andern Orte.

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verſchwörung vollends zu beſtimmen. Bedemar, Renault und Pierre ſetzten zuſammen folgendes feſt. Gleich bei'm Einbruch der Nacht ſollen diejenigen von den tauſend Soldaten, die unbewaffnet hereingekommen ſind, ihre Waffen in des Geſandten Haus abholen. Fünfhundert werden ſich auf den Markusplatz zum Kapitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird ſich in der Gegend des Arſenals mit Renault verbinden; und die andern werden ſich aller Kähne, Gondeln und andrer Fahrzeuge bemächtigen, die ſie an der Brücke von Rialto finden, um damit in möglichſter Eile ohngefähr tau-

send andre Soldaten von den löwensteinischen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth sind. Auf dieser Fahrt wird man sich so ruhig verhalten als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden sich eher zu entdecken, so wird der Kapitän sich auf dem Markusplatze verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwei Kanonenschüssen das Signal geben sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdecken, so wird der Kapitän, wenn diese Wallonen an dem Markusplatz ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen andern fünfhundert nehmen, und Dûrand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Pallasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andre unter Bribes Anführung, werden sich der Zecca bemeistern, und wieder hundert mit Brainville, der Prokuratie. Sie werden von einigen Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Thurm eingeschlichen haben. Die letzteren hundert müssen in diesem Thurme Wache stehen, so lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Markusplatz führen, wird mit andern Wachen besetzt werden, und man wird an allen diesen Eingängen Geschütz pflanzen, das gegen die Straßen gekehrt seyn muß. Das Geschütz wird man, bis aus dem Arsenal welches kommen kann, auf der Fuste vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieses Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen ist. An allen diesen Orten, die man einnehmen und wo man Wache stellen wird, muß man alles was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Dûrand aber muß mit dem Reste der Truppen, in der Mitte des Platzes beständig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen

mag. Uebrigens wird man alles dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschwornen, die den Riß desselben entworfen haben und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behufe in des Gesandten Haus zubereitet werden, an den vier Ecken zünden, und die obersten Officiere ermorden. Dies wird in der Verwirrung nicht schwer seyn, zumal da die Officiere keinen Verdacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschütz als nöthig ist an die verschiednen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können; wie zum Beispiel das Niederlagshaus der Deutschen, die Salzmagazine, der Thurm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto, und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstands die Stadt einschießen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängniß von Sanct Markus erbrechen, und die Gefangenen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander seyn müssen als möglich, damit die Verwirrung größer werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und sich sogleich in den verschiednen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andre, unter der Anführung der neun andern Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen als Freiheit, und wenn diese Dinge alle in's Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch niemand mehr werden, außer wer Widerstand thut.

In Neapel war alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolets Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeschifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Ossuna

seine groſsten Schiffe einen weitläuftigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Hailot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem groſsen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war blos dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die sich in Neapel darauf eingeschifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korsaren weit leichter und besser bewaffnet. Indessen thaten die spanischen Soldaten, welche lauter ausgesuchte Leute waren, so tapfern Widerstand, daß dieser Angriff den Korsaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn sie nicht ein heftiger Sturm in der gröſsten Hitze des Gefechts auseinander getrieben und beide Theile hin und wieder verschlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand sich hierdurch so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieser Unfall setzte den Marquis von Bedemar auſser Stand die Feierlichkeit zu stören, und er erschien dabei mit der gröſsten Pracht. Er machte dem neuen Doge seinen Glückwunsch, und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine besondere Freude über seine Erhöhung hätte, weil er hoffte, daß der Thron die günstigen Gesinnungen nicht ändern würde, die er schon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald diese Audienz vorbei war, ließ er den Kapitän und Menault zu sich kommen. Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war: daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdessen alle nöthige Maasregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jetzt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflöſst hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die

Menſchen aus der Faſſung brächten, bei auſſerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch ſie allein könnte man die Stärke des Geiſtes probiren, und alsdann erſt dürfte man ſich den Muth zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn ſchon einmal umgeſtoßen geſehen hätte, ohne beunruhigt oder erſchüttert zu werden. Der Ausbruch der Verſchwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verſchoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte dieſen Tag, weil kein andres Feſt in Venedig mit ſo vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beſchloß Bedemar mit ſeinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo ſie ſtanden, zu unterhalten, und damit ihnen nichts abgienge, kein Geld gegen ihre Chefs zu ſparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen laſſen, ſollten die vornehmſten zurückbehalten werden, gleichſam als Bürgen für die Treue der andern; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen ſchicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorſam zu erhalten, theils um durch eine ſo große Menge von Officieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die zurückbleibenden ſollten ſo viel und ſo angenehm als möglich beſchäftigt werden, damit ſie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmſten Verſchwornen Auftrag geben, ſie ſorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Luſt bekäme auf die ſchnelle Abreiſe der löwenſteiniſchen Truppen zu dringen oder die naſſauiſchen zu verabſchieden, ſollten der Statthalter von Mailand und der Vicekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu laſſen.

Was der menſchliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um ſich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar erſonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Oſſuna in's Werk geſetzt. Demungeachtet wurden ſie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, ſo ungern ſie es auch thaten. Das ſpaniſche Miniſterium wollte auf eine ſo unſichere Hoffnung, als der Erfolg der Verſchwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den pariſer Frieden unterſtützte, beweg die Venetianer zuzugeben, daß der Herzog von Savoien die Truppen verabſchiedete, welche noch im

Pays de Vaux ſtanden und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande ſeiner Verzögerungen dienten. Wie dieſe Schwierigkeit gehoben war, ſuchte Vedemar dieſen Fürſten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua geſonnen wäre, ſich mit den Spaniern über dieſes Land zu vergleichen, ſobald er ſich wieder darin feſtgeſetzt hätte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einen ſavoiſchen Geſandten, der mit den franzöſiſchen Ambaſſadeurs nach Mailand gekommen war, aus den wichtigſten Gründen befehlen die Stadt zu verlaſſen. Der Herzog, erbittert über dieſen Schimpf, berief die Franzoſen zurück und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Geſandten begreiflich machten, daß er ſich auf dieſe Weiſe in Dom Pedros Falle locken lieſſe, gab er plötzlich alles wieder heraus. Dom Pedros Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er nicht unterlaſſen konnte es öffentlich durch ſeine Reden zu bezeigen. Indeſſen zwang ihn dies, ebenfalls alle Gefangnen und die geringſten Oerter zurückzugeben. Aber über Verzelli, das man für den Hauptpunkt anſah, machte er ſo ſonderbare Schwierigkeiten, daß der ſpaniſche Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erſtlich ſagte er, daß es eine Schande für ihn ſeyn würde, dieſen Platz herauszugeben, während daß die franzöſiſchen Geſandten in Mailand wären, gleichſam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten ſich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoien zuvor gewiſſe Landgüter zurückgeben müßte, welche mantuaniſchen Unterthanen angehörten. Dieſe Güter wurden geräumt, aber wegen Verzelli machte man keine Anſtalt. Endlich erklärte ſich das franzöſiſche Miniſterium, das die Heirath zwiſchen der Schweſter des Königs und dem Prinzen von Piemont ſchlieſſen wollte, ſo entſcheidend über dieſen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte die Lebensmittel und das Geſchütz aus Verzelli ſchaffen zu laſſen. Aber dies geſchah mit einer unerträglichen Langſamkeit, und wie ihm Vedemar ſchrieb, daß er noch zu ſehr eilte, ließ er ſich's einfallen, von dem Herzog von Savoien neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die mantuaniſchen Miniſter, die dieſer langſame Gang er-

mädete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß ſie dieſe Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als dieſe Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Oſſuna. Er fuhr noch immer fort die Schiffahrt auf dem Meerbuſen zu ſtören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde ſo zu handeln, ſo lange ſie die unverſöhnlichſten Feinde des Königs, ſeines Herren, in ihren Dienſten hätten. Man wird aus der unſäglichen Mühe, die ſich Bedemar gegeben hatte, um eben dieſe holländiſchen Truppen zurückzuhalten, über welche ſich der Herzog beklagte, leicht von ſeiner Verzweiflung urtheilen können, als er dieſen Einfall erfuhr. Aber das Ohngefähr täuſchte auch diesmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Oſſunas Tollheiten begünſtigte, flößte den Venetianern einen Entſchluß ein, der ihrer Neigung ſo zuwider war als ihrem Intereſſe. Es wurde dem Senat vorgeſtellt, daß die Republik ſchon zu viel Sehnſucht nach dem Frieden gezeigt hätte; daß, eben das die Spanier ſo abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vicekönig, wenn man ihn über dieſen Punkt willfahrte, ſich einbilden würde, daß er den Venetianern Geſetze vorſchriebe; und daß man, anſtatt die Holländer zu verabſchieden, ſogar die löwenſteiniſchen Truppen, die im Begriff wären abzureiſen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über dieſen Entſchluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplots in Krema geſtört. Der franzöſiſche Fähndrich und der italiäniſche Hauptmann, die man dort beſtochen hatte, hatten ſich beim Spiele entzweit und geſchlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und, um ſein Gewiſſen zu entlaſten, entdeckte er vor ſeinem Ende dem venetianiſchen Kommandanten das ganze Komplot. Der Fähndrich, dem etwas ähnliches ahndete, war, ſobald er ſeinen Gegner fallen ſah, mit ſo vielen ſeiner Mitſchuldigen als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der franzöſiſche Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung geweſen war. Da aber Renault ſich ihnen blos als mailändiſchen Agenten bekannt gemacht hatte, und ſie

nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieſer Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben ſo unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplot von Murano. Der Italiäner, welcher dieſe Stadt liefern ſollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Penſionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um ſich zu rächen, erbrachen dieſe Leute zu einer Zeit, wo er abweſend war, ſeine Koffers, und nahmen ſein Geld und ſeine Papiere weg. Unter den letztern fanden ſich Briefe, die das Geheimniß verriethen. Da er niemanden kannte als den Abgeſandten des Herzogs von Oſſuna, der ihn beſtochen hatte, ſo konnte er niemanden anklagen als dieſen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entſchluß: er antwortete beſtändig, mitten unter den ſchrecklichſten Martern, daß ihn kein Geſtändniß von dem Tode retten würde, und daß er alſo ſeine Mitſchuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand laſſen wollte, ſeinen Tod zu rächen, als ſie ohne Nutzen mit ſich in's Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über dieſe zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit ſichrer als zuvor. Der Senat glaubte endlich, die verborgne Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er dieſe beiden Anſchläge geſcheitert ſah, überredete er ſich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächſtens zur Erfüllung der Verträge ſchreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erſchienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfeſt bis zu Pfingſten wird in Venedig einer der berühmteſten Märkte von der Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tauſend Soldaten Gelegenheit, ſich unter ſie zu miſchen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die venetianiſchen Städte, wo ſie zerſtreut waren, zu verlaſſen, weil ſeit einiger Zeit viele von ihnen deſertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podeſtaten ſuchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik dieſe Leute nicht zu bezahlen brauchte. Damit man ſich nicht wunderte, daß in ſo kurzer Zeit ſo viele abgiengen, ſagten die meiſten, ehe ſie wegreiſten, daß ſie den Jahrmarkt in Venedig beſuchen wollten. Sie verkleide-

ten sich auf allerlei Weise. Man gebrauchte die Vorsicht, diejenigen beisammen wohnen zu lassen, die verschiedne Sprachen redeten, damit niemand ein Verständniß zwischen ihnen abnden könnte: und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema bestimmt gewesen waren, wurden zu gleicher Zeit von Don Pedro in die Gegend von Brescia geschickt, um das Komplot zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Nassau in dieser Stadt angesponnen hatte, und sich derselben zu bemächtigen, sobald sie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renaults ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna, hielt sie sich bereit, jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Kapitän Pierre schickte den Officieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe kommandirten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da niemand Verdacht auf sie hatte, konnten sie dies ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß, wo möglich, alles auf einmal Feuer fienge; käme irgend ein Schiff davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern, oder es mit Kanonenschüssen in Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen, und sich jetzt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt angieng.

Diesmal ließ Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Markusfahne aufstecken

und ſich unterwegens einiger kleinen Inſeln bemächtigen, die ganz wehrlos ſtänden und aus denen er etwas von ſeiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann ſollte er ohne Furcht zwiſchen den zwei Schlöſſern von Lido und von Malamocco durchſegeln, denn man wüßte, daß keine Beſatzung darin wäre; in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes ſollte er ſtehen bleiben, und es ſagen laſſen, wenn er ſo weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der dieſe Zeitung gebracht hätte, einige Matroſen als Führer ſchicken, damit er nicht an den Sandbänken ſcheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgiebt, ſo gefährlich machen, oder ſeine Schiffe gegen die Felſen zerſchmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen ſo erſchweren.

Um zum letztenmale mit den Verſchwornen zu berathſchlagen, glaubten Renault und der Kapitän, den vorletzten Tag wählen zu müſſen, weil der ganze folgende durch die Anſtalten zur Nacht weggenommen würde. Es war ſchon Nacht, ehe ſie ſich alle verſammelt hatten. Die drei Franzoſen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, die drei Feuerkünſtler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arſenal, Villa Mezzana und Retroſi, Nolot, die beiden Brûlards, Jaffier, Robert, Theodor, Lernon und Revellido: dieſe zwanzig ſchloſſen ſich mit Renault und dem Kapitain bei der Griechin ein, in dem geheimſten Winkel ihres Hauſes. Renault nahm das Wort. Er fieng mit einer einfachen und ausführlichen Vorſtellung an, von dem jetzigen Zuſtand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz, von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. »Zehntauſend Mann,« ſagte er, »können wir in die Stadt bringen, und kaum zweihundert kann man uns entgegen ſetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sklaven werden ſich gern mit uns gegen ihre Tirannen verbinden, und der Ausſicht einer ſo reichen Beute wird keiner widerſtehen. Die beſten Schiffe von der Flotte ſind in unſrer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arſenal ſelbſt, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, iſt ſo gut als unſer. Wenn wir auch keine Unterſtützung von au-

ſen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazareth und vom feſten Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Statthalters, noch die zwanzig venetianiſchen Schiffe des Kapitäns, noch die großen Schiffe des Vicekönigs, noch die ſpaniſche Armee aus der Lombardei hätten, ſo wären wir mit unſern tauſend Soldaten und den Verſtändniſſen, die wir in der Stadt haben, ſchon ſicher genug. Und alle dieſe Hülfsmittel ſind ſo geſtellt, ſo zuſammen verkettet, daß ſie wohl einander beiſtehen, aber nicht einander ſchaden können. Alle faſt müſſen gelingen, und eines wäre ſchon hinreichend. Das Glück hat ſich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbare Unterpfand ſeiner Gunſt können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unſer Plan ſchon erlitten, von denen der geringſte, nach aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit, ihn unterwerfen mußte. Spinoza's Tod, die Verabſchiedung der Löwenſteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieſer Begebenheiten unſre Unternehmung verrathen, zerſtören würde? Dieſe Spuren führten bis zu uns, aber niemand iſt ihnen nachgegangen. Nie war eine ſo tiefe Ruhe die Verkünderin einer ſo großen Verwirrung. Unſer günſtiges Schickſal hat die ſcharfſichtigſten aller Menſchen geblendet, die Furchtſamſten kühn gemacht, die Wachſamſten eingeſchläfert, die Klügſten betäubt. Ein ſo hartnäckiges, ſo unerhörtes Glück, muß das Werk eines höhern Geiſtes ſeyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger als unſer Vorhaben? Wir zerſtören die abſcheulichſte aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieſes Staats ihre Güter, welche gewiß der Habſucht ihrer Tirannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche ſonſt vor den frechen Begierden der zügelloſen Wollüſtlinge nicht verſchont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche dieſe Grauſamen ihrer leichtgereizten Rache aufzuopfern gewohnt ſind. Verbrecher wie dieſe ſtrafen, heißt die Stelle des höchſten Richters auf Erden vertreten.«

Renault legte den Verſchwornen noch einmal alle Anſtalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und

zergliederte alle Theile der groſſen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Verſammelten, gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene ſeiner Zuhörer entgieng, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrauteſten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zuletzt von der äußerſten Aufmerkſamkeit zu einer ſonderbaren Unruhe, die er umſonſt zu verbergen ſuchte, übergegangen war. Noch jetzt ſah er auf ſeinem Geſichte etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erſchütterung der Seele anzeigte. Renault theilte dieſes dem Kapitän mit, der anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber ſelbſt ſeinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieſelbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwiſchen den geheimſten Regungen der Seele und den unmerklichſten äußerlichen Bewegungen, die den Menſchen unbewußt entwiſchen, vollkommen kannte, glaubte nach allem was er in Jaffiers Geſicht geleſen hatte, dem Kapitän verſichern zu können, daß dieſer Menſch nicht ſicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapferſten Männer bekannt war, ſchalt dieſes Urtheil voreilig und übertrieben; aber Renault beſtand hartnäckig auf ſeinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigſtens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indeſſen blieb dieſer dabei, daß Jaffier, wenn er auch erſchüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, um den Entſchluß zu faſſen, ſie zu verrathen, und daß es auf allen Fall auch für ſie zu ſpät wäre, neue Maasregeln zu ergreifen; man müßte alſo dieſe Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiederte, daß es wohl ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, dieſen Abend noch in Jaffiers Bruſt geſtoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei dieſem Vorſchlage blieb Pierre einige Augenblicke ſtumm; endlich aber antwortete er, er könnte ſich nicht entſchließen, ſeinen beſten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieſer blutige Entſchluß von ſchlimmen Folgen ſeyn und die übrigen gegen ſie aufhetzen; man würde glauben, daß ſie eine Art von Herrſchaft an ſich reißen, und ſich zu ſouverainen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wol-

ten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringste Veränderung, in dem gespannten Zustande, worin sich ihre Seelen jetzt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein Geheimniß entdeckt, oder daß er sie verrathen hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt, als ein andrer, dem Anscheine nach wichtigerer Verfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh alle, die bei der Flotte angestellt wären, zu ihren Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben, und keinen Brief, der dorthin sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre: konnten die Venetianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vicekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andre Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchzug verweigern, aber da ihre Absicht nicht war zu brechen

faßten ſie den gemäßigtern Entſchluß, ihre Flotte an die iſtriſchen Küſten zu ſenden, wo ſeine Truppen landen ſollten, um ihn zu beobachten, und vor den Verſuchungen zu verwahren, worein ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte.

Die feſteſten Entſchlüſſe der Menſchen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der ſie ſich ausſetzen. Durch dieſes Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarſten Umſtänden dieſer Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entſchluſſes auch ſo ſehr an eben dieſen Umſtänden, daß ſich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorſatze ſelbſt den Umſturz zu drohen. Dieſes befürchteten Renault und der Kapitän jetzt von ihren Mitverſchwornen; und die plötzliche Einſchiffung der venetianiſchen Flotte war ihnen ſehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war ſchon zu weit in der Nacht, um jetzt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anſtalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazareth getroffen werden konnten, wäre es ſchon Tag geweſen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute geſtoßen, die auf dem Wege waren, ſich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieſer Flotte jetzt thun ließ, war ſo günſtig als die Verſchwornen nur wünſchen konnten, ſie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und alles wohl überlegt, hielt man es für beſſer, ihr alle nöthige Zeit zu laſſen, um ſich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen ſollten. Sie ſchienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte ſich auch am wenigſten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auflegte, weil der wichtige Poſten, den er bei der Flotte bekleidete, ſeine Abweſenheit weit merklicher machte als die der andern. Da dieſe meiſtens auf ſeinen Schiffen angeſtellt waren, konnte er ihren Abgang durch ſeine Gegenwart erſetzen und ſogar verhindern, daß man jenen zu ſehr bemerkte. Es wurde daher beſchloſſen, daß er allein mit Langlade abreiſen würde, deſſen Dienſt auf der Flotte unmittelbar von dem General abhieng. Mit den drei Feuerkünſtlern war es derſelbe Fall; aber ehe man dieſe

abreiſen ließ, wollte man lieber alles aufs Spiel ſetzen. Der General fragte nach ihnen, ſobald er den Kapitän ſah; der Kapitän antwortete, er hätte ſie in Verdacht, daß ſie bei Freudenmädchen verſteckt lägen, wie auch einige Officiere von ſeinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber mit welcher alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelaſſen, ſie ausfindig zu machen. Eben dieſe Eile verhinderte wirklich den General ſtrenge Nachſuchungen anzuſtellen und abzuwarten, bis man ſie entdeckte.

Vor ſeiner Abfahrt ſuchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu ſeyn, und bat ihn in der Nacht des Ausbruchs bei Renault ſeine Stelle zu vertreten. Er verſicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in ſeinen Muth ſetzte, ſich nie entſchloſſen hätte, ſeine Freunde jetzt zu verlaſſen; in ihm aber glaubte er ihnen ein andres ſelbſt zurückzulaſſen. Während dieſer Rede merkte er genau auf Jaffiers Geſicht; aber dieſer, den ein ſo glänzendes Zeichen von Achtung wirklich rührte, antwortete mit den lebhafteſten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dies war das letzte Streben ſeines ſterbenden Entſchluſſes; wie er den einzigen Menſchen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er ſich ganz der peinlichen Ungewißheit. Die traurigſten Gefühle hatten ſeit einiger Zeit ſeine Seele beſtürmt. Jetzt, da der entſcheidende Zeitpunkt ſo nahe war, preßte ihn eine unüberwindliche Angſt. Die Verwüſtung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte ſein Mitleiden im höchſten Grad, und ſeine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichſten Farben zu dieſem Gemälde. Von allen Seiten ſchallte ihm das Geſchrei der Kinder, der Greiſe entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelaſſenheit der Soldaten noch grauſamer mißhandelte. Einſtürzende Paläſte, Tempel, die das Feuer zerſtörte, heilige Stätten von unſchuldigem Blute beſudelt; dieſe Gegenſtände boten ſich unabläſſig ſeinen Augen dar. Venedig, dieſe traurige beweinenswürdige Stadt, ſonſt die Königin der Meere, die das Glück der Ottomannen und den ſpaniſchen Stolz unter ſich gebeugt hatte, ſah er jetzt in Ketten und Aſche, von dem Blut ihrer

Einwohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jetzt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen giengen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnden. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick. Er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen. Hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall, und liessen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! Und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweitenmal eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jetzt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jetzt sollte er ihnen diese Früchte entreißen, und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode preisgeben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht, oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern andrer Völker, fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese letztern Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an, und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf; und er blieb in dieser Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jetzt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon am Morgen dieses Tags bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde; man sollte nur, während daß die löwensteinischen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfienge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungne Leute

ſchlichen ſich in den Thurm der Prokuratie von Sankt Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen ſie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieſes Tages unmäßig zu ſchwelgen. Sie miſchten einſchläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Wirkung thaten. Unterdeſſen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu beſtimmt waren, die Häuſer der gefährlichſten Senatoren einzunehmen und ihre Beſitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewieſen, an das er ſich halten ſollte, ſo wie jedem von den vornehmſten Verſchwornen, und von den andern Offizieren, der Poſten, deſſen er ſich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er ſie abholen, die Parole, bei welcher er ſie rufen, und der Weg, den er ſie führen ſollte. Dieſelben Umſtände that man mit der größten Genauigkeit den löwenſteiniſchen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte, und den tauſend Holländern, die ſchon in Venedig waren, zu wiſſen. Endlich ſchickte man unverdächtige Leute auf die Fuſte vom Rathe der Zehn, und dieſe fanden das Geſchütz im Stande gebraucht zu werden.

Jaffier wurde verſucht der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge ſich mit dem Meer vermählt, weil ſie heute zum letztenmale vor ſich gehen ſollte. Der Anblick der öffentlichen Luſtbarkeiten verdoppelte ſein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die ſo entfernt waren, ſich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte ſein Herz; und er kam zurück, unentſchloſſner als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von ſo viel weiſen Köpfen, war nicht beſtimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Böſewichtern zerſtört zu werden. Der Schutzgeiſt der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er alles zu retten, und Venedig und ſeine Freunde zu erhalten glaubte. Er ſuchte den Secretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Romino, auf, und ſagte ihm, er hätte etwas ſehr eiliges zu entdecken, welches die Wohlfahrt des Staats beträfe; zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zuſagen, und ſich durch die heiligſten Eide binden, ihr Verſprechen von dem Senat beſtätigen zu laſſen; dieſe Gnade wäre das Leben von zwei und

zwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimniß zu entreißen; ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehen waren im Augenblick versammelt, und sie schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumessen. Da es indessen leicht war, sich von einigen Umständen derselben zu überzeugen, wurde Komino in den Thurm der Procuratie geschickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünstlern, welche die letzte Hand an Feuerwerke legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöffnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die übrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit seyn könnte, hätten sie sich nicht an das Fest kehren wollen; um aber kein Aergerniß zu geben, wären sie in dem abgesondertsten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben anträfe. Unerachtet Komino dieser Antwort nichts entgegen setzen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechin; dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeschläfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Komino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob

ſie mit den übrigen ſchliefen; ſobald er aber fort war, liefen ſie zu der Griechin, und wußten dort die Gefahr ſo dringend vorzuſtellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retroſi, Villa Mezzana, Dürand, Ternon und Robert Brûlard, die ſich von ungefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, ſich mit ihr in einen der Kähne warfen, die beſtimmt waren, die löwenſteiniſchen Truppen vom Lazareth abzuholen; und ſie entkamen glücklich aus Venedig. Dieſe Flucht war dem Rathe ſehr empfindlich; man entſchloß ſich, ohne länger zu warten, die Häuſer des franzöſiſchen und ſpaniſchen Ambaſſadeurs durchſuchen zu laſſen. Man bat ſehr höflich, hereingelaſſen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der franzöſiſche Geſandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebſt Lorenz, Brûlard und Pribe gefangen genommen; aber Vedemar weigerte ſich heftig. Er führte alle Vorrechte ſeines Poſtens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bitterſten Unwillen und erklärte ſich feierlich gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren. Man fand in ſeinem Hauſe Waffen für mehr als fünfhundert Menſchen, ſechzig Petarden, und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und andern Dingen dieſer Art. Es wurde in ſeiner Gegenwart und unter beſtändigen Spöttereien von ſeiner Seite, ein genaues Verzeichniß davon aufgeſetzt.

Während daß man dem Rathe der Zehn dieſes Verzeichniß brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmſten Verſchwornen, mit einem Nobile aus dem Hauſe Valier vorgelaſſen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeſchnitten war, indem man ſeit der Entwiſchung der Griechin alle Häfen verſperrt hatte, wollten ſie ſich ſtellen, als kämen ſie von ihrer Seite, um den Rath von der Verſchwörung zu unterrichten. In dieſer Abſicht hatten ſie ſich von dieſem Nobile, den ſie ehemals in Flandern gekannt hatten, hinführen laſſen. Sie wurden angehalten, und unterdeſſen durchſuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuſer, und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzoſen,

Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Faſt zu eben der Zeit, daß alles dieſes vorgieng, kamen zwei franzöſiſche Edelleute, Balthaſer Jouven und Gabriel Montcaſſin, mit allen Anzeichen der größten Eil in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieſer Stadt eingeladen worden, Antheil an einer großen Verſchwörung zu nehmen, die auf dem Punkt ſtünde auszubrechen. Aber der Konnetable Lesdiguieres, Statthalter von Dauphine, mit welchem ſie nahe verwandt waren, hatte ihnen ſehr ernſtlich abgerathen, in ein ſo ſchwarzes Unternehmen einzutreten; und auf ſein Zureden waren ſie abgereiſt, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das verbindlichſte, und bat ſie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathſchlagt hätte, die man ihnen ſchuldig wäre. Unterdeſſen war der Tag angebrochen, der Senat verſammelte ſich, und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jetzt verbreitete ſich das Gerücht von der Verſchwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war ſchrecklich. Der Pöbel erfuhr im Allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieſes Anſchlags wären, und drängten ſich um den Palaſt des Geſandten, in der Abſicht hineinzubrechen. Die Wüthendſten waren ſogar im Begriff ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten ſollten. Das Volk ſchmeichelte ſich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hauſe. Von Schmähreden und Flüchen begleitet kam er vor den Senat. Er fieng mit den heftigſten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in ſeinem Hauſe verübt hatte, und begleitete ſeine Klagen mit den ſtolzeſten und lauteſten Drohungen, daß er dieſe Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen laſſen würde. Die meiſten Senatoren blieben vor Beſtürzung ganz ſtumm; ſie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahndete, um ſeinen Anſchlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und ſagte, man würde ſich über dieſen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er ſich zuvor über die Zurüſtungen zum Kriege, die man bei ihm ge-

funden hätte, erklärte; da er ein Diner des Friedens wäre, könnte man mit Grund dieſe Anſtalten verdächtig finden. Bedemar erwiederte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine ſolche Beleidigung mit einem ſo groben Vorwand entſchuldigen könnten; ſie wüßten ſo gut als er, daß er ſchon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und in den Tirol zu ſchicken; was die Waffen beträfe, ſo wäre weltbekannt, daß nirgends beſſere gearbeitet würden, als in den Städten der Republik; was die Feuerwerke und andre Dinge dieſer Art anbelangte, ſo hätten ſich einige Künſtler von ausgezeichneter Geſchicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neugierde in ſeinem Hauſe etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und ſagte, dieſe Künſtler wären Elende, die zur Schande des Menſchengeſchlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Geſandten ein Kreditiv an den Statthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebſt andern Briefen von dem Herzog von Oſſuna. Bedemar antwortete, er hätte ſchon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieſes Herzogs nicht zu verantworten geſonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er ſich einem franzöſiſchen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der franzöſiſche Geſandte empfohlen und der in Mailand zu einer beſondern Angelegenheit dieſe Sicherheit gewünſcht hätte; daß übrigens die Republik in dieſe beſondere Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge ſah aus dieſen Antworten, daß ſie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte ſich, ihm die Ruchloſigkeit ſeines Anſchlags mit vielem Ernſt vorzuhalten, und ſchloß mit der Betheurung, daß keiner von ihnen dem König, ſeinem Herrn, den geringſten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtſchaffnen Mannes, deſſen Ehre fälſchlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß ſie nöthig hätte, ſchlechte Künſte hervorzuſuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, ſein Herr, hätte Mittel ſie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei, zu zerſtören; und ſie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abſchied. Seine

Begleiter baten ihn einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu seiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, ließ er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Platz versammelt, und wollte ihn zerreißen, sobald er von dem Senat entlassen wäre. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine kostbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst, und brachte ihn durch geheime Umwege, mit sichrer Begleitung, auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Ossuna, die er behandelte, wie er sie selbst behandelt hätte, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wären.

Zugleich schickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade, und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man sie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdesten Bauart gewählt, um diesen Befehl zu bringen, damit sie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die sich in dasselbe setzten, einen großen Umweg vor, damit sie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen schienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung gestanden und sich in das beste seiner Schiffe geworfen hatte, sobald das Fahrzeug angekommen war, gleichsam, als hätte er die Wahrheit geahndet, und, um sich auf allen Fall in Vertheidigungsstand zu setzen. Wahrscheinlich aber stand er noch an, sich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund seyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und schickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf sein Schiff. Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf einmal ihre Dolche in's Herz, und warfen ihn in die See, ohne daß jemand etwas merkte. Eben so und eben so heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von nichts wüßte. Vergebens hält man

ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen spanisch geschriebenen Paß für alle Länder spanischer Bothmäßigkeit, verschiedne beträchtliche Wechsel, und tausend Pistolen in Geld, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den spanischen Gesandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Höfewicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Gelde bekennt er sich, es ist der letzte übrig gebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus, und sagt nichts aus, als daß er ein armer, rechtschaffner Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe, er beharret auf dem hartnäckigsten Stillschweigen. Endlich, nachdem er verschiednemal auf alle mögliche Weisen gefoltert worden war, wurde er im Gefängniß erdrosselt, und als Verräther öffentlich an einem Fuße gehängt. Eben so wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Nassau, Vribe, Lorenz Brûlard und die zwei Offiziere vom Arsenal bestraft, nachdem sie die Tortur mit eben derselben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdrosselt oder erstickt.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Doge und die Zehn an ihren Eid. Er war erst nach einer langen und reifen Berathschlagung gebrochen worden. Viele waren sogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entsetzen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewissenhaftigkeit. Man führte zur Beschönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier, durch die zwei französischen Edelleute die Verschwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat also berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeschehen zu betrachten. Man wandte übrigens alles an ihn zu besänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienste an. Er schlug alles aus, verlangte nichts als das Leben seiner Freunde, und gieng endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, schickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensstrafe das venetianische Gebiet zu räumen, und viertausend Zechinen, die man ihm zu nehmen zwang. Aber seine Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Unterwegs

erfuhr er, daß der Anſchlag von Breſcia noch im Stande wäre zu gelingen. Die Begierde, ſich an dem Senat zu rächen, trieb ihn nach Breſcia. Aber in den Papieren der Verſchwornen hatte der Senat Licht über dieſe Unternehmung gefunden. Man ſchickte unverzüglich Truppen dahin, die ſich der wichtigſten Poſten bemeiſterten und den Anſchlag vereitelten. Einige Spanier hatten ſich in die Stadt geſchlichen, ſie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht, und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieſes Unglücklichen ſtellte die Ruhe dieſer groſſen Stadt ganz wieder her, und die erſte Sorge des Senats war nun, ſich vom ſpaniſchen Hof einen andern Geſandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu dieſem Poſten ernannt, mit dem Befehl, unverzüglich abzureiſen. Bedemar gab ihm, wie gewöhnlich, eine Inſtruction, die faſt ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erſte war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen ſeines Vorfahren laut tadeln und in den gleichgültigſten Dingen ein entgegengeſetztes annehmen ſollte; der andre, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, ſich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten ſollte; und die Ausdrücke, mit denen er ſich an verſchiednen Stellen dieſer Inſtruction darauf bezieht, verrathen, ſo behutſam ſie auch gewählt ſind, ſeine Vaterliebe zu dieſer Schrift deutlich genug.

Der Senat lieſt in allen venetianiſchen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das mindeſte von der Verſchwörung zuzurechnen. Die zwei Franzoſen, denen man für die Entdeckung verbunden ſeyn wollte, bekamen ein Geſchenk von dreißig tauſend Dukaten. Dom Pedro verabſchiedete vollends ſeine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Oſſuna ſetzte die Frau und die Kinder des Hauptmann Pierre wieder in Freiheit, und überhäufte ſie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von ſeinem Hofe als Statthalter nach Flandern geſchickt, und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte nichts auf der Welt einem Geiſte wie dem ſeinigen erſetzen, was er in Venedig verloren hatte.

Des Grafen Lamoral von Egmont Leben. *)

1788.

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen, ist durch das Trauerspiel dieses Namens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessiren, und dies um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volks auf's genaueste eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahr 1523 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franciska, eine Prinzessin von Luxemburg. Sein Geschlecht, eins der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Carls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten friesischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers, und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen zum künftigen Helden. Im J. 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speier und im Beisein des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfin von Baiern, einer Schwester Johann's, Chur-

*) S. Thalia. Bd. 2. Heft 8. S. 42 u. f. Vergl. die am Schlusse dieses Aufsatzes befindliche Anmerkung.

fürſten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzeſſinnen gebahr. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Capitel, das der Kaiſer zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldnen Vließes geſchlagen.

Der franzöſiſche Krieg, welcher im J. 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoien, der die vereinigte engliſch-ſpaniſche und niederländiſche Armee als Generaliſſimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berennet, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heer von 30,000 Mann und dem Kern des franzöſiſchen Adels herbei, dieſe Stadt zu entſetzen. Ein tiefer Moraſt trennte die beiden Heere. Es gelang dem franzöſiſchen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoien beſchoſſen, und dieſen genöthigt hatte, ſeine Stellung zu verlaſſen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die ſpaniſche Armee aber gegen 60,000 Mann, und alſo noch einmal ſo ſtark war als die ſeinige, ſo begnügte ſich der Connetable, die Beſatzung in St. Quentin verſtärkt zu haben, in welche ſich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und ſchickte ſich deswegen zum Abzug an. Aber eben dies fürchtete man im ſpaniſchen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den ſeine natürliche Herzhaftigkeit hinriß, und die ſchwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, ſtimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Dieſe Meinung, obgleich von Vielen beſtritten, behielt die Oberhand. Am 10ten Auguſt, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur ſchlecht beſetzt war und ſogleich verlaſſen wurde; Egmont mit ſeinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorn mit 1000 ſchweren Reitern, dieſem die deutſche Reiterei zu 2000 Pferden, unter Anführung der Herzöge Erich und Heinrich von Braunſchweig; der Herzog von Savoien ſelbſt ſchloß mit dem Fußvolke. Die franzöſiſche Armee war ſchon im Abzuge begriffen, Egmont's Reiterei folgte ihr aber ſo hitzig, daß ſie ſie drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit ſolchem Ungeſtüm von allen Seiten in den Feind, daß ſie ſeine vorderſten

Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten, und das ganze Heer in die Flucht schlugen. Dreitausend Franzosen blieben auf dem Platz, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und auſser dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert, und eine groſse Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuſs folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daſs er zur Schlacht gerathen, und daſs er sie gröſstentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhigt. Diesem letztern schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von 12000 Mann Fuſsvolk und 2000 Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 15ten July 1558, eben als er den kleinen Fluſs Ha bei Gravelingen passiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei 10,000 Mann zu Fuſs und 1500 zu Pferde stark, empfiengen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daſs gleich beim ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite sandigte Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königin Maria an dieser Küste kreuzen lieſs, um den Paſs zwischen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit

dem groben Geſchütze noch zu erreichen. So klein der Schade war, den ſie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geſchützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieſes Freund und Feind ohne Unterſchied traf, ſo beſtürzte doch ihre unvermuthete Dazwiſchenkunft die eine Parthei, und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem dieſes nicht entgieng, ließ ſeine deutſchen Reiter der franzöſiſchen Cavallerie unverſehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen, und brachte dieſe dadurch etwas zum Weichen; worauf die burgundiſche Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte, und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Funfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer denen, welche ſich durch Schwimmen zu retten ſuchten, und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und ſeine beſten Officiere, alle verwundet, mußten ſich ergeben; Fahnen, Geſchütz nebſt der ganzen bisher gemachten Beute, kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schickſal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämiſchen Bauern in die Hände fielen. Dieſe, durch Einäſcherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzoſen in die äußerſte Wuth gebracht, fielen nun mit mörderiſchem Grimm über die wehrloſen Flüchtlinge her; die Weiber ſelbſt, erzählt Strada, ſtellten ihnen durch das ganze Land bandenweiſe nach, zerfleiſchten ſie mit Nägeln, oder ſchlugen ſie langſam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, faſt kein einziger entkam. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, ſchickten ſie ihrer Königin nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu ſetzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Todte gezählt. Die ſchleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erſte Frucht dieſes glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienſt eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machte Heinrich II. ſehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau Cambreſis geſchloſſen wurde.

Die niederländiſche Reiterei hatte ſich in dieſem Kriege beſonders namhaft gemacht, und aller Ruhm häufte ſich auf

den Grafen von Egmont, der ſie angeführt hatte. Die flandriſchen Städte, die ſich vom Ungemach des Kriegs, deſſen Schauplatz ſie geweſen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten ſich für dieſe Wohlthat dem Grafen von Egmont beſonders verpflichtet, deſſen Tapferkeit ihn dem Feinde abgedrungen hatte. Sein Name war in Jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden ſeiner Zeit. Philipp II. ſelbſt vergab ſeinem ſpaniſchen Stolze ſo viel, daß er ſich öffentlich für ſeinen Schuldner bekannte, und ſich dieſer Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen verſprach.

Bald nach geſchloſſenem Frieden machte der König Anſtalt, die Niederlande zu verlaſſen, und in ſeine, ihm ſo theuren ſpaniſchen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigſten Angelegenheiten, die er noch vor ſeiner Abreiſe zu berichtigen fand, war die Einſetzung eines Generalſtatthalters über die ſämmtlichen Niederlande, welches Amt durch die Abreiſe des Herzogs von Savoien nach Italien jetzt erledigt ſtand. Unter den Prätendenten, welche zu dieſem wichtigen Poſten in Vorſchlag kamen, ſtand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünſche der Nation blieben zweifelhaft zwiſchen dieſen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathſam hielt, eine ſo groſſe Gewalt in die Hände eines Volksfreundes zu geben, und der überdem, ſo ſehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten ſchätzte, die feine Staatskunſt bei ihm vermiſſte, die zu einem ſolchen Poſten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen ſetzte, übergieng beide, und rief ſeine natürliche Schweſter, die Herzogin Margaretha von Parma aus Italien, die Niederlande während ſeiner Abweſenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont ſuchte er durch die zwei einträglichen Statthalterſchaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu ſtellen. Aber ſo glänzend dieſe Belohnung war, und ſo ſehr ſie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, ſo konnte ſie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht ſättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres

gerichtet hatten, und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesetzt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch diese Hoffnung wurde ihnen durch die Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Cardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite gab, und mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, da sein Großvater ein Eisenschmidt gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen. Aber dieser Unwille war um so gerechter und heftiger, da Granvella kein Eingeborner war, und die Constitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein gesetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affectirte, brachte die Erbitterung gegen ihn auf's höchste, und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bisthümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Außerdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohte sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil vorauszusehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, auf's eifrigste anhängen, und die Mehr-

heit der Stimmen in den Verſammlungen auf die Seite des Königs neigen würde. Alle Aebte und Mönche erhitzten ſich gegen die neuen Biſchöfe, weil dieſe an die Einkünfte der Klöſter und Stiftungen, und als Reformatoren des Clerus aufgeſtellt waren. Der gemeine Mann verabſcheute ſie als Werkzeuge des verhaßten Inquiſitionsgerichtes, das man ihnen ſchon auf dem Fuße folgen ſah. Die grauſamen Proceduren, welche, den ſtrengen Religionsedicten gemäß, gegen die Ketzer ergiengen, die Inſolenz der ſpaniſchen Truppen, welche noch von dem letzten Kriege her, der Conſtitution zuwider, in den Grenzſtädten in Beſatzung lagen, und deren längeres Verweilen man auf's verhaßteſte erklärte, mit den Privatbeſchwerden gegen den Miniſter verbunden — alles dieſes wirkte zuſammen, die Nation mit Beſorgniſſen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Miniſters zu empören.

Unter den Misvergnügten thaten ſich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn auf's engſte zuſammen. Alle drei waren Staatsräthe, und hatten von der Herrſchſucht des Cardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem ſie vergebens verſucht hatten, ſich unter dem übrigen Adel eine Parthei zu machen, den eine knechtiſche Furcht vor dem Miniſter noch von einem kühnern Schritte abſchreckte, führten ſie ihr Vorhaben für ſich allein aus, und ſetzten ein gemeinſchaftliches Schreiben an den König auf, worin ſie den Miniſter förmlich als den Feind der Nation, und als die Urſache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Misvergnügen nicht aufhören würde, ſo lange dieſer verhaßte Prälat am Staatsruder ſäße, und daß ſie ſelbſt nicht mehr im Staatsrathe erſcheinen könnten, wenn es Sr. Majeſtät nicht gefiele, dieſen Mann zu entfernen. Da auf dieſes Geſuch nichts erfolgte, ſo verließen ſie den Staatsrath wirklich, von welchem der Cardinal nun einen unbeſchränkten Beſitz nahm.

Da es ihnen auf dieſem Wege mißlungen war, den Miniſter zu entfernen, ſo ſuchten ſie es durch Verſpottung ſeiner Perſon und ſeiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er ſelbſt reſignirte. Ein luſtiger Einfall, den Egmont hatte, der ſämmtlichen Dienerſchaft des Adels eine gemeinſchaftliche Livree

zu geben, worauf eine Narrenkappe geſtickt war, ſetzte den Cardinal, auf den dieſe gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof ſich darein mengen und dieſe Livree verbieten mußte. Die Ausgelaſſenheit des Pöbels gegen den Miniſter gieng ſo weit, daß man ihm Pasquille in die Hand ſchob, wenn er ſich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber dieſen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte ſeine Miniſterſtelle nieder, und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den erſten Platz in der Gunſt der Regentin. Da es aber an einer feſten Hand fehlte, den unter ſich ſelbſt entzweiten und von dem verſchiedenſten Privatintereſſe gelenkten Adel zuſammen zu halten, ſo wurde die Anarchie allgemein, die Juſtiz wurde ſchlecht verwaltet, die Finanzen vernachläſſigt, das Religionsweſen gerieth in Verfall, und die Sekten griffen um ſich. Eine geſchärfte Erneuerung der Religionsedicte von Spanien aus war die nächſte Folge dieſer Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachſicht verwöhnt, wollte dieſes Joch nicht mehr tragen. Um eben dieſe Zeit ſollten die Schlüſſe der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung in den Niederlanden zur Vollſtreckung gebracht werden. Ihr Inhalt ſtritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten ſich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, ſchickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte beſſer, als ſich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiſte im Jenner 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle ſeine caſtilianiſchen Großen beeiferten ſich in die Wette, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm über alle ſeine Erwartungen gewährt, und dieſe Gewährungen noch bei ſeinem Abſchiede mit einem Geſchenk von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten ſein Vertrauen in deſſen Aufrichtigkeit eher vermehren, als vermindern. Von

den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation wurden ihm von diesem selbst und von allen seinen Räthen die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den bessern Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen, und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinem Privatnutzen das allgemeine Beste hintangesetzt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist, und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedicte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geusenbundes bekannt ist. An der Conföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigener Sekretär, Johann Käsenbrodt von Beckerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sei er selbst des Hochverraths schuldig.

Einstmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilenburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode tractirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mitzutrinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverrath gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Districten, um die Ruhe wiederherzu-

stellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen übrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben strafen, und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Concessionen ertheilt hatte, die er, ihnen mit Gewalt zu verweigern, nicht im Stande gewesen wäre.

Die Excesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volkes, dem Cardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinosa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersetzlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles dieses mußte nun zusammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben, und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man beim Bilderstürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, sich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und Anderer, waffneten, und ihre eigenen Schandthaten dadurch zu beschönigen suchten. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn gewesen seyn, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen, und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Conseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das

Volk als den betrogenen Theil zu ſchonen, und die Großen zu züchtigen. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Schein gegen dieſe ſprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Geſichtspunkte betrachten. Der niederländiſche Adel machte Anſprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beiſpiel waren. Auf die ſtolzen Titel von ſtändiſcher Freiheit geſtützt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für ſein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel beſtärkt, den er ſchon in ſo reichem Maße beſaß, ließ er ſich in allen ſeinen Handlungen von einem Geiſte der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen gieng, und mit dem Prinzip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüſſel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die geſetzwidrigſte Anmaßung in die Augen fallen. Auch die caſtilianiſche Grandezza war auf ihre Vorzüge ſtolz. Aber ein Monarch, der dieſe anerkannte, konnte ſie an ihrem eigenen Stolze, wie an einem Gängelbande leiten. Der Geiſt der Unabhängigkeit, der unter den ſpaniſchen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug ſich mit der Monarchie, ja ſogar mit dem Despotismus, »weil eben dieſe Großen durch den Despotismus, den ſie über ihre eigenen Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländiſche Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er ſelbſt freien Leuten gebot, weil er ſelbſt keinen ausüben durfte.«

Bei dieſem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländiſchen Adels war es kein Wunder, daß er ſich den gewaltthätigſten Maßregeln gegen ſie überließ. Von jetzt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler Andern im Stillen beſchloſſen. Um ſie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten ſie durch verſtellte Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit erſt ſicher gemacht werden. Man ſchrieb ihnen die gnädigſten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überfloßen. Die Anſchuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geſchickte Art einmiſchte, gaben dieſen Verſicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und ſtürzten ſie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dies alles wäre, was man über

ſie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont ſagte man oft harte Dinge in dieſen Briefen; um ſo weniger fiel es ihm ein, daß noch was im Hinterhalt ſeyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, ſo ſchwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuſchen. Eine glücklichere Combinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerkſamkeit ſeiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieſelbe Zeit, wo der König in Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit gegen ihn und ſeine Freunde ſo verſchwenderiſch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem ſpaniſchen Botſchafter aus Paris die wahren Geſinnungen des Königs. Bei einer Zuſammenkunft, die er mit den Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraten und von Naſſau zu Dendermonde in Flandern veranſtaltete, legte er ihnen dieſes Schreiben vor, deſſen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorn um dieſelbe Zeit aus Madrid erhalten, beſtätigt wurde. Man wollte ſich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieſer dringenden Gefahr gemeinſchaftlich zu nehmen hätte; man ſprach von gewaltſamer Widerſetzung, wobei beſonders auf Egmonts Anſehen bei den niederländiſchen Truppen ſehr gerechnet wurde. Aber wie erſtaunte man, als dieſer dazwiſchen trat, und ſich auf folgende Art erklärte: »Lieber, ſagte er, mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Geſchwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny giebt, beweiſen weiter nichts, als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, ein Mistrauen in unſre Treue zu ſetzen; und dazu, deucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch iſt es mein ernſtlicher Vorſatz, durch Verdopplung meines Eifers ſeine Meinung von mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöſchen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie ſollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als ein Landflüch-

liger herumzutragen, eine Laſt für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für ſein niederländiſches Volk ſo gnädige Geſinnungen gehegt, und ſo nachdrücklich mir betheuert hat, jetzt ſo despotiſche Anſchläge dagegen ſchmiede. Haben wir nur erſt dem Lande ſeine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottesdienſt wieder hergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dies iſt es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die mehrſten unter dem Adel ſich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Mein Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gnade.«

Alle Gegenvorſtellungen des Prinzen von Oranien waren vergebens. Der Ausbruch der Bilderſtürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über ſein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als Einem Grunde, und mehr, als er ſelbſt wußte, ergeben. Ein fortgeſetzter Briefwechſel mit dem Hofe, vertraute Verhältniſſe mit der Regentin, und mehr als dies alles, die perſönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn auf's engſte an die Krone angeſchloſſen. Wie ſehr mußten ihn alſo die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche ſich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jetzt in den unſchuldigſten Abſichten für ſie verfochten hatte! Von jetzt an trennte er ſeine Sache ganz von der ihrigen, und gab ſich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen ſie in Ausübung brachte. Als dieſe von dem geſammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der erſten, die ihn leiſteten.

Um dieſe Zeit wurde in Spanien die Abſendung eines ſpaniſchen Kriegsheers nach den Niederlanden beſchloſſen, welches

der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentin durch den Weg der Waffen die Ruhe wieder hergestellt, und die Protestanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt, und das Land beruhigt war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen, und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch, als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestätigte dies der persönliche Character des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentin. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande, und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen; aber noch vor seinem Abschiede versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimschreiber der Regentin beiwohnten. Nachdem letztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umsonst versucht hatte, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster.

»Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, sagte Egmont, wenn du auf diesem Vorsatz bestehest« — »Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst,« antwortete der Prinz. »Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beispiel und Rath unterstützte; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen.«

Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären, und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen.

»Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien, sagte er, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir er-

ſcheinen. Hab' ich es erſt dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu geben, was kann der König mir anhaben? Der König iſt gütig und gerecht, ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine ſchimpfliche Flucht mich ſelbſt ihrer unwerth erklären?« — »Wohlan,« rief Oranien aus, »ſo wage es denn auf dieſe königliche Dankbarkeit. Aber mir ſagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß du die Brücke ſeyn werdeſt, Egmont, über welche die Spanier in das Land ſetzen, und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind.« — Nach dieſen Worten umarmte er ihn noch einmal; ſeine Augen waren feucht; ſie hatten einander zum letztenmal geſehen.

Egmont war einer der erſten, die den Herzog von Alba bei ſeinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn letzterer von fern kommen ſah, ſagte er zu denen, die neben ihm ſtanden: »Da kommt der große Ketzer!« Egmont, der es gehört hatte, ſtand betreten ſtill und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Geſicht bewillkommte, war dieſe Warnung ſogleich vergeſſen. Er machte dem Herzog ein Geſchenk von zwei ſchönen Pferden, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen.

Zwei ſo entgegengeſetzte Charactere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde ſeyn. Aber eine frühe Eiferſucht im Kriegsruhm hatte dem Herzog längſt eine ſtille Feindſchaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelſpiel mehrere tauſend Goldgulden abgenommen — eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenſchießen in Brüſſel auf den Wettkampf herausgefordert, und überwunden. Ganz Brüſſel bezeugte laut ſeine Freude, und frohlockte, daß der Flamänder über den Spanier Meiſter geworden ſey. Solche Kleinigkeiten vergeſſen ſich unter Menſchen nie, die im Großen gegen einander ſtoßen; und Alba konnte ſo wenig vergeben, als ſein König.

Die erſten Tage ſeiner Anweſenheit in Brüſſel verhielt ſich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erſt ſicher machen,

um alle diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathsam gehalten, nicht beim Empfange zu seyn. Aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des treuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogstraten fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde, in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lange wollte der Herzog indessen diesen wichtigen Schritt nicht verschieben. Das Geheimniß konnte verhauchen, und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesetzt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Secretäre verhaftet, und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nämlichen Tage des Bürgermeisters zu bemächtigen, und sobald es geschehen, dem Herzog durch eine Estafette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot u. a. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offizieren, unter dem Vorwande einer außerordentlichen Berathschlagung, im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, eh' er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sey. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Festung vorlegen, und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Courier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schaar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Ver-

theidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Faſſung auslieferte. »Dieſen Stahl, ſagte er, hat die Sache des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt.«

In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Pallaſtes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont ſtünde? Man ſagte ihm, daß dieſer in eben dem Augenblick auch in Verhaft genommen würde, worauf er ſich ohne Widerſtand ergab. »Von ihm hab' ich mich leiten laſſen, rief er aus; es iſt billig, daß ich ein Schickſal mit ihm theile. *)

*) In der Thalia a. a. O. befinden ſich hier noch die Worte: „Während dies in dem Kuilemburgiſchen Hauſe vorgieng, ſtand ein ſpaniſches Regiment vor demſelben unter dem Gewehr.“ — Was nach dieſen Worten in der genannten Zeitſchrift noch folgt, bildet wörtlich den Inhalt des in Schiller's Werken (Bd. 5. S. 509 u. f.) abgedruckten Aufſatzes: Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. D.

Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoires. *)

1789.

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, schon seit mehrern Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern, und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt seyn mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet, und wo die Memoire-Schriftsteller ihn verlassen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Theile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglichen Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter

*) S. die erste Abtheilung dieses, anfangs von Schiller allein, späterhin in Verbindung mit Woltmann, Paulus u. a. herausgegebenen Werks. Bd. 1. S. III. u. f.

dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht, und die gefälligen Eigenschaften des einen mit den gründlichen Vortheilen des andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lectüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den letztern dürfte dieses Unternehmen willkommen seyn, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Classe historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern, und in einer treuen Verdeutschung und chronologischen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den competenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich in mancher Geschichtsperiode beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenosse wenigstens ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken, und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstande durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Charactere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, giebt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen malt, und entfernte Zeiträume an einander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie

aus dem Nichts hervorzuſpringen ſcheinen, wird uns in Memoires oft ein überraſchender Aufſchluß gegeben, weil ſie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernſt der Geſchichte verſchmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umriſſen des Geſchichtsſchreibers und machen ſeinen Helden wieder zum Menſchen, indem ſie ihn durch ſein Privatleben begleiten, und in ſeinen Schwachheiten überraſchen. Von manchem Rechtshandel in der Geſchichte der Staaten und der Menſchen legen ſie uns gleichſam die Actenſtücke vor, und die Menge der Zeugen ſetzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrogenen Geſchichtſchreiber vorenthalten.

Da ein groſſer Theil dieſer Schriften entweder noch gar nicht, oder nicht ſorgfältig genug überſetzt iſt, und ihr ungleiches Alter ſowohl als ihre Menge es ſchwer machen dürfte, ſie immer vollſtändig zuſammen zu bringen, ſo würde ſchon darum eine allgemeine Sammlung und neue Ueberſetzung derſelben nicht überflüſſig ſeyn. Aber eine Hauptabſicht bei gegenwärtigem Unternehmen iſt, den Nutzen derſelben zu erhöhen. Die Aufſätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen iſt, vorausgeſchickt werden, ſollen nicht blos zur Erläuterung ihres Inhalts, ſondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leſer von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein gröſſeres Ganze hinzuweiſen, dem dieſe Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer iſolirten, wenn auch noch ſo anziehenden, noch ſo wichtigen Geſchichtserzählung ſchöpfte, würde immer ſehr gering ſeyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks ſchien es nöthig zu ſeyn, eine allgemeine Ueberſicht über die groſſe Veränderung in dem politiſchen und ſittlichen Zuſtand von Europa, welche durch das Lehenſyſtem und die Hierarchie bewirkt worden, kürzlich vorauszuſchicken, weil ein groſſer Theil der nachfolgenden Memoires dieſe Kenntniſſe vorausſetzen wird, und auch ſchon darum, weil ſie ein groſſes und unentbehrliches Licht über die Entſtehung ſowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Dieſe

erſte Abhandlung *) iſt alſo nicht blos als die Einleitung zu der Alexias, ſondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünſcht, das Werk mit einem allgemein intereſſanten Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzeſſin Anna ſeyn dürfte, aber dies erlaubte ſein Plan nicht. Der übrige große Werth dieſes Denkmals muß ſeinen Mangel an Hauptintereſſe, die Fehler der Schreibart, und die noch größern Fehler des Geiſtes, den die Verfaſſerin dieſem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leſer durchbringen helfen.

Ich habe das franzöſiſche Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutſches zu erſetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollſtändig aus; beinahe noch lieber möchte man ſie — weil ſie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeſchrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

---

*) S. die in Schillers Werken (Bd. 7. S. 151 u. f.) befindliche Abhandlung: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Vor dieſer Abhandlung, die dort mit den Worten beginnt: „Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung u. ſ. w.“ ſteht in dem erſten Bande der hiſtoriſchen Memoires (S. XV. u. f.) noch der folgende Satz: „Drei Hauptclaſſen von Nationen ſind es — wenn man die Form der Verfaſſung, den herrſchenden Character und den Religionszuſtand zum Unterſcheidungszeichen annimmt — welche in dieſem Zeitraum merkwürdig hervortreten, und ſich näher oder entfernter in die Geſchichte der Kreuzzüge verflechten; die Chriſten im Occident, welche das Band der Religion unter dem römiſchen Pabſt vereinigt; die Saracenen oder Mahomedaner, welche ihrem ſiegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus, und vom ſchwarzen Meer und dem Taurus bis an den indiſchen Ocean ausgebreitet haben; zwiſchen dieſen beiden die Griechen oder die morgenländiſchen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder ſie ſind zu unſicher und zu mangelhaft, um einen hiſtoriſchen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen, und die Aufmerkſamkeit des Univerſalgeſchichtſchreibers zu verdienen. — Wir machen den Anfang mit den Erſten, die uns am nächſten angehen, die bei weitem die wichtigſten für uns ſind, und in der Geſchichte der Kreuzzüge die Hauptrolle ſpielen.“

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nöthig seyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen Alle historische Schriften begriffen zu seyn, welche

I. Nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dieß schließt jede Chronik aus, und jede vollständige Geschichte.

II. Deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb, und sich weder auf eine Begebenheit, noch eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Cardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte sie schreiben.

III. Welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Classe, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geschichte durch den Bischof von Freysingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweiten Abtheilung, oder den Memoires neuerer Zeiten, angefangen und, in gleichem Verhältniß mit den frühern, darin fortgefahren werden.

Jena, den 25. October 1789.

Schiller.

Vorerinnerung

zu dem dritten Bande der ersten Abtheilung allgemeiner historischer Memoires. *)

1790.

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Kommea, und des Lateiners Otto, Bischofs zu Freisingen, folgt in diesem dritten Bande ein arabischer Schriftsteller. Da diese drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so forderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören, und — wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verschiedene Stimmen einzusammeln. Alle tragen das sichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, und mit beidem wird man ihre Mängel entschuldigen. Aber die Verhältnisse ihrer Verfasser geben diesen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo sie von Thatsachen handeln, und jeder von seinem Volke spricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung Saladins **) als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateinische Herausgeber Albert Schultens (Vita et res gestae Sultani Almalich Alnasir Saladini, auctore Bohadino, F. Syeddadi etc. Lugduni Batavorum 1732. fol.) aufgestellt hat, keinen

---

*) S. diesen Band. S. IV. u. f.

**) S. die im dritten Bande der ersten Abtheilung allgemeiner historischer Memoires S. LIX u. f. befindlichen Denkwürdigkeiten aus dem Leben Al Malich Al Nasir Saladins, Sultans von Egypten, beschrieben durch Bohadin, Sjeddad's Sohn, seinen Vertrauten.

Zweifel übrig laſſen. Amadoddin von Iſpahan, Verfaſſer eines weitläuftigen Werks über Saladin, erzählt in demſelben, daß er ſelbſt nebſt dem Cadi Bohaddin, Sjeddads Sohn, und mehrern Andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern ſey abgeſandt worden, um wegen Aladils projectirter Heirath mit der Prinzeſſin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben dieſe Geſandtſchaft wird auch von dem Verfaſſer der vorliegenden Memoires auf dieſelbe Art erzählt. Er meldet von ſich, daß ihm von Saladins Bruder dieſe Geſandtſchaft ſey aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von ſich ſelbſt in der erſten Perſon ſpricht. Amadoddin nennt dieſen Bohadin einen Cadi; der Verfaſſer dieſer Memoires ſagt gleichfalls von ſich, daß er dieſes Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in ſeiner Univerſalgeſchichte an, Saladin habe die Kirche der heiligen Anna zu Jeruſalem in ein Gymnaſium verwandelt, und dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufſicht darüber anvertraut. Der Verfaſſer dieſer Lebensgeſchichte Saladins ſpricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, ſich in Jeruſalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauſes und Gymnaſiums zu vollenden.

Aus dieſen Denkwürdigkeiten ſelbſt erhellt, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genoſſen, und ein ſehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen geborenen Araber gelten laſſen, und iſt mehr geneigt, ſeinen Geburtsort nach Moſul oder Aſſyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin ſelbſt erzählt, ſtand er in Dienſten des Sultans von Moſul, der ihn mit einem Auftrag an den Califen zu Bagdad abſchickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntſchaft, den er gleich auf den erſten Anblick ſo lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm ſeine Dienſte zu widmen.

In den Geſchichtsbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Cadi (Richter) genannt, welchen Namen er ſich auch ſelbſt giebt. Dieſe Würde hat aber mehrere Claſſen, und ſelbſt der oberſte Prieſter pflegt vorzugsweiſe den Namen Alcadi zu führen. Welch ein Mann dieſer Alcadi ſey, kann man

aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt ist: »Der tiefſinnigſten Doctoren allertiefſinnigſter, der Andächtigen allerandächtigſter, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetiſchen Lehren, der Enträthſeler ſchwieriger Religionsfragen, der unwiderſprechlichſte Entſcheider, der Schlüſſel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelſten Spitzfindigkeiten.« Und eben dieſe hohe Perſon ſoll, nach Schultens Meinung, auch Bohadin vorgeſtellt haben, deſſen Namen ſchon (das arabiſche Wort für Prüfer der Religion) auf eine geiſtliche Würde hinzuweiſen ſcheint.

Der Geiſt, in welchem das ganze erſte Buch abgefaßt iſt, verräth vielmehr den Muſti, als den politiſchen Geſchäftsmann. Frömmigkeit iſt die Tugend, welche er an ſeinem Helden in das hellſte Licht ſtellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meiſten intereſſiren, verbreitet er ſich über die Andachtsübungen ſeines Helden mit einer ermüdenden Umſtändlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, ſo geſchieht es nie, ohne hinzuzuſetzen: »Gott erbarme ſich ſeiner!« — »Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!« Iſt von einer muſelmänniſchen Stadt oder Feſtung die Rede, ſo wird immer dabei ausgerufen: »Gott beſchütze ſie!« und handelt er von den Chriſten, ſo unterläßt er nie, ſie mit einem unfreundlichen: »Gott verfluche ſie!« abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leſer in der Ueberſetzung erſpart hat. — Dergleichen Affectation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde, als dem eines Muſti, abgeſchmackt ſeyn. Auch nur einem über gottesdienſtlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Muſti konnte es einfallen ſeyn, den Sultan ſo zur Unzeit und ſo ungeſtüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in dieſen Denkwürdigkeiten erzählt wird.

Daß dieſer Bohadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg deſſelben gegen die Chriſten heraushebt, und die merkwürdigen Eroberungszüge, durch welche dieſer Sultan ſeine Herrſchaft gründete, entweder nur flüchtig berührt, oder höchſtens in einem dürren Chronikſtyle

ähnlichen Auszuge liefert, ließe ſich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher ſich der Biograph befand, in einer getreuen Darſtellung dieſer Kriege den Tugendruhm ſeines Helden zu behaupten, und das Andenken deſſelben von dem Vorwurf der Ungerechtigkeit, ja der abſcheulichſten Treuloſigkeit zu befreien. Dieſe Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geſchichte, und es war wohl gethan, die übrigen Parthien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das chriſtliche Reich in Jeruſalem zerſtörte, und überhaupt die Ausbreitung der Chriſten im Morgenlande hemmte, erſcheint dieſer Fürſt in dem vollen Glanze eines muſelmänniſchen Heiligen, und der Beſchützer des Islamismus war unſtreitig für die Feder eines Mufti der würdigſte Gegenſtand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verſchönerten Bilde des egyptiſchen Sultans in Leſſings Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienſt zu erzeigen. Da unvorhergeſehene überhäufte Geſchäfte ihn verhindert haben, die univerſalhiſtoriſche Ueberſicht, in der Ordnung, wie ſie im erſten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzuſetzen, und es dem großen Theile der Leſer wahrſcheinlich lieber ſeyn dürfte, dieſe Materie auf einmal als ein Ganzes zu überſchauen, ſo iſt der vierte Band dieſer erſten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires als ein Supplementband zu Fortſetzung dieſer Ueberſicht und zu einer Geſchichte der Kreuzzüge beſtimmt, und einſtweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbaroſſa und Saladin gleichzeitige Geſchichte in der allgemeinen Ueberſicht vorausgeſchickt worden.

Jena, den 26. September 1790.

Schiller.

Erklärung des Herausgebers der Thalia. *)

1791.

Den genannten und ungenannten Herrn Verfassern dramatischer und lyrischer Producte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das sie in mich haben setzen wollen, unter meinem Geleite sich bei dem Publikum einzuführen.

Unter diesen eingesandten Stücken befinden sich mehrere, welche mir die Erstlinge ihrer Autoren zu seyn scheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefordert werde, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Diesen also erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwissenheit ihrer Namen und Personen mir erleichtert, daß die Nichterscheinung ihrer Aufsätze in meiner Thalia dieses entscheidende Urtheil nicht ist, und daß selbst die Achtung, die das Talent ihrer Verfasser mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer ersten Versuche sehr gut bestehen kann. So gern ich denselben durch Aufnahme ihrer Producte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünscht hätte, ein öffentliches Urtheil über sich zu hören, so wenig konnte dies mit den Rücksichten bestehen, die ich den Lesern der Thalia schuldig zu seyn glaube. Mein Urtheil, in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Absicht, wegen welcher es verlangt und gesagt wird, sehr schlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit.

Von mehrern dieser Herren Verfasser werde ich, wie ich vermuthe, jetzt schon losgesprochen seyn. Zwischen Einsendung ihrer Beiträge und dieser meiner Erklärung ist bereits mehr als

*) S. Thalia. Bd. 3. Heft 11. S. 143 u. f.

ein Jahr verflossen, und während eines Jahres pflegt sich bekanntlich in einem guten Kopfe gar vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet seyn, durch meine stillschweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent sicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritischen Wahl, entweder das wahre Genie abzuschrecken, oder das falsche zu ermuntern, in ersterem Falle am wenigsten gewagt werde. Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich.

Vorbericht
zu den kleinern prosaischen Schriften. *)

1792.

Um dem Nachdruck zuvorzukommen, und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden. **)

Bei den mehrsten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn, und es war auch anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsweise gemäßer zu machen. Aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen also auch jetzt noch das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung, und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers.

Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn blos durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart — eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verleugnen. Für Leser also, welche diese interessiren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten, als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese Rhapsodien bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist alles, was ich ihnen davon versprechen kann.

---

*) Theil I. Leipzig 1792.

**) Der zweite Theil erschien 1800, der dritte 1801, der vierte 1807.

Vom Erhabenen.

Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen *)

1793.

Erhaben nennen wir ein Object, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

Der erhabene Gegenstand giebt uns erstlich: als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens: mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur, sowohl in uns, als außer uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

So lange die Natur außer uns den Bedingungen conform ist, unter welchen in uns etwas möglich wird, so lange können wir unsere Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit dem, was uns Bedürfniß, und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich

---

*) S. Neue Thalia. Bd. 3. Heft 3. S. 320 u. f. Diese Abhandlung, die mit dem unter dem Titel: Ueber das Erhabene in Schillers Werken (Bd. 8. Abth. 2. S. 211 u. f.) befindlichen Aufsatze nichts gemein hat, als die Verwandtschaft der Ideen, ist hier nur bis S. 366 (der Neuen Thalia) mitgetheilt worden. Was von jener Seite an folgt und durch das vierte Heft jener Zeitschrift (S. 52—73) fortläuft, ist wörtlich die in Schillers Werken (Bd. 8. Abth. 1. S. 99 u. f.) gedruckte Abhandlung: Ueber das Pathetische. D.

iſt, als ſtreitend vorgeſtellt werden, oder, was eben ſo viel ſagt, ſie muß ſich mit unſern Trieben im Widerſpruch befinden.

Nun laſſen ſich alle Triebe, die in uns, als Sinnenweſen, wirkſam ſind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erſtlich beſitzen wir einen Trieb, unſern Zuſtand zu verändern, unſre Exiſtenz zu äußern, wirkſam zu ſeyn, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorſtellungen zu erwerben, alſo Vorſtellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweitens beſitzen wir einen Trieb, unſern Zuſtand zu erhalten, unſere Exiſtenz fortzuſetzen, welches Trieb der Selbſterhaltung genannt wird.

Der Vorſtellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbſterhaltungstrieb auf Gefühle, alſo auf unſere Wahrnehmungen der Exiſtenz.

Wir ſtehen alſo durch dieſe zweierlei Triebe in zwiefacher Abhängigkeit von der Natur. Die erſte wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntniſſen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn ſie den Bedingungen widerſpricht, unter welchen es uns möglich iſt, unſre Exiſtenz fortzuſetzen. Eben ſo behaupten wir durch unſere Vernunft eine zwiefache Unabhängigkeit von der Natur; erſtlich: indem wir (im Theoretiſchen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Practiſchen) uns über Naturbedingungen hinwegſetzen, und durch unſern Willen unſrer Begierde widerſprechen können. Ein Gegenſtand, bei deſſen Wahrnehmung wir das erſte erfahren, iſt theoretiſch groß, ein Erhabenes der Erkenntniß. Ein Gegenſtand, der uns die Unabhängigkeit unſers Willens zu empfinden giebt, iſt practiſch groß, ein Erhabenes der Geſinnung.

Bei dem Theoretiſch-Erhabenen ſteht die Natur, als Object der Erkenntniß, im Widerſpruch mit dem Vorſtellungstriebe. Bei dem Practiſch-Erhabenen ſteht ſie, als Object der Empfindung, im Widerſpruch mit dem Erhaltungstriebe. Dort wurde ſie blos als ein Gegenſtand betrachtet, der unſere Erkenntniß erweitern ſollte; hier wird ſie als eine Macht vorgeſtellt, die unſern eigenen Zuſtand beſtimmen kann. Kant nennt daher das Practiſch-Erhabene das Erhabene der Macht

oder das Dynamiſch-Erhabene, im Gegenſatz von dem Mathematiſch-Erhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamiſch und mathematiſch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch dieſe Eintheilung erſchöpft ſey oder nicht, ſo habe ich die Eintheilung in das Theoretiſch- und Practiſch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntniſſen von Naturbedingungen abhängig ſind, und dieſer Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwicklung des Theoretiſch-Erhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unſere Exiſtenz, als Sinnenweſen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht iſt, wird wohl kaum eines eignen Beweiſes bedürfen. Sobald die Natur außer uns das beſtimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unſer phyſiſcher Wohlſtand gegründet iſt, ſo wird auch ſogleich unſere Exiſtenz in der Sinnenwelt, die an dieſem phyſiſchen Wohlſtande haftet, angefochten und in Gefahr geſetzt. Die Natur hat alſo die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir exiſtiren, und damit wir dieſes, zu unſerm Daſeyn ſo unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen ſollten, ſo iſt unſerem phyſiſchen Leben an dem Selbſterhaltungstriebe ein wachſamer Hüter, dieſem Triebe aber an dem Schmerze ein Warner gegeben worden. Sobald daher unſer phyſiſcher Zuſtand eine Veränderung erleidet, die ihn zu ſeinem Gegentheil zu beſtimmen droht, ſo erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbſterhaltung wird durch ihn zum Widerſtand aufgefordert.

Iſt die Gefahr von der Art, daß unſer Widerſtand vergeblich ſeyn würde, ſo muß Furcht entſtehen. Ein Object alſo, deſſen Exiſtenz den Bedingungen der unſrigen widerſtreitet, iſt, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachſen fühlen, ein Gegenſtand der Furcht, furchtbar.

Aber es iſt nur furchtbar für uns, als Sinnenweſen, denn nur als ſolche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgeſetz nicht unterworfen iſt, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgeſtellt als eine Macht, die zwar unſern phyſiſchen Zuſtand beſtimmen kann, aber auf un-

fern Willen keine Gewalt hat, iſt dynamiſch oder practiſch erhaben.

Das Practiſch-Erhabene unterſcheidet ſich alſo darin von dem Theoretiſch-Erhabenen, daß es den Bedingungen unſrer Exiſtenz, dieſes nur den Bedingungen der Erkenntniß widerſtreitet. Theoretiſch-erhaben iſt ein Gegenſtand, inſofern er die Vorſtellung der Unendlichkeit mit ſich führt, deren Darſtellung ſich die Einbildungskraft nicht gewachſen fühlt. Practiſch-erhaben iſt ein Gegenſtand, inſofern er die Vorſtellung einer Gefahr mit ſich führt, welche zu beſiegen ſich unſere phyſiſche Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Verſuch, uns von dem erſten eine Vorſtellung zu machen. Wir erliegen an dem Verſuch, uns der Gewalt des zweiten zu widerſetzen. Ein Beiſpiel des erſten iſt der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beiſpiel des zweiten. Ein ungeheurer Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Rückt er ſich zu uns herab, ſo wird er ſich in ein Erhabenes der Geſinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daß ſie gerade durch ihren Widerſpruch mit den Bedingungen unſers Daſeyns und Wirkens, diejenige Kraft in uns aufrufen, die an keine dieſer Bedingungen ſich gebunden fühlt; eine Kraft alſo, die einerſeits ſich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andrerſeits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet, und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr ſinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen ſollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß unſrer Vernunftkraft haben, ſo ſtehen ſie doch in einem ganz verſchiedenen Verhältniß zu unſrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterſchied, ſowohl der Stärke als des Intereſſe, zwiſchen ihnen begründet.

Das Theoretiſch-Erhabene widerſpricht dem Vorſtellungstrieb, das Practiſch-Erhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem erſten wird nur eine einzelne Aeußerung der ſinnlichen Vorſtellungskraft, bei dem zweiten aber wird der letzte Grund aller möglichen Aeußerungen deſſelben, nämlich die Exiſtenz, angefochten.

Nun iſt zwar jedes mislingende Beſtreben nach Erkenntniß mit Unluſt verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widerſprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann dieſe Unluſt nie ſteigen, ſo lange wir unſre Exiſtenz von dem Gelingen oder Mislingen einer ſolchen Erkenntniß unabhängig wiſſen, und unſre Selbſtachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenſtand aber, der den Bedingungen unſres Daſeyns widerſtreitet, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen würde, erregt in der Vorſtellung Schrecken; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft ſelbſt ganz andre Anſtalten treffen, als ſie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unſere Sinnlichkeit iſt alſo bei dem furchtbaren Gegenſtand ganz anders intereſſirt, als bei dem unendlichen; denn der Trieb der Selbſterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme, als der Vorſtellungstrieb. Es iſt ganz etwas anders, ob wir um den Beſitz einer einzelnen Vorſtellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorſtellungen, unſre Exiſtenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daſeyn ſelbſt oder für eine einzelne Aeußerung deſſelben zu fürchten haben.

Eben deswegen aber, weil der furchtbare Gegenſtand unſre ſinnliche Natur gewaltſamer angreift, als der unendliche, ſo wird auch der Abſtand zwiſchen dem ſinnlichen und überſinnlichen Vermögen dabei um ſo lebhafter gefühlt, ſo wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüths deſto hervorſtechender. Da nun das ganze Weſen des Erhabenen auf dem Bewußtſeyn dieſer unſrer Vernunftfreiheit beruht, und alle Luſt am Erhabenen gerade nur auf dieſes Bewußtſeyn ſich gründet, ſo folgt von ſelbſt (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der äſthetiſchen Vorſtellung lebhafter und angenehmer rühren müſſe, als das Unendliche, und daß alſo das Practiſch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen ſehr großen Vorzug vor dem theoretiſchen voraus habe.

Das Theoretiſch-Große erweitert eigentlich nur unſre Sphäre, das Practiſch-Große, das Dynamiſch-Erhabene unſre Kraft. — Unſere wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es iſt ganz etwas anders, in der bloßen Handlung des

Vorſtellens und in ſeinem ganzen innern Daſeyn ſich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als ſich über das Schickſal, über alle Fälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggeſetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menſchen als Sinnenweſen näher an, als die Sorge für ſeine Exiſtenz, und keine Abhängigkeit iſt ihm drückender als dieſe, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über ſein Daſeyn zu gebieten hat. Und von dieſer Abhängigkeit fühlt er ſich frei bei Betrachtung des Practiſch-Erhabenen.

»Die unwiderſtehliche Macht der Natur,« ſagt Kant, »giebt uns, als Sinnenweſen betrachtet, zwar unſre Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf ſich eine Selbſterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige iſt, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menſchheit in unſrer Perſon unerniedrigt bleibt, obgleich der Menſch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf ſolche Weiſe — fährt er fort — wird die furchtbare Macht der Natur, äſthetiſch von uns als erhaben beurtheilt, weil ſie unſre Kraft, die nicht Natur iſt, in uns aufruft, um alles dasjenige, weſür wir als Sinnenweſen beſorgt ſind, Güter, Geſundheit und Leben, als klein anzuſehen, und deswegen auch jene Macht der Natur — der wir in Anſehung dieſer Güter allerdings unterworfen ſind — für uns und unſre Perſönlichkeit demnach als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unſre höchſten Grundſätze und deren Behauptung oder Veranlaſſung ankäme. Alſo, — endigt er, — heißt die Natur hier erhaben, weil ſie die Einbildungskraft zu Darſtellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüth ſich die eigene Erhabenheit ſeiner Beſtimmung fühlbar machen kann.«

Dieſe Erhabenheit unſrer Vernunftbeſtimmung — dieſe unſre practiſche Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Ueberlegenheit wohl unterſchieden werden, die wir entweder durch unſre körperlichen Kräfte oder durch unſern Verſtand über ſie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wiſſen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an ſich hat. Ein Menſch z. E. der mit einem wilden Thiere

ſtreitet, und es durch die Stärke ſeines Arms oder auch durch Liſt überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, deſſen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menſchliche Verſtand aus einem ſchädlichen Gegenſtand ſogar in einen nützlichen verwandelt, indem er ſeinen Ueberfluß in Canälen auffängt, und dürre Felder damit wäſſert; ein Schiff auf dem Meere, das durch ſeine künſtliche Einrichtung im Stande iſt, allem Ungeſtüm des wilden Elements zu trotzen: kurz, alle diejenigen Fälle, wo der Menſch durch ſeinen erfinderiſchen Verſtand die Natur auch da, wo ſie ihm als Macht überlegen und zu ſeinem Untergang bewaffnet iſt, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und ſeinen Zwecken zu dienen — alle dieſe Fälle, ſage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob ſie gleich etwas Analoges damit haben, und deswegen auch in der äſthetiſchen Beurtheilung gefallen. Warum ſind ſie aber nicht erhaben, da ſie doch die Ueberlegenheit des Menſchen über die Natur vorſtellig machen?

Wir müſſen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin ſich der Grund leicht entdecken laſſen wird. Zufolge dieſes Begriffs iſt nur derjenige Gegenſtand erhaben, gegen den wir als *Naturweſen* erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftweſen, als nicht zur Natur gehörige Weſen, abſolut unabhängig fühlen. Alle *natürliche Mittel* alſo, die der Menſch anwendet, um der Naturmacht zu widerſtehen, ſind durch dieſen Begriff des Erhabenen *ausgeſchloſſen*; denn dieſer Begriff verlangt ſchlechterdings, daß wir dem Gegenſtande als Naturweſen nicht gewachſen ſeyn ſollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur iſt, (und dies iſt nichts anders als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen ſollen. Nun ſind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Menſch der Natur überlegen wird, (Geſchicklichkeit, Liſt und phyſiſche Stärke) aus der Natur genommen, kommen ihm alſo als Naturweſen zu; er widerſteht alſo dieſen Gegenſtänden nicht als Intelligenz, ſondern als Sinnenweſen, nicht moraliſch durch ſeine innere Freiheit, ſondern phyſiſch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deswegen dieſen Gegenſtänden nicht, ſondern er iſt ihnen ſchon als Sinnenweſen überlegen. Wo er aber mit ſeinen phyſiſchen Kräften ausreicht,

da iſt nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu ſeinem intelligenten Selbſt, zu der innern Selbſtſtändigkeit ſeiner Vernunftkraft ſeine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird alſo ſchlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem phyſiſchen Widerſtehungsmittel völlig verlaſſen ſehen, und in unſerm nichtphyſiſchen Selbſt dagegen Hülfe ſuchen. Furchtbar muß alſo ein ſolcher Gegenſtand für unſre Sinnlichkeit ſeyn, und das iſt er nicht mehr, ſobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachſen fühlen.

Auch wird dieſes von der Erfahrung beſtätigt. Die mächtigſte Naturkraft iſt in eben dem Grade weniger erhaben, als ſie von dem Menſchen gebändigt erſcheint, und ſie wird wieder ſchnell erhaben, ſobald ſie die Kunſt des Menſchen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, iſt uns, als eine uns überlegene Naturkraft, furchtbar, und kann einen Gegenſtand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieſes Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen geſpannt, verliert ſeine Furchtbarkeit, und mit ihm auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieſes gebändigte Pferd ſeine Zügel, bäumt es ſich entrüſtet unter ſeinem Reiter, giebt es ſich ſeine Freiheit gewaltſam wieder, ſo iſt ſeine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die phyſiſche Ueberlegenheit des Menſchen über die Naturkräfte iſt alſo ſo wenig ein Grund des Erhabenen, daß ſie faſt überall, wo ſie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenſtandes ſchwächt und ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menſchlichen Geſchicklichkeit verweilen, die ſich die wildeſten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat. Aber die Quelle dieſes Vergnügens iſt logiſch und nicht äſthetiſch; es iſt eine Wirkung des Nachdenkens, und wird nicht durch unmittelbare Vorſtellung eingeflößt.

Practiſch erhaben iſt alſo die Natur nirgends, als wo ſie furchtbar iſt. Aber nun entſteht die Frage: Iſt dies auch umgekehrt ſo? Iſt ſie überall, wo ſie furchtbar iſt, auch practiſch erhaben?

Hier müſſen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So ein weſentliches Erforderniß es dazu iſt, daß wir uns als Sinnenweſen von dem Gegenſtande abhängig fühlen, ſo weſentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftweſen von demſelben unabhängig fühlen. Wo das erſte nicht iſt, wo der Gegenſtand gar nichts Furchtbares für unſre Sinnlichkeit hat, da iſt keine Erhabenheit möglich: Wo das zweite fehlt, wo er blos furchtbar iſt, wo wir uns ihm als Vernunftweſen nicht überlegen fühlen, da iſt ſie eben ſo wenig möglich.

Innere Gemüthsfreiheit gehört ſchlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden, und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja blos dadurch erhaben ſeyn, daß es unſre Unabhängigkeit, unſre Gemüthsfreiheit zu empfinden giebt. Nun hebt aber die wirkliche und ernſtliche Furcht alle Gemüthsfreiheit auf.

Das erhabene Object muß alſo zwar furchtbar ſeyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht iſt ein Zuſtand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf alſo das furchtbare Object ſeine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dies geſchieht, ſo muß unſer Geiſt frei bleiben, indem unſre Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieſer letztere Fall iſt aber höchſt ſelten, und erfodert eine Erhebung der menſchlichen Natur, die kaum in einem Subject als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir ſelbſt der Gegenſtand einer feindſeligen Naturmacht ſind, da iſt es um die äſthetiſche Beurtheilung geſchehen. So erhaben ein Meerſturm, vom Ufer aus betrachtet, ſeyn mag, ſo wenig mögen die, welche auf dem Schiffe ſich befinden, das von demſelben zertrümmert wird, aufgelegt ſeyn, dieſes äſthetiſche Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es alſo blos mit dem erſten Fall zu thun, wo das furchtbare Object uns zwar ſeine Macht ſehen läßt, aber ſie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demſelben ſicher wiſſen. Wir verſetzen uns alsdann blos in der Einbildung in den Fall, wo dieſe Macht uns ſelbſt treffen könnte und aller Widerſtand vergeblich ſeyn würde. Das Schreckliche iſt alſo

blos in der Vorstellung. Aber auch schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsre Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir blos mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst seyn, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtseyn unserer innern Freiheit nur insofern einen Werth haben und etwas gelten, als es damit Ernst ist; es kann aber nicht damit Ernst seyn, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr blos spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun giebt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher wissen kann, und die in der Vorstellung doch erhaben seyn können, und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefestigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinab sieht. Hier freilich gründet sich die Furchtlosigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es giebt also einen zwiefachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Uebeln, denen zu entfliehen in unserm physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Wege nicht zu widerstehen, noch auszuweichen im Stande sind, können wir

blos innere oder moraliſche Sicherheit haben. Dieſer Unterſchied iſt, beſonders in Beziehung auf das Erhabene, wichtig.

Die phyſiſche Sicherheit iſt ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unſre Sinnlichkeit, ohne alle Beziehung auf unſern innern oder moraliſchen Zuſtand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfodert, ein Object ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man ſich in dieſer phyſiſchen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menſchen eine bei weitem größere Einſtimmigkeit der Urtheile über das Erhabene ſolcher Objecte, deren Anblick mit dieſer phyſiſchen Sicherheit verbunden iſt, als derjenigen, vor denen man nur moraliſche Sicherheit hat. Die Urſache iſt in die Augen fallend. Phyſiſche Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zu gut; moraliſche hingegen ſetzt einen Gemüthszuſtand voraus, der nicht in allen Subjecten ſich findet. Aber weil dieſe phyſiſche Sicherheit blos für die Sinnlichkeit gilt, ſo hat ſie für ſich ſelbſt nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß iſt blos negativ, indem ſie blos verhindert, daß der Selbſterhaltungstrieb nicht aufgeſchreckt und die Gemüthsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders iſt es mit der innern oder moraliſchen Sicherheit. Dieſe iſt zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (ſonſt wäre ſie ſelbſt erhaben), aber ſie iſt es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir ſehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht deſſelben über uns, als Naturweſen, entweder durch das Bewußtſeyn unſrer Unſchuld oder durch den Gedanken an die Unzerſtörbarkeit unſers Weſens entzogen fühlen. Dieſe moraliſche Sicherheit poſtulirt alſo, wie wir ſehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral, ſtellt Beruhigungsgründe für unſre Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorſchrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rückſicht auf das Intereſſe unſrer Sinnlichkeit; die Religion aber iſt es, die zwiſchen den Foderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Ausſöhnung, eine Uebereinkunft zu ſtiften ſucht. Zur moraliſchen Sicherheit reicht es alſo gar nicht hin, daß wir eine moraliſche Geſinnung beſitzen, ſondern es wird noch dazu erfodert, daß wir die Natur in Einſtimmung mit dem Moralgeſetz, oder was hier einerlei iſt, daß wir ſie uns un-

mit dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. iſt ein ſolcher Gegenſtand, vor dem wir nur moraliſche Sicherheit haben. Die lebhafte Vorſtellung aller Schreckniſſe des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meiſten Menſchen, weil die meiſten doch weit mehr Sinnenweſen als Vernunftweſen ſind, durchaus unmöglich machen, mit dieſer Vorſtellung ſo viel Ruhe zu verbinden, als zu einem äſthetiſchen Urtheil erfodert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unſterblichkeit, auch noch ſelbſt für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dies nicht ſo verſtehen, als ob die Vorſtellung des Todes, wenn ſie mit Erhabenheit verbunden iſt, dieſe Erhabenheit durch die Idee der Unſterblichkeit erhielte. — Nichts weniger! — Die Idee der Unſterblichkeit, ſo wie ich ſie hier annehme, iſt ein Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſre Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei allem, was einen erhabenen Eindruck machen ſoll, die Sinnlichkeit mit ihren Foderungen ſchlechterdings abgewieſen worden ſeyn, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu ſuchen ſeyn müſſe. Diejenige Idee der Unſterblichkeit alſo, wobei die Sinnlichkeit gewiſſermaßen noch ihre Rechnung findet (wie ſie in allen poſitiven Religionen aufgeſtellt iſt) kann gar nichts dazu beitragen, die Vorſtellung des Todes zu einem erhabenen Gegenſtand zu machen. Vielmehr muß dieſe Idee nur gleichſam im Hintergrunde ſtehen, um blos der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn dieſe ſich allen Schreckniſſen der Zernichtung troſt- und wehrlos bloßgeſtellt fühlte, und unter dieſem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird dieſe Idee der Unſterblichkeit aber die herrſchende im Gemüth, ſo verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verſchwindet.

Die Gottheit, vorgeſtellt in ihrer Allwiſſenheit, die alle Krümmungen des menſchlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unſer phyſiſches Schickſal in ihrer Gewalt hat, iſt eine furchtbare Vorſtellung, und kann deswegen zu einer erhabenen Vorſtellung werden. Vor den Wirkungen dieſer Macht können wir keine phyſiſche Sicherheit haben, weil es

uns gleich unmöglich iſt, derſelben auszuweichen und Widerſtand zu thun. Alſo bleibt uns nur moraliſche Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieſes Weſens und auf unſre Unſchuld gründen. Wir ſehen die ſchreckhaften Erſcheinungen, durch welche ſie ihre Macht zu erkennen giebt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtſeyn unſrer Schuldloſigkeit uns davor ſicher ſtellt. Dieſe moraliſche Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorſtellung dieſer grenzenloſen, unwiderſtehlichen und allgegenwärtigen Macht unſre Gemüthsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo dieſe dahin iſt, da iſt das Gemüth zu keiner äſthetiſchen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Urſache des Erhabenen nicht ſeyn, weil dieſes Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moraliſchen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgiebt, und den Trieb der Selbſterhaltung befriedigt; das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unſrer Triebe ſich gründet. Soll die Vorſtellung der Gottheit practiſch (dynamiſch) erhaben werden, ſo dürfen wir das Gefühl unſrer Sicherheit nicht auf unſer Daſeyn, ſondern auf unſre Grundſätze beziehen. Es muß uns gleichgültig ſeyn, wie wir als Naturweſen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen, von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftweſen ſelbſt von der Allmacht unabhängig, inſofern ſelbſt die Allmacht unſre Autonomie nicht aufheben, unſern Willen nicht gegen unſre Grundſätze beſtimmen kann. Nur inſofern alſo, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unſre Willensbeſtimmungen abſprechen, iſt die Vorſtellung ihrer Macht dynamiſch-erhaben.

In ſeinen Willensbeſtimmungen ſich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts anders, als ſich bewußt ſeyn, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unſern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, ſo kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit beſtimmen. Wir ſprechen ihr alſo blos inſofern den Einfluß auf unſern Willen ab, als wir uns bewußt ſind, daß ſie durch nichts anders, als durch ihre Einſtimmigkeit mit dem reinen Vernunftgeſetz in uns, alſo nicht durch

Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht, in unsre Willensbestimmungen einfließen könne. Unsre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit, und fürchtet auch nichts von ihr, als ihre Misbilligung — und auch diese nur insofern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkühr, unsre Gesinnungen zu misbilligen oder zu billigen, sondern das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Misbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsre Existenz zwar aufheben, aber so lange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unsrer Vernunft keinen Einfluß äußern kann, ist dynamisch-erhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit giebt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich. *)

---

*) „Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamisch-Erhabenen," sagt Kant, „scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. s. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobei es von unsrer Seite Thorheit sowohl als Frevel seyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten angstvollen Gebehrden das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben. Aber — fährt er fort — diese Gemüthsstimmung ist mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bei weitem nicht so nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist, und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um eine göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabenen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superstition diese Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt,

Der Gegenſtand des Practiſch-Erhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar ſeyn; unſerem phyſiſchen Zuſtand muß ein Uebel drohen, und die Vorſtellung der Gefahr muß den Selbſterhaltungstrieb in Bewegung ſetzen.

Unſer intelligibles Selbſt, dasjenige in uns, was nicht Natur iſt, muß ſich bei jener Affection des Erhaltungstriebs von dem ſinnlichen Theil unſres Weſens unterſcheiden, und ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeiner Unabhängigkeit von allem, was die phyſiſche Natur treffen kann, kurz, ſeiner Freiheit ſich bewußt werden.

Dieſe Freiheit iſt aber ſchlechterdings nur moraliſch, nicht phyſiſch. Nicht durch unſre natürlichen Kräfte, nicht durch unſern Verſtand, nicht als Sinnenweſen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenſtand überlegen fühlen; denn da würde unſre Sicherheit immer nur durch phyſiſche Urſachen, alſo empiriſch, bedingt ſeyn, und alſo immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Es muß uns vielmehr völlig gleichgültig ſeyn, wie wir als Sinnenweſen dabei fahren, und blos darin muß unſre Freiheit beſtehen, daß wir unſern phyſiſchen Zuſtand, der durch die Natur beſtimmt werden kann, gar nicht zu unſerm Selbſt rechnen, ſondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unſre moraliſche Perſon keinen Einfluß hat.

Groß iſt, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben iſt, wer es, auch ſelbſt unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretiſch-groß, da er ſich über die unwegſamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; practiſch-groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er ſeine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Caucaſus angeſchmiedet, ſeine That nicht bereute, und ſein Unrecht nicht eingeſtand.

Groß kann man ſich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

---

ohne ſie hochzuſchätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, blos Gunſtbewerbung und Einſchmeichlung entſtehen kann." (Kant's Critik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.)

Practisch-erhaben ist also jeder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken giebt zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (was unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine materiale und blos einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der letztern Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Practisch-Erhabenen sind wir im Stande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Classen zu bringen.

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir Dreierlei. Erstlich: einen Gegenstand der Natur, als Macht; zweitens: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen; drittens: eine Beziehung derselben auf unsre moralische Person. Das Erhabene ist also die Wirkung dreier auf einander folgender Vorstellungen: 1) einer objectiven physischen Macht, 2) unsrer subjectiven physischen Ohnmacht, 3) unsrer subjectiven moralischen Uebermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorstellung des Erhabenen diese drei Bestandstücke wesentlich und nothwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zwiefacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1.

Entweder wird blos ein Gegenstand als Macht die objective Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urtheilende Subject, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt, und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Object der Furcht, und durch Beziehung auf seine moralische Person, in ein Erhabnes verwandelt.

2.

Oder außer dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst objectiv vorgestellt, und dem beurtheilenden Subject bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Object der ersten Classe ist contemplativ, ein Object der zweiten pathetisch-erhaben.

I.

Das Contemplativ-Erhabene der Macht.

Gegenstände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unsrigen weit überlegen ist, im Uebrigen aber es uns selbst anheim stellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsre moralische Person machen wollen, sind blos contemplativ-erhaben. Ich nenne sie deswegen so, weil sie das Gemüth nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustande ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Contemplativ-Erhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüths das Meiste an, weil von außen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwei andern aber von dem Subject selbst erfüllt werden müssen. Aus diesem Grunde ist das Contemplativ-Erhabene weder von so intensiv starker, noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetisch-Erhabene. Nicht von so ausgebreiteter: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht alle selbstständige moralische Kraft genug haben, um einer sol-

chen Vorſtellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von ſo ſtarker Wirkung: weil die Vorſtellung der Gefahr, auch wenn ſie noch ſo lebhaft erweckt wird, in dieſem Falle doch immer freiwillig iſt, und das Gemüth leichter über eine Vorſtellung Meiſter bleibt, die es ſelbſtthätig erzeugte. Das Contemplativ-Erhabene verſchafft daher einen geringern, aber auch weniger gemiſchten Genuß.

Die Natur giebt zum Contemplativ-Erhabenen nichts her, als einen Gegenſtand der Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menſchheit zu machen, der Einbildungskraft überlaſſen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groß oder klein iſt, den die Phantaſie an Hervorbringung dieſes Furchtbaren hat, je nachdem ſie ihr Geſchäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verſchieden ausfallen.

Ein Abgrund, der ſich zu unſern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felſenmaſſe, die über uns herabhängt, als wenn ſie eben niederſtürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberſchwemmung u. dergl., ſind ſolche Mächte der Natur, gegen welche unſer widerſtehendes Vermögen für nichts zu rechnen iſt, und die mit unſrer phyſiſchen Exiſtenz doch im Widerſpruche ſtehen. Selbſt gewiſſe idealiſche Gegenſtände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die ſtill aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren ſtrengem Geſetze kein Naturweſen ſich entziehen kann, ſelbſt die moraliſche Idee der Pflicht, die ſich nicht ſelten gegen unſre phyſiſche Exiſtenz als eine feindliche Macht verhält, ſind furchtbare Gegenſtände, ſobald die Einbildungskraft ſie auf dem Erhaltungstrieb bezieht; und ſie werden erhaben, ſobald die Vernunft ſie auf ihre höchſten Geſetze anwendet. Weil aber in allen dieſen Fällen die Phantaſie erſt das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bei uns ſteht, eine Idee zu unterdrücken, die unſer eignes Werk iſt, ſo gehören dieſe Gegenſtände in die Claſſe des Contemplativ-Erhabenen.

Aber die Vorſtellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf blos der einfachen Operation: die Exiſtenz dieſer Dinge mit unſrer phyſiſchen Exiſtenz in eine

Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihren eignen Mitteln nichts hineinzulegen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjectiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht blos durch Vergleichung **entdeckt**, sondern es, ohne einen hinreichenden objectiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig **erschafft**. Dies ist der Fall beim **Außerordentlichen** und beim **Unbestimmten**.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Daseyn gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Character. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die **Furcht**; denn so verwildert ist nur der **schiefgebildete**, nicht der **ungebildete** Mensch, daß er gegen dasjenige wüthete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustande der Cultur, aber nicht so ganz, daß in der **ästhetischen** Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingiebt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das **Außerordentliche** wenigstens als ein Ingredienz des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch

nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche aufzeichnet. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns **Virgil** mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte lata tacentia — stillschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna — leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft einen freien Spielraum, und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben, und das Gemüth in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Pallästen, die in Feenmährchen vorkommen, herrscht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die **Einsamkeit** ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist; wie z. B. die Verbannung auf eine unbewohnte Insel. Eine weitausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See, sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen, und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objectiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der **Hülflosigkeit** mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweiset sich die Phantasie, aus dem **Geheimen, Unbestimmten** und **Undurchdringlichen** einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Elemente, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenze

ſetzt, und ihre Operationen auf keinen beſondern Fall eingeſchränkt werden, ſo ſteht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daß ſie ſich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt, und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der ſie leitet. Die Verabſcheuung wirkt ungleich ſchneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finſterniß iſt ſchrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie iſt aber nicht an ſich ſelbſt ſchrecklich, ſondern weil ſie uns die Gegenſtände verbirgt, und uns alſo der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich iſt, verſchwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Geſichts, der erſte Wächter unſres Daſeyns, verſagt uns in der Dunkelheit ſeine Dienſte, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloßgeſtellt. Darum ſetzt der Aberglaube alle Geiſtererſcheinungen in die Mitternachtsſtunde, und das Reich des Todes wird vorgeſtellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menſchheit noch ihre natürlichſte Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der größten Uebel dargeſtellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmeriſchen Männer.
Dieſe tappen beſtändig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet ſtrahlend auf ſie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern ſchreckliche Nacht umhüllt die elenden Menſchen.
Odyſſee. Eilfter Geſang.

»Jupiter,« ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus, »befreie die Griechen von dieſer Finſterniß. Laß es Tag werden, laß dieſe Augen ſehen, und dann, wenn du willſt, laß mich im Lichte fallen.«

Ilias.

Auch das Unbeſtimmte iſt ein Ingredienz des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit giebt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumalen. Das Beſtimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß, und entzieht den Gegenſtand dem willkührlichen Spiel der Phantaſie, indem es ihn dem Verſtande unterwirft.

Homer's Darſtellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß ſie gleichſam in einem Nebel ſchwimmt, deſto furchtbarer, und die Geiſtergeſtalten im Oſſian ſind nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantaſie nach Willkühr den Umriß giebt.

Alles, was verhüllt iſt, alles Geheimnißvolle, trägt zum Schrecklichen bei, und iſt deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieſer Art iſt die Aufſchrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Iſis las: »Ich bin alles was iſt, was geweſen iſt, und was ſeyn wird. Kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben.« — Eben dieſes Ungewiſſe und Geheimnißvolle giebt den Vorſtellungen der Menſchen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; dieſe Empfindungen ſind in dem bekannten Selbſtgeſpräch Hamlet's ſehr glücklich ausgedrückt.

Die Beſchreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttin verſchwindet im Innerſten des Waldes, und keiner von denen, die zu dieſem geheimnißvollen Dienſt gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man ſich, was das wohl ſeyn möge, welches dem, der es ſieht, das Leben koſtet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Myſterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und ſo wie die Majeſtät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligſten wohnet, ſo pflegt ſich auch die Majeſtät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch dieſe künſtliche Unſichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dies ſind die vorzüglichſten Unterarten des Contemplativ-Erhabenen der Macht, und da ſie in der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen gegründet ſind, welche allen Menſchen gemein iſt, ſo iſt man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menſchlichen Subjecten vorauszuſetzen, und der Mangel derſelben kann nicht wie bei blos ſinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entſchuldigt, ſondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subject zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung iſt um ſo größer, wenn

nicht blos das ſinnliche Widerſtehungsvermögen, ſondern auch ſelbſt das Darſtellungsvermögen, an einem Object ſeine Schranken findet, und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewieſen wird.

II.

Das Pathetiſch-Erhabene.

Wenn uns ein Gegenſtand nicht blos als Macht überhaupt, ſondern zugleich als eine dem Menſchen verderbliche Macht objectiv gegeben wird — wenn er alſo ſeine Gewalt nicht blos zeigt, ſondern ſie wirklich feindlich äußert, ſo ſteht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, ſondern ſie muß, ſie wird objectiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber geſtattet kein äſthetiſches Urtheil, weil es die Freiheit des Geiſtes aufhebt. Alſo darf es nicht das urtheilende Subject ſeyn, an welchem der furchtbare Gegenſtand ſeine zerſtörende Macht beweiſt, d. h. wir dürfen nicht ſelbſt, ſondern blos ſympathetiſch leiden. Aber auch das ſympathetiſche Leiden iſt für die Sinnlichkeit ſchon zu angreifend, wenn das Leiden äußer uns Exiſtenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt den äſthetiſchen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illuſion und Erdichtung iſt, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit ſtatt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, ſondern der Einbildungskraft vorgeſtellt wird, kann es äſthetiſch werden, und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorſtellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affect und mit dem Bewußtſeyn unſrer innern moraliſchen Freiheit, iſt pathetiſch-erhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affect iſt keine freie Aeußerung unſres Gemüths, die wir erſt ſelbſtthätig in uns hervorbringen müßten, ſondern eine unwillkührliche, durch das Naturgeſetz beſtimmte Affection des Gefühlsvermögens. Es kommt gar nicht auf unſern Willen an, ob wir das Leiden eines Geſchöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorſtellung davon haben, müſſen wir es. Die Natur, nicht unſre Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entſchluß zuvor.

Sobald wir alſo objectiv die Vorſtellung eines Leidens erhalten, ſo muß, vermöge des unveränderlichen Naturgeſetzes

der Sympathie, in uns ſelbſt ein Nachgefühl dieſes Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichſam zu dem unſrigen. Wir leiden mit. Nicht blos die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtſeyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, ſondern jeder traurige Affect ohne Unterſchied, den wir einem Andern nachempfinden; alſo giebt es ſo viele Arten des Mitleidens, als es verſchiedene Arten des urſprünglichen Leidens giebt, mitleidende Furcht, mitleidendes Schrecken, mitleidende Angſt, mitleidende Entrüſtung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Affect erregende (oder Pathetiſche) einen Grund des Erhabenen abgeben ſoll, ſo darf es nicht bis zum wirklichen Selbſtleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigſten Affect müſſen wir uns von dem ſelbſtleidenden Subject unterſcheiden, denn es iſt um die Freiheit des Geiſtes geſchehen, ſobald die Täuſchung ſich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer ſolchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernſtlich verwechſeln, ſo beherrſchen wir den Affect nicht mehr, ſondern er beherrſcht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren äſthetiſchen Grenzen, ſo vereinigt ſie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: ſinnlich-lebhafte Vorſtellung des Leidens mit dem Gefühl eigener Sicherheit verbunden.

Aber dieſes Gefühl der Sicherheit bei der Vorſtellung fremder Leiden iſt ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen, und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieſer Vorſtellung ſchöpfen. Erhaben wird das Pathetiſche allein durch das Bewußtſeyn unſrer moraliſchen, nicht unſrer phyſiſchen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unſer gutes Geſchick dieſem Leiden entzogen ſehen (denn da würden wir noch immer einen ſehr ſchlechten Gewährsmann für unſre Sicherheit haben) ſondern weil wir unſer moraliſches Selbſt der Cauſalität dieſes Leidens, nämlich ſeinen Einfluß auf unſre Willensbeſtimmung entzogen fühlen, erhebt es unſer Gemüth und wird pathetiſch erhaben.

Es iſt ſchlechterdings nöthig, daß man die Seelenſtärke wirklich in ſich fühle, bei ernſtlich eintretender Gefahr ſeine moraliſche Freiheit zu behaupten. Nicht von dem, der [illegible]

ſchieht, ſondern von dem, was geſchehen ſoll und kann, iſt hier die Rede; von unſrer Beſtimmung, nicht von unſerm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derſelben. Indem wir ein ſchwerbeladenes Frachtſchiff im Sturm untergehen ſehen, ſo können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, deſſen ganzer Reichthum hier von dem Waſſer verſchlungen wird, recht ſehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieſer Verluſt nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht iſt, ſich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht ſeyn, was unerfüllbar iſt, und was geſchehen ſoll, muß nothwendig geſchehen können. Daß wir uns aber über einen Verluſt hinwegſetzen können, der uns als Sinnenweſen mit Recht ſo empfindlich iſt, beweiſt ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Geſetzen handelt, als das ſinnliche, und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber iſt alles, was dieſes Vermögen in uns zum Bewußtſeyn bringt.

Man kann ſich alſo recht gut ſagen, daß man den Verluſt dieſer Güter nichts weniger als gelaſſen ertragen werde, dieſes hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man ſich darüber hinwegſetzen ſollte, und daß es Pflicht iſt, ihnen keinen Einfluß auf die Selbſtbeſtimmung der Vernunft zu geſtatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an Dem iſt alle äſthetiſche Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert alſo doch wenigſtens eine Fähigkeit des Gemüths, ſich ſeiner Vernunftbeſtimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die ſchwache Menſchheit ihrer Ausübung ſetzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten ſowohl als am Erhabenen mißlich ſtehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man ſelber erreicht hat oder zu erreichen ſich zutraut. Aber es iſt ein achtungswerther Characterzug der Menſchheit, daß ſie ſich wenigſtens in äſthetiſchen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn ſie gegen ſich ſelbſt ſprechen müßte, und daß ſie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung

wenigſtens huldigt, wenn ſie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetiſch-Erhabenen werden alſo zwei Hauptbedingungen erfordert. Erſtlich eine lebhafte Vorſtellung des Leidens, um den mitleidenden Affect in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweitens eine Vorſtellung des Widerſtandes gegen das Leiden, um die innere Gemüthsfreiheit in's Bewußtſeyn zu rufen. Nur durch das erſte wird der Gegenſtand pathetiſch, nur durch das zweite wird das Pathetiſche zugleich erhaben.

Aus dieſem Grundſatz fließen die beiden Fundamentalgeſetze der tragiſchen Kunſt. Dieſe ſind erſtlich: Darſtellung der leidenden Natur; zweitens: Darſtellung der moraliſchen Selbſtſtändigkeit im Leiden.

Ankündigung der Horen. *)

1794.

Unter dieſem Titel wird mit dem Anfang des Jahres 1795 eine Monatsſchrift erſcheinen, zu deren Verfertigung eine Geſellſchaft bekannter Gelehrten ſich vereinigt hat. Sie wird ſich über alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen, als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder blos den gelehrten Leſer intereſſiren, oder was blos den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſeyn. Vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich alles verbitten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht. Man widmet ſie der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſch der Ideen; und indem man bemüht ſeyn wird, die Wiſſenſchaft ſelbſt, durch den innern Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leſer durch die Form zu erweitern.

Unter der groſſen Menge von Zeitſchriften ähnlichen Inhalts, dürfte es vielleicht ſchwer ſeyn, Gehör zu finden, und, nach ſo vielen verunglückten Verſuchen in dieſer Art, noch ſchwerer, ſich Glauben zu verſchaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsſchrift gegründetere Hoffnung haben, wird ſich am beſten aus den Mitteln abnehmen laſſen, die man zu Erreichung jenes Zweckes eingeſchlagen hat.

Nur der innere Werth einer literariſchen Unternehmung iſt es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum verſichern

*) S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. Stuttgart 1828. Th. 1 S. 2 u. f.

kann. Auf der andern Seite aber iſt es nur dieſes Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte giebt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die groſſe Schwierigkeit alſo iſt, daß der Erfolg gewiſſermaßen ſchon realiſirt ſeyn mußte, um den Aufwand, durch den allein er zu realiſiren iſt, möglich zu machen. Aus dieſem Cirkel iſt kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematiſchen Erfolg ſo viel wage, als etwa nöthig ſeyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitſchriften dieſes Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieſes Publikum theilen ſich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hierher gehörigen Journale zuſammen zählen, ſo würde ſich eine Anzahl entdecken laſſen, welche hinreichend wäre, auch die koſtbarſte Unternehmung im Gange zu erhalten. Dieſe ganze Anzahl nun ſteht derjenigen Zeitſchrift zu Gebot, die alle die Vortheile in ſich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen beſtehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denſelben beträchtlich zu überſteigen.

Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eigenen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben. So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen finden ſollte. Träten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine literariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publikum haben. Dadurch aber iſt man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteſte Kreis der Leſer und Käufer einem Autor nur immer verſchaffen kann.

Ein Verleger, der dieſer Unternehmung in jeder Hinſicht gewachſen iſt, hat ſich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden, und iſt bereit, ſie ins Werk zu richten, ſobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern ſich zuſammengefunden haben wird. Jeder Schriftſteller, an den man dieſe Anzeige ſendet, wird alſo zum Beitritt an dieſer Speiſe ein-

geladen, und man hofft dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern möglich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehen, seinen Beitritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solches jedem Theilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat ist man übereingekommen, ein Stück von neun Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit *** Louisdor's in Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmal abgedruckten Aufsätzen drei Jahre nach ihrer Erscheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sey denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man sich ausbittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Manuscript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden ist. Dieser Convention werden sich die H.H. Theilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert seyn können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redacteur noch der Ausschuß sich in den Manuscripten erlauben. Sollten welche nöthig seyn, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Manuscripte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nöthigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannigfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgesetzt werde,

und in keinem einzelnen Stück mehr als ſechzig Seiten einnehme.

Briefe und Manuſcripte ſendet man an den Redacteur dieſer Monatsſchrift, der den H.H. Verfaſſern für ihre eingeſandten Beiträge ſteht, und bereit iſt, jedem, ſobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Jena, den 13. Juni 1794.

Fr. Schiller,
Hofrath und Profeſſor zu Jena.

Vorrede
zu den Horen. *)

1794.

In einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert, und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tags vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas andres zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tu-

*) S. diese Zeitschrift. Jahrgang 1795. Bd. 1. St. 11. S. III. u. f.

mult ſoll ſie für Muſen und Charitinnen einen engen vertraulichen Cirkel ſchließen, aus welchem alles verbannt ſeyn wird, was mit einem unreinen Partheigriffe geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich Alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte, und über die kommende die Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideal veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſeyn. Sowohl ſpielend, als ernſthaft, wird man im Fortgange dieſer Schrift dieſes einzige Ziel verfolgen, und ſo verſchieden auch die Wege ſeyn mögen, die man dazu einſchlagen wird, ſo werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet ſeyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird ſtreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich iſt, wird man die Reſultate der Wiſſenſchaft von ihrer ſcholaſtiſchen Form zu befreien, und in einer reizenden, wenigſtens einfachen Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich zu machen ſuchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wiſſenſchaft ausgehen, und da nach Geſetzen forſchen, wo blos der Zufall zu ſpielen und die Willkühr zu herrſchen ſcheint. Auf dieſe Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die ſchöne Welt von der gelehrten zum Nachtheil beider trennt, gründliche Kenntniſſe in das geſellſchaftliche Leben, und Geſchmack in die Wiſſenſchaft einzuführen.

Man wird ſich, ſo weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele ſetzen, aber dem frivolen Geſchmack, der das Neue blos um der Neuheit willen ſucht, keineswegs nachgeben. Ueberhaupt wird man ſich jede Freiheit erlauben, die mit guten und ſchönen Sitten verträglich iſt.

Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden alſo der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſeyn; die

drei schwesterlichen Horen, Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet, und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfiengen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirn führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte,

weil gerade eine ſolche Anzahl und eine ſolche Auswahl von Theilnehmern nöthig ſeyn möchte, um bei einem Werke, das in feſtgeſetzten Zeiten zu erſcheinen beſtimmt iſt, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftſteller werden an dieſer Monatſchrift Antheil nehmen:

Herr Hauptmann v. Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbiſchöfl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz, Freiherr v. Dalberg in Erfurt.
Herr Profeſſor Engel aus Berlin.
— Dr. Erhardt in Nürnberg.
— Profeſſor Fichte in Jena.
— v. Funk in Dresden.
— Profeſſor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonikus Gleim in Halberſtadt.
— Geh. Rath v. Goethe in Weimar.
— Dr. Gros in Göttingen.
— Viceconſiſtorial-Präſident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Profeſſor Hufeland in Jena.
— Legationsrath v. Humboldt aus Berlin.
— Oberbergmeiſter v. Humboldt in Bayreuth.
— Geh. Rath Jacobi in Düſſeldorf.
— Hofrath Matthiſſon in der Schweiz.
— Profeſſor Meyer in Weimar.
— Hofrath Pfeffel in Colmar.
— Hofrath Schiller in Jena.
— Schlegel in Amſterdam.
— Hofrath Schütz in Jena.
— Hofrath Schulz in Mitau.
— Profeſſor Woltmann in Jena.

Da ſich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geſchloſſen betrachtet, ſo wird jedem deutſchen Schriftſteller, der ſich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Inſtituts zu unterwerfen geneigt iſt, zu jeder Zeit die Theilnahme

daran offen ſtehen. Auch ſoll jedem, der es verlangt, verſtattet ſeyn, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt, und nicht auf den Stempel ſehen wird. Aus dieſem Grunde, und um die Freiheit der Critik zu befördern, wird man ſich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bei den einzelnen Aufſätzen die Namen ihrer Verfaſſer, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs, verſchweigen, welches der Leſer ſich um ſo eher gefallen laſſen kann, da ihn dieſe Anzeige ſchon im Ganzen mit denſelben bekannt macht.

Jena, den 10. December 1794.

Schiller.

Vorerinnerung zu den Gedichten. *)

1803.

Vielleicht hätte bei Sammlung dieſer Gedichte eine ſtrengere Auswahl getroffen werden ſollen. Die wilden Producte eines jugendlichen Dilettantism, die unſichern Verſuche einer anfangenden Critik und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmacks finden ſich hier mit ſolchen zuſammengeſtellt, die das Werk einer reifern Einſicht ſind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche ſich gröſtentheils ſchon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetiſche Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie ſind ſchon ein verjährtes Eigenthum des Leſers, der ſich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden iſt, und ſelbſt das Fehlerhafte bezeichnet wenigſtens eine Stufe in der Geiſtesbildung des Dichters.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte hat ſich, ſo wie alle ſeine übrigen Kunſtgenoſſen, vor den Augen der Nation und mit derſelben gebildet, er wüßte auch keinen, der ſchon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt alſo kein Bedenken, ſich dem Publikum auf einmal in der Geſtalt darzuſtellen, in welcher er nach und nach vor demſelben ſchon erſchienen iſt. Er freut ſich, daß ihm das Vergangene vorüber iſt, und inſofern er ſie überwunden hat, mag er auch ſeine Schwächen nicht bereuen.

Möchte dieſe rechtmäßige, correcte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren

*) S. den zweiten Theil von Schillers Gedichten. Leipzig 1803. Der erſte war ebendaſelbſt 1800 erſchienen.

von den Gedichten des Verfaſſers in drei Bänden erſchienen iſt,*) und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines ſchmutzigen Aeußern, zur Schande des guten Geſchmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers, dennoch Käufer findet.

---

*) Jena und Weimar 1800—1801. Mit Schillers Portrait. Vergl. Leipziger Jahrbücher der neueſten Literatur. 1800. Bd. 1. S. 200.

Nachträge zu Schiller's Correspondenz. *)

a) Briefe an Petersen, Cotta und Abel. **)

An J. W. Petersen. ***)

Stuttgart 1781.

Ich erwarte von Dir keine ſchaale und ſuperficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, †) ſondern eine eigentliche Zergliederung, nach dramatiſcher Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Characteren, Dialog, Intereſſe u. ſ. w., und habe Dir deswegen auch das Stück communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nutzen könne. Darum hoff' ich, wirſt Du thörichte Schmeicheleien bei Seite legen. Längſtens bis Samſtag mußt Du mir's wieder zurückſchicken, und da ich weiß, daß Du wirklich nicht occupirt biſt, ſo hoff' ich das von Dir fordern zu können. — Wenn die Recenſion unter ſechs Bogen iſt, ſo muß ich ſchon das Maul krümmen. Aber je größer ſie iſt, deſto begieriger bin ich und deſto vergnügter machſt Du mich, Deinen herzlichen Freund.

---

*) Sie erſchien unter dem Titel: Friedrich von Schillers auserleſene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Doering. Zeitz 1834. gr. 8.

**) S. Schillers ſämmtliche Werke. Vollſtändige Ausgabe in Einem Bande. München, Stuttgart und Tübingen 1830. S. 1301 u. f. Weder in der Taſchenausgabe, noch in der Octavausgabe von des Dichters Werken ſind jene Briefe abgedruckt worden.

***) Geboren 1760 zu Zweibrücken, ſtarb 1815 als Bibliothekar zu Stuttgart.

†) In dem damals noch ungedruckten Schauſpiel: Die Räuber.

An J. W. Petersen.

Stuttgart 1781.

Daß Du ſiehſt, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerſpiels gelegen iſt, und daß Du ſie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hätteſt, um ſo eifriger betreibſt, will ich Dich jetzt ſchriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven *) ſchon, nach allen Künſten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirſt.

Der erſte und wichtigſte Grund, warum ich die Herausgabe wünſche, iſt jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht anſteht — das Geld. Ständlin **) hat für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum ſollt' ich für mein Trauerſpiel, das durch den neuen Zuſatz 12 — 14 Bogen enggedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben ſo viel — nicht mehr bekommen. Was über 50 Gulden abfällt — iſt Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem intereſſirten Weſen ertappen wollte (ich kenne Dich ja), ſondern das haſt Du treu und redlich verdient, und kannſt es brauchen.

Der zweite Grund iſt, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günſtigen Augen anſehen, dem unbeſtochenen Richter, dem Publikum preiszugeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verſüßen, und mir die Grillen zerſtreuen ſoll. Ich möchte natürlicherweiſe auch wiſſen, was ich für ein Schickſal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

---

*) Ein Jugendfreund Schillers, gleichzeitig mit ihm Zögling der Karlsacademie, der ſich ſpäterhin als Tonkünſtler und Componiſt auszeichnete. S. (Caroline v. Wolzogen) Erinnerungen aus Schillers Leben. Stuttgart 1830. Th. 1. S. 18 u. a. a. O. In den ſechs Bänden des Gerber'ſchen Tonkünſtler-Lexikons (Leipzig 1790 —1814) fehlt v. Hoven's Name.

**) G. F. Ständlin, geb. 1758 zu Stuttgart, Mitherausgeber der Anthologie auf das Jahr 1782, wurde Kanzleiadvokat in ſeiner Vaterſtadt, und fand ſeinen Tod 1796 bei Straßburg im Rhein: S. Schillers Leben von Heinrich Doering. Weimar 1824. S. 58.

Und kann endlich ein dritter Grund, der ganz recht ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten; d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amt, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plan, Professor der Physiologie und Medicin zu werden, eher hinderlich seyn. Darum suche ich sie hier schon wegzutäumen.

Schreib' mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es — so ist es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor davon ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Product gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff haben's wirklich sehr nöthig. Betreib' es ja. Vier bis fünf Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten.

An J. W. Petersen.

Mannheim den 1. Juli 1784.

Ich bilde mir fast ein, daß Du dasjenige, was ich Dir jetzt schreibe, entweder durch den Weg der Zeitung oder durch den Geh. Sekretair Klein schon erfahren haben wirst. Weil aber die Sache einen, Dir und mir nicht unmerkwürdigen Gang genommen hat, so ist Dir's vielleicht nicht ganz unangenehm, etwas Näheres davon durch mich zu erfahren.

Deine Abhandlung über die Preisfrage unserer deutschen Gesellschaft*) buhlte mit einer andern, die den Professer Mei-

*) Welches sind die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache seit Carl dem Großen u. s. w., gedruckt in den Schriften der Churfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim. Bd. 3. S. 7 u. f.

ſter in Zürich zum Verfaſſer hat, *) um den Preis. Die Mehrheit entſchied für die letztere, doch mit dem Zuſatz, daß die Deinige In magnis voluisse sat est, an innerer Vortrefflichkeit ihr ſo nahe gränze, daß es der churpfälziſchen Geſellſchaft zur Ehre gereiche, ſie nicht ohne anſtändige Belohnung zu laſſen. Du bekommſt alſo ein Accessit, eine goldene Medaille von 25 Dukaten, die Dir ſehr gefallen wird. Der Churfürſt ſetzt jährlich ſo viel für eine Preisfrage aus; weil aber ſchon drei Jahre keine Abhandlung gekrönt zu werden verdiente, ſtieg die Summe zu 75. Deine Medaille bezahlt die Caſſe der Deutſchen Geſellſchaft, ſie darf Dir alſo um ſo werther ſeyn, da ſie ein außerordentlicher Schritt und eine ganz freiwillige Ausgabe der Geſellſchaft iſt, die ſie ſich gar wohl hätte erſparen können, wenn ſie weniger gerecht gegen Dich geweſen wäre.

Was Dir aber bei dem ganzen Vorgang das Intereſſanteſte ſeyn könnte, will ich Dir jetzt erzählen. Die Geſellſchaft hatte ſchon angefangen, Verzicht auf die Preisaustheilung zu thun, da alle vorher eingelaufene Aufſätze ohne Werth waren, als der Deinige und der Deines Nebenbuhlers eingeſchickt wurden. Schon der erſte Anblick kündigte eine beſſere Feder an. Ich ſah ſie zu der Zeit noch nicht. Nach einem Beſchluß der Geſellſchaft, der in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, wurden drei Mitglieder ausgeſchoſſen, dieſe beiden Schriften zu beurtheilen, und in voller Sitzung der Geſellſchaft darüber zu referiren. Ein ſonderbarer Zufall war ſchuld, daß ich der Dritte unter dieſen Dreien war. Mieg und der hieſige Hofkaplan Sambuga (Du wirſt natürlicherweiſe keinen Gebrauch von dieſem Vertrauen machen) waren die Andern. Als mir Mieg Deine Abhandlung übergab, wie erſtaunte ich, Deine Hand zu erkennen! Eine ſonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den ſeltſamen Lauf unſerer Schickſale überlegte, der mich an einem fremden Ort, und in ſolchen Beziehungen auf Dich wirken laſſen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Geſellſchaft ſo traulich verlebten, alle die Ge-

*) Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert; gedruckt a. a. O. Bd. 1. S. 256 u. f. Bd. 2. S. 5 u. f.

ſprüche, die wir da fällten, die Entwürfe alle, die wir beſchmiedeten. Ich mußte in die Pfalz exuliren, ich mußte Mitglied dieſer Geſellſchaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das Letztere iſt noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Gliedern der Geſellſchaft in einem Privatbeſuch vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las die andere vor. Man zweifelte, ſchwankte, und der gefällige Styl der letztern, bei gleichem Werth, entſchied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig geſtehe ich Dir das, denn ich haſſe die lächerliche Sucht, ſich eines Verdienſtes um Jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es war mir leid, daß meine erſte Hoffnung, Dir eine ſolche Freude zu machen, zu Trümmern gieng. Mit vollem Herzen hatte ich ſchon an Dich einen Brief aufgeſetzt, worin ich Dir ſchrieb, Du würdeſt den Preis bekommen, aber die zwote Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig; vielleicht, daß ich nicht die Freundſchaft allein, ſondern auch wirklich die Wahrheit beleidigte; aber genug, ich urtheilte nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu ſeyn. Wenigſtens hielt ich die andere für die beſſere, und die beſſere ſollte gekrönt ſeyn. So weit habe ich gegen Dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die Deinige fürtrefflich, und (im Fall die andere nicht eingelaufen) untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß, den ich allenfalls habe, und mit allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und Dir 25, dem Andern 50 Dukaten zuzuerkennen. Ohne die geringſte Verabredung war auch Mieg ganz Einer Meinung mit mir. Die Geſellſchaft war unſchlüſſig, und ich hatte endlich die Freude, durch eine detaillirte Kritik, Auszug und Gegeneinanderſtellung beider, das Concluſum zu Stande zu bringen, daß Dir von Seiten der geſellſchaftlichen Caſſe 25 Dukaten extra zugeſprochen wurden. Dies ungefähr iſt mein geringes Verdienſt, aber ich geſtehe Dir ausdrücklich, nicht der Rückſicht auf unſere Bekanntſchaft, blos meiner Ueberzeugung haſt du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung iſt fürtrefflich. Mein richterlich Amt hat mich in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie zu ſtudiren, und ich danke Dir für Deine Belehrung. Der

Preis wirſt Du bekommen, oder ſchon haben. Er iſt ſehr einfach und edel.

Nun noch eine Erklärung. Wenn es allenfalls Deine Convenienz ſeyn ſollte (und ich glaube es beinahe), unſer Mitglied zu werden, ſo ſchreibe mir's, und rechne auf meine kräftige Mitwirkung. Ich habe ſo ziemlich Einfluß auf die Mitglieder, und der Präſident iſt ganz auf meiner Seite. Vorläufig könnte ich Dir's gewiß verſprechen. Iſt es Dir alſo Ernſt, ſo ſetze ein Schreiben an mich auf, worin Du mich bitteſt, der Geſellſchaft in Deinem Namen für die Ehrenmünze zu danken, und den Wunſch äußerſt, darin aufgenommen zu werden. Dieſen Brief leſe ich jedem, der Gewicht hat, einzeln vor, und ſtimme die Gemüther, daß ich der Beiſtimmung verſichert bin, wenn ich ihn öffentlich vorleſe. Den Präſidenten habe ich ſchon ſondirt, und ſeine Stimme haſt Du. Das einzige, worum ich Dich bitte, iſt, ſey in Deinem Brief an mich ein bischen fremd, ſonſt möchte die Geſellſchaft, die es noch nicht vergeſſen hat, wie ich für Dein Acceſſit ſtritt, aus unſerer Vertraulichkeit auf meine Partheilichkeit ſchließen, und es in Zukunft bleiben laſſen, mir Sachen von ſolcher Wichtigkeit zu übergeben. Hoffentlich aber wirſt Du auch dem Freunde ein Zettelchen beilegen.

Die Vortheile, welche Dir eine ſolche Verbindung gewährt, ſind nicht ganz unbeträchtlich. Weggerechnet, was ſie überhaupt in Deinem Verhältniß zu Deinem Beſten wirken muß, ſo kommſt Du dadurch mit den beſten Gelehrten in der Pfalz in nähern Zuſammenhang, und wenn Du hieher kommſt, biſt Du kein Fremder mehr. Du haſt Sitz und Stimme in unſern Sitzungen; die churfürſtliche Bibliothek ſteht Dir frei (denn jedes Mitglied kann Bücher aus derſelben nach Hauſe verlangen, und was ich begehre und nicht da iſt, muß angeſchafft werden); für jeden gedruckten Bogen in geſellſchaftlichen Aufſätzen erhältſt Du drei Dukaten und andere Kleinigkeiten mehr. Mir war die Deutſche Geſellſchaft äußerſt angenehm, denn durch ſie habe ich wieder ein Vaterland und die beſſern Verbindungen, die mir jetzt doppelt zu ſtatten kommen, da ich entſchloſſen bin, auf Michaelis in Heidelberg Doctor zu werden, und mich auf immer hier zu etabliren.

Schreibe mir bald, liebſter Freund, und laß mich auch Mehreres von Deinen Umſtänden wiſſen. Unſerm lieben Abel*) empfiehlſt Du mich, das verſteht ſich. Das Gescheidteſte wäre, wenn Ihr beide mich dieſen Sommer hier überraſchtet. — Hoven's Stimme iſt verhallt in Selma. Ich habe ihm geſchrieben, welches Verdienſt meine Faulheit ſehr hoch anrechnet, und noch war ich ſo glücklich nicht, Antwort von ihm zu erhalten. Reib' ihm das ein bischen unter die Naſe. Er könnte jetzt ein paar hundert Gulden wegfangen, denn die Deutſche Geſellſchaft hat auf das beſte Luſtſpiel einen Preis geſetzt, weil unſere Verordnungen wollen, daß Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften alle Jahr alterniren. Mein Papier geht zu Ende, alſo lebe wohl.

An J. F. Cotta. **)

Jena den 4. Juni 1794.

Ehe Sie wegen unſerer Zeitung ***) Schritte thun, mein lieber Freund, ſo erwarten Sie noch einen Brief von mir, worin ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzuthun hoffe, daß dieſes Unternehmen, wenigſtens unter meiner Direction, viel zu ſchwierig und riskant ſeyn wird. Deſto mehr glaub' ich Ihnen für das Journal †) verſprechen zu können, welches in jedem Betracht jener Zeitungs-Entrepriſe vorzuziehen iſt. Ich habe ſeit Ihrer Abreiſe mit mehrern ſehr bedeutenden Männern darüber geſprochen, und alle kommen darin überein, daß Sie die politiſche Zeitung im höchſten Grade mißrathen, das Journal aber einſtimmig billigen.

Die Poſt geht ſogleich ab. Ich muß alſo für heute ſchließen.

---

*) J. F. Abel, geb. 1751 zu Vaihingen an der Enz, war Profeſſor der Philoſophie an der Carlsacademie in Stuttgart, und gewann einen weſentlichen Einfluß auf die Ausbildung von Schillers poetiſchem Talent. Er ſtarb 1829 zu Schorndorf.

**) Buchhändler in Tübingen, der nachherige Freiherr Cotta v. Cottendorf, geb. 1764 zu Stuttgart, ſtarb 1832.

***) Die Allgemeine Zeitung, welche nachher Poſſelt redigirte.

†) Die Horen.

An J. F. Cotta.

Jena den 14. Juni 1794.

Meinen letzten Brief, worin ich Ihnen wegen der politischen Zeitung meine Zweifel vorlegte, werden Sie nun längst schon in Händen haben. Ich habe dieser Angelegenheit unterdessen reiflich nachgedacht, und auch mit Andern darüber Rath gepflogen, und die Gründe, sie aufzugeben, haben nun ein entscheidendes Uebergewicht bei mir erhalten. Ich kann und darf weder mich noch Sie exponiren. Mich würde ich exponiren, wenn ich mit einer hinfälligen Gesundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchst schwieriges Fach mich stürzte, wozu es mir sowohl an Talent als an Neigung fehlt, und wobei ich doch die genauste Ordnung beobachten müßte. Im ersten Jahr würde meine Anstrengung unbeschreiblich seyn; denn außerdem, daß ich mich erst im Politischen überhaupt umsehen, und eine unabsehbare Menge dahin einschlagender Schriften mir bekannt machen müßte, fiele auch die ganze Last der Redaction auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte des Werks stehen müßte, und meine Mitarbeiter noch nicht eingearbeitet wären. In diesem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Rest von Gesundheit vollends zu Grunde richten.

Sie würde ich nicht weniger exponiren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Auslagen schon geschehen, durch einen einzigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im ersten Jahr leicht eintreten könnte, unvermeidlich in's Stocken gerathen würde. Außerdem kennt das politische Publikum mich wenig, wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fach ein Vertrauen fassen könnte. Im Politischen würde sich ein Mann wie Archenholz, Friedrich Schulz u. dergl. zehnmal mehr Credit verschaffen können. Sie setzen sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit aus, viele tausend Gulden ohne Rettung zu verlieren, und ich wage zugleich Gesundheit, Leben und schriftstellerischen Ruhm.

Entsagen Sie also einer für uns beide so äußerst riskanten Unternehmung, insofern wenigstens, als die Ausführung derselben auf mir beruhen soll. Nehmen Sie vielmehr meinen Rath an, alles auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns beide mündlich ehrenvoller, ungleich weniger ge-

wagt, und eben ſo viel verſprechend iſt. Dieſe Unternehmung paßt für mich, ich bin in dieſem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien verſehen, und kann ſelbſt bei einem geringen Grad von Geſundheit noch dafür thätig ſeyn, weil ich es mit Neigung und mit innerem Berufe thun würde; und im ſchlimmſten Fall, wenn ich ſtürbe, wird ſie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der beſten Schriftſteller dazu concurrirt. Was den Verleger betrifft, ſo zweifle ich, ob eine Buchhandlung etwas Ehrenvolleres unternehmen kann als ein ſolches Werk, das die erſten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn dies die einzige Schrift wäre, die Ihre Buchhandlung verlegte, ſo müßte ſchon dieſe einzige ihr dauernden Ruhm ſichern.

Schon habe ich die Privat-Anzeige für die Mitarbeiter aufgeſetzt, und überſende Ihnen ſolche hier im Abdruck. An das Publikum ergeht eine ganz andere Anzeige, welche aber nicht eher, als mit dem erſten Stück darf ausgegeben werden. An Kant, Garve, Klopſtock, Goethe, Herder, Engel in Berlin, Gotter und einige Andere habe ich ſchon Briefe und Avertiſſements geſandt. Hier in Jena haben ſich die Profeſſoren Fichte und Woltmann auf's genaueſte mit mir dazu verbunden, und fangen bereits an dafür zu arbeiten. Was mich betrifft, ſo iſt dies der einzig mögliche Weg, daß Sie den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten; denn ſobald ich für ein Journal ſchreibe, heben ſich alle andere Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken, ſo hätte Herr Göſchen immer das erſte Recht an meine neueſten Arbeiten, indem ich ſie ihm ſchon verſprochen habe.

Ich erwarte nun blos einige Antworten auf meine an erwähnte Schriftſteller erlaſſene Briefe, und wenn dieſe ihren Beitritt verſprechen, ſo ſteht unſer Journal feſt und unerſchütterlich. Dann will ich Ihnen auch unſre Vergleichungspunkte genau und ausführlich vorlegen, und wir wollen die Contracte wechſeln.

An J. F. Abel.

Jena den 3. April 1795.

Ich habe mir nun Zeit genommen, liebſter Freund, Ihrer letztern Anfrage reiflich nachzudenken, und den Vorſchlag, welchen Sie mir thun *), mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Reſultat meiner Ueberlegungen iſt, daß ich beſſer thue, in meinen bisherigen Verhältniſſen zu bleiben; vorzüglich deswegen, weil es gar keinen Anſchein hat, daß ich, meiner Geſundheitsumſtände wegen, demjenigen würde entſprechen können, was man von einem academiſchen Lehrer mit Recht erwartet, und was ich in einem ſolchen Fall mir ſelbſt zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Ruf annehme, ſo mache ich mich doch ſtillſchweigend anheiſchig, etwas Beſtimmtes dafür zu leiſten, und dies iſt mehr, als meine körperlichen Umſtände mir zu verſprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts dergleichen von mir, und unſer Herzog weiß, daß keine academiſche Functionen von mir geleiſtet werden können. Hier täuſche ich alſo niemand, und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimariſche Hof ſo viele Beweiſe von einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, aufzuopfern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herzog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden ſollte, ſobald ich Unterſtützung nöthig haben würde. Setzen Sie ſich nun in meine Lage. Ich bin überzeugt, Sie würden ſich entſchließen, wie ich.

Unter 1000 Gulden würd' ich in Tübingen nicht wohl haben exiſtiren können, und für dieſes Geld hätte ich zu wenig geleiſtet. Beſſer alſo, man wendet die beſtimmte Summe an einen rüſtigen und verdienſtvollen Mann, und ich bleibe in meinen Verhältniſſen.

Daß ich Ihre und Ihrer Freunde liebevolle Bemühungen für mich mit dem dankbarſten Herzen verehre und ewig verehren werde, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Nehmen Sie noch einmal meinen innigen Dank dafür an.

---

*) Eine Profeſſur in Tübingen anzunehmen.

b) Auszüge aus Briefen an eine junge Dichterin. *)

1795.

— — Mit vielem Vergnügen leſ' ich Ihre Gedichte. Ich entdecke darin denſelben Geiſt der Contemplation, der allem aufgedrückt iſt, was Sie dichten. Ihre Phantaſie liebt zu ſymboliſiren, und alles, was ſich ihr darſtellt, als einen Abdruck von Ideen zu behandeln. Es iſt dies überhaupt der herrſchende Characterzug des deutſchen poetiſchen Geiſtes, wovon uns Klopſtock das erſte und auffallendſte Muſter gegeben, und den wir alle, der eine mehr, der andere weniger, nicht ſowohl nachahmen, als durch unſre nordiſch-philoſophirende Natur gedrungen folgen. Weil leider unſer Himmel und unſre Erde, der eine ſo trüb, die andere ſo mager iſt, ſo müſſen wir ſie mit unſern Ideen bevölkern und aufſchmücken, und uns an den Geiſt halten, weil uns der Körper ſo wenig feſſelt. Deswegen philoſophiren alle deutſchen Dichter, einige ausgenommen, welche Sie ſo gut kennen, als ich. — Ich habe mir die Freiheit genommen, und in Ihren Gedichten einiges angeſtrichen, wogegen ein ſtrenger Ariſtarch etwas einwenden möchte. Sie finden vielleicht Zeit und Luſt, dieſe Kleinigkeit zu ändern. Das beſchreibende Gedicht hat beſonders meinen Beifall, nur ſind' ich es um ein merkliches zu lang. Auch dieſes iſt ein Fehler, den wir alle mit Ihnen theilen, und den ich um ſo weniger Bedenken trage zu rügen, da ich ihn mir ſelbſt vorzuwerfen habe. — Allen den jetzt überſchickten Gedichten haben Sie einen Geiſt der Melancholie aufgedrückt. Nun wünſchte ich auch einige zu leſen, die eine fröhliche Stimmung und einen Geiſt der Luſtigkeit athmen. Nehmen Sie meine Bemerkungen ſo freundſchaftlich auf, als ich ſie niedergeſchrieben habe.

---

*) S. die Zeitung für Einſiedler. Heidelberg 1808. Nr. 19. S. 149 u. f. Die Dichterin war die damals in Jena lebende Sophie Mereau, geborne Schubart, welche ſpäterhin (1804) an den Dichter Clemens Brentano verheirathet, den 31. October 1806 zu Heidelberg ſtarb. Vergl. ihre Biographie in v. Schindel's deutſchen Schriftſtellerinnen. Th. 1. S. 58 u. f. Th. 3. S. 53 u. f.

Die Mühe, welche Sie auf Verbeſſerung Ihrer Gedichte verwendet haben, iſt durch einen ſehr glücklichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und (was bei Producten der weiblichen Muſe ein ſo ſeltenes Verdienſt iſt) Correctheit zeichnen ſolche ſehr vorzüglich aus. Ihre Vorliebe für jenes beſchreibende Gedicht iſt ſehr gerecht, denn was in den übrigen Gedichten einzeln zerſtreut iſt, Geiſt, Empfindung, poetiſche Malerei und fließende Sprache iſt in dieſem vereinigt. Was die Abkürzung dieſes Gedichts betrifft, ſo war meine Meinung nicht, eine Auswahl unter den einzelnen Stanzen zu treffen, ſondern aus einem Gedicht deren zwei zu machen, weil ich zwei verſchiedene Töne der Empfindung darin zu bemerken glaubte, und mir gegen die Einheit des Geiſtes gefehlt ſchien. Nach einem zweiten Leſen fällt mir aber dieſer Umſtand weit weniger auf, und ſo wie es iſt, bin ich jetzt auch vollkommen damit zufrieden.

Ihre Briefe ſind recht intereſſant zu leſen und mit vielem poetiſchen Feuer geſchrieben; ſie machen mich auf das Ganze begierig, und ich zweifle gar nicht, daß Sie das Intereſſe des Publikums erregen werden. Einzelne kurze Stellen würd' ich zu mildern rathen.

In Ihren Gedichten finde ich ſehr viel Schönes in Abſicht auf den Inhalt ſowohl, als auf den Ausdruck. Gegen die Erzählung in Proſa hab' ich erhebliche Einwendungen, und ich wollte Ihnen nicht dazu rathen, vor der Hand einen Gebrauch davon zu machen. Laſſen Sie das Manuſcript noch einige Monate liegen, es wird Ihnen fremd werden, und Sie werden ſich dann gewiß ſelber ſagen, was ich oder ein Anderer Ihnen jetzt darüber ſagen würde. Die Charactere ſind zu wenig beſtimmt, die Maximen, nach denen gehandelt wird, wollen ſich nicht ganz billigen laſſen, die Erzählung geht einen zu ſchleppenden Gang. An einzelnen Schönheiten fehlt es nicht, und kann bei einer Arbeit Ihres Geiſtes auch niemals fehlen.

Sie haben mich mit den erſten Briefen Ihres Romans geſtern und heute recht angenehm überraſcht. Ich finde darin einen ſo ſchnellen und groſſen Fortſchritt, den Ihr Darſtellungstalent zu einer höhern Vollkommenheit gethan hat, daß ich Ihnen recht von Herzen dazu Glück wünſche. Dieſe Briefe ſind mit einer ſehr angenehmen Leichtigkeit und ſchöner Simplicität geſchrieben; es iſt ſichtbar, wie ſehr Sie Ihres Stoffes ſind mächtig geworden, und wie Sie ſich durch eine glückliche Cultur vor manchen Fehlern, mit denen das noch nicht ausgebildete Talent gewöhnlich anfängt, und oft lang genug zu kämpfen hat, zu befreien gewußt haben. Ich kann Ihnen nichts wünſchen, meine vortreffliche Freundin, als auf dieſem Wege fortzufahren, in den Sie jetzt ſo glücklich eingetreten ſind.

Der Fall, von dem Sie ſchreiben, iſt das Schickſal vieler, die ihr Talent zu einer höhern Thätigkeit beſtimmte, und manche vorzügliche Fähigkeit geht dadurch für das Beſte der Kunſt und Wiſſenſchaft verloren. Aber glauben Sie mir, wenn es möglich iſt, ſich aus einer ſolchen Lage zu reißen, dieſes nur durch ſtrenge Beharrlichkeit auf dem guten Wege und durch keine Abweichung von demſelben, durch keine Nachgiebigkeit gegen den fehlerhaften Geſchmack geſchehen kann. Man glaubt oft mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität, aber außerdem, daß man nur durch letztere ſich ſelbſt genug zu thun im Stande iſt, ſo iſt auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vortheil zu erwarten. Ich geſtehe, daß ich für Sie fürchtete, ſobald ich von dem verhabenden Journale erfuhr. Eine ſolche Unternehmung ſchien mir mehr nachtheilig für Sie, und ich konnte auch keinen äußern Vortheil davon für Sie erwarten, den Ihnen eine andere Art ſchriftſtelleriſcher Beſchäftigung, wobei Sie mit Muße und Liebe beharrten, nicht in einem viel höhern und für Sie ſelbſt unendlich befriedigendern Grade gewährte. Sie haben keine Urſache zu zweifeln, Arbeiten, die auf dieſe Art entſtanden und ausgeführt werden, auch in demjenigen Sinne zu nutzen, wie jeder Schriftſteller jetzt die ſeinigen nutzt. Auch Ihre Wahl iſt

gar nicht begrenzt, da Sie außer Ueberſetzungen, welche die leeren Stunden füllen können, Ihre fröhlichen Momente poetiſchen Arbeiten in Verſen und Proſa, beſonders Erzählungen, widmen können. Zu dieſen Arbeiten ſtehen Ihnen mehrere Journale offen. Wieland wird Beiträge von Ihnen mit Vergnügen in den Merkur aufnehmen. Die Flora, eine Zeitſchrift für Frauenzimmer, wird Sie gern zur Mitarbeiterin haben, und was Sie mir für die Horen anbieten, werde ich eben ſo bereitwillig aufnehmen. Der Vortheil von dieſen verſchiedenen Journalen iſt zwar nicht gleich, aber es iſt auch nicht nöthig, daß die Arbeiten gleich ſind.

II.

Gedichte.

Der Abend. *)

1776.

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht;
(Für and're, ach! glückſel'gre Welten
Iſt das ein Morgenangeſicht.)
Sie ſinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geſchäftigkeit zur Ruh;
Ihr Abſchied ſtillt das Weltgetümmel,
Und winkt dem Tag ſein Ende zu.

Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Geſängen,
Laß ſtrömen ſie, o Herr! aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen,
Zu dir! zu dir! des hohen Fluges Ziel.
Mich über Sphären, himmelan, gehoben,
Getragen ſeyn vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchſtrömt vom paradieſiſchen Gefühl.
Für Könige, für Große iſt's geringe,
Die Niederen beſucht es nur —
O Gott! du gabeſt mir Natur,
Theil' Welten unter ſie — nur, Vater, mir Geſänge!

Ha! wie die müden Abſchiedsſtrahlen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken ſich

---

*) S. (Balthaſar Haug's) Schwäbiſches Magazin 1776. St. 10. S. 715 u. f. Dort befindet ſich die Note: „Dieſes Gedicht (mit Sch. unterzeichnet) hat einen Jüngling von ſechzehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum."

Im Schooß der Silberwellen baden;
O Anblick, wie entzückſt du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her,
Vergoldet ſind der Eichen Wipfel,
Vergoldet ſind der Berge Gipfel,
Das Thal beſchwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends ſtrahlet
Aus Wolken, welche um ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Um's Angeſicht der Königin.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsſtadt beſchimmert,
Und fern die grüne Hajde lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jetzt des Abends Purpurſtrom,
Gleich einem Beet von Frühlingsroſen,
Gepflücket im Elyſium,
Auf goldne Wolken hingegoſſen,
Ihn überſchwemmet um und um.

Vom Felſen rieſelt ſpiegelhelle
In's Gras die reinſte Silberquelle,
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt;
Am Weidenbuſche liegt der Schäfer
Des Lied das ganze Thal durchirrt,
Und wiederholt im Thale wird.
Die ſtille Luft durchſummt der Käfer,
Vom Zweige ſchlägt die Nachtigall,
Ihr Meiſterlied macht alle Ohren lauſchen;
Bezaubert von dem Götterſchall,
Wagt jetzt kein Blatt vom Baum zu rauſchen,
Stürzt langſamer der Waſſerfall.
Der kühle Weſt beweht die Roſ',
Die eben jetzt den Buſen ſchloß,
Entathmet ihr den Götterduft,
Und füllt damit die Abendluft.

Ha! wie es ſchwärmt und lebt von tauſend Leben,
Die alle dich, Unendlicher! erheben,
Zerfloſſen in melodiſchem Geſang,
Wie tönt des Jubels himmliſcher Geſang!
Wie tönt der Freude hocherhab'ner Klang!
Und ich allein bin ſtumm — nein, tön' es aus, o Harfe!
Schall' Lob des Herrn in ſeines Staubes Harfe.

Verſtumm, Natur, umher, und horch der hohen Harfe,
Denn Gott entzittert ihr,
Hör' auf, du Wind, durch's Laub zu ſauſen,
Hör' auf, du Sturm, durch's Feld zu brauſen,
Und horcht, und betet an mit mir:
Gott thut's, wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen ſich um Achſen dreh'n,
Und an der Erd' vorüberweh'n.

Gott — wenn der Adler Wolken theilet,
Von Höhen ſtolz zu Tiefen eilet,
Und wieder auf zur Sonne ſtrebt.
Gott — wenn der Weſt ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm ſich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt.
Und hundert Fluthen in ihm ſtrömen,
Wo wieder junge Würmchen ſchwimmen,
Wo wieder eine Seele webt.

Und willſt du, Herr! ſo ſteht des Blutes Lauf,
So ſinkt dem Adler ſein Gefieder,
So weht kein Weſt mehr Blätter nieder,
So hört des Sturmes Eilen auf.
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt ſich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre —
O Dichter, ſchweig! zum Lob der kleinen Myriaden,
Die ſich in dieſen Meeren baden,
Und deren Seyn kein Auge noch durchdrang,
Iſt todter Nichts dein feurigſter Geſang.

Doch bald wirſt du zum Thron die Purpurflügel ſchwingen,
Dein kühner Blick noch tiefer, tiefer dringen,
Und heller noch die Engelharfe klingen;
Dort iſt nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der Herr iſt dort und Ewigkeit.

Der Eroberer. *)

1777.

Dir Eroberer, dir ſchwellet mein Buſen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſt's,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angeſicht!
Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauſchend herunterſehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger! mich,
Und Entſetzen um ſie — fahr' ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', ſchalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworf'ner,
In die Ohren der Mitternacht.

Und mit offenem Schlund, welcher Gebirge ſchluckt,
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Orkus nach
Durch die Hallen des Todes —
Deinen Namen, Eroberer!
Ha! dort ſchreitet er hin — dort, der Abſcheuliche,
Durch die Schwerter, er ruft (und du, Erhab'ner, hörſt's)
Ruft, ruft, tödtet und ſchont nicht.
Und ſie tödten und ſchonen nicht.

---

*) S. (Balthaſar Haug's) Schwäbiſches Magazin 1777. St. 3 S. 221 u. f. Unter dieſem Gedicht, mit Sch. unterzeichnet, befindet ſich die Note: „Von einem Jünglinge, der allem Anſehn nach, Klopſtock lieſet, fühlt und beinahe verſteht. Wir wollen ſein Feuer beileibe nicht dämpfen, aber nonsense, Undeutlichkeit, übertriebene Metatheſen. Wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dürfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — einnehmen, und ſeinem Vaterlande Ehre machen."

Steigt hoch auf das Geheul — röcheln die Sterbenden
Unter'm Blutgang des Siegs — Väter aus Wolken her
Schaut zur Schlachtbank der Kinder,
Väter! Väter! und fluchet ihm.

Stolz auf thürmt er ſich nun, dampfendes Heldenblut
Trieft am Schwert hin, herab ſchimmert's, wie Meteor,
Das zum Weltgericht winket —
Erde, ſleuch! der Eroberer kommt.
Ha! Eroberer! ſprich, was iſt dein heißeſter,
Dein geſehnteſter Wunſch? — Hoch an des Himmels Saum
Einen Felſen zu bäumen,
Deſſen Stirne der Adler ſcheut,
Dann hernieder vom Berg, trunken von Siegesluſt,
Auf die Trümmer der Welt, auf die Erob'rungen
Hinzuſchwindeln im Taumel
Dieſes Anblicks hinweggeſchaut.

O! ihr wißt es noch nicht, welch ein Gefühl es iſt,
Welch Elyſium ſchon in dem Gedanken blüht,
Bleicher Feinde Entſetzen,
Schrecken zitternder Welt zu ſeyn,
Mit allmächtigem Stoß hoch aus dem Pole dann
Auszuſtoßen die Welt, fliegenden Schiffen gleich
Sternen an ſie zu rudern,
Auch der Sterne Monarch zu ſeyn.
Dann vom oberſten Thron, dort wo Jehovah ſtand,
Auf der Himmel einen, auf die zertrümmerten
Sphären niederzutaumeln —
O das fühlt der Eroberer nur!

Wenn die blühendſte Flur, jugendlich Eden gleich,
Ueberſchüttet vom Fall ſtürzender Felſen trau'rt,
Wenn am Himmel die Sterne
Blaſſen, Flammen der Königsſtadt,
Aufgegeißelt vom Sturm, gegen die Wolken weh'n,
Tanzt dein trunkener Blick über die Flammen hin.

Ruhm nur haſt du gedürſtet,
Kauf' ihn Welt — und Unſterblichkeit.
Ja, Eroberer, ja! du wirſt unſterblich ſeyn.
Lächelnd hofft es der Greis, du wirſt unſterblich ſeyn,
Und die Waiſ' und die Wittwe
Hoffen, du wirſt unſterblich ſeyn.

Schau' gen Himmel, Tyrann — wo du der Sämann warſt,
Dort vom Blutgefild ſtieg Todeshauch himmelan,
Hinzuheulen in tauſend
Wettern über dein ſchauendes
Haupt! wie bebt es in dir! ſchauert dein Buſen! — Ha!
Wär' mein Fluch ein Orkan, könnt' durch die Nacht einher
Rauſchen, geißeln die tauſend
Wetterwolken zuſammen; den
Furchtbar brauſenden Sturm auf dich herunter fliehn,
Stürmen machen, im Drang tobender Wolken, dich
Dem Olympus jetzt zeigen,
Jetzt begraben zum Erebus.

Schaure, ſchaure zurück, Würger! bei jedem Staub,
Den dein fliegender Gang wirbelnd zum Himmel weht;
Es iſt Staub deines Bruders,
Staub, der wider dich Rache ruft.
Wenn die Donnerpoſaune Gottes vom Thron jetzt her
Auferſtehung geböt' — auffähr' im Morgenglanz
Seiner Feier, der Todte
Dich dem Richter entgegen riß,
Ha! in wolkigter Nacht, wenn er herunterfährt,
Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus ſchallt,
Dich, Verruchter! zu wägen
Zwiſchen Himmel und Erebus;

An der furchtbaren Wag' aller geopferten
Seelen, Rache hinein nickend vorübergehn,
Und die ſchauende Sonne
Und der Mond, und die horchenden

Sphären, und der Olymp, Seraphim, Cherubim,
Erd' und Himmel hinein ſtürzen ſich, reißen ſie
In die Tiefe der Tiefen,
Wo dein Thron ſteigt, Eroberer!
Und du da ſtehſt vor Gott, vor dem Olympus da,
Nimmer weinen, und nun nimmer Erbarmen fleh'n,
Reuen nimmer, und nimmer
Gnade finden, Erob'rer kannſt.

O dann ſtürze der Fluch, der aus der glühenden
Bruſt mir ſchwoll, in die Wag', donnernd wie fallende
Himmel — reiße die Wage
Tiefer, tiefer zur Höll' hinab;
Dann, dann iſt auch mein Wunſch, mein geflucht'ſter,
Wärmſter, heißeſter Fluch ganz dann geſättigt;
O dann will ich mit voller
Wonn', mit allen Entzückungen
Am Altare vor dir, Richter! im Staube mich
Wälzen, jauchzen dem Tag, wo er gerichtet ward,
Durch die Ewigkeit feiern,
Will ihn nennen den ſchönen Tag!

Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere. *)

1780.

Kaum entſchwangen ſie ſich der Schau an Siciliens Küſten,
eudejauchzend empor in die Höhe mit rollenden Segeln,
d durchſchnitten mit ehernen Stacheln die ſchäumende Salz-
fluth;
begann auf's neue Saturnia's ewige Wunde
iſch zu bluten, und dachte ſie ſo im innerſten Herzen:
iebermachtet ſoll ich dem Unternehmen entſagen?
cht abkehren von Latium können den König der Teukrer,
d das ſoll mir das Schickſal verbieten — und Pallas Minerva
ochte die Argiſche Flotte verzehren in lodernden Flammen,
ochte die Elenden ſelbſt im wogigten Abgrund erſäufen,
dem Frevel von Einem? Dem raſenden Ajar Oileus!
e allein vermocht' auf den Wolken die reißenden Flammen
piters niederzuflammen, in Trümmer die Schiffe zu ſchlagen,
empören die Wogen im Sturm, ihn zu faſſen im Strudel,
ihm durch die durchdonnerte Bruſt die Feuerflamm' hauchte;
d vermocht' ihn zu ſpießen an ſchroffen ſpitzigen Klippen?
er ich Fürſtin der Götter! des Donnerers Gattin und Schweſter,
ſoll Jahre lang ſtreiten mit einem heilloſen Volke? —
er wird künftig heilig noch nennen Saturnia's Namen,
er noch künftighin knieend ſich beugen vor meinen Altären?

Solche Gedanken wälzt wüthend umher die Göttin im Buſen,
erhob ſich in's Sturmvaterland, des tobenden Südens

*) Metriſche Ueberſetzung des erſten Buchs von Virgils Aeneide. Vers 34—156. S. (Balthaſar Haug's) Schwäbiſches Magazin 1780. St. 11. S. 663 u. f. Dort befindet ſich die Anmerkung: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen iſt. Kühn, viel, viel dichteriſches Feuer!“

Wüſtencien; Aeolus Burg! in grauſem Gewölbe
Hält er allda die kämpfenden Winde, die heulenden Stürme
Mit tyranniſcher Macht in Kerker und Banden gefangen.
Grimmig ſchreien im hohlen Bauche des Felſens die Stürme,
Mauren entkräftet hervor. — Hoch oben thronet der König
Stürmebändiger über dem Felſen mit mächtigem Scepter,
Stillt den Ungeſtüm, mildert die Wuth der erbößten Gemüther;
Thät' er das nicht, ſie brächen hervor, durchwühlten die Meere,
Schleiften den Erdball und ſchleiften den ewigen Himmel
Mit ſich dahin, und jagten ſie weit wie den Staub durch die Lüfte.

Aber dies alles bedachte ſchon auch der allmächtige Vater;
Darum hat er ſie auch in ſchwarze Gewölbe gekerkert,
Darum auf die Gewölbe gethürmt unendliche Berge,
Darum ſie unter den König gebeugt, der kraft ſeines Bundes
Wie der Donnerer oben gebot, im Zaum ſie zu halten,
Oder zügellos raſen dahin ſie zu laſſen vermochte.

Dieſer war's, zu welchem jetzt alſo Saturnia flehte:
»Aeolus, dem der Göttervater und König der Menſchen
Vollmacht gab, zu empören die Fluthen, und wieder zu legen,
Das Tyrrheniſche Meer beſchifft ein Volk, das ich haſſe,
Ilium und die gebeugten Götzen nach Latium tragend:
Sporne die Winde mit Kraft, begrabe die ſinkenden Maſte,
Oder zertrümmere ſie, und ſäe den Pontus voll Leichen.«
Sieh! in meinem Gefolge ſind vierzehn treffliche Mädchen,
Und die ſchönſte von allen, an Bildung Dei Opeia,
Soll in eh'lichem Bund auf ewig die Deinige werden;
Soll für dieſes Verdienſt die Ewigkeit mit dir durchleben,
Und zum glücklichen Vater von ſchönen Kindern dich machen.« —

»Königin!« ſprach der Windgott hierauf, »Dein iſt's, zu erſinnen,
Was du nur wünſchen mögeſt, und mein zu vollziehen.
Wandteſt du nicht den Scepter mir zu, und was ich hier habe
An Gewalt; wem dank' ich es ſonſt, daß der Donn'rer mir lächelt,

Daß ich Nektar darf trinken und himmliſch Ambroſia koſten,
Mächtig bin im Orkan, und über den Wetterſturm walte?«

Sprach's, und haſtig in's hohle Gebirg den eiſernen Stachel
Niedergeſchleudert, und haſtig, wie Herrſcher, hervor die Orkane,
Fürchterlich aus der geborſtenen Kluft, und haſtig von dannen
Brauſend und ſauſend, und ungeſtüm hin über Thal und Gebirge
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler,
Stürzen über den Pelagus her, und rühren den Grund auf,
Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallenden Ufer.
Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der Segel,
Da entreißen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsſchauern,
Himmel donnert und Himmel flammt auf die Tauſendgeblitze,
Tod, Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner!

Und Aeneas durchſchauert ein kaltes Schrecken die Glieder,
Jammernd betet er jetzt mit gefalteten Händen gen Himmel:
»O wie ſelig preiſ' ich euch nun, wie ſelig, ihr Helden!
Deren Schickſal es war, an Troja's erhabenen Mauern
Umzukommen, und zu entſchlummern im Auge der Väter.
Ach! warum ließ das Verhängniß in meinen Vatergefilden
Mich nicht ſinken! warum nicht meinen Geiſt mich verhauchen
Tödtlich getroffen? O du, der Danaer tapferſter Streiter,
Tydeus trefflicher Sohn, von deiner gewaltigen Rechte?
Wo den furchtbaren Hektor der Speer Achilles durchrannte,
Wo der Rieſe Sarpedon ſank. Des Simois Woge
Wälzt dort manches Streitbaren Schild, und manchen der Helme,
Und noch mancher Tapferen Leiber im Strudel von dannen.«

Sprach's, und ungeſtüm praſſelt der Hagel im Sauſen des Nordſturm's
Gegen die Segel, dem Steuermann trotzend, die ſteigenden Wogen;
Ruder brachen; umſchlagen die Schiffe, und toben

Wilde Fluthen, und reißt ſich hervor aus den Wellen der Fluthfels,
Donnert vorüber! Ha! ſieh! am Scheitel der Waſſerfluth hangen
Einige noch, und Andern drohet der unterſte Meergrund
Durch die berſtende Woge, Sturm wüthet im unterſten Sande.

Drei der Schiffe zerſchmettert der Weſt an heimlichen Klippen,
Klippen nennen die Latier ſie, die mitten aus Wogen
Prahlen mit dem entſetzlichen Rücken, und ſpotten des Donners.
Drei reißt Eurus an Sand und Geſtein, und, gräßlicher Anblick!
Sie zerſchellen in Trümmer, und Sand umrollet die Trümmer.
Dort nun ſtürzen die Fluthen das Schiff, das Licias Streiter
Und den frommen Orontes getragen, verkehrt in die Tiefe,
Vor ſich ſchwankt er, ſtürzet auf's Haupt — es wirbelt die Welle
Dreimal umher, und hinunter ſchnappt's der reißende Strudel.

Wenige ſind's, die oben noch ſchwimmen am gräulichen Schlunde,
Waffen, Breter und Iliums Schätze dahin durch die Wellen;
Ildoneus treffliches Schiff, und des tapfern Achates,
Abates, und des Greiſen Alethes ſind alle vom Sturme
Uebermeiſtert, und ungeſtüm raſ't der feindliche Hagel
Durch die ſchlaffen Breter hinein, die Wandungen berſten.

Endlich vernahm der meergewaltige König das Toben
Und den greulichen Aufruhr des ewigen Pontus, die Stürme
Losgelaſſen, und Höhen und Tiefen zuſammen gerühret;
Drob entbrennt' er in grimmigen Zorn — vom oberſten Gipfel
Einer Waſſerfluth recket er mählig ſein mächtiges Haupt auf —
Siehe! da lag durch den Ocean hin, die Flotte zerſchlagen,
Unter den Wogen, und unter dem Schutt des zerfloſſenen Himmels
Troja's Namen begraben — und alſobald dachte der Bruder
An der Schweſter Saturnia Groll und heimliche Ränke.
Haſtig fordert er Zephyrus zu ſich und Eurus, und alſo:
»Was? was habt ihr euch da auf euer Windgeſchlecht, Winde,

Angemaßt, ohne des Erderschütterers Gebot solch fürchterlich Wallen
Zu erregen, und Erd' und Himmel zusammen zu mengen?
Ha! das soll euch — Doch muß ich zuerst die thürmenden Fluthen
Niederbeugen — Künftighin sollt ihr so gnädig nicht fahren.
Eilet flugs von dannen, und meldet eurem Beherrscher,
Meldet ihm das: Ich habe zu walten im ewigen Pontus,
Er nicht; sagt's ihm; mein ist der gewaltige Dreizack,
Mir, nicht ihm, gefallen durch's Loos — In scheußlichen Bergen,
Eure Behausungen, Eurus, dort ist sein Reich und sein Wohnhaus,
Dort in jenen Palläſten mag Aeolus groß thun und prahlen,
Und wenn Wind und Wetter gebunden sind, über sie herrschen.«

Sprach's, und langst schon sind die Wassergebirge zerronnen,
Wettergesammelte Wolken zerflattert, und Sonne schaut wieder
Lächelnd herab, und spiegelt sich mild im ruhigen Meere.
Cymothoe und Triton zumal, mit kräftigem Arme,
Angestemmt stoßen von Klippen die Schiffe, mit mächtigem Dreizack
Hilft Posidaon, thut auf die greulichen Strudel und Klippen,
Stillt den Meersturm, rasch jagen dahin die flüchtigen Räder
Mit dem Wassergott über die obersten Wirbel der Wogen.

So, wenn ein zahlreiches Volk in gährendem Aufruhr tobet,
Fackeln schon wallen und fliegen schon Felsen, und Waffen die Wuth beut,
Und jetzt ein verdienstreicher frommer Alter sich fern zeigt:
Schweigen Alle, steh'n Alle rings lauschenden Ohrs da.
Er ist Meister der Herzen, und weicht sie mit Worten der Liebe.
So versank auch der wogigte Pontus, so schwieg auch sein Donnern,
Als sein Vater sein Haupt jetzt erhoben, und über ihn hinflog,
Himmel entnachtet, und umgelenkt hätte die Roſſ' und in Eile
Zügellos rasseln dahin ließ den leicht hinhüpfenden Wagen.

An die Parzen. *)

1781.

Nicht ins Gewühl der rauſchenden Redouten,
Wo Stutzerwitz ſich wunderherrlich ſpreißt,
Und leichter als das Netz der fliegenden Bajouten, **)
Die Tugend junger Schönen reißt; —

Nicht vor die ſchmeichleriſche Toilette,
Vor der die Eitelkeit, als ihrem Götzen, kniet,
Und oft in wärmere Gebete
Als zu dem Himmel ſelbſt entglüht;

Nicht hinter der Gardinen liſt'gen Schleier,
Wo heuchleriſche Nacht das Aug' der Welt betrügt,
Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
In glühende Begierden wiegt;

Wo wir die Weisheit ſchamroth überraſchen,
Die kühnlich Phöbus Strahlen trinkt,
Wo Männer gleich den Knaben diebiſch naſchen,
Und Plato von den Sphären ſinkt —

Zu dir — zu dir, du einſames Geſchwiſter,
Euch Töchtern des Geſchickes, flieht
Bei meiner Laute leiſerem Geflüſter
Schwermüthig ſüß mein Minnelied.

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 54 u. f.

**) Ein kurzer ſchwarzer Mantel von Filet, Spitzen oder anderem durchbrochenem Zeug, der ehemals auf Maskenbällen über dem Domino getragen ward. S. den Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen. 1823. Nr. 314. S. 3021 u. f.

Ihr einzigen, für die noch kein Sonnett geginnet,
Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
Kein Stutzer noch Klag-Arien geſchwirret,
Kein Schäfer noch arkadiſch ſtarb.

Die ihr den Nervenfaden unſers Lebens
Durch weiche Finger ſorgſam treibt,
Bis unter'm Klang der Scheere ſich vergebens
Die zarte Spinnewebe ſträubt.

Daß du auch mir den Lebensfaden ſpinnteſt,
Küſſ' ich, o Klotho, deine Hand —
Daß du noch nicht den jungen Faden trennteſt,
Nimm, Lacheſis, dies Blumenband.

Oft haſt du Dornen an den Faden,
Noch öfter Roſen d'ran gereiht,
Für Dorn und Roſen an dem Faden
Sey, Klotho, dir dies Lied geweiht;

Oft haben ſtürmende Affecte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft rieſenmäßige Projecte
Des Fadens freien Schwung geſperrt;

Oft in wollüſtig ſüßer Stunde
War mir der Faden faſt zu fein,
Noch öfter an der Schwermuth Schauerſchlunde
Mußt' er zu feſt geſponnen ſeyn;

Dies, Klotho, und noch andre Lügen
Bitt' ich dir jetzt mit Thränen ab;
Nun ſoll mir auch fortan genügen,
Was mir die weiſe Klotho gab.

Nur laß an Roſen nie die Scheere klirren,
An Dornen nur — doch wie du willſt.
Laß, wenn du willſt, die Todesſcheere klirren,
Wenn du dies eine nur erfüllſt:

Wenn, Göttin, jetzt an Laurens Mund beſchweren,
Mein Geiſt aus ſeiner Hülſe ſpringt,
Verrathen, ob des Todesreiches Thoren
Mein junges Leben ſchwindelnd hängt —

Laß in's Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradies,
Dann, Göttin, laß die Scheere fallen,
O laß ſie fallen, Lacheſis!

Vorwurf an Laura. *)

1781.

Mädchen halt — wohin mit mir, du Loſe?
Bin ich noch der ſtolze Mann? der Große?
Mädchen, war das ſchön?
Sieh, der Rieſe ſchrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöh'n.

Abgepflücket haſt du meine Blume,
Haſt verblaſen all' die Glanzphantome,
Narrentheidigſt in des Helden Raub.
Meiner Plane ſtolze Pyramiden
Trippelſt du mit leichten Zephyrtritten
Schälernd in den Staub.

Zu der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbeſorgt, wie ihre Kugel fiel.
Jenſeits dem Cocytus wollt' ich ſchweben,
Und empfange ſklaviſch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenſpiel.

Siegern gleich, die wach von Donnerlanzen
In des Ruhmes Eiſenfluren tanzen,
Losgeriſſen von der Phrynen Bruſt,
Wallet aus Aurorens Roſenbette
Gottes Sonne über Fürſtenſtädte,
Lacht die junge Welt in Luſt!

---

*) S. Anthologie auf das J. 1782. S. 101 u. f.

Hüpft der Heldin noch dies Herz entgegen?
Trink' ich, Adler, noch den Flammenregen
Ihres Auges, das vernichtend brennt?
In den Blicken, die vernichtend blinken,
Seh' ich meiner Laura Liebe winken,
Seh's, und weine wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen, haſt du hingemord't.
Schwindelnd ſchwank' ich auf der jähen Höhe;
Laura — wenn mich — wenn mich Laura ſtöhe?
Und hinunterſtrudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze ſpringen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beſchworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr' ich und allein.

Lauſch' ich noch des Ruhmes Donnerglocken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Locken?
Deine Leyr, Apollo Cynthius?
Nimmer, nimmer wiederhallt mein Buſen,
Traurig fliehen die beſchämten Muſen,
Flieht Apollo Cynthius!

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch des Vaterlandes Namen
Meine Pulſe lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus Adler ringen?
Wünſch' ich noch in Römerblut zu ſpringen,
Wenn mein Hermann ruft?

Köſtlich iſt's — der Schwindel ſtarrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu ſaugen,
Stolzer, kühner ſchwillt die Bruſt. —

Kaum erbettelt jetzt ein halbes Lächeln,
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln,
Zu empören jede Bruſt gewußt. —

Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hoch erhoben ſich mein Name wiegte
In des Zeitſtroms wogendem Gewühl.
Daß dereinſt an meinem Monumente
Stolzer thürmend nach dem Firmamente
Chronos Senſe ſplitternd niederfiel —

Lächelſt du? — Nein! nichts hab' ich verloren!
Stern und Lorbeer neid' ich nicht den Thoren,
Leichen ihren Marmor nie —
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menſchen hätt' ich mich geſchwungen —
Jetzo lieb' ich ſie!

Hymne an den Unendlichen. *)

1781.

Zwiſchen Himmel und Erd', hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels,
Wolken thürmen
Unter mir ſich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke dich, Ewiger!

Deinen ſchauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du, der Unendlichkeit
Rieſentochter!
Sey mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünft'gen Wurm
Orgle prächtig, Gewitterſturm!
Horch! er orgelt — Den Fels nie er herunterdröhnt!
Brüllend ſpricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeſchrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Creaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 126 u. f.

Die Peſt.

Eine Phantaſie. *)

1781.

Gräßlich preiſen Gottes Kraft
Peſtilenzen, wüthende Seuchen,
Die mit der grauſen Brüderſchaft
Durch's öde Thal der Grabnacht ſchleichen.

Bang ergreift's das klopfende Herz,
Gichtriſch zuckt die ſtarre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnſinn in das Angſtgeſtöhne,
In heulende Triller ergießt ſich der Schmerz.

Raſerei wälzt tobend ſich im Bette —
Gift'ger Nebel wallt um ausgeſtorbne Städte,
Menſchen — hager — hohl und bleich —
Wimmeln in das finſtre Reich.
Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft ſich Schätze in geſtopften Grüften —
Peſtilenz ſein Jubelfeſt.
Leichenſchweigen — Kirchhofſtille
Wechſeln mit dem Luſtgebrülle,
Schrecklich preiſet Gott die Peſt.

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 173 u. f.

Monument Moors des Räubers. *)

1782.

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Hoher Gefallner!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchrecklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!
Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre — verflieh
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau;
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe! der Ewigkeit übergiebt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 177 u. f.

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich — ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia.

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl
Lernt behutſamer ſpielen.
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meiſters
Erd' und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt.
Flammt's am kindiſchen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Untergieng in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mahl meines Räubers?
War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmliſchen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moor'n den Räuber findeſt du nicht —
Steh' und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Die ſchlimmen Monarchen. *)

1782.

Euren Preis erklimme meine Leyer —
Erdengötter — die der ſüßen Feier
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Größe
Zittert der Geſang.

Redet! ſoll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn vom Jubelruf emporgetragen,
Euer Wagen durch den Wahlplatz rauſcht?
Wenn ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht? —

Soll vielleicht im Schimmer goldner Reifen
Götter, euch die kühne Hymne greifen,
Wo in myſtiſch Dunkel eingemummt,
Euer Spleen mit Donnerkeilen tändelt,
Mit Verbrechen eine Menſchlichkeit bemäntelt,
Bis — das Grab verſtummt?

Sing' ich Ruhe unter Diademen?
Soll ich, Fürſten, eure Träume rühmen? —
Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt,
Weht der goldne Schlummer um den Mohren,
Der den Schatz bewacht an des Pallaſtes Thoren
Und — ihn nicht begehrt.

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 244 u. f.

Zeig', o Muſe, wie mit Andersſklaven
Könige auf einem Polſter ſchlafen,
Die gelöſchten Blitze freundlich thun,
Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
Nimmer die Theaterminotaure poltern,
Und — die Löwen ruhn.

Auf! Betaſte mit dem Zauberſiegel,
Hekate, des Gruftgewölbes Riegel!
Horch! die Flügel donnern jach zurück!
Wo des Todes Odem dumpfig ſäuſelt,
Schauerluft die ſtarren Locken aufwärts kräuſelt,
Sing' ich — Fürſtenglück. — —

Hier das Ufer? — Hier in dieſen Grotten
Stranden eurer Wünſche ſtolze Flotten?
Hier — wo eurer Größe Fluth ſich ſtößt?
Ewig nie dem Ruhme zu erwarmen,
Schmiedet hier die Nacht mit ſchwarzen Schauerarmen
Potentaten feſt.

Traurig funkelt auf dem Todeskaſten
Eurer Kronen — der umperlten Laſten —
Eurer Scepter undankbare Pracht.
Wie ſo ſchön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib beſoldet,
Dem — die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten!
Seht doch! — wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Oſt und Weſt geboten,
Dulden ſie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?

Springt doch auf, ihr übrigen Verſtummer,
Schüttelt ab den tauſendpfünd'gen Schlummer,
Siegespauken trommeln aus der Schlacht;

Höret doch, wie hell die Zinken ſchmettern!
Wie des Volkes wilde Vivät euch vergöttern!
Könige erwacht!

Siebenſchläfer! — o ſo hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tauſendröhrig knallt das Jagdenfeu'r;
Muntre Roſſe wiehern nach dem Forſte,
Blutig wälzt der Eber ſeine Stachelborſte,
Und — der Sieg iſt eu'r!

Was iſt das? — Auch Fürſten ſchweigen ſelber?
Neunfach durch die heulenden Gewölber
Spottet mir ein ſchleifend Echo nach —
Hört doch nur den Kammerjunker düſſeln:
Euch beehrt Madonna mit geheimen Schlüſſeln
In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort? — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten deckt? —
Und ihr fodert Anbetung in Aſche,
Daß die blinde Metze Glück in eure Taſche
Eine — Welt geſteckt?

Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher in kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen dem Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus.

In's Gebiet der leiſeren Gedanken
Würden — überwänden ſie die Schranken —
Schlangenwirbel eure Mäckler drehn;
Lernt doch, daß die euren zu entfalten,
Blicke, die auch Phariſäerlarven ſpalten,
Von dem Himmel ſehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falſchen Schalle
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden ſchachern mit der Münze —
Doch wie anders klingt ſie über jener Grenze,
Wo die Wage rollt!

Decken euch Seraile dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des großen Pfundes Zinſen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Verget immer die erhab'ne Schande
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande!
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt;
Aber zittert vor des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürſtenherzen kalt.

Die Winternacht. *)

1782.

Ade! die liebe Herzenssonne gehet,
G'rad über tritt der Mond!
Ade! mit schwarzem Rabenflügel wehet
Die stumme Nacht um's Erdenrund.

Nichts hör' ich mehr durch winternde Gefilde,
Als tief im Felsenloch
Den Murmelquell und aus dem Bach das wilde
Geheul des Uhu's hör' ich noch.

Im Wasserbette ruhen alle Fische,
Die Schnecke kriecht in's Dach,
Das Hündchen schlummert sicher unter'm Tische,
Mein Weibchen nickt im Schlafgemach.

Euch, Brüderchen, von meinen Bubentagen
Mein herzliches Willkomm!
Ihr sitzt vielleicht mit traulichem Behagen
Um einen deutschen Krug herum.

Im hochgefüllten Deckelglase malet
Sich purpurfarb die Welt,
Und aus dem goldnen Traubenschaume strahlet
Vergnügen, das kein Neid vergällt.

Im Hintergrund vergang'ner Jahre findet
Nur Rosen euer Blick;
Leicht, wie die blaue Knasterwolke, schwindet
Der trübe Gram von euch zurück.

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 208 u. f.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Doctorhute
Stört ihr im Zeitbuch um,
Und zählt nunmehr mit federleichtem Muthe
Schweißtropfen im Gymnaſium.

Wie manchen Fluch — noch mögen unter'm Boden
Sich ſeine Knochen drehn —
Terenz erpreßt, trotz Herrn Minelli's Noten,
Wie manch verzogen Maul geſehn.

Wie ungeſtüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft,
Wie ihm, ſprach jetzt der Rector ſeinen Namen,
Der helle Schweiß auf's Buch getropft. —

Nun liegt dies all' im Nebel hinter'm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich ſchweigt der weiſeren Perücken,
Was einſt der kleine Fritz gethan.

Man iſt — potz gar! — zum Doctor ausgeſprochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane — Seifenblaſen ſind.

Hauch immer zu — und laß die Blaſen ſpringen;
Bleibt nur dies Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Geſängen —
Zum Lohn ein deutſcher Lorbeerkranz.

Rouſſeau. *)

1782.

Monument von unſrer Zeiten Schande!
Ew'ge Schandſchrift deiner Mutterlande!
Rouſſeau's Grab! gegrüßet ſeyſt du mir!
Fried' und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier!

Kaum ein Grabmal iſt ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
Frommer Eifer umgeſtrudelt hat,
Ha! um den einſt Bluts zerfließen,
Wem's gebühr' ihn prahlend Sohn zu grüßen,
Fand im Leben keine Vaterſtadt.

Und wer ſind ſie, die den Weiſen richten?
Geiſterſchlacken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies;
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Rieſen Rouſſeau kind'ſche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blieb.

Brücken vom Inſtinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menſchheit Schranken,
Wo ſchon gröbre Lüfte wehn.
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menſchheit anhebt abzuſtehn.

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 33 u. f. In Schiller's Werken. Bd. 1. S. 37 hat dies Gedicht nur zwei Strophen.

Neu und einzig — eine Irrefonne
Standeſt du am Ufer der Garonne
Meteoriſch für Franzoſenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit raſ't mavortiſch in den Reichen —
Wer iſt ſchuld? das arme Irrgeſtirn.

Deine Parze hat ſie gar geträumet?
Hat in Fieberhitze ſie gereimet,
Die dich an der Seine Strand geſäugt?
Ha! ſchon ſeh' ich unſre Enkel ſtaunen,
Wenn beim Klang belebender Poſaunen
Aus Franzoſengräbern — Rouſſeau ſteigt!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter — und die Weiſen ſtarben,
Nun iſt's lichter — und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates gieng unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet — Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Ha! mit Jubeln, die ſich feurig gießen,
Sey Religion von mir geprieſen,
Himmelstochter, ſey geküßt!
Welten werden durch dich zu Geſchwiſtern,
Und der Liebe ſanfte Odem flüſtern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Baſiliskenpfeile
Deine Blicke — Crocodilgeheule
Deiner Stimme ſanfte Melodien;
Menſchen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeifernde Imane
Zur Erinnys dich verziehn.

Ja, im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelsſohn gebare,
(Chroniker, vergeſſt es nie)

Hier erfanden ſchlauere Perille
Ein noch muſikaliſcher Gebrülle,
Als dort aus dem eh'rnen Ochſen ſchrie.

Mag es Rouſſeau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten ſtehn,
Nacht und Dummheit boshaft ſich verſammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelſtürmend dir entgegen gehn.

Mag die hundertrachigte Hyäne
Eigennutz die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armuth hau'n,
Erzumpanzert gegen Waiſenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne,
Goldne Schlöſſer auf Ruinen bau'n.

Geh, du Opfer dieſes Drillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder! frank und frei.
Geh, erzähl' dort in der Geiſter Kreiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Fröſch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens Jahrmarktsbudelei.

Nicht für dieſe Welt warſt du — zu bieder
Warſt du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rouſſeau, doch du warſt ein Chriſt.
Mag der Wahnwitz dieſe Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern, Engeln,
Denen du entlaufen biſt.

Die seligen Augenblicke.

An Laura. *)

1782.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke stimmt;
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leyerklang aus Paradieses-Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Rasf' ich in mein trunk'nes Ohr zu ziehn;
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt;
Nascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 38 u. f. Von diesem Gedicht, in Schiller's Werken (Bd. 1. S. 14) die Entzückung an Laura überschrieben, befinden sich dort nur die vier ersten Strophen

Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

Wenn dann, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn', in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind — —

Qualentzücken — — Paradieſesſchmerzen — —
Wilder fluthet zum beklommnen Herzen,
Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut,
Die Natur, der Endlichkeit vergeſſen,
Wagt's mit höhern Weſen ſich zu meſſen,
Schwindelt ob der acheront'ſchen Fluth.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verſchlingt den Quell des Lichts —
Leiſes .. Murmeln ... dumpfer .. hin,.. verloren ...
Stirbt .. allmälig ... in den trunknen .. Ohren ..
Und die Welt iſt ... Nichts ...

Ach, vielleicht verpraßte tauſend Monde
Laura, die Elyſiumsſekunde,
All' begraben in dem ſchmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild — — die Zeit!
Aber ach! in's Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

An einen Moraliſten. *)

1782.

Betagter Renegat der lächelnden Diene!
Du lehrſt, daß Lieben Tändeln ſey,
Blickſt von des Alters Winterwolkenthrone
Und ſchmäleſt auf den goldnen Mai.

Erkennt Natur auch Schreibepultgeſetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth iſt, nach dem Aeſop, der Schätze
Verdächtige Verächterin.

Einſt, als du noch das Nymphenvolk bekriegteſt,
Ein Fürſt des Carnevals den deutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nectarduft von Mädchenlippen zogſt.

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär' ſo Erd' als Sonnenball,
Im Wirbelſchwung mit Julien verwachſen
Du hätteſt überhört den Fall.

Und wenn nach manchen fehlgeſprengten Runden
Ihr eignes Blut, von wilder Luſt geglüht,
Die ſtolze Tugend deiner Schönen
Zuletzt an deine Bruſt verrieth?

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 78 u. f. Sehr verändert befindet ſich dies Gedicht in Schillers Werken. Bd. 1. S. 60. wo es nur aus ſechs Strophen beſteht.

Wie? oder wenn romantiſch im Gehölze
Ein leiſer Laut zu deinen Ohren drang,
Und in der Wellen ſilbernem Gewälze
Ein Mädchen Sammetglieder ſchwang?

Wie ſchlug dein Herz! wie ſtürmete! wie kochte
Aufrühreriſch das ſcharfgejagte Blut!
Zuckt jede Senn' — und jeder Muskel pochte
Wollüſtig in die Fluth!

Wenn dann, gewahr des Diebs, der ſie belauſchte,
Purpuriſch angehaucht von jüngferlicher Scham,
In's blaue Bett die Schöne niederrauſchte,
Und hintennach mein ſtrenger Zeno — ſchwamm.

Ja, hintennach — und ſey's auch nur zu baden!
Mit Rock und Camiſol und Strumpf — — —
Leiſ' flöteten die lüſternen Najaden,
Der Grazien Triumph.

O denk zurück nach deinen Roſentagen,
Und lerne: die Philoſophie
Schlägt um, wie unſre Pulſe anders ſchlagen,
Zu Göttern ſchafft du Menſchen nie.

Wohl, wenn in's Eis des klügelnden Verſtandes
Das warme Blut ein bischen muntrer ſpringt!
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes,
Was ewig nie dem Erdenſohn gelingt.

Zwingt doch der thieriſche Gefährte
Den gottgebornen Geiſt in Sklavenmauern ein —
Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
Ich will ihm folgen, Menſch zu ſeyn!

Caſtraten und Männer. *)

1782.

Ich bin ein Mann! — wer iſt es mehr?
Wer's ſagen kann, der ſpringe
Frei unter Gottes Sonn' einher,
Und hüpfe hoch und ſinge.

Zu Gottes ſchönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter ſteigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir: Du biſt ein Mann!
Und küſſe ſie ſo lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und 's Mieder wird ihr enge —
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Wie wird ſie erſt um Gnade ſchrei'n,
Ertapp' ich ſie im Bade!
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade?

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 115 u. f. und mit der veränderten Ueberſchrift: Männerwürde in Schillers Gedichten. 3te Auflage. Leipzig 1808. Th. 2. S. 171 u. f. An dem eben angeführten Orte hat dies Gedicht ſtatt neun und zwanzig nur ein und zwanzig Verſe. In Schiller's Werken ſucht man es vergebens.

Ich bin ein Mann! mit dieſem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpig ich erſcheine.

Und dieſes goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde.
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann! das könnt ihr ſchon
An meiner Leyer riechen;
Sie donnert wie im Sturm davon,
Sonſt würde ſie ja kriechen.

Zum Feuergeiſt im Rückenmark
Sagt meine Mannheit: Bruder!
Und herrſchen beide löwenſtark
Umarmend an dem Ruder.

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen ſprudeln,
Quillt Götterkraft und Genius,
Nur leere Pfeifen dudeln.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann er's nicht, fährt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Pompejen hat mein Talisman
Bei Pharſalus bezwungen,
Roms Wollüſtlinge Mann für Mann
Auf deutſchen Sand gerungen.

Saht ihr den Römer ſtolz und kraus
In Afrika dort ſitzen?
Sein Aug' ſpeit Feuerflammen aus,
Als ſäh't ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemuth,
Giebt manches zu verſtehen —
»Sprich, du hätt'ſt auf Carthago's Schutt
Den Marius geſehen!« —

So ſpricht der ſtolze Römersmann,
Der Bub' thät' fürbaß eilen;
Das dankt der ſtolze Römersmann,
Das dankt er ſeinen Pfeilen!

Drauf thäten ſeine Enkel ſich
Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen. —

O pfui, und pfui und wieder pfui
Den Elenden! ſie haben
Verlüderlicht in einem Hui
Des Himmels beſte Gaben.

Dem lieben Herrgott ſündiglich
Sein Conterfey verhunzet,
Und in die Menſchheit ſchweiniglich
Von dieſem Nu gegrunzet.

Und ſchlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbiſe von Buben
Zu Menſchenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Weib von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Phlegma iſt geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgeſicht,
Und zittern, es zu ſehen —
Und dürften ſie — und könnten nicht,
Da möchten ſie vergehen! —

Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüſtern Mund und Augenpaar
Zum Luſtgenuſſe laden;

Und zehenmal das Halstuch fällt,
Und aus den loſen Schlingen,
Halbkugeln einer beſſern Welt,
Die vollen Brüſte ſpringen —

Führt gar der höll'ſche Schadenfroh
Sie hin, wo Nymphen baden,
Daß ihre Herzen lichterloh
Von dieb'ſchen Flammen braten.

Wo ihrem Blick der Spiegelfluß
Elyſium entziffert,
Arkana, die kein Genius
Dem Aug' je blos geliefert.

Und Ja! die tollen Wünſche ſchrei'n,
Und Nein! die Sinne brummen —
O Tantal, ſtell' dein Murren ein!
Du biſt noch gut durchkommen! —

Kein kühler Tropfen in den Brand!
Das heiß' ich auch beteufeln!
Gefühl iſt ihnen Contreband',
Sonſt müßten ſie verzweifeln!

Drum flehn ſie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird ſie betrüben —
Wer keinen Menſchen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret' ich frei und ſtolz einher,
Und brüſte mich und ſinge:
Ich bin ein Mann! — Wer iſt es mehr?
Der hüpfe hoch und ſpringe.

Meine Blumen. *)

1782.

Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Veilchen auf der Au'!
Süßer Balſamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.
Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket
Mit des Buſens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au'!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balſambeeten
Gattet ſich das Fliegenreich.
Schuf nicht für die ſüßen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüſtig die Natur!
Sanfte Frühlingskinder weinet!
Liebe hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

---

*) S. Anthologie auf d. J. 1782. S. 132 u. f.; mit weſentlichen Veränderungen gedruckt in Schiller's Werken. Bd. 1. S. 46 u. f. unter der Ueberſchrift: Die Blumen.

Aber wenn, vom Dorn umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter ſchickt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten ſüßer Schmerzen!
Goß euch dies Berühren ein,
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hain!

Das Geheimniß der Reminiscenz.

An Laura. *)

1782.

Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Wer enträthſelt dieſes Wuthverlangen?
Wer die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht verrätheriſch — wie Sklaven,
Weggeworfen feigen Muths die Waffen —
Meine Geiſter hin im Augenblicke?
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich, warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimath meine Geiſter?
Oder küſſen die getrennten Brüder,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Dort bei dir ſich wieder?

Laura! träum' ich? raſ' ich? — die Gedanken
Ueberwirbeln des Verſtandes Schranken —
Sieh: der Wahnſinn iſt des Räthſels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter.

---

*) S. Anthologie auf das Jahr 1782. S. 137 u. f., mit weſentlichen Abänderungen gedruckt in Schillers Werken. Bd. 1. S. 15 u. f., wo dies Gedicht überdieß nur aus zwölf Strophen beſteht.

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloſch'ner Sonnen
In den Tagen lang begrab'ner Wonnen
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's — Eins mit deinem Dichter
Warſt du, Laura — warſt ein Weltzernichter! —
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Aber ach! — die ſel'gen Augenblicke
Weinen leiſer in mein Ohr zurücke —
Könnten Grolls die Gottheit Sünder ſchelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd' ich Neides ſchelten.

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
Badeten in lichten Morgenröthen,
In den Locken ſpielten Edens Düfte,
Und den Silbergürtel unſrer Hüfte
Wiegten Morgenlüfte.

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Tauſendröhrig ihre Wolluſtwellen,
Unſerm Winke ſprangen Chaosriegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Unſern Augen riß der Dinge Schleier,
Unſre Blicke, flammender und freier,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Lyonet's verblinden,
Sich noch Räder winden. —

Tief, o Laura, unter jener Wonne
Wälzte ſich des Glückes Rietentonne,
Schweifend durch der Wolluſt weite Lande;
Warfen wir der Sätt'gung Ankerbande!
Ewig nie am Strande, —

Weine, Laura — dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Drängen,
Das verlor'ne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum, Laura, dieſes Wutverlangen,
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, verrätheriſch wie Sklaven,
Weggeworfen feigen Muths die Waffen,
Meine Geiſter hin im Augenblicke!
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke!

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter,
Ihre Heimath ſuchen meine Geiſter,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Töne! Flammen! zitterndes Entzücken!
Weſen lechzt, an Weſen anzurücken —
Wie, beim Anblick einer Freundsgaleere,
Friedensflaggen im Oſtindermeere
Wehen laſſen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverwecke,
Springt das Schiffsvolk freudig auf's Verdecke,
Hoch im Winde ſchwingen ſie die Hüte,
Poſidaon's wogendes Gebiete
Dröhnt von ihrem Liede.

War es nicht dies freudige Entſetzen,
Als mir's ward, an Laura mich zu letzen?
Ha! das Blut, voll wüthendem Verlangen,
Drängte ſich muthwillig zu den Wangen
Laur'en zu empfangen. —

Und auch du — da mich dein Auge ſpähte,
Was verrieth der Wangen Morgenröthe? —
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimath ein Verbannter,
Brennend an einander?

Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlor'ne Sterne wirker ſcheinen,
Flammen öfters, flüchtig, gleich dem Blitze,
Traurig mahnend an die Götterſitze,
Strahlen durch die Ritze. —

Oftmals liſpeln der Erinn'rung Saiten
Leiſe Ahnung jener goldnen Zeiten —
Wenn ſich ſchüchtern unſre Augen grüßen,
Seh' ich träumend in den Paradieſen
Nektarſtröme fließen.

Ach, zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlor'nen Rechte —
Klimme kühner bis zur Nektarquelle,
Poche ſiegend an des Himmels Schwelle —
Taumle rück zur Hölle!

Wenn dein Dichter ſich an deine ſüßen
Lippen klammert mit berauſchten Küſſen,
Fremde Töne um die Ohren ſchwirren,
Unſ're Weſen aus den Fugen irren,
Strudelnd ſich verwirren —

Und verkauft vom Meineid der Vaſallen,
Unſre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannenſteuer prahlen,
Tod und Leben zu wollüſt'gen Qualen
Gaukeln in den Schaalen.

Und wir beide — näher ſchon den Göttern —
Auf der Wonne jähe Spitze klettern,
Mit den Leibern ſich die Geiſter zanken,
Und der Endlichkeit despot'ſche Schranken —
Sterbend — überſchwanken —

Waren, Laura, dieſe Luſtſekunden
Nicht ein Diebſtahl jener Götterſtunden?
Nicht Entzücken, die uns einſt durchfuhren?
In einander zuckender Naturen,
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Strahl zurückgegloſtet?
Haſt du nicht den Göttertrank gekoſtet? —
Ach! ich ſah den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Weſen, die ſich ſchlangen
Eitles Unterfangen! — —

Laura — majeſtätiſch anzuſchauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
»Seine Frucht verein' ich eurem Gaume,
Wißt! der Apfel an dem Wunderbaume
Labt — mit Göttertraume.«

Laura — weine unſres Glückes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Bald — als ſie ſich unſchuldsvoll umrollten —
Sieh! wie Flammen ihr Geſicht vergoldten! —
Und die Teufel ſchmollten.

Hochzeitsgedicht
auf die Verbindung von Henriette ***. *)

Von einem Freunde der Braut.

1783.

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Du gutes Kind, zum Hochzeitgruße
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder —
Von Herzen strömen meine Lieder
In's brachgeleg'ne Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen? —
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester;
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie fester;
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die schön're Welt —
So selten lohnt das Glück dem Besten! —
Oft weint die Tugend an den Festen,
Die das gekrönte Laster hält.

Du Mädchen mit dem besten Herzen,
Du hast Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie —

---

*) S. Erinnerungen aus Schillers Leben (von Caroline v. Wolzogen). Stuttgart 1830. Th. 1. S. 133 u. f.

Erröthe nicht! — Ich ſehe Proben —
Und meine Leyer — frag' dort oben! —
Die ſtolze Leyer ſchmeichelt nie.

Wie mühſam ſucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur ſich Bahnen!
Gefühl erſtickt die Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felſenbürden,
Mit Seelenruh' bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt die Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof verächter;
Bei einer Seele ſteh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Haſt du auch ſchon an ſie gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein ſchönes Leben!
(Den haſſ' ich, den ſie mitgebracht.)

Sie riß dich weg von Pöbelſeelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —
Du giengſt ihr nach, und wurdeſt gut.
Sie ſchuf dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlingsſonne,
Zur Tugend deinen jungen Muth.

Wie eilte ſie mit Muttergüte
Zu Hülfe jeder jungen Blüthe,
Bis Leben in die Wurzel floß!
Wie pflegte ſie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer,
Ein ſtolzer Wuchs, zum Himmel ſchoß

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennſt der Gattin Schuldigkeiten!
Du haſt ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preiſ' ich deinen Mann.

Wie ſchön iſt doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen ſich in Augen ſtehlen,
Mit Thränen Thränen ſich vermählen,
Iſt ſchon der ſüße Bund gethan.

Wie göttlich ſüß iſt das Vergnügen,
An's Herz des Gatten ſich zu ſchmiegen,
Wie ſüß, ſich ſeines Glücks zu freun!
Wie ſüßer, ſich für ihn zu quälen:
Auch Wehmuth kettet ſchöne Seelen,
Und wolluſtvoll iſt dieſe Pein!

Du wirſt mit liebevollem Eifer
Das Schickſal deines Mannes theilen,
Und ſchnell in ſeine Seele ſehn.
Wie zärtlich wirſt du jeden Träumen,
Die kaum in ſeinem Buſen keimen,
Wie zärtlich raſch entgegen gehn!

Wenn unter drückenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederſinkt,
Wirſt du mit einem holden Lächeln
Erfriſchung ihm entgegen fächeln —
Und ſpielend trägt er ſie zum Ziel.

Wenn Schmerz in ſeinem Buſen wühlet,
Und über ihm die Schwermuth brütet,
In ſeinem Herzen Stürme wehn,

Wirſt du mit heiterem Geſichte
Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch ſeines Grames Nebel ſehn.

Wenn ſelbſt der Wonne ſüße Bürde
Dem Einſamen zu läſtig würde,
(Auch Luſt geſellt ſich Helfer bei):
Wirſt du die ſchönſte Hälfte tragen,
Und erſt dein Auge wird ihm ſagen,
Wie groß des Glückes Fülle ſey.

Ja — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen? —
Ein neues Glück erwartet dein!!
Das Größte, ſo der Menſch empfindet,
Das nur im Himmel Muſter findet —
Die Mutter eines Kinds zu ſeyn!! —

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben ſüß iſt, und auf Erden,
Das Wonnewort ſchließt Alles ein.
Das kleine Weſen — welch Vergnügen!
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel ſchöner ſeyn!

Die Seligkeit — du wirſt ſie kennen,
Wenn ſtammelnd dich die Kinder nennen,
Und herzlich dir entgegen fliehn —
Die bange Luſt — die ſüßen Qualen —
Umſonſt! kein Jüngling kann ſie malen —
Hier werf' ich meinen Pinſel hin.

Was Lieder nicht zu ſingen wagen,
Laß dir der Mütter beſte ſagen:
Was einer Mutterfreude glich?
Du hörteſt ihre Seufzer hallen,
Du ſaheſt ihre Thränen fallen,
Du liebſt ſie, darum lieb' ich dich

Laß dir der Mütter beſte ſagen,
Wie himmliſch alle Pulſe ſchlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt!
Wie ſelbſt das Land ſich ſchöner malet,
Wie heller ſelbſt der Himmel ſtrahlet,
Der über ihren Kindern hängt!

Wie ſüß der Gram um Kleinigkeiten! —
Wie ſüß die Angſt: es möchte leiden!
Die Thräne, die ſie ſtill vergießt!
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen!
Wie unerträglich das Vergnügen,
Das nicht das Kind auch mit genießt!

Die Herrſcherin der Welt zu ſcheinen!
Die Wolluſt, um ihr Kind zu weinen! —
Laß ihr die Wahl — was wird ſie thun?
Die Krone wirft ſie auf die Erde —
Und fliegt mit jauchzender Gebehrde,
Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu' dich denn — du wirſt's genießen;
Das ſtille Glück, das viele miſſen —
Was wünſch' ich dir? — Entweih' es nie!
Die Freundin, die dein Herz gemildet,
Zur guten Mutter dich gebildet —
Was wünſch' ich dir? — Vergiß ſie nie!

Vergiß ſie nie — wenn deine Lieben
Im Kinderſpiel ſich um dich üben,
So führe ſie der Beſten zu.
Ihr ſollen ſie zu Füßen fallen,
Unſchuldig ihr entgegen lallen:
»Die gute Mutter gabeſt du!«

Bittſchrift

eines niedergeſchlagenen Trauerſpieldichters an die Körner'ſche Waſchdeputation. *)

1786.

Dumm iſt mein Kopf, und ſchwer wie Blei
Die Tabaksdoſe ledig,
Der Magen leer — der Himmel ſey
Dem Trauerſpiele **) gnädig!

Feu'r ſoll ich gießen auf's Papier
Mit angefrör'nem Finger —
O Phöbus! haſſeſt du Geſchmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipp's Hofe.

Ich ſteige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Sah' ich Madrid; am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Mit ſchnellem Tritt, belauſche
Dort die Prinzeſſin Eboli
Im ſüßen Liebesrauſche.

---

*) S. die Berliner Monatsſchrift. Auguſt 1804. S. 90 u. f.

**) Don Carlos.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer;
In ihrem Auge Götterluſt,
Und in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — Einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin iſt Traum und Feerei,
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaſchen holen!

Fr. Schiller,
Haus- und Wirthſchafts-Dichter.

Freigeisterei der Leidenschaft. *)

Als Laura vermählt war im Jahr 1782.

1786.

Nein — länger will ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
Den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

Geſchworen hab' ich's, ja, ich hab's geſchworen,
Mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kränz. Er ſey auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück, und laß mich ſündigen.

Sieh, Göttin, mich zu deines Thrones Stufen,
Wo ich noch jüngſt, ein frecher Beter, lag;
Mein übereilter Eid ſey widerrufen,
Vernichtet ſey der ſchreckliche Vertrag.

---

*) S. Thalia. Bd. 1. Heft 2. S. 59 u. f. Dort befindet ſich die mit S. unterzeichnete Note: „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte (Freigeisterei der Leidenſchaft und Reſignation) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſeyn, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten." — In Schillers Werken (Bd. 3. S. 399 u. f.) ſind von dieſem Gedicht, das dort die veränderte Ueberſchrift: der Kampf führet, ſtatt 22 Strophen nur 6 gedruckt worden, wodurch es ſeinen individuellen Character faſt gänzlich verloren hat. D.

Den du im Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangſt,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
Betrügeriſch aus meinem Buſen rangſt.

Wo ſind die Feuer, die elektriſch mich durchwallten,
Und wo der ſtarke, kühne Talisman?
In jenem Wahnwitz will ich meinen Schwur dir halten,
Worin ich unbeſonnen ihn gethan.

Zerriſſen ſey, was du und ich betrogen haben,
Sie liebt mich — deine Krone ſey verſchenkt.
Glückſelig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich, den tiefen Fall verſchmerzt.

Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen,
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert ſtill mein heldenmüthiges Entſagen,
Und großmuthsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mistrauen, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrecher mich,
Giebt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Giebt's einen andern ſchönern Lohn — als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Entſetzliches Geſchick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick.

Des wolluſtreichen Giftes voll — vergeſſen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es ſtumm an meinen Buſen ſie zu preſſen,
Auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß.

Wie ſchnell auf ſein allmächtig glühendes Berühren,
Wie ſchnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt ſchlug ſie laut die heiß erflehte Schäferſtunde,
Jetzt dämmerte mein Glück!
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung ſchwamm in deinem feuchten Blick.

Mir ſchauerte vor dem ſo nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Raſender! und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entſetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang?
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen,
In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen,
Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du haſt als Sünderin geſchworen,
Ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſey er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorſicht kann den überflüß'gen Geiſt entrathen,
Für den ſie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden,
Und flüchte ſich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmüthigſter der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſollten meine Qualen nur belohnen,
Und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hätten ſie als den Allguten mir geprieſen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Thränen machſt du dich bezahlt?

Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne ſoll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer ſeinen Lohn dahin!

Der Gräfin v. K... geb. v. A... *)

1787.

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen,
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug!
Der Anfang unſrer Freundſchaft war nur — Schein!
Die Fortſetzung ſoll Wahrheit ſeyn.

In dieſes Lebens buntem Lottoſpiele
Sind es ſo oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundſchaft ſtolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsſtunde treulos fliehn.
Oft ſehen wir das Bild, das unſre Träume malen,
Aus Menſchenaugen uns entgegenſtrahlen;
Der, rufen wir, der muß es ſeyn!
Wir hoffen es — und es iſt — Stein!
Den edlen Trieb, der weichgeſchaff'ne Seelen
Magnetiſch an einander hängt,
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —
Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſelbſt das Paradies entbehrt —

*) S. Schiller's Leben von Heinrich Doering. 2te Auflage. Weimar 1824. S. 120 u. f.

Den edlen Trieb, du haſt ihn ganz empfunden,
Der Freundſchaft ſeltnes ſchönes Loos iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu ſeyn.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen.
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſeyn.
Ich kann dir nichts, als treue Freundſchaft, geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt.
Dich zu verdienen, will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennſt.

In das Tagebuch der Schwarzburg. *)

1788.

Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!

Der Dichter. **)

1790.

In friſchem Duft, im ew'gen Lenze,
Wenn Zeiten und Geſchlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unvergänglich blühn.
An Tugenden der Vorgeſchlechter
Entzündet er die Folgezeit.
Er ſitzt, ein unbeſtoch'ner Wächter,
Im Vorhof der Unſterblichkeit.
Der Kronen ſchönſte reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

---

*) S. Schiller's Leben von Heinrich Doering. 2te Auflage. Weimar 1824. S. 129.

**) In das Stammbuch des Dichters Jens Baggeſen den 9. Auguſt 1790 geſchrieben. S. Dem Andenken Schiller's v. J. L. Greiner. Grätz 1829. S. 57.

Stammbuchblatt
für August v. Goethe. *)
1795.

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstlichstes: dich rühmend des Vaters zu freun!
Jetzo kennest du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühle,
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den herrlichen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort!

---

*) S. Abendzeitung July 1825. No. 165. S. 659. August v. Goethe, Geh. Kammerrath und Kammerherr in Weimar, Sohn des Dichters, starb zu Rom den 28. Oct. 1830.

Am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach. *)

Im Namen seines kleinen Sohnes Karl.

1796.

Mach' auf, Frau Griesbach; ich bin da,
Und klopf' an deine Thüre.
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratulire.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn Alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich theuer.

Sag' selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargel und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so die Renegloten.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig seyn,
So sorge, daß ich's wisse.

---

*) S. Zeitgenossen. Dritte Reihe. Bd. 1. Heft 5. S. [illegible]

Viel fette Schweine mäſteſt du,
Und giebſt den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft: muh! muh!
Und giebt dir Milch und Butter.

Es haben Alle dich ſo gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben braven Herrn
Iſt Alles wohl gelungen.

Du biſt wohl auf! Gott Lob und Dank!
Mußt's auch fein immer bleiben;
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß ſie dir nichts verſchreiben.

Nun lebe wohl! ich ſag' Ade.
Gelt! ich war heut beſcheiden.
Doch könnteſt du mir, eh' ich geh',
Eine Butterbemme ſchneiden.

Wallenſtein und Seni. *)

Ein Fragment.

1798.

Wallenſtein.

So iſt er todt, mein alter Freund und Lehrer?

Seni.

Er ſtarb zu Padua in ſeinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad' auf die Stunde,
Die er im Horoscop ſich ſelbſt beſtimmt;
Und unter den Orakeln, die er nachließ,
Wovon zwei in Erfüllung ſchon gegangen,
Fand man auch dieß, und alle Welt will meinen,
Es geh' auf dich.

(Er ſchreibt mit großen Buchſtaben auf eine ſchwarze Tafel.)

Wallenſtein

(auf die Tafel blickend.)

Ein fünffach F. — Hm! Seltſam!
Die Geiſter pflegen Dunkelheit zu lieben —
Wer mir das nach der Wahrheit deuten könnte!

Seni.

Es iſt geleſen, Herr.

Wallenſtein.

Es iſt? Und heißt?

Seni.

Du hörteſt von dem ſiebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philoſophus,
Kurz vor dem Hinſchied des hochſel'gen Kaiſers
Mathias, in die Welt geſtellet worden.

---

*) S. Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft. 1815. S. 7 u. f.

Wallenſtein.

Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni.

Magnus Monarcha Mundi Mathias
Mense Majo Morietur.

Wallenſtein.

Und das traf pünktlich ein; im Mai verſtarb er.

Seni.

Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,
Hat auch dies F geleſen.

Wallenſtein
(geſpannt.)

Nun, laß hören!

Seni.

Es iſt ein Vers.

Wallenſtein.

In Verſen ſpricht die Gottheit.

Seni
(ſchreibt mit großen Buchſtaben auf die Tafel.)

Wallenſtein
(lieſt.)

Fidat Fortunae Friedlandus.

Seni.

Friedland traue dem Glück.
(Er ſchreibt weiter.)

Wallenſtein
(lieſt.)

Fata Favebunt.

Seni.

Die Verhängniſſe werden ihm hold ſeyn.

Wallenſtein.

Friedland traue dem Glück! Die Verhängniſſe werden ihm hold ſeyn.
(er bleibt in tiefen Gedanken ſtehen.)

Woher das Wort mir ſchallt — ob es ganz leer,
Ob ganz gewichtig iſt, das iſt die Frage!
Hier giebt's kein Mittleres. Die höchſte Weisheit

Gränzt hier ſo nahe an den höchſten Wahn.
Wie ſoll ich's prüfen? — Was die Sinne mir
Seltſames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimnißvoller Kunſt heraufgeſtiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche —
Schwer iſt das Urtheil. Denn Beweiſe giebt's
Hier keine. Nur dem Geiſte in uns
Giebt ſich der Geiſt von außen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemühn
Sich die Dämonen in verlornen Wundern,
Und in dem ſinnvoll tiefen Buch der Sterne
Lieſt ſein gemeines Aug' nur den Kalender.
Dem reden die Orakel, der ſie nimmt,
Und wie der Schatte ſonſt der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild ſich auf den Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Die Mächte, die den Menſchen ſeltſam führen,
Drehn oft das Janusbild der Zeit ihm um,
Die Zukunft muß die Gegenwart gebähren.

Fidat Fortunae Friedlandus, Fata Favebunt.

Es klingt nicht wie ein menſchlich Wort — die Worte
Der Menſchen ſind nur weſenloſe Zeichen,
Der Geiſter Worte ſind lebend'ge Mächte.
Es tritt mir nah, wie eine dunkle Kraft,
Und rückt an meinen tiefſten Lebensfäden.
Mir iſt, indem ich's bilde mit den Lippen,
Als hübe ſich's allmälig, und es träte
Starrblickend mir ein Geiſterhaupt entgegen. —

Monolog Butler's

am Schluſſe des dritten Acts von Wallenſteins Tod. *)

1798.

Ich habe mir den reinen Ruf gespart
Mein Lebelang. Die Argliſt dieſes Herzogs
Betrügt mich um des Lebens höchſten Schatz,
Daß ich vor dieſem Schwächling Gorden muß erröthen.
Dem gilt die Treue über alles, nichts
Hat er ſich vorzuwerfen. Selbſt dem weichlichen
Gefühl entgegen unterwirft er ſich
Der harten Pflicht. Mich hat die Leidenſchaft
Im ſchwachen Augenblick davon gewendet.
Ich ſtehe neben ihm, der ſchlecht're Mann;
Und kennt die Welt auch meinen Treubruch nicht,
Ein Wiſſer doch bezeugt ihn — jener hochgeſinnte
Octavio! Es lebt ein Menſch auf Erden,
Der das Geheimniß hat, mich zu entehren —
Nein, dieſen Schandfleck tilgt nur Blut!
Du Friedland, oder ich — In meine Hände
Giebt dich das Glück — Ich bin mir ſelbſt der nächſte.
Nicht Großmuth iſt der Geiſt der Welt.
Krieg führt der Menſch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daſeyns ſchmalen Boden fechten;
Glatt iſt der Grund, und auf ihn drückt die Laſt
Der Welt mit allen Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungskaſt
Mit ſchnellem Aug' erſpäht und faßt,

---

*) Bisher ungedruckt. Dieſer Monolog, den ich der gütigen Mittheilung des Herrn Hofſchauſpielers Graff in Weimar verdanke, wurde bei der erſten Aufführung des Wallenſtein wirklich recitirt.

Nicht in den Boden greift mit feſtem Fuß,
Erhebt ihn der gewalt'ge Fluß,
Und hingerafft im Strudel ſeiner Wogen,
Wird er verſchlungen und hinabgezogen. —

Troſt am Grabe. *)

An eine Freundin.

1801.

Trockne deine Thränen, gute Seele!
Nur den Staub umſchließt des Grabes Höhle;
Geiſter können nicht wie Staub vergeh'n,
Nein! du wirſt den Gatten wiederſeh'n.

Jamm're nicht, daß jener Leib vermodert,
Staub wird Staub! der Himmelsfunke lodert
Aus der Aſche, wo er ſich verlor,
Herrlicher zur Flamme bald empor.

Oder wären dieſe heißen Thränen
Nach Unſterblichkeit, dies bange Sehnen,
Dieſes ew'ge Streben der Natur,
Fortzudauern, Traum und Täuſchung nur?

Kein Atomenſtäubchen geht verloren,
Wird im Kreislauf immer neu geboren,
Und mein Geiſt, ein Strahl des ew'gen Lichts,
Sollt' erlöſchen? würd' auf ewig — Nichts?

Und der Frevler dürfte ohn' Erröthen
Frech den Biedermann mit Füßen treten;
Beide würden der Verweſung Raub?
Wären gleich vor Gott, wie Staub und Staub? —

---

*) S. Dem Andenken Schiller's, von J. L. Greiner. Erfurt 1829. S. 39 u. f.

Und der Wunſch, in ſeligen Gefilden
Meines Geiſtes Kräfte auszubilden,
Wär' ein Traum? — Nein! ſo giebt's keinen Gott,
So iſt Weisheit Wahnſinn — Unſchuld Spott.

O ſo fluch' ich! fluch' ich jenen Tagen,
Wo ein ſchadenfrohes Weſen, mich zu plagen,
Aus dem Chaos, wo ich ſorglos ſchlief,
Auf die Welt, des Jammers Schauplatz, rief;

Wo dem Weiſen, der für Tugend lebte,
Ihr ſein Leben aufzuopfern ſtrebte,
Oft im Lenz des Todes Feſſel klirrt',
Und der Böſewicht zum Greiſe wird.

Eine Welt, wo ſich auf allen Gängen
Todesbilder mir entgegen drängen,
Eine Welt, wo jede Spanne Land
Ein Geſchöpf begräbt, das einſt empfand.

Wie viel Weſen lebten, litten, rangen,
Starben, ſeit die Welt hervorgegangen?
Jedes Stäubchen — o wie fürchterlich!
War einſt Nerve, zitterte, wie ich,

Vor Vernichtung — und der Schöpfer hörte
Des Geſchöpfes Jammer, und zerſtörte
Es auf ewig? — Nein! ſo iſt kein Gott,
So iſt Glaube Wahnſinn, Tugend Spott. —

Ja! befriedigen wird Gott dies Sehnen,
Ja, es kommt ein Tag, wo alle Thränen
Unſer Vater, der ſie zählt, vergilt,
Wo die Nacht des Schickſals ſich enthüllt.

Schau! es regen ſich die Todtengrüfte,
Engel Gottes ſchweben durch die Lüfte;
Welch Gewimmel herrſcht durch die Natur,
Wie ein Frühling auf erſtarrter Flur? —

Gatten, Mütter, Kinder, Brüder dringen
Aus den Gräbern ſich, in Lobgeſängen
Den zu preiſen, deſſen Allmachtsruf
Sie zum zweitenmal aus Nichts erſchuf.

Trockne deine Thränen, gute Seele!
Nur den Staub umſchließt des Grabes Höhle;
Geiſter können nicht wie Staub vergeh'n,
Nein! Du wirſt den Gatten wiederſeh'n.

Kampf und Ergebung. *)

1802.

Wie ſchön, wie lieblich in der weiten Ferne
Erſcheint die Hoffnung mir!
Zu euch hinauf, ihr glanzerfüllten Sterne,
Hinauf, Allmächtiger, zu dir!

Die Welt iſt groß, ſchön dieſes Menſchenleben,
Und muthig ſchlägt das Herz;
Und doch erquickt mich ahndungsvolles Beben;
Der Muth beſiegt den Schmerz.

Ich ſtrebte einſt mit Kraft das Schickſal zu beſtreiten,
Selbſt gründen wollt' ich mein Geſchick;
Doch ſchwer mußt' ich des Schickſals Zorn erleiden,
Und kraftlos trat ich dann zurück.

Der hohe Geiſt, der in der Schöpfung wohnet,
Er iſt's allein, der dem Geſchick gebeut;
Er iſt's, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit.

---

*) S. Dresdner Morgenzeitung. 1827. Nr. 40.

Zeitz, 1835.
Gedruckt bei Immanuel Webel.

Ungedrucktes

Zum Druck befördert

von

Albert Cohn

Berlin
Albert Cohn
1878

In 60 numerirten Exemplaren abgezogen.

No. 31.

Die Mehrzahl der hier folgenden, theils gar nicht, theils nur in verſtümmelter Geſtalt bekannten Briefe und Gedichte gehörte der berühmten vom Conſul Herrn J. H. W. Wagener hinterlaſſenen und in Berlin ſoeben verſteigerten Autographenſammlung an.

Die Briefe Schiller's, ſeiner Frau und ſeiner Eltern, ſowie den Brief Goethe's an Schiller habe ich bereits in der Deutſchen Rundſchau, März 1878, veröffentlicht; die dort hinzugefügten Nachweiſe konnte ich in gegenwärtigem Abdruck mehrfach berichtigen und ergänzen. Alle übrigen Stücke der kleinen Sammlung erſcheinen hier zum erſtenmal.

Wie bereits angedeutet, entſtammen nicht die ſämmtlichen hier mitgetheilten Stücke der genannten Quelle. Die von Schiller, Kant und Jean Paul an Friedr. Heinr. Jacobi gerichteten Briefe ſind Beſtandtheile meiner eigenen Sammlung, und von den Briefen Goethe's beſitzt die Nummern 2, 4, 6 und 7 das British Museum, woſelbſt ich ſie im Juli 1877 abſchrieb.

Drei der Briefe Schiller's an Jacobi wurden bereits im Auserlesenen Briefwechsel Jacobi's, 2 Bände, Leipzig 1825—1827, jedoch sehr unvollständig und ungenau veröffentlicht, dagegen erscheint der Brief an Jacobi vom 5. Oct. 1795 hier zum erstenmal. Man hat nun vier von den fünf in Schiller's Kalender notirten Briefen an Jacobi; der noch fehlende ist vom 31. Aug. 1795 — möchte die gegenwärtige Publication auch ihn an die Oeffentlichkeit hervorlocken!

Berlin, März 1878.

Inhalt.

Seite

Schiller.

1. An L. F. Huber, 14. Sept. 1787 3
2. An Goeſchen, 17. Jan. 1789 14
3. An denſelben 11. Febr. 1791 19
4. An denſelben 21. Mai 1791 22
5. An Friedr. Heinr. Jacobi, 24. Aug. 1794 . 28
6. An denſelben, 25. Jan. 1795 30
7. An denſelben, 9. Juli 1795 33
8. An denſelben, 5. Oct. 1795 35
9. An Carl Spener, 4. Sept. 1796 37
10. An Fr. Volt, 28. Sept. 1796 40
11. An J. P. von Langer, 12. Apr. 1797 . . 43

Charlotte von Schiller.

1. An Goeſchen, 12. Juni 1791 49
2. An denſelben, 6. Dec. 1804 51
3. An Körner, 13. Juni 1811 55
4. Stammbuchblatt, Juli 1792 60

Johann Caspar Schiller.

An Reinwald 65

Eliſabeth Dorothea Schiller.

An Reinwald 69

Goethe. Seite

1. An Reich, 8. Nov. 1775 75
2. An Schiller, Dec. 1804 76
3. An ?, 8. Mai 1811 80
4. An ?, 4. Aug. 1811 82
5. An Sohn und Schwiegertochter, 22. März 1818 83
6. An Dr. E. Weller, 24. Febr. 1830 . . . 85
7. An ?, 27. Febr. 1831 86
8. Stammbuchblatt, 1. Sept. 1814 87
9. Gelegenheitsgedicht, 4. Nov. 1828 87

Immanuel Kant.

An Friedr. Heinr. Jacobi, 30. Aug. 1789 . . . 93

Jean Paul.

An Friedr. Heinr. Jacobi, 3. Sept. 1817 . . . 103

Schiller

1. An L. F. Huber.

4 Seiten in 4.

Weimar d. 14. Sept. 1787.

Nichts, mein lieber, hätte mir angenehmer seyn können als die Nachrichten von Deiner Zufriedenheit, Deinen Fortschritten, Deiner Thätigkeit — und darinn bin ich ganz mit Dir einig daß ein Zurückbleiben hinter Deinen gefaßten idealischen Erwartungen Dich keineswegs niederschlagen darf. Nach und nach wirst Du die Beschäftigung liebgewinnen, jeder Tag wird Dich mit einem reellen Zuwachs von Ideen und Stärke Deines Genies bereichern, das Gelingen wird Deinen Muth erheben und kleinere Neigungen werden endlich von einer männlichen Selbstherrschaft und einer zweckmäßigen Richtung Deines Geistes verdrungen seyn.

Was ich Dir neulich geſchrieben habe iſt jezt noch meine völlige Überzeugung. Trübſinn wie Du meynſt hat keinen Antheil daran gehabt. Die Unruhe die Du an mir wahrgenommen haben wollteſt war ein tiefes Aufregen meiner ganzen Seele, welches einem gründlichen Entſchluſſe vorangehen mußte. Jezt bin ich ruhig durch die Verſicherung meiner ſelbſt, durch den Glauben an die zureichende Kraft meines Weſens.

Der heftigen Erſchütterung die meine Seele in dieſem Zeitraum ausgeſtanden hat die alle ihre Kräfte in ihren Tiefen bewegte, konnte mein Körper nicht ganz gewachſen ſeyn. Ich fühle meine Geſundheit angegriffen, und mein zerrütteter Kopf ſchreibt meinem guten Willen eine ſehr enge Gränze vor. Aber hier prüfe ich zugleich die gründliche Stärke meines neuen Glaubens, denn ſelbſt in dieſer hypochondriſchen Verfinſterung verläßt mich mein Muth nicht.

Hier habe ich wenig Freuden, die von außen in meine Seele kommen, alſo auch wenig Zerſtreuungen, die mich in Verſuchung führen könnten. Hätte ich keine dringende Geſchäfte ſo würden mir

vielleicht einige der hieſigen Menſchen etwas ſeyn, d. h. ich würde in ihrem Umgange Nahrung finden können. Aber für die wenigen Minuten die ich erübrige und wo meine abgemattete Seele nach Ruhe ſich ſehnt, ſind ſie mir nichts. Das ſind Inſtrumente die erſt nach langem Greiffen und Spielen in Gang zu bringen ſind. Dieſe ganze Woche habe ich außer Charlotten[1]) beinahe niemand geſehen. Am vorigen Sontag war ich zu Bertuch zu einem ſehr weitläuftigen Soupeer geladen wo ich mich unter einer höchſt abgeſchmackten Menſchenklaſſe, den Räthen und Räthinnen von Weimar, ſehr übel berathen fand. In einer ſolchen Dürre des Geiſtes war Bertuch für mich ein wohlthuendes Weſen und das iſt viel geſagt. Aber ich kann Dir verſichern, daß unter allen hieſigen Menſchen Bertuch mir noch beinahe der liebſte iſt, weil ich mich über gewiße Dinge bei ihm ſchon zum Voraus reſigniere und alles finde was ich bei ihm ſuche. Nächſt ihm gefällt mir Bode noch ziemlich, aber ich traue ihm eben ſo wenig. Herder würde mir von allen der liebſte ſeyn, wenn Herder aus

[1]) Charlotte v. Kalb.

ſich heraustreten könnte um der Freund eines Freunds zu ſeyn. Beim erſten Anblicke und vollends bei einem warmen Geſpräch iſt es der liebenswürdigſte Menſch unter dem Himmel. Dein ganzes Herz will ihm entgegen fliegen aber man ſagt daß er es immer wieder zurückzuwerfen weiß. Von den übrigen Menſchen ſind[1]) mir der Kamerrath Riedel der Inſtruktor des Erbprinzen und Hofmedicus Huſland, ein Vetter des Jenaiſchen, noch die liebſten. Lezterer beſucht mich und ſein Umgang thut mir wol. Es iſt ein gar guter Menſch. Voigt hat zuviel Geſchäfte um von mir[2]) genoſſen werden zu können. Bei der Schrödern[3]) war ich dieſe Woche einmal. Sie iſt gar nichts mehr und ſchwerlich jemals was geweſen. Doch in einem freundſchaftlichen Umgang kann man ſie leiden um bei ihr einzuſchlafen.

Im Stern[4]) habe ich mich indeßen oft herumgetrieben. Ich war anfangs neugierig auf die

---

[1]) Für „ſind“ iſt, durchſtrichen.
[2]) Für „von mir“ für mich, durchſtrichen.
[3]) Corona Schröter.
[4]) Die erſten Anlagen des Weimar'ſchen Parkes.

regierende Herzogin und ihr zu gefallen gieng ich manchmal dahin, weil ich wußte daß ich ihr begegnete. Das geschah auch mehrmals wenn sie mit Charlotten spazieren gieng. Sie hat eine edle ansehnliche Figur, ist aber von Gesichte gar nicht schön. Man sagt daß sie ein edles Geschöpf sey, aber sie ist kalt und viele halten sie für stolz. Daß ich mich ihr nicht vorstellen lasse wirst Du sehr billigen, wenn ich Dir sage, daß es nicht erwartet wird. Es ohne das zu thun, da ich keine Garderobe habe nach Hof zu gehen, da ich für diese Welt gar nicht gemacht bin, da ich als ein unbedeutender bürgerlicher Mensch unter dem Adel doch eine sehr precaire Rolle spielen müßte, die meinem Stolze weh thun würde und da ich sie nie anders als in einer Theegesellschaft und niemals allein sprechen kann, würde sehr lächerlich seyn.

Beck [1]) hat mir diese Tage geschrieben und Nachricht gegeben daß offne Fehde [2]) sehr gefallen habe.

[1]) Schauspieler, in Mannheim.

[2]) Offene Fehde, ein Lustspiel in drei Aufzügen, nach dem Franz. von L. F. Huber. Mannheim, 1788.

Jetzt ſchreibt er würde auch Deiner guten Mutter [1]) gedacht werden. Ueber den Carlos erwarte ich täglich eine Antwort von Dalberg. Er hat ihn ſeit 14 Tagen. Manhard [2]) aus München kann den Carlos nicht nehmen und offene Fehde hat er ſchon. Wer weiß ob es nicht gar Deine Überſetzung iſt. Auf Michaelis können die Verſchwörungen [3]) freilich nicht fertig werden aber auf Neujahr gewiß. Ende Octobers bin ich fertig mit den Niederlanden [4]). An Crusius [5]) mag ich nicht ehr ſchreiben biß ich ihm einen Transport Mscrpt ſchicken

[1]) Ein Stück dieſes Namens von Huber iſt nicht bekannt, blieb alſo wohl ungedruckt.

[2]) Schauſpieldirector.

[3]) Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen, herausgeg. von Friedr. Schiller. Erſter Band. Leipzig, Cruſius. 1788. — Für „Verſchwörungen" Niederlande, ausgeſtrichen.

[4]) Geſchichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spaniſchen Regierung, herausg. von Friedr. Schiller. Erſter Band. Leipzig, Cruſius. 1788. — Die Vorrede iſt unterzeichnet: Weimar, in der Michaelismeſſe 1788. — C. F. Schiller. In demſelben Jahre erſchien eine zweite Ausgabe.

[5]) Siegfried Lebrecht Cruſius in Leipzig, Schiller's Verleger.

kann. Der Carlos ist in Hamburg gegeben [1]) aber ich weiß es nur von Hörensagen und auch nicht wie er ausgefallen ist. Erfährst Du etwas so laß michs wissen. Bertuch sagt mir Göschen würde dieser Tage hierherkommen. Es sind ihm 6 von seinen neuen Verlagsschriften nachgedruckt worden.

Grüße Körners tausendmal. Ich werde ihm kommenden Donnerstag schreiben. Den Brief der nach Meinungen geschickt war habe ich richtig erhalten.

Und Du mein Bester lebewol und behalte mich lieb. Charlotte grüßt [2]) euch tausendmal.

Ewig der Deinige

Schiller.

Es ist nicht leicht, hinter die Ursachen zu kommen, die der Stimmung dieses Briefes zu Grunde liegen. — Schiller war am 21. Juli 1787 nach

[1]) Carlos wurde am 29. August in Hamburg aufgeführt, Schröder spielte den Carlos; dies war die erste Aufführung des Stückes. Am 14. Sept., dem Datum unseres Briefes, folgte die Aufführung in Leipzig.

[2]) Für „grüßt" sagt, durchstrichen.

Weimar gekommen, am 23. ſchrieb er an Körner, dann folgen noch 10 Briefe an denſelben bis 10. Sept. Am 1. Aug. ſchrieb er an ſeine Schweſter Chriſtophine nach Meiningen, am 28. Aug. an Huber. Von dichteriſchen Producten, die in die zwei erſten Monate des Aufenthaltes in Weimar fielen, iſt nichts bekannt, wenn nicht etwa das kleine Gedicht an Caroline Schmidt, welches Schiller in ein ihr überreichtes Exemplar des D. Carlos ſchrieb, in dieſe Zeit gehört. Aus keiner dieſer Quellen fließt der gewünſchte Aufſchluß. Der im Eingange erwähnte frühere Brief an Huber wird der vom 28. Aug. ſein. Huber's Antwort darauf, an die ſich unſer Brief anreiht, iſt nicht bekannt.

Obgleich alſo auf Vermuthungen angewieſen, wird man ſchwerlich fehlgehen, wenn man die düſtere Stimmung, in der wir den Dichter hier antreffen, nicht ausſchließlich auf Rechnung jener Selbſtſchau ſetzt, zu welcher er ſich in dem Briefe an Huber vom 28. Aug. bekennt; vielmehr ſcheinen die Beziehungen zu Charlotte von Kalb einen ſtarken Antheil daran zu haben. Das damalige Verhältniß Beider zu einander iſt bekannt. Charlotte hatte dem Dichter in Mannheim ihre glühende Leidenſchaft geſtanden, Schiller aber, obwol ganz in den Feſſeln dieſer feurigen Seele, hatte ſich gewaltſam losgeriſſen, denn Charlotte war bereits Frau von

Kalb, und ihn trieb das Bewußtsein seines Dichterberufes. Was aber der Entschluß ihn gekostet, wissen wir aus dem damals entstandenen Gedicht „Freigeistere der Liebe" und aus dem Brief an Körner vom 10. Febr. 1785. Auf Mannheim folgten Leipzig und Dresden, und die vorübergehende Leidenschaft für Henr. von Arnim. Nach mehr als zweijähriger Trennung sah der Dichter nun Charlotten in Weimar wieder — wie tief Beide erregt waren, sieht man aus den Briefen an Körner. Charlotte plante die Trennung von ihrem Mann, und daß auch Schiller an eine Heirath mit ihr dachte, wissen wir aus dem Briefe seiner Schwägerin, Karol. von Beulwitz, an ihn vom 9. Nov. 1789: „Sie (die Kalb) dauert mich, aber nach allen Bildern die ich von ihr fasse, danke ich dem Himmel daß sie Deine Frau nicht wird, und nicht allein für mich" u. s. w. Noch aber arbeitete er an einer „Vereinigung" mit ihr in Dresden, wohin er zurückzukehren beabsichtigte. Schon 2 Tage nach seiner Ankunft in Weimar, 23. Juli, schreibt er: „Herr v. Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung daß unsere Vereinigung im October zu Stande kommen wird", und am 8. Aug.: „aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir ver-

ſprochen hatte. Alles iſt nur Zurüſtung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief den ich ihm geſchrieben". Herrn von Kalb's Antwort würde uns vielleicht den gewünſchten Aufſchluß liefern, leider iſt ſie nicht vorhanden. — Die Trennung Charlottens von ihrem Mann kam nicht zu Stande, der Dresdener Plan wurde aufgegeben. Am 6. Oct. ſchreibt Schiller an Körner. „Charlottens Verfaſſung iſt noch dieſelbe wie ich hieher kam — warum wär ich alſo hier geweſen? Ich bin der Reflexionen darüber ſo müde geworden, daß ich dieſer Materie aus dem Wege gehe". Herr von Kalb kam im December, nachdem Schiller ſchon in Rudolſtadt die Bekanntſchaft der Lengefelds gemacht hatte, und doch bricht die Eiferſucht auf Kalb in einem Briefe an Körner, 8. December, hervor: „Ich weiß nicht ob die Gegenwart des Mannes mich laßen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir ſchon einige Veränderung die weiter gehen kann".

Die Verſtimmung über die Weimar'ſche Geſellſchaft, wie ſie ſich in unſerem Briefe ausdrückt, findet ihre Erklärung theils in dieſen, theils in anderen Kämpfen, die Schiller zur Zeit zu beſtehen hatte. Den Hauptantheil wird Wieland's plötzliche Veränderung gegen ihn daran haben. So

erfreut wir den Dichter über Wieland's Entgegenkommen ſehen, ſo verletzt finden wir ihn, als dieſer ſich, in Folge der Aeußerungen Gotter's über Schiller und den D. Carlos bei der Herzogin Amalie, von ihm abgewandt hatte, und kaum iſt er mit Wieland wieder ausgeſöhnt, als auch die hier ſo bitter beurtheilten Perſönlichkeiten ihm in ganz anderem Lichte erſcheinen. „Lauter Menſchen", ſchreibt er an Körner am 14. Oct., da er ihn beſtimmen möchte, nach Weimar zu überſiedeln, „wie man ſie an einem Ort nie beiſammen findet, ſie müßten einen recht ſchönen Hintergrund zu unſerer Freundſchaft abgeben". Dieſer Brief an Körner kann überhaupt als Widerruf der im Unmuth gefällten Urtheile vom 14. Sept. gelten. In einer tiefen Verſtimmung ſpricht ſich Schiller hier auch über Corona Schröter in einer Weiſe aus, die mit den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen im entſchiedenſten Widerſpruch ſteht, aber einen Monat ſpäter, wie um ein ihr zugefügtes Unrecht gut zu machen, ſchreibt er an Körner: „Die Schröder hat Charlotten und mir die Iphigenia nach Goethe's erſtem Manuſcript wie es hier geſpielt wurde, vorgeleſen. Die Schröder lieſt gut, ſehr gut, weit weniger gezwungen als Gotter, mit Affect und richtiger Auseinanderſetzung. Als ich ſie leſen ſah und hörte wurde die Erinnerung jener Zeit in

mir lebendig, wo ſie daſſelbe in ihrer Blüthe gethan haben ſoll. Sie war mir dadurch intereſſanter, das kannſt Du leicht denken. Wir ſehen einander jetzt oft, faſt drei- bis viermal die Woche; ſie iſt doch eigentlich eine von unſeren behaglichſten Bekanntſchaften" — und wie um ein- für allemal mit jener Miſanthropie zu brechen: „Meine Laune iſt ſeit einiger Zeit ſehr gleichförmig, ruhig und behaglich. Ich kann nicht leugnen daß ich ſehr wohl zufrieden bin, ſeitdem finde ich daß in uns ſelbſt die Quelle der Schwermuth und Fröhlichkeit iſt. Seit ich mit mir ſelbſt mehr einig bin finde ich auch außer mir mehr Freude".

2. An Goeſchen.

4 Seiten in 8.

Weimar d. 17. Jenner 89.

(Von Goeſchen's Hand: empfangen d. 21. do.)

Dank Ihnen liebſter Freund für das neulich überſchickte. Da die Dukaten hier zu 3 ℳ. ſtehen, ſo muß einer ſchon ſehr leicht ſeyn, den ich nicht zu Leipziger Courant ausbringen kann. Auch mit

den überſandten Büchern haben Sie mir großes Vergnügen gemacht. Jakobis ſchönes Produkt kannte ich zum Theile ſchon; es iſt ſanft und zart, wie ſeine Seele. In dieſem jungen Schriftſteller, dem Verfaſſer des Cleomenes haben Sie in Wahrheit eine Eroberung gemacht, und ich ſtimme von ganzem Herzen in die Erwartungen ein, die Sie ſich von ihm bilden und bald wird das gelehrte deutſche Publikum unſer Urtheil beſtätigen.

Beide Produkte, Cleomenes aber beſonders verrathen einen gedankenreichen, gefühlvollen mehr ſanften als feurigen Dichter, von dem man ſich ſehr ſehr viel verſprechen kann, wenn er vollends gelernt haben wird, mit wenigem viel zu ſagen, vieles zu unterdrücken und zu ſtreichen und ſich des voltairiſchen Ausſpruchs fleißig erinnern wird, daß man niemals alles ſagen ſoll. In der That iſt die Weitſchweifigkeit ſeiner Details mein größter Anſtoß geweſen, wiewohl ich geſtehen muß, daß dieſe Weitſchweifigkeit bey ihm mehr die Folge eines innern Reichthums, als ein Mangel iſt. Starke Leidenſchaftliche Schilderungen ſcheinen ihm nicht gelingen zu wollen, und ich wünſche ihm

(weil ich ihm in der That gutes wünsche) daß er diese Stimme des Genius nicht verkennen, und sich in diesem Fache nicht in Gefahr setzen möchte. Aber zum dramatischen Dichter hat er bereits einen biegsamen gefälligen Dialog, schöne Auswahl der Situationen und Coups de Théatre, und eine reiche, freilich jetzt noch etwas grelle Karakteristik. Aber gewiß von allen unsern jungen dramatischen Dichtern darf kein einziger mit ihm concurrieren, und der Weg den er gegangen ist, das Studium der Kunst in den Griechen, muß ihn bey diesen Talenten und ihrem richtigen Gebrauch gewiß endlich zum Vortrefflichen führen.

Ich schreibe Ihnen hier viel über diesen jungen Mann, aber ich gestehe er hat mich interressiert und es sollte mir wehe thun, wenn unser vielköpfigtes Ungeheuer Publikum ihn verkennen sollte. Doch nehme er seinen Muth und seine Critik aus seinem eigenen Kopf und Herzen, und nicht aus dem Urtheil der Menge, unsrer Recensenten und Studenten!

Die Fortsetzung des Gsehers [1]) für das sechste

[1]) Geisterssehers.

Heft der Th. [1]) ſende ich Ihnen hier, und auf den nächſten Donnerſtag droht Ihnen noch ein großes Gewitter von Mscrpt. Ich muß mich ſelbſt loben, ich war in meinem Leben nie ſo fleißig wie jetzt, Clubb, Comödie, alles wird hintangeſetzt, um Geiſter zu ſehen.

Leben Sie wohl liebſter und küſſen mir Ihr Jettchen recht herzlich. Nächſtens ſchreibe ich Ihnen auch eine kleine Neuigkeit von mir. Adieu.

Ewig der Ihrige

Friedr. Schiller.

Der Brief fehlt bei Goedeke, Geſchäftsbriefe Schiller's, wo er ſeinen Platz nach Nr. 43 vom 21. Dec. 1788 gefunden haben würde. Am 17. Jan. ſchrieb Schiller auch an Körner.

Was Schiller hier über den „jungen Schriftſteller, den Verfaſſer des Cleomenes" ſagt, bezieht ſich nicht auf den unmittelbar vorher genannten Jacobi, wie in der Rundſchau von mir angenommen, ſondern auf den in über 150 Bänden auf die Nachwelt gekommenen Auguſt Lafontaine, den Schöpfer des weinerlichen Familienromans, der auch unter dem Pſeudonym Miltenberg ſchrieb. Kleomenes

[1]) Thalia.

iſt der zweite Theil ſeiner „Scenen“, 1789 bei Goeſchen erſchienen, der erſte Theil: Die Befreyung Roms in Dialogen, erſchien 1788 ebendaſelbſt. Am 5. Feb. 1789 ſchreibt Schiller an Karoline von Beulwiz: „Sehen Sie beiliegendes Buch an, es iſt von einem jungen angehenden Schriftſteller, aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, ſanfte Empfindungen, vorzüglich in Kleomenes, freilich bei vielen Schlacken!“ Schiller und Lotte, p. 238. Ebendaſ. p. 247 ſpricht ſich Lotte über die Befreiung Roms aus, und ihre Meinung über Kleomenes findet man bei Urlichs, Briefe an Schiller, p. 71.

„Jacobi's ſchönes Produkt“ iſt Joh. Georg Jacobi's Phädon und Naide, oder der redende Baum, ein Singſpiel, 1788 erſchienen. Schiller ſandte es am 26. Jan. 1789 an Lotte, und am 8. Feb. ſchreibt dieſe ihm: „Das Singſpiel von Jacobi hat mich gefreut, der Ton iſt ſanft und gefällig: was Phädon, und die Prieſterin zulezt, über die Götter ſagen und wie ſie Naiden beruhigen hat mir gefallen.“ [1]) Schiller und Lotte, p. 223 u. 243.

[1]) So lautet, nach gefl. Mittheilung des Herrn Dr. W. Fielitz der authentiſche Text, und nicht wie in dem gedruckten Briefwechſel, wo ſtatt Phädon „Phädra“ und ſtatt Naiden „wieder“ zu leſen iſt. Herrn Dr. Fielitz verdanke ich auch den obigen Nachweis über Aug. Lafontaine.

Die „kleine Neuigkeit", welche am Schluß des Briefes verheißen wird, iſt die Berufung zur Profeſſur in Jena, die wenige Tage vor dem Datum dieſes Briefes erfolgt war.

3. An Goeſchen.

2 Seiten in 4.

Jena den 11. Febr. 91.

(Von Goeſchen's Hand: empfg. den 14. do.)

Herzlichen Dank theurer Freund, für Ihren liebevollen Antheil an meinem Schickſal und dreifachen Dank der gütigen Vorſicht, daß ſie mich die Liebe meiner Freunde noch ſelbſt genießen, mich noch ſelbſt dafür danken läßt. Ich fange an mich aus dem kranken Zuſtand herauszuwinden aber mit ziemlich langſamen Schritten, weil der Anfall zu heftig war, und Krankheit und Kur mich äuſerſt erſchöpften. Dieſer Bruſtzufall entdeckte mir übrigens wie ſehr ich meine Lunge zu ſchonen habe, und ich fürchte ſehr, daß er auf meine hieſige Lage Einfluß haben wird. Das Collegienleſen iſt eine zu gefährliche Beſtimmung für mich, meiner Geſundheit wegen, und da Geſundheit doch überall vorgeht, ſo könnte es leicht kommen, daß ich mir dieſen academiſchen Beruf unterſagen müßte.

Sie waren ſo gütig, liebſter Freund, meine Zudringlichkeit mit dem Wechſel freundlich aufzunehmen, wofür ich Ihnen verbindlich danke. Wenige Wochen noch und ich kann ernſtlich an die Fortſetzung des 30jährigen Kriegs. Ich werde dießmal in der Ausarbeitung um ſo weniger geſtört ſeyn, da ich, meiner Bruſt wegen ſowohl dieſen Reſt vom Winter als den ganzen Sommer gar kein Collegium leſe, alſo ganz Herr meiner Zeit bin.

Da Sie, liebſter Freund, mit dem Wechſel ſo gefällig gegen mich waren, ſo ermuntert mich das zu einer zweyten Bitte, deren Erfüllung mir meiner Geſundheit wegen wichtig iſt. Mein Arzt will durchaus, daß ich dieſen Winter nie ohne Pelz ausgehe und noch beſitze ich keinen. In Leipzig, vermuthe ich, kann ich am beſten dazu gelangen, und Sie ſind wohl ſo gut, dieß zu beſorgen. Am liebſten iſt mir Fuchs, weil ich ihn weder zu gut noch zu ſchlecht haben möchte, doch gebe ich Ihnen Freyheit, wenn Sie einen ſchönen finden, ſich nach Ihrem Geſchmack zu richten, wenn mir der Pelz nur nicht viel über 5 Louisd'ors zu ſtehen kommt. Aber lieber Freund, ſehr bald müßte ich ihn

haben, weil er hier doch erſt gemacht werden muß. Wollen Sie daher mit Ihrer gewohnten Güte dieſe Bitte mir erfüllen, ſo wünſchte ich von heut über 8 Tagen ihn zu haben.

Ihrer vortreflichen Jette tauſend Dank von uns beiden für ihre Theilnahme an mir. Machen Sie aber nun ja, daß das Geſchäft abgethan wird, das Sie abhält nach Jena zu kommen. Mit offnen Armen ſoll Sie empfangen Ihr neu erſtandner Ihnen ewig treuer Freund

Fr. Schiller.

Den Bruſtzufall, von dem Schiller hier ſpricht, hatte er ſich im Januar in Erfurt durch eine Erkältung zugezogen. Er war am 11. Januar nach Jena zurückgekehrt. Unſer Brief ſcheint die erſte von Schiller ſelbſt herrührende Nachricht über dieſe Krankheit zu enthalten, von welcher er ſich eigentlich niemals ganz erholt hat. Der ſchlimmſte Rückfall war der vom 7. Mai in Rudolſtadt (ſ. den folgenden Brief). An Körner ſchrieb Schiller über dieſen erſten Anfall erſt am 22. Febr. — Auch dieſer Brief fehlt bei Goedeke, a. a. O., wo er ſeinen Platz nach Nr. 54 finden würde. Zwiſchen dem 5. Nov. 1790 und dem 15. Jan. 1792 findet ſich dort kein Brief an Goeſchen.

4. An Goeſchen.

3½ Seiten in 4.

Rudolſtadt d. 21. May 91.
(Von fremder Hand: Empfangen d. 27. May.)

Ein fataler Zufall, der Ihnen vielleicht ſchon von Jena aus zu Ohren gekommen, iſt Urſache liebſter Freund, daß Sie auf Ihren letzten Brief noch keine Antwort von mir erhalten. Heute vor 14 Tagen überfiel mich ein fürchterlicher krampfhafter Zufall wie Erſtickungen ſo daß ich nicht anders glaubte, als ob es mein letztes wäre. Doch erhohlte ich mich in einigen Stunden wieder und glaubte mich ſchon der Beſſerung nahe, als dieſe Engbrüſtigkeit am folgenden Tag zurückkam, wiewohl mit weniger drohenden Symptomen. Auch dieſe gieng vorüber und einige Stunden Schlaf, die ich am zweyten Morgen genoß, erweckten mir Hofnung, aber den darauf folgenden Abend erneuerte ſich der Anfall noch weit fürchterlicher als die vorigemal, ſo daß ich von allen den meinigen ſchon Abſchied nahm und jeden Augenblick hinzuſinken glaubte. Starke wurde durch einen Eil-

boten aus Jena gerufen und alle nur mögliche Mittel angewendet. Aber auch von dieſem Anfalle erhohlte ich mich, ehe Starke noch ankam, und von dieſer Zeit an kamen die Zufälle jeden Tag etwas ſchwächer, ſo daß ich nunmehr wieder außer dem Bette ſeyn kann. So fürchterlich dieſe Erſtickungen auch für mich und für alle Anweſende waren ſo geben mir doch meine zwey Aerzte die tröſtlichſten Verſichrungen und ſchließen aus dieſen Krämpfen ſelbſt, daß meine Bruſtbeſchwerden keinen Fehler in der Lunge zur Urſache haben wie ich ſchon bey Ihrem Hierſeyn fürchtete. Ich bin alſo wieder unter den Lebendigen, wenn mich etwa Briefe aus Jena todt geſagt haben ſollten, und dieſe letzte Krankheit ſelbſt hat mich über die Beſchaffenheit meiner Lunge beruhigt, denn ungeachtet der gewaltſamſten Anſtrengung, womit ich dem erſtickenden Krampfe entgegenarbeiten mußte, und welche ſo heftig war, daß ich bey jedem Athemhohlen ein Gefäß in der Lunge zu zerſprengen fürchtete, habe ich nie Blut ausgeworfen und ſtarke Doſes von Opium haben immer die Zufälle gelindert. Meine Furcht vor Lungenſucht wird alſo

ziemlich gehoben, und ich hoffe durch anhaltenden Gebrauch der Mittel, deren ich mich jetzt bediene, meine Gesundheit allmählig ganz wieder herzustellen.

Aber unserm Calender [1]) sind solche Zufälle freilich nicht günstig, denn diese 14 Tage mußten natürlicherweise alle meine Geschäfte ruhen. Besorgen Sie aber weiter nichts, denn das schlimmste was begegnen könnte, wäre dieses daß der diß-jährige Calender etwas kleiner in Volumine ausfiele, welchen Umstand das Publikum meiner Krankheit (die ich in einer kurzen Vorrede berühren werde) gern verzeyhen wird. Aber eben deßwegen wollte ich Ihnen rathen, liebster Freund, den diß-jährigen Calender nicht so eng als den vorjährigen drucken zu laßen, da ohnehin viele Leser sich über den überausengen Druck beklagen. Ueberlegen Sie dieses und wo möglich folgen Sie meinem Rath.

Die Erklärungen zu den Portraits sollen Sie in einigen Wochen zuverläßig haben, wo auch mit

---

[1]) Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1792. Erschien auch für 1791 und 1793. Die drei Jahrgänge enthalten Schiller's Geschichte des 30jähr. Krieges.

dem Druck des Calenders hier angefangen werden kann.

Ich habe auch in Ueberlegung genommen, ob ich den Carlos bei der neuen Ausgabe, die Sie davon machen wollen nicht gleich in einer neuen verbeſſerten Geſtalt liefern ſoll und ich glaube daß dieß gehen wird, wenn Sie ihn nicht früher als etwa auf Neujahr in Mscrpt haben müßen. Er würde etwa um den fünften vielleicht gar den vierten Theil kleiner ausfallen, und was Sie dabey erſparen könnte etwa auf einige Kupfer mehr verwandt werden [1]).

H. Prof. Heydenreich [2]) ſagen Sie recht ſehr viel verbindliches von mir und verſichern Sie ihn nochmahls, daß mir ſeine Beyträge zur Thalia ſehr willkommen ſeyn werden. Wird er mit 8 Rthlr. für den Bogen wohl zufrieden ſeyn? Dieß iſt was ich ihm geben kann und mit größtem Vergnügen gebe.

---

[1]) Der Plan kam nicht zur Ausführung. Don Carlos erſchien in abgekürzter Form erſt 1801.

[2]) Profeſſor der Philoſophie in Leipzig. In der Neuen Thalia, Heft 2, ſteht von ihm: Der erſte Mai, nach Buchananus.

Aus der Rechnung, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mitschickten, habe ich neuerdings ersehen liebster Freund, wie große Verbindlichkeit ich Ihnen schuldig bin, und wie sehr Ihre Güte mir zur Pflicht macht, was mich mein eigenes Herz auch ohne jeden andern Antrieb lehren würde. Rechnen Sie also darauf, theuerster Freund, daß ich alles thun werde was in meinem Vermögen steht, mein Glück mit Ihrem Beßten immer zu vereinigen, und mir beides als unzertrennlich zu denken.

Sie haben mir bey Ihrem Hierseyn erlaubt, daß ich Sie nach dem Zahltag erinnern dürfe, mir 30 Ld'ors zu übermachen. Können Sie dieß jetzt, so verbinden Sie mich sehr. Ich bleibe etwa noch 12 oder 14 Tage hier, daß Sie mir das Geld oder die Anweisung also directe nach Rudolstadt schicken können.

Der G. Prinz, der mir aufgetragen, Ihnen recht viel Empfehlungen zu sagen, hat sich über den Tod des jungen Grot [oder Gros?] sehr betrübt. Mein Schwager und meine Schwägerinn empfehlen sich Ihrem Andenken, und meine Lotte

ſagt Ihnen die herzlichſten Grüße. Alles freut ſich, daß es Ihnen in Rudolſtadt nicht misfallen hat, und Sie können es mit nichts beſſer beweiſen, als wenn Sie Ihre liebe Jette recht bald hieherbringen.

Für heute muß ich aufhören. Leben Sie recht wohl theurer Freund, und der Himmel helfe Ihnen glücklich durch die Meße. Ewig der Ihrige

Schiller.

Die hier beſchriebene Krankheit iſt die, welche den Dichter mit dem Grafen Schimmelman und dem Herzog von Auguſtenburg in Verbindung brachte. Es ſcheint dies der erſte Brief zu ſein, den Schiller nach der Geneſung ſchrieb. Im Briefwechſel mit Körner befindet ſich kein Brief Schiller's zwiſchen dem 10. April und 24. Mai. Nach der Stelle am Anfang „Heute vor 14 Tagen" u. ſ. w., fällt der Beginn der Krankheit auf den 7. Mai. Selbſtverſtändlich fehlt auch dieſer Brief, wie die beiden vorhergehenden bei Goedeke, deſſen Sammlung kaum ein Stück von gleich bedeutendem Intereſſe aufzuweiſen hat.

5. An Friedr. Heinr. Jacobi.

3 Seiten in 4.
(Von Jacobi's Hand: Friedrich Schiller zu Jena. e. d. 1ſten Sept. 1794. b. d. 10ten.)

Hochwohlgebohrner
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath

Es iſt ein zu alter und zu lebhafter Wunſch in mir, einen Mann zu begrüßen deſſen herrlicher Genius ſchon längſt meine Huldigung hat, als daß ich die gegenwärtige Veranlaſſung dazu nicht mit Freuden ergreifen ſollte. Beiliegendes Blatt [1])

[1]) Die „Privatanzeige für die Mitarbeiter" der Horen, welche Schiller in ſeinem Briefe an Cotta 14. Juni 1794 erwähnt, ein gedrucktes Blatt in fol., datirt 13. Jan. 1794, abgedruckt in Schiller's ſämmtl. Schriften, hiſt.-krit. Ausg. X, 232—235, ſowie in den drei Ausgaben des Schiller-Goethe'ſchen Briefwechſels. Das unſerm Briefe beiliegende Exemplar hat die Ueberſchrift „Die Horen", von Schiller's Hand, wie auch die Worte „in dem Buchhändler Cotta a. Tübingen", wo vom Verleger, und „vier" (Louisd'or), wo vom Honorar die Rede iſt. Das Exemplar, welches für den Abdruck in den Sämmtl. Schriften diente, hat ſechs Louisd'or. Nach dem Contract zwiſchen Schiller und Cotta (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta, p. 9—11) war das niedrigſte Honorar 3, das höchſte 8 und das mittlere 5 Louisd'or für den Bogen. —

unterrichtet Sie von einer litterariſchen Unternehmung, die ſowohl durch die Anzahl als das bekannte Verdienſt der dazu getretenen Mitarbeiter etwas nicht gemeines in dieſem Fache zu leiſten verſpricht. Dieſer ſchöne Bund von Geiſtern würde aber unvollkommen ſeyn, wenn der Verfaſſer von Allwills Briefſammlung und Woldemars ſich davon ausſchließen ſollte. Ich bitte alſo Euer Hochwohlgebohren, ſowohl in meinem eigenen als in aller Intereßenten Nahmen, um Ihre thätige Theilnahme an dieſem Inſtitut, unter den in der Beylage bemerkten Bedingungen. H. von Göthe, Herder, Garve, Engel, Fichte, beide Herren von Humboldt, Genz aus Berlin und noch mehrere andere ſind bereits dazu getreten, und wir haben Hofnung, daß auch vielleicht H. Kant uns einige Beyträge nicht verweigern werde. Unſre Verbindlichkeit würde dadurch noch vergrößert werden, wenn Sie uns [in] den Stand ſetzen wollten, gleich eines von den erſten Stücken mit einem Aufſatze von Ihrer Hand zu zieren. Uebrigens unterwerfen wir

---

Am Fuße unſeres Exemplars ſteht „H. Geh. Rath Jacobi in Pempelfort", ebenfalls von Schiller's Hand.

uns bereitwillig allen Bedingungen, welche uns ſonſt noch vorzuſchreiben, Ihnen gefallen wird.

Jena den 24. Aug. 1794.

Hochachtungsvoll verharre ich

Ew. Hochwohlgebohren gehorſamſter Diener

Fr. Schiller.

6. An Friedr. Heinr. Jacobi.

3 Seiten in 4.

Jena, den 25. Januar 95.

(Von Jacobi's Hand: Schiller e. d. 10ten Febr. 1795.)

Sie erhalten hier, mein vortrefflicher Freund, den Anfang der Horen, von dem ich wünſche, daß er im Aeußern wie im Innern Ihrer Erwartung entſprechen möchte. Große Mannichfaltigkeit finden Sie darinn freilich noch nicht; dieſe läßt ſich in dem engen Raum von 93 Seiten, worauf wir in dieſem erſten Stücke beſchränkt waren, nicht wohl zeigen. Zu dieſer Mannichfaltigkeit des wahrhaft guten beyzutragen wird auf Sie Selbſt ſehr viel

ankommen, und wie ungern ich auch das Amt eines Mahners übernehme, ſo nöthigt mich doch meine Redacteurs Pflicht, und die Beſorgniß für das Beſte unſerer gemeinſchaftlich[en] Unternehmung, Ihnen Ihr gütiges Verſprechen wieder in Erinnerung zu bringen. Der böſe Krieg, der ſo viele Menſchen ins Verderben ſtürzt, erſtreckt ſogar auf die Horen ſeinen unglückſeligen Einfluß, indem er Sie, mein edler Freund, den Muſen entführt, und tüchtig umhergetrieben hat. Meine Bitte bey Ihnen zu unterſtützen erwarte ich noch eine Beylage von Göthe, die er mir zu ſchicken verſprach. Laßen Sie dieſe doppelte Supplik nicht vergeblich ſeyn.

Daß Sie Ihre Flucht nicht in unſre Gegend genommen haben! Wie glückliche Stunden hätten wir im Ideen Wechſel mit Ihnen zubringen können. Göthe iſt jetzt ſehr oft hier mit Meyern, dem vortrefflichen denkenden Künſtler. Humboldt wohnt mir gerade gegenüber, und ſo bringen wir manche traute Stunde mit einander zu, die durch Ihren genialiſchen Umgang noch mehr belebt werden würde.

Sie verlangten zu wiſſen [1]), wie weit ſich das Interdikt erſtrecke, das wir auf politiſche Gegen-

ſtände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Innhalt dieſes erſten Stückes hinreichend beantwortet ſeyn. Sie finden, daß wir dem philoſophiſchen Geiſt keineswegs verbieten, dieſe Materie zu berühren: nur ſoll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthey nehmen, und ſich jeder beſtimmten Beziehung auf irgend einen particulären Staat und eine beſtimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unſerer Zeit ſeyn und bleiben, weil es nicht anders ſeyn kann; ſonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſeyn.

Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, deſſen Werth ich in ihrem ganzen Umfang empfinde, und die ich mit dem aufrichtigſten Herzen erwiedere.

Schiller.

---

[1]) Jacobi's Brief an Schiller findet man in: Fr. Heinr. Jacobi's auserleſener Briefwechſel (2 Bde., Leipz. 1825—27), Bd. II, p. 181—183, u. bei Urlichs, Briefe an Schiller, p. 191.

7. An Friedr. Heinr. Jacobi.

3 Seiten in 4.

Jena den 9. Jul. 95.

(Von Jacobi's Hand: e. zu Eutin d. 18ten.)

Um Sie, vortrefflicher Freund, über das Schickſal Ihres Mscrpts keinen Augenblick ungewiß zu laſſen melde ich Ihnen nur in 2 Worten die glückliche Ankunft deſſelben und meine herzliche Freude über ſeinen Innhalt. Ob ich gleich in einigen Punkten, die Sie darinn berühren, meinen eigenen Glauben habe, ſo bin ich doch in allen übrigen Stücken von der Wahrheit deßen, was Sie beſcheiden nur „Ihre Meinung" nennen durchdrungen, und die Liberalität mit der Sie über die Schonung menſchlicher Vorſtellungsarten ſprechen, athmet den Geiſt der ächteſten und humanſten Philosophie. Gar zu gerne begegnet es den Analyſten das Leben von dem Körper und den Geiſt von der todten Hülle zu trennen, und was oft bloß Formel und Buchſtabe iſt mit einer Rigidität und Unduldſamkeit, als wenn es der lebendige Geiſt wäre, zu vertheidigen. Die Geſtändniße, welche Sie bey dieſer

Gelegenheit ablegen ſollten billig beyde Partheyen, die Religions Eiferer und die Religionshaſſer ſchaamroth machen, und zur Verträglichkeit führen.

Ich freue mich Ihren Aufſatz mit mehrerer Muße gedruckt zu durchleſen [1]), denn da ich ihn heute noch nach Tübingen abſenden muß, ſo konnte ich mir noch nicht die gehörige Zeit dazu nehmen. Der Freyheit gemäß, die Sie mir bewilligten, habe ich auf einen andern Titel gedacht, in welchem etwas von dem Innhalt vorkäme; ich fand aber keinen, der mir ſchicklich genug ſchien, und habe daher den Ihrigen beybehalten, welcher Sie auch bey künftigen Fortſetzungen deſto weniger genieren wird.

Mit rechtem Verlangen erwarte ich die von Ihnen zunächſt verſprochene Fortſetzung.

Humboldt iſt bereits ſeit 9 Tagen abgereißt.

---

[1]) Derſelbe erſchien im 8. Stück des Jahrg. 1795 der Horen: Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde. Die von Schiller erwartete Fortſetzung iſt nie erſchienen. Außer dieſem hat Jacobi überhaupt keinen Beitrag zu den Horen geliefert.

Ich werde ihm aber Ihren Brief nach Berlin nachſenden.

Schenken Sie ein freundliches Andenken Ihrem ewig ergebenen

F. Schiller.

8. An Friedr. Heinr. Jacobi.

3 Seiten in 4.

Jena den 5. 8br. 95

(Von Jacobi's Hand: Schiller, e. d. 14ten Oct. 1795.)

Von den Gedichten, die ich Ihnen, mein edler, vortrefflicher Freund, noch in Mscrpt habe ſenden wollen, erhalten Sie hier einige im 9ten Stücke der Horen abgedruckt und die übrigen werden in wenigen Wochen in meinem Almanach und im Xten Horenſtücke ſich praesentiren. Nur einige wenige, die ich noch im Mscrpt vorräthig habe, lege ich hier bey. Möchten ſie Ihnen einiges Vergnügen ſchenken!

Darüber daß ich die Göthe'ſchen Elegien in die Horen aufgenommen habe und noch heute darinn

aufzunehmen willig und bereit ſeyn würde, werde ich, wenn nur einigermaßen meine Zeit es erlaubt, öffentlich in einem kleinen Aufſatz über die Schaamhaftigkeit der Dichter oder wie er ſonſt betitelt ſeyn mag [1]), meine Gründe angeben. Borgen Sie mir alſo noch biß auf dieſe Gelegenheit.

Mit großem Verlangen ſehe ich den Veränderungen, die Sie im Woldemar getroffen entgegen, und mit nicht geringerem erwarte ich die Fortſetzung Ihres In den Horen angefangenen Aufſatzes. Die Druckfehler, die ſich im erſten Theile eingeſchlichen, thun mir ſehr leid, und ich werde dem Corrector fürs Künftige die größte Pünktlichkeit zur Pflicht machen.

Ich hoffe, daß Cotta nicht unterlaßen wird, Ihnen die neuen Horenſtücke unmittelbar zuzuſenden.

Entſchuldigen Sie meine Eilfertigkeit. Ich habe heute meinen Expeditionstag, und doch wollte ich nicht anſtehen laßen, Ihren mir ſo angenehmen

---

[1]) Iſt unterblieben.

Brief mit dem früheſten zu beantworten. Vale faveque.

Ihr

Sch.

9. An Carl Spener[1]) in Berlin.

3 Seiten in 4.

Jena 4. Sept. 96.

(Von Spener's Hand: accept. 10 — resp. eodem die.)

Für Ihre Gefälligkeit, das Papier zu dem Kupferſtich für meinen Almanach hergeben zu wollen, bin ich Ihnen für mich ſelbſt und in H. Cottas Nahmen recht ſehr verpflichtet. Schon dies allein würde hinreichend ſeyn, mich zu Erfüllung Ihres Verlangens zu beſtimmen, wenn auch nicht ſchon die Erinnerung an unſre zwar kurze und flüchtige Bekanntſchaft zu Leipzig im Jahr 1785 mir den Wunſch einflößte, Ihnen etwas angenehmes zu erzeigen. Wenn Sie mir alſo noch einige Wochen Friſt geben können (denn in dieſer Zeit

[1]) Ueber ihn ſ. Goedeke, Geſchäftsbriefe Schiller's, p. 191—192.

habe ich mit meinem Musen Almanach und den Horen alle Hände voll zu thun) so sollen Sie ein kleines Gedicht wie Sie es wünschen erhalten. Ich vermuthe, daß das Gedicht keine besondere Beziehung auf etwas zu haben braucht, und Ihr Zweck schon erreicht seyn wird, wenn es überhaupt nur ein muntrer Neujahrswunsch ist. Müßte es aber auf etwas besonderes anspielen, so werden Sie so gütig seyn mich näher zu unterrichten, weil ich von dem Guckkasten Mann hier noch nichts habe zu Gesicht bekommen können.

Von heut in 12—14 Tagen können Sie darauf rechnen es zu erhalten.

Zugleich ersuche ich Sie mich Herrn Bolt auf das beßte zu empfehlen, weil ich demselben heute nicht selbst mehr werde schreiben können. Daß er noch Zeit und Lust zur Terpsichore gefunden, erfreut mich sehr und ich bin Ihm höchlich dafür verpflichtet.

Ich verharre mit wahrer Werthschätzung und Ergebenheit

Ihr geh. Diener

F. Schiller.

Die Briefe Schiller's an Carl Spener galten als verloren, ſ. Schiller's ſämmtliche Schriften, hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe XI, 442. — Dieſer eine iſt denn wenigſtens gerettet, und er ergänzt die „Geſchäftsbriefe“ auf ſehr glückliche Weiſe, denn dort, S. 192—193, findet man Spener's Antwort auf dieſen Brief, vom 10. September. In Schiller's Kalender kommt der Name Spener zuerſt am 25. Auguſt 1796 vor; unter dieſem Datum war ein Brief von ihm bei Schiller eingetroffen, auf den Schiller am 4. September wie oben antwortete, während er dieſe Antwort im Kalender fälſchlich unter dem 5. September notirte. Das „kleine Gedicht“ für den Gucklaſtenmann iſt „Spiel des Lebens“, welches, wie K. Goedeke bemerkt, erſt durch Spener's Brief verſtändlich geworden iſt. Schiller ſandte es an letzteren am 11. October, nachdem dieſer am 27. September an das erhaltene Verſprechen erinnert hatte, wie man aus dem „Calender“ erſieht, wo es unter dieſem Datum unter den Abſendungen heißt „Spener, Gedicht“. Vgl. auch Urlichs, Briefe an Schiller, p. 271. In den „Geſchäftsbriefen“ findet man noch verſchiedene Briefe Spener's an Schiller, aber keinen Schiller's an ihn, obgleich der Kalender noch vier an ihn gerichtete Briefe notirt: 11. und 31. October 1796, und 7. und 29. April 1797. Vielleicht lockt unſere

Mittheilung den einen oder anderen an's Tageslicht.

Ueber „Herrn Bolt" ſ. den folgenden Brief.

10. An Fr. Bolt in Berlin.

3 Seiten in 4.

Jena den 18. 9br. 96.

Entſchuldigen Sie doch, hochgeehrteſter Herr, daß ich Sie einige Poſttage vergebens auf Nachricht warten ließ. Ein Todesfall in meiner Familie hat mich auf eine traurige Art zerſtreut, und läßt mich auch heute nur das Nothwendigſte beſorgen.

Ich danke Ihnen auf das verbindlichſte für Ihre ſchöne Arbeit ſowie auch für die freundſchaftliche Beſchleunigung dieſes Geſchäfts, die dem Almanach ſo vortheilhaft iſt. Zugleich erſuche ich Sie, einſtweilen 2000 Abdrücke davon machen zu laßen und mir ſolche mit dem bäldeſten hieher nach Jena zu ſenden.

Herr von Humboldt iſt, wie ich hoffe, jetzt in

Berlin wieder angelangt, und wird meine Schuldigkeit gegen Sie entrichtet haben. Die Koſten des Papiers und Abdrucks wird Herr Spener ſo gütig ſeyn zu übernehmen und Herrn Cotta in Rechnung zu bringen.

Die Gedichte Ihres Freundes ſind um mehrere Wochen zu ſpät für den Almanach gekommen, weil die letzten 100 Seiten ein zuſammengehörendes Ganzes von Epigrammen ſind, zwiſchen welches nichts mehr konnte eingeſchoben werden. Vielleicht aber gefällt ihm ein Platz in dem nächſten Jahrgang, den ich ihm gerne aufthun werde.

Hochachtungsvoll verharre ich

Ew. Hochedelgebohren gehorſamſter Diener

Schiller.

Mit den Briefen Schiller's an den Kupferſtecher Fr. Bolt geht es ähnlich wie mit den Briefen an Spener: der obige iſt der einzige, der erhalten ſcheint. Vor etwa 20 Jahren ſollen Schiller's ſämmtliche Briefe an ihn, circa 30 (?) an der Zahl, in Berlin noch beiſammen geweſen und von einem Sammler nach Holland entführt worden ſein, wie mir Herr v. Maltzahn mittheilte. Möchte dieſe

Notiz zu ihrer Entdeckung führen! Im „Calender" ſind nur 3 Briefe an Volk notirt, den obigen eingeſchloſſen: 8. und 22. Juli, 19. (18.) September 1796.

Volk war mehrmals für Schiller thätig. Von ihm wurde das Titelkupfer zum Muſenalmanach 1796, ein Apoll, geſtochen. In obigem Briefe handelt es ſich um das zum Muſenalmanach für 1797, den ſogen. Xenien-Almanach, der in 2 Auflagen unter Schiller's Augen in Jena, und in einer dritten in Tübingen gedruckt wurde. Das Kupfer ſtellt Terpſichore dar (ſ. oben, den Brief an Spener).

Das Titelkupfer wurde von Spener gedruckt, der am 27. September 1462 Exemplare an Schiller ſandte, nachdem Volk am vorhergehenden Poſttage ſchon 50 abgeſandt hatte. Vgl. Urlichs, Briefe an Schiller, p. 268 (No. 160). Da Schiller aber 2000 Exemplare verlangte, wurden noch 500 abgezogen — Auch noch ſpäter lieferte Volk Kupfer zu Werken Schiller's, wie man aus den Geſchäftsbriefen bei Goedeke erſehen kann.

Der obige Brief ſteht im „Calender" wieder falſch unter dem 19. September notirt, wie auch unter den angekommenen Briefen die Nachricht von des Vaters Tode: „Solitude. (Nachricht von des lieben Vaters Tode)", denn dies iſt die Eingangs

erwähnte Trauerbotſchaft. Joh. Caspar Schiller war am 7. September geſtorben. Die mehrfachen Abweichungen des Kalenders von den Briefdaten laſſen ſich vielleicht ſo erklären, daß die Kalenderdaten den Tag der Abſendung bezeichnen, der dem der Abfaſſung folgte.

11. An J. P. von Langer in Düſſeldorf.

3½ Seiten in 4.

Vor zehen Tagen erhielt ich Ihr verbindliches Schreiben und vorgeſtern durch Spedition Herrn Meiers aus Francfurt die ſchöne Mahlerey, die Sie mir darinn ankündigen. Sie erweiſen mir allzuviel Ehre, wenn Sie mein Urtheil darüber für etwas gelten laßen wollen; ich bin ein großer Freund und Bewunderer aber nichts weniger als ein eigentlicher Kenner von Werken der bildenden Kunſt. Bloß als Liebhaber kann ich alſo dieſes Stück beurtheilen. Ich finde es vortreflich gerathen und von der angenehmſten Wirkung. Eine Kunſt, welche die Werke vorzüglicher Meiſter, in dieſer Vollkommenheit, auf eine leichte, nicht zu koſtbare

Weiſe zu vervielfältigen im Stand iſt, ſcheint mir in hohem Grade nützlich und aufmunterungswürdig. Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, daß der gute Geſchmack im Decorieren der Zimmer durch eine ſolche mechaniſche Nachbildung ſchöner und auserleſener Künſtler Werke weit mehr gewinnen würde, als durch diejenige Produkte der freien Nachahmung oder Erfindung, welche der Modegeſchmack auf die Bahn bringt.

Mit größtem Vergnügen werde ich daher das meinige beytragen, eine ſo nützliche Unternehmung zu empfehlen, und weil ſich vielleicht im Kreiſe meiner Bekanntſchaft Liebhaber dazu finden, die nähere Notizen von mir verlangen, ſo erſuche ich Sie, mich von dem Preiſe der Stücke, ſowohl von der Größe des Clio als auch kleinerer gütigſt zu benachrichtigen.

Wenn Sie mir erlauben, das überſandte Stück noch einige Wochen lange bei mir zu behalten, ſo werde ich Gelegenheit haben, das Urtheil mehrerer trefflichen Kunſtkenner aus hieſiger Gegend darüber einzuziehen, und ſo durch beſſere Bekanntmachung

deſſelben Ihren Wünſchen um ſo beſſer zu entſprechen.

Mit vollkommener Hochachtung verharrend

Jena den 12. April 1797.

Dero gehorſamſter Diener

F. Schiller.

J. P. v. Langer war ſeit 1789 Director der Düſſeldorfer Akademie, 1806 wurde er als Director der Kunſtſchule nach München berufen. Es iſt kein anderer Brief Schiller's an ihn bekannt. Die mechaniſche Vervielfältigung der Malereien betrieb er im Verein mit Johann Böninger, denn von dieſem und ihm ſelbſt iſt der Brief aus Duisburg vom 20. März welcher die Sendung an Schiller begleitete, unterzeichnet. Man findet denſelben bei Urlichs, Briefe an Schiller, p. 279 abgedruckt. „Die ſchöne Mahlerey" iſt ein Clio, welche jetzt als Ofenſchirm in Greiffenſtein dient, wie mir Herr Dr. W. Fielitz mittheilt. Auch an Goethe wurde dieſelbe geſandt, denn dieſer ſchreibt an Langer am 26. April 1797: „Die Abbildung der Muſe, welche Sie mir zugeſchickt haben, iſt wohlerhalten bei mir angekommen, und Ihre Anſtalt iſt durch dieſes Bild, ſo wie durch die übrigen, die Sie uns ge-

ſchickt haben, genugſam bekannt geworden“ ꝛc. (Hirzel, Verzeichniß, S. 207.) Goethe blieb auch in ſpäteren Jahren mit ihm in Verbindung. Er ſchrieb ihm am 17. Jan. 1814, und am 4. Juli 1817 gab er der Malerin Luiſe Seidler einen Empfehlungsbrief an Langer mit. S. auch Goethe an Heinr. Meyer, Jena 26. März 1818. Auch zu Langer's Sohn hatte Goethe Beziehungen; er ſchrieb ihm in den Jahren 1803 und 1804. Schiller und Goethe correſpondirten mehrfach über Langer's Erfindung. Vgl. die Nummern 297, 302 u. 303 im Briefwechſel der beiden Dichter. — Dieſer Brief iſt im „Calender“ wieder verſpätet, unter dem 14. Sept. notirt, alſo iſt er wohl dann erſt abgegangen.

Charlotte von Schiller

1. An Goeſchen.

2¼ Seiten in 8.

Rudolſtadt den 12. Juni 91.

(Von Goeſchen's Hand: empfangen d. 16ten.)

Ich ſoll Ihnen werther Freund, durch einige Zeilen, den richtigen Empfang Ihres Briefs u. des darin eingeſchloſſenen Geldes melden, in nahmen meines geliebten Schillers und Ihnen ſeinen Dank dafür ſagen. Er würde es ſelbſt gethan haben wenn er nicht eine unruhige Woche zu überſtehen gehabt hätte. Es kam wieder ein Anfall von Krämpfen, der nicht ſo anhaltend wie die erſten war, aber doch heftig; Er läßt Ihnen ſagen er hoffe in einigen Wochen ganz davon befreyt zu ſeyn; er ſoll nun Schlackenbäder, mit Kräuterbädern abwechſelnd gebrauchen, u. ſtärckende Mittel noch überdem, dies hoffte er ſoll ihm ſehr gut

thun, ſeine Aerzte, Hofrath Starcke in Jena, und unſer hieſiger Arzt hoffen ſehr gute Wirkung von den ſtärckenden Mitteln. Welche Unruhe in meiner Seele herrſcht wenn ich meinen Theuern Schiller leiden ſehe, fühlen Sie mit mir, Sie haben es ja ſelbſt erfahren. Recht herzlichen Antheil haben wir an der Krankheit der lieben Frau Gemahlin genommen, und an Ihren Kummer; Ich hoffe aber es iſt wieder ganz beſſer, und auch mit unſern Schiller wird es bald ſo werden. Ich ſoll Ihnen die herzlichſten wärmſten Grüße von Schiller ſagen, auch meine Schweſter und Schwager, wie meine Mutter empfehlen ſich Ihnen gar ſehr, der lieben Frau Gemahlin verſichern Sie unſrer freundſchaftlichen Ergebenheit, und von mir Empfangen Sie die Verſicherung meiner Hochachtung und Freundſchaft.

Schiller gebohrne v. Lengefeld.

Adreße: An Se. Wohlgebohren
Herrn Buchhändler Göſchen
in Leipzig

2. An Goeſchen.

3 Seiten in 4.

Weimar den 6ten Xber 1804.

Ich muß Ihnen verehrungswürdiger Freund an Schillers ſtatt heut ein Wort ſagen; wenn ſein angreifender Catharr der ihm die geiſtigen wie cörperlichen Kräfte raubt nicht eben abhielt Ihnen ein Wort zu ſagen, ſo wollte ichs dem Schickſal danken daß es mir eine Gelegenheit giebt, Ihnen ſelbſt meine Geſinnungen der Achtung u. Freundſchaft auszuſprechen durch meine eigne Feder. Ich freue mich immer wenn ich Ihnen oder jemand der Ihnen angehört ſehe weil Ihre Freundſchaft uns durch unſer ganzes Leben begleitete und der Anfang unſrer Freundſchaft ſo alt iſt wie mein Zuſammenleben mit Schiller. Wir ſollten uns, je älter wir werden, je öfter ſehen um uns der Gegenwart u. Vergangenheit dabey zu erfreuen. Ich hoffe Ihre geliebte Gattin iſt wohl, und alle Ihre Kinder, damit Sie auch wohl ſind. — Wenn unſre Freundin Ihnen begleitet hätte zu uns, ſo würde ich der angenehmen Stunden die Sie uns

ſchenkten noch mit mehr Freude denken, denn ich ſehe dieſe liebe Freundin ſo gern!

Ich ſoll Ihnen von Schiller mit den herzlichſten Grüßen begleitet die beſten Entſchuldigungen vortragen daß er Ihnen juſt für die erſten Hefte des bewußten Journals nichts über die ſchöne weibliche Erſcheinung unſrer Gr. F.[1]) ſagt, weil er jetzt ganz unfähig zur Produktion iſt, dann will er ſie gern noch beobachten, weil dieſer ſchöne Carakter eine Tiefe u. Gehalt hat, dem man je länger je inniger aufpaſſen[2]) möchte, und ſo fein und zart wie ſie ſelbſt daſteht möchte Schiller ſie auch gern beobachten. — Meine Schweſter die Ihnen auch ſehr viel ſchönes u. gutes ſagt, iſt auch krank, u. hat Gicht im Kopfe, da iſt auch ihr keine Muſe noch erſchienen. Ich habe in dieſen Tagen nur von Schillers Zimmer, mich zu meiner Schweſter begeben, weil ich beide gern pflegen möchte, dabey mußte ich mich auch in der Welt im Nahmen

---

[1]) Groß-Fürſtin.

[2]) Undeutlich ob aufpaſſen oder auffaſſen; zu letzterem würde aber das ſehr deutlich ausgeſchriebene dem nicht ſtimmen.

meiner Familie zeigen, ſo iſt unſre Lebensweiſe jetzt . . .[1]) fröhlichen Ankunft, u. ich fürchte wohl Schiller wird noch lange das Zimmer hüten müßen, weil er ſo empfindlich für Zug und Luft iſt, wenn er einmahl die catharraliſche disposition hat, doch hat er kein Fieber dies beruhigt mich, u. ich hoffe es ſoll keine Folgen haben wenn er ſich ſchont. Ich ſehe immer lieber er ſchont ſich zu viel, als daß er ſich vergißt im geſellſchaftlichen Leben, wo er manches zu leicht nimmt, wenn es ihm gerade wohl iſt, u. die böſen Folgen ſind doch alsdann unvermeidlich. Empfangen Sie von Schiller u. mir die herzlichſten beſten Grüße, u. ſo iſt Ihre liebe Frau gegrüßt. Schiller hoft Ihnen bald ſelbſt zu ſchreiben. Bleiben Sie geſund mit den Ihrigen und denken unſer mit Freundſchaft.

Charlotte Schiller.

Adreße: Dem Herrn
Goeſchen Buchhändler
in
frey. Leipzig.

[1]) Hier hat der Brief eine kleine Lücke.

Das „bewußte Journal", von dem hier die Rede, iſt das „Journal für deutſche Frauen" vom Januar 1805 an bei Goeſchen erſchienen. Goeſchen hatte Schiller im November in Weimar beſucht. In Schiller's Kalender heißt es zum 14. Nov. „War Goeſchen hier". Am 22. Nov. ſchrieb Goeſchen wieder an Schiller von Leipzig aus, vom erwähnten Journal ſprechend: „Das Glück ſcheint es zu begünſtigen. Der Charakter der Erbprinceßin k. Hoheit, fehlt nur noch, und es kann der Anfang des Druckes gemacht werden. Dieſer Aufſatz ſoll an die Spitze kommen" und am 3. December „Den Aufſatz über die Erbprinzeß hätte ich gar gern. Die ganze Welt iſt verliebt in ſie und wir wünſchen ihn noch in das erſte Stück zu bringen". Aus unſerem Briefe erſieht man, daß Schiller verſprochen hatte, dieſen Aufſatz zu liefern und nicht die Wolzogen, wie Goedeke, Geſchäftsbriefe, p. 326, vermuthet. Schiller iſt nicht mehr dazu gekommen, den Vorſatz auszuführen. Erſt der Aufſatz „Ein Portrait" im Jahrg. 1806 des Journals ſcheint der Großfürſtin zu gelten. S. Goedeke a. a. O.

3. An Chr. Gottfr. Körner.

7¼ Seiten in 8.

Weimar den 13ten Juni 1811.

Nur wenige Worte heut, theurer Freund, mit dieſer Sendung, des noch zurückgebliebenen mediciniſchen Aufſazes. In den beyliegenden Papieren ſind denke ich alle Antworten die Sie zu beantworten gewünſcht haben.

Ich denke Sie beſizen alle vier Bände Proſaiſche Schriften [1]), ſonſt ſende ich ſie Ihnen. —

Auch die Rechtsfälle [2]) kann ich von Jena verſchreiben.

Ich freue mich recht auf Ihre Arbeit, denn der Seegen der Liebe und Freundſchaft wird auf Ihnen ruhen, und das Andenken unſers Schillers daß Sie ſo heilig umſchwebt, wird Ihnen in lebhaften und friſchen Farben die Erinnerungen beleben. —

Er würde ſich am liebſten von Ihnen gezeichnet geſehen haben, das fühle ich. —

---

[1]) Kleinere proſaiſche Schriften von Schiller. 4 Bde. Leipzig, Cruſius, 1792—1802. 8vo. min.

[2]) Merkwürdige Rechtsfälle, nach Pitaval, ſ. unten.

Hat Ihnen Cotta nicht einige Winke gegeben, wie er es mit den zeitlichen[?] meint?

Ich habe neulich eine Notiz bekommen die ich Ihnen nicht verschweigen will. Ich habe den Contract erfahren durch Herders Verwandte, den sie mit ihm hatten. Cotta hat vier Louisd'ors für den Bogen gedruckte Sachen gegeben für das was noch nicht gedruckt war, in der Sammlung, 5 L. den Bogen.

Ich habe nun den Ueberschlag neulich gemacht nach zwölf Bänden, und da hätte ich nach diesen Maaßstab, über 9000 Thlr. Aber ich denke wohl, daß Cotta dies anders berechnen würde, da unter den Sachen von Herder, vielmahl gedruckte Sachen, Vorreden zu Gesangbüchern, Cathechißmus u. s. w. kömmt, u. dann ist es doch nicht für Ein Publikum, weil Theologie, Philosophie u. Schöne Wissenschaften nicht gleiche Anhänger und Theilnahme erwecken, daß wenn die Zeit die für Speculationen nicht günstig, ihm nicht seine Kräfte hemmt, so hoffe ich wird er thun was er kann u. bey mir nicht so berechnen, da er dankbar fühlt, was Schillers Freundschaft ihm war, und wie er

eigentlich ſeinen Verhältniſſen u. Anſehen den Anſtoß gab. Meyer der Sie wohl in Carlsbad ſehen wird, ſprach mit mir neulich, auch er ſagte, daß Cotta bey uns nicht würde ungroßmüthig ſein, weil er fühlte was er Schillers Freundſchaft alles verdanke. Er iſt mit mir, u. den Kindern immer ſich gleich, u. aufmerkſam, und delikat. Alſo rechne ich auch in der Folge auf ihn.

Erſte Abtheilung der Memoiren [1]) ſind 4 Bände, davon 3 von Schiller herausgegeben, der 4te von Woltmann. Zweyte Abtheilung ſind 4 Bände unter Schillers Aufſicht und Einfluß, auch Vorreden über die Franzöſiſche Geſchichte der Jahre 1540 bis zu Heinrich III. Todt, der Achte Band iſt mit einer Vorrede von Paulus begleitet. Sechs Bände von Sullys Memoires, ſind darinn. Im Ganzen beſitze ich 22 Bände, alſo 18 Bände von

[1]) Allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neueſten Zeiten, herausg. von Friedr. Schiller. I. Abtheilung, Band 1—3. Jena, Joh. Mich. Mauke, 1790. 8vo. — II. Abth., Band 1—5. Ebendaſ., 1791—93. 8vo. — Nur dieſe Bände der Sammlung enthalten Beiträge von Schiller.

der zweyten Abtheilung. Vor dem Erſten Theil der Geſchichte der Maltheſer [1]), iſt auch eine Vorrede von Schiller. Niethammer hatte die Ueberſetzung angefangen. —

Die Rechtsfälle von Pitaval [2]) habe ich meinem Sohne gegeben der ſie in Heidelberg beſizt, ſonſt wollte ich ſie ſenden. Es iſt aber in Jena bei Mauke herausgekommen, in den Jahren 91 bis 93, wünſchen Sie ſie ſo verſchreibe ich ſie. Die Recenſionen ſind alle in dem vierten Band der vermiſchten Proſaiſchen Schriften.

Die über Egmont [3]) iſt wohl 1785 entſtanden weil Schiller ſich damahls mit beſchäftigte, 1790 wohl Matthiſſon [4]) und Bürger [5]). Sonſt ſind mir keine bekannt. Alles findet ſich in dem vierten

---

[1]) Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, von M. N. bearb. und mit einer Vorrede verſehen von Schiller. 2 Bde. Jena, Cuno's Erben, 1792–93. 8vo.

[2]) Merkwürdige Rechtsfälle ꝛc. Nach dem franzöſ. Werk des Pitaval, mit einer Vorrede, herausg. von Schiller. 4 Thle. Jena, Cuno's Erben, 1792–95. 8vo.

[3]) Erſchien zuerſt in der Jenaer Literaturzeitung, September 1788.

[4]) Ebendaſelbſt, September 1794.

[5]) Ebendaſelbſt, Januar 1791.

Band. Auch die Vorreden, von den Memoiren Blos die nicht die zur Fr. Geſchichte gehören.

Die Mediziniſche Rede [1]) hat keine Jahrszahl, ſie iſt wohl früh geſchrieben, weder Zeit des Druckes u. Erſcheinung iſt angegeben.

Die Dame in Franken, iſt die Mutter der Wollzogens, und meines Schwagers, ſie hatte drey Söhne in der Akademie, in Stuttgardt, und, hat Schiller damahls auf das uneigennüzigſte, u. liebreichſte verborgen [2]) da er entflohen war. Er hat ſie ſein ganzes Leben wie ein Sohn geliebt, und ſie ihm auch. — Sie war in Meinungen an dem Onkel meiner Mutter, Geheimrath Wollzogen verheyrathet, u. welche ihren Mann frühzeitig [verlor] u. hat ſich mit ſeltnem Geiſt und Faſſung durchgebracht durchs Leben, u. ihr immer heiter thätiger einfacher Karakter, war Schiller unendlich viel werth. —

---

[1]) Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen, eine Abhandlung, welche ... vertheidigen wird Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militär-Akademie. Stuttgard (1780), 4to.

[2]) Auf ihrem Gute in Bauerbach.

Die Hoffnung, „daß Cotta bey uns nicht würde ungroßmüthig sein", ist nicht getäuscht worden, denn Charlotte v. Schiller empfing von ihm mehr als das Dreifache des erwarteten Betrages. Aus dem „Honorar Conto für Charlotte v. Schiller" im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 690 erfährt man, daß Cotta von 1812 bis 1825 an Schiller's Wittwe 30,000 Thlr. gezahlt hat. Nach ihrem Tode empfingen Schiller's Erben in den darauf folgenden 25 Jahren 70,000 Thlr. und für den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller weitere 4000 Thlr.

Die sachlichen Mittheilungen des Briefes sollten Körner Material liefern für die „Nachrichten von Schiller's Leben", welche er für Cotta schrieb und welche der Ausgabe von Schiller's Werken, 12 Bände, 1812—15, beigegeben wurden. Auf diese Ausgabe zunächst beziehen sich auch die in Bezug auf das Honorar ausgedrückten Erwartungen.

4. Stammbuchblatt.

Schön verfließe Dir das Leben
Mit dem Kummer unbekannt,

Und den Parzen, die es weben,
Führe Liebe ſelbſt die Hand,
Daß nur ſelten in die friſchen
Jugendlichen Farben ſie,
Zum Beſtand der Harmonie
Einen dunkeln Faden miſchen.

Jena im Julius 92.

Schiller gebohrne von Lengefeld.

Johann Caspar Schiller

des Dichters Vater

An ſeinen Schwiegerſohn Reinwald in Meiningen.

2 Seiten in 12 mm.

O mein lieber Herr Sohn! wie ſehr dank ich Ihnen, daß Sie unſre liebe Chriſtophine hieher gelaſſen haben. Mit herzlichem Verlangen haben wir ſie erwartet, und wie rührend war der Empfang. Sie gereicht uns zum großen Troſt, zumal da unſere Lage immer betrübter wird. Gott ſegne Sie für Ihre Liebe und erhalte Sie geſund. Mit der Louiſe ſteht uns noch ein harter Schlag vor. Sie wird ſchwerlich aufkommen. Gott ſtehe uns bei und ſei auch mit Ihnen.

Schiller.

Chriſtophine Reinwald, Schiller's älteſte Schweſter, hatte Meiningen am 30. April 1796 verlaſſen

und war am 10. Mai auf der Solitude angekommen, alſo wird der obige Brief in die erſten Tage nach dieſem Datum fallen. Die Reiſe war auf den Wunſch des Dichters unternommen worden, der auch die Koſten trug. Die Mutter ſollte in der Pflege des Mannes und der zweiten Tochter Luiſe, welche beide krank darniederlagen, durch Chriſtophine unterſtützt werden. Vgl. Schiller's Brief an Chriſtophine, 25. April 1796 in (Caroline v. Wolzogen) Schiller's Leben II, 160, und in Schiller's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Chriſtophine, herausgegeben von W. v. Maltzahn, p. 163. — Joh. Gaspar Schiller erlag ſeiner Krankheit am 7. September 1796, die Tochter Luiſe dagegen genas vollſtändig und lebte noch 40 Jahre († 14. September 1836). Chriſtophine kehrte Anfangs October nach Meiningen zurück.

Elisabetha Dorothea Schiller

des Dichters Mutter

An ihren Schwiegersohn Reinwald in Meiningen.

4 Seiten in 12.

Liebster Herr Sohn.

Es hat mich recht sehr erfreut daß Sie auch wieder an mich geschrieben u. seind Sie versichert daß es ihrer guten Frau ehben so empfindlich felt, sich ohne ihren Willen so lange hier aufhalten mußte. Wir haben immer an ihr zu trösten, es wahr aber bisher ganz uhnmöglich ich kann Sie mein l: h: Sohn auf alles versichern daß schon über einen Monat keine fahrende Post wegen uhnsicherheit der franzosen in Stuttgardt abgegangen, auch haben sie nicht einmahl Briefe angenommen, da wir alle Tage anfragen ließen. Gott weiß es wie viel uns daran gelegen wahr, ihre Güte nicht zu mißbrauchen, wir gaben uns alle Mühe unsre

Tochter bei einer andern ſichern gelegenheit Ihnen zu zu ſchicken, und ſchrieben auch deßwegen an unſere Freunde wie es doch anzugehen wehre, aber es will ſich durchaus nicht ſchicken, u. iſt es uns noch darum zu thun da wir nicht einmahl Briefe an Sie ſchicken konnten, warum ſie nicht kommen konte. Von meinem Sohn haben wir erſt vor ettlichen Tagen ein Brief durch H. Cotta erhalten, wo Er uns ſeiner frau niederkunft, das ſchon den 11 Juli, den 15 Auguſt bekommen, er ſchrieb auch daß wir ihm nicht wohl Briefe zuſchicken werden können wegen aufenthalt der Poſten. Liebſter H. Sohn wir hetten Ihre frau bei dieſen umſtenden, durch Extra Poſt reiſen laßen, wann es nur immer bei unſern wirklich großen ausgaben möglich geweſen wehre, nur vor ihren Koffer bis Nürnberg hat man vom Zentner 12 Gulden verlangt, wo wir alsdann geglaubt ſie mit einer gelegenheit allein vort zu bringen. Legen Sie es alſo ihrer frau und uns nicht zur ſchuld, ihr längres ausbleiben, denn ſie hat wenig angenehme Stunden bei uns, es iſt auch gewiß Bedürfniß geweſen, Sie können Sich gar keinen Begriff machen, was wir

alle bei den ſchmerzlichſten umſtenden meines guten Mans leiden, Tag und Nächte thauren ſeine ſchmertzen vort, es iſt zum erbarmen, wir wachen [bei] ihm abwechslungsweiß, ich ſtehe öfter in der Nacht 6 bis 8 mahl auf, u. daß ſchon ein halb jahr, und es ſolte nicht möglich ſein es ſo lang zu thauren, nun ſind etlich Tag geſchwollen ihm Füße und hand, Gott erbarme ſich ſeiner Leiden, er läßt Ihnen herzlichen Dank ſagen vor Ihre Liebe u. Sorg u. wir wollen auch dieſes wo Sie uns ſchreiben gebrauchen. Gott gebe den Seegen dazu. So bald es nur immer möglich [laſſen] wir Ihre Frau abreiſen, alle Tag wird auf der Poſt angefragt, wann der Wagen abgeht, ich empfiel mich ihrer Liebe

Schiller.

Das Datum dieſes Briefes iſt zwiſchen 15. Aug. (an welchem Tage Schiller's Brief vom 11. Juli angekommen war) und 7. Sept. (Todestag Joh. Gasp. Schiller's) zu ſetzen. Am 15. Aug. ſchrieb auch Schiller an Reinwald, um ihn wegen Chriſtophinens langem Ausbleiben zu beſchwichtigen. S. Schiller's Briefw. mit ſeiner Schweſter Chriſtophine, p. 196.

Goethe

1. An Reich.

1 Seite in 4. (Die Adresse von fremder Hand.)

Weimar d. 8. Nov. 1775.

Ich habe Sie neulich um einige Schriften Ha-
manns gebeten, wenn sie noch nicht weg sind, so
schicken Sie sie mit dem Postwagen hierher, und
haben die Güte noch die Apologie des Buch-
habens H. hinzuzuthun.

Der Ihrige

Goethe.

An den Buchhändler Reich (Weidmanns Erben
und Reich) in Leipzig.

Die Bitte um einige (10) Schriften Hamann's
war noch von Frankfurt aus, wenige Tage vor
dem Abgange nach Weimar, nemlich am 2. Nov.[1],

[1]) Bis zum 3. November kann Goethe also nicht in
Heidelberg verweilt haben, wie vermuthet worden. Vgl.

an Ph. E. Reich in Leipzig gerichtet worden. Vgl. Der junge Goethe, dritter Theil, p. 120. Auch die Apologie des Buchſtabens H. iſt von Haman.

Goethe war am 7. November 1775 in Weimar angekommen; in obigem Briefe beſitzen wir das erſte ſchriftliche Produkt von ihm aus der Muſenſtadt, denn bisher war weder ein Brief noch irgend ein anderes Schriftſtück von ſeiner Hand, das zwiſchen den 2. und den 22. November fiele, bekannt. Am 22. ſchrieb er an Johanna Fahlmer.

2. An Schiller.

1 Seite in 8.

(Den 7) Dec. 1804.

Gern hätte ich Sie heut beſucht um Ihnen zu ſagen, daß die Arbeit friſch fort geht, wenn ich mich nur an die Luft wagen dürfte. Ueber einige Bedenklichkeiten möchte ich mir Ihren Rath erbitten. Ich denke es wird ſich alles machen laſſen, nur dürfte vorläufig keine Anzeige in's Publikum.

„Dichtung und Wahrheit", herausg. von G. v. Loeper, IV, p. 230.

Wenn das Werk erſcheinen ſoll ſo muß es unvorbereitet und unerwartet kommen, doch hiervon mündlich. Leben Sie heiter und thätig.

G.

Das Datum im Original iſt unleſerlich, weil die Stelle verletzt iſt. — Der Brief fehlt in allen drei Ausgaben des Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, wo er ſeinen Platz unmittelbar vor Nr. 975 (zweite Ausg.) hätte finden ſollen. Die Arbeit, von der die Rede, iſt „Rameau's Neffe". Goethe's Ueberſetzung nach einer in Petersburg zum Vorſchein gekommenen Abſchrift des Manuſcriptes Diderot's, welche Klinger durch Vermittlung des in Petersburg anweſenden Wilh. v. Wolzogen, Schiller's Schwager, nach Weimar geſandt hatte, erſchien 1805 bei Goeſchen, der Goethe's Manuſcript im März durch Schiller erhielt. Goethe's Wunſch, „vorläufig keine Anzeige in's Publikum zu bringen" muß Schiller ſogleich Goeſchen mitgetheilt haben, denn nur darauf kann ſich die Bemerkung in des Letzteren Brief an Schiller vom 2. Jan. 1805 beziehen: „Allerdings muß Goethe's Werk nicht angekündigt werden. Ich liebe überhaupt das Poſaunen nicht mehr, wiewohl ich ehemals auch die Backen voll genommen habe".

Das franzöſiſche Original ſollte ebenfalls bei Goeſchen erſcheinen, aber das Manuſcript, welches Schiller ihm am 25. März geſandt hatte, ging verloren, und da man damals keine andere Abſchrift kannte, mußte der Plan unterbleiben. Später, im J. 1821, wurde Goethe's deutſche Ueberſetzung von M. de Saur in's Franzöſiſche zurück überſetzt, dann aber fand ſich 1823 auch in Frankreich eine Abſchrift des Originals, und nach dieſer erſchien der franzöſiſche Text in Brière's Ausgabe der Oeuvres de Diderot. Vgl. Goethe an Sulpiz Boiſſerée, 12. Dec. 1823. Sulpiz Boiſſerée II. 365.

3.

2 Seiten in 4. (Dictat. Nur Schlußformel und Unterſchrift, geſperrt gedruckt, eigenhändig.)

Die mir ſchon vor einiger Zeit zugeſendete kleine Abhandlung erhalten Ew. Wohlgeboren hier mit vielem Dank zurück. An dem Phänomen ſelbſt habe ich keinen Zweifel, ja ich erinnre mich, daß es mir vor geraumer Zeit durch den verſtorbnen Batſch [1]) vor Augen gelegt und an vielen Gegen-

[1]) Profeſſor der Naturgeſchichte in Jena, geb. 1761, geſt. 1802. Man kennt zwei Briefe Goethe's an ihn aus

ſtänden gewieſen worden. Er ſchrieb auch damals einen Aufſatz darüber, doch weiß ich nicht ob er je gedruckt worden.

Es iſt ſehr verdienſtlich, daß Ew. Wohlgeboren die Sache wieder zur Sprache bringen. Denn wenn es auch ſchwer ſeyn möchte, eine ſolche Erſcheinung zu erklären, ſo iſt es doch wichtig genug, die Allgemeinheit derſelben durch ſo viele beſondere Fälle durchzuſetzen; ja eben durch dieſe Allgemeinheit erhält das Phänomen rein ausgeſprochen ſchon ein theoretiſches Anſehen. Sollten Sie weiter, ſowohl in ſolchen Erfahrungen als auch in dem Nachdenken darüber und im Verknüpfen mit andren Erſcheinungen vorſchreiten, ſo bitte ich, mich an dem Gefundenen Theil nehmen zu laſſen.

Das Gemälde wovon Sie mir melden, iſt mir ſchon früher bekannt geworden, und gehört mit unter die Gegenſtände, um derentwillen ich mir ſchon längſt eine Tour nach Rudolſtadt vorgenommen hatte.

Sollten Sie einem Freunde von mir zu einem

---

dem Jahre 1794, keiner aber bezieht ſich auf den hier erwähnten Aufſatz.

größern oder kleinern Stück biegſamen Steins verhelfen können, ſo würden Sie mir zugleich eine beſondre Gefälligkeit erzeigen. Da ich bald nach Carlsbad gehe, ſo wird Frau Hofräthin von Schiller das weitre beſorgen, wenn Sie deshalb an dieſelbe zu ſchreiben die Güte hätten.

Der ich mich mit beſondrer Hochachtung unterzeichne

Ew. Wohlgeb.

Weimar
den 8. May
1811.

ergebenſter Diener
J. W. v. Goethe.

Es iſt mir nicht gelungen, den Adreſſaten zu ermitteln; nach der Bemerkung gegen den Schluß zu urtheilen, muß man ihn vielleicht in Rudolſtadt ſuchen. Das Phänomen, von dem die Rede, betrifft unzweifelhaft die Farbentheorie. Goethe's Farbenlehre war 1810 erſchienen.

4.

2 Seiten in 4. (Dictat. Nur die Namensunterſchrift eigenhändig.)

Ew Wohlgeboren

letzter Verabredung gemäß haben wir die Windiſchmanniſche Recenſion nochmahls in Betrachtung

gezogen und wohl überlegt, ob man etwa, wie Sie wünschen, durch eine Anfug. der Sache eine gewiſſe Wendung geben könnte. Leider aber hat es ſich nicht machen wollen. Denn ſollte man ſich zu einem Aufſatze entſchließen, bey welchem der Verfaſſer des Werks ſeinen Einfluß allenfalls eingeſtehen dürfte; ſo würde man darin nothwendig zu berühren haben, wie ſich Freunde ſowohl als Widerſacher bisher benommen, u. hiezu, wie ich gern geſtehe, ſcheint es mir noch nicht Zeit. Man muß wohl abwarten, in wiefern dieſe Arbeit ſich ſelbſt Raum macht, u. in wiefern ſich Männer finden welche dem Gegenſtand durch einige Jahre ſowohl experimentirend als theoretiſirend, die gehörige Aufmerkſamkeit widmen, und das Ganze in ſeinem Zuſammenhange betrachten wollen. Alsdann wird man mit Bequemlichkeit und Nutzen die Stimmen ſamlen können; es wird ſich beurtheilen laſſen, wo die hauptſächlichſten Hinderniße liegen, u. ob wirklich gewiße Menſchen das Einfachſte einzuſehen nicht im Stande ſind, oder in wiefern böſer Wille u. Vorurtheil ſie umnebeln. Sehr ungern ſende ich daher das mir mitgetheilte Mſcpt zurück u.

führe zu meiner Entſchuldigung noch zum Schluſſe dieſes an, daß ich auch hier wohlzuthun glaube, wenn ich auf meine alte Weiſe verfahre u. den Wirkungen der Zeit nicht vorgreife.

Ich empfehle mich beſtens u. wünſche immer zu vernehmen, daß Sie ſich wohl befinden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Weimar den 4 Auguſt 1811.

Goethe.

Auch dieſer Brief, deſſen Empfänger ebenfalls unbekannt geblieben, bezieht ſich auf die Farbenlehre, und es handelt ſich dabei vermuthlich um dieſelbe Arbeit Windiſchmann's, die den Gegenſtand von Goethe's Schreiben an dieſen vom 2. Mai 1811 bildet. (S. Hirzel's Verzeichniß, p. 215.) Vielleicht war ſie für die Jenaer Literaturzeitung beſtimmt, dann wäre unſer Brief an den Herausgeber derſelben, Hofrath Eichſtädt, gerichtet, mit welchem Goethe bekanntlich eine lebhafte Correſpondenz unterhielt (Goethe's Briefe an Eichſtädt, herausg. von W. Freiherrn v. Biedermann, Berl. 1872).

Mit dem Unmuth, der ſich hier über die Aufnahme der Farbenlehre ausſpricht, ſtimmt merkwürdig zuſammen, was Goethe darüber in den

Annalen, Jahr 1810, ſagt: „Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und that wohl. Einer ſo vollkommenen Untheilnahme und abweiſenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich ſchweige davon" ꝛc.

5. An Sohn und Schwiegertochter.

1 Seite in 4.

Das Einzige wünſcht ich daß meine Kinder ein paarmal im Paradieſe mit mir auf u. ab liefen, ſie würden ſich erfreuen über den verwandelten Papa. Ich bin, wenn nicht aus dem Regen in die Traufe, doch aus der Traufe in den Regen gerathen. Theater u. Univerſität! Eins und ebendaſſelbe! — Mit Backfiſchen bin ich geſegnet, der größere, ja der größte ſoll euch eine frohe Mahlzeit ſeyn. Gedenket

Jena d. 22. März 1818. G.

Der Brief iſt unzweifelhaft an Goethe's „Kinder", d. h. an ſeinen Sohn und ſeine Schwieger-

tochter, gerichtet. Das „Paradies" iſt ein bekannter Spaziergang bei Jena. Goethe wohnte damals in der „Tanne" an der Camsdorfer Brücke in einem Erkerzimmer. Vgl. Annalen, Jahr 1818: „Ich hatte mich im Erker der Tanne zu Camsdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier und ſchöner Aus- und Umſicht, beſonders der charakteriſtiſchen Wolkenerſcheinungen." Alle Briefe, die der Dichter von hier aus ſchrieb, athmen Frohſinn und beſonders Zufriedenheit über die Beſitzergreifung des Erkerzimmers, welches „ſchon ſeit ſo vielen Jahren mich, meine Freunde u. Nachkommenſchaft gereizt hat daſelbſt zu wohnen, ohne daß nur Jemand ſich die Mühe gegeben hätte die Treppe hinauf zu ſteigen" ꝛc. Vgl. Brief an Zelter, 16. Feb. 1818, an Meyer, 24. Feb. 1818, und viele andere. Hier entſtand auch das Gedicht „Um Mitternacht". — Der „verwandelte Papa" bedarf alſo keiner weiteren Erklärung, umſo weniger als Goethe ſich in Weimar kurz vor der Abreiſe nach Jena nicht wohl befunden hatte. Vgl. Brief an Knebel, 7. März 1818, „Meine Zuſtände dieſe letzten Tage waren nicht die beſten" ꝛc. Dunkler iſt der Stoßſeufzer über Theater und Univerſität, denn das Theater konnte ihm keine Sorge mehr machen, da er die Direction ſchon ein Jahr früher, 12. April 1817, niedergelegt hatte und das Uni-

verſitätsgeſchäft, welches ihn nach Jena geführt hatte, ging zu ſeiner vollen Zufriedenheit von Statten, wie man aus den Annalen erſehen kann. Hinter den Backfiſchen wird man ſchwerlich irgend eine Anſpielung zu ſuchen haben — ich nehme ſie wörtlich als Produkte der Jenaer Gewäſſer, für den Tiſch der „Kinder" in Weimar beſtimmt.

6. An Dr. C. Weller in Jena.

1 Seite in 4.

Hiebey folgen die ſechs Holzquittungen zurück. Haben Sie ja die Gefälligkeit, mein Werthester, mich die Geneſung des guten Bibliothekars [1]) baldigſt wiſſen zu laſſen, ich nehme den aufrichtigſten Theil daran. Auch ſoll es mir ſehr angenehm ſeyn wenn die Tagebücher bald einlangen.

[1]) Hofrath K. Göttling, Bibliothekar in Jena, derſelbe, welcher Goethe's Werke, die „vollſtändige Ausgabe letzter Hand", Band für Band vor der Drucklegung durchging, und von dem wir auch ein Gutachten über die Helena, die Goethe ihm im Manuſcript überſendet hatte, beſitzen. S. Goethe an Boiſſerée, 3. Nov. 1826. Sulpiz Boiſſerée II, p. 448.

Wenn unſer gnädigſter Herr an der Jenaiſchen Bibliothek Gefallen finden, ſoll es mich ſehr erfreuen; ich bin überzeugt, daß Sie das Mögliche dazu beytragen werden.

Ihnen und den lieben Ihrigen das beſte wünſchend

Weimar d. 24. Febr. 1830. ergebenſt

J. W. Goethe.

7.

1 Seite in 8.

Beym Aufräumen find ich heute Beykommendes, welches aufzuheben Ihnen vielleicht nicht unangenehm iſt. Ich ſende ſolches mit den beſten Wünſchen zu Ihrer Geneſung.

Weimar d. 27. Febr. 1831. treulichſt

Goethe.

8. Stammbuchblatt.

Was der August nicht thut
Macht der September gut.

Wiesbaden
d. 1. Sept.
1814.

Goethe.

9. Gelegenheitsgedicht.

1 Seite in 4.

Wage der gewandte Stehler
Bündniss mit dem pfiffigen Hehler,
Biss ihn die Justiz erreicht!
Rühmen wir den kühnen Retter!
Er beseligt manchen Vetter,
Wenn er seinen Fund vertheilt.

Also heiss ich euch willkommen,
Papst, Messias, Einlasszeichen,
Hat's der Retter sondergleichen
Doch dem Untergang entnommen.

Schmackhaft sey Dir Glas und Schüssel!
Oeffnet auch der Heiden-Schlüssel
Nicht die Thür' zu Himmelsreichen.

Weimar d. 4. Nov.
1828. ein dankbarer

Vetter.

Zeile 3. statt erreicht zu lesen ereilt.

Meine Forschungen nach dem Vorfall, dem dieses gänzlich unbekannte Gedicht Goethe's sein Entstehen verdankt, sind bisher resultatlos geblieben, daher enthalte ich mich aller Vermuthungen über die Bedeutung desselben, so viele ihrer zur Erklärung des räthselhaften Inhaltes sich auch herbeidrängen. Das Gedicht ist in Goethe's bester Hand, augenscheinlich mit besonderer Sorgfalt, auf gelbes Glacéepapier geschrieben, dessen Rückseite weiß ist. Das Blatt hat den Charakter eines Vorsetzblattes, wie sie auch noch heute für Einbände verwendet werden. Die an anderer Stelle von mir ausgedrückte Vermuthung, das Gedicht könne an Dr. David Melber, Goethe's Vetter, gerichtet sein, muß ich hier zurücknehmen, da letzterer bereits 1824 gestorben ist.

Nach einer Abschrift, die Herr G. Weisstein von diesem Gedicht und von einem der vorstehenden

Briefe Goethe's (Nr. 5) genommen hat, bevor dieſe Stücke in meinem Beſitz waren, hat derſelbe einen Abdruck beider veranſtaltet, der jedoch, in geringer Anzahl abgezogen, nur wenigen Verehrern des Dichters bekannt geworden iſt. In dieſem Abdruck lautet das letzte Wort des Gedichtes „Himmelsreihen", während die Handſchrift deutlich „Himmelsreichen" hat, wie Reim und Sinn erfordern.

Immanuel Kant

An Friedrich Heinrich Jacobi.

3 Seiten in 4.

Von Jacobi's Hand: Immanuel Kant. Königsberg d. 30ten August 1789. e. d. 10ten Sept. beantw. d. 16. November, abgegangen d. 20ten.)

Wohlgebohrner

Hochzuverehrender Herr

Das mir vom Herren Grafen von Windisch-Graetz[1]) zugedachte Geschenk mit seinen philos. Schriften, ist mir, durch Ew. Wohlgeb. gütige Vermittelung und des Hrn. Geh. Commerc: R. Fischer Bestellung, richtig zu Handen gekommen, wie ich denn auch die erste Ausgabe der Histoire

[1]) Joseph N. Graf v. Windisch-Grätz, Verfasser verschiedener philos. Schriften, die von 1787 bis 1790, theils in deutscher, theils in französischer Sprache in Nürnberg und Straßburg erschienen.

Metaphysique etc. durch den Buchhändler Sixt [1]) zu ſeiner Zeit richtig erhalten habe.

Ich bitte dieſem Herren gelegentlich meinen ergebenſten Dank, zugleich aber auch die größte Hochachtung für ſein Talent als Philoſoph, in Verbindung mit der edelſten Denkungsart eines Weltbürgers, zu verſichern. — In der letzgenanten Schrift iſt es mir erfreulich, den Hrn Grafen, von ſelbſt und zu gleicher Zeit, was ich auf eine ſchulgerechte Art zu bewirken ſuchte, mit der Klarheit und Annehmlichkeit des Vortrages, die den Mann von der großen Welt auszeichnet, bearbeiten zu ſehen; nämlich die edlere Triebfedern in der menſchl. Natur, die ſo lange mit den phyſiſchen vermiſcht, oder gar verwechſelt, die Wirkung gar nicht gehabt haben, die man von ihnen mit Recht erwarten kan, in ihrer Reinigkeit herzuſtellen und in Spiel zu ſetzen; eine Unternehmung, die ich mit der größten Sehnſucht vollendet zu ſehen wünſche, da ſie offenbar mit den beyden anderen Schriften (der von geheimen Geſellſch. und der von

[1]) In Nürnberg.

der freywilligen Abänderung der Conſtitution in Monarchieen) in einem Syſtem zuſammenhängt und die letztere, zum Theil als wunderſam eingetroffene Warſagung, zum Theil als weiſer Rath für Despoten, in der jetzigen Criſis von Europa von großer Wirkung ſeyn muß. — Noch hat kein Staatsmann ſo hoch hinauf die Principien zur Kunſt Menſchen zu regiren geſucht, oder auch nur zu ſuchen verſtanden. Aber darum haben auch alle ihre Vorſchläge nicht einmal Überzeugung, viel weniger Wirkung hervorgebracht.

Für Ew: Wohlgeb. ſchönes mir zugeſchicktes Werk: über die Lehre des Spinoza, neueſte Ausgabe, ſage gleichfals den ergebenſten Dank. Sie haben ſich dadurch das Verdienſt erworben, zuerſt die Schwierigkeiten in ihrer größten Klarheit darzuſtellen, welche den teleologiſchen Weg zur Theologie umgeben und vermuthlich Spinozen zu ſeinem Syſtem vermocht haben. Mit raſchen Schritten auf Unternehmungen zu einem großen, aber weit entferneten Ziel, ausgehen, iſt der gründlichen Einſicht zu aller Zeit nachtheilig geweſen. Der die Klippen zeigt, hat ſie darum doch nicht hingeſtellt

und ob er gleich gar die Unmöglichkeit behauptet, zwiſchen denſelben mit vollen Seegeln (des Dogmatismus) durchzukommen, ſo hat er darum doch nicht alle Möglichkeit einer glücklichen Durchfarth abgeläugnet. Ich finde nicht daß Sie hiezu den Compas der Vernunft unnöthig, oder gar irreleitend zu ſeyn, urtheilen. Etwas, was über die [1]) Speculation hinzukommt, aber doch immer in ihr, der Vernunft, ſelbſt liegt und was wir zwar (mit dem Nahmen der Freyheit, einem überſinnlichen Vermögen [2]) der Cauſſalität in uns,) zu benennen, aber nicht zu begreifen wiſſen, iſt das nothwendige Ergänzungsſtück derſelben. Ob nun Vernunft, um zu dieſem Begriffe des Theismus zu gelangen, nur durch Etwas, was allein Geſchichte lehrt, aber nur durch eine uns unerforſchliche übernatürliche innere Einwirkung, habe erweckt werden können, iſt eine Frage, welche blos eine Nebenſache, nämlich das Entſtehen und Aufkommen dieſer Idee, betrift. Denn man kan eben ſowohl einräumen, daß, wenn das Evange-

[1]) „ihre" durchſtrichen.
[2]) „Gründe" durchſtrichen.

lium die allgemeine ſittliche Geſetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hätte, die Vernunft bis jetzt ſie nicht in ſolcher Vollkommenheit würde eingeſehen haben, obgleich, da ſie einmal da ſind, man einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit (anjetzt) durch die bloße Vernunft überzeugen kan. — Den Syncretism des Spinozisms mit dem Deism in Herders Gott haben Sie aufs gründlichſte wiederlegt. Uberhaupt liegt aller Syncretiſterey gemeiniglich Mangel an Aufrichtigkeit zum Grunde, Eine Gemüthseigenſchaft die dieſem großen Künſtler von Blendwerken, (die, wie durch eine Zauberlaterne, Wunderdinge eine[1]) Augenblicke lang vorſtellig machen, bald darauf aber auf immer verſchwinden, indeßen daß ſie doch bey Unwißenden eine Bewunderung hinterlaßen, daß etwas außerordentliches darhinter ſtecken müße, welches ſie nur nicht haſchen können) beſonders eigen iſt.

Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wiſſenſchaft und Rechtſchaffenheit mit Achtung zu begegnen, ſo weit wir auch in Meynungen auseinander ſeyn möchten. Aus

[1]) einige?

dieſem Geſichtspuncte werden Sie auch meinen Aufſatz in der Berl: M. S.[1]) über das ſich Orientiren, beurtheilen; zu der mich die Aufforderung von verſchiedenen Orten, mich vom Verdacht des Spinozismus zu reinigen, wieder meine Neigung genöthigt hat, und worinn Sie, wie ich hoffe, auch keine Spuhr einer Abweichung von jenem Grundſatze antreffen werden. Andere Ausfälle auf Ihre und einiger Ihrer Würdigen Freunde Behauptungen habe ich jederzeit mit innerem Schmerz wargenommen und auch dawieder Vorſtellungen gethan. Ich weiß aber nicht, wie an ſich guten und auch verſtändigen Männern ofters der Kopf geſtellt iſt, daß ſie ein Verdienſt darinn ſetzen, was, wenn es gegen ſie geſchähe, ihnen höchſtunbillig dünken würde. — Doch das wahre Verdienſt kan durch ſolche auf daſſelbe geworfene Schatten an ſeinem ſelbſtleuchtenden Glanze nichts verlieren und wird dennoch nicht verkannt werden.

Unſer Hamann hat, vornehmlich in der

[1]) Berlinische Monatsſchrift, herausg. von Gedicke und Bieſter, 1783—1796; von 1799 an durch Bieſter allein fortgeſetzt.

Abſicht, um ſeine mannigfaltige erworbene Kenntniße durch den Verſuch ſie anderen vorzutragen in Ordnung und Zuſammenhang zu bringen, eine Hofmeiſterſtelle bey dem Grafen v. Keyserling in Curland angenommen, wo es ihm auch ſehr wohl gefällt. Er iſt eine gute ehrliche Seele, denkt ſich dem Schulweſen zu widmen und, da er in kurzer Zeit Vater und Mutter verlohren hat, ſeinem verwayſeten Geſchwiſter in ſeinem Vaterlande dereinſt Hülfe zu leiſten.

Ich wünſche daß Ew: Wohlgeb. mit fröhlichem Gemüth in guter Geſundheit Ihrer Lieblingsbeſchäftigung, der edelſten unter allen, nämlich dem Nachdenken über die erſte Principien deßen, worauf allgemeines Menſchenwohl beruht, noch lange Jahre nachzuhängen vom Schickſal begünſtigt werden mögen und bin übrigens mit der vorzüglichſten Hochachtung

Ew: Wohlgeb.

ganz ergebenſter Diener

Koenigsberg
d. 30ſten Auguſt
1789.

I. Kant.

Jean Paul

An Friedrich Heinrich Jacobi.

3 Seiten in 8.

Eilig. Pair. d. 3. Sept.[1]) 1817.

(Von Jacobi's Hand: e. d. 13ten Sept.)

Mein geliebter Heinrich! Der Überbringer dieſ. iſt der auch um das Griechiſche u. Lateiniſche meines Sohnes ſo verdiente Profeſſor Wagner. Er arbeitet an einer Geſchichte der Philoſophie, worin eine Widerlegung des letzten philoſophiſchen Triumvirats vorkommt.[2])

— Aber ich eile zu Dir! Wie oft mußt ich Deiner in u. außer mir gedenken bei Deinem prachtvollen Sohne in Mainz, der Deiner ſo würdig iſt ſo wie ſeine Frau ſeiner! Verjüngende

[1]) 4. Aug. durchſtrichen.

[2]) Iſt nicht erſchienen.

Tage hab' ich überall am Rheine durchlebt; u. er wird mich wol künftiges Jahr wieder wegschwemmen u. weiter ziehen. Dann genieß' ich das herrliche Paar länger und wohne vielleicht unter deßen Dache.

Reeb in seiner Pachter-Inkrustierung wird Dir schwerlich mehr gefallen als mir oder ich ihm. Seine neuern Schriften [1]) gefallen mir — den Spaß abgerechnet — beßer, ob sie gleich der Tiefe der ältern ermangeln.

Dein dritter Band [2]) — den leider der Teufels Buchhändler noch nicht geschickt — war meine erste Lektüre in Heidelb. Ich entsinne mich — nach zweimaligem Lesen — weiter nichts als meiner Beistimmung u. Bewunderung; jedoch wenn ich ihn wieder habe, kann ich ins Einzelne gehen. Hegel ist Dir viel näher gekommen, nur Einen Punkt über d. Willen abgerechnet.

---

[1]) Joh. Reeb, vermischte Schriften, 3 Thle. Frankf. a. M. 1817–21.

[2]) Fr. Heinr. Jacobi's Werke (6 Bde.), Bd. 3: Jacobi an Fichte; Ueber d. Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen; Ueber eine Weissagung Lichtenberg's; Von den göttlichen Dingen, ꝛc.

Verzeih diesen magern bloßen Gelegenheitsbrief. Lasse Dir den Überbringer einen Sporn zu einer Antwort sein. —

Wenn Deine Augen kalmierend (mit der flachen Hand) u. Dein Kopf potenzierend mit den Fingerspitzen u. der ganze Körper à grands courants magnetisiert würde: so müßtest Du Besserung gewinnen obwol nicht sogleich spüren. B[ei] Fällen wie Deiner bleibt die [Wirkung] oft Monate lang aus; kommt a[ber entschieden. Glaube mir u. Scher.. u. allen, die es noch besser verstehen... 4 Wochen lang magnetisierte ich z. B. eine Frau die [seit][1]) Jahrzehenden gräßliche Kopfschmerzen litt, u. vermochte nur wenig u. nur augenblicklich ein Weniges — seit meiner aussetzenden Abreise keimte doch die Besserung heraus.

Wenn ich Dich widerspräche, mein Geliebter: würd' ich Dir besser und artiger erscheinen als in Oberg. Auch Trost würd' ich bei Dir gegen das marternde Gefühl, wogegen das Gefühl der Sterblichkeit nichts ist, abholen, daß alles Dasein nur

[1]) Die in eckigen Klammern befindlichen und die punktirten Stellen sind im Original beschädigt.

in Terzien erſcheint u. ſo immer vertröpfelt u. ſo alles hinter mir nur ein Punkt wird u. daß ſo meine ganze Endlichkeit aus einem ſolchen Punkte Leben beſtehen ſoll, was durchaus nicht ſein kann, denn der Teufel muß künftig die Zeit holen. Jetzo aber ſteh' ich nicht auf dem Leben, ſondern ſchwebe nur auf ihm und verſchwebe — ich rede vom Ich der Freude, nicht vom Ich des Herzens u. der Vernunft. Auch hier wandelt die ganze abſolute Ewigkeit durch eine erbärmliche endvolle Zeitlichkeit.

Deine Deinigen ſeien innig von mir gegrüßt, aber ſchreibe mir Geliebter.

Richter.

Adreſſe:

Herrn Geheimerath u. Präſident Friedr. Jacobi

T. Güte des H. Profeſſ. Wagner.

München

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Schiller's
Lied von der Glocke

in 40 Blättern bildlich dargestellt

von

Bernhard Neher.

Nach den Entwürfen des Meisters zu den Wandgemälden im Grossherzoglichen Schlosse zu Weimar

auf Holz gezeichnet von H. Leutemann und geschnitten von J. G. Flegel.

Nebst einem Vorwort

von

Dr. Carl Vogel.

Bibliothek der Sekundogenitur des Großh. Sächs. Hauses

Leipzig,
Rudolph Weigel.
1855.

Er wandte die Blüthe höchsten Staubens,
Das Leben nicht, an Einen Blick des Lebens
Weihte — und Schiller's Lied.

Vor funfzig Jahren trug man unsern Schiller zum frühen Grabe; denn er sollte die Schmach des Vaterlandes nicht sehen, sondern scheiden aus dem Erdenleben, ehe Weimar's gesegnete Flur und stille Musenstadt erdröhnte vom Getöse der blutigen Schlacht und wiederhallte vom Siegesgeschrei der Feinde. Gott ersparte dem treuesten Sohne des Vaterlandes den tiefsten, bittersten Schmerz; unter dem von ihm selbst dem Frieden geweiheten Geläute der Glocken ging er ein zum ewigen Frieden.

Und heute tönen, wenigstens dem geistigen Ohre, diese Glocken von Neuem, aber nicht mehr zur Trauer, nicht zum Scheiden, sondern zum Triumph, zur Auferstehung des Dichters, den Deutschland liebt wie keinen andern aus der großen, herrlichen Schaar seiner Sänger.

Es schien daher gerade jetzt so recht an der Zeit, durch irgend eine That kunstsinniger Liebe zur erneueten Verherrlichung des Dichters und seiner unsterblichen Werke mitzuwirken und dem jetzt im vollsten, schönsten Sinne des Wortes Verklärten, über alle Schwäche, Partheisucht und Kleinlichkeit hinweg Gehobenen aus seinem Eigensten ein neues, seiner würdiges Denkmal zu setzen.

Die Ausführung eines solchen Planes uns zu ermöglichen und zu erleichtern, mußten mehrere glückliche Umstände zusammentreffen, welche wir, gleichsam als den historischen Grundstein unseres Monumentes, hier näher zu bezeichnen wir uns für verpflichtet achten.

Es war vor etwa dreizehn Jahren, als in den Abendausstellungen des Vereines hiesiger Kunstfreunde ein Cyclus von Zeichnungen von dem damaligen Director der hiesigen Kunstakademie, Herrn Bernhard Neher, ausgestellt wurden, denen folgende Zeilen zur Verständigung beigegeben waren:

„Der Unterzeichnete, welchem von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar der Auftrag zu Theil wurde, im neuen Flügel des Großherzogl. Schlosses ein Zimmer zum Andenken Schiller's al fresco zu malen, hat in demselben, neben den größeren Bildern, „**Das Lied von der Glocke**" in Arabeskenstreifen dargestellt. Die vorliegenden vierzig Federzeichnungen sind die Entwürfe zu diesen Arabesken, welche, wie die übrigen Nebenverzierungen, Ornamente ꝛc. Grau in Grau in enkaustischer Malerei ausgeführt sind.

„Zehn Blätter enthalten Darstellungen des Glockengusses selbst, während die übrigen das Lyrische des Gedichtes verbildlichen.

B. Neher."

Diese Zeichnungen gelangten damals durch Kauf in den Besitz des Herrn Rudolph Weigel, meines langjährigen theueren Freundes, der sie der reichen Sammlung von Handzeichnungen einverleibte, welche sein würdiger Vater — ein Kunstkenner seltener Art! — angelegt und hinterlassen, der Sohn aber in gleichem Sinne nicht nur erhalten und fortgesetzt, sondern seit Kurzem selbst zu veröffentlichen angefangen hat.* Hier ruheten sie viele Jahre, bis sie ihr Besitzer im letzten Winter wieder einmal zur Beschauung der hiesigen Kunstfreunde brachte, und dadurch gewiß nicht nur in dem Unterzeichneten den lebhaften Wunsch erregte: es möge die schöne Folge dieser sinnigen Darstellungen Eigenthum des ganzen deutschen Volkes werden, da sie besser als weitschweifige Commentare und Erläuterungen das richtige Ver-

* „Handzeichnungen berühmter Meister aus der Weigel'schen Kunstsammlung" (Leipzig, Rud. Weigel, 1855), gr. Fol., bis jetzt 3 Hefte, welche den besten facsimilirten Nachbildungen ähnlicher Art kühn zur Seite gestellt werden dürfen, da die gut gewählten, trefflichen Vorbilder die besten, künstlerisch gewissenhaftesten und geschicktesten Nachbildner gefunden haben.

ständniß dieses volksthümlichsten aller Schiller'schen Gedichte, in welchem, wie Gervinus so richtig bemerkt, „mehr wie sonst plastische Gestalt und ein poetischer Körper erlangt ist," zu ermitteln geeignet erschienen. Der Wunsch fand Gehör bei dem Besitzer sowohl, als bei dem Erfinder und Zeichner — jetzt Director der Königl. Kunstakademie zu Stuttgart — und Beide entschlossen sich, auf meinen Vorschlag hin, das funfzigste Jahr seit des Dichters Tode gleichsam mit dem Geläute seiner eigenen Glocke zu feiern, wie einst — im J. 1825 — sinnige Freunde den Altmeister Göthe am Morgen des funfzigsten Jahrestages seines Aufenthaltes in Weimar durch den Schlag der alten Wanduhr aus dem väterlichen Hause festlich grüßten. Bedenken wir dabei, daß dieser unser Glockenschlag eigentlich ertönt aus den hellen Räumen des Schlosses, dessen erlauchte Bewohner nicht nur die altehrwürdige Fürstenkrone schmückt, sondern auch der ewig frische Kranz unvergänglichen Verdienstes um deutsche Dichtkunst durch den fördernden, freundlichen Schutz, den sie den Priestern derselben angedeihen ließen: so halten wir uns für völlig gerechtfertigt, daß wir diesen und gerade diesen Beitrag zur Feier des ernsten Festes bringen, das Deutschland und mit ihm ein weites Ausland in diesem Jahre in dankbarer Erinnerung an seinen großen Dichter begeht. „Findet sich doch in keiner Sprache ein Gedicht, das in so kleinem Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt." (W. v. Humboldt.)

Was die technische Ausführung der bildlichen, allerdings künstlerisch freien Nachdichtung des eben so erhabenen als lieblichen Gedichtes betrifft, so schien uns dem Ernste der Aufgabe und dem Charakter der Zeichnungen am meisten der Holzschnitt zu entsprechen, und zwar nicht etwa der glatte, neumodische, so oft in fremdes Gebiet übergreifende, sondern der einfache, kräftige, vorzugsweise die Zeichnung in ihrer Einfalt schmucklos wiedergebende, in welchem uns die alten deutschen und italienischen Meister des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts als vollgiltige, freilich kaum erreichbare Muster vorleuchten.* In solcher Darstellung brachte Herr H. Lentemann, der Schüler und einstige Gehülfe des Herrn Director von Neher, seines Meisters Zeichnungen, genau in der Größe und Umgrenzung des Originals, auf den Holzstock, welcher unter der bekannten geschickten Hand des Herrn J. G. Flegel zum treuesten Abbilde sich gestaltete, aus welchem des Dichters Geist den Beschauer anspricht ohne weiteren Ausspruch, als den der Idee, deren Verkörperung als Vorwurf gegeben ist.

Mehr mögen auch wir dem Werke nicht beifügen: nicht den Text des ganzen Gedichtes, weil wir voraussetzen, er sei bereits in Aller Hand und Gedächtniß, — nicht eine exegetische Erklärung der einzelnen Blätter, die dem Beschauer wie einem geistig Unmündigen verdenkt und verempfindet und ihm die Freude der eigenen Erforschung der Bedeutung in anticipirender Weise stört. Wo des Dichters Wort und des zeichnenden Künstlers Bild so innig verbunden erscheinen, in so einfach klarer Weise zu uns sprechen, wie auf den vorliegenden Blättern, da bedarf's nur noch des empfindsamen Herzens, des klaren Verstandes, um sich ganz und allseitig in das Kunstwerk zu versenken und aus demselben die Befriedigung zu schöpfen, welche als der eigentliche Segen aus der Betrachtung des wahrhaft Schönen quillt.

Und so sei denn dieses Werk, welches, seinem ersten Ursprunge nach, der Wille und die Pietät einer edlen deutschen Fürstin veranlaßte, der Geist eines deutschen Malers schuf, und in Farben darstellte, die Hand eines deutschen Holzschneiders nachbildete, — geweiht zum Denkmale für Deutschland's Lieblingsdichter, seinen

Schiller.

Leipzig, geschrieben an Schillers Todestage, am 9. Mai 1855.

Dr. C. Vogel.

* Wer sie in musterhaften Nachbildungen seltenster und schönster Blätter der großen Meister jener Kunstperiode [illegible] späteren Zeit kennen lernen will, den verweisen wir auf R. Weigel's „Holzschnitte berühmter Meister", [illegible] 12 Hefte in Fol. mit erläuterndem Texte.

Schiller's

Lied von der Glocke

in 10 Blättern bildlich dargestellt

von

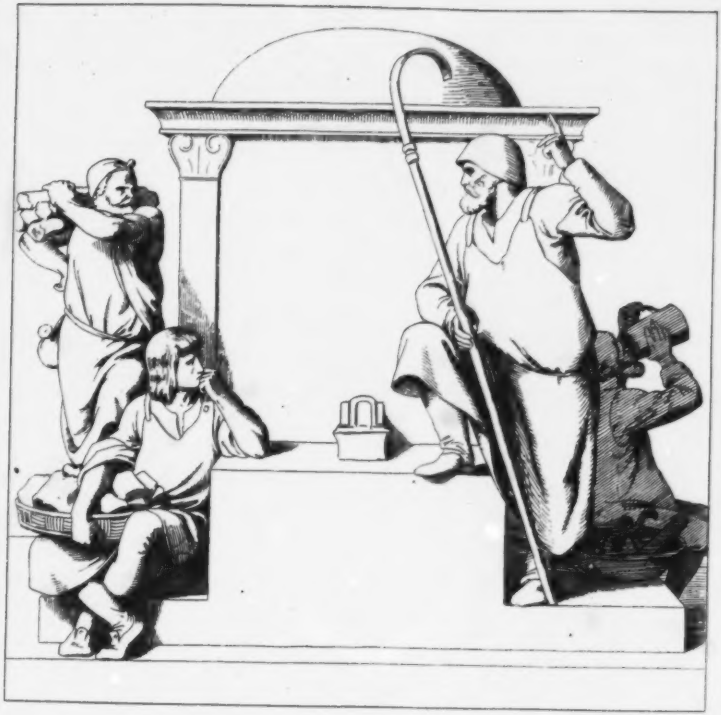
Bernhard Neher.

Erste Hälfte

in 20 Blättern.

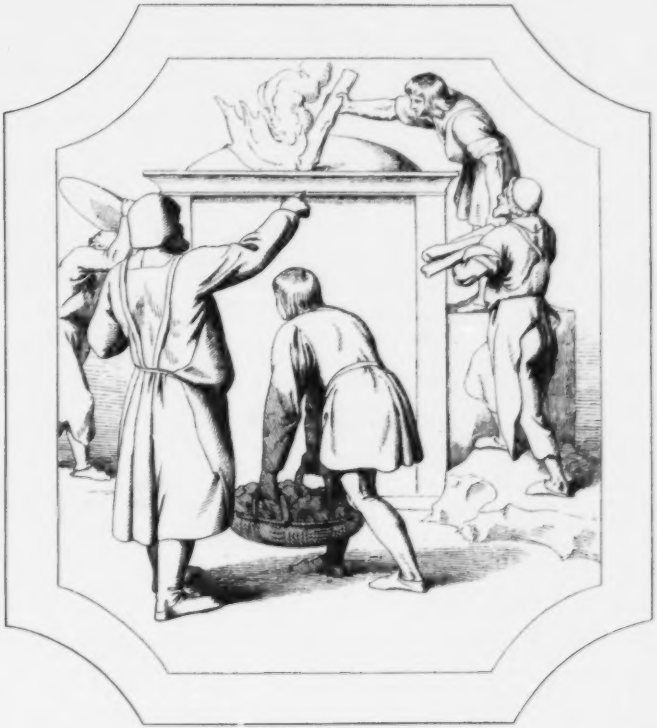
Leipzig,
Rudolph Weigel.
1855.

Die Exemplare sind genau collationirt und können keine Defecte nachgeliefert werden.



Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt,
Heute muß die Glocke werden,
Frisch, Gesellen! seid zur Hand.

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.



Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!

Kocht des Kupfers Erz,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß,
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.

Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Klein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;

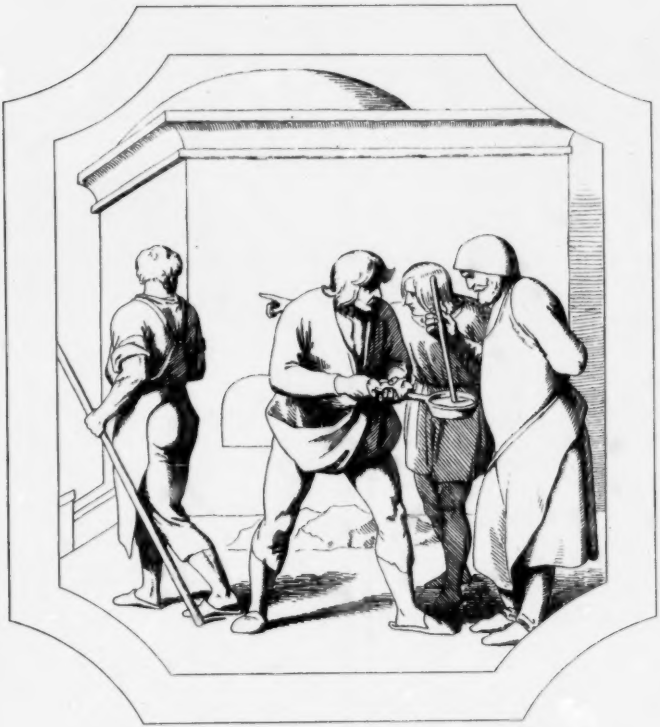
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen

Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe.

Er ſtürmt in's Leben wild hinaus,

Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels-Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.

O! zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit.
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchweigt das Herz in Seligkeit.



Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn wir's überglaſ't erſcheinen,
Wird's zum Guſſe zeitig ſein.

Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Und drinnen waltet
Die tüchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise,
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,

Siehet der Pfoſten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kor.ıes bewegte Wogen,

Wohl! Nun kann der Suß beginnen;
Schön gezacket iſt der Bruch.
Doch, bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!

Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,

Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft;

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Roth, wie Blut,
Iſt der Himmel,
Das iſt nicht des Tages Gluth!

Alles rennet, rettet, flüchtet,

Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

Schiller's

Lied von der Glocke

in 40 Blättern bildlich dargestellt

von

Bernhard Neher.

Zweite Hälfte

in 20 Blättern.

Leipzig,
Rudolph Weigel.
1855.

Die Exemplare sind genau collationirt und können keine Defecte nachgeliefert werden.

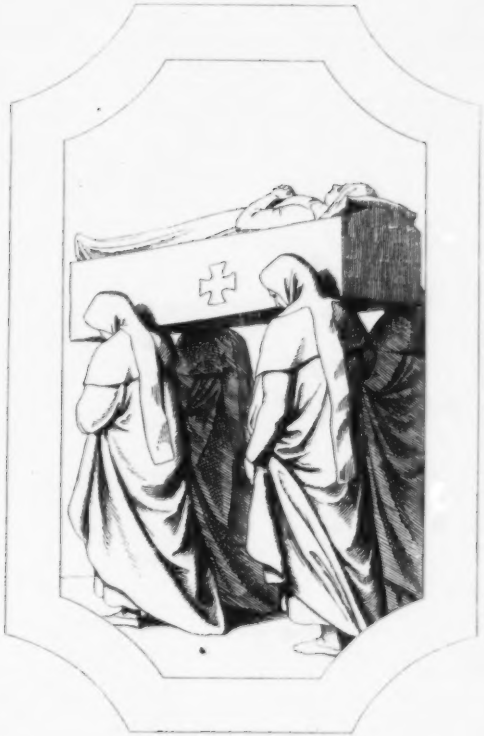
In die Erd' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt die Form gefüllt;
Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,

Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.

Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos.



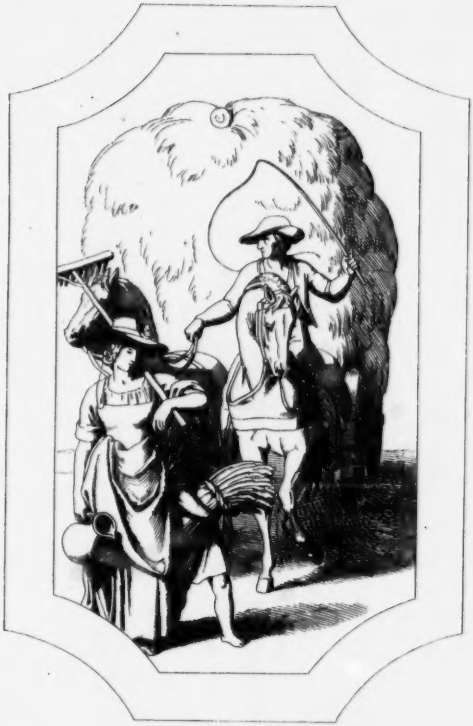
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —

Bis die Glocke sich verkühlet
Laßt die strenge Arbeit ruhn,
Wie im Laub der Vogel spielet
Mag sich jeder gütlich thun.

Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

Blöckend ziehen heim die Schafe,



Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;

Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,

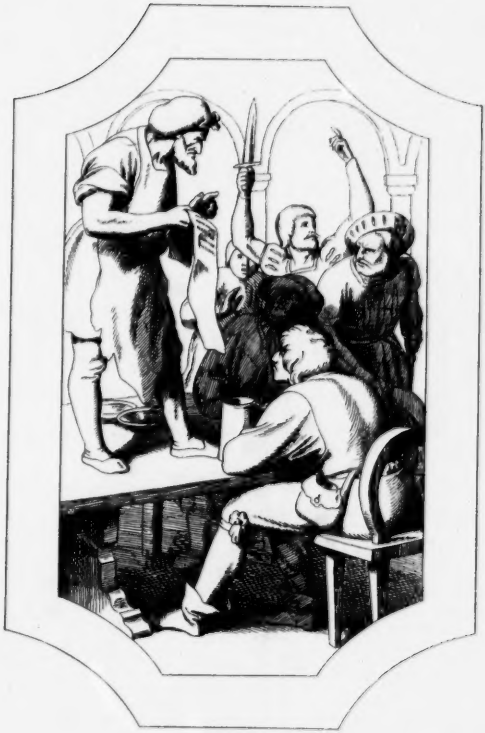
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!

Nun zerbricht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt,
Wenn die Glocke soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!

Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.



Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,

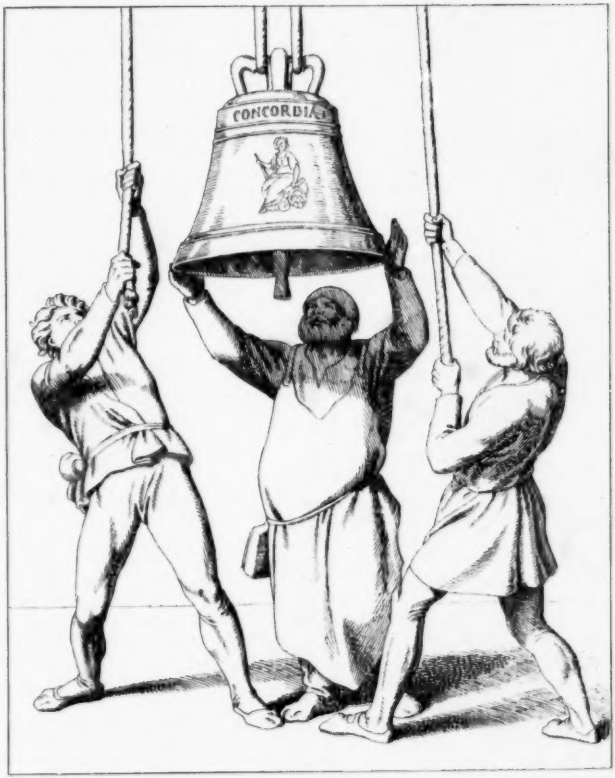
Und Würgerbanden ziehn umher.

Da werden Weiber zu Hyänen

Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

Herein! herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihn,
Daß wir die Glocke tauſend weihn,

Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, in herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.



Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!

Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute.

Im Verlag von **Rudolph Weigel** in Leipzig sind erschienen:

Archiv für die zeichnenden Künste mit besonderer Beziehung auf Kupferstecher- und Holzschneidekunst. Im Vereine mit Künstlern und Kunstfreunden herausgegeben von Dr. Robert Naumann, unter Mitwirkung von Rudolph Weigel. Erscheint seit 1855 in zwanglosen Heften zum Preise von 20—25 Ngr.

Becker, C., Leben und Werke des Bildhauers Tilmann Riemenschneider, eines fast unbekannten aber vortrefflichen Künstlers am Ende 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Mit 7 Kupfertafeln und 2 Vignetten. 1849. gr. 4. . . . . 5 Thlr. 10 Ngr.

Carstens, Asmus Jacob, Zeichnungen in der Grossherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar. In Umrissen gestochen und herausgegeben von W. Müller. Mit Erläuterungen von Chr. Schuchardt. Weimar. I—IV. Heft à 4 Blatt in fol. und qu. fol.
Jedes Heft in Umschlag $\frac{2}{3}$ Thlr.
Chines. Papier 1 „

Choulant, Dr. Ludw., Königl. Sächs. geh. Medicinalrath, Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildung nach ihrer Beziehung auf anatomische Wissenschaft und bildende Kunst. Nebst einer Auswahl von Illustrationen nach berühmten Künstlern, Hans Holbein, Lionardo da Vinci, Rafael Santi, Michelangelo Buonarroti, Rosso de' Rossi, Stephan von Calcar, Arphe, Rubens, Berrettini da Cortona, Rembrandt van Ryn, Gerard de Lairesse, Wandelaer, Flaxman, Hamman u. A. in 43 Holzschnitten und 3 Chromolithographien beigegeben von R. Weigel. 1852. XXXVIII p. 204 S. 4. In Lwdbd. $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Handzeichnungen berühmter Meister aus der Weigel'schen Kunstsammlung in treuen in Kupfer gestochenen Nachbildungen herausgegeben vom Besitzer derselben, Rudolph Weigel. Erscheint in Heften von 3 Blatt in gr. fol. . . . . à 4 Thlr.

I. Heft. 1. Weiblicher Kopf, von L. da Vinci. 2. Wirthshausleben, von J. Steen. 3. Diskuswerfer, von A. Mantegna.
II. Heft. 4 a. Ein Kind, und b. Römischer Triumphzug, eine Dolchscheide, von H. Holbein dem Jüngeren. 5. Brustbild eines jungen Mannes, von A. Dürer. 6. Schlafender Alter, von J. Livens.
III. Heft. 7. Entwurf zu dem Spasimo di Sicilia, von Raphael. 8. Der sterbende Erlöser, von A. van Dyck. 9. Bogenschütze, von P. Vannucci, genannt Perugino.

Holzschnitte berühmter Meister. Eine Auswahl von schönen, characteristischen und seltenen Original-Holzschnitten oder Blättern, welche von den Erfindern, Malern und Zeichnern eigenhändig geschnitten worden sind. In treuen Copien von bewährten Künstlern unserer Zeit und als Bildwerk der Holzschneidekunst herausgegeben von Rud. Weigel. Jede Lieferung à 5 Holzschnitte, auf Cartonpapier aufgelegt, mit Text. fol. In Mappe. . . . . 3 Thlr.

I. Lfg. 1851. 1. Max I. und Maria von Burgund von H. Burgkmair. 2. Christus und die Samariterin von L. Cranach. 3. Männliches Brustbild von J. Livens. 4. Portrait von Licetus von G. B. Coriolano. 5 a. b. Der ungläubige Thomas und S. Ambrosius. Zwei Deutsche Incunabeln.
II. Lfg. 1851. 6 a. b. Zwei Blätter aus Cranmers Catechismus. 7. Der Sündenfall, aus der Bilderbibel. 8. Der Krämer, aus dem Todtentanze. 9 a. b. Zwei Blätter aus dem Todtentanzalphabete und Bauernalphabete. 10 a. b. Zwei Blätter aus dem Bauernalphabete und Kinderalphabete, sämmtlich von H. Holbein d. J.
III. Lfg. 1851. 11. Portrait des S. de Bray von D. de Bray. 12. Die Glorification von Gottes Sohn von W. Wohlgemuth. 13. Der Philosoph mit der Sanduhr von Rembrandt. 14. Die Fürbitte von Urs Graf. 15. Madonna mit dem Kinde von H. Burgkmair.
IV. V. Lfg. 1851. 16. Titel zu der Offenbarung Johannis. 17. Titel zu dem Leben der Jungfrau Maria. 18. Titel zu der grossen Passion. 19. Titel zu der kleinen Passion. 20. S. Georg. Sämmtlich von Albrecht Dürer. 21. Ruhe der heil. Familie nach Tizian von N. Boldrini. 22. Damenbüste von Maria de Medici. 23. S. Hieronymus in der Höhle von A. Altdorfer. 24. Pyramus und Thisbe von H. Aldegrever. 25 a. b. c. Drei Bl. aus dem Wittemberger Heiligthumsbuche von L. Cranach d. A.
VI. Lfg. 1852. 26. Der Venezianische Nobile von J. Livens. 27. Die heil. Familie vom Jahre 1526 von A. Dürer. 28. Mariä Verkündigung von H. Wächtlin genannt Pilgrim. 29. S. Sebastian von C. de Crayer. 30. Erasmus mit dem Terminus von H. Holbein d. J.
VII. VIII. Lfg. 1852. 31 a. b. S. Johannes der Täufer von F. Mazzuola. 32. S. Veronica von H. L. Schäufflein. 33. S. Elisabeth von H. Baldung genannt Grien. 34. Die Mütter oder die Kinderaue von H. Baldung. 35. Die Ruhe der heil. Familie von L. Cranach. 36 a. b. Zwei Blätter aus dem Kinderalphabet von A. Dürer. 37. Titelbordüre von D. Hopfer. 38. Der Kindernarr vom Anonymus d. Brant'schen Narrenschiffs. 39 a. b. Zwei Blätter aus Catechismen nach Salbert von Ch. Jegher. 40. S. Johannes der Täufer von H. Goltzius.
IX. X. Lfg. 1853. 41. Pyramus und Thisbe von Urs Graf. 42. Ahab und Isebel von L. van Leyden. 43. S. Barbara von H. Aldegrever. 44 a. b. Zwei Blätter vom Anonymus der Hypnerotomachia des F. Colonna. 45. Madonna von A. Bloemaert. 46 a. b. Zwei Blätter aus der Bibel von H. S. Beham. 47. Gott schaffet die Thiere, aus den biblischen Figuren von V. Solis. 48. Christi Prophezeiung, aus den Evangelien von J. Amman. 49 a. b. Zwei Blätter aus den biblischen Bildern von B. Salomon, genannt Le petit Bernard.
XI. Lfg. 1854. 51. Titel zu dem Hortulus Animae von H. Springinklee. 52. Die heilige Familie von Anton von Worms. 53. Die Trauung von H. Schäufflein. 54 a. b. Zwei Blätter aus dem Trachtenbuche von Cesare Vecellio. 55. Männlicher Kopf mit Mütze von J. Livens und im Text Landschaftsstudie von Demselben.
XII. Lfg. (Schluss). 1854. 56. Die Verehrung der Dreieinigkeit von Anonymus der franz. Gebetbücher (Heures). 57. Lucretia mit ihren Frauen von G. Porta gen. Salviati Giovine. 58. Ein Emir von M. Lorch. 59. Portrait des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen von Hessen von H. Brosamer. 60. Sibylle nach Raphael von Ugo da Carpi.

Schneider, Heinr. Just., Bilder aus dem Leben des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha, geb. im J. 1601, gest. 1675. In Holz geschnitten von Joh. Gottf. Flegel. I. & II. Heft, jedes in 6 Blättern. gr. 4. . . . . à 1 Thlr. 15 Ngr.

Weigel's, Rudolph, Kunstcatalog. I—VII. Abtheilung nebst Register. 1838. 8. br. . . . . 2 Thlr.
— Derselbe. VIII—XIV. Abtheilung nebst Register. 1843. 8. br. . . . . 2 Thlr.
— Derselbe. XV—XXI. Abtheil. Die sechzehnte Abtheilung enthält eine wissenschaftliche Uebersicht der in den ersten sechzehn Abtheilungen aufgeführten Schriften über die schönen Künste, nebst Anhängen über illustr. Bücher, über Holzschneidekunst in Büchern etc. — Nebst Register über die 15—21. Abtheil. 1850. 8. br. 3 Thlr.
— Derselbe. XXII. Abtheil. 1850. 70 S. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.
— Derselbe. XXIII. — 1851. 71 S. 8. br. $\frac{1}{4}$ „
— Derselbe. XXIV. — 1852. 96 S. 8. br. $\frac{1}{2}$ „
— Derselbe. XXV. — 1853. 86 S. 8. br. $\frac{1}{4}$ „
— Derselbe. XXVI. — 1855. 97 S. 8. br. $\frac{1}{4}$ „

Triumph der Religion in den Künsten (der christliche Parnass). Gemalt von Fr. Overbeck. Ausgeführter Stich von S. Amsler. Roy.-fol. Nebst Erklärungsblatt. . . . Weiss Papier 21 Thlr.
Chines. Papier 28 „
Weiss Papier vor der Schrift 48 „
Chines. Papier vor der Schrift 52 „

Das Cölner Dombild. Gemalt von einem Alt-Cölnischen Meister. Gestochen von Franz Paul Massau. Qu. Roy.-fol.

Subscriptions-Preise:

Mit der Schrift weiss Papier . . . . 20 Thlr.
„ „ „ chines. . . . . 25 „
„ gerissener Schrift weiss Papier . . . . 30 „
„ „ „ chines. . . . . 35 „
Vor der Schrift weiss Papier . . . . 40 „
„ „ „ chines. . . . . 50 „
Epreuve d'artiste . . . . 100 „

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Gedenk-Buch

zu

Friedrich von Schiller's

hundertjähriger Geburtsfeier,

begangen in

Frankfurt am Main

den 10. November 1859.

Eine Festgabe

herausgegeben

unter freundlicher Mitwirkung der betheiligten Körperschaften.

Mit sechzehn Tafeln,

den Festzug darstellend, gezeichnet von F. C. Stillrich.

Nebst Ansicht des Schiller-Denkmals und des Tonhallen-Gebäudes.

Frankfurt a. M.,

Verlag von Heinrich Keller.

1860.

Einem

Hohen Senate

der

freien Stadt Frankfurt

ehrfurchtsvoll gewidmet

Verleger.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung VII

Beschreibung der ersten Säcularfeier von Schillers Geburt, von Dr. Karl Wagner; mit Gedichten von F. Stoltze, Dr. W. Jordan, Ludwig Pfau und Rede von H. Jacquet IX

Aufruf an die Bürgerschaft, verfaßt von Dr. Th. Creizenach 1

Vorfeier in den Schulen.

Höhere Bürgerschule mit Reden von Director Dr. F. Paldamus und Dr. Th. Creizenach 2

Musterschule mit Reden von Dr. H. Weismann, Lehrer Lenz und Epilog von W. Ritter 4

Gedicht bei Wiederholung der Schulfeier von Dr. H. Weismann 7

Domschule mit Rede von Oberlehrer A. Galler . . . 9

Allerheiligenschule mit Rede von Oberlehrer Dr. Fecker . 10

Volks- und Realschule der israelitischen Gemeinde mit Rede von Dr. J. M. Jost und Oberlehrer Dr. Stern . . . 11

Dreikönigsschule 15

Weißfrauenschule 15

Israelitische Religionsgesellschaft mit Rede von Rabbiner Hirsch 16

Höhere Gewerbschule mit Reden von Dr. Th. Creizenach, [illegible] und Oberlehrer Dr. Bopp 21

Katharinenschule mit Rede von Dr. Rehr 22

Gymnasium mit Reden von Director Dr. Classen und Professor Weismann 23

Selectenschule mit Rede von [illegible] Wedewer 33

Gelhaar-Schreib'sches Institut mit Rede von [illegible] Schreib 30

Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt von W. Knoll und Dr. G. Haller, mit Rede von Pfarrer Dr. [illegible] . . 37

Simon'sche Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Knaben . 41

Katholische Mädchenschule mit Rede von [illegible] 41

Allgemeine Huldigung, verfaßt von [illegible] 42

Institut der Fräulein Kiefhaber 43

Englische Fräulein-Schule mit Rede von [illegible] 44

Erziehungsanstalt von Fräulein Marie [illegible] mit Gedicht von Gottlieb Beck 45

Vorfeier im Theater 49

Vorfeier der Gesangvereine.

Liederkranz mit Rede von Dr. Presber und Toast von Dr. Th. Creizenach 51

Liedertafel und Arion 53

Teutonia 53

Germania 53

Liederverein 53

Liederzweig 53

Rerb'sches Quartett 54

Anakreon 54

Großmann'scher Verein 54

Orpheus 54

Gedächtnißfeier im Kaisersaal mit Reden von Oberlehrer Dr. Stern und Director Professor Dr. Classen, und Gesang von Dr. H. Weismann, componirt von Gellert . 55

Gesang und Rede bei dem Festzug.

Gesang während des Festzugs von Dr. H. Weismann . 62

Gesang vor der Enthüllung des Standbildes von Dr. H. Weismann 62

Rede bei Enthüllung des Standbildes von Dr. Reinganum 62

Gesang nach der Enthüllung. Von M. Hecht 63

Tischreden beim Festmahle im Wolfseck, von [illegible], Director Professor Dr. Classen, [illegible] Dr. von [illegible], Pfarrer Dr. Stein, Dr. med. [illegible], Oberfinanzrath [illegible], Advokat Dr. [illegible], Dr. med. [illegible] Hoffmann, — Pfarrer Dr. [illegible], Dr. med. H. Hoffmann, Advokat Dr. [illegible], Dr. von [illegible] 64

Tischlieder von Dr. [illegible] und Dr. [illegible] . . 71

Feier und Nachfeier im Theater . . . . . . 7[illegible]

Hoher Senat an das Comité der Schiller-Jubel-Feier 7[illegible]

Nachruf an Schiller. [illegible] vom Central-Comité . 7[illegible]

Das Frankfurter Schiller-Denkmal . . . . . 7[illegible]

Abbildungen.

Das Schiller-Monument von Dielmann.

Das Transparentgebäude, ausgeführt von Burnitz.

Festzug,

gezeichnet und lithographirt von J. C. Klimsch.

Blatt I. Reiterzug.

Blatt II. Herren vom Comite. — Die Deputationen der verschiedenen Facultäten, die bildenden Künstler, die Buchhändler, die Kaufmannschaft, das Theater, die Gesangvereine und die Schulen.

Blatt III. Die Buchdrucker, die Buchbinder.

Blatt IV. Die Schreiner, die Maurer, die Weißbinder.

Blatt V. Die Häfner, die Fischer und Schiffer.

Blatt VI. Die Seiler, die Küfer, die Glaser.

Blatt VII. Die Gemüs- und Weingärtner.

Blatt VIII. Die Bäcker, die Maler, Lackirer und Vergolder, die Hutmacher, die Gerber, die Färber, die Metzger.

Blatt IX. Die Turner, die Gold- und Silberarbeiter, die Wundärzte, die Gartenbaugesellschaft „Flora".

Blatt X. Die Uhrmacher, die geschenkten Feuerhandwerker, die Maschinenbauer, die Mechaniker.

Blatt XI. Die Spengler, die Schlosser und Büchsenmacher, die Leinweber.

Blatt XII. Die Zimmerleute, die Steindecker, die Säckler, die Schornsteinfeger, die Wagner, die Schneider.

Blatt XIII. Die Schmiede, die Sattler, die Bierbrauer, die Schuhmacher, die Dreher, die Schröder.

Blatt XIV. Die Perückenmacher, die Posamentirer, die Tapezirer, die Bürstenbinder, die Kammmacher.

Blatt XV. Jagdzug, die Lohnkutscher.

Blatt XVI. Die Crinzler und Kärcher.

Berichtigung. Im ersten der „zwei Tischlieder" S. 72 Spalte 1 Zeile 6 v. oben ist zu lesen:
Und findest du auch kaum hein' uns vereint.

Einleitung.

Der Jubeltag Schiller's ist, wie allgemein anerkannt wird, in Frankfurt so umfassend und großartig begangen worden, wie in wenigen Städten deutscher Zunge. Den äußeren Veranstaltungen entsprach das geistige Leben, dem Glanz und Gepränge die volksthümliche Theilnahme. Um so bemerkenswerther ist es, daß die Vorbereitungen zur Feier verhältnißmäßig erst spät getroffen wurden und daß man beim Beginn derselben über die Ausdehnung, die dem Schillerfeste zu geben sei, noch nicht im Klaren war.

Zwar schon zu Ende des vorigen Jahres fanden Hinweise auf den bevorstehenden Ehrentag Schiller's in Frankfurt, wie an anderen Orten Statt. Bereits wurden Jubelschriften angekündigt und öffentliche Kundgebungen vorgeschlagen. Im Frankfurter Verein für Geschichte und Alterthumskunde kam im Januar 1859 der Plan zur Sprache, das Gasthaus in Sachsenhausen, in welchem Schiller die Tage seiner schwersten Bedrängniß zugebracht, durch eine Denktafel auszuzeichnen. Mehrere Mitglieder beschäftigten sich zunächst mit Nachforschungen über diesen Gegenstand, deren Ergebniß jedoch nicht zu Gunsten des Vorschlages sprechen konnte*).

Der Krieg in Oberitalien, die Spannung, mit der man den dortigen Ereignissen folgte, die patriotischen Erwartungen und Befürchtungen, die nach dem Friedensabschluß eintraten, drängten den Gedanken an die Dichterfeier zurück. Erst im Spätsommer trat er wieder in den Vordergrund; auch die anhaltende Hitze, die gar Manchen länger als gewöhnlich in seiner Sommerfrische zurückhielt, mag den Beginn der Verhandlungen verzögert haben.

Die Nachrichten jedoch, die man seit Anfang September von auswärts her über die nahende Feier hörte und las, machten auch in Frankfurt die Ungeduld rege. Am 16. September brachte die hiesige „Didaskalia" die erste öffentliche Anregung zu einer allgemeinen und volksthümlichen Schillerfeier, wenige Tage darauf das hiesige „Conversationsblatt". An diejenigen Männer, die bei ähnlichen Festen mitgewirkt hatten, ergingen wiederholte Aufforderungen, einen Ausschuß für das Schillerfest zu bilden oder eine Bürgerversammlung zu berufen. Da namentlich auch einige Vorstandsmitglieder der Schillerstiftung solche Mahnungen erhielten: so brachte der Vorsitzende, Herr C. Jügel Vater, am 19. September d. J. vor dem Ausschusse zum ersten Mal die Schillerfeier zur Sprache.

Alsbald wurde beschlossen, es müsse jedenfalls eine Feier stattfinden und man solle zunächst eine Festvorstellung im Theater, einen Festabend im „Museum" und einen desgleichen im Liederkranze zu veranlassen suchen.

Herr Jügel gedachte, bei seinem vorgerückten Alter, die Leitung der Angelegenheit nicht selbst zu übernehmen und veranstaltete am [illegible] September d. J., unter Zuziehung weiterer Kräfte, eine Sitzung, in welcher Herr Dr. Spieß den Auftrag annahm, [illegible] eines Ausschusses die nöthigen Einleitungen zu treffen.

Somit fanden [illegible] die von Herrn Dr. Spieß eingeladenen Herren am 1. October in der Wohnung desselben als einstweiliger Ausschuß zusammen. Zum Vorsitzenden wurde Herr Director Classen, zum Schriftführer Herr Dr. Creizenach ernannt.

So trefflich der Wille sämmtlicher Anwesenden war, erschienen doch die Veranstaltungen, die man an diesem Abend im Sinne hatte, äußerst eingeschränkt im Vergleich zu dem, was nach kaum sechs Wochen zu Stande kam. Man wußte vorerst nur von einzelnen Schulen, bei welchen der Tag festlich begangen werden sollte; auch dachte man daran, den Rede-Actus des Gymnasiums im Kaisersaal abzuhalten und ihn durch Gesangvorträge von Mitgliedern des Liederkranzes zu heben. Einzig das Theater war bereits, wie aus den Mittheilungen des Herrn Dr. von Guaita hervorging, für zwei würdig zu haltende Festvorstellungen völlig gerüstet.

Doch wurde schon in dieser Sitzung darauf hingewiesen, es müsse die Feier Schiller's einen volksthümlichen, großartigen Charakter haben, sie müsse wesentlich eine öffentliche sein. Dem schien zwar die Ungunst der Jahreszeit entgegenzustehen, noch mehr der Mangel an einem monumentalen Mittelpunkte, wie er bei der Göthefeier 1849, bei dem Gutenbergfest 1840 vorhanden gewesen. Gleichwohl wurde beschlossen, diese Hauptfrage in der nächsten Sitzung nochmals zur Verhandlung zu bringen**). Mit der Einsetzung eines engeren Comité's schloß dieser Abend.

Bevor die nächste Sitzung abgehalten wurde, brachten hiesige Blätter folgenden

Aufruf zu einer allgemeinen Schillerfeier.

„Der Bürgerverein zu Sachsenhausen hat in seiner Generalversammlung vom 1. October beschlossen, in seinen Räumlichkeiten am 12. November l. J. eine Erinnerungsfeier an den 10. November 1759 zu begehen, den Tag, an welchem dem

---

*) Die Gasthäuser zum „Storch" und zum „Rad" könnten allenfalls den „drei Rindern" die Ehre streitig machen, Schillern beherbergt zu haben. Das letztgenannte Haus ist übrigens vor etwa dreißig Jahren größtentheils abgebrannt und sodann neu errichtet worden, so daß es nur noch den Ort, wo Schiller wohnte, mit Wahrscheinlichkeit bezeichnet.

**) Die Meinungen waren nicht, wie in einem [illegible] Blatte irrthümlich angegeben wurde, nach Ständen getheilt. Die Ansicht, eine öffentliche Feier veranstaltet zu sehen, wurde eben so von „Gelehrten", wie die Bedenken dagegen von Gewerbsmännern vorgebracht.

deutschen Volke sein Schiller geboren worden. Die Feier ist zunächst für die Mitglieder, deren Frauen und Freunde bestimmt, da der Verein nur über beschränkte Lokalitäten zu verfügen hat. Indem wir herzlich wünschen, daß die vielfältigen Vereine unserer Stadt auf gleiche Weise in ihren Kreisen den hehren Tag feierlich begrüßen, drängt es uns, an diejenigen unserer Mitbürger, welche vermöge ihrer Bildung, ihres Berufes und ihrer socialen Stellung hierzu befähigt sind (und deren sind es viele in unserer Stadt), den dringenden Ruf zu erheben, daß sie sich vereinen, um eine große allgemeine Feier des 10. November ins Leben zu rufen. Es ist eine große allgemeine deutsche Herzenssache: Jeder fühlt und Jeder kennt die Bedeutung des Tages; Alle werden herbeiströmen, Hoch und Nieder, Arm und Reich, Jung und Alt, ihre Verehrung dem zu zollen, in dessen Brust für Alle ein gleichfühlendes Herz geschlagen, dessen herrliche Schöpfungen ewig jung bleiben werden. Sicherlich werden, wie schon in andern großen Städten unseres Vaterlandes, so auch unsere Behörden eine solch allgemeine Feier bereitwilligst und kräftigst unterstützen; es mag ein allgemeiner Feiertag werden für Alle! Es wird nur darauf ankommen, daß thätige und einflußreiche Männer zur Ausführung schreiten; an diese wenden wir uns: es ist eine Ehrensache für unsere Stadt; die Kräfte unseres Vereins reichen nicht aus zu einer so allgemeinen Feier, hierzu sind fähigere und tüchtigere Kräfte erforderlich. Möge unser Wort eine fruchtbare Stätte gefunden haben! Frankfurt, inmitten deutschen geistigen und materiellen Verkehrs gelegen, möge voranglänzen, wo eine allgemeine deutsche Sache ruft!

Der Vorstand des Bürgervereins zu Sachsenhausen."

Dieser schöne Aufruf schien deutlicher als vereinzelte Urtheile darzuthun, daß das Verlangen nach einer öffentlichen, volksthümlichen Feier in den weiteren Kreisen der Bürger lebendig sei.

Am 5. October fand bei Herrn Dr. Spieß die zweite Sitzung statt, in welcher das engere Comité um fünf Mitglieder vermehrt und beschlossen wurde, es sollten alle Schulen zur Abhaltung einer Vorfeier am 9. November veranlaßt, im Kaisersaal jedoch eine selbständige, möglichst allgemein zugängliche Gedächtnißfeier abgehalten, so wie am Hauptfesttag ein großes Festmahl begangen werden. Zugleich wurden die beim Comité befindlichen bildenden Künstler beauftragt, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob ein Denkmal, als Mittelpunkt einer öffentlichen Feier, namentlich als Zielpunkt eines Festzuges der Körperschaften und eines Fackelzuges noch geschaffen werden könne.

Von nun an fanden fortwährend in kurzen Zwischenräumen Sitzungen statt, meist im Gymnasium, in der Wohnung des Herrn Direktor Classen, später im Local der „Künstlergesellschaft" in der „Stadt Lyon". Von Seiten der ungemein thätigen Künstler waren bald Pläne vorgelegt, zu deren Ausführung mit seltener Regsamkeit und Uneigennützigkeit geschritten wurde. Voranschläge der entstehenden Kosten wurden eingereicht und zur Beibringung derselben von Seiten der Finanzcommission Anstalten gemacht. Zur Aufstellung des Schillerstandbildes war Anfangs die Stelle des Adlerbrunnens vor dem Akaziengang am Paradeplatz ausersehen; später bestimmte man dazu den Römerberg.

Bereits am 12. October hatten sich die Vorarbeiten so vielseitig entwickelt, daß an diesem Tag in einer Sitzung des erweiterten Ausschusses, auf Vortrag des engeren Comité's, die Einsetzung von sieben gesonderten Commissionen stattfand, nämlich: einer Finanzcommission, einer Commission für die musikalischen, einer für die rednerischen und einer für die der bildenden Kunst angehörigen Leistungen, einer Festzug- und einer Festmahlcommission und einer Commission für Verhandlungen mit Behörden und Vorständen &c. Aus den Mitgliedern des großen Comité waren diese Commissionen großentheils zusammengesetzt, jedoch wurden noch einzelne, nicht zu demselben gehörige Herren bei einigen Commissionen zugezogen. Das große Comité bestand aus den Herren:

Direktor Dr. Classen, Präsident; Dr. phil. Creizenach, Schriftführer; Professor J. Becker; Dr. jur. Braunfels; Louis Brentano; Ludwig Engel; Oberlehrer Dr. Fester; F. J. Ficus; Dr. jur. Friedleben; H. K. Fries; Direktor Gellert; Dr. jur. Getz; H. H. Goldschmidt; J. A. Hammeran; C. W. Heimberger; Professor Hessemer; Ph. Kerbner; Dr. jur. Kilier; J. L. B. Knecht; Herm. Knoblauch; Carl Königer sen.; Direktor Hassner; M. C. Lindenschmitt; Ph. Fr. Lindheimer; Direktor Messer; Dr. jur. Sigism. Müller; Gustav de Neufville; Dr. jur. Ohlenschlager; Direktor Dr. Baldamus; O. Pichler; Dr. phil. Dresber; August Raves; Dr. jur. M. Reinganum; Oberfinanzrath Rommel; Seligmann Rothschild; Dr. phil. Sattler; Remig. Sauerländer; Dr. jur. Sauerländer; A. C. Schald; Dr. Schlemmer; Dr. jur. C. Schmidt-Polex; Kapellmeister Schmidt; Dr. jur. Siebert; Wilhelm Speyer; Dr. med. Spieß; J. J. A. Steinberger; C. A. Stiebel; Pfarrer Dr. Stein; Oberlehrer Dr. Stern; Albert Varrentrapp; Wilhelm Wagner; Professor Wehemer; Professor Weismann; Dr. phil. Weismann; C. Wilhelm.

Alsbald constituirten sich diese sieben Zweigcomité's und begannen schon am folgenden Tage ihre eifrige, sich immer steigernde Thätigkeit. Es mochten daher in einer der folgenden Sitzungen manche Mitglieder mit Befremden vernehmen, daß noch ein Ausschuß, nämlich eine Centralcommission unbedingt nöthig sei. Aber dieser Stein ist nachher zum Eckstein geworden. Die neuernannte Commission versammelte sich seit dem 18. October an jedem Abend in einem Zimmer des Gasthauses zur „Stadt Lyon", wo sie unermüdlich, vom 1. November an fast in Permanenz, arbeitete. Die fünf Mitglieder — die Herren Fries, C. Königer, Otto Pichler, C. Schald, A. Varrentrapp — entwickelten hier im Erledigen von vielen hundert Anfragen jeder Art, im Verhandeln mit den Körperschaften, in technischen Vorkehrungen, im Berücksichtigen der verschiedensten Ansprüche eine Arbeitskraft und taktvolle Sicherheit, die vorzugsweise den allseitigen Bemühungen das Gedeihen verbürgte. Nur Eines verdient noch größeres Lob: der Geist, der während dieser Vorbereitungen in der gesammten Bürgerschaft waltete, und der, je umfassender und anstrengender die verschiedenen Thätigkeiten werden mußten, um so lebendiger, oft in wahrhaft liebenswürdiger, ja rührender Weise sich kundgab.

Beschreibung der ersten Säcularfeier

von

Schillers Geburt,

wie dieselbe am 9. und 10. November 1859 in Frankfurt am Main begangen wurde.

Noch nie bildete ein Fest, zu Ehren und zum Gedächtnisse eines Dichters veranstaltet, einen so wichtigen Abschnitt in dem Kulturleben einer Nation, als es für uns die vaterländische Feier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's geworden ist. Wie heller, freudiger Sonnenschein leuchtete das ächte deutsche Fest in dem Leben eines Volkes, das nach trüben Eindrücken und schmerzlichen Erfahrungen so manche Zeiträume seines Daseins zählt. Nicht aber eine vorübergehende Stimmung, von den hehren Weisen der Feiertagsglocken angeregt und mit ihren letzten Tönen verrauschend, ist es gewesen, was durch die deutschen Landen zog. Nein, die Worte, die gesprochen wurden, tönen wieder, die Kränze, die gewunden wurden, grünen fort und fort in dem ungetrübten Andenken der Nation. Der Werth aller einzelnen Kundgebungen, so glänzend dieselben auch ausgefallen sein mögen, verschwindet im Vergleich zu der Größe des Grundgedankens, der diese nationale Feier durchzog. Nachdem wir noch so ganz von den Eindrücken dieses Festes erfüllt sind und der Bund der auserlesensten Geister uns in Wort und Schrift soeben erst die ganze und volle Bedeutung desselben zum Bewußtsein gebracht hat, könnte es als eine Vermessenheit erscheinen, wenn diese Blätter auf Das zurückkommen wollen, was Berufene und unter diesen Auserwählte besser und eindringlicher gethan haben. Wenn dies dennoch geschieht, so möge diesem Umstande Das zur Entschuldigung dienen, daß dies Gedächtnißbuch einen doppelten Zweck vor Augen hat: einmal will es die Gegenwärtigen das eben erst Durchlebte im Geiste noch einmal erleben lassen und dann soll es auch später Kommenden ein möglichst getreues Spiegelbild vorhalten des ihnen Fernliegenden, aus dem sie sich nicht bloß eine Vorstellung von der Form, sondern auch von dem Gehalte unseres Nationalfestes bilden sollen. Wer nach Jahren dieses Buch aufschlägt, der soll die Stimmung begreifen lernen, welcher es seine Entstehung verdankt, dem soll der erste frische Morgenhauch jenes Geistes entgegenwehen, der bis dahin vielleicht ein mächtiges Brausen geworden ist. Zu diesem Zwecke allein schien es uns erforderlich, mit einigen einleitenden Worten den Standpunkt der deutschen Feier zu berühren, und wenn die ganze spätere Darstellung zu sehr den Stempel des persönlich Erlebten, als den eines ruhigen Rückblicks tragen sollte, so wird man dem Einfluß des Augenblickes, in dem diese Zeilen aufgezeichnet wurden, diesen Fehler, wenn es einer ist, nachsehen.

Unser Volk hat durch die einmüthige und glänzende Begehung von Schiller's hundertjähriger Geburtsfeier die Welt mit staunender Bewunderung erfüllt. Fremde Nationen stehen lauschend ob dieser ungewohnten Offenbarung deutschen Geistes und deutschen Volksthums. Obgleich die Zeiten vorüber sind, wo wir begierig nach einem Lob aus fremdem Munde geizten, obgleich wir, was früher als eine Gnade angesehen wurde, die Achtung und Anerkennung des Auslandes, jetzt als wohlerworbene und selbsterrungene Berechtigung für uns in Anspruch nehmen, so bleibt es doch erhebend für deutsches Bewußtsein und Nationalgefühl, wenn wir sehen, wie die Fremde jetzt dieser großen Aeußerung deutschen Wesens entgegenkommt, wie sie wetteifert in den Lobpreisungen unserer Schillerfeste, wie sie an dem erhabenen Schauspiel theilnimmt, das die Seele eines ganzen Volkes in Bewegung setzt. Mit Beschämung müssen Stimmen des Auslandes eingestehen, daß „es nur noch ein Volk in Europa gibt, welches in allen seinen verschiedenen Klassen und Schichten dem Kultus des ehrenhaften, reinen, geistigen, wahrhaft menschlichen Ruhmes huldigt, welcher an den Triumphen des Gedankens, des Herzens, der Kunst hängt." So äußerte sich im Novemberheft der „*Revue des deux mondes*", welche die Elite des französischen Volkes und jene Männer vertritt, deren Urtheil über uns und unsre Zustände Beachtung verdient, der Franzose *Forcade*, und fügt hinzu: „Nie hat ein Fürst, ein Kaiser oder General, nie hat ein Mann des Blutes, der Doppelzüngigkeit und der Unterdrückung in Deutschland eine Huldigung empfangen wie die, welche es jetzt dem armen, ehrlichen, braven Schiller dargebracht!"

So sehr aber diese in der Geschichte einzig dastehende Geburtstagsfeier eines großen Dichters deutschem Geiste von Neuem den Stempel idealer Größe aufdrückt, so wenig ist es bestritten, daß es nicht ein einfaches Dichterjubiläum war, was wir mit innerer Freude und äußerer Bewegung begangen haben, sondern daß der ganzen Kundgebung eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt, welche nicht genug angeschlagen und von unberechenbaren Folgen für die Entwickelung unseres nationalen Lebens werden kann.

Wenn Deutſchland bei einem Rückblick auf das Jahrhundert, das ſeit der Geburt ſeines großen Genius verfloſſen iſt, ſich mit gerechtem Stolze ſagen mußte, daß es auf der Bahn einer wenn auch langſam, aber doch ſicher fortſchreitenden Entwickelung in allen Beziehungen des geiſtigen und materiellen Lebens vorwärts geſchritten, wenn Geiſtesdruck und äußere Bande früherer Zeiten vielfach gebrochen, wenn die Liebe zum Vaterlande und Antheilnahme an Allem, was zur Förderung allgemeiner Wohlfahrt dienen kann, immer mehr und mehr geweckt iſt, ſo mußten wir doch die Erfahrung machen, daß unſer Volk nach Außen noch nicht die Stellung und den Rang einnehme, der ihm vermöge ſeiner Größe und Tüchtigkeit gebührt. Erſt in dieſem Jahre hatte es ſich wieder gezeigt, wie Luſt und Muth zu einer Bethätigung eines ſtarken und einheitvollen Sinnes nach Außen zwar in der Nation vorhanden, die Kraft zur Ausführung und zur That aber noch vielfach gelähmt und durch innere Organiſationen unmöglich gemacht ſei. Dies wirkte einerſeits niederſchlagend und beirrend auf die deutſche Stimmung, anderſeits aber auch erhebend und aufmunternd, indem es uns recht zum Bewußtſein brachte, nach welcher Seite hin das Streben unſerer Zeit gerichtet ſein müſſe. Die Geſahren, die uns das Ausland bereitet hatte, ſchienen vorläufig beſeitigt. Die Stürme waren zwar vorübergegangen, aber Elemente der Gährung waren reichlich zurückgeblieben. Nun zog eine mächtige Sehnſucht nach einer feſten, einheitlichen Begründung deutſcher Macht nach Außen durch das deutſche Land: Der Mahnruf erſchallte von Vaterlandsfreunden, das Partheiengetriebe und die eigennützigen Sonderintereſſen zu vergeſſen und das unabläſſige Ringen auf die Erſtarkung und Entfaltung eines nationalen Lebens der Gemeinſchaft zu richten. Die deutſchen Stämme ſahen von Neuem ein, daß ſie vereinzelt und getrennt Demüthigungen des Auslandes nicht gewachſen ſeien, während ſie in ihrer Vereinigung allen Stürmen Trotz bieten könnten. Es ward immer klarer in der Anſchauung des Volkes ausgeprägt, es drang immer mehr in alle Schichten, daß Deutſchland das Recht und die Pflicht habe, in die europäiſche Völkerfamilie als berathendes und mitentſcheidendes Glied mit dem Rang und der Macht einer großen Nation einzutreten, allen Schöpfungen der Willkür und der Despotie, von welcher Seite ſie auch kommen mögen, Ziele zu ſetzen und ſelbſt für Völkerrecht und wahre Freiheit in die Schranken zu treten. Jetzt, wo deutſcher Geiſt, deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt den Erdball beherrſchen, deutſcher Fleiß und deutſche Handelsthätigkeit weite Kreiſe zieht und von Fremden geachtet und geehrt wird, war auch die Zeit gekommen, wo deutſches Weſen dem Ausland gegenüber eine politiſche und auf die Geſtaltung der Weltgeſchichte direkt einwirkende Bedeutung gewinnen ſollte. So ſchallte es durch die deutſchen Lande, das war das Ziel, das man mit männlicher Beſonnenheit zu erreichen ſtrebte. Und während eine benachbarte Nation eine der Errungenſchaften nach der andern, die ſie mit ihrem Blute in zahlloſen Kämpfen erkauft hatte, ſich entziehen ſieht und dafür nichts als das trügeriſche Scheinbild eines zweckloſen und theuer bezahlten Ruhmes eintauſchte, während die Hauptſtadt dieſes Landes nicht einem großen Gedanken, der ſie begeiſterte, ſondern dem Willen eines Einzelnen, der die Begeiſterung obrigkeitlich anordnete und befahl, ſich beugte und Ehrenpforte baute, zog durch das deutſche Land eine große, geiſtige Bewegung, ſtieg aus der ſchwülen Atmoſphäre der Zeit eine mächtige und berechtigte Idee zum Lichte auf. Daß das Streben nach dieſem Ziele der Größe, Einheit und Macht unſeres deutſchen Vaterlandes kein ſchmerz- und mühelos, daß ſich ihm Hinderniſſe und Schwierigkeiten aller Art in den Weg ſtellen werden, kann die Träger dieſer Idee nicht abſchrecken. Iſt doch jede große That in der Geſchichte der Menſchheit nur der Preis eines ſchweren Kampfes, geht doch beſonders in unſerem Vaterlande jedem Handeln, jeder Umgeſtaltung eine lange und allſeitige geiſtige Verarbeitung voraus! Es genügt, der Zeit eine beſtimmte Richtung gegeben und einem längſt gehegten Lieblingswunſch der Beſten unſeres Volkes neue Lebenskraft eingehaucht zu haben.

So wenig feſtlich geſtimmt nun die Gemüther während der Ereigniſſe dieſes Jahres waren, ſo wenig Theilnahme die friedlichen Künſte fanden, ſo ſehr neigte ſich doch die allgemeine Stimme zu einer Feier, welche, einen geiſtigen Heros unſerer Nation ehrend, zugleich eine würdige Form für den Ausdruck großer nationalen Gedanken und Empfindungen war. Daß eine ſolche Stimmung gerade an ein Dichterjubiläum angeknüpft wird, iſt nicht zufällig oder gar unberechtigt, ſondern es iſt damit nur von Neuem bethätigt, daß im deutſchen Volk als Ueberzeugung lebt, daß die großen Werke ſeiner Dichter und Denker den Grundſtein zu einem nationalen Bau, wie er jetzt erſtehen ſoll, gelegt haben. Es iſt damit anerkannt, daß die höchſte Aufgabe der Dichtkunſt iſt, der ringenden Zeit ein leuchtendes Ideal vorzuhalten, nach dem ſie ſtreben ſoll, und durch die Kraft der Begeiſterung, mit der dies geſchieht, den Kampfesmuth zu erhöhen und den Siegespreis zu ſichern. Wenn er dieſe Miſſion erfüllt, erhält der Dichter ſeine letzte und höchſte Weihe und wirkt ſegensreich noch auf die ſpäteſten Geſchlechter.

Und Schiller hat dieſe Miſſion erfüllt; nicht blos als Dichter, — als Seher, als Prieſter und Verkünder der Zeiten, die da kommen werden, ſteht er uns gegenüber. Mit den höchſten Fragen unſeres Daſeins iſt ſein Name verknüpft. Mehr als irgend ein anderer Dichter kannte und liebte er ſein Volk, mehr als irgend einem Anderen lag ihm neben der Heranziehung des Einzelnen das Schickſal der ganzen Nation am Herzen. Dieſe für die wahre geiſtige, ſittliche und äußere Freiheit heranzubilden, erkannte er als die Aufgabe ſeiner Dichtkunſt. Erniedrigung und Druck waren ſeiner hochfliegenden und doch weber in edler Selbſtbeſchränkung gefaßten Seele ſo zuwider, als Schrankenloſigkeit und Ausſchweifung. Immer nach dem Ideal gewandt, in den Tiefen der Philoſophie und der Geſchichte ſchöpfend und dort das Geheimniß der Menſchenſeele, hier das Walten der ewigen Geſetze enthüllend, iſt er ſeinem Volke ein erhabener Lehrer und Leiter auf den Pfaden ſeines Seins und Wirkens geworden und führt es zu den höchſten Zielen. An Denen, die nach ihm kamen, iſt es, den Ideengehalt ſeiner Dichtungen zu verkörpern und ins Leben einzuführen, an uns iſt es, jene Höhen zu erſteigen, welche ſein heller Geiſt in kühnem Flug erreichte, an uns, mit der ſchaffenden That zu wirken, daß das Jahrhundert reif werde ſeinem Ideale und ſeine Wünſche nicht vereiteln mögen. Manches Saamenkorn, das er ausgeſtreut, iſt ſchon aufgegangen und die bildende Macht ſeines Einfluſſes iſt auf alle Zukunft geſichert.

Darum aber hat die Nation ein Recht, Schiller zum Mittelpunkte einer mächtigen Aeußerung des Volksbewußtseins zu machen, denn er hat keinen geringen Antheil an Dem, was jetzt unser Vaterland bewegt. Und Das gibt dem Tage, den das deutsche Volk gefeiert hat, den höchsten Sinn, daß es dadurch gezeigt hat, wie es den Geist kennt, der seinen Dichter beseelte, daß es aufs Neue bethenert hat, ihn im Herzen heilig halten und seinem Rufe folgen zu wollen.

Wenn wir in diesen Bemerkungen auf den nationalen Kern des Festes, wie des Dichters, als auf die Hauptseite der Feier hingewiesen zu haben glauben, so ist es aber auch unbestritten, daß andere und eben so naheliegende Gründe zu ihrer Herbeiführung mitgewirkt haben. Denn es ist gewiß, daß Jeder, der das Fest feierte, neben dem Antheil, den er an dem Aufschwung seines Volkes nahm, auch im innersten Herzen seinem Schiller den wärmsten Zoll der Verehrung und des Dankes gespendet hat für die stillen Freuden, die er ihm bereitet, und für das Glück jenes innigen Zusammenlebens mit seiner edlen Seele, die uns aus seinen Werken so erwärmend und erhebend entgegenstrahlt. Eine nicht minder extensive Erscheinung dieses Festes ist es, daß in einer Zeit, in der sich der Einzelne nicht mehr so leicht in ungestörter Ruhe der harmonischen Ausbildung seines Selbst hingeben kann, wie früher, daß in einer Welt, welche beim ersten Anblick auf Actien gegründet erscheint, eine solche Herzensangelegenheit, wie es der Hang für die Poesie und die Pietät für ihren großen Verkündiger ist, eine so warme Theilnahme findet. Diese Erscheinung beweist, daß mit dem stetigen Fortschritt in materieller Beziehung auch ein sich steigerndes Mittelmaß geistiger und sittlicher Bildung Hand in Hand geht und daß unser ganzes Kulturstreben trotz vielfacher Auswüchse und seiner scheinbar rein äußerlichen Richtung doch einen tieferen Kern hat.

Wenn in der „Vorbemerkung" zu diesem Gedenkbuch die besondere geschichtliche Entwickelung der hiesigen Feier dargelegt ist, so soll auf dem jetzt folgenden Erinnerungsblatt verzeichnet stehen, wie das Fest in die äußere Erscheinung getreten ist, welche Form die Bürgerschaft Frankfurts als allgemeinen Ausdruck für den in jedem Einzelnen lebenden Gedanken gewählt hat. Diejenigen Theile der Feier, welche in der jetzt folgenden Beschreibung nicht eingehender berührt sind, ergänzt das angehängte Material alles Dessen, was an den denkwürdigen Tagen zur Verherrlichung unseres Nationaldichters in Wort und Schrift zu Tage gefördert ward, zur abschließenden Vollständigkeit.

Die nachfolgenden Seiten wollen versuchen, aus der Fülle und Mannichfaltigkeit der dargebrachten Huldigungen die Hauptmomente hervorzuheben und den äußeren Verlauf der Feier in ihrem Zusammenhange darzustellen. Denen, welche dieselbe selbst erlebt haben, möge die Erinnerung, den Andern aber und unsern Landsleuten in der Ferne, welchen dies Album traute Heimathsgrüße bringt, möge die Phantasie dazu behülflich sein, die unvollkommene Zeichnung zu einem farbenreichen Bilde umzugestalten.

Schon Wochen lang vorher war das ganze private und öffentliche Leben Frankfurts in Beziehung zu den der Stadt bevorstehenden Festtagen getreten; in allen Kreisen der Gesellschaft bildeten diese fast den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung. In Folge der Ausdehnung, welche das Schillerfest-Programm unter der Hand genommen hatte, war die angestrengte Thätigkeit Vieler zur Erledigung der umfassenden Vorarbeiten in Anspruch genommen worden. Neuigkeiten über den Fortgang der Zurüstungen oder über Veränderungen im Plane gingen von Mund zu Mund, in öffentlichen Lokalen wurden mit dem größten Eifer Einzelheiten in der Ausführung besprochen. Da waren Wenige, die nicht mit ihren Sympathieen an dem Gelingen des Festes betheiligt waren. Die Zeitungen und Anzeigeblätter thaten das Ihrige, die einmal angefachte Flamme zu schüren. Daß des Guten mitunter auch zu viel geschah und daß dabei einzelne Erscheinungen auftauchten, welche uns die Berührungsfähigkeit der Extreme und die Nachbarschaft des Erhabenen und des Lächerlichen beweisen konnten, ist nicht zu verwundern: wenn sich die Menschen einmal einer Sache ganz hingegeben haben, möge diese nun edlen oder unedlen Zwecken dienen, so werden sie von einem Taumel ergriffen, der lawinenartig fortrollend sich stets vergrößert und dem sich ein Einzelner so wenig entziehen kann, als ihm mannichfache Ausartungen auf dem Fuße folgen. Einzelne dieser zum Theil berechtigten, zum Theil bedenklichen Symptome von Schiller-Enthusiasmus und von Geschäftssinn, auf deren Nutzbarmachung gerichtet, theilen wir hier mit, weil sie immerhin den charakteristischen Stempel des Augenblickes tragen und zur Vervollständigung des ganzen Bildes beitragen können. Eine uns vorliegende Anzahl Nachrichtsblätter aus den Tagen vor dem Feste liefert in dieser Beziehung eine reichliche Ausbeute und wir lassen in bunter Reihe, wie sie uns in die Hände fallen, einige dieser Anzeigen folgen. Gleich auf der ersten Seite fällt unser Blick auf die dem Dichter dargebrachte Huldigung der üben Künste: „Festtorten und Aufsätze zur Schillerfeier, geschmückt mit dem Portrait und passenden Versen des Dichters." Gleich darauf stoßen wir auf vielfache Ankündigungen wegen Vermiethung von Fenstern und Balkons zur Ansicht des Festzugs. Hier werden bronzene Büsten von 10 fr. an empfohlen, dort „Schilleressen auf den 10. November" in öffentlichen Localen und „Schillerwein" und „Schillerbier" von den verschiedensten Seiten angezeigt. Die Gastwirthe haben von jeher eine ausgesprochene Liebe zur Tüchtigkeit gezeigt, besonders wenn es sich um einen poetischen oder mit Hülfe der Poesie bewerkstelligten Aderlaß des Publikums dreht. Auch diesmal benutzte sich ein Epigone unter den Wirthen an seiner kastalischen Quelle und sang also:

Stolzenfels, alt Mainzergasse No. 4.
Zu dem schönen Schillerfest
Empfiehlt sich auf's Allerbest'
Mit warmer und kalter Speise,
Auf alle mögliche Weise
Mit verschiedenen Sorten Wein,
Und mit gutem Henrich's Bier.
Aquitan Engel, Fahrthor Nummer 4.

Hier empfehlen Seilermeister weiße und farbige Fackeln zum Fackelzuge, dort Tapezierer, Gärtner und Papierarbeiter Schilleredecorationen und Fahnen. Ein warmer Verehrer

Schiller's und der Frauen eifert in einer längeren Annonce, der wir Folgendes entnehmen, gegen ein öffentliches Festmahl ohne Frauen: „Der Geist Schiller's kann nicht über Tischen schweben, an welchen Männer allein durch Essen und Trinken ihre Verehrung kund zu geben glauben, an welchen die erste und höchste Zierde, die Frauen fehlen. Ist es denn überhaupt eine des großen Mannes würdige Verehrung, wenn man öffentliche Festessen veranstaltet? Wenn man doch einmal bei allen Veranlassungen tafeln muß, so geschieht dieses alsdann weit besser im Familienkreise, unter Herzuziehung befreundeter Gäste, wo die Frauen und Jungfrauen dem Feste die höhere Weihe verleihen, während es bei einer nur aus Männern bestehenden Versammlung, so viel man auch trinken mag, doch nur höchst nüchtern zugehen kann. Ein Verehrer Schiller's." — Hier schlägt Jemand „eine Tombola für das Schillerfest" vor, für welche Frauen Verlooſungsgegenstände arbeiten sollen, dort werden „Opernguckr zur Schillerfeier" und „Schillerpetschafte" angezeigt. Von einem in der Geschichte seines Gewerbes wohl bewanderten Bäckermeister werden „Brödele zu Schiller's Festtagen" angezeigt, „ein vorzügliches Buttergebäck, welches der Bäcker Kodweiß (Schiller's Großvater) in Marbach backte, und bei der Taufe seines Enkels „Friedrich" verabreichte, zu 4 kr. pr. Stück." Aber man sollte nicht allein an den Festtagen nur Schillergebäck zu seinem Frühstückskaffee verzehren, sondern sich auch mit seiner anderen als mit „Schillerseife" waschen. „Schiller und Charlotte von Lengefeld in Seife per Stück 6 kr."! lesen wir hier. Das hätte sich der Dichter wohl auch nicht träumen lassen, daß er einst auch zur Reinigung der Menschheit mit Seife beitragen würde.

Außerdem sind die Nachrichtsblätter dieser Tage mit direkt auf Festesvorbereitungen bezüglichen Anzeigen (Aufrufe der Spezialcommissionen, Einladungen zu Besprechungen einzelner Gewerbe u. s. w.) von Anfang bis zu Ende angefüllt.

Andererseits übte die ganze Stimmung dieser Tage, außer der allgemein anerkannten großen Gesammtwirkung, so viele erfreuliche Einflüsse im Kleinen aus, daß einzelne Uebertreibungen derselben leicht überſehen werden dürfen. So z. B. circulirten Wochen lang vorher in allen Familien Werke von und über Schiller und sogar in den Leihbibliotheken war alles zur Schiller-Literatur Gehörige beständig vergriffen; Jeder wollte sich auch geistig zu dem Feste würdig vorbereiten. Kurzum, die Zurüstungen zur Schillerfeier zogen sich wie ein goldner Faden durch das graue Gewebe des Alltagslebens und der sinnige Beobachter konnte so manche Eindrücke auffammeln, welche geeignet waren, den schroffsten Pessimisten auf bessere Gedanken zu bringen und an den Hang des Menschen zum Guten und Edlen glauben zu machen. Man durfte sich nur die Mühe nehmen, einen Blick auf die Uneigennützigkeit, Opferwilligkeit und Begeisterung zu werfen, welche zu so lauteren Zwecken von allen Seiten entgegengebracht ward.

So kam es, daß zu Beginn der Woche, in welcher das Fest stattfinden sollte, jener Geist der freudigen Spannung, Unruhe und Aufregung, welcher jedem großen Ereigniß voranzugehen pflegt, in Frankfurts Mauern eingezogen war und um häuslichen Herde sowohl, wie auf Markt und Straße seine Wirkungen in allgemeiner Erhöhung der Lebensthätigkeit äußerte. Frankfurts Behörden, zu ihrer Ehre sei es gesagt, hielten diesen Geist nicht für staatsgefährlich, sondern unterstützten sein Walten nach Kräften.

Die Schillerfeier war bei uns auf zwei Tage festgesetzt, auf den 9. und 10. November; alle Festlichkeiten jedoch, welche ihrer Natur nach eine allgemeine Betheiligung gestatteten, waren auf den Hauptag verlegt. Einzelne Kreise eröffneten die Feier schon vor dem 9. November, so der Bürgerverein in Sachsenhausen, dessen Mitglieder mit Familien sich am Sonntag den 6. Nov. in dem festlich geschmückten Vereinslokal zusammen fanden und durch Festreden, musikalisch-deklamatorische Vorträge und Vorstellungen von Scenen aus Schiller's Dramen die festliche Woche einleiteten. An diesem Abend war ein in der Dreikönigsstraße aus Laubwerk errichteter Triumphbogen, welcher Schiller's Büste trug, mit farbigen Lichtern illuminirt und von diesem Bogen aus führte ein Laubgang zu einem in dem Lokal des Vereins aufgestellten großen Transparente, Schiller an den Stufen des Thrones der ihm den Lorbeerkranz reichenden schwertumgürteten Germania darstellend. So hat Sachsenhausen, das sich überhaupt in den Schillertagen in jeder Beziehung hervorthat, zuerst in weiteren Kreisen die vorbereitenden Festlichkeiten begonnen. Steht ja doch, was die äußeren Beziehungen Schiller's zu unserer Stadt anlangt, Sachsenhausen in erster Linie, war es ja doch in seinen Mauern, wo der Dichter in seinem wichtigsten Lebensabschnitte nach einer anstrengenden Wanderung als todtmüder Flüchtling sein Haupt zur Ruhe legte. Schon vor den Festtagen erschien ein von Fr. Stolze in Sachsenhäuser Mundart verfaßtes Gedicht, welches die Beziehungen Schiller's zu Sachsenhausen und Frankfurt in so sinniger und ächt poetischer Weise darstellt, daß wir es nicht unangemessen halten, dasselbe hier noch einmal mitzutheilen. Das Gedicht erfreute sich eines allgemeinen Beifalls und ist in seiner dialektischen Form, als ächtes Kind der spezifischen Frankfurter Muse aus diesen Tagen, von dauerndem Werthe.

Du hast derr dribb*), in de drei Rinner**),
Wohl in de achtz'ger Jahr logirt,
Dody von der Sprach der Landesſinner,
Da hast de gar nix profedirt.
Dann's iſt in alle Deine Werke,
Wie schee se sinn, wie hoch un hehr,
Dorchaus aach gar nix te bemerke,
Was irjend Sachsenäuritsch weer.

No, 's war die Zeit ze korz geweſe
Un so Was will verstanne sei,
Un iſt zu schreiwe un zu leſe
So schwer wie Griechisch und Latei!
Doch Storsche †) dahtzt de sicher roppe! ††)
Wie hat's gedmeckt! geht aagenehm!
Ja, 's iſt e wahrer Gettertroppe
Dies Aewoblut von Aeppelbeem!

*) Drüben in Sachsenhausen.
**) In den drei Rindern.
†) Aewerwenn.
††) Trinken.

Und's war derr aach der Wei ze deier,
Dei ganz Vermege war dei Lied,
Doch häst de for dei goldern Leier
Im Bandhaus noch kaan Batze krieht.
Dann iwwerflissige Monete
Die hast de grad net mitgebracht;
Die Kinnerkrankheit der Poete
Hat aach der Schiller dorchgemacht.

Un als de derr host misse flichte
Von Stugart bis in unser Stadt,
Da host de sicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat.
Hast gar von Darmstadt laafe misse
Per pedes dorch die Sonneglut.
Ach deht ich nor des Plätzi wisse,
Wo de in unserm Wald geruht!

Das Plätzi, wo de hast dei matte,
Dei miede Glidder ausgestreckt,
De heil'ge Baam, der mit seim Schatte
Hat unsern Schiller zugedeckt.
Da deht merr mich im Zuck, im große,
Wohl net bei deiner Feier seh,
Doch mit em Körbche junger Rose
Deht ich in Wald im Stille geh.

Un deht mei Feier da verbringe,
Doch halte deht ich derr kaa Redd,
Doch was ich denke deht un singe
Käm in die Krebbelzeitung net.
Ich kann merr fast das Plätzi denke,
Der Wald hat selbst geschmickt den Ort,
Es is am Weg, un Sommersch henke
So viele wilde Rose dort.

Un als De bist von Darmstadt komme,
Zogst klanglos De dorchs Affedohr,
Und's hat von Dir Nodiz genomme
Allaans des Fremdeblettche nor.
Un als de tratst, e aarmer Dichter,
In's Werthshaus, grad net sehr beherzt,
Da sein derr aach mit hunnert Lichter
Die Kellner net erausgesterzt.

Doch's hawwe sich gewendt die Zeite,
Und's Werthshaus, wo de hast logirt,
Des werrd derr jetz von alle Seite
Mit dausend Lichter illmenirt.
Und der De damals bist so trocke
Dorchs Affedohr erei gerickt,
Dir läut merr jetz mit alle Glocke
Und festlich werrd die Stadt geschmickt.

Un Frankfort des begeht Dei Feier
Mit Uffzick un Begeisterung;
Wir liewe schon die alte Leier,
Warum net Dei, die ewig jung?

Un uff dem Remerberjer Brunne
Kriehst De e Monument geweiht,
Hoch stehst De, un in's Kästche brunne
Kimmt derr die lahm Gerechtigkeit *).

Un was es sonst noch gibbt ze gucke,
Ze esse, trinke un ze heern,
Un was se male, was se brucke,
Geschieht allans nor Dir zu Ehrn.
Un alle Deutsche sein heut Brieder
Un sinn heut stolz druff deutsch zu sei,
Un feiern Dich un Deine Lieder
Selbst dief noch in Brasillje drei.

No, Du werscht's gucke mit Behage
Hoch vom Olymp uff jeden Fall;
Allans verderb derr net de Mage
An dene lange Redde all.
Un duh mit baade Backe blase,
Wann Festgedichte wern verbufft,
Dann, waaßt De, for verwehnte Nase
Is deß kaa süßer Opferduft.

Am Montag, Dienstag und Mittwoch, welche diesem Sonntage folgten, ward für Jeden, der auf irgend eine Weise mit den Festesvorbereitungen zusammenhing, die Feierabendstunde länger als gewöhnlich hinausgeschoben, ja zuletzt ward Manchem die Nacht zum Arbeitstage. Die Specialcommissionen hielten Sitzung auf Sitzung und hatten alle Hände voll zu thun, überall sah man Anstalten zur Begehung des Festes treffen. Es schien, als ob die ganze Arbeitskraft der Stadt in dessen Dienst getreten sei. Während auf dem Römerberg das Balkenpostament der provisorischen Colossalstatue errichtet ward und auf der Zeil der Bretterbau für die großen Transparentgemälde emporstieg, legten die Maler und Bildhauer die letzte Hand an ihre der Verherrlichung des Tages gewidmeten Werke. Sie waren in die Räume des alten Theaters im Junghof eingezogen, desselben Gebäudes, das im Jahr 1782, da Schiller in Frankfurt ansend war, seiner früheren Bestimmung als kunstgeweihtem Haus entzogen und zum Lagerplatz umgeschaffen wurde. Nachdem es lange genug nur mit Waarenballen in Berührung gekommen war, sollte es noch einmal, bevor es demnächst bis auf die Erinnerung vom Boden getilgt wird, wie in seinen schönen Tagen, Künstler in seinen Mauern beherbergen. Unterdessen entfaltete sich in dem neuen Musentempel, der den alten damals verdrängt hatte, der regste Kunsteifer: die Schauspielkunst rüstete sich zu den Ehrentagen, welche die Bühne dem ihr nahe verwandten Genius bereiten wollte. Während im Innern Probe auf Probe für die Festvorstellungen statt fand, wurde das Gebäude von Außen mit Illuminations- und Transparentvorrichtungen verkleidet und Spaliere davor errichtet, um den Andrang der Billetsuchenden zu bewältigen. An verschiedenen Punkten der Stadt wurden außerdem öffentliche Gebäude und Monu-

*) Das Standbild Schiller's wurde über dem Römerberger Springbrunnen errichtet, der die sehr verstümmelte Statue der Justitia trägt.

mente festlich geschmückt und mit Beleuchtungsapparaten versehen. Auch die Straßen, durch welche sich der Festzug bewegen sollte, begannen sich in festliches Gewand zu hüllen. — In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch fand auch ein kleiner, äußerst friedlicher Volkstumult statt. Auf der Zeil sollten in aller Stille die Transparente probirt werden, aber von den Lichtstraßen angezogen, waren plötzlich Hunderte von Zuschauern, die wie nächtliche Kobolde dem Boden entstiegen zu sein schienen, um den Bau versammelt. Zu jeder anderen Zeit hätte sich in so später Stunde kein so zahlreiches Publikum gefunden, als in diesen aufgeregten Tagen.

Unter diesen Vorbereitungen, diesem Treiben und Drängen, das die Temperatur des öffentlichen Lebens, wie die Gemüthstemperatur jedes Einzelnen weit über den normalen Wärmegrad erhob, war der Mittwoch, der Vortag des Festes, herangekommen.

Dieser Mittwoch trug ein ganz eigenthümliches Gepräge. Als Tag der Vorfestlichkeiten war er schon ein halber Feiertag und anderseits war er doch wieder ein rechter Geschäftstag, denn es gab noch gar viel im letzten Augenblick herzurichten. Es war ein Rennen und Jagen in den Straßen, wie am letzten Tage vor Neujahr, wenn Jeder noch Etwas rasch zum Abschluß bringen will, bevor der letzte Glockenschlag der Thurmuhr den Ablauf des alten Jahres verkündet hat. Ganz Frankfurt war in Bewegung und war nicht mit den Geschäftigen eilte, der schlendernde wenigstens mit den Müßiggängern, welche in allen Straßen auf- und abwogten und mit Behaglichkeit all' den Vorrichtungen zum Feste zuschauten. Das zwaren goldene Tage für die Flaneurs und privilegirten Spaziergänger, da fanden sie reichliche Entschädigung für manche Last ihres Berufs! Zahlreiche Gruppen umstanden die Knotenpunkte des Festverkehrs, das Monument auf dem Römerberg und den Transparentbau auf der Zeil. Schaarenweise zog es über die zum Tannenwalde umgeschaffene alte Mainbrücke nach Sachsenhausen, wo einige der für den Festzug bestimmten Wagen und Transparente an einzelnen Häusern im Voraus besichtigt werden konnten. Dabei fegte ein scharfer Sturmwind durch die Straßen, rüttelte an den Brettergerüsten und ließ den Staub in den Lüften tanzen; manche ängstliche Besorgniß ward durch ihn erregt. Die ganze Freude des folgenden Tages war ja auf die Gnade des Himmels gestellt. Wird er dem Feste gnädig sein? war die Frage, welche die Gemüther in Spannung erhielt und die Wetterkundigen sich in scharfsinnigen Vermuthungen ergehen ließ.

Aber nicht allein Frankfurt, auch die ganze nähere und weitere Umgegend war in den Kreis dieser flüchtigen Bewegung gezogen: jeder Eisenbahnzug brachte neue Gäste, zu Fuß und zu Wagen zogen sie zu den Thoren der Stadt herein und mischten sich in das bunte Treiben.

Während dieses lauten Lärmens auf öffentlichem Markte fanden nun die Vorfeierlichkeiten in den Schulen statt, welche ihrem ganzen Inhalte nach in diesem Gedenkbuch wiedergegeben sind.

Die Gedächtnißfeier des Gymnasiums am Nachmittag des 9. November fand nicht in den Schullokalitäten, sondern im großen Saale der Loge Sokrates statt. Eine dichtgedrängte Versammlung lauschte den Worten des Dichters, die mit Wärme und Begeisterung von den jugendlichen Lippen flossen. Bei allen Vortragenden war die Liebe zur Sache und die innige Antheilnahme an dem schönen Tage in der Art und Weise, wie sie sich ihrem Gegenstande hingaben, deutlich zu erkennen.

Die Vorfeier im Theater fand unter dem größten Andrang des Publikums am Mittwochabend statt. Schon stundenlang vorher standen dichte Menschenreihen vor dem Hause und harrten des Momentes, wo sich die Pforten desselben öffnen sollten. Noch ehe die Vorstellung begonnen hatte, erhob schon das gefüllte Haus und die festlich glänzende Beleuchtung der Versammelten zu feierlicher Stimmung. Die Festouverture von Gustav Schmidt, unserem Capellmeister, eröffnete mit schwunghaften und weihevollen Klängen den seltenen Abend. Darauf rauschte der Vorhang empor und Fräulein Janauschek trat als Melpomene auf die Bühne. Majestätisch und imponirend war schon ihre Erscheinung in dem antiken Gewande, mit Anmuth und Würde sprach sie die verbindenden Worte zu dem ernsten Prologe von Friedrich Albrecht. Der Prolog führte uns in sieben lebenden Bildern durch das Leben und Schaffen des Dichters, von dem Tage, wo er das Licht der Welt erblickte bis zu dem Tage, wo auf ihn, den Vollendeten, das Licht der Verklärung herniederfällt. Im ersten Bilde sahen wir an Schiller's Wiege die Mutter im inbrünstigen Gebete zu dem Allmächtigen flehen um Glück und Segen für den erstgeborenen Sohn. Das Bild war in einen leichten Nebelschleier gehüllt und brachte so die volle und richtige Wirkung des Tableau hervor, welches immer von einem traum- und zauberhaften Schimmer umflossen sein muß. Die Wirkung der folgenden Tableaux, so schön und geschmackvoll sie untereinander arrangirt waren, würde gewiß ebenfalls erhöht worden sein, wenn die Personen derselben nicht selbst gesprochen hätten. In den fünf Bildern: „das Lied von der Glocke", „die Jungfrau von Orleans", „Wallenstein's Tod", „Don Carlos" und „Wilhelm Tell" wurden nämlich im Rahmen des Tableau selbst Scenen aus den genannten Dichtungen vorgeführt. Die Figuren des Bildes, das nur auf die Phantasie wirken soll, wurden dadurch greif- und faßbar, zu Fleisch und Blut, und indem sie heftig sprachen und agitirten, ward die Illusion nicht gefördert. Hatte die Muse für sie gerade solche ihnen Worte in den Mund gelegt, so wäre der Effect ein doppelter gewesen; denn die Verse selbst, welche den Weg von einem Gedichte zum andern bahnen, sind schon, edel und parrotisch gehalten und machte das Ganze auch in dieser Fassung einen bedeutenden Eindruck. Nach dem Schlußtableau, in dem sich die vom Dichter selbst geschaffenen Gestalten in einer sinnigen Gruppe um ihn, den geistigen Vater, der mitten unter ihnen weilt, versammeln, ward Fräulein Janauschek stürmisch gerufen. — Dem Prolog folgte der Festgesang an die Künstler (aus dem Schiller'schen Gedichte), componirt von Mendelssohn-Bartholdy. Die Herren Baumann, Brunner, Leser, Meyer, Pichler, Schmid und der gesammte Männerchor des Theaters trugen diesen hehren Weihegesang voller Energie und Schwung vor.

Mächtig ergreifend wirkten darauf Schiller's „Worte des Glaubens," in Musik gesetzt von Georg Goltermann. Die ganz dem Charakter der einfachen und erhabenen Dichtung entsprechende Composition ward von den Damen Betti und Medal und den Herren Baumann und Pichler unter Orgel- und Orchesterbegleitung trefflich gesungen und fand einen stürmischen Beifall. Nach diesen festlichen Gesängen und in einigem Contrast zu denselben entfaltete sich das bunte, und uns aus

dem Reich der Töne und der Ideale mitten in die wirklichste Wirklichkeit versetzende Leben und Treiben in „Wallensteins Lager". Die Aufführung desselben war von Seiten der Darsteller eine recht frische, anregende und, was das Arrangement, die Costüme u. s. w. betrifft, mit Sorgfalt behandelte. Die sämmtlichen Mitspielenden standen an ihrem Platze und war das ganze Zusammenspiel geeignet, die Zuhörer in eine lebhafte Stimmung zu versetzen.

Den würdigen Schluß des Vortages bildete nun die vom Festcomité veranstaltete gesellige Feier im „Weidenbusch", welche unter Mitwirkung des „Liederkranzes" und der HH. Baumann, Pichler und Schneider stattfand. Der decorirte, mit Laubgewinden, einer bekränzten Büste des Dichters, aus seinen Werken entnommenen Inschriften in Medaillonform gezierte Saal war schon um sieben Uhr von einer zahlreichen Gesellschaft belegt, die sich aber von Minute zu Minute vermehrte. Glücklich, wer es schon Tage lang vorher, wer eine Karte zur Liederkranzfeier hat! glücklicher jetzt, wer zu seiner Karte auch einen bequemen Platz hat. Schon standen Tisch an Tisch und Stuhl an Stuhl eng gedrängt und immer kamen noch neue Ankömmlinge zur Thüre herein, von denen Jeder beim Eintritt einen erschrockenen und hoffnungslosen Blick über die Häupter der Versammelten gleiten ließ. Und schließlich fand sich doch immer wieder ein Plätzchen für den Spätling. — Chöre, Gesänge und Vorträge Einzelner lösten sich einander ab und verschafften den Versammelten immer neue und wechselnde Genüsse. Die bei allen derartigen Veranstaltungen prägte auch diesmal der „Liederkranz" wieder, wie viele Kräfte ihm zu Gebote stehen und wie er die verschiedensten Elemente der Geselligkeit in ein harmonisches Ganze zu fassen weiß. Was die Einzelnheiten des Abends betrifft, so verweisen wir auf das weiter hinten abgedruckte Programm und die ebenfalls vollständig mitgetheilten Vorträge. Die schönste und heiterste Geselligkeit belebte den frohen Kreis der Versammelten bis in die späte Nacht.

Am Vorabend des Festes fanden außer dieser vom Comité veranstalteten Vereinigung im „Weidenbusch" solche noch in verschiedenen andern Lokalitäten statt. Die meisten Gesangvereine hielten im geselligen Kreise eine Vorfeier unter Zuziehung von Damen. So waren im „Holländischen Hof" der „Orpheus" versammelt, im „Wolfseck" die „Teutonia", in der „Harmonie" die „Liedertafel" und der „Arion", im „Württemberger Hof" das „Roeb'sche Quartett", in „Gattinger's Salon" der „Kunkel'sche Gesangverein", in Sachsenhausen der „Liederverein" und in verschiedenen anderen Localen die „Germania", der „Germannsverein", der „Liederzweig", der „Sängerbund", die „Concordia", der „Anakreon" und der „Grohmann'sche Verein". Wie bei all diesen Vereinigungen, welche durch gesellige Freude gewürzt waren, Gesang, Musik, Declamation und Vorträge abwechselten, ist aus den weiter hinten abgedruckten Programmen zu ersehen.

In dieser Weise verfloß der erste, vorbereitende Tag unseres Schillerfestes und die von holden Träumen umgaukelte Nacht schlug der erregten Phantasie eine erwünschte Brücke zu dem sich nahenden zweiten Tage.

Ueber den erwachenden zehnten November war die ganze Gnade des Himmels ausgegossen.

Nicht immer feiert die Natur ihre Festtage mit denen der Menschenkinder; heute aber, an dem Geburtstage ihres Sängers aus dessen Liedern auch das Lob ihrer Pracht und Größe geklungen ist, hatte sie sich in das helle Gewand der Freude gehüllt. Die Stürme der letztvergangenen Tage waren mit Einemmale vor dem ersten Sonnenblick des zehnten November geschwunden: aus dem lichtblauen, durchsichtigen Himmelszelte spielten die goldenen Sonnenstrahlen, und was ihnen an Wärme gebrach, suchten sie durch Glanz zu ersetzen. Die ruhige Klarheit und Reinheit des Aethers, der frische Hauch des Morgens stimmten prächtig zu dem Feste der Harmonie und ewigen Schönheit. Die ganze Natur schien in andachtsvollen Lauschen begriffen, und als wir an das halbgeöffnete Fenster traten, da tönten von Oben und aus der Ferne leise, feierliche Klänge an unser Ohr. Es waren die Choräle, die von den Thürmen der Stadt erschollen, sie klangen in einiger Entfernung wie stimmliche Chöre, welche den jungen Tag grüßen. Da zog ein auf der Straße rasselnder Wagen unsere Blicke vom blauen Himmel nach der Erde: aber siehe da, es war kein gewöhnlicher Wagen, er klaggte von Zeltnen, er war bekränzt mit Blumen und Laub, die Pferde trugen bunte Schleifen, es war ein Festwagen. Wir traten aus dem Hause und kamen bald durch die Straßen, durch welche der Festzug gehen mußte: roth-weiße und schwarz-roth-goldene Fahnen wehten aus Fenstern und von Dächern, grüne Gewinde rankte sich an den Häusern empor, bunt und phantastisch gekleidete Gestalten huschten an uns vorbei, vier- und sechsspännige Wagen begegneten uns, auf denen sich Häuser, Werkstätten, Zelte und sogar Waldparthien und Wild befanden. Das Auge sollte sich an diesem Tage ganz entwöhnen, auf bekannte Gegenstände zu treffen.

Während die einzelnen Theile des Festzuges nach ihren Sammelplätzen eilten und eine zahllose bunte Menge in den Straßen wogte, begaben wir uns in den Kaiserhof im Römer.

Hier fand um neun Uhr Morgens die Gedächtnißfeier statt. Sie ward eröffnet mit einer Festcantate von Dr. H. Meismann, componirt von L. Gellert. Der Würde des schwungvollen Gedichtes entsprach die schöne Composition, welche ein Theil des Liederkranzes vortrug. Darauf hielten Herr Oberlehrer Dr. Stern und Herr Director Dr. Classen Vorträge, welche an betreffender Stelle in unserem Gesammtbuch vollständig abgedruckt sind. Ein Schlußgesang endete die akademische Feier.

Während sich nun der Festzug an der schönen Anlage und den zunächst gelegenen Straßen ordnete, ward das Treiben und Drängen auf den Hauptstraßen der Stadt, besonders auf der Zeil, immer lebhafter. In allen Thoren der Stadt zogen Schaaren von Landleuten herein, die Eisenbahnen brachten von allen Seiten Fremde. Man hat die Zahl der fremden Gäste, welche sich zu unserem Feste eingefunden hatten, auf 40—50,000 angeschlagen. Jeder wollte noch einmal mitten unter dem Gewühl gewesen sein, ehe er sich in sein schon lange im Voraus gesichertes Standquartier begab. Gegen 11 Uhr ertönte von allen Thürmen ein Glockenruf, das Zeichen, daß der Zug in Bewegung war. Jetzt zertheilte sich die Menge und die Straßen wurden allmälig leerer, das Leben flüchtete sich jetzt mehr hinter die Mauern der Häuser. Jeder fürchtete sich vor dem Gedränge, das beim Herannahen des Zuges entstehen würde und eilte an

sein Fenster, auf seinen Balkon, hinter seine Ladenscheibe oder was ihm sonst an diesem Tage für ein Standpunkt blieb; denn die mannigfachsten Vorrichtungen waren an allen Häusern getroffen, um möglichst viel Schaulustige aufnehmen zu können.

Der Festzug der Gewerke, Innungen, Schulen, Vereine, der Corporationen aller Art, der sich nun während dreier Stunden unter dem Geläute aller Glocken, dem Wehen von tausend Fahnen, den rauschenden Tönen von fünf Musikcorps, dem Gesang der Liedervereine und dem Zuruf der Menge durch die Straßen unserer Stadt bewegte, war entschieden der Glanzpunkt unseres Festes und bot ein in seiner Gesammtheit sowohl, als in allen Einzelheiten sinniges und poetisches Bild, das Jedem, der es gesehen hat, in der Erinnerung unvergeßlich bleiben wird. Es war, als ob die alte Reichsstadt mit ihrem ganzen Glanze und all ihrem Pompe wieder aufgestiegen sei. Fast jedes Gewerbe führte einen colossalen, reich ausstaffirten Wagen mit sich, auf dem es entweder mitten in seiner Geschäftsthätigkeit dargestellt war oder auf dem sich ein fertiges Meisterstück als Symbol der Thätigkeit der betreffenden Innung befand. Alles war „mit bewundernswerther Sorgfalt, Reichthum und Geschmack arrangirt. Das Auge war förmlich berauscht von dem Farbenglanze und der Mannigfaltigkeit der wechselnden Erscheinungen alle.

Wem es vergönnt war, das „Heer voll Friedensstärke der Künstler und Gewerke“ auf gewisse Entfernungen in seinem Zusammenhang zu überblicken, der mußte zugeben, daß die endlos dahinwallende Menschenmenge, über deren Häuptern ein Farbenmeer von bunten Fahnen und Standarten wogte und in deren Mitte läutende Kapellen, Schweizerhäuser, reichbeflaggte Schiffe, Zelte und Waldparthien gravitätisch einherzogen, ein in der That einziges Schauspiel war. Nahm man hierzu noch die vom Pflaster bis unter den Dachgiebel aufgethürmten Zuschauermassen, von denen meist nur die zwischen Blumengewinden und Decorationen gedrängt hervorlugenden Köpfe sichtbar waren und das ganze Feiertagsgewand der Stadt, welche von einer in festlichem Glanze strahlenden Sonne übergossen war, so ergab sich ein in jeder Beziehung bedeutender und malerischer Eindruck. Bevor wir nun versuchen, das Bild in seine einzelnen Theile zu zerlegen und das Ganze in seinen hauptsächlichsten Zügen und Episoden wiederzugeben, wollen wir das in der hiesigen „Didaskalia“ erschienene Gedicht von Dr. W. Jordan nochmals mittheilen, da es mit dem Zauber einer in ihrer Schmucklosigkeit ergreifenden Poesie den Gesammteindruck des Festzuges vor die Phantasie malt und auf die schönste Weise in die später folgende Beschreibung desselben einführt. Das Gedicht ist während des Festzuges selbst entstanden und niedergeschrieben worden und trägt demgemäß auch den Stempel der frischesten Ursprünglichkeit. Es lautet:

Beim Schillerzug in Frankfurt am Main
am 10. November 1859.

Was hat es zu bedeuten,
Daß alle Glocken läuten
Und tausend Fahnen weh'n?
Wer kommt einhergezogen,
Daß grüne Ehrenbogen
In allen Straßen steh'n?

Das Heer voll Friedensstärke
Der Künstler und Gewerke
Erscheint in schmucken Reih'n;
Es ward wohl eingeladen
Ein Fürst von Gottes Gnaden
Zu mustern ihr Gedeih'n!

Ist aus die Zeit der Schwäche?
Sind wiederum die Bäche
Vereint in einem Strom?
Sagt das der Schmuck der Häuser?
Zieht wiederum ein Kaiser
Zur Krönung in den Dom?

Ja wohl, uns hat geladen
Ein Fürst von Gottes Gnaden,
Zu mustern uns're Kraft,
Ob sich in uns ereignet,
Was er einst vorgezeichnet
Mit höchster Meisterschaft.

Vom hohen Piedestale,
Zum Gott aus jeder Schaale
Des Irdischen befreit,
So soll er prüfend schauen,
Ob wir nun reif, zu bauen
Den Thron der Einigkeit.

Das hat es zu bedeuten,
Daß alle Glocken läuten;
Daß wir uns festlich weih'n,
Von dem Propheten Schiller
Die Jünger und Erfüller
Mit Herz und Hand zu sein.

Dieß Fest, dem Volk entsprossen,
Es zeigt uns, was wir wollen,
Das können wir zuletzt;
Drum wird, wie noch kein Kaiser,
Ein Dichterheld und Weiser
Heut' auf den Thron gesetzt.

Nach einem beinahe dreistündigen Marsch von der Langenstraße durch die Allerheiligenstraße, die Zeil, den Paradeplatz (am Portier Hof vorüber), den Steinweg, die Bockenheimerstraße, die neue Mainzerstraße, die große Gallusstraße, den Roßmarkt, die Liebfrauenstraße, die neue Kräme kam der festliche Umzug unter dem Läuten aller Glocken auf dem Römerberg an, in dessen Mitte auf dem durch das Postament überbauten Brunnen mit der alten, steinernen Gerechtigkeit sich die noch dichtverhüllte Colossalstatue, von dreien Stufen umgeben, erhob. Unser altes Rathhausgebäude, der Römer, der schon manchem weltlichen Herrscher hatte huldigen sehen und erstaunt auf diese ihm neue Krönung eines Geistesfürsten herabsehen mochte, war mit Tüchern in den Farben der Stadt drapirt und eine roth ausgeschlagene Estrade zog sich vor demselben hin. Vor den auf derselben versammelten Mitgliedern des Senates, der städtischen Bürgerrepräsentation und des gelegegebenden Körpers

defilirte der Zug nun in seiner ganzen Ausdehnung vorbei und zwar in der Ordnung und Weise, wie sie jetzt aufgeführt werden soll. Was der folgenden Beschreibung an Genauigkeit und Anschaulichkeit abgeht, werden die unserem Buche beigefügten lithographischen Darstellungen zur Genüge ergänzen.

Der Festzug war im Ganzen von über sechstausend Personen gebildet, und es kamen in denselben dreißig Festwagen und dreihundertundfünfzig Pferde vor.

Es eröffnete ihn ein Vorreiter, dem ebenfalls hoch zu Roß der Bannerträger (er trug das Feldbanner der Stadt Frankfurt: ein Adler in roth und weißem Felde) mit seinen Adjutanten folgte. Ein anderer Vorreiter führte darauf eine Reitercavalcade von vierzig, meist dem Kaufmannsstande angehörigen Herren an. Diese Reiter repräsentirten sich auf ihren hübschen Pferden und in ihrer eleganten, gleichförmigen Tracht, sämmtlich in schwarzen Fräcken, weißledernen Beinkleidern und hohen schwarzen Stulpstiefeln, mit einer breiten rothweißen Schärpe, äußerst geschmackvoll.

Unter dem Vorantritt eines Zugführers mit blauseidner Schärpe, der den weißen, grünumwundenen und bändergezierten Stab mit dicker goldener Knopfe trug, folgte die lange Reihe der Schulen und Unterrichtsanstalten, eine jede mit ihrer Fahne. Es waren von denselben erschienen: die höhere Bürgerschule, die Musterschule, die Domschule, die Allerheiligenschule, die israelitische Realschule, die Dreikönigsschule, die Weißfrauenschule, die Unterrichtsanstalt der israelitischen Religionsgesellschaft, die Gewerbschule, die Katharinenschule, die Selectenschule, die Institute der Herren Gelsow, Hassel, Simon und Schneider und das Gymnasium. Besonders hübsch nahmen sich die Anführer der Gymnasiasten mit ihren weißen Stulphandschuhen und der roth- und weißgeränderten schwarzen Mütze aus.

Jetzt ertönten die Klänge des ersten Musikcorps, nach welchem die große Festfahne mit dem Bildniß Schiller's kam. Dieser folgten nun: das Festcomité, die Deputationen des physikalischen Vereins, der Senckenbergischen naturhistorischen Gesellschaft, des Städel'schen Instituts, des ärztlichen Vereins, des geographischen Vereins, der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, die Deputation des Theaters, die Buchhändler, die Veteranen der Linie aus den Jahren 1814 und 1815 und die Deputationen der Quartiere hiesiger Stadt.

Ein Zugführer führte nun die bildenden Künstler mit ihrer Fahne an. Diese Reihe war gebildet aus den Malern, Bildhauern, Architekten, Kupferstechern und Lithographen.

Fünfzehn Gesangvereine in einer Anzahl von siebenhundert Personen, mit vielen Fahnen, marschirten jetzt unter dem Gesang von Festmärschen auf.

Das zweite Musikcorps erschien. Ihm folgten drei Zugführer mit Standarten und nach diesen begann die lange Reihe der Festwagen, von denen einer prächtiger als der andere ausgestattet war. Vor und hinter denselben gingen jedesmal die Meister, Lehrlinge und Gesellen, die letzteren meist in gleichmäßiger, geschmackvoll gehaltener Handwerkstracht, alle mit einerlei Schnitzeil, Mütze, Jacke, Stulpstiefeln oder dergleichen. Die Costüme waren alle neu und oft auffallend reich. Die Meister waren mit besonderen Abzeichen, meist breiten seidenen Schärpen, geschmückt. Zahlreiche Innungen, Embleme aller Art wurden bei jedem Gewerbe getragen, so wie eine, oft gar mehrere Fahnen und Standarten. Wir müssen uns hier auf die Beschreibung des Hauptsächlichsten und besonders der Festwagen beschränken und bemerken von denselben im Allgemeinen, daß sie mit Blumen, Laubguirlanden, Bändern, Fahnen, rothweißen und schwarz-roth-goldenen, reichlich verziert und daß bei fast allen derselben Schiller'sche Verse, besonders viele aus der Glocke, in Medaillonform angebracht waren.

Voran ging der Wagen der Buchdrucker und Schriftgießer, von vier Pferden gezogen. Auf demselben war Alles in voller Thätigkeit. Die Schriftgießer standen an ihrem rauchenden Gießofen und verfertigten Typen, welche unter's Publikum vertheilt wurden. Auf diesen Gedenktypen war in sinniger Weise „Schiller" und „Schillerfeier in Frankfurt am 10. November 1859" angebracht. An dem Setzkasten und an der Presse standen Buchdrucker in braunen Gewändern und schwarzen Barretts mitten in der Arbeit. Unterwegs wurden Schiller's „Worte des Glaubens" gesetzt, gedruckt und vertheilt. Vor und nach dem Wagen gingen über dreihundert Buchdrucker und Schriftgießer.

Auf dem Roßmarkt bereiteten die Buchdrucker ihrem Patrone eine sinnige Ovation. Als der Festzug nämlich dort angekommen war, stellten sich dieselben mit ihren Wagen, so wie sämmtliche Gesangvereine am Gutenbergsmonumente auf und unter Abfingung eines Liedes ward von den jüngsten Gutenberg's ein Lorbeerkranz auf die Stufen des Monumentes niedergelegt. Später alsdann auf dem Römerberg vor dem Senate vorbei defilirend, überreichten sie demselben ihr Festgedicht und ihre Gedenktypen.

Den Buchdruckern und Schriftgießern folgten als ihnen zunächst stehend, indem sie deren Erzeugnisse in geistige Hülle kleiden, die Buchbinder. Sie führten dies Dichters Werke in Prachteinbänden und feine Vorreiterarbeiten mit sich.

Ihnen schlossen sich die Schreiner mit einer äußerst elegant ausgestatteten Wiege und kunstvoll gearbeiteter Zunftlade an.

Nach diesen kamen die Maurer. Sie führten auf einem sechsspännigen Wagen eine vom Boden aus 36 Fuß hohe gothische Kapelle, welche unterwegs beständig läutete, mit sich. Die Pferdeführer trugen blaue Blousen, Sträuße und Bänder. Gesellen und Lehrlinge in gelben Schurzfellen gingen hinter dem Wagen einher.

Hinter diesen zogen die Weißbinder mit ihren Handwerksabzeichen, in grauen Blousen und ungeheuren Hüten.

Die denselben folgenden Häfner hatten in einem mit Blumen und Fahnen geschmückten Wagen ein mit Arabesken reich verziertes Kamin und die geschmackvollsten Thon- und Töpferwaaren ausgestellt.

Nun kamen die Schiffer und Fischer mit ihrem vierspännigen Wagen, auf dem eine Wasserfläche nachgebildet war, in der sich ein mit Masten und Segeln, Tauen und Leitern ausgerüstetes Schiff befand, das den Namen „Schiller" trug und auf dem man die Fahnen sämmtlicher deutschen Bundesstaaten, von der schwarz-roth-goldnen Flagge überragt, gewahrte. In ihm thronte Neptun in höchsteigner Person mit langem, grauem Barte und meergrünem Gewande. Matrosen mit Rudern und Fischer mit großen Netzen und einem colossalen Fische bildeten die Nachbut Neptuns.

c

Die Seiler trugen kunstvoll gearbeitete dicke Taue.

Den Zug der Küfer eröffnete ein Silen, der, in ein dunkles Thierfell gehüllt, vorausritt. Ihm folgten vier Reifschwinger in leichten, hellen Gewändern, welche beständig tanzend, ihren Reif mit gefüllten Gläsern schwangen und drehten. Auf dem vierspännigen Wagen lag ein hohes, mit einem Pantherfell behangenes Faß, auf dem der bekränzte Bacchus, beständig poculirend, saß. Eine große Anzahl Küfer in Schurzfell und Mütze schlossen den Bachuszug, der vor dem Senate Halt machte, woselbst der launige Gott vom hohen Faß herab eine Anrede an denselben hielt.

Die Glaser führten glitzernde, farbige Glasarbeiten mit sich.

Die Gärtner führen auf einem Wagen die Schiller-Eiche einher, welche den Nachmittag gepflanzt ward. Kinder trugen in niedlichen Körbchen Früchte aller Art, welche sie dem Senate darboten.

Den Gemüs- und Weingärtnern ritt ein costümirter Vorreiter, der ihre Fahne trug, voraus. Darauf folgte der vierspännige Gärtnerwagen, dessen vorderer Theil eine mit Trauben behangene Weinlaube trug, in welcher drei elegante Fäßchen mit der Aufschrift 1857er, 1858er und 1859er lagen. Auf dem hinteren Theil des Wagens erhob sich eine colossale, aus lauter Prachtexemplaren von Gemüsen, Rüben u. s. w. zusammengesetzte Pyramide, welche, in ihren frischen und mannichfaltigen Farben prangend, einen prächtigen Anblick bot. Vierhundert Gemüs- und Weingärtner schlossen sich an.

Die Bäcker mit reichen silbernen Pokalen marschirten jetzt auf. Bäckerjungen in blauen Jacken führten eine große gebackene Lyra mit sich, welche sie dem Senate überreichten, „zum Zeichen", wie es in ihrer gedruckten Rede heißt, „daß das Glück der Stadt Frankfurt nur durch melodische Harmonie zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft bewirket werden kann." Mädchen in weißen Gewändern trugen an blauen Schärpen zierliche Körbchen mit Blumen und Backwaaren.

Die Lackirer, Zimmermaler und Vergolder, Hutmacher, Gerber und Färber erschienen mit ihren Fahnen, Emblemen und Zünften.

Nun kam der prächtige Metzgerzug. Vier hübsche junge Männer in grellrothen Blousen, mit hohen schwarzen Stulpstiefeln, blanke Aexte auf dem Rücken tragend, eröffneten ihn. Auf dem sechsspännigen schweren Wagen war ein hoher Aufbau errichtet, der mit Thierfellen, Kleidungswaaren, Beilen, Messern u. s. w. decorirt war; oben auf stand ein Lamm. An den vier Ecken des Wagens stellten vier stattliche Männer in derselben Tracht verschiedene Handwerksthätigkeiten des Metzgers mit allen dazu gebrauchten Geräthschaften dar. Der Eine hackte an seinem Klotze, der Andere schnitt aus, der Dritte wog und wieder ein Anderer rechnete auf seiner Schreibtafel. Berittene befanden sich im Zuge, denen die Andern, alle in demselben blendend rothen Costüm und den glänzend schwarzen Stulpstiefeln folgten.

Unter Vorantritt eines Reiters schritten die Turner mit grünen Zweigen auf den Hüten einher, dann die freiwillige Feuerwehr, die Gold- und Silberarbeiter und die Wundärzte.

Nach dem Fahnenträger mit seinen Adjutanten und Nachreitern und dem dritten Musikcorps kam jetzt der Blumenwagen der Gartenbaugesellschaft „Flora". Drei Männer, wie römische Krieger gekleidet, in hellen Gewändern und Helmen ritten ihm voraus. Der Wagen selbst, wie ein römischer Triumphwagen gebaut, blau, weiß und golden gemalt, mit Rosen und Blumengewinden geziert und roth ausgeschlagen, war von vier Schimmeln, zu denen von der Höhe des Wagens herunter farbige Flore liefen, gezogen. Auf demselben saßen in hellen lichten Gewändern die Göttinnen Ceres, Flora und Pomona mit kleinen Blumengenien. Die Göttin Flora warf aus ihrem Füllhorn Sträuße unter die Versammelten.

Nun kamen die Uhrmacher mit einem von zwei schwarzen Ponys gezogenen Wagen, auf dem ein großes Uhr- und Schlagwerk, in Thätigkeit begriffen, stand.

Ihnen folgten die Feuerthonwerker.

Die Glockengießer hatten auf ihrem vierspännigen Wagen eine laut dröhnende Glocke, welche Meister und Gesellen in malerischer Tracht umgaben. Sie hatten kleine Schillerbüsten gegossen und vertheilten dieselben während des Zugs. Mit diesem Gewerke waren auch die Feilhauer vereinigt.

Die Maschinenbauer, Eisengießer, Messermacher und Mechaniker, vierhundert an der Zahl, führten auf ihrem massiven, reich geschmückten Wagen eine beständig qualmende und arbeitende Dampfmaschine mit sich. Das Gefolge erschien in Bergmannstracht.

Die Spengler wurden von zwei Rittern mit schwarzen flatternden Federbüschen angeführt, der eine in blauem, der andere in gelbem Harnisch, von Kopf bis zu Fuß vollständig ausgerüstet, welche in ihren funkelnden, blechernen Rüstungen und Helmen sehr gut aussahen.

Die Schlosser, Büchsen- und Windenmacher, zweihundert Köpfe stark, hatten auf ihrem sechsspännigen Wagen eine vollständige Schlosserwerkstätte mit einer Anzahl Arbeiter in ihrem Handwerkscostüm aufgeschlagen. Aus der Esse, die ein gewaltiger Blasebalg schürte, sprühten nach allen Seiten Funken. Der Ambos hallte weithin von den gewaltigen Hammerschlägen wieder. Am Schlosserfassen ward gebrebt und gefeilt. Zierlich gearbeitete Geländer, Büchsen, Pistolen, Bajonette u. dgl. bildeten die Seiten des blumenumwundenen Wagens, vornen aber hing ein colossaler goldener Schlüssel.

Die Zimmerleute führten ein beinahe vierzig Fuß hohes Schweizerhaus, das ganz im Gebälk ausgeführt war und auf seinem Giebel die schwarz-roth-goldene Fahne trug, auf ihrem sechsspännigen Wagen mit sich. Zimmergesellen in hohen gelben Schurzfellen mit blanken Aexten und Beilen folgten.

Nun kamen die Leinweber, Steindecker und Sackler mit Fahnen und Handwerkszeichen.

Die Schornsteinfeger wurden von einem gebarnischten schwarzen Ritter zu Pferde und einigen andern von Roß bis zu Fuß in schwarzen Sammet Gekleideten angeführt. Die Standarte des schwarzen Ritters trug den heiligen Florian.

Die Wagner, Schmiede und Sattler führten einen sechsspännigen Reisewagen mit blau-gelb gekleideten Galavorreitern auf.

Die sechs Herolde und Fahnenträger der dreihundert Schneider, welche mit im Zuge gingen, waren in dem Costüm des vorigen Jahrhunderts, in Sammet und Seide, mit Galadegen und langer Perrücke, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen gekleidet. Sie sahen äußerst reich und elegant aus.

Dem imposanten Zug der Bierbrauer ging das vierte Musikcorps voraus. Zwölf costümirte Vorreiter und ein Standartenträger bildeten die Avantgarde des Zuges. Sie trugen Alle dieselben blau-weißen Gewänder, schwarze Barrets, gelbe Lederhosen, Kanonenstiefel und hopfen-umwundene Stäbe. Der Gambrinuswagen, von innen und außen mit rothem Tuch ausgeschlagen und mit Hopfengirlanden geziert, ward von sechs reichgeschirrten Schimmeln gezogen. Auf demselben thronte zwischen Fässern und Fllhörnern, denen Gerste entströmte, der schwere Gambrinus mit goldener Krone und blitzenden Edelgestein, in violettem Gewand und Hermelin. Zu seinen Füßen und an den Stufen seines Thrones waren seine zwölf Bagen gelagert. Brauerburschen mit goldenen Quasten an den Mützen reihten sich an.

Vierhundert Schuhmacher folgten mit ihren Insignien und Fahnen.

Die Dreher führten eine prächtig gearbeitete colossale Pfeife mit Schiller's Bildniß mit sich.

Die Schröter fuhren auf einem Wagen ein geschmücktes Faß mit Seilen einher.

Die Perrückenmacher wurden von sechs reich gekleideten, hübschen Leuten im Costüm des vorigen Jahrhunderts mit gepuderten Allongeperrücken von verschiedener Façon angeführt.

Die Posamentirer mit ihren Emblemen schlossen sich diesen an.

Die Tapezirer führten auf einem sechsspännigen Wagen, dessen Pferde Tigerdecken trugen und dessen Führer blau und rothe Gewänder hatten, ein reizendes, duftiges, in rosa und weiß prangendes Zelt mit sich. In demselben waren an den Enden blumenumwundene zierliche Sessel und in der Mitte die bekannte Schillerbüste auf reich decorirtem Postamente zu bemerken.

Die Bürstenbinder und Kammmacher schlossen diese Abtheilung des Zuges.

Die letzte ward von dem fünften Musikcorps eröffnet.

Hundert Jäger in vollständigem Jagdcostüm traten auf. Sie führten ihre zusammengekoppelten Jagdhunde mit sich und, auf einer hohen Stange angebunden, gar eine lebendige Eule, welche mit ihren großen glühenden Augen sich beständig äußerst erstaunt umschaute. Mitten unter ihnen aber wandelte ihre originelle, von vier Pferden gezogene Jagdgruppe. Der untere Theil des Jägerwagens war mit Thierköpfen, Geweihen, Büchsen, Hirschfängern, Pulverhörnern u. s. w. geziert. Auf diesen Jagdattributen wuchs aber ein Tannenhügel empor, auf dem doch oben ein großer, prächtiger Hirsch stand. An den Seiten sah man Rehe und sonstige Thiere des Waldes. Als Standarte ward den Waidmännern ein Adler mit weit ausgespannten Flügeln vorgetragen, der einen Lorbeerkranz im Schnabel hielt.

Die Lohnkutscher führten unter dem Vorantritt von fünf Herolden eine fünfzigjährige gelbe Kutsche mit altmodisch gefleidetem Kutscher auf. Dieser reihten sich die verschiedenen Arten der jetzt gebräuchlichen Wagen an, wobei auch Omnibus und Fiaker mitspielen mußten, und sich zwei sechsspännige Staatsequipagen mit Vorreitern durch ihre schönen Pferde, ihr reiches und elegantes Geschirr, ihre hübsche Bedienung und ihre ausgezeichnet feinen Wagen ganz besonders auszeichneten.

Fünfundzwanzig Einzler und dreißig Kärcher in blauen Blousen, Alle auf ihren schweren Pferden, welche bunt aufgeputzt waren, beschlossen als Nachreiter in ächt volksthümlicher Weise den ganzen Zug.

Im Ganzen sind im Zug hundertundsechzig Fahnen und Standarten mitgegangen, welche größtentheils entweder wegen der darauf befindlichen Malereien und Symbole oder wegen ihrer Originalität die Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande waren. So hatten z. B. die Schreiner eine ganz aus Hobelspänen gefertigte große Fahne mit einer Aufschrift und schwarz-roth-goldenem Rande.

Die Zusammenstellung des Ganzen war mit dem größten Geschmack arrangirt, alle einzelnen Theile aber mit Reichthum und Eleganz ausgeführt. Da die Costüme alle ächt und meistens ganz neu angefertigt waren, so machten sie einen äußerst frischen und glänzenden Eindruck. Nirgends war etwas Flitterhaftes oder Halbes zu bemerken, und die Opferbereitwilligkeit, mit der alle einzelnen Gewerke bedeutenden zur Ausrüstung ihres betreffenden Zuges, war umsomehr anzuerkennen, da es sich schon um bedeutende Summen handelte. Zugleich aber gab die Ausrüstung der einzelnen Wagen u. s. w. einen neuen Beweis von der Wohlhabenheit des Frankfurter Handwerkerstandes. Keiner der bedeutenderen Aufzüge war unter tausend Gulden hergestellt worden, viele kosteten noch darüber.

Doppelt erfreulich war es darum aber, daß der lauteste Eindruck durch nichts gestört ward, daß der Zug in so vollendeter Ordnung und so ohne alle Störung von Statten ging. Und dieß verdankten wir meist den praktischen Einrichtungen des Festzugcomité's und besonders des Festzugpräsidenten, des Herrn Maler Schalck, dessen organisatorisches Talent sich bei dieser Gelegenheit auf's Glänzendste bewährte. Die Vorkehrungen zur allseitigen Ueberwachung des Zuges waren auf's Umfassendste getroffen und dienten sogar dazu, den poetischen Reiz des Ganzen zu erhöhen. Höchst anziehend war der Anblick, wenn die reitenden Adjutanten an den Flanken des Festzuges entlang ritten, da und dort inspicirten, ob Alles in Ordnung sei, wenn sie in entfernte Straßen Ordres brachten, oder mit einem Rapport an den beständig überall und nirgends weilenden Hauptfeldcornet Schalck zurückkamen, — und wenn dieser alsdann, falls er irgend nöthig war, sich in einen eleganten, beständig in der Nähe des Zuges weilenden Phaeton warf und mit Windesschnelle auf Nebenstraßen in ganz entgegengesetzte Stadttheile flog! Der Zug, der sich in einer Länge von viertausend Fuß dahinzog, nahm selbstverständlich immer eine Menge von Straßen ein, und es war keine Kleinigkeit, das Auge überall zu haben.

Als nun der Festzug in seiner Gesammtheit vor hohem Senate, den Vertretern der städtischen Bürgerrepräsentation und des gesetzgebenden Körpers vorbeidefilirt war, die Zugführer mit ihren Fahnen und Emblemen sich vor den Stufen des provisorischen Monumentes geordnet hatten und die Wagen und Pferde durch das Fahrthor abgetreten waren, erfüllte die aus den Nebenstraßen eindrängende Menschenmasse in einem An den noch übrigen Raum der historischen Stätte der Krönungsfeierlichkeiten, auf der heute dem Herrscher eines neuen Reiches gehuldigt ward. Siebenhundert Sänger stimmten jetzt zum Preise des Gefeierten die Festcantate an und als deren jubelnde Klänge

verraucht waren, trat Herr Dr. Reinganum auf die Stufen des noch vom Mantel verhüllten Standbildes und sprach unter athemloser, feierlicher Stille markige Worte zu der Versammlung von dem Ruhme und den Thaten des Unsterblichen. Als er seine Ansprache beendet und der tausendstimmige Jubel der Menge wie ein Meer von Tönen dahinbrauste, löste sich die Hülle des Denkmals, zwar nur zögernd, als wolle der halbverhüllte Genius der Nation den Jubelnden künden, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, da er mit ungetheilter Freude und mit ganzem Stolze auf die aufgehende Saat seiner in das Feld der Menschheit gestreuten Gedanken blicken könne. Eigenthümlicher Zufall! Während beim Gutenbergsfeste ein Windstoß das Standbild vor der Zeit enthüllte, verschlang sich hier der Mantel in den Lorberkranz auf dem Haupte des Dichters, so daß trotz aller Bemühungen immer nur die eine Seite der Statue sichtbar werden wollte. Endlich gelang es nach mannigfachen Anstrengungen einem jugendlichen Turner, die Dichterstirne von dem verhüllenden Tuche zu befreien. Erhaben stand nun das prächtige Standbild vor den freudestrahlenden Blicken der unten Versammelten. In der ruhigen Klarheit seiner Haltung, in der einfachen Größe seiner Formen brachte es auf diesem vorzüglich geeigneten Platze eine mächtige Wirkung hervor. Das colossale Standbild, welches noch jetzt auf dem Römerberg steht und vorläufig daselbst verbleiben wird, ist von Herrn Bildhauer Dielmann in äußerst kurzer Zeit modellirt und in Gyps gegossen worden. Es ist 120 Centner schwer, hat eine Höhe von 16 Fuß und steht auf einem Postament, das vom Boden aus 20 Fuß hoch ist. Schon aus weiter Ferne konnte man es in den Lüften thronen. Es befindet sich ebenfalls unter unsern Lithographien.

Nachdem noch ein letzter Weihegesang die Volksfeier auf dem Römerberg beschlossen hatte, zerstreuten sich einzelne Theilnehmer des Zuges nach verschiedenen Richtungen, andere aber fanden sich zu einem gemeinschaftlichen Akte nochmals zusammen. Während des Festzuges schon war den Sänger-Vereinen die Mittheilung gemacht geworden, daß die Gärtner-Innung beabsichtige, die von ihr im Zuge aufgeführte Eiche an einem passenden Orte in der Promenade zwischen dem Friedberger- und Allerheiligenthore zur Erinnerung an den Festtag als Schiller-Eiche zu pflanzen. Bereitwilligst sagten die Sängerchöre ihre Mitwirkung zu diesem Akte zu. Nach Beendigung der Enthüllungsfeierlichkeiten ordnete sich der betreffende Zug am Main und setzte sich, begleitet von der Capelle des Frankfurter Linienbataillons und dem Sachsenhäuser Instrumental-Vereine, unter Vortritt der Sängerfahnen in Bewegung. Gesang und Musik wechselten während des von einer frohen, jubelnden Menge begleiteten Zuges miteinander ab. Die Bewohner der Fahrgasse, Friedberger- und Bildeiser-Straße genossen auf diese Weise auch wenigstens ein Bruchtheil des Festzuges. Als man an der bestimmten Stelle — zwischen den neuen Schulgebäuden und dem v. Bethmann'schen Garten — angekommen war, wurde vermittelst der Sängerfahnen ein Kreis gebildet, in dessen Mitte sich der zum Pflanzen der Eiche bezeichnete Punkt befand. Rüstig legten unsere wackeren Gärtner Hand an und bald stand der deutsche Baum wohlgerichtet da. Nach einer kurzen Ansprache des Herrn J. Rumbler jun., derzeit erster Geschworner der Gärtner-Innung von Sachsenhausen, und des Herrn Gärtnermeisters C. Th. Geyer, ertönte ein kräftiges Hoch, welchem sich der Vortrag eines der Festgesänge anschloß, worauf sich der Zug geordnet zur Stadt zurückbegab.

Hier hatte sich unterdeß das regste Leben entfaltet, die Straßen wimmelten von festlich geschmückten Schaulustigen und besonders das Monument war beständig von dichten Massen umringt, welche nur nach und nach und einander sich ablösend zum Genuß der Anschauung desselben kommen konnten. Das Contingent der in den Straßen Lustwandelnden ward von Minute zu Minute verstärkt. Die ganze Damenwelt im Glanz der Toilette, all' die Aengstlichen, die bisher nur aus der Ferne und aus der Höhe an den Festesfreuden theilgenommen hatten, verließen ihre festen Sitze und mischten sich unter die genießenden und geistesfrischende Eindrücke aller Art in sich aufnehmenden Spaziergänger. Die ganze Stadt und was die Umgegend willig zu diesem Tage an Heimathsbrüderinnen hergegeben hatte, vereinigte sich zu einem zweiten, nun nicht mehr in fest geschlossenen Gliedern, sondern in freien Formen dahinwallenden Festzuge. Und über das ganze freudige Gewühl ließ der Himmel seine hellen, glänzendsten Sonnenblicke schweifen. Dazwischen tauchten die vielen bunten Gestalten vom Festesmorgen auf und verlegten die von den wechselnden Gebilden, dem Klang und Sang, dem Rauschen und Weben erfüllte Phantasie in ein farbenprangendes, glückerfülltes Feenland. Ueberall Glanz, überall Licht, Freude und Harmonie, — die vielen Menschen alle schienen ein großes, allgemeines Verbrüderungsfest zu feiern. Und wer sich nun noch vor die Seele führte, daß, was er sah, nur eine Welle des elektrischen Stromes war, der sich an diesem Tage über die Erde zog und Millionen Herzen aufzuschließen machte, der mußte bewundernd stehen und ergriffen sein von der mächtigen und nachhaltigen Gewalt des Genius. Und wenn, wie wohl einzelne Zweifelsüchtige meinten, das Meiste von Dem, was an diesem Tage gesagt, gehofft und gewünscht ward, doch nur Illusion gewesen wäre, — was mit bestreiten, denn wir halten es für mehr als das, — so würde es eben eine beglückende und erhebende Einbildung gewesen sein und Keiner hätte seine freudige Ekstatikheit um die kühle Nüchternheit des Skeptikers daran gegeben. Wer möchte die einzelnen frohen Ergebnisse dieses Tages all' zusammenfassen, wer die Rührung beschreiben von alten Leuten, die sonst leiden die Straße betreten, als sie den Festschmuck und die Stimmung der Menschen sahen, wer die Freude ausmalen von Bekannten, die sich seit Jahren nicht gesehen, von dieser Veranlassung aber zusammengeführt wurden und sich mit herzlichem Händedruck begrüßten! Es war, als ob Jeder in der lange vermißten Atmosphäre ungetrübter Fröhlichkeit auflebte, als ginge man einem neuen Frühling entgegen.

Am Nachmittage spielten an mehreren Punkten der Stadt Musikcorps und das Leben und Treiben zertheilte sich jetzt nach den mannichfachsten Richtungen. So zog auch eine von Herrn Buchhändler Keller in dessen Geschäftslokal auf der Zeil veranstaltete „Schillerausstellung" viel Schaulustige an. Diese Ausstellung enthielt Portraits und Bilder von Schiller, seiner Familie und vielen seiner hervorragenden Zeitgenossen, historische und phantasie-Gemälde der Figuren aus des Dichters Dramen, bildliche Darstellungen aus seinem Leben, seine Werke in den verschiedenen Ausgaben, worunter sich viele alte und

seltene Exemplare befanden, so wie die gesammte Schiller-Literatur. Zwei Original-Oelbilder, des Dichters Schwester Nanette und seine Frau darstellend, waren von Freifrau von Gleichen-Rußwurm, Schillers einziger noch lebender Tochter, für die Ausstellung eigens überlassen worden.

Nach drei Uhr fand im großen Saale des Wollsack das officielle Festbankett statt. Ungefähr dreihundert Personen hatten sich zu demselben in dem festlich geschmückten und decorirten Saale eingefunden. Hier waren in Medaillons an den Wänden folgende Sentenzen angebracht:

Warum will sich Geschmack und Genie zu seinen vereinen?
Jener fürchtet der Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Macht es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist schlimm.

Leben athme die bildende Kunst; Geist soll's ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Gutes in Fürsten verlangt ihr! Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mischt die Wollust — nur meidet den Teufel dabei.

Im Fisch kann dich die Biene meistern,
In der Geschichtschrift ein Wurm dein Lehrer sein;
Trau Wissen theilest du mit vorgezogenen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Alle Kreise der Gesellschaft waren bei diesem Mahle vertreten, das bis gegen 8 Uhr dauerte und durch die angeregte Stimmung aller Anwesenden gewürzt ward. Manches Wort ward da gesprochen, was lauten und jubelnden Widerhall fand, mancher Pfropfen knallte gegen die Decke, manche Zwietracht ward vergessen und löste sich in der allgemeinen Harmonie auf. Die Toaste, welche beim Bankett ausgebracht wurden, sind vollständig in unserem Gedenkbuche abgedruckt. Sie wurden fast alle mit stürmischen Acclamationen, einige sogar mit jubelnden Jurufen aufgenommen und trugen zur Durchgeistigung des frohen Mahles jeder in seiner Weise bei. Auch ein Lied ward beim Bankette vom Chore der Tischgenossen gesungen. — Auf Anregung des Herrn Dr. J. B. v. Schweitzer fand eine Sammlung für Schleswig-Holstein statt, welche ungefähr fl. 300 ertrug. — Auch eine Liste ward verlesen, auf der sich bereits einige Herren mit bedeutenden Beiträgen zur Errichtung eines definitiven Schillerdenkmals gezeichnet hatten. Ueber das Nähere und den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit sehe man den in unserm Buche befindlichen Aufsatz: „Das Schillerdenkmal in Frankfurt a. M."

Zur Festvorstellung im Theater hatte man „Die Braut von Messina" gewählt. Die Vorstellung war eine im Ganzen sehr würdige, bei welcher alle Mitwirkenden die rühmlichste Sorgfalt bekundet, auf deren Ausführung Alle ihre beste Kraft verwendet hatten. Im Vordergrunde und ganz durchdrungen von der Weihe der tragischen Muse stand Fräulein Janauschek, welche die Rolle der Isabella mit dem ganzen Aufgebot ihrer reichen Begabung durchführte und ebenso ein imposantes Charakterbild gestaltete, als in den großen tragischen Momenten den Beschauer erschütterte und den hohen, getragenen Ton, der hier vorwaltet, weihevoll anzuschlagen und einheitlich festzuhalten wußte. Es war eine echte Kunstleistung, des großartigen Dichtung ganz würdig, in der äußeren Repräsentation, wie in innerem Gehalt die Meisterin bewährend. Enthusiastischer Beifall und wiederholter Hervorruf wurden ihr gespendet. Auch die Darstellungen der Herren Hanisch (Don Manuel), Schneider (Don Cesar) und der Fräulein Meyer (Beatrice), so wie des Herrn Leßfeld (Chorführer des Don Manuel), der seine gewichtigen Worte mit Kraft und Gediegenheit sprach, fanden sehr verdiente Anerkennung.

Das Theater war an diesem Abend nicht sehr überfüllt, da die Besichtigung der erleuchteten Stadt, der Transparente und der Zudringlichen Viele abzog. Um halb sieben Uhr wurden die großen Transparentgemälde auf der Zeil enthüllt. Sie waren in einem achtzig Fuß hohen und hundert Fuß langen, in geschmackvoll und großartig gehaltenen Formen von Herrn Architekt Burnitz ausgeführten Bretterbau aufgestellt. Dieser Transparentenbau, einer römischen Ehrenpforte ähnlich, ist in unserm Lithographien abgebildet. Die vier Figuren, welche den Fries zieren, waren von Herrn v. Nordheim ausgeführte Gypsfiguren, die Muse der Tragödie, des Schauspiels und der lyrischen Dichtungsarten darstellend. Ein wahres Lichtmeer strömte aus diesem colossalen, von der Ferne aus wie ein Leuchtthurm in die Nacht hinausstrahlenden Bau, als die inneren Flammen angezündet waren und ihn zuletzt ein Kranz von tausenden, sich an seinen Säulen hinaufwindenden Lichtern umfloß.

Der Transparent, der den mittleren großen Bogen von 25 Fuß in der Höhe und 16 Fuß in der Breite ausfüllte, entflammte in seiner Conception und Composition Herrn Maler Müller, die Ausführung dagegen war von Herrn Hausmann. Das Gemälde faßte Schiller in dem ganzen Umfang seiner nationalen Bedeutung auf und repräsentirte die Huldigung, die das deutsche Land und das deutsche Volk in seiner Gesammtheit dem deutschen Dichter darbringen. Germania selbst reichte ihrem Lieblinge, den seine Muse ihr zuführte, den Kranz. Im unteren Theil des Gemäldes gruppirten sich verschiedene deutsche Volksstämme, welche im Ausblick zu dem Sänger nationalen Wesens und deutschen Volksthums sich zu einem eng verbundenen Ganzen ordneten. Die verschiedenen Stände, Lebens- und Berufskreise, die verschiedenen Altersclassen, welche dem Dichter huldigen, waren in einzelnen Vertretern angedeutet. — Der Transparent zur Linken faßte Schiller in der ersten Entfaltung seines Genius, im Werden seiner Kraft auf und wählte zu diesem Zweck Figuren aus den Räubern: Karl und Amalie, Franz Moor und den alten Moor. Ueber dem Ganzen war in einer idealen Gestalt der Genius der ersten Jugendschöpfung des Dichters, die ungestüme, unaufhaltsam weiter drängende Freiheitssehnsucht der Jugend, die Personificirung von Sturm und Drang, ausgedrückt. Idee und Ausführung waren ebenfalls von Herrn Müller. — Zur Rechten stellte sich uns in dem Wolkenkreis und in dem Theil die Vollendung und der Höhepunkt des künstlerischen und nationalen Wirkens Schiller's dar. In der tragischen Muse, welche andächtig den Worten der Geschichte lauscht, die ihr aus dem aufgeschlagenen Buch der Vergangenheit vortönt, ward auf die

höchste poetische Bedeutung dieser geläuterten Periode des Schaffens hingewiesen. Dieser Transparent war von Herrn Lindenschmitt componirt und ausgeführt. — Im Fries hatten die beiden Ecktransparente von Herrn Rumbler und Herrn Beer im Don Carlos und der Jungfrau von Orleans noch den dramatischen Wirkungskreis Schiller's zum Vorwurf, während der mittlere, von Herrn Winterwerb ausgeführte, sich mit den bedeutendsten Gedichten aus den verschiedenen Perioden beschäftigte. Zu diesem Zweck waren Figuren gewählt aus den Dichtungen: der Jüngling am Bache, die Bürgschaft, die Glocke, der Gang nach dem Eisenhammer, der Kampf mit dem Drachen, die Kindesmörderin und das Mädchen aus der Fremde. So entrollte sich uns das ganze Bild der rein poetischen, dramatischen und historischen Wirksamkeit Schiller's, die in der nationalen Huldigung ihren Abschluß fand.

Kaum waren die Transparente enthüllt und von Tausenden von Zuschauern umgeben, als sich auch schon gegen 7 Uhr der große Fackelzug durch die Hauptstraßen der Stadt in Bewegung setzte. Der Zug bestand aus über 1500 Fackeln; Prima und Secunda des Gymnasiums eröffneten, und die Sachsenhäuser Turnvereine, denen sich noch andere Turner anreihten, schlossen ihn; die Mitte war aus Personen aller Stände gebildet. Im Vorbeiziehen wurden folgende Hochs ausgebracht: am Transparent auf der Zeil; „dem Dichterfürsten Schiller"; am Göthe-Monument: „den Manen Göthe's"; am Gutenberg-Monument: „der Buchdruckerkunst, als der Trägerin der Civilisation unseres Volkes"; am Kornmarkt, in der Nähe des neuen Bürgervereins: „unseren Mitbürgern", repräsentirt in dem alten und neuen und im Sachsenhäuser Bürgerverein. Auf dem Römerberg umkreiste in doppelter Reihe der Zug das Schiller-Monument und den weiten Römerberg. Von den Stufen des Monuments herab sprach Herr Jacquet sen. folgende Worte:

„Freunde und Freundinnen unseres gefeierten Genius! Umgeben von einem Feuermeer, sind wir hergezogen zu diesem Bilde, dem großen Sohn unseres theuren Vaterlandes den wohlverdienten Tribut der Bewunderung und Verehrung zu zollen. Sein gewaltiger Geist schwebt vielleicht jetzt unsichtbar über uns, sich dieser Triumphe erfreuend; mächtig aber lebt er in uns — mächtig wirkt er unter uns durch seine unsterblichen Werke. Möge dieser Geist fortleben und fortwirken, bis die Morgenrothe jenes schönen Tages anbricht, an welchem die Männer aller Gauen des deutschen Vaterlandes die Hand emporheben zum feierlichen Schwur:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brudern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Hier mußte der Redner eine Pause machen, denn die Tausende, welche dem Monument nahe standen und die Worte vernahmen, wiederholten dieselben laut und feierlich. In diesem Augenblick wurde der Römerberg durch ein weißes bengalisches Feuer erleuchtet.

Der Redner fuhr fort: „Im Glanze dieses Hoffnungsstrahles lassen Sie uns als würdigen Schluß dieser großartigen Feier ein Hoch! ausbringen, „der Einheit, Freiheit und Kraft unseres ganzen, großen, deutschen Vaterlandes! Hoch! hoch! hoch!"

Nicht enden wollender Jubel folgte. Hierauf wurden die Fackeln in drei Haufen niedergelegt und als Opferfeuer unter Gesang verbrannt; zu verschiedenen Malen wurde der Platz mit bengalischem Feuer erleuchtet, bis endlich die letzten Reste verglommen waren.

Außer der großen Transparentausstellung auf der Zeil waren an verschiedenen Punkten der Stadt Gebäulichkeiten und Monumente, so wie viele Privathäuser glänzend illuminirt und zum Theil mit großen Transparenten versehen. So waren von öffentlichen Gebäuden und Denkmälern besonders das Schiller-, das Göthe- und das Gutenberg-Monument und der Römer mit Gaspyramiden, Gassternen, Frankfurter Wappen, aus Gas gebildet, und Pechkränzen erleuchtet. Die alte Mainbrücke, zu beiden Seiten mit zweihundert Tannen dicht besetzt, trug auf ihren mittleren Pfeilern vier illuminirte Triumphbogen mit Transparenten, neben denen Springbrunnen emporstiegen. Die Inschriften auf den Transparenten lauteten:

„Ueber diese Brücke wanderte Schiller im September 1782, in den Tagen seiner Bedrängniß."

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

„Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt."

Der Main.

„Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Nach Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht."

Das mit Laubwerk gezierte Gasthaus „zu den drei Rindern" in Sachsenhausen hatte den Schwur auf dem Rütli zum Transparente mit der Unterschrift:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr."

Das Theater war von tausenden von Flämmchen und drei großen Transparenten erhellt. Der mittlere derselben stellte das Weimarer Doppeldenkmal von Rietschel dar, mit der kleinen Abänderung, daß hier der Eine der beiden Dioskuren, Göthe, dem Andern den Kranz über das Haupt hielt, während sie auf dem Rietschel'schen Monument denselben zusammen in den Händen halten. Die Transparente zu den beiden Seiten trugen Verse aus Göthe's Epilog zur Glocke,

links:

„So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben."

rechts:

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

Auf der großen Eschenheimerstraße war die Nacht taghell gelichtet. Das Haus des alten Bürgervereins war von dem

magischen Schimmer zahlloser Gasflammen umblitzt, in deren Mitte ein großer Transparent, Schiller's Geburt und Verherrlichung darstellend, prangte.

Am neuen Bürgerverein, der in glanzvollster Illumination erstrahlte, war hinter Schiller's bekränzter und beleuchteter Büste ein Transparent aufgestellt, auf welchem der Genius der Zeit verjährte Mißbräuche, in einzelnen Bettreern derselben angedeutet, niederpflügend und eine neue Aera an der Hand der Dichtkunst heraufführend, dargestellt ward. Unter und neben diesem Transparente waren folgende Verse zu lesen:

„Aus Baterland, ans theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen."

„Wir wollen frei sein wie ewig Volk von Brüdern,
In seiner Noth uns retten und Gefahr."

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Auf der Allgasse im Hause des Herrn B. Müller (Gesellschaft hiesiger Bürger) führte vom Thorbogen aus ein dichtgeflochtener, von farbigen Lämpchen und Ballons erhellter Laubgang nach einem aus Glasbürfeln gefertigten flammenden Frankfurter Adler, während über dem Thore selbst ein Transparent, der Schwur auf dem Rütli, mit der Unterschrift:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren."

angebracht war. Außerdem befanden sich noch an verschiedenen Gastlokalen Transparente, festlich geschmückte und beleuchtete Büsten Schiller's, Laubdecorationen, von bunten Gläsern flimmernd, und dergleichen mehr, so besonders am holländischen Hof (vom Gesangverein Orpheus), am Reichsapfel auf der Friedbergergasse, wo neben der Büste Schiller's auch die von Göthe und Humboldt aufgestellt war, bei Herrn Bierbrauer Reuß auf der Allerheiligengasse und im Steinberg am Götheplatz. So strahlte und glänzte es doch an allen Punkten der Stadt, ohne daß eine allgemeine Illumination stattgefunden hätte und von dem Lichtmeer übergossen wogte ein zahlloses Menschengewühl in den Straßen der Stadt bis spät in die Nacht. Langsam nur stellte sich an diesem Tage der Schlaf an der Lagerstätte der Menschen ein, denn die Herzen waren noch durchglüht von der Freude und der Geist noch erfüllt von der Gewalt der Eindrücke und der Pracht der wechselnden Gebilde, die heute an uns vorbeigezogen waren, und als das müde Auge endlich zugefallen war, wob der Traum mit leichter Hand Flammensterne, Transparente, Fackeln, Gestalten des Festzugs, Blumen und Kränze zu einem bunten kaleidoskopischen Phantasiebilde.

So verlief dieser Tag in wahrhaft würdiger und erhebender Weise, kein Mißton klang in den Chor der allgemeinen Harmonie, in der schönsten, durch Nichts gestörten Ordnung und Eintracht ging das Fest zu Ende. Die Tausende aber, welche dieses Tages theilhaftig geworden sind, waren einig in der Bewunderung dessen, was er uns für Kopf und Herz, Aug' und Ohr Anregendes brachte. Der Aufschwung war ein allgemeiner, die Begeisterung so lauter, wie der Geist des Dichterheros, dem sie gezollt hatte.

Frankfurt aber, das ein solches Fest in solcher Weise gefeiert hat, darf stolz sein auf den Geist der Eintracht und des Bürgersinnes, der Vaterlandsliebe und der Pietät für alles Hohe und Edle, der in seinen Mauern weilt und sich bei dieser Veranlassung aufs Neue bethätigte. Der Dank, den der Senat dem Comité und der Bürgerschaft aussprach, war ein wohlverdienter und zeigte sich in der Art der Abfassung desselben am Beben, welch inniges Zusammenwirken zwischen Behörden und Bürgerschaft dieses Fest geschaffen hatte. Den fünf Herren des Centralcomité's aber, welche die oberste Leitung und Anordnung des Festes in Händen hatten, war die Bürgerschaft und Jeder, der die Freuden des 10. November genießt hat, zu ganz besonderem Danke für ihre wahrhaft aufopfernde und hingebende Thätigkeit verpflichtet.

Eine offizielle, vom Festcomité angeordnete Nachfeier fand nicht statt, dagegen hielt das Theater eine Nachfeier in seinen Räumen. Sie bestand in der am 11. Nov. stattgehabten Vorstellung von „Wilhelm Tell". Dieselbe war von den drei Festvorstellungen die besuchteste und gewann einen erhöhten Reiz durch die Mitwirkung unseres Kunstveteranen Leonhard Meck, der dem Schillertag zu Ehren den alten Berner Freiherr von Attinghausen spielte. Wie er auf die Bühne trat, ward er von lang anhaltendem Applaus begrüßt und sein anerkannt meisterhaftes Spiel im Verlauf des Abends noch öfters mit rauschendem Beifall und wiederholtem Hervorruf belohnt. Die übrige Aufführung war eine durchaus würdige, und hatte sich von den übrigen Mitwirkenden besonders Herr Lehfeld, der Repräsentant des Tell, der vollen Anerkennung des Publikums zu erfreuen. Für die Freiheits- und Einheitsscenen des Stückes lege dasselbe an diesem Abende eine besondere Sympathie an den Tag, welche sich zu öfteren Malen in lauter Acclamation Luft machte.

In engeren Kreisen fand an verschiedenen Orten eine Nachfeier des Schillerfestes statt. So hielten die Mitglieder unseres Stadttheaters, welche sich wegen der Proben und Theatervorstellungen an den Hauptfeiertagen nur an wenig Feierlichkeiten betheiligen konnten, am 12. Nov. ein Festessen im Saale des Landesberges. Die heiterste Geselligkeit belebte diese Künstlerfest.

Am Sonntag den 13. ward in der Loge Sokrates ebenfalls ein solennes Essen, unter Zuziehung nicht maurerischer Gäste, zur Nachfeier des 10. Nov. gehalten, bei dem unsere ersten Bühnenmitglieder und eine große Anzahl Damen zugegen waren. Herr Commissionsrath Friedrich hielt die Festrede. Sinnig arrangirte Tableau's und Vorträge der Fräulein Janauschek, der Herren Emil Schneider und Lehfeld, so wie Gesänge, ausgeführt durch die Herren Brunner, Baumann, Pichler und Dettmer und Fräulein Redal, trugen zur Verherrlichung des Abends bei.

Noch lange werden wir von den Erinnerungen an dieses große deutsche Nationalfest zehren. Zugleich aber liegt der Wunsch nahe, daß es uns nicht bloß Erinnerungen, sondern auch Früchte bringen möge. Möchten wir uns nicht allein in den Genuß der stillen Erinnerungsfreuden träumerisch versenken, sondern dem Geiste, der den 10. November geschaffen hat, eine

Wohnstätte schaffen, auf der er gerne und dauernd weilt. Und als ein gutes Zeichen glauben wir es betrachten zu dürfen, daß die nationale Seite von Schiller's Erscheinung und Wirksamkeit an den festlichen Tagen vor Allem zu den ernsten Gemüthern geredet hat und der Feier somit einen Character verlieh, welcher hoffen läßt, daß jetzt, da Deutschland seine moralische Einheit in dem Sinnbild eines Allen gehörigen und Alle mit seiner Liebe umfassenden Genius gefunden hat, nun auch der Geist der Eintracht, welcher Millionen umschlang, unaufhaltsam vorwärts dringen wird. Nicht um eines flüchtigen Rausches willen soll sich ein ganzes Volk in Bewegung gesetzt haben, soll ein großer Aufschwung der edelsten Geister zu Tage getreten sein. Der Baum, dessen Aeste und Zweige die rasche Phantasie schon stolz zum Himmel emporstreben sieht, soll auch vor Allem mit seinen Wurzeln in den Boden der Wirklichkeit festgegraben werden. Fremde Nationen, die bewundernd und staunend vor diesem großartigen Schauspiel standen, sollen nicht nach Verlauf einiger Zeit spöttisch sagen dürfen: die Deutschen haben ihre Einheit in Versen proclamirt und mit Libationen bekräftigt und als sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, haben sie Alles beim Alten gelassen, das einigende Panier zerrissen und die sonderbündnerische Flagge wieder aufgezogen! Wenn je wieder unser Volk in Zwietracht auseinandergehen will, dann trete dieß versöhnende Bild zwischen es, und die Erinnerung an den unvergeßlichen zehnten November sei ihm ein Amulet wider Gefahren, die ihm von Außen oder von Innen drohen!

In diesem Sinne die Bedeutung der Schillerfeier erfassend, glauben wir unsere Beschreibung des Festes in Frankfurt nicht besser schließen zu können, als durch die Wiedergabe einer der schönsten der vielen Blüthen, welche der Geist des zehnten November getrieben hat. Das „Schillerlied von Ludwig Pfau", in Musik gesetzt von Meyerbeer, haben die deutschen Arbeiter in Paris am Schillertage gesungen und es verdient, in den Herzen aller Deutschen, wo immer dieselben auch weilen mögen, einen langen und dauernden Wiederhall zu finden.

Wohl bist du uns geboren,
Gestorben bist du nicht:
Du lebst so unverloren
Wo deutsche Zunge spricht.
Du gibst uns, großer Meister,
Ein einig Vaterland —
Die Bruderschaft der Geister,
Das ist der Einheit Band.

Dein Wort hat uns gestählet,
Dein Lied uns Trost gebracht;
Dein Hauch hat uns beseelet
Am großen Tag der Schlacht.
Mit Tells Geschoß, ein Rächer,
Stehst du in unser Zeit —
Der ist der Ketzenbrecher
Der uns den Geist befreit.

Du hast in ew'ge Töne
Das flücht'ge Wort gebannt,
An höchste Menschenschöne
Die höchste Kraft gewandt.
Heil brennt in deutschen Busen
Dein heilig Feuer noch —
Die liebste deiner Musen,
Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geschmückt;
Du hast dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Die weite Lande lichter
Im Abendfeuer stehn —
So darf dein Volk, o Dichter,
In deinem Purpur gehn.

Wir stehen, deine Erben,
Getrennt, doch ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben
Das solche Männer zeugt.
Den du gestreut, der Same,
Er schießt in Aehren schon —
Gesegnet sei dein Name,
O Deutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker, nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Werde!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

Frankfurt am Main, im December 1859.

Dr. Juri Wagner.

Aufruf

an die Bürger und Bewohner Frankfurts.

(Verfaßt von **Dr. Th. Creizenach.**)

Der große Tag naht heran, an welchem Alle, die sich des deutschen Namens rühmen, den Dichter feiern werden, der vor hundert Jahren in einem schwäbischen Städtchen das Licht der Welt erblickte. Noch nie seit Anbeginn der Zeiten ist Eines Mannes Andenken so weithin auf dem Erdboden festlich begangen worden. Die Deutschen, die an der Spree und die an der Themse wohnen, die unter der Herrschaft des Halbmondes und die jenseit beider Weltmeere leben, betrachten den zehnten November als einen Feiertag, an dem sie Friedrich Schillers gedenken wollen.

Es ist nicht blos der Dichter, den man in ihm verehrt; nicht blos der unsterbliche Meister unserer deutschen Haupt- und Heldensprache, die er so schwungvoll, so feierlich und großartig handhabte, wie kaum ein Anderer neben ihm. Nein, Schillers Name ist für uns an noch höhere Güter unlöslich geknüpft. Der ihn trug, hat den deutschen Geist in seiner ganzen Tiefe, Fülle und Kraft offenbart. Er hat in trüber Zeit den Sinn noch gehalten für Freiheit und Vaterland, für Ehre, Tugend und Menschenwürde. Er hat, als das deutsche Reich verfiel, mit seinem großen Freunde, dessen Wiege in unserer Vaterstadt stand, uns ein neues Reich gegründet, als dessen Würdenträger wir ihn verehren. Er hat in die Herzen der Jugend einen zündenden Funken gelegt, der, als es galt, für das Vaterland zu kämpfen, in helle Flammen ausschlug. Noch heut ist er uns der Verkündiger der höchsten Gedanken, der Pfleger jugendlichen Hoffens, welches im Aufstreben nach den edelsten Gütern nicht erlahmen darf; wir bedürfen seiner heute so sehr wie jemals.

Darum ist die Verpflichtung, des hohen Dichters an seinem Ehrentag zu gedenken, nicht auf irgend einen Stand, ein Alter oder Geschlecht beschränkt. Der Künstler wie der Geschäftsmann, der Handwerker wie der Gelehrte hat Friedrich Schiller als Wohlthäter zu verehren. Jung und Alt, Weib und Mann verdanken ihm die schönsten Anregungen, und sollten sie auch nie über sein Wirken belehrt worden sein. An seinem Ort aber sollte sich das Andenken des Herrlichen volksthümlicher und lebenskräftiger erweisen, als bei uns, in der deutschen Krönungsstadt. Die Entfaltung des Geistes verbürgt noch unserem Vaterland eine große Zukunft, und Schiller ist der erste Prophet derselben.

Darum wenden sich die Männer, die zur Veranstaltung der Schillerfeier zusammengetreten sind, vertrauensvoll an Euch, Ihr Bürger und Bewohner von Frankfurt! Hier, wo der edle Dichter einst als verfolgter Jüngling sich barg, hier vereine sich an seinem Gedächtnißtag Alles zu seiner Ehre! Alle Bezeigungen, die sonst den Häuptern der Nationen entgegen kommen, mögen am 10. November unserm großen Todten gebracht werden. Lasset diesen Tag einen Feiertag sein für die Stadt. Unterstützt uns in dem Bemühen für die gemeinsame Sache und bringet uns in dem Bemühen für die gemeinsame Sache und bringet uns eure Hülfe gern entgegen. Bei dem Sinn für gemeinnütziges Wirken, der stets in Frankfurt einheimisch war, ist mit Sicherheit zu erwarten, daß alle persönlichen Ansprüche und Neigungen, mögen sie auch noch so berechtigt sein, zurücktreten vor der Bedeutung einer solchen Feier.

Ein Denkmal zu Ehren Schillers, von regen Künstlerhänden mit uneigennützigem Eifer entworfen, soll am Festtag enthüllt werden. Glanz und Fülle soll, wie es unserem Frankfurt geziemt, alle Veranstaltungen bezeichnen, die an diesem Tag vor die Oeffentlichkeit treten. Kommet daher den Männern, die das mühevolle Amt übernehmen, Euch in unserem Namen um Beiträge anzusprechen, bereitwillig entgegen. Es ist ein alter deutscher Spruch, daß neben dem Sparpfennig und Nothpfennig auch ein Ehrenpfennig vorhanden sein müsse; es wird sich zeigen, daß es in Frankfurt daran nicht mangelt.

Frankfurter! Wer von uns das herrliche Sängerfest von 1838, die Guttenbergfeier, den Jubeltag Goethe's mit erlebt hat, der bewahrt diese Tage als werthvolles Andenken, als Schmuck seines jüngeren Lebens im Gedächtniß. An Euch ist es nun, auch der jetzigen Jugend, auch Euren Kindern das köstliche Gut einer solchen Erinnerung zu verschaffen. Lasset und dafür sorgen, daß ein Fest gefeiert werde, würdig des hohen Gegenstandes, würdig auch, daß es dem nachwachsenden Geschlecht als ein Glanz und Ehrentag unseres öffentlichen Lebens im Gedächtniß bleibe.

Frankfurt a. M. den 18. October 1859.

Im Namen des Comite für die Schillerfeier:

Der engere Ausschuß.

Vorfeier in den Schulen,

Mittwoch, den 9. November 1859.

Höhere Bürgerschule. *)

In der höheren Bürgerschule fand nach einem Beschlusse des Lehrercollegiums, welches auch die jüngeren Schüler und Schülerinnen in einer ihrem Alter angemessenen Weise am Feste Theil nehmen zu lassen wünschte, eine doppelte Vorfeier statt. Es versammelten sich zu diesem Zwecke zunächst Mittwoch den 9. November, Vormittags 10¼ Uhr die Schüler der Klassen V — VII, so wie die Schülerinnen der Klassen IV—VI in der festlich geschmückten Turnhalle, für deren Ausstattung durch die kundige Hand des Herrn Gärtners Herforth die Schüler selbst Sorge getragen hatten. Auch war in derselben eine Büste Schillers, so wie die gleichfalls durch die Geldbeiträge der Schüler unter freundlicher Mitwirkung des Zeichenlehrers Herrn Hoff beschaffte Festfahne aufgestellt. Nach einem Gesang der 4. Mädchenklasse hielt der Direktor an die versammelte Jugend eine Ansprache, in der er, ausgehend von der sich im ganzen deutschen Vaterlande und nicht zum wenigsten in der Frankfurter Bürgerschaft so laut und freudig kundgebenden Begeisterung, und anknüpfend an Schillers Aufenthalt in Frankfurt im Jahr 1782, die Bedeutung des hohen Festtages für die deutsche Jugend darzulegen und den gefeierten Dichter als ein Vorbild in ausdauerndem Streben nach geistiger und sittlicher Vervollkommnung und nach einer sich über das Gemeine erhebenden, aufwärts strebenden Gesinnung darzustellen versuchte. Ein Gesang der Knabenklassen beschloß diesen Theil der Feier.

Nachmittags ½3 Uhr versammelten sich in demselben Lokale die mittleren und oberen Klassen (Knabenklasse I—IV, Mädchenklasse I—III). Die Feier begann in Gegenwart des Inspektors der Schule, Herrn Senators Dr. Müller, und des Hrn. Consistorialraths Pfarrer Schrader mit einem ernsten eintretenden Gesange der obersten Knabenklassen. Hierauf betrat der Direktor das Katheder, um in einem kurzen Gebete Gott zu danken, dessen Gnade über das deutsche Volk nach den zweifelvollen und sorgenschweren Tagen des Frühjahres ein so herrliches, von dem freudigen Hinblick auf einen so köstlichen Besitz und von dem erhebenden Gefühl der Einigung in diesem gemeinschaftlichen Besitze erfülltes Fest heraufgeführt habe, woran sich die Bitte knüpfte, daß aus dieser Festesfreude, an der sich auch die Schule mit vollem und ganzem Herzen betheiligte, für das große theure Vaterland, für die Vaterstadt und vor die heranwachsende Jugend durch seine Gnade eine reiche, inhaltsvolle Ernte hervorgehen möge. Nachdem darauf (von der 3. Mädchenklasse) ein Gedicht von Schiller („Hoffnung", componirt von dem Gesanglehrer Herrn Mauß) gesungen worden war, hielt der ordentliche Lehrer Herr Dr. [illegible] nach die Festrede. Dieselbe lautete folgendermaßen:

„Liebe Schüler und Schülerinnen!

Ihr steht nun am Vorabende des großen Festes, das morgen begangen werden soll, so weit unsere Sprache geredet wird, so weit das wanderfrohe deutsche Volk nur irgend einen Vorposten ausgesandt hat. Ihr seht die Euren in froher Aufregung, den Schulsaal in festlichem Schmuck, angesehene Häupter des Gemeinwesens in unsrer Mitte und eine ungewohnte Stimmung ergreift eure jungen Herzen. Freuet Euch, meine Lieben, daß ein solcher Tag in Euer Jugendleben eintritt! Nicht Jedem ist es so gut geworden; gar mancher Lebensmorgen fiel in eine Zeit des trüben Mißtrauens und der Erschlaffung. Gar Mancher erlebte in seinen Knaben- und Jünglingsjahren keinen Tag des allgemeinen, vaterländischen Frohgefühls, keine Festzeit, die, wie die jetzige, geeignet wäre, einen Glanz auf die weitere Lebensbahn zu werfen. Der große Name, dem die Feier gilt, ist Euch kein unbekannter. Wohl wird sich die tiefere Bedeutung seiner Wirksamkeit erst dann für Euch erschließen, wenn Ihr mit Weltkenntniß gerüstet und durch innere Erfahrungen gereift an seine Schöpfungen herantretet. Ueber Schillers Leben und Dichten seid Ihr Eurem Alter gemäß belehrt worden und warrt bereits empfänglich für das Kräftige und Sinnreiche seiner Gestaltungen, für die Hoheit und den ergreifenden Wohlklang seines dichterischen Ausdrucks. Aber Ihr ahnet wohl auch, daß derjenige, dem die ganze Nation einen Feiertag widmet, gewiß noch Größeres geleistet, daß er ihre liebsten Besitzthümer gewahrt, ihre tiefsten und werthvollsten Gedanken zur Geltung gebracht habe. In der That sind die herrlichsten Regungen, die das deutsche Volk von seinem Eintritt in die Weltgeschichte bis zur Bildungshöhe dieses Jahrhunderts begleiteten, nie schöner und schwungvoller dargestellt worden, als durch Friedrich Schiller: vor Allem der sittliche Ernst, das strebende Gemüth und die Ahnung des Höchsten. Diese Triebe hatte ihm die Natur in die Seele gegeben; doch aber bedurfte es einer schweren Arbeit, eines unendlich heldenmüthigen Ringens, bis er, mit allen reichen Gaben des Denkers und des Künstlers, sie geläutert und musterhaftig auszusprechen vermochte. In einer Zeit der Unnatur ist Schiller aufgewachsen und hat sich ihrer Einwirkung auf sein ganzes Wesen selbst beim heftigen Kampf gegen sie nicht entziehen können. Aber der Geist des Strebens und der Selbstüberlängung war mit

*) Die Ankündigung ist vor der dem Festzug.

thun, und so kann man wohl sagen: seinen Charakter hat die deutsche, vielleicht keinen die gesammte Bildungsgeschichte aufzuweisen, der so streng, so thatkräftig sich selbst erzogen hat wie Schiller. Darum denken wir uns ihn so gerne als den Dichter der Jugend, indem er ihren liebsten Träumen schmeichelt und sie doch immer zu strebendem Thun emporrichtet. Wohlmeinende Freunde des heranwachsenden Geschlechtes sprachen oft genug den Wunsch aus, dasselbe möge sich nicht allzu eifrig mit den glanzumhauchten Gestalten des Dichters beschäftigen, die jugendliche Sehnsucht nicht allzusehr an dessen Ideale knüpfen. Sie fürchten, und oft nicht ohne Grund, eine schlaffe Selbstzufriedenheit, eine unverständliche Geringschätzung des Lebens und seiner Pflichten könnte sich in die unbewachten Geister einschleichen. Wo aber für die Schätzung unseres Dichters nur einigermaßen der richtige Weg erschlossen wird, da wird sein hohes Vorbild zum Guten wirken. In der Entwicklungsgang einer Zeit völlig naturgemäß, dann wandelt die Jugend im Einfachen und Reinen, und der Erwachsene bewundert sich erst später den verkünstelten Auffassungen des Lebens. Schiller aber war in seinem Erdenwallen für die bessere deutsche Jugend eben darin ein Vorbild, daß er sich vom Uebertünchten, phantastisch Verkehrten und Unnatürlichen zur Einfachheit und Lebenswahrheit zurückwandte. Vielleicht ist in seinem ganzen Wirken kein größerer Zug als dieser Durchgang zum zwiespaltlosen Frieden der Kindheit durch Irrthum und Mißverstand, durch Sturm und Drang zu bewußter Natur, zu höherer Kindheit, zu reiner Größe. Schiller wurde als Jüngling oft genug eines schroffen Sinnes, einer unruhigen Phantasterei bezichtigt; dem vollendeten Manne folgte der allgemeine Ruf der Liebenswürdigkeit und bescheidenen Würde nach. Merkt es wohl, ihr Lieben: dieser Herrscher im Reiche des deutschen Geistes war nie kindischer, als in seiner Manieriertheit; nie haben die schlichten und ewigen Gebilde der Vaterlandsliebe, der Elternliebe, des hilfreichen Wohlthuns ihn reiner erfüllt, als in den Tagen seines unbewußten Weltruhmes. Rasch hingeworfene Briefe an seine Lieben, vor Allen an die alternde Mutter — Briefe, in denen er sich die Zeit mühsam in den Pausen abgewann, da er von großartigen Schöpfungen ausruhte; Briefe, von denen er wahrlich nicht ahnte, daß die liebevolle Nachwelt sie sammeln, daß man ihrer auf einem Säculartag gedenken würde: sie erschließen uns eine Seite, in welche das einfachste Naturgefühl mit dem höchsten Geistesschwung sich zu voller Einheit verwob. Diese Einheit galt ihm auch in erweiterten Beziehungen als das höchste Ergebnis geistigen Fortschreitens, als das Wünschenswertheste für sein Geschlecht, für die Menschheit; sie erstrebte er mit dem ganzen Aufgebot seiner hohen Gaben. Darum kann die wohlverstandene Beschäftigung mit ihm und seinen Schöpfungen nicht irre leiten; sie lehrt uns vielmehr eindringlich, das Pflichtgefühl mit dem Schönbestimmten in engem Bunde zu erfassen.

Schiller betrachtete die höchstbegabte Menschennatur nur als einen Stoff, aus dem der Ernst und die sittliche Kraft ein schönes Gebilde schaffen mußten; daher seine steten Ermahnungen, daß nur dem strengen Fleiß der Marmor sich erweiche und der verhüllte Born sich erschließe, daß der Jüngling die schönen Formen mit achtem Gehalt erfüllen, daß er im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammeln solle. Aufwärts! ruft uns des Dichters persönliche Erscheinung, aufwärts! ruft uns jedes seiner Werke zu.

Und in diesem Sinne, hochgeehrte Pfleger dieser Schule, werthe und liebe Amtsgenossen, darf auch uns das Schillerfest als ein Jugendfest erscheinen. Von den Knaben und Mädchen, die uns hier umgeben, stehen nur die Gereiftesten in dem Alter, wo uns die Ahnung kömmt, daß es Ideale gibt; daß die Wirklichkeit, in der sich das Kind unbefangen bewegt, die Hülle eines tieferen Daseins oder die Schranke ist, gegen welche unser Geist in unbefriedigtem Sehnen andrängt. Wer hat sich nicht schüchtern in den Kreis des Ideals gestürzt, vor ihm grobartiger Täuschungen gelitten, als Schüler? Als er jenen den Reich der Enttäuschungen gelitten, als er bittere Erfahrungen durchgemacht hatte, wie sie keinem von uns Männern erspart bleiben: da pries er nur noch zwei Schutzgeister des Lebens als dirigenten, die ihm Trost und Freude zu senden vermöchten. Und siehe da! diese Schutzgeister, denen Deutschlands großer Dichter auf seinem Wirkens Höhe sich zuwandte: sie sind dieselben, die wir unsern unmündigen Zöglingen anempfehlen: treue Freundschaft und redliche Arbeit, die Sandkorn für Sandkorn zum Bau der Ewigkeiten reicht. Wahrlich, unter dem Geiste des göttlichen Kinderfreundes, der in den Evangelien zu uns spricht, war vielleicht noch keiner so hoch berufen, das Alter an die Jugend zu knüpfen und das Wohnmüthige des Zwischenraumes vergessen zu machen, als Schillers Geist.

Folgen wir denn morgen, Alt und Jung, fröhlich der Feier! Und, liebe Schüler und Schülerinnen: vielleicht in einem Menschenalters Verlauf, wenn Ihr, wie wir Alle hoffen, als achtbare tüchtige Männer, als wackere deutsche Frauen unter euren Mitbürgern wandelt: wenn alsdann die Kundigen sagen: ein Tag, an welchem das deutsche Volk sich seiner sittlichen und vaterländischen Aufgabe bewußter geworden ist, als vorher: dann möget Ihr Euch noch des heiteren Andenkens freuen, wie des Vorgefühles in diesem Augenblick!"

Dem Vortrag des Reiterliedes aus Wallensteins Lager (4. Knabenklasse) folgte die Declamation des „Graf von Habsburg" durch den Schüler M. Herold (II^b), der Gesang des „Mädchen aus der Fremde" (componirt von Mauß), der Vortrag der „Kraniche des Ibykus" und des Monologs aus „Tell" durch die Schüler F. Kuhlo (2^a) und B. Möller (1.) und der Gesang der „Sehnsucht" von Schiller (componirt von Mauß). Mit einem kurzen Schlußwort des Directors, welcher die neue Schulfahne den Schülern übergab, die dieselbe bei dem Festzuge tragen und geleiten sollten, schloß die Schulfeier.

Dr. F. Paldamus, Director.

Knabenschule.

In der Knabenschule wurde die Feier, da die Räumlichkeit, neben den Schülern und Schülerinnen, den Zutritt eines größeren Publikums nicht gestattete, auf eine interne Schulfeier sich beschränken, zu welcher allein die der Anstalt vorgesetzten Behörden eingeladen waren.

Die Feier in der Mädchenschule, an welcher die fünf oberen Klassen Theil nahmen, begann Morgens 10 Uhr in dem festlich geschmückten Turnsaal, indem eine Anzahl der größeren Schülerinnen die Büste des Dichters betränzten unter dem dreistimmigen Gesange des Siegesmarsches aus Händel's Judas Makkabäus, dem folgende, von Herrn Dr. H. Weismann dazu gedichtete Strophen unterlegt waren:

„Naht, ihr Schwestern, dankerfüllt!
Kränzet unsers Dichters Bild!
Ungebeugt von Noth der Welt,
Flog sein Geist zum Sternenzelt;
Blumen sammelt er dort ein,
Sie auf unsern Pfad zu streun.
Dank Dir, Edler! Liebe Dir,
Unsers Volkes Stolz und Zier!
Hehrer Geist, titanengleich,
Und im Herzen liebereich!
Deinen Lied die Frau'n erhob,
Bleibe unser Frauenlob."

Nach diesem Weiheacte hielt der Lehrer der Literatur, Herr Dr. H. Weismann, folgende festliche Ansprache an die Schülerinnen:

„Die sinnliche Huldigung, die Ihr, liebe Schülerinnen, so eben unserm großen Dichter gewidmet habt, sie wird ihm heute und besonders morgen, an dem Tage, wo er vor hundert Jahren in dem schwäbischen Städtchen Marbach geboren wurde, von Millionen Deutscher in begeisterter Freude und dankbarer Liebe dargebracht werden. Das ganze Vaterland jubelt an dem Gedächtnißtage seiner Geburt, und wo nur Deutsche wohnen, in fremden Ländern, weit über dem großen Weltmeere, überall gedenkt sie in Liebe seiner und ihr Herz sehnt sich dabei nach dem Vaterlande, das ihnen ja doch ewig theurer bleibt, wie ferne sie auch von ihm weilen. Und besonders die Frauen, sie wenden ihre schönsten Kränze, denn er hat sie gepriesen wie kein anderer Dichter, in seinen schönsten Liedern. Er ist es werth, unser großer Schiller, werth aller dieser Huldigungen der Verehrung und der Liebe, die ihm sein Volk darbringt, denn er hat ja auch sein Volk geliebt und in der Liebe seines reichen Herzens alle Menschen umfaßt. „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" hat er in der Begeisterung der Freude ausgerufen, und diese liebende Gesinnung ist bei ihm auch zur liebenden That geworden durch all sein Leben und Geistesstreben. Denn wie er selbst nur in dem steten Ringen nach der Erkenntniß Dessen, was wahr ist, in dem Genießen und Ueben des Schönen, Edlen, Guten für sich den Werth und Zweck des Lebens fand, und in einer fast ununterbrochenen Kette von äußeren und inneren Beschwerden und Sorgen unverrückt sein hohes Ziel vor Augen behielt und mit ungeschwächter Kraft verfolgte; so wollte er durch seine erhabenen Dichtungen Geist und Herz der Menschen reinigen und läutern von den Schlacken der Leidenschaft, erheben über den niedern Sinnengenuß und stählen gegen die Noth des äußern Lebens, indem er ihnen das Reich der Kunst erschloß mit ihren unvergänglichen Genüssen. Muthig kämpfte er, ein leuchtendes Vorbild für uns Alle, sich durch das Leben, und als er, ein mächtiger Sieger, in begeisterter Freude höher und höher steigend, mitten in der Blüthe des männlichen Alters von dieser Erde schied, da löste sich leicht und sanft der unsterbliche Geist von der vergänglichen Hülle, die ihn nicht länger zu fesseln vermocht hatte. Mögen einige Züge aus seinem Leben Euch den Herrlichen näher bringen und Euch zeigen, welche Siege der feste Wille über die Schicksale des irdischen Lebens zu erringen vermag.

Zwar seine Kinderjahre flossen, soweit wir das wissen, wenn auch in sehr beschränktem Kreise, doch ungetrübt dahin. Sein biederer, unermüdet thätiger, in Worten und Werken aufrichtig frommer Vater sorgte redlich für Nothdurft des Leibes und Geistes, und wo er in seiner heftigen Natur vielleicht zu hart und rücksichtslos eingriff in das Leben des feinfühlenden Knaben, da wußte die treue, gemüthvolle Mutter, die insbesondere der religiösen Dichtkunst zugethan war, zu schlichten und zu heilen und das in Liebe einträchtige Zusammenwirken dieser vortrefflichen Eltern förderte, wie der Regen die junge Pflanze, sichtlich das Gedeihen des kleinen Friedrich und sein[e] Geschwister, von denen ihm besonders seine 2 Jahre ältere Schwester Christophine nahe stand und stets in herzlicher Berührung blieb.

Wie innig er seine Eltern liebte: das bezeugen viele seiner herrlichen Briefe, vor Allem aber seine Mutter selbst in ihren letzten, kurz vor ihrem Tode 1802 ahnungsvoll an ihn geschriebenen Briefe. „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich, schreibt sie, wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es keinen Sohn in der Welt mehr." Zwei Tage vor ihrem Tode hatte die Kranke sich sein Medaillonbild geben lassen, hatte es an's Herz gedrückt und mit Nahrung von dem geliebten Sohne gesprochen. Er selbst aber schrieb damals in tiefster Wehmuth an seine Christophine: „So sind sie denn Beide (der Vater war 1796 gestorben) hingegangen, unsere theuern Eltern, und wir drei sind nun allein übrig. Laßt uns einander desto näher sein!" Ja, glücklich, wenn auch in der äußersten Beschränkung, flossen seine Kinderjahre hin; und wenn sich auch sein Geist an der dürftig gebotenen Nahrung weniger rasch mit Kenntnissen sättigen konnte, als es seinem großen Freunde Göthe bei seiner stets vom Glücke begünstigten Lebensstellung vergönnt war, so blühte um so reicher sein Gemüthsleben und führte ihn, den Jüngling, nach langem Sturm und Schiffbruch, zuletzt in den stillen Hafen eines warmen Familienlebens, das ihn in seinen letzten 15 Jahren unaussprechlich glücklich machte. Aber diese heitre Jugend dauerte nicht lange. Schon in seinem elften Jahre wurde er von Eltern und Geschwistern getrennt, die auf die Solitude, das herzogliche Lustschloß, zogen, dessen Aufseher sein Vater geworden war. Und als er endlich, 13 Jahre alt, kurz nach seiner Confirmation, aus besonderer Gnade des Herzogs, dem er als ein vorzüglich tüchtiger Knabe geschildert wurde, in die Militärakademie auf der Solitude aufgenommen ward, da blieb er, obgleich dicht bei der elterlichen Wohnung, doch streng von ihnen getrennt und vermißte doppelt schmerzlich die Freude und den Segen des Familienlebens. Aber das war noch nicht das Härteste, was ihn hier traf. Hatte er zum Eintritt in die Militärschule seinen liebsten Wunsch, Geistlicher zu werden, aufgeben müssen, weil dort nur für Soldaten und Rechtsgelehrte, später auch für Aerzte die Vorbereitung gegeben wurde, und war zu dem Berufe eines Rechtsgelehrten genöthigt, der ihm nicht zusagte und den er später mit dem Stande des Arztes vertauschte, so erdrückte ihn dabei die streng soldatische Zucht,

die ihm selbst jede Beschäftigung mit der Dichtkunst versagte und seine ganze Willensstärke nöthig machte, wenn er nicht zu Grunde gehen sollte. So war es denn kein Wunder, daß die vergebens ersehnte Freiheit des Willens und der gesitigen Bewegung um so drängender und gewaltsamer sich in einzelnen Gedichten jener Zeit und namentlich in dem ersten uns erhaltenen Trauerspiel „die Räuber", das er insgeheim auf der Militärschule entwarf, Luft machte, daß seine sieben Jahre lang gefesselte Phantasie in wilden Flammen ausschlagend in titanenhaftem Sturme dahindrauste und jede Schranke des Gesetzes und der Sitte zu durchbrechen drohte. Aber nur in neue, nicht geringere Drangsal warf ihn dieser erste Flug seines Riesengeistes. „Die Räuber" koſteten ihm Familie und Vaterland. Da er, um der Darstellung derselben in Mannheim beizuwohnen, zweimal ohne Urlaub sein Quartier in Ludwigsburg, wo er Regimentsarzt war, verlassen hatte und dafür nicht nur im Gefängniß büßen mußte, sondern auch auf Befehl des Herzogs sich jeder dichterischen Beschäftigung enthalten sollte, floh er mit einem treuen Freunde, Andreas Streicher, der mit begeisterter Liebe an dem herrlichen, unerhört bedeutenden Jüngling emporblickend, dem gänzlich Mittellosen Alles opferte, was er hatte, im Herbst 1782 aus seinem Vaterlande. Gedrückt von Nahrungssorgen, gefänglich durch den Gedanken, er könne in des Herzogs Gewalt fallen, vielfach getäuscht von den scheinbaren Gönnern und Freunden, lebte er volle drei Jahre ein ruheloses Leben; aber auch dies neue Ungemach vermochte seinen stolzen, der Reinheit seines Strebens sich bewußten Geist nicht dauernd zu lähmen. In Mannheim, Oggersheim, Bauerbach, wo er sich abwechselnd unter fremdem Namen aufhielt, fand er Heiterkeit, Trost und Muth im Umgang mit der Poesie und selbst bei uns hier, drüben in bescheidener Herberge in Sachsenhausen, wo er als Dr. Ritter 14 Tage in großer körperlicher Schwäche und mit äußerster Noth kämpfend zubrachte, aun hier empfing seines seiner ergreifendsten Trauerspiele seine erste Gestalt. In Leipzig endlich fand er 1785 im Kreise neu gewonnener Freunde die Ruhe, deren er geistig und körperlich bedurfte. Der Umgang mit dem edeln, hochgebildeten, ihn bald schwärmerisch liebenden Körner, dem Vater unseres Dichters, wurde entscheidend für sein ganzes Leben. Sein Denken und Dichten, seine Hoffnungen und Pläne, all sein Geistesleben spiegelte und läuterte sich fortan in dem reiferen Geiste dieses warmen Freundes. Und gerade eines solchen Freundes bedurfte er damals vor Allem, an dem er geistig sich erbebend und hinaufschauend zu gediegenerem wissenschaftlichen Studium gelangen konnte. An seiner Seite dichtete er in Dresden den „Don Karlos"; durch ihn wurde er zum ernsteren Studium der Geschichte und der Philosophie getrieben, und auch, als er 1787 nach Weimar zog, um im Umgang mit Herder, Wieland zu neuen Stufen der Erkenntniß gehoben zu werden, blieb Körner sein steter Umgang, und in ununterbrochenem Briefwechsel befestigte sich das Seelenband, das sie aneinder gefesselt hatte. Auch seine Sehnsucht nach einer schönen Häuslichkeit sollte hier befriedigt werden. Nachdem er durch die Bemühungen seiner Freunde Professor der Geschichte an der herzoglich weimarischen Universität Jena geworden war, führte er 1790 Charlotte von Lengefeld als Hausfrau heim, die er in den vorhergehenden Jahren bei längerem Aufenthalt in und bei Rudolstadt kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. In ihr und ihrer geistreichen Schwester, Caroline von Wolzogen, fand er verwirklicht, was er in seinem Gedicht, „Würde der Frauen", so unnachahmlich schön von dem Weben und der Wirksamkeit edler Frauen verkündet hat. Und wahrlich, seiner theuren, herrlichen Lotte ward nur zu bald Gelegenheit, sich in ihrer wahren Würde zu zeigen. Schon nach einem Jahre ward schwere Krankheit den geliebten Mann auf's Krankenlager, und wenn er sich auch zu ihrer unaussprechlichen Freude unter ihrer aufopfernden Pflege wieder erholte, zu dauernder Gesundheit ist er nie wieder gekommen; fast Jahr für Jahr erneuerte sich die Angst, ihn zu verlieren und jeder wiederholte Anfall seines Brustübels verringerte die Widerstandskraft seines siechen Körpers. So sehen wir ihn auch in dieser dritten Periode seines Lebens, wo er kaum in das Mannesalter getreten, auf die größte körperliche Kraftentwicklung hätte rechnen dürfen, in schwerer Körpernoth. Frei war er nun zwar und hochangesehen im ganzen Vaterlande; auch die Nahrungssorgen wichen mehr und mehr, je höher sein Ruhm stieg, und zu dem reinen Glücke des Familienlebens kam noch der neue dritte Freundschaftsbund mit dem in der Schule des klassischen Alterthums feingebildeten Wilh. v. Humboldt, durch den er nach Vertiefung seines Wissens seine Kunstansichten läuterte und der Form Meister werden konnte. Nun war es aber der siehe Körper, das schwache Gefäß seines gewaltigen Geistes, mit dem er den schwersten Kampf zu bestehen hatte. Und diesen Kampf hat er durchgefochten, wie kaum ein andrer unserer großen Männer.

Mit weich unendlicher Geduld ertrug er die Hemmung des schwachen Gefährten seines Geistes! wie dankbar war er, wenn er wieder aufathmen konnte, und mit welchem heiligen Eifer ging er dann daran, dem Gestalt zu geben, was ihm in tiefster Seele bewegte! In innigem Geistesbunde mit Göthe, dessen Lebensbahn erst 1794 mit der seinigen sich vereinigte und beide Dichterfürsten zum letzten, in der ganzen Literaturgeschichte einzigen Freundschaftsbunde vermählte, in welchem Jeder gleichsiehe der Gebende, wie der Nehmende war, unser Volk aber die herrlichsten Früchte dichterischer Kraft erntete; stieg er wie im Fluge von Schöpfung zu Schöpfung höher und während ihm zunehmende Kränklichkeit äußerlich in immer engere Kreise fesselte, drang sein Geist fesselos in alle Höhen und Tiefen der Welt und förderte einen Schatz zu Tage, der unvergänglich fortwirken wird zur Veredlung und Erhebung der Menschen. Wilhelm Tell ist sein letztes Vermächtniß; 1804 geschrieben, wo Deutschland schon in den Fesseln des französischen Eroberers lag, ist dieses Meisterwerk eine prophetische Mahnung zur Einkehr, die ihre herrlichen Früchte trug in den Jahren der Befreiung und noch immer tragen wird in schwer bewegter Zeit. Der 9. Mai des Jahres 1805 sah den edeln Sänger der Freiheit frei werden von den Fesseln des Irdischen, denen sein Geist in den Stunden der Begeisterung so oft sich entschwungen hatte. Still und unfaßbar, wie Stunde der Mitternacht, war die Beisattung des großen Todten; aber ein unendlicher Schmerz zitterte durch das ganze Vaterland.

Göthe, der damals kaum von schwerer Krankheit genesen war und schon seit Anfang des Jahres von der trüben Ahnung gequält war, daß er vor Schiller in diesem Jahre werden werde, hatte an dem Abend, wo der theure Freund starb und

aus dem kleinen Kreise der ihn gewöhnlich umgebenden Freunde einer abgerufen wurde und nicht wiederkehrte, nicht den Muth, nach der Ursache zu fragen; in der Nacht aber hörte der Diener, der nebenan schlief, ihn laut weinen. Am andern Morgen, als er einen der Seinigen zögernd nach dem Freunde fragte und nur ein Strom von Thränen ihm antwortete: da rief er tief erschüttert: Er ist todt? und langsam und fest die Worte wiederholend bedeckte er schmerzergriffen sein Antlitz.

Er war es aber auch, der zuerst von den vielen tief niedergebeugten Freunden sich wieder erhob und in die allgemeine Todtenklage um den großen Freund die herrlichen Trostworte rief: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun gerieth er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinweggerissen, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Trieb, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er in dem, was er gewollt und gewirkt, stets seinem Volke und der Menschheit leben."

Diese köstlichen Worte, aus dem Herzen seines großen Freundes geflossen, wie treffend wahr sind sie und wie herrlich sind sie in Erfüllung gegangen! Schon dem Lebenden kam überall, wo er erschien, dergleichen Verehrung entgegen. Als am 17. Sept. 1801 seine Jungfrau von Orleans zum ersten Male auf dem Leipziger Stadttheater dargestellt wurde, empfing den gerade anwesenden Dichter der Jubel schon nach dem ersten Akte, und als die Tragödie unter allgemeiner Begeisterung vollendet war, drängte sich das Volk auf Platz und Straßen, um den herrlichen Dichter zu sehen. Als Schiller aus dem Schauspielhause trat, war schnell Spalier gebildet und alle Hauptes entblößten sich. So schritt er durch die Reihen des Volkes, das ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßte, während Eltern ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüsterten: „Seht, dieser ist es!" Und diese Begeisterung wuchs von Jahr zu Jahr und immer tiefer dringt er ein in das Herz seiner Nation. Wer es bis jetzt noch nicht gewußt hatte, dem muß es heute und in diesen Festestagen klar werden: **Schiller ist der Liebling seiner Nation geworden!** Er ist unser! wie Göthe triumphirend in seinem herrlichen Nachruf bei Darstellung der Glocke mit stolzer Freude gesagt hat. Und wodurch ist er der Liebling der ganzen Nation geworden? Dadurch und nur dadurch allein, daß er selbst, der Mensch Schiller, an der Hand seiner göttlichen Führerin, der Dichtkunst, den guten Kampf der Seele mit den inneren und äußeren Feinden des Lebens muthvoll und freudig durchgekämpft hat und uns in seinem Leben nicht weniger als in seinen Werken ein Vorbild geworden ist, wie wir, das irdische Dasein recht genießend und verwerthend, heiter dem Tode entgegengehen sollen, nicht als einem feindlichen Vernichter, sondern als einem liebreichen Freunde, der die irdischen Fesseln löst zur Entfaltung der Seele in einem höheren Leben.

„Eine unaussprechliche Milde", schreibt seine geliebte Schwägerin, Karoline v. Wolzogen, „durchdrang im letzten Winter Schillers ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Empfinden und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm." In Wahrheit, er war im Frieden mit sich und der Welt und so ist er denn auch von hinnen geschieden. Wie er am Schluß seines tiefsinnigen Gedichtes: „Ideal und Leben", die griechische Mythe von Herkules als Symbol der ringenden und kämpfenden Menschheit aufgefaßt hat, so ist sie auch seines eigenen Lebens rührendes Spiegelbild geworden.

Tief erniedrigt zu des Freigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freude zu bereuen,
Lebend in des Todesschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die willgen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendet ist, —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fliehn er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt;
Des Olympos Harmonie'n empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

So sei und bleibe denn **Schiller**, der verklärte, ewig junge, der auch hier auf Erden unsterbliche, ein treuer Führer unsres Lebens, und preiset auch Ihr ihn, liebe Schulerinnen, indem Ihr bei diesem seinem Feste einige seiner schönsten kleineren Gaben vortragt und zum Schlusse sein herrliches Lied von der Glocke vollständig vernehmet, in welchem er mit Meisterhand und glühender Herzensliebe Freud' und Leid, Glück und Unglück, Aufbau und Zertrümmerung des Hauses und des Staates in einer innigst verbundenen Reihe von lebensvollen, unvergleichlich schönen Bildern angeknüpft hat an das Geschäft des Glockengusses und die Bedeutung der Glocke für unsere menschliche Gesellschaft. Möge der Eindruck unsrer Feier Euch allen ein gewinnreicher, bleibender werden!"

Hieran knüpfte sich mit Gesängen abwechselnd der Vortrag Schiller'scher Gedichte in folgender Ordnung:

Unter einen Schatten n. (Gesprochen von Schülerinnen der
Hat einer guten Seele n. (V. klasse.

Gesang: Kennst du, wo mit Sterne Reben n.

Der Alpenjäger: gesprochen von Schülerinnen der V. Klasse.
Der Taucher: gesprochen von Schülerinnen der IV. Klasse.

Gesang: Die Glocke gießen n.

Die Theilung der Erde. (Gesprochen von Schülerinnen
Das Mädchen aus der Fremde. (der III. Klasse.

Gesang: Ihr Berge, lebt wohl ꝛc.
Die Kraniche des Ibykus. } Gesprochen von Schülerinnen der II.
Das eleusische Fest. } und I. Klasse.

Hieran schloß sich der Vortrag der „Glocke", welcher theils durch Gesang (bei dem zwei Kollegen mitwirkten und Frau und Sohn eines Kollegen aufs Freundlichste unterstützten), theils durch Declamation einiger Schülerinnen der ersten Klasse ausgeführt wurde. Zum Schlusse sprach Herr W. Kilzer folgenden Epilog:

„Das Lied verhallt, und auch die Rede schweiget,
Das schöne Fest sich seinem Ende naht.
Was wir gehofft, es wird gewiß erreichet,
Aufgehen muß des Geistes reiche Saat.
Wenn Alles bleicht, niemals ein Bild doch bleichet,
Das geistig klar uns vor die Seele trat.
Es zieh'n dahin gar schnell die Erdenjahre,
Fortlebet doch das Gute, Schöne, Wahre.

In Eure Jugend fällt die seltne Feier,
Sie wecket mächtig Eures Geistes Schwung,
Und wird er selbst im Lauf der Zeiten freier —
Das geist'ge Leben bleibt ja ewig jung! —
So lüftet einst Vergangenheit den Schleier,
Da zeigt Euch lächelnd die Erinnerung
Das schöne Fest im heitern Jugendtraume:
Ihr weilet wieder hier in diesem Raume.

Ihr [illegible]t sie Alle, die, mit Euch verbunden,
Nach einem schönen Ziele hingestrebt.
Ihr danket ihm, dem Schöpfer sel'ger Stunden,
Der lang vor Euch und doch mit Euch gelebt.
Die Kränze welkten, um sein Haupt gewunden,
Begeist'rung nicht, die zu den Sternen hebt:
Dann nennet Ihr noch Schiller mit Entzücken,
Der lang nach Euch die Welt noch wird beglücken."

Bei der Wiederholung der Schulfeier

vor den Eltern, am 17. Nov. wurden nach Bekränzung der Büste von Herrn Dr. Weismann folgende Worte gesprochen:

„So habt Ihr wiederum, geliebte Töchter,
Beim Klang des Siegsgesanges um die Stirn
Des edeln Dichters Euren Kranz gewunden!
Der hohe Festtag, dem auch Euer Herz
Erwartungsvoll entgegen schlug, er ist
Verrauscht in wunderbarer Herrlichkeit
Und hat zum Staunen aller Nationen
Verkündet laut und feierlich: daß Deutschland,
Das stets voran ging in dem geist'gen Streben,
Auch eins und einig sein kann, wenn es gilt,
Den großen Geistern, den Erwählten Gottes,
Der liebenden Verehrung Zoll zu weihen.

Allein nun ist's an uns, die ihn gepriesen,
Zu zeigen durch die That, daß er noch lebt,
Daß, was er schuf mit Opf'rung seines Lebens,
Ein wohlgeborgner Schatz, in seinem Volke
Fortwirkend mächtig in dem Kampf des Daseins
Zu höherm Ziele uns begeistert trägt,
Das über allem Erdenwechsel winkend
Uns führt ins Reich des Wahren, Guten, Schönen.
Sei uns sein sturmbewegtes Leben stets
Ein Vorbild, wie wir unsre Seele rein
Erhalten in der Noth der Zeit, dem Zwang
Der Leidenschaft; zuletzt dem Tod entgegen
Mit Gottvertrau'n und heit'rem Muthe geh'n.

Und Ihr, geliebte Töchter, die Ihr freudig
In Euer Herz des Dichters gold'ne Worte
Habt aufgenommen, o bewahrt sie fest
Und laßt den edeln Dichter mit Euch leben.
Er hat Euch ja gezeigt, wie nicht die Welt
Mit dem Vergänglichen, was sie kann bieten,
Euch Glück schafft oder Unglück, nur das Herz.
Er sagt: „Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend, eine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Thaten an das Leben an."
Das schöne Herz ist aber nur das gute,
Das Lieb' und Treue nährt und seine Freude
In dem nur findet, was im Wechsel bleibt.

So wahret Euch ein gutes, schönes Herz,
Dann werdet glücklich Ihr, und, wo Ihr weilet, —
Sei groß der Kreis, in dem Ihr schaltet, oder
Sei vor der Welt er klein, — Ihr werdet stets
Beglücken und in dem Beglücken glücklich.
Und kommt die Zeit, wo unser deutsches Volk
Bewahren soll, daß seinen Teil es kennt;
Muß es um seine heil'gen Rechte kämpfen:
Dann zeigt auch Ihr, wie einst die deutschen Frau'n
In jenen Tagen des Befreiungskampfes,
Daß noch die deutsche Frau lebt, die dem Manne,
Wie Gertrud, stark und treu zur Seite steht,
Und daß auch Euer Herz fürs Vaterland
Erglüht und seine Freiheit, seine Größe.

Und nun, ihr lieben Töchter, lasset hören,
Was Ihr aus seinem Mund vernommen habt;
Und höret selbst mit still bereitem Herzen,
Was er im Glockenlied so herrlich kündet."

Die Feier in der Knabenschule fand an demselben Tage Nachmittags 4 Uhr unter Theilnahme der sieben oberen Klassen statt. Sie begann mit dem Gesang: O du Heiliger ꝛc., worauf Herr A. Lenz sich mit folgenden Worten an die Schüler wendete:

...in trüber Zeit hat Schiller, krank an Körper und gedrückt in seiner Stimmung, von Verehrern, die ihm unbekannt und fern waren, Gaben des Dankes und der Freude erhalten. Damals schrieb er: wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr solche Kreise sind, die mich lieben und sich freuten mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren man mein Andenken segnet und mir in's Grab noch Gewunderung zollt; kann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.

Was Schiller damals vorgefühlt und geahnt hat, das geht in diesen Tagen in Erfüllung und in welcher Weise? Nicht Einzelne, nicht Kreise, nicht Stände und nicht Stämme, unser ganzes Volk begeht eine Feier in seinem Namen, in seinem Namen ist aller Orten in Deutschland Jung und Alt versammelt, wo im Ausland bis über das Meer Deutsche sind, da fühlen und denken sie mit in den Tagen, was in der Heimath die Herzen bewegt, sie sind verbunden mit dem Vaterland.

Sie haben Alle gegenseitig erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt,
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen
Das Eigenste, was ihm allein gehört.

Die Bedeutung des Festes ist aber durch ihre Allgemeinheit nun selbst eine höhere geworden. Mit der Erfüllung der Liebes- und Dankespflicht ist es zu einem Nationalfest geworden, wie in Deutschland nie ist eins gefeiert worden; das Andenken und die Verehrung, Schillern dargebracht von seinem Volk, gibt eine Gabe zurück an sein Volk, sie schlingt um die Deutschen

Das theuerste der Bande,
Den Trieb zum Vaterlande;

so weit reicht nur Zeit kein andres Band über die Deutschen hin, als das, das sie bindet in seinem Namen.

Ihr werdet viel gefragt haben Euch und Andre in den letzten Wochen, wenn Ihr gesehen habt, wie Alle jetzt Eines Sinnes sind und freudig thätig zur würdigen Begehung von Schillers Gedenktag: Warum denn? Was hat denn Schiller gethan für Alle? Ihr wißt, er wird geehrt, wie kein Fürst, und wenn ein Herrscher wollte, er könnte Keinem durch seine Gnade und auf sein Geheiß eine solche Ehre bereiten. Ihr hört zwar überall reden von Schillers Dichtung, lernt auch selbst schon Einzelnes kennen. Aber rechte Antwort auf Euer Fragen kann Euch da keine gegeben werden, rechte Antwort kann nicht in kurzer, auch nicht in langer Rede auf einmal gegeben werden und geschähe es, so könnt Ihr sie noch nicht fassen. Ihr fangt erst an, darüber zu sinnen und zu ahnen, was Dichtung ist. Aber mit der Zeit wird sie Euch gegeben werden, wenn Ihr das Leben und die Dichtung von Schiller kennen und verstehen lernt, wie sie den Alten gegeben ist, die jetzt die Tagesarbeit liegen lassen und ein Freudenfest feiern; ihr Verstehen und ihr Lieben hat auch in den Jahren, in denen Ihr seid, angefangen; wie das zugenommen hat, das bringt die Feier zu Tage. Das könnt Ihr sehen, Dichtung bringt Gaben für's Leben, sie bringt sie der Jugend und sie bleiben unvergänglich und wachsen bis in's Alter und zwar bei Allen.

Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Da rafft von jeder Tagesburde
Der Mensch sich auf zur Ehr'erwurde
Und tritt in heilige Gewalt.

Ihr seht, zur Feier der Dichtung lassen Männer ihrer Hände Arbeit ruhen und zeigen sich selbst im Schmuck und ihr Gewerbe in festlicher Verklärung; sie gehen in sich und sammeln sich vom Lärm des Berufs, wie Schiller sie nennt, den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt. Der Gedenktag der 100jährigen Geburtsfeier ist zugleich ein Ehrentag für den Gewerbsmann, er hebt seinen Stolz in der Genossenschaft, denn Schiller hat ihm gesungen:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Der Dichtung huldigt die Kunst mit ihrem ganzen Reichthum, alle die Schwestern der Poesie kommen und verherrlichen sie in Schwesterliebe mit ihren Gaben. Die Künste sind eingedenk der Worte:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie.
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben.

Die Dichtung feiert die Wissenschaft und die weiht sie zum Theil ihr stilles Schaffen; denn sie ist sich bewußt, daß sie mit ihr ein strahlendes Licht ist, das leuchtend und lebenerweckend über dem Chaos des alltäglichen Menschenlebens scheint.

Der Dichtung huldigen die Lenker der Staaten, sie wissen sich mitfreuen bei der Volksfreude, denn die rechte Dichtung hilft der rechten Staatsleitung und mit dem Sinn und Verständniß für das Schöne und Gute kommt das Volk der Staatsführung entgegen.

Zur Feier der Dichtung sind Tempel geworden in den Tagen die Stätten, in denen die Jugend gebildet wird; denn sie ist hohe und reiche Förderin der Jugend- und Menschenbildung.

Alle kommen und sind in Festesstimmung, denn Dichtung
Theilet Jedem eine Gabe,
Dem Frohe, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe.
Ein Jeder geht beglückt nach Haus.

Daß aber gerade Schiller's Geburtsfeier zu einer Feier der Dichtung, sein Gedenktag zu einem Volkstag geworden ist, das hangt zusammen mit der Eigenthümlichkeit von Schiller.

Schiller steht nicht allein in unerreichter Höhe, aber er ist herausgetreten aus einem Kreis gewaltiger Männer zum Volk; er ist der Verkünder und Vermittler geworden von einer großen Zeit unserer Volksgeschichte, in die sein eigenes Leben fällt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, da hatten deutsche Waffen und Staatskunst, geleitet vom großen König Friedrich, unsterbliche Siege erfochten und den deutschen Namen wieder geachtet gemacht bei andern Völkern; da hatte deutscher Geist, Wissenschaft und Dichtung durch Lessing den Einfluß und das Uebergewicht der Fremde gebrochen und dem Heimischen die Bahn bereitet; da hatte die Macht des Gedankens in Kant und Fichte Waffen und Rüstung gegeben für alle Weltarbeit. Ein deutscher Fürst, klein an Gebiet, aber thatkräftig, mit warmem Herzen für Deutschland, Herzog Carl August von Weimar, ein rechter Mann, hatte damals die Besten seiner Zeit und seines Volks um sich versammelt; ihre Freundschaft und ihre Thätigkeit sollte ihn umgeben.

In diesen Kreis wurde Schiller gezogen, von unserm Landsmann Göthe bald als ebenbürtig und als Freund aufgenommen. In diesen Kreis hat Schiller eine Kraft mitgebracht, die Alle belebte, er hat sie verjüngt und erfüllt mit frischem Trieb zum Schaffen und vor Allem ist dies Göthe zu Gute gekommen.

In diesem Kreis, an der Seite von Göthe, stieg aber auch Schiller selbst erst zu der Höhe, in der die Deutschen ihn jetzt sehen. Bei Göthe und Schiller war vorher die Dichtung Jahre lang versiegt, als sie einander nahe waren, da sprang ihre Quelle frisch und reicher und schöner, wie je zuvor; Einer brachte dem Andern, was Jedem allein mangelte.

Aus diesem Kreis will ich Euch außer dem von Göthe nicht viele Namen nennen; nur solche, die Euch nicht fremd sind. In der Nähe Schiller's haben da auf's innigste mit ihm verbunden, persönlich oder in geistigem Verkehr gelebt: Körner, der Vater von dem, der im Freiheitskrieg gefochten hat; Humboldt, um dessen Bruder in diesem Jahr die Wissenschaft getrauert hat; Fichte, der in der Zeit der Noth das Volk aufgerichtet hat durch seinen Muth und die Kraft seiner Worte in seinen Reden an die deutsche Nation. —

Wer den Besten seiner Zeit gelebt,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Das Wort bewährt sich. Liebe und Verehrung, die die Genannten für Schiller gehabt haben, es hat sie jetzt sein Volk und es müßten keine Deutschen mehr sein, wenn nicht die kommenden Geschlechter Gleiches thäten, wie das lebende, auch ohne äußere Festlichkeit. Ein Sammelpunkt wird Schiller für die Deutschen bleiben, um so mehr, da er heute der einzige Haltpunkt für sie alle zusammen ist.

Aus jener Zeit und aus jenen Männern ist Schiller herausgetreten zu seinem Volk, ihr großes Streben und Wirken hat er zugänglich gemacht für Alle, von ihr ist er der verständliche Wortführer geworden. —

Er singt dem Jüngling Ideale vor die Seele, den Männern von Bürgerfreiheit und Vaterland, Allen von Freiheit des Geistes, von Tugend und dem heiligen Willen der Weltordnung, und vor und über seinen Dichtungen schweben die Huldgöttinnen, die sie mit Schönheit umkleiden, und die Horen, die Milde, Gerechtigkeit und Wohlanständigkeit um sie ausbreiten. —

Er bleibe unser,
Sein Geist geleit' uns fort und fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Der 10. November sei, so oft er wiederkehrt, ein festlicher Gedenktag; er ist der Tag der Geburt noch für zwei andere Männer, mit denen die Großzeit unserer Geschichte auf's nächste verknüpft ist. Vor 100 Jahren ist Schiller geboren, geht noch um Jahrhunderte zurück, da ist am 10. Nov. Luther geboren und kurz vor Schiller Scharnhorst. Unsre Reformation, unsre Dichtung, unsre Freiheitskriege laßt Euch an dem 10. Nov. in Erinnerung kommen. Freundespaare seht Ihr da jedesmal Hand in Hand, ich weiß keine Zeit und kein Land, das sie so hat.

Mit Luther hat Melanchthon, beide durch hohes Ziel und große That zusammengeführt und gehalten, den Kampf für Freiheit des Geistes, für Selbstständigkeit fremder Gewalt gegenüber gekämpft; deutscher, frommer Sinn hat sie siegreich den Kampf für religiöse Befreiung führen lassen. — Mit Scharnhorst zusammen hat Blücher gestritten und gegen einen lange gewaltigen Herrscher haben sie deutsche Wehrhaftigkeit gerüstet und in den Kampf geführt zur Befreiung des Vaterlandes. — Schiller und Göthe zusammen haben uns eine Dichtung gegeben, die ein unerschöpflicher Schatz ist für unser Volk, für Geist, Herz und Wille. Der Geist von diesen drei Freundespaaren möge Jedem an jedem 10. Nov. in Erinnerung sein. Die Tage der beiden Andern sind würdige Genossen des Schiller-Tages."

Hierauf folgten Gesänge und der Vortrag Schiller'scher Stücke in folgender Ordnung:

Gesang: Flamme empor ꝛc.
Es lebt ein Gott ꝛc.
[illegible] ꝛc.
Kennst du das Bild ꝛc. } Gesprochen von Schülern der VI. Klasse.
Gesang: Mit dem Pfeil ꝛc.
Der Handschuh; Gesprochen von einem Schüler der VII. Klasse.
Die Theilung der Erde.
Graf Eberhard der Greiner von Württemberg. } Gesprochen von Schülern der V. Klasse.
Gesang: Sohn, hier hast du meinen Speer ꝛc.
Ring des Polykrates; gesprochen von Schülern der IV. Klasse.
Gesang: Auf dem Meer bin ich geboren ꝛc.
Kraniche des Ibykus; gesprochen von einem Schüler der I. Klasse.
Gesang: Was ist des Deutschen Vaterland? ꝛc.

Den Schluß der Feier bildete die Aufführung von Wallensteins Lager im Kostüm auf einer hierzu errichteten Bühne durch Schüler der oberen Klassen.

Sämmtliche Gesänge in der Mädchenschule, wie in der Knabenschule, wurden von Herrn Reiff geleitet.

Dr. L. [illegible].

Realschule.

Programm.

Gesang: Vaterlandslied von Heinr. Reeb.
Ansprache des Oberlehrers A. Gaffer. (Siehe unten.)
Deklamation: Die Kraniche des Ibykus.
Gesang: Die Hoffnung, von Schiller.
Deklamation: Der Gang nach dem Eisenhammer.
Gesang: Reiterlied aus Wallenstein.
Deklamation: Der Graf von Habsburg.
Gesang: Sehnsucht, von Schiller.
Deklamation: Die Bürgschaft.
Gesang: Der Alpenjäger (aus Tell), von Schiller.
Deklamation: Der Ring des Polykrates.
Scene aus Tell, vorgetragen durch den Oberlehrer.
Schlußgesang.

„Meine Herren Collegen!
Liebe Schüler!

Wir haben uns versammelt, um die Vorfeier zum hundertjährigen Geburtstage des großen, deutschen Dichters Johann Christoph Friedrich von Schiller festlich zu begehen.

Dort sehet ihr seine umkränzte Büste, und, wie Ihr wißt, daß in unserer, für alles Schöne, Große und Erhabene empfänglichen und begeisterten Vaterstadt Alt und Jung, Groß

und Klein, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Wissenschaft und Kunst, Meister und Gesell seine Kräfte fast im Uebermaße anstrengt, um den festlichen Tag festlich zu begehen; so ist's ähnlich aller Orten und bis in die entferntesten Winkel unseres großen, herrlichen und theuren deutschen Vaterlandes. Ja, noch mehr: Europa, ich möchte fast sagen, die ganze Welt feiert diesen Tag mit uns; denn die Kräfte des Dampfes und der Electricität bringen und die erhebende Kunde, daß allüberall, wo nur deutsche Herzen schlagen und

„Wo die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt"

man eifrigst bedacht ist, dem Lieblingsdichter der deutschen Nation hohe Verehrung zu zollen.

Liebe Kinder! das ist doch wahrlich eine große Erscheinung! — Ihr wißt aber, daß nicht allein jeder Erscheinung eine Ursache zu Grunde liegt, sondern auch, daß Erscheinung und Ursache einander bezüglich ihrer Größe und Bedeutung entsprechen. Die große Veranlassung zu der in Aussicht stehenden und hochbegeisterten Feier muß also in dem Gefeierten selbst gegeben sein.

Joh. Christ. Friedrich von Schiller war einer der größten Dichter deutscher Nation; jedenfalls aber ist er ihr Liebling.

Was will das aber sagen? —

Kinder! es ist hier nicht Zeit und Ort, auch nicht Möglichkeit, Euch das zu erläutern, zu erklären und zum vollen Bewußtsein zu bringen, und ich will Euch nur kurz sagen: der ächte Dichter ist ein Priester der Sittlichkeit und Tugend, er ist ein Prophet der Wahrheit, und das war unser Schiller im vollendetsten Sinne. Nie hat er seine herrliche Leyer zum Gemeinen gestimmt, nie seine göttliche Muse dem Niederen dienstbar gemacht, nie mit seiner hocherhabenen Sprache das Laster geschmückt; aber er hat unsere Jugend begeistert, unsere Männer gehoben und gestärkt, unsere Frauen und Jungfrauen geprieen, unsere Sitten verherrlicht, unsere Sprache geadelt und um die ganze Nation ein festes, unsichtbares und darum unzerreißbares Band geschlungen, das trotz aller sonstigen Zerklüftung alle deutsche Herzen unschlungen hält in Ost und West, in Nord und Süd, in der Heimath und Fremde, über Berg und Meer, ja, bis in die entlegensten und wildesten Einöden der neuen Welt. — Das ist Eins der Schiller'schen Werke, wovon Ihr, wenn auch noch keine klare Einsicht und kein volles Verständniß, so doch eine Ahnung jetzt schon haben könnt. Ich wünsche aber, daß es jedem von Euch mit der Zeit so recht klar werden möge! Wegen dieses herrlichen Werkes feiert ihn die Nation in all ihren Gliedern und so ist's recht!

Allein, Kinder! eine andere Frage ist die: Ist's erlaubt, ist's Recht, oder ist es gar Pflicht, daß die Schillerfeier auch in den Schulen, daß sie sogar in den Volksschulen begangen werde? Kinder, hierüber nur ein paar Worte:

Es ist für das unverdorbene menschliche Herz eine der natürlichsten Bedürfnisse, ja, es ist ihm fast Nothwendigkeit, daß es Dasjenige erkenne und ehre, was groß und erhaben ist, sei es dasselbe nun der Zeit, dem Raume oder der Kraft nach, und daß es Das hochachte, was nach göttlichen und menschlichen Gesetzen nicht minder, als durch eignen inneren Werth gerechten Anspruch auf Anerkennung und Achtung hat. — Es ergreift unser ganzes Wesen mit unwiderstehlicher Gewalt, wenn wir das mächtige und in aller nur möglichen Mannigfaltigkeit doch so harmonische Wirken der von Gott geschaffenen und gelenkten Kräfte der äußeren Natur wahrnehmen; mit gerechtem Stolze erfüllen uns aber auch die großartigen und mächtigen Leistungen der ausgezeichneten Geister aller Zeiten, und mit freudigem Muthe erhebt und belebt uns die sittliche Höhe der Besten unseres Geschlechtes. Diese Erscheinungen entspringen somit dem Wesen unserer Natur, und unsere Schillerfeier ist ein Ausfluß jenes natürlichen Gefühles, und es bedarf bezüglich ihrer Begehung in Schulen einer Entschuldigung nicht. Ja, sie ist so natürlich, daß das Gegentheil eine Unterlassungssünde genannt werden müßte.

Ehe wir unsern Schüler nun selbst mit seinen eignen Worten in den von Euch vorzutragenden Gesängen und Gedichten hören, will ich Euch die Hauptzüge aus seinem Leben kurz und übersichtlich erzählen. (Hier folgt nun seine kurze Biographie.)

Aus dem, was Ihr nun soeben gesehen und gehört, meine Kinder! werdet Ihr die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es auch noch eine andere Seite gibt, von der aus betrachtet, eine Schillerfeier in der Schule wohl statthaft erscheint: unser Schiller war ein frommes und gutes Kind; er war ein musterhafter Schüler, ein sittenreiner Jüngling, ein braver und immer dankbarer Sohn seinen Eltern, ein gefühlvoller Bruder seinen Schwestern, ein liebevoller Gatte, ein sorgsamer und liebender Vater, ein wahrer und treuer Freund, ein edler Charakter und ein herrlicher, deutscher Mann.

Die Ehre des Dichters an Schiller kann nicht ererbt, nicht erkauft, nicht erarbeitet, nicht erobert, nicht erbettelt werden: sie ist ein freies Geschenk des gütigen Himmels; allein was Schiller als Mensch war, das kann und soll nachgeahmt, das wird vielleicht auch von Anderen erreicht werden bei ernstem Andenken und beharrlichem Streben. Möge er, der für so Vieles Worte des Trostes und der Beruhigung, aber auch Worte der Ermunterung und Aufforderung zur Ausdauer hat, uns darin allzeit Muster sein! — Unser Schiller lebe hoch!" —

A. Hasler

Allerheiligenschule.

Um 1½ Uhr zogen die beiden obern Knaben- und Mädchenklassen in geordneten Zügen in den Prunnsaal, der in angemessener Weise mit Kränzen und Guirlanden geschmückt war; am obern Ende sah man auf einem Postamente die Danneker'sche Büste Schillers in Gyps, mit frischem Lorbeerkranze. Die Gaslammen wurden angezündet, und die Feier begann. Sie wurde eingeleitet durch einen von den Knaben und Mädchen dreistimmig vorgetragenen Choral; darauf erhob sich der Oberlehrer, Herr Julius Feuer, begrüßte die Anwesenden: den Schulinspektor, die Lehrer und Lehrerinnen und die Schüler und wandte sich zu den Letztern, indem er ungefähr folgendermaßen fortfuhr:

„Ihr sehet diesen Saal festlich geschmückt, Kränze und Guirlanden zieren seine Wände, die Lichter flammen, Ihr selbst

seid im festlichen Anzuge erschienen und diese ernst auf Euch niederblickende Büste ist mit Lorbeer bekränzt! Zu wessen Ehren geschieht nun Alles das und noch so vieles Andre, was Ihr heute in der Stadt und ihren Straßen vorbereiten sehet? — Ihr wißt es, aber ich will es Euch noch einmal sagen, — es ist Friedrich Schiller, dessen Namen Ihr in der letzten Zeit so oft habet aussprechen hören, von dem Ihr durch mich in der letzten Zeit so manches Gedicht sowohl durch meine Vorträge, als auch durch Auswendiglernen habt kennen lernen; von dem Ihr (zu den Mädchen) die Jungfrau von Orleans und Ihr (zu den Knaben) den Wilhelm Tell habt vorlesen hören, es ist der Dichter Friedrich Schiller, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hat und dessen Geburtstag nicht nur unsre Stadt, sondern fast jede Stadt in Deutschland morgen festlich begehen wird. Auch Ihr werdet zum Theil die morgende Feier mitbegehen; damit Ihr aber auf dieses Fest vorbereitet werdet, d. h. damit Ihr recht verstehet, was Ihr feiert, dazu soll die heutige Vorfeier dienen, und dazu laßt mich Euch zunächst erklären, was darunter zu verstehen ist, wenn wir sagen: Wir verehren in Schiller einen der größten Dichter der deutschen Nation.

Ein Dichter ist ein Mann, der von Gott besonders befähigt ist, in ansprechender, leicht anschaulicher Weise auszusprechen, was Großes, Edles, Gutes und Schönes in der Menschenseele lebt, — der das Gute und Schöne so darstellt, daß man auch gern gut sein und edle Thaten vollbringen möchte und der auch das Böse und Schlimme im Menschen darstellt, aber so darstellt, daß man es verabscheuen muß.

So war Schiller ein großer Dichter; er hat edel und schön empfunden und gedacht und in einer Weise, wie nicht leicht ein Andrer, seine Empfindungen dargestellt, so daß man durch Lesen seiner Werke eine neue Kraft zum Guten und wahren Abscheu vor dem Bösen erhält. Wer Schillers Werke gern und oft liest, von dem kann man sagen, daß er auch das Gute und Edle liebt, der kann kein wirklich schlechter Mensch sein. In dieser Weise hat Schiller durch seine Schriften viel, sehr viel Gutes gestiftet und verdient, wie kein anderer in unserer Zeit lebender Mensch, daß man ihn ehrt und ihm huldigt.

Aber Schiller war solch' ein Mann nicht gleich von Anfang an; er hatte zwar die Anlagen von Gott erhalten, aber er mußte sich erst ausbilden und mußte manche Schicksale erdulden, bis er Das geworden, was er war, als er jene Werke dichtete, die die Menschen erfreuen und zum Guten und Edlen führen."

Es folgte nun eine kurze Biographie Schillers, wobei vornehmlich die Jugendjahre des Dichters berücksichtigt, und einige Anwendungen gemacht wurden, wodurch die Kinder angefeuert werden sollten, zu arbeiten und zu ringen, auf daß auch sie das Ziel erreichten, was sie ihren Anlagen gemäß erreichen konnten.

Nachdem auf die großen Werke des Dichters aufmerksam gemacht worden war, forderte der Oberlehrer die Kinder, die von diesen Werken Schillers Etwas vorzutragen wußten, auf, einzelne Gedichte herzusagen und so wurde (stets mit vorhergehender Einleitung des Oberlehrers) deklamirt: Das Mädchen aus der Fremde, die Theilung der Erde, Rudolph von Habsburg, einige Stellen aus der Glocke (mit Wiederholung einzelner Theile durch den Chor der Mädchen, nach Rombergs Composition), der Taucher, die Bürgschaft und zuletzt der Gang nach dem Eisenhammer mit Clavierbegleitung nach der melodramatischen Bearbeitung von Anselm Weber, wobei der Chor der Mädchen bei dem Sanctus einfiel.

Die vierstimmigen Gesänge wurden unter Mitwirkung sämmtlicher Lehrer ausgeführt; die melodramatische Begleitung des „Gang nach dem Eisenhammer" trug Herr Lehrer F. Wolf vor.

Nach diesen Vorträgen nahm der Oberlehrer wieder das Wort, und indem er den Heimgang des Dichters erwähnte, machte er darauf aufmerksam, wie sehr es zu bedauern sei, daß der große Mann so früh gestorben wäre. Aber sein Andenken bleibe bei dem deutschen Volke in Ehren, das beweise die Zeit seiner Feier, die Alle mit dem rechten Sinne, von der Würdigung seiner Verdienste um das deutsche Volk durchdrungen, begehen möchten.

Darauf wurde verkündet, daß der Verein zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften allen Zöglingen der ersten Knaben- und der ersten Mädchenklasse ein Geschenk mit einem kleinen Buche: „Friedrich Schiller" zum Andenken an diesen Tag gemacht habe; nach Austheilung dieses Buches wurde die Feier mit einem Choralgesange geschlossen.

Volks- und Realschule

der israelitischen Gemeinde.

Programm.

Choralgesang:

Blicket aufwärts dankerfüllt
Zu der heil'gen Quelle,
Der des Menschen Geist entquillt
Ewig rein und helle:
Zu der Kraft,
Die da schafft
In des Körpers Hülle
Ew'gen Geistes Fülle.

Aus des Dichters Seele strahle,
Herr, Dein Geist hernieder:
Denn des Schaffens Wonne malt
Sich im Klang der Lieder.
Ahnend schaut,
Dichtend baut
Aus er zu Gestalten
Deines Geistes Walten.

Einleitende Ansprache des Herrn Dr. J. M. Jost. (Siehe unten.)

Die Macht des Gesanges, vorgetragen von einem Schüler der ersten Knabenklasse.

Solo-Quartett, comp. von Romberg.

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz.
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts.
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Deutsche Treue, vorgetragen von einem Schüler der zweiten Knabenklasse, untere Abtheilung.

Die Bürgschaft, vorgetragen von einem Schüler der zweiten Knabenklasse, obere Abtheilung.

Das Lied an die Freude, (Chor und Solo) nach der Composition von Romberg.

Scenen aus Wilhelm Tell, vorgetragen von zwei Schülern der ersten und einem Schüler der zweiten Klasse.

Vier Abschnitte aus der Glocke, vorgetragen von Schülerinnen der ersten und zweiten Mädchenklassen.

Nach Nr. 3 Chor- und Sologesang: componirt von Romberg:
Holder Friede,
Süße Eintracht ꝛc.

Nach Nr. 4 Schluß-Chor:
Fremde hoher Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Ansprache des Oberlehrers Herrn Dr. **Biese**. Siehe unten.

Schlußrede: Was ist des Deutschen Vaterland? von **Arndt**.

(Einleitende Ansprache des Herrn Dr. J. M. Jost.)

„Hochgeehrte Versammlung!
Meine würdigen Amtsgenossen!
Geliebte Zöglinge unserer Anstalt!

Eine außergewöhnliche Feier beruft uns heute zu festlicher Vereinigung, die Vorsteher eines großen Gedenktages, welcher mit der nächsten Morgenröthe beginnt, des Tages, dem nicht etwa der enge Kreis einer Familie, oder eine kleine Schaar treuer Freunde, oder eine durch Satzungen und Bräuche abgeschlossene Gemeinde, oder selbst die Bevölkerung einer Stadt oder eines Landes allein mit Sehnsucht entgegenharrt, nein, das gesammte Volk der Deutschen, so weit von deutscher Zunge deutsche Rede ertönt, so weit das deutsche Wort deutsche Gedanken, deutsche Gesinnungen ausdrückt auf dem ganzen Erdenrunde! —

Welch ein Gedenktag! Welche Erinnerungen weckt die Sonne des kommenden Tages! Etwa siegreicher Thaten gegenüber mächtigen Feinden? überwundener Kämpfe und Leiden? denkwürdiger großartiger Ereignisse? wunderbarer Errettungen? oder etwa ruhmgekrönter Helden, an deren Grabe ein Volk des Dankes Opfer darbringt und deren Urne spate Nachkommen stets mit frischen Kränzen schmücken?

Nein, Freunde, keinem Andenken an irdische, zeitliche, wandelbare Begebenheiten, noch an glückliche Thaten kühnen Muthes und rascher Geistesgegenwart ist unser Gedenktag geweiht, wenn auch unsre Feier sich anlehnt an eines einzigen Mannes Dasein, der in der Zeit erstand und wieder dahinsank! Der Name Schiller, ihr wißt es bereits, schwebt auf aller Deutschen Lippen; der Laut erschallt von Munde zu Munde, mit mächtigem Einklang. Mit ihm öffnen sich uns die Pforten einer unendlichen Welt, einer bleibenden, unvergänglichen. Bei diesem Namen durchbebt ein Hochgefühl warmer Bruderliebe alle deutschen Herzen, und ergreift das große, denkende, tief empfindende Volk eine erhabene Begeisterung!

Vor hundert Jahren begann es in unserm Vaterlande kaum zu tagen. Des Mittelalters Finsternis umhüllte noch alle Niederungen, es schmachtete noch ein zahlreiches Volk in dumpfer Unwissenheit, die ersten Lichtstreifen des anbrechenden Tages erhellten nur die höchsten Bergesspitzen, auch sie noch von dichten Wolken umlagert. Verkehrte Gesetzgebung fesselte die Bewegung, Aberglaube hemmte die Entwickelung der Kräfte, Trägheit zagte vor jedem Fortschritt, Eigennutz und Selbstsucht mißbrauchten die Schwachheit und den Stumpfsinn, Leidenschaften störten den Frieden, — Deutschland war zerrittet durch Kämpfe der Regierungen, der Bekenntnisse, der Stände, der Zünfte, ja selbst der stillen Forscher und Jünger der Weisheit: die herrlichsten Gaben der Vorsehung blieben unbenutzt, die edelsten Früchte fielen ab und verwesten.

Wo nicht Rettung von oben gekommen wäre, sanken wir zurück in den Jammer mittelalterlicher Gräuel, vor denen heute uns schaudert. Damals aber erschienen am deutschen Himmel vorleuchtende Geister, welche unsre Väter aus dem Schlummer aufrüttelten, ihnen die Augen öffneten, ihre Blicke erweiterten, ihren Muth belebten, ihre Thatkraft anfachten, ihre Hoffnungen belebten. Nach allen Richtungen strömte das Licht ihrer Fackeln. Von den Kanzeln herab zerstreuten Blitze des Gotteswortes die Nebel des Aberglaubens, von den Lehrstühlen aus verbreiteten sie Erkenntnis und Wissenschaft; Zweifel wurden gehoben, Bekenntnisse geläutert, schmachvolle Fesseln alter Gewohnheiten und neuen Uebermuthes zerschlagen, Scheidewände, von der Thorheit errichtet, wurden niedergerissen, der Schleier der finstern Nacht hinweggezogen, der Zutritt gegönnt dem wohlthuenden Lichte, und helle Stimmen begrüßten mit frohlockenden Preisliedern den neuen Morgen.

Mächtig und nachhaltig war die Wirkung der großen Geister, deren Häupter die Geschichte mit Lorberen krönet. Allein noch durchdrang sie nur die begünstigten Glieder der Gesellschaft, die Begabteren, die Freieren, denen es vergönnt war, die Erscheinungen zu beobachten, die Erfahrungen mit Wärme zu erfassen und vorschreitend die eigenen Kräfte zu versuchen. Dem Kern des Volkes, dem fleißigen Arbeiter, welcher im Schweiße seines Angesichts den Tag über sich abmühete, um den irdischen Bedarf zu erschwingen, blieben jene Sterne unsichtbar und fremd, kaum eine Kunde von ihnen gelangte zu ihren Ohren, keine ihrer Segnungen erreichte des Bürgers Werkstatt und des Landmannes abgeschiedene Hütte. Was davon dem Volke zu Theil ward, warem nur spärliche Brosamen, ihm zugetheilt durch freisinnige Volkslehrer, durch pflichttreue Erzieher der Jugend, und vertrauete Saatkörner, welche das deutsche Familienleben, der edle Fruchtboden, fast unbewußt in seinen Schooß aufnahm.

So dämmerte es vor hundert Jahren in unserm Vaterlande fort, bis ein neuer Sendbote vom Himmel herab stieg, um in gebrechlicher Hülle auf unserm Planeten mitten im Volke zu weilen, und in seinem kurzen Erdenwallen die heilvollen Gaben zu spenden Allen, die der Labung bedurften. Das war der Geburtstag unsers Schiller. Ungeahnt wuchs er heran, ein unscheinbarer, schwacher, zarter Stamm, der nur wenige Frühlinge blühete, stets ringend mit widrigen Geschicken und gebeugt von verderblichen Stürmen. Auf der herrlichsten Stufe seiner Entwickelung mußte er erliegen und ward vom Todesengel verpflanzt in's Land der Unsterblichkeit. Aber reich und unerschöpflich war die Fruchternte, welche er dem Vaterlande hinterließ!

Welch eine Fülle von unschätzbaren Lehren der Weisheit! Welch ein Vorrath von treffenden Wahrheiten, jeder Satz ein süßer Kern, ein Samen fruchtbarer Erkenntnisse! Welch eine herrliche Reihe großer Gemälde und anmuthiger Bilder! Welch eine Folge entzückender Gesänge, die das Herz rühren, den Geist erheben, das Bewußtsein anregen, den Muth stärken, den Schmerz heilen, Stiftsleu schärfen unter dem Mühsal des Lebens! —

Vor dem bloßen Namen **Schiller** treten zurück alle die Lichtgestirne, die vor ihm, die mit ihm, die nach ihm an unserm Sternenhimmel glänzten! So gewaltig griff er ein in die Entwickelung des allgemeinen Strebens, so sicher gestaltete er um, was nach heilendem Balsam sich sehnte. Ja, selbst die Schöpfungen seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen, jede im Einzelnen segenreich, schlossen erst durch Schiller's Wirksamkeit sich zu einem schönen Ganzen an einander, er vollendete die Geburt der Neuzeit, er führte das Volk einer Reife entgegen, daß es der Gaben seines Jahrhunderts erst sich recht erfreute.

Wer unter uns schaut nicht mit innigstem Danke auf die Laufbahn eines Schiller? Wem hat er nicht die edelsten Güter zugewendet? Wer hat eindringlicher als er den Hochmuth beschämt, die Gewaltigen der Erde ihres Stolzes, ihrer Willkür entkleidet, wer kräftiger als er, sie gemahnt, ihren hohen Beruf hienieden zu erkennen? Wer hat, wie er, das Schein-Adels eitlen Flitterprunk, die Thorheit zufälliger und bedeutungsloser Vorzüge bloßgestellt, dagegen dem wahren Verdienste das Gepräge echten Adels aufgedrückt? Wer hat, wie Schiller, geehrt, den Menschen zu ehren im Menschen, nicht nach Geburt, nicht nach Stand und Rang, nicht nach Bekenntniß, sondern nach innerm Gehalt, nach Gesinnung und Leistung! Wer hat mehr in die innersten Falten des Herzens geschaut, und die verborgensten Triebe aufgedeckt? Tugenden eingepflanzt, Laster mit der Wurzel ausgerissen? Jedes Wort, das den Lippen dieses Propheten entströmt, ist ein zündender Wetterstrahl, der die Luft reinigt, jeder Laut seiner Stimme ein Sieg des Lichtes über die Finsternis! Aber noch mehr, jede Zeile, die er schrieb, eine Perlenschnur, ein kostbares Kleinod, das uns ziert, jeder Ton seiner Stimme ein hehrer Gesang, der uns anregt zu kräftiger That!

Saget Ihr selbst, ihr hochbejahrten Männer, ihr greisen Frauen, ist's nicht also? Was die vollendetste Religionslehre in cure Brust gesenkt, hat nicht Schiller es mit einem herrlichen Gewande umgeben? Was der Vorzeit weise Meister gedacht und auf Marmortafeln verzeichnet, hat nicht Schiller's Kunstsinn dem kalten Stein frischen Lebensodem eingehaucht?

Saget ihr Familienväter, ihr wackeren Hausmütter, — ihr habt so manche Kenntnisse eingesammelt, nützliche, anwendbare, ersprießliche, — aber was wäre dies Aderfeld, das euch nährt, hätte nicht Schiller's Zauberhand die Pflanzschule in ein wundersames Paradies umgewandelt? Wie tröstreich begleitete sein Lied, sein milder Zuspruch eure schweren Lebensstunden, eure Lasten und Sorgen, eure Leiden und Bedrängnisse, euren Kummer, eure Verlegenheit, eure Enttäuschungen, die zu eurem Hinscheiden! Wie macht er das Leben, das der Erdenlohn so oft bereitet, zu einem Triumphzuge der Gottheit, die uns beseelt!

Und ihr, strebsame Jünglinge, ihr, wißbegierige Jungfrauen, noch im zarten Alter, noch ein Spiel jedes eitlen Scheines, noch nicht ahnend, welche Laufbahn euer harrt, — wohlan, recht wacker bereitet euch zu künftiger Arbeit, rüstet euch mit Kraft zu vielfachen edeln Werken, erweitert eure Umsicht, übet eure Fähigkeiten, — aber fern von mechanischer Abrichtung, von todter Wissensmasse, lernet zugleich das, was ihr erringen, mit warmer Theilnahme zu erfassen, zu eurer wahren Lebensfreundigkeit anzuwenden, aus dem Schatz von nützlichen Kenntnissen auch Sinn für das Schöne und Erhabene zu gewinnen; höret nicht auf zu lauschen auf der Musen herrlichen Gesang, auf die Weisheit im Zaubergewande geoffenbarter Phantasie! — Wer sieht euch dann näher als Schiller, der feurige Jugenddichter, welcher euch die Thaten der Vorzeit malt in farbenreichen Bildern, welcher euch die Menschen schildert, wie sie handeln und welchen Lohn sie ernten, wie sie fühlen und denken, wie sie fehlen und ansarten! Wie oft hat euch nicht erquickt, entzückt, begeistert sein Bild unerschütterlicher Freundschaft, seine Verachtung eitler Vorzeicht auf armselige Erdengüter, sein Gemälde frommen Gehorsams gegen das Gesetz, sein erhabenes Schauspiel göttlichen Strafgerichts!

O meine geliebten Zöglinge, ein Freund, der euch so durchs Leben leitet, wie Schiller, ein so weiser Lehrer, der noch aus dem Jenseits herüber zu eurem Herzen spricht, ein Führer, den ihr frühzeitig lieben lernet, und den ihr mit zunehmenden Jahren immer mehr verehret, — er verdient, daß auch Ihr sein Gedächtniß feiert und daß ihr einstimmet in unsre Andacht!

Wohlan denn, verweilen wir einige Augenblicke im Anschaun seiner schönen Geistesergezugnisse, auf daß die Erinnerung Schiller's unsre Brust mit lebhaften Empfindungen beseele, und wir uns würdig vorbereiten zu der großen Feier, welche unsre Mitbürger im Vaterlande und alle deutsche Brüder und Schwestern im Auslande dem unsterblichen Dichter am kommenden Tage widmen!"

Ansprache des Herrn Oberlehrer Dr. Stern.

„Eine Feier, über deren außerordentliche Bedeutung Euch mein würdiger Vorredner, Euer geehrter Lehrer, bereits Aufschluß gegeben hat, ist von uns so eben im engern Kreise unserer Schule begonnen worden und schon bereitet sich alles zu dem großen und allgemeinen Feste vor, zu dem sich morgen die ganze Stadt und das ganze Vaterland vereinigt. Seit Wochen und Monden ist Eure Aufmerksamkeit auf den Gegenstand dieses Festes gerichtet und Euch selbst wie für die heutige, so für die morgende Feier ein bedeutsamer Antheil zugewiesen worden.

Welche Wirkungen hat diese ungewöhnliche Bewegung der Gemüther auf das Eurige hervorgebracht? Mit welchen Gefühlen werdet Ihr diesen Saal verlassen, mit welchen Erwartungen sehet Ihr dem morgenden Tage entgegen? Ich denke nicht so gering von Euch, zu glauben, daß es etwa nur schaulustige Neugierde oder gar eitle Prunksucht sei, die Euch in diesem Moment beherrscht, sondern gewiß seid auch Ihr schon den edleren Gefühlen und den ernsten Gedanken zugänglich, die eine so hohe Feier in den Gemüthern der Jugend zu wecken geeignet und bestimmt ist. Denn sollte sich nicht selbst in den Jüngern unter Euch das Gefühl einer staunenden Bewunderung für den Einen regen, den in so glänzender Weise zu feiern sich Millionen vereinigen? Sollte nicht auch Euch der Gedanke lebhaft beschäf-

tigen, wie so glücklich doch der Mensch zu preisen ist, dem es vergönnt war, für eine ganze große Nation so segensreich zu wirken, daß sie mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode ihm ihren Dank dafür in so großartiger und einmüthiger Weise darbringt. Wahrlich, sage Ihr zu Euch selbst, ein beneidenswerthes Loos ist dem Glücklichen geworden, der durch das, was er für Andere und in Andern gewirkt, im Herzen der Menschen sich ein bleibendes Ehrendenkmal errichtet und auch nach dem Tode noch so sichtbar und in so weiten Kreisen fortlebt.

Das sind wohl die allgemeinsten Gedanken, die lebhaftesten Empfindungen, die Euer Gemüth bewegen, denn noch ist es nicht der Genius des großen Dichters selbst, den Ihr zu würdigen vermögt, sondern nur die Großartigkeit der Feier, die ihm geweiht ist, hat jene staunende Bewunderung in Euch erweckt. Und darum wird Eure Seele auch nicht bei diesem Gefühle stehen bleiben. Denn wen Ihr bewundert, dem möchtet Ihr wohl auch nachstreben; wen Ihr glücklich preist, dessen Loos möchtet Ihr auch wohl zu dem Eurigen machen. Wahrlich auch diese Wünsche und Hoffnungen entflammen einer natürlichen Regung Eures jugendlichen Herzens und doch muß ich hier den Strom Eurer Gefühle aufhalten, daß die erhabene Begeisterung nicht zu einer thörichten Verirrung werde.

Denn es gibt Höhen des Menschengeistes und des menschlichen Schaffens, zu denen wir nur mit ehrfurchtsvoller Bewunderung emporschauen, nach denen wir aber nicht in vermessener Selbstüberschätzung die Hand ausstrecken dürfen. Zu den Thrones-Stufen eines so erhabenen Genius, wie es Schiller war, soll ihr nicht keck und kühn heranstreben, um ihn zu fragen: Wie beginn ich's, dir gleich zu werden? Es soll Euch vielmehr das Gefühl einer ernsten und heiligen Scheu ergreifen, wenn Euch das Bild seines gewaltigen Geistes entgegentritt und Ihr in seine Nähe geführt werdet, um Euch an seiner Größe emporzurichten. Und fürwahr, das ist nicht das geringste Verdienst, das sich große Geister, wie Schiller, um uns erwerben, daß sie uns das Gefühl der ehrfurchtsvollen Pietät zumuthigen und in demselben Moment, in dem sich unsere Seele zu staunender Begeisterung über die Größe des Menschengeistes erhebt, uns zugleich in demüthsvoller Bescheidenheit fühlen lassen, wie weit wir von dieser Höhe noch entfernt sind. Denn, mögt Ihr es wohl beherzigen in Eurem Gemüth: erst in dem Moment, wo wir ihrer Größe gegenüber unsere eigne Kleinheit empfinden, haben wir angefangen, diese ihre Größe zu begreifen und die reichen Segnungen ihres Wirkens in uns aufzunehmen.

Möchte doch die Wirkung des heutigen und des morgenden Tages auf die Herzen der deutschen Jugend und auf das Eurige, meine theuern Zöglinge, vor Allem die Erweckung und Kräftigung dieses edelsten Gefühls der Ehrfurcht und der Pietät sein, über dessen Mangel in unserer Zeit und in unserer Jugend wahrlich mit Recht geklagt wird. Möge das hehre und erhabene Bild Schillers in Eurer Seele wie auf einer hohen Ehrensäule aufgerichtet sein, um die sich die zarte und edle Pflanze dieser Tugend höher und höher emporrankt und ihre Zweige nun auch hierhin und dorthin wendet, wohin sie bis jetzt nicht reichte. Und wenn Ihr dann die wunderbar bildende und veredelnde Kraft dieses mehr und mehr erstarkenden Gefühls in Euch selbst wahrnehmen, wenn Ihr Euch in Eurem Innern gehoben und geadelt fühlen werdet, indem Ihr Euch gern und offen vor dem Höheren und Edleren zu beugen bereit seid; wenn Ihr das wahre Verständniß Eures Werthes darin erkennen werdet, zu fühlen, wie weit Ihr von der Erreichung des höchsten Ziels noch entfernt seid, und wie viele Stufen der Selbstvervollkommnung ihr noch bis zu Euren erhabenen Vorbildern zurücklegen habt, so werdet Ihr auch den Ausdruck der kindlichen Ehrfurcht begreifen und würdigen, mit dem der schon weit berühmte Schiller zu seinen Eltern und von denselben redet, deren Namen ja doch nur durch ihn bekannt geworden sind, und die Worte der Bewunderung würdigen, mit denen er zu dem Genius Göthe's aufschaut, als ihn die deutsche Nation schon unbedeutlich neben diesem stellte. Dann aber werdet Ihr gewiß auch mit mitleidigem Lächeln auf die Zeit Eures Lebens zurückblicken, wo Ihr für Euch Alles erreichbar, Euch selbst mit Allem vergleichbar glaubtet, und mit schwerlicher Beschämung auf diejenigen Momente Eurer Jugend, wo Ihr in vermessener Selbstüberschätzung Euer unreifes und leichtfertiges Urtheil selbst an Wort und That Eurer Eltern und Erzieher anlegtet, statt daß Ihr mit der reichen Gabe ihrer Hand auch die Gaben ihres Geistes und ihres Herzens; ihre Lehre und ihr Beispiel nur mit dankbarer Verehrung in Euch aufnehmen sollter.

Und mit diesem Gefühl der ehrfurchtsvollen Scheu vor der Größe seines Geistes mögt Ihr denn an den großen Dichter herantreten, dessen Namen Ihr heute gewürdigt werdet in Gemeinschaft mit dem großen deutschen Vaterlande zu feiern, um offenen Sinnes und offenen Herzens von ihm zu empfangen und immer wieder zu empfangen, was er aus dem unerschöpflichen Schatz seines Geistes und seines Gemüthes Euch in so reicher Fülle darbietet.

Horchet schweigend seiner Rede, daß Ihr den harmonischen Wohllaut ihrer Klänge in Euch aufnehmt, die Kraft und den Adel der Worte begreift, in denen er in unser Muttersprache zu Euch redet. Laßt den Reichthum und die Fülle lebendigwuchernder Bilder, die seine schöpferische Phantasie Euch malt, immer wieder an Eurer Seele vorüberziehen, bis daß Ihr der wahren Schönheit Werth mal an ihnen ermißt. Oeffnet Euer Herz für die Regungen des theilnehmenden Mitgefühls, das er mit mächtiger Gewalt in Euch hervorruft. — Es sind keine täuschenden Traumgestalten, mit denen Ihr in zitternder Bewegung den Wechsel von Schmerz und Freude, von Furcht und Hoffnung theilet, Ihr findet in der Wirklichkeit keine würdigeren Gegenstände Eurer Liebe und Achtung, Eurer Verehrung und Eurer Bewunderung. Achtet auf ihre Rede, es sind große und unsterbliche Wahrheiten, die sie Euch lehren; lernet ihre Gesinnung, ihre Thaten würdigen, es ist das Beispiel der erhabensten Tugenden, mit denen sie Euch zur nachstrebenden Begeisterung entzünden. Und wenn Ihr inmitten dieser innern Wohlgefallens an den unvergänglichen Schöpfungen des großen Dichters Euren Sinn gelautert, Euren Geist gekräftigt, Euer Herz veredelt fühlt, so werdet Ihr doch nur dann berechtigt sein, Euren Blick mit ehrfurchtsvollem Dank in dem Schöpfer dieser erhabenen Gestaltungen emporzurichten, wenn Ihr auch die Kraft des Willens und der Entschließung in Euch fühlt, den erhabenen Lehren und Vorbildern, dieser in seinen Dichtungen geschaffen hat, nachzustreben und sie zu Bestandtheilen Eures eignen Lebens zu machen.

Das, meine theuren Zöglinge, ist die hohe, die außerordentliche Bedeutung des heutigen Festes, die ich Euch gerne in's

unserm Gemüth einzeichnen möchte, daß sie nimmer in demselben erlösche: Die deutsche Nation, die mit wunderbarer Einmüthigkeit und mit erhebender Begeisterung das große Weihefest des Dankes für ihren edelsten Dichter begeht, sie erhebt sich in dieser Feier zugleich zu dem freudigen Bewußtsein, daß sie sein großes Vermächtniß in sich aufgenommen hat, daß sie den Willen und die Kraft in sich trägt, an die Verwirklichung der hohen Aufgabe heranzutreten, die er ihr gestellt hat.

Eine Erscheinung ohne Gleichen ist es, die Ihr vor Euch sehet; ein Fest wird begangen, das fürwahr fast zu groß erscheinen möchte für die Feier eines Menschen; ein Fest, vor dessen Macht wie durch einen Zauberschlag alle Sonderungen, alle Gegensätze schwinden, von denen man so eben noch das Vaterland zerklüftet glaubte; ein Fest, das alle Stände und Konfessionen, alle Stämme und Länder Deutschlands vereinigt und zu dem sich auch an den äußersten Grenzen Europa's, ja aus den fernen Welttheilen alle Sprossen des großen deutschen Stammes, alles, was in deutscher Zunge redet, mit und verbrüdert. — Horcht auf, was sie in Ost und West, von nah und fern einander zurufen und vernehmet das Wort, mit dem sie einander über Meer und Welttheile die Hand reichen. Es ist der Brudergruß einer tiefgefühlten unlösbaren Einheit, mit dem sich die deutsche Nation aus ihrer scheinbaren Zerrissenheit wiederfindet, und wie jeder Einzelne, der sich von dem Geiste Schiller's durchdrungen fühlt, die Schranken und Fesseln engherziger Selbstsucht weit von sich wirft, um sich mit seiner ganzen Kraft den edleren Zwecken der Menschheit zu weihen, so fällt vor dem mahnenden Zuruf seiner mächtigen Geistesstimme die Fessel und Schranke der engherzigen Sonderung, mit denen die Stände und Konfessionen, die Stämme und Länder Deutschlands sich bisher getrennt haben, daß von nun an die unsterbliche Kraft der ganzen Nation sich für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes vereinige.

Und wie unsere Stadt, die Geburtsstadt Göthe's, durch den Glanz ihrer Schillerfeier dem deutschen Vaterlande verkündet, daß sie von nun an für ihren großen Sohn auf jeden Wettstreit zwischen den beiden Heroen deutscher Dichtkunst verzichtet, so will die Nation von heut ab jedem Wettstreit der Macht und der Ehre zwischen ihren Stämmen und Staaten ein Ziel setzen, indem alle nur noch in der opfermuthigen Hingabe für Macht und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes mit einander wetteifern. Wie unsere Stadt, gewissermaßen über die beiden Ufer des Flusses hinüber, der Süden und Norden Deutschlands einander zum gemeinsamen Feste die Hand reichen, so soll im deutschen Vaterlande niemals wieder ein Fest des Sieges und der Freude gefeiert werden, das nicht der Süden in ungetrübter und enger Gemeinschaft mit dem Norden begehe; und wie unsere Stadt heut so sichtbares Zeugniß ablegt, daß tausendjährige Zwietracht und Mißachtung der Konfessionen verschwunden ist, so will von nun an das ganze deutsche Vaterland mit einander wetteifern, Schiller's große Idee der Gedankenfreiheit zu verwirklichen, daß auf seinem geheiligten Boden die verderbliche Saat einer dreihundertjährigen Zwietracht nimmer wieder aufsprosse.

Wenn der [illegible] Tag des großen deutschen Schillerfestes [illegible] der Tag der wiedergeborenen Einheit im Herzen der deutschen Nation gefeiert wird, dann wird auch die deutsche Jugend, die heute jener Sonderungen mehr kennt, mit neuem [illegible] einziehen, für Recht und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes, von woher ihm auch eine Gefahr drohen möge. Das, meine theuren Zöglinge, ist das Vermächtniß Schiller's an Euch, das Ihr in seinem Geiste wahren und ehren sollt, das sind die Gefühle, die Euch aus der heutigen Festfeier entsprießen und die tief und fest in Eurem Herzen wurzeln mögen."

Dreikönigsschule.

Die Schulfeier in der Dreikönigs-Schule fand Vormittags um 10 Uhr statt. Die Zierde dieser Feier war die Rede des Herrn Oberlehrer Jeep. Derselbe erzählte das Leben Schiller's in einem, auch für das Kindesalter höchst verständlichen und ansprechenden Vortrage.

Weissfrauenschule.

Die Feier fand in Anwesenheit sämmtlicher Lehrer, der ersten und zweiten Knaben- und der ersten und zweiten Mädchen-Klasse statt.

Zur festlichen Ausschmückung des Saales war auf einem 6 Fuß hohen, mit grünem Tuche drapirten Postamente Schiller's Büste aufgestellt, geschmückt mit einem Lorbeerkranze und überschattet von einer Laube aus Fichten und Lorbeerbäumen. Die Wand zu beiden Seiten zierten fortlaufende grüne Gewinde.

Programm.

Eröffnungsgesang: „Freude dieser Stadt bedeute."
Freier Vortrag des Oberlehrers über Schiller's Leben und Hinweisung auf sein Wirken als Dichter.
Sodann trugen einzelne Knaben nachstehende Gedichte vor:
Zwei Knaben aus der zweiten Klasse: „Die Hoffnung" und „die Worte des Glaubens".
Drei Knaben aus der ersten Klasse: „Licht und Wärme", „Die Johanniter" und „Deutsche Treue".
Abwechselnd zwischen diesen Vorträgen wurden folgende Lieder, von einzelnen Klassen oder von mehreren Klassen vereint gesungen: „Die Hoffnung", „Der Alpenjäger" und „An den Frühling" und „Holder Friede, süße Eintracht" als Duett von einem Knaben und einem Mädchen gesungen.
Fortsetzung des freien Vortrags: Schiller als Vaterlandsfreund.
Hierauf noch einige Vorträge der Knaben:
a) Aus der Glocke: „Freiheit und Gleichheit hört man klingen!"
b) Die Dedication zu „Wilhelm Tell" und
c) aus „Don Carlos" die Rede Octavio's an Max, welche beginnt: „Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen gering nicht achten!"

Als Schlußgesang das Lied aus der Glocke: „Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter."

Nach Beendigung dieser Feier ward das höchst dankenswerthe Geschenk des „Vereins zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften zu Frankfurt am Main" die Broschüre:

> Friedrich Schiller, kurzer Ueberblick über sein Leben und seine dichterischen Werke nebst ausgewählten Stellen.

als Festgabe den Schülern und Schülerinnen der Oberklasse zur bleibenden Erinnerung an diesen Tag überreicht.

Israelitische Religionsgesellschaft.

Um 5 Uhr Abends hatten sich in den festlich erleuchteten und geschmückten Schulräumen die Schüler und Schülerinnen der obersten Klassen, das Lehrercollegium, der Schulrath und Vorstand und, soweit die beschränkte Räumlichkeit es zuließ, ein zahlreiches Publikum versammelt. Nach einem einleitenden Chorale wurden zuerst „die Sänger der Vorwelt", „die Künstler", „die Macht des Gesanges" von Schülerinnen der ersten Klasse und sodann ausgewählte Monologe und Dialoge aus der „Jungfrau", dem „Wallenstein", „Maria Stuart", „Tell" und „Carlos" von Schülern und Schülerinnen der übrigen Klassen vorgetragen.

Hierauf hielt Herr Rabbiner Hirsch, als Rektor der Anstalt, die folgende Festrede:

„Wenn der Genius lebend unter uns träte, aus dessen geistigem Vermächtniß unsere jungen Freunde uns so eben einige schwache Echo's entgegen brachten, wenn wir Schiller, meine Freunde, als Juden und Jüdinnen begegneten: dann würde die Weisheit unsrer Väter uns lehren, ihn mit dem Spruche zu begrüßen: ברוך שנתן מחכמתו לבשר ודם „Segen und Preis Dem, der von seiner Weisheit dem Sterblichen verliehen." Hat uns doch die Weisheit unserer Väter gelehrt, überall, bei allem Herrlichen und Großen, bei allem Ernsten und Entzückenden, bei allem Erschütternden und Lieblichen stille zu stehen und zu Dem hinaufzuschauen, der das Herrliche und Große, der das Entzückende und das erschütternd Ernste in den Kreis unserer Anschauungen sendet. Wie uns aber die Väter gewöhnt, bei dem Lichtstrahl, der uns grüßt, bei dem Frühlingsduft, der uns entgegenlächelt, bei dem Blitz, der durch die Wolken zuckt, bei des Donners Rollen, den er durch die Erden beben läßt, zu ihm hinaufzuschauen, zu Ihm, der das Licht verbreitet, der den Blitz sendet, der den Jahreslauf leitet und aus dunklem Erdenschooß den Blüthenduft weckt: so hat uns die Weisheit unserer Weisen gelehrt, vor Allem auch da stille zu stehen, wo uns die höchste Blüthe in irdischer Hülle, wo uns Weisheit in einem Sterblichen entgegentritt. Die Weisheit unserer Weisen fragt da nicht nach der Herkunft, nicht nach dem Stamme, nicht nach dem Glauben, nach der Farbe; wo ihr ein Mensch als Weiser, im Glanze und im Lichte der Weisheit entgegentritt, da schaut sie zu Dem hinauf, der die Weisheit dem Sterblichen geschenkt und in der Weisheit des Sterblichen die „Gabe Seiner Weisheit" verliehen. Da denkt sie an Den, der diesen Geist gepflanzt, der dieses Gemüth gezeitiget, der in der frühen Kindheit schon über die Keime des künftigen, Menschen beglückenden und Menschen erleuchtenden Geistes und Gemüthes gewacht, und der den Jüngling und den Mann unter solchen bildenden, läuternden und kräftigenden Einflüssen zu der Vollendung heranblühen ließ, daß seine Weisheit nun den Menschenkreis erleuchtet und entzückt.

Ja מחכמתו, eine Spende von Seiner Weisheit nannten sie die Weisheit des Menschen. Alles wahrhaft Gute und Schöne, Alles, was den Menschengeist erleuchtet, was der Stimme der Wahrheit den Weg zur Brust der Sterblichen bahnt, was das Gemüth des Menschen empfänglich macht für das Schöne, ist dieser Weisheit ein Abglanz der Gottesherrlichkeit auf Erden; und was den Menschen weiser, was den Menschen besser, was den Menschen wahrhaft glücklicher macht, das, lehren uns unsere Weisen, das kommt von מחכמתו, von Seiner Weisheit! Ein Abglanz Seiner Weisheit strahlt in des Sterblichen Weisheit, ein Nachhall Seines Geistes lebt auf den Lippen des sterblichen Weisen, und ברוך שנתן מחכמתו לבשר ודם, sie lehren uns preisen Den, der von Seiner Weisheit dem Sterblichen verliehen.

Wer aber wäre würdiger dieses zu Gott aufblickenden Grußes, wen würden unsere Weisen freudiger also grüßen, als den Mann, dessen Gedächtniß diese Stunde geweiht ist! Wenn in diesem Augenblicke auf weitem Erdenrunde, wo nur die vaterländische Zunge verstanden wird, wo nur deutsches Gemüth und deutscher Geist athmet, ja weit über den Kreis der deutschen Zunge hinaus, wohin nur eine Kunde von seinen Gesängen und Dichtungen gedrungen, der Mann gefeiert wird, den Deutschland so stolz „seinen" Schiller nennt: so wären unsere Väter vielleicht die einzigen Weisen auf Erden, die einem solchen Manne gegenüber zuerst auf Den hinwiesen, dessen ist all das wahrhaft Gute und Schöne, all das wahrhaft Menschen Erleuchtende und Veredelnde, das Schiller's Brust gefühlt, das Schiller's Geist geschaut und das seine Dichtungen also herzgewinnend hinausgesungen, daß es noch heute, nachdem schon längst das Grab seine sterbliche Hülle deckt, Gemüther und Geister bewegt und so viele Millionen Seelen in diesem Augenblick in dem frohen Bewußtsein vereint, daß ihnen vor hundert Jahren ein Schiller geboren worden! Sie würden gerade in Schiller's geistiger Begabung vor Allem die Spende und Gabe מחכמתו, die Spende und Gabe von göttlicher Weisheit preisen. Denn nicht durch Entdeckungen in des Himmels Sphären, nicht durch Erforschungen in der Erde Tiefen ist Schiller der Welt theuer geworden. Der Genius, dem diese Stunde geweiht, hatte das schönste, göttlichste Werk zu seiner Gedanken Ziel, zu seiner Gedanken Inhalt, zu seiner Leier Tönen, zu seines Gemüthes Empfindungen, zu seines Geistes Schöpfungen sich gewählt. Es war der Mensch und das Menschlichste im Menschen und das Göttlichste im Menschlichen, das eben in Schiller seinen Ausdruck fand. Und eben weil das, was dieser Geist auf Erden gesungen, dem Reinen, dem Menschlichen und dem Göttlichen im Menschen geweiht war; weil es eben das gewesen, worin der Mensch sein besseres Theil, sein besseres Selbst wieder findet, das ihn erhebt über das Gemeine, Unsittliche und des Menschen Unwürdige; weil seine Leier geweiht war dem freien Geiste, dem edlen Gemüthe, der Sitte, der Tugend, der Freiheit in dem Ge-

sege und dem Gesetze in der Freiheit; weil seine Leier tönte dem Gedanken des unendlichen Einen, der jeden Denker grüßt aus jeder Blume am Wege und aus jeder Regung des Herzens; — weil in seinen Gesängen der Mensch in seiner Würde und die Erscheinung des Menschlichen auf jeder Stufe und in jeder Gestaltung in der Reinheit seiner göttlichen Bestimmung, in seinem Ideale verklärt und entgegentritt, und er uns Allen, dem Knaben und dem Mädchen, dem Jüngling und der Jungfrau, dem Gatten und der Gattin, dem Manne und dem Weibe, dem Fürsten und dem Bettler den Spiegel ihres ewigen Adels entgegenhält und Jeder bei seinen Gesängen es fühlt und des Bewußtseins froh wird, in solchen Gebilden seine eigenen Gefühle und Gedanken, sein eigenes ewiges Bild, nur in strahlender, reinerer Verklärung, wiederzufinden; weil seine Gesänge dem Menschen den Menschen geadelt, gehoben, geweiht und verherrlicht wiedergeben —: darum stehen in diesem Augenblicke mit uns Millionen Seelen auf Erden und freuen sich, daß ihnen ein solcher Geist geboren ward.

Wer hat so wie Schiller es verstanden, welt- und menschenerlösende Wahrheiten in die liebliche Form des schönen Ausdrucks, des sich anschmiegenden Wortes, der Geist und Gemüth gewinnenden Rede zu fassen? Wer hat es verstanden wie er, von der Freiheit, von der Tugend, von Gott Worte des Glaubens zu singen, deren die Menschen noch heute sich freuen und in ihnen gerne den Ausdruck der eigenen heiligsten Gedanken begrüßen?

Wer hat es verstanden wie Schiller, in den Kreis der Familie zu treten und das Weib und die Gattin und das häusliche Leben und das Familienglück in ihrer Würde und in ihrer hohen Bedeutung und ihrer seligen Innigkeit zu preisen? Wer hat es verstanden wie Schiller, aus der Brust des sterblichen Menschen den Gedanken des unendlich Einigen und des hohen ewigen Zieles zu singen, welches die Menschheit zu erreichen und jeder einzelne Mensch anzustreben berufen ist, — wer hat diesen Idealen gewaltiger gelungen das Wort der Begeisterung?

Wer hat in dem Ernste der Geschichte den Weg der göttlichen Menschenerziehung geschaut und hat es gewagt, im Angesichte der Menschen und Völker Gebilde zu zeichnen, die für ewige Zeiten die Tyrannei der Gewaltigen in ihrer Ohnmacht und das Recht und die Menschlichkeit in ihrer ewig siegenden Macht kennzeichnen und die den Gewaltigen mahnen, daß nicht die Macht, sondern nur das Recht des endlichen Sieges gewiß sei? Wer hat es verstanden, Jeglichem in seinem Kreis, dem Niedern und Hohen, eine Blume zu reichen, an die gern Jeder seine Hoffnungen und Gefühle anschmiegt und die eben den Augenblick des Daseins geweiht und gehoben in das Bewußtsein bringt, wie Schiller?

Darum, weil Schiller's Leier vor Allem der sittlichen Erhebung des Menschen mit so gewinnendem Zauber gelungen, darum wurden unsere Weisen seinem „Weisen der Völker" lieber den Kranz der Huldigung geflochten haben, als ihm.

Ja, sie wurden in Schiller den ihrigen gegrüßt und in seinen Tönen nur verwandte Anklänge zu erkennen vermocht haben.

Denn aus weisen Borne sind — bewußt und unbewußt — gerade die Gedanken geschöpft, die vor Allem Schiller zum Dichter der Völker gemacht, weisen sind die Anschauungen und Wahrheiten, für welche vor Allem Schiller die Gemüther der Menschen gewonnen? Sind es nicht gerade jüdische Gedanken und Anschauungen, mit denen er sich in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen und für welche jetzt das ganze deutsche Volk aufsteht und Schiller den Jubel seines Herzens entgegenbringt?

Wenn ihm auf Erden der Mensch das Höchste gilt und er Jeden zur „Freude" ladet, der auch nur Eine Seele sein nennet auf dem Erdenrund — wenn er in seinem begeisterten Freudenliede uns aufruft:

„Wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen ...."

wenn er uns zuruft:

„Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beff're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen ...."

oder:

„.... Ueberm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet ...."

„Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschworenen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gilt es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!" —

wenn er uns in den Kreis der Endlichkeit hinausführt und uns den Unendlichen in seiner Allmacht zeigt und uns aus den welterschütternden Wettern seine Stimme vernehmen läßt:

„Erstaunen, erkennt Ihr mich?
Schöne, Herr, wer erkennen Dich!"

oder:

„Wer sich hinaus zum Sternenzelt,
Der ihn nicht ahnend schon empfindet!"

wenn er uns an die Pflanze hinanführt, uns das Höchste zu lehren:

„Also sie wollendet ist, sei Du wollend, das ist's!"

Oder wenn er es versteht, über allen Schmerz und über alle Prüfungen, die das Leben bietet, uns mit den Worten hinauszuheben:

„.... Wer glauben kann, entbehre,
Der Leidensgeschichte ist das Weltgericht."

„Du hast geblutet, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Grunde war dein ungeborgnes Glück,
Du konntest deine Weinen tragen:
Also man von der Minute ausgeschlagen,
Gabst keine Ewigkeit zurück."

Wenn er in diesen wenigen Worten die Seligkeit besingt, die jede treu verlebte Minute des Strebens, Entbehrens und Duldens im Bewußtsein eines höheren Zieles gewährt, wenn er es gesungen, daß, wer es nicht verlebt, die Seligkeit zu kosten, die jede Minute, auch die ärmste, unglücklichste, entbehrungsreichste dem, wie es Schiller's angestammte Sprache nennt, gläubigen Gemüthe zu gewähren vermag, daß der auch die

Seligkeit der Ewigkeit nicht voll empfinden würde, weil die Seligkeit, die dem „glaubensreichen“ Gemüthe schon jede irdische Minute bringen sollte, kaum von der Seligkeit erreicht werden kann, die die Ewigkeit zu bieten vermöchte — — — wenn er die Freiheit besingt und die Tugend und Gott:

„Der Mensch ist frei und wär' er in Ketten geboren“ — —

„Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen zittert nicht!“ — —

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben“ — —

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“ — —

Wenn er in den Kreis der Familie uns führt und singt von der Würde der Frauen, wie:

„Mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht. . . .“

und die Kindheit, die Jugend singt, den Ehebund, den Mannesfleiß, das Familienglück, wie:

„Der Mutterliebe zarte Sorgen,
Bewachen des Kindes gold'nen Morgen“ — —

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus“ — —

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet“ — —

„Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben“ — —

„Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
Muß wirken und streben und pflanzen und schaffen“ — —

„Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück,
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt —
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh', ihm fehlt kein theures Haupt.“ — —

Wenn er in den Kreis des Staates tritt und preist die heilige Ordnung, die:

„Segenreiche Himmelstochter! die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet“, — —

„In der Freiheit heil'gem Schutz
Freut sich Jeder seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.“ — —

„Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.“ — —

Der Gedankenkreis Schiller'scher Dichtungen, den uns diese durcheinanderschwebenden Nachklänge vergegenwärtigen möchten — ist es nicht jüdischer Boden, dem sie entstammen? Sind es nicht jüdische Lebensanschauungen, die in allem Diesem leben und weben? Diese heitere Anschauung der Lebensbestimmung, diese in frohem Bewußtsein erfüllter Lebensbestimmung vor Gott zu findende Freude — dieses Verständniß Gottes in seiner Allmacht Tempel der Natur, und diese Heiligkeit des Hauses, und die hohe Bedeutung des Weibes: das Haus im Weibe und das Weib im Hause, dieser Staatenbau auf Gesetz in der Freiheit und der Freiheit im Gesetze, diese göttliche Gleichheit jedes gottgebornen Menschen, dieser gleiche Adel und gleiche Werth und diese gleiche Würde jedes Gott geweihten Menschenlebens — sind das, fast bis auf den Wortausdruck, nicht Blüthen von dem jüdischen Baum des Lebens? Sind dies nicht Keime jenes Gottesvermächtnisses, das das Judenthum seit Jahrtausenden für die Menschheit gepflegt und die immer mehr, bewußt und unbewußt, aufgehen in der Brust der Menschheit und ihre Erleuchtung und Veredlung vollenden?

Das ist es ja, warum die Weisheit unserer Väter uns gelehrt, „von Gott verliehene Weisheit“ im Munde der „Weisen aller Völker“ zu suchen. Die jüdische Weisheit harret darauf, daß es hell werde in allen Gemüthern auf Erden. Das jüdische Gesetz kennt sie nur für Abraham's Söhne und Töchter, als die gottgewiesene Norm für die priesterlich erwählten und geweihten Fackelträger der Menschheit erlösenden Wahrheit. Aber diese Wahrheit selber, dieses Recht, diese Erleuchtung und Gesittung, sie sollen Erbgut werden für Alle, die Gott auf Erden athmen läßt. Ihre Keime hat Gott in die Brust der Sterblichen gelegt und der Strahl des Judenthums soll diese Keime zeitigen. Das Judenthum und die Judenheit warten daher auf die Erleuchtung der Menschheit, und das endlich siegreiche Erwachen des Menschlichen im Menschen und des Göttlichen im Menschlichen, das ist das Ziel ihrer Hoffnungen. Jeder darum, der als Herold im Kreise der Menschen erscheint und dem Menschen das Menschliche und Göttliche in seiner Brust zu zeitigen versteht, jeder, der mit Dichter-Genius die Gemüther zu entflammen weiß für das Reine, Wahre und Göttliche, wer den Menschen stolz zu machen weiß, Mensch zu sein und ihn seinen Gott erkennen läßt in jedem Athemzug des Daseins, wer den Menschen aufreißt aus dem Staube und ihn in seiner Würde und seinem Adel dahinstellt, der ist ein Gottesbote auf Erden, auf dessen Sendung unsre Weisen harren.

Wer an der Erziehung des Menschengeschlechtes arbeitet; wer die Menschen lehrt, Mensch zu sein; wer sie erlöst von Allem, was Menschen zwischen sich und den Einen Einzigen Gott als Schranke hingebaut: den begrüßen unsere Weisen als Mitarbeiter an der Erlösung des Menschengeschlechts. Schiller aber bildet ein edles Glied jener Kette von Männern, die in immer größerem und größerem Zuge, mit immer größerem und größerem Erfolge die Menschheit lehren, Mensch zu sein und zwischen sich und Gott keines Mittlers und keiner Vermittlung zu bedürfen, die den Menschen den Glauben lehren an Gott, den Jeder in seiner eigenen Brust fühlen und mit Flammenzügen aus dem Sternenzelt sich entgegenleuchtend erkennen könne. Auf daß immer mehr und mehr das Bewußtsein im Kreise der Menschen wach werde, daß man Mensch sein könne, ohne eben einer gewissen Kirche anzugehören, daß immer mehr und mehr im Kreise der Menschen das Bewußtsein wach werde, daß das Recht und die Menschenwürde und die sittliche

Menschenbestimmung unverlierbar Jeglichem verbürgt und die einzigen siegreichen Heilesmächte der Menschheit seien, und daß immer mehr und mehr die Menschen sich in Huldigung dieser Güter vereinigen sollten, die die ewigen sind und dem Wechsel der Zeiten nicht unterliegen.

Und nun erleben wir es, daß eine ganze Nation, daß fast ein ganzer Weltheil sich erhebt, um das Andenken dieses Mannes zu preisen, der ihnen nicht das Gold und das Silber gemehrt, der nicht die Erfindungen der Industrie und der Bequemlichkeit bereichert, der nichts Materielles geschaffen, der, selbst an materiellen Gütern arm, wenig verstanden, die materielle Wohlfahrt der Menschen zu mehren. Aber sie erheben sich jubelnd froh in dem Bewußtsein der geistigen Güter, die er ihnen hinterlassen, der erleuchtenden und sittlich veredelnden Gesänge, die er unter ihnen gesungen und deren Klänge noch heute ihre, für alles Wahre und Gute begeisternde Kraft an ihnen üben.

Daß hier dem Geiste und zwar dem sittlich veredelnden Schiller'schen Geiste diese allgemeine Huldigung dargebracht wird, das, meine Freunde, das würden unsere Weisen als eine Dämmerung jenes Morgenroths begrüßt haben, wo die Menschen einst alle aufstehen werden und die Binde vollends von ihren Augen fallen wird und die Gemüther und die Geister wach werden und man endlich auf weitem Erdenrund begreifen wird, daß die Menschen nur Menschen zu sein brauchen, um sich auch gut und glücklich auf Erden unter ihrem einigen Vater im Himmel zu finden.

Dem Gedächtnisse des Mannes aber, der es verstanden, die Gemüther für diese Huldigung des sittlichen Geistes zu entflammen, ihm würden sie mit aufrichtiger Freude den Huldigungsgruß bieten:

— — — ברוך שנתן מכבודו ליראיו דוד

Aber es hat das jüdische Volk noch ein besonderes Recht, solche Geister zu preisen. Geister wie Schiller sind es, denen wir es verdanken, daß allmählig auch der Jude Mensch sein darf unter den Menschen, daß allmählig auch dem Juden das Recht und die Würde des Bürgers nicht vorenthalten bleibt. Wenn heute die engen Schranken der Ghettis gefallen sind, und die Menschen auch im Juden den Menschenbruder begrüßen, so ist diese Erleuchtung der Menschen, dieses Humanitäts- und Rechtsgefühl, unter deren Banner der Jude sich heute ebenbürtiger Freiheit erfreut, ein Fortschritt, für welchen zunächst Geister wie Schiller gewirkt.

Endlich aber haben wir geglaubt, daß, wenn überall die Schule, insbesondere eine jüdische Schule sich eines solchen Erlebnisses, wie einer so allgemeinen Schiller-Feier, vor allen Anderen zu freuen habe.

Nicht nach der materiellen Seite der Lebensbeziehungen sollen nämlich die Momente, die eine Schule zu einer jüdischen Schule, die sonst auch unsere Anstalt zu einer jüdischen machen. Was eine Schule für die materiellen Bestrebungen des einzigen Lebensberufes zu leisten hat, davon wird in unserer Schule nicht mehr als in anderen gelehrt, darin steht die jüdische Schule mit allen anderen Unterrichtsanstalten auf ganz gleichem Boden. Was eine jüdische Schule zur jüdischen macht, das sind eben die ideellen Seiten und Beziehungen des Lebens, das sind diejenigen Wahrheiten, in welchen, wenn Schiller sie begeisten hätte, er die Sühne seines Irrthums in seiner Sendung Moses und das Ideal verwirklicht gefunden hätte, das er in seinen „Göttern Griechenlands" so schmerzlich vermißt. Hätte er das Judenthum nicht nur durch den Schleier seiner Geburt gekannt, wäre Schiller Jude gewesen, er würde es nicht beklagt haben, daß die schöne Griechenzeit geschwunden und das Alltägliche schnal und reizlos, poetisches geworden; er würde mit seinem Geiste eben in dem jüdischen Leben, in dem ganz gewöhnlichen jüdischen Leben die Poesie des Daseins, das Ideal der Wirklichkeit, das göttlich Schöne in jedem Athemzuge gefunden haben, und er würde dreimal seliger und dreimal glücklicher auf Erden gewandelt sein. Für dieses Ideal des Lebens, für diese Vergöttlichung des ganz gewöhnlichen Daseins, für welches das Judenthum den Juden und die Jüdin erzieht, für diese Idealisirung des ganzen diesseitigen Lebens und Strebens, dafür will nun die jüdische Schule wirksam sein, und oft mögen Lenker und Leiter einer jüdischen Unterrichtsanstalt darin eine Schwierigkeit, eine Klippe ihres Strebens finden, daß sie für Güter wirksam sein, für Zwecke streben müssen und die Gemüther und Geister der Jugend für Ziele zu wecken und zu begeistern berufen sind, die der materielle Geist eines materiellen Jahrhunderts ideell und — „unpraktisch" nennt. Nun erlebt sie einen Tag, an welchem für den Sänger der Ideale, für den ideellsten Dichter, für den, der das Menschenleben und die Bedeutung des Menschendaseins in seiner ideellsten Größe besungen hat, eine Welt aufsteht und jubelnd ihre Huldigungsgabe flicht, und da sollte sie eben nicht als jüdische Schule und im ganz eigensten Interesse ihres eigenen Strebens froh werden?!

Sage uns Einer noch: aus alle dem, was ihr als Zuschuß zu den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen lehrt, kann man kein Brod machen, kann man die materielle Wohlfahrt der Jugend nicht mehren! Wir zeigen ihm den Schiller-Tag, zeigen ihm, wie Millionen mit uns sich erheben, um das Gedächtniß eines Mannes zu feiern, der für die materiellen Zwecke der Menschenbestrebungen Nichts geleistet, dem die Welt Nichts für die Bereicherung ihrer materiellen Besitzthümer verdankt, der vielmehr seine Nation für die ideellen Güter der Menschheit zu begeistern verstanden und sie die Ideale der Menschenbrust als die wirklichsten, ewigen, unveräußerlichen und beglückendsten Besitzthümer des Menschen lieben und schätzen gelehrt. Und so fällt von dem Jubelglanze der Schilleerfeier auch auf die jüdische Schule ein bescheidener Strahl, in welchem sie ihr stilles, bescheidenes Wirken für die heiligsten Güter der Menschheit mit frohlem Bewußtsein sonnen mag.

Und darum vor Allem, meine jungen Freunde und Freundinnen, haben wir auch Euch um uns versammelt und mochten so gerne auch Euch die große Bedeutung des Tages, den Ihr erlebt, in die Seele prägen, möchten so gerne auch einmal den Gedanken denken lehren: Es muß doch etwas Großes sein, ein solcher Mensch geworden zu sein, daß noch nach hundert Jahren die ganze Welt aufsteht und sich freut, daß ihnen vor hundert Jahren ein solcher Mensch geboren worden, und es muß doch etwas Großes, Herrliches und Beglückendes sein, wodurch dieser Mensch sich den Dank und das Ehrengedächtniß einer ganzen Welt errungen! — Wonnt hat nun der Mann, dem heute und morgen die Feier einer ganzen Zeitgenossenschaft gilt, diesen Dank der Welt verdient? Hat er die Menschen reicher gemacht?

Hat er sie gelehrt, großartigere Geschäfte zu begründen? Ist er der Erfinder der Dampfkraft, der Telegraphie? Gehört er zu den Welt umschiffenden Entdeckern? War er überhaupt ein Mann, der das Gebiet unserer materiellen Bestrebungen erweitert und den Reichthum an Gütern und Genüssen zu mehren verstanden? Ach, Schiller hat es für sich selbst wenig verstanden, Güter zu erwerben; er war ein Poet, und hat es selber gesungen, daß die Menschen des idеellen Strebens oft im Leben in dem Antheil an irdischen Gütern den Kürzern ziehen! Allein, so Viele auch über die Erde gewandelt und die Menschen gelehrt, reicher zu werden, bequemer zu leben, rascher und mannigfaltiger zu streben und zu genießen; so Viele auch auf Erden gelebt, die die Geheimnisse der Himmelsfernen und der Erdentiefen enthüllt; so viele Denker, Entdecker und Erfinder auch durch die Großartigkeit und Nützlichkeit ihrer Gedanken, Erfindungen und Entdeckungen geglänzt und unsere Lebensweisen nach der materiellen Seite hin bequemer, annehmlicher und ausgiebiger gestaltet: — dankbar nennt die Welt ihre Namen, allein für keinen steht die ganze Nation auf und windet ihm die Kränze ihres Dankes. Schillern den Kranz einer Nation! Und warum? Weil Schiller ihnen das gebracht, was noch besser ist als Geld und Gut, was den irdischen Gütern und Besitzthümern erst den rechten Werth und die wahre Bedeutung gewährt und die Ziele erstreben lehrt, in welchen auch die irdischen Güter erst ihre Würdigung für die Ewigkeit gewinnen. Weil Schiller sie gelehrt, den geistigen Gütern, den hohen Gedanken anzugehören, und es verstanden hat, ewige Wahrheiten in so schöne Formen zu kleiden, daß die Menschen durch sie an der Hand des Schönen zur Liebe des Wahren und Guten gelangen. Darum preist ihn die Welt und darum freut sich seiner die Welt.

Seht, meine lieben jungen Freunde und Freundinnen, das möchten wir so gerne für Eure jugendlichen Gemüther die Frucht dieser Feier sein lassen, daß Ihr durch sie den Werth der geistigen Güter schätzen lernt und Euch entschließet, wie Schiller den geistigen Gütern nachzustreben und Euer lebenlang Freunde und Freundinnen zu bleiben alles dessen, was den Geist erleuchtet und das Herz veredelt und was die Menschen menschlicher und gesitteter macht und sie dadurch auch freudig und vergnügt macht in jeglicher Lage, daß sie dessen leichter entbehren, was der Wechsel der Zeiten gibt und der Wechsel der Zeiten nimmt. Schiller können wir nicht Alle werden! Jahrhunderte vergehen, ehe solche Geister geboren werden. Allein im Ernst des Strebens kann Jeder Schiller gleich sich nicht durch die Schwierigkeiten des Lebens zurückschrecken lassen von dem, wofür die Brust erglüht und der Geist in ihm erwacht ist, kann Jeder den hohen Zielen des Lebens nachstreben und, wie unsere Weisen sagen würden: סוף הכבוד לבא, die Ehre der Zukunft allein überlassen. Das auch ferner, meine jungen Freunde und Freundinnen, möget Ihr an einem solchen Tage beherzigen, wieviel ein Mensch vermag, wenn er dem Geistigen und Sittlichen seine Gedanken und Kräfte zuwendet, und wie selbst ein einzelner Mensch, — ohne Geld und Gut — rein nur durch seine geistige Begabung und den sittlichen Adel seiner Seele eine ganze Welt so erfreuen und beglücken kann, daß noch nach einem Jahrhundert eine ganze Nation aufsteht und sich mit lautem Jubel freut, daß ein solcher Mensch unter ihnen gelebt und gelehrt, gedacht und gesungen.

Das, das möchten wir lernen, und möchten uns üben, frühzeitig üben, Jeder in seinem kleinen Kreise, so recht tüchtig und wacker zu werden, daß, wenn auch einmal nicht die ganze Welt aufstehen und sich freuen und unserer noch nach Jahrhunderten gedenken wird, doch der kleine Kreis, in dem wir leben und dem wir angehören werden mit unserem Denken, Streben, Fühlen und Wirken, noch lange, lange nach uns aufstehe und Gott preise, daß er den Ihn verehrenden Sterblichen Antheil an seiner Weisheit gegeben und dem Menschen ein so großes Feld des Menschen beglückenden Strebens geöffnet hat, an dem wir Alle, Alle theilnehmen können und sollen.

So werde dieser Tag denn ein Tag der Erhebung für Groß und Klein. Als Söhne des seiner eigenen Sendung sich bewußten Judenthums wollen wir den Tag mit doppelter Innigkeit feiern und uns des Gedankens freuen, daß, was einer der ältesten Sänger unserer jüdischen Lieder singt, noch heute eine Wahrheit bleibt. אזכיר רהב ובבל גו׳ זה ילד שם ולציון יאמר איש ואיש ילד בה וגו׳ ה׳ יספר בכתוב עמים זה ילד שם סלה, ושרים כחוללים כל מעיני בך. Wenn Gott die Namen der Völker verzeichnet in's Buch der Geschichte, zählt er die unter ihnen geborenen Großen: זה ילד שם, dort ist der geboren, — in Marbach Schiller und in einem anderen Orte ein Anderer — ולציון יאמר איש ואיש ילד בה, aber von Zion spricht man: Jegliches Große ist da geboren; alles wahrhaft Erleuchtende und Veredelnde — ושרים כחוללים — quillt zuletzt aus dem Born, den Gott in Zion durch das Menschen erleuchtende Wort geschaffen, das dort seine Stätte gefunden und von dort aus in die Gemüther der Menschen dringt. כל מעיני בך. Alles, was Segen bringt über die Menschheit, hat in Zion seinen ersten Quell. Und aus diesem Borne zu schöpfen und an diesem Quell zu trinken, dazu soll uns jeder Gedanke und jedes Ereigniß immer mit neuem Geist und neuem Muthe stärken.

Wir Kleinen aber wollen uns in diesen Tagen recht froh und sinnig bewegen, und wenn wir uns dann wieder einfinden in diese Räume unseres jugendlichen Strebens, so wollen wir einen solchen fröhlichen Ernst und einen solchen wackeren Eifer mitbringen und immerdar bewähren, daß Jeder, wenn ihm gleich keine Lorbeerkränze wie Schiller gereicht werden, doch immerhin einen schönen Kranz des Lebens und Wirkens, Schaffens und Strebens in seinem Kreise sich verdiene. Auf daß auch alle Unsrigen sich einst glücklich preisen mögen, daß wir unter ihnen gelebt und gestrebt, für sie gerungen, und mit ihnen durchs Erdenthal gewandelt.

So feiert denn recht fröhlich diese Tage der allgemeinen Feier, meine lieben kleinen Freunde, und lernet aus der Feier der Großen, was es heißt, sich freuen, daß שנתן מכבודו לבשר ודם, daß Gott von seiner Weisheit den Sterblichen auf Erden einen schwachen Nachhall, einen schwachen Abglanz verliehen, der uns erleuchtet, uns beglückt und beseligt immerdar.“

Die Feier schloß wieder mit einem Chorale, und wurden die Gesänge unter Leitung des Herrn Japhet, ordentlichen Lehrers der Anstalt, und zugleich Gesanglehrers und Dirigenten des Synagogenchors, in so schöner entsprechender Weise angeführt, daß dieselben nicht wenig zur Erhöhung der Feier beitrugen.

Höhere Gewerbsschule.

Die Feier begann Morgens um 11 Uhr, im festlich geschmückten Schulsaale. An der Fensterwand sah man Schiller's Büste von Tanneder, mit einem Lorbeerzweig bekränzt, von Blumen und Laubwerk umgeben; gegenüber, in geschmackvoll decorirter Einfassung, das Sinnbild der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und ihrer Hülfswissenschaften", den Bienenkorb, umgeben von ihrem Wahlspruch: Concordia res parvæ crescunt.*) Eine große Anzahl von Vorstehern der genannten Gesellschaft und ihrer Zweiganstalten, so wie sämmtliche Lehrer der Schule, wie auch der mit ihr verbundenen Sonntags- und Abendschule, hatten sich zur Feier eingefunden.

Die Direction der höheren Gewerbsschule hatte für dieselbe eine reich geschmückte Festlandkarte anfertigen lassen, welche den Schülern an diesem Tage überreicht und am Hauptag der Feier zum ersten Mal öffentlich getragen werden sollte. Das schöne Fahnenbild war von Herrn Bauer, Lehrer an der Gewerbsschule, gemalt worden. Es zeigte im großen Mittelfelde den Bienenkorb mit dem Wahlspruch, darüber die Industrie als weibliche Figur mit passenden Emblemen, in den Feldern zur Seite die Baukunst und Mechkunst, unter diesen den Ackerbau und den Bergbau, letztere durch charakteristische Männergestalten veranschaulicht. Im unteren Felde erschien der Frankfurter Adler, weiß auf rothem Grunde. Die Fahnenbande trug als Spitze ebenfalls den Bienenkorb.

Nachdem die Schüler sämmtlicher vier Klassen eingetreten waren, wurde zur Eröffnung eine Stelle aus der sechsten Sonate von Beethoven in den feierlichen Tönen des Aeolodicons durch Herrn Ehren, Lehrer an der Gewerbschule, vorgetragen.

Hierauf hielt der Geschichtslehrer der Anstalt, Herr Dr. Th. Creizenach, folgende Ansprache:

„Liebe Schüler!

In frischer Heiterkeit, wie sie Eurer Jugend geziemt, habt Ihr Euch, geladen von den Pflegern der Schule, zur Vorfeier des großen deutschen Festes eingefunden. Zum ersten Male wird Euch morgen die geschmückte Standarte vorgetragen werden, ein werthes Sinnbild des Zusammenhaltens zu einem schönen Zwecke. Aber wie der edel gesinnte Krieger sich bewußt sein will, was seine Fahne bedeutet: so gönnen wir uns nun, bevor der Triumphzug beginnt, in ernstem und vertraulichem Verein ein Stündchen der Sammlung, um uns den hohen Sinn des Tages nach unserer Weise zu erschließen. Das ziert ja den Menschen, daß er im innern Herzen spürt, woran er mit reger Hand schaffen soll. An seine Körperschaft spricht diese Mahnung so lebendig, als an Euch, Ihr heranwachsenden Jünger des Gewerbfleißes! Ihr sollt künftig in eine Thätigkeit eintreten, von der unser geliebtes Vaterland neuen Schwung und neue Kraft erwartet, nachdem es früher durch Thaten der Tapferkeit und der freien Kunst verherrlicht worden. Euer Beruf greift in den nächsten, thatsächlichen Stoff ein und darf doch der höheren Vermittlung, darf der Weihe der Wissenschaft und des Geistes nicht entbehren. Keiner von den Großgesitteten unseres Volkes war so fähig und so bereit, den Gewerbfleiß in seiner edelsten Bedeutung, in seinem Zusammenhang mit den höchsten Gütern der Menschheit zu erfassen, wie Friedrich Schiller. Er hat, wenn wir nach dem heutigen Standpunkte der nützlichen Künste urtheilen sollen, kaum den ersten Flügelschlag der Industrie mit angesehen, hat kaum die Kindheit des Riesen unseres Jahrhunderts beobachten können. Und doch, wie begeistert und wie liebevoll pries er diese Anfänge! Er ruft dem Kaufmannschiff seine Glückwünsche zu, denn wenn es auch nur Güter sucht, er sieht das Höhere, das Gute sich an seines Kieles Lauf anknüpfen. Mit der ganzen ergreifenden Würde seines Dichtens schildert er jenes rege Leben, das sich rasch entwickelt, wo Freiheit, Wohlstand und Vaterlandsliebe walten. Er hört mit Freude der Sprachen Gemisch am belebten Kranen und preist noch mehr die treue Arbeit des Forschers, der im stillen Gemach der Stoffe Gewalt, der Magnete Hasen und Lieben zu prüfen weiß. Wahrlich, hätte er die Zeit erlebt, in der man mit Blitzen spricht, mit Dampf reiset und mit Lichtstrahlen zeichnet, er würde diesen neuen Erscheinungen des Menschengeistes Gesänge gewidmet haben, wohl geeignet, ihnen einen höheren Adel zu verleihen. Gerade weil ihn die Hoheit der Idee beseelte, wußte er sich mit fast ungetheilter Liebeneigung an die fortschreitende Wirklichkeit anzuschließen.

Als Schiller zuerst auftrat, kämpfte er gegen Unnatur und beengende Fesseln; in dem Räuber, der das Gesetz unter die Füße tritt, gab er, trotz allen gewissenhaften Einschränkungen, ein furchtbar schönes Menschenbild. Aber derselbe Gedanke, der ihn hier beseelte, der Gedanke an ein hohes Bündniß der Freiheit mit der Sittlichkeit, führte ihn an des Jahrhunderts Neige auf den Standpunkt, von wo er in dem durchgebildeten Künstler, statt im Räuber, die Blüthe der Menschheit sah. Mit dem empfindungsvollen Genter Weltweisen, mit Rousseau, hielt er als Jüngling die Natur des Wilden, die er mit der Natur des goldenen Zeitalters für Eines annahm, dem entarteten Geschlecht wie ein Schreckbild entgegen — und als vollendeter Mann sah er in der gereiften Bildung das Heil der Gegenwart wie der Zukunft. Mit gehobenem Herzen verkündete er die Freude, welche der Menschheit von diesem Ziel aus entgegenwinkt; eine Freude, kaum geringer als jene, die uns durch den Riß gesprengter Särge im Engelchor erscheint. Der vollste Wohlklang seiner unnachahmlichen Strophen wurde nun dem Kinde der Neuzeit, wurde der Cultur gewidmet; und Schiller hat alle hohen Gestalten, die er kannte, die Götter der alten Welt und die Helden der Geschichte, zu Pathen an die Wiege dieses Kindes. Daß nun die Cultur eine ächte sei, daß sie im Geiste Schillers den Stoff adle, statt das neunzehnte Jahrhundert zu demselben herabzuziehen — das bleibt eine der ruhmvollsten Sorgen unserer Zeit.

Freuet Euch, meine Schüler! Auch Euch ist ein Theil dieser Sorge zugefallen. Werdet der Ihre niemals untreu, welche jede ächte Arbeit beseelen und sie an ein großes Ganze anknüpfen soll. In der Brust jedes Besseren schlummert der Drang, in diesem Sinne zu wirken; aber nicht immer kommt ein würdiger Anlaß, den Drang zu lebendiger That zu entfalten. Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit anzuregen. Der Gegenstand wird aber nicht groß durch Ausdehnung, sondern durch den Gedankengehalt, den wir

*) Die höhere Gewerbschule, vom Staate unterhalten, ist eine Schöpfung der genannten Gesellschaft.

ihm aus der Tiefe des Innern mitteilen. Ein Anlaß wie der heutige vermag in jungen Seelen fortzuwirken, daß sie erkennen, wie ein hohes Streben die spröde Mitwelt und Nachwelt am Ende doch zu lauter Anerkennung zwingt. Dienet Eurem Berufe, diener aber zugleich der Menschheit und vor Allem dem Vaterlande; dann wird sich Alles, was Jeder in seinem Kreise zu Stande bringt, auf ein Hohes und Allgemeines beziehen.

Keine Wiederkehr eines Schlachttages, eines fürstlichen Jubelfestes vermag die Millionen zu einigen, die in deutscher Zunge reden; der Ehrentag des Dichters allein hat es vermocht. Kehrte seine energische Auffassung der Dinge doch nun auch in's Leben ein! Dann stiegen die Bildsäulen unserer großen Männer in Wahrheit von den Gesellen herab und das Land der Kaiser und der Dichter würde bald zu einem gesegneten Lande der Arbeit, des Wohlstandes, der Kraft, der Ehre, der Freiheit.

In diesem Sinne folget Eurer Fahne! Jünger des Gewerbes, fühlet Euch morgen und immerdar auch als Jünger des Geistes! Ohne diesen Geist wäre die herrlichste Kriegsfahne ein bemalter seidener Flitter und der Krieger ein blöder Thor, der an ihrem Schafte sein Blut vergösse. Mit ihm aber wird die bescheidene Schul- und Jugendstandarte den höchsten Werth erhalten. Treten auf jeder Fahne, der man mit reinem Sinn und ächtem Vertrauen folgt, stehn als ewige Losung die Worte, die unser Schiller als Worte des Glaubens pries: Tugend, Freiheit und Gott, der Herr unserer Arbeitstage," wie unserer Jubeltage."

Hierauf wurde die Fahne aus ihrer Umhüllung hervorgenommen, wobei Herr Adelmann, der jetzige Director der Gewerbeschule, die Schüler anredete:

„Geliebte Schüler!

Man hat Euch so eben in schönen und begeisterten Worten vor die Seele geführt, welch' großes Fest wir morgen begehen, und in welchen Beziehungen auch Ihr, die heranreifende Generation, zu dem gefeierten Dichter unserer Nation steht. Ihr werdet, in so würdiger Weise vorbereitet, in gehobener, freudiger Stimmung die Eindrücke des herrlichen Festes in Euch aufnehmen und der Antheil, den Ihr persönlich an demselben nehmen sollt, wird Euch die ganze Feier zu einer unvergeßlichen machen. Morgen zum ersten Male werdet Ihr Angesichts der ganzen Vaterstadt und eingereiht in die große Zahl älterer und bewährter Schulanstalten, die Stelle einnehmen, die sich unser noch junges Institut durch seine bereitwilligen und erfreulichen Leistungen in verhältnißmäßig so kurzer Zeit errungen hat. Damit aber dieser Ehrentag nicht ohne ein sichtbares Zeichen für Euch bleibe, hat Euch die Direction diese schöne Fahne gewidmet, die sich morgen vor Euren Augen entfalten soll. Sie ist von Eurem bewährten Lehrer, Herrn Bauer, mit Geschmack und Eleganz ausgeführt und man war besorgt, daß Ihr auch äußerlich ebenbürtig erscheinen werdet.

Wenn auch die Veranlassungen, dies Banner zu entfalten, nicht häufig sein werden, so glaube ich doch die Ueberzeugung aussprechen zu sollen, daß Ihr, so oft es geschieht, demselben stets Ehre macht."

Als die Fahne entfaltet war, überreichte der Oberlehrer, Herr Dr. Poppe, dieselbe den Schülern mit folgenden Worten:

„Gewerbschüler!

Durch Ueberreichung dieser Standarte hat Euch die Direction der höheren Gewerbsschule abermals einen Beweis ihres stets lebendigen und werkthätigen Interesses für die Schule gegeben. Ich übernehme es in Eurem Namen, so wie im Namen der Schule überhaupt, den wärmsten Dank auszusprechen für dieses eben so schöne, als sinnige Geschenk. Beweist es durch die That, daß Ihr dessen würdig seid, und insbesondere, daß jene Ihr, welche Euch als Symbol dort aus der Mitte der Fahne entgegenleuchtet, stets lebendig in Euch sei.

Und so schließe Euch denn der allgemeinen Jubelfeier frisch, frei und fröhlich an, und bedenket wohl, daß Ihr ein Fest mit begehen helft, welches als einer der sittlich schönsten und erbebendsten Momente im Leben der deutschen Nation, als ein Glanzpunkt dieses Jahrhunderts bis in die spätesten Tage in Eurer Erinnerung strahlen wird."

Zum Tragen der Standarte wurde eine Fahnenwache, bestehend aus fünfzehn Schülern der oberen Klassen, bestellt, die am Festtage weiß-rothe Schärpen als Kennzeichen tragen sollten.

Mit einem zweiten Kreslodicon-Vortrag von ernstem und festlichem Charakter, durch Herrn Ehren, schloß die einfache und würdige Feier.

Katharinenschule.

Die Feier in der Katharinenschule fand Nachmittags um 2 Uhr Statt. In einem geräumigen, mit Schiller's Büste und Kränzen sinnig geschmückten Klassenzimmer, hatten sich der Inspector der Schule, Herr C. R. Senior, Pr. Dr. Kenig, sämmtliche Lehrer und Lehrerinnen, die Zöglinge der ersten Knaben- und Mädchenklasse, so wie eine Anzahl ihrer Angehörigen eingefunden.

Nachdem unter der Leitung des Herrn Malich aus A. Romberg's Composition der Schiller'schen Glocke die beiden Chöre: „Heil'ge Ordnung" und „Tausend fleiß'ge Hände" von den Schülern und Schülerinnen waren gesungen worden, richtete Herr Dr. Mohr an dieselben nachstehende Worte:

„Meine lieben Schüler und Schülerinnen!

Das Fest, welches wir heute auf sittliche Weise in unsern stillen Räumen feiern und das morgen mit lautem Gepränge die Stadt, ja das ganze Vaterland begeht, gilt, Ihr wißt es Alle, unserem großen deutschen Dichter Schiller. Einige Züge aus dem Leben des Mannes habe ich Euch bereits mitgetheilt, und indem Ihr Euch dessen erinnern mögt, will ich jetzt nur wenige Worte noch daran anknüpfen.

Ein Dichter war Schiller, das heißt, einer der Männer, wie sie Gott von Zeit zu Zeit den Menschen sendet, daß sie deren Sinn über das Gewöhnliche und Gemeine, das überall auf uns eindringt, erheben und reinere, heiligere Gefühle in den Herzen erwecken und pflegen; daß sie in diese Welt noch eine andere voll wundersamer Gebilde hereinführen und über die dürftige Wirklichkeit einen festlich heitern Schimmer aus-

breiten; daß sie die Schönheiten, welche die Natur dem gewöhnlichen Auge geheimnißvoll verschließt, enthüllen und die verborgenen Tiefen der Menschenbrust aufdecken; und wo eine schöne, edle That geschah, dieselbe liebend ergreifen und verherrlichen; von Geschlecht zu Geschlecht gehen lassen; aber auch zeigen, wie die böse Saat aufgeht und dem Frevler die bittre verderbliche Frucht bringt: — und dieses alles vermöge der Kraft einer Sprache, die nicht der gewöhnlichen Menschenrede gleich ist, sondern die Seele des Hörers entzückt und lockt und trägt wie auf einem Strome, der bald in raschem, bald in sanfterem Wellen dahinfließt. —

Einer dieser Geister und der größten, edelsten einer war Schiller. Nicht lächelte an seiner Wiege das Glück; nicht trug es ihn mit leichten Armen über die rauhesten und steilsten Pfade des Lebens hinweg; ja, was es den Meisten willig gewährt, die harmlose Freude der leicht befriedigten Jugend, war ihm kaum gegönnt: dafür aber hatte ihm Gott den reichen Erbtheil in seine eigene Brust gegeben und die geliebte Dichtkunst war ihm an trüben Tagen eine himmlische Trösterin. Immer drangen den tiefen Druck entfalteten sich die Schwingen seines Geistes, und während die Außenwelt ihm nur Widerwärtiges bot, erfüllten erhabene Bilder und würdige Gedanken die Seele des Jünglings; sie in vollendete Kunstbilde zu gestalten, war das Ziel, dessen er sich früh bewußt war, und nach dem er hinstrebte, unbeirrt durch äußeren Widerstand, der ihn auf Pfade zu drängen versuchte, die er nicht als seine eigenen erkannte. — Und als er endlich die Fesseln abgeschüttelt hatte, und der Unbergetrieben fand, wo sein Fuß ruhen konnte; als ein hochsinniger Fürst ihn zu sich heran rief, ihm im eigenen Hause das Glück schön erblühen, und liebende, gleichstrebende Genossen sich um ihn versammelten und seinem Wettreiter eine lockende Welt neuer Thätigkeit eröffneten; als der Dichterkranz seine Stirne ruhmvoll schmückte, und sein Volk ihm Beifall zurief wie Keinem zuvor: da brachte Krankheit, die ihn nicht mehr verließ, seinem Leib und nahe lauerte der Tod auf das kostbare Leben. Aber auch dieses vermochte nicht das reine Feuer in seiner Brust zu dämpfen und den edlen Fleiß zu lähmen. Während er seinen Leidet karge Minuten der Erholung abgewann, schuf er jene Meisterwerke, die das Entzücken der Welt werden sollten. Alles was erfreut und rührt, was entzückt und erschüttert, was erhebt und zerschmettert, hat er in den Klängen seiner Lieder ausgesprochen oder in lebendig wirkenden Gestalten dargestellt. Alle Gefühle, welche die Brust mächtiger bewegen, Vaterlandsliebe, Muth für Wahrheit und Recht, Begeisterung für Freiheit und Würde weiß er zu entzünden; alle zarteren Saiten des Gemüthes, Lieben und Glauben, Dulden und Hoffen, stilles Ergeben und hohes Entsagen, weiß er anzuschlagen; zu erwecken alles reinere Wollen, Streben nach Tugend und edler Gesittung, Thätigkeit freudiger Aufopferung und willigen Sinn für die oft kleinlich erscheinende, schwer zu übende Pflicht. — Und so, meine Kinder, bald Jünglinge und Jungfrauen, hat er auch für Euch gelebt und gewirkt: er vor Allen führe euere Jugend ein in jenes heitere Land der Dichtung, wo alles Schöne und Hehre, das die rauhe Wirklichkeit bedrängt, eine Zuflucht findet, wo die leichtesten Träume verkörpert schweben: dort wandelt, gerne gesellt jenen hohen dichterischen Gestalten, die selber der Zeit ewiger Jugend schmückt; ihre edle Ruhe hatte alles Rohe und Gemeine von Euch ferne und beglücke Eure jugendlichen Herzen mit dem reinsten und höchsten Genusse; aber zugleich auch nähre des Dichters edles, männliches Wort Eure Seele, daß Ihr erstarket für den Ernst des Lebens und in dem Widerstreit mit ihm nicht den Muth verlieret und nicht den Glauben; daß Ihr williger das Böse meidet und freudiger das Gute übt und Euch die Gewißheit bleibe, daß es höhere Güter des Lebens gibt, als die, welche dem gemeinen Sinn für die werthvollsten gelten.

Und so möge denn das Fest, das wir feiern, nicht als ein leeres Gepränge flüchtig eurem Auge vorüber gehen, und die bunte Menge der Gegenstände verhalte Euch nicht das, was ihnen allein die Bedeutung gibt: auch Euer Herz nehme seinen Antheil hinweg, und vor Euch stehe das Bild des gefeierten Mannes als ein Muster reiner Gesinnung, mächtiger Thätigkeit, unermüdern, durch keine Gewalt zu beugenden Wollens und Strebens."

Es recitirten nun einige Zöglinge die Schiller'schen Gedichte: „der Taucher", die „Hoffnung", „Johannas Abschied" aus der Jungfrau von Orleans, „die Worte des Glaubens". so wie einige Strophen aus Göthe's „Epilog zu Schiller's Glocke". — Hierauf erschienen festlich gekleidet und mit den passenden Attributen versehen, acht Mädchen, ehemalige Schülerinnen der Katharinenschule; den Genius und die sieben Künste vorstellend, trugen sie die geeigneten Strophen aus Schiller's dramatischen Gedicht: „die Huldigung der Künste" vor. — Zum Beschluß wurde noch der Chor: „Holder Friede" aus der oben genannten Composition gesungen.

Vor ihrem Weggehen erhielt jedes der Kinder durch die Güte des Oekonomen der Schule, Herrn R. Sauerländer, eine Brezel, und später überbrachte ihnen Herr Oberlehrer Dr. Feller im Auftrage des Vereins zur Beförderung nützlicher Volks- und Jugendschriften zu Frankfurt a. M. ein Schriftchen, enthaltend einen kurzen Ueberblick über Schiller's Leben und seine dichterischen Werke.

Gymnasium.

Programm.

Chor aus der Glocke.

Eröffnungsrede vom Professor Dr. Weismann.

I.

Zur Erinnerung (vom Director Dr. Classen) gesprochen von einem Schüler der I. Classe. (Z. unten.)

Der Jüngling.
Die Größe der Welt.
Die Götter Griechenlands.
Aus Tell's Leben.
Die moderne Welt.

Gesprochen von Schülern der I., II. u. III. Classe.

Chor aus der Glocke.

II.

Zur Einleitung (von Director Dr. Claſſen), geſprochen von einem Schüler der I. Claſſe. (E. unten.)

Die Macht des Geſanges.
Das Ideal und das Leben.
Der Tanz.
Das verſchleierte Bild zu Sais.
Der Pegaſus im Joche.
Aus dem Spaziergang.
Monolog aus Wallenſteins Tod.
Die Theilung der Erde.
Chor aus der Braut von Meſſina.
Die vier Weltalter.
Aus Wilhelm Tell.
Der Graf von Habsburg.
Aus Demetrius.
Aus der Glocke.

Geſprochen von Schülern der I., II., III. und IV. Claſſe.

Schlußwort von Director Dr. Claſſen.
Schlußchor aus der Glocke.

Eröffnungsrede.

(Von Herrn Profeſſor Dr. Beismann.)

„Hochgeehrte Verſammlung!

Wo ſich die Nation geraſtet hat, einen Tag großer Erinnerung feſtlich zu begehen, da will und darf auch die Schule nicht zurückbleiben. Iſt ja doch der Sohn des Vaterlandes, dem es heute gilt, in den weiteſten Kreiſen unſeres Volkes geehrt und hochgehalten, wie nur einer noch neben ihm, der, deſſen Ehrentag vor 10 Jahren begangen wurde. Iſt er ja, unſer Schiller, von Anbeginn ein beſonderer Liebling der Jugend geweſen und wird es immer bleiben, und wie er mit dem Klange ſeiner Begeiſterung allen empfänglichen Gemüthern ſeines Volkes der Führer zu einem freieren Blicke in die Welt, zu reinerer Auffaſſung des Lebens geworden, ſo iſt es ja beſonders die deutſche Jugend, die durch ihn genährt und begeiſtert wird. Auch jetzt, wo bei dem Feſte vor einem Jahrzehnt, leben wir wieder in einer ernſten, ſorgenſchweren Zeit, und vor wenigen Monaten noch mochte man wohl bedenklich fragen, ob die Noth der Zeit eine würdige Feier des 10. November geſtatten werde. Es iſt anders gekommen: das rauhe Getöſe des Krieges iſt plötzlich verſtummt, und wenn am fernen Geſichtskreiſe drohende Wolken ſich noch lagern, ſo iſt es grade um ſo mehr ein tiefes Bedürfniß, in der lebendigen dankbaren Erinnerung an das Große, welches wir unſer nennen, und durch welches wir feſt und unauflöslich vereinigt ſind, der Kraft und Bedeutung unſerer Nation uns bewußt zu werden. So mag denn ein liebevoller Blick auf den Dichter, der vor einem Jahrhundert in dem kleinen Bürgerhauſe des ſchwäbiſchen Städtchens das Auge dem Lichte der Welt eröffnet hat, mage in wenigen Zügen ein Bild ſeines reichen Lebens und Schaffens dieſes Bewußtſein in uns befeſtigen, möge es dem heranblühenden Geſchlechte als ein ernſter, begeiſternder Mahner zum Ringen nach allem wahrhaft Schönen und Edeln, nach den idealen Gütern des Lebens erſcheinen.

Die Menſchen mittlerer, gewöhnlichen Maßes ſind im vollen Sinne des Wortes Kinder ihrer Zeit, von ihr getragen, von ihrem Geiſte erfüllt und beherrſcht. Anders iſt es mit den großen Genien der Menſchheit; ſie wurzeln zwar auch in ihrer Zeit, ſie ſaugen aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit, auf welcher dieſe ruht, ihre Nahrung; aber ſie entwickeln das Alles in eigenthümlichſter, urſprünglichſter Weiſe, ſie bilden das, was verworren, in ſeine Elemente zerſtreut in der Tiefe arbeitet, zu feſter lebensvoller Geſtalt hervor, ſie ſprechen das befreiende Wort aus, deſſen die Zeit bedarf, ſie werden dadurch die Bildner ihres Geſchlechtes, ſie drücken der Zeit ihren Stempel auf. Manchen unter dieſen Gottbegnadeten iſt es beſchieden, daß ſie in ſtiller, faſt kampfloſer Arbeit, in ſinnender Betrachtung und Vertiefung in die Dinge die gewaltige Kraft, die in ihnen ruht, zu voller Herrlichkeit entwickeln. Andern dagegen iſt es zur Aufgabe geſetzt, im ſchweren Kampfe mit ſich und der Welt, mächtig erſchüttert von außen und innen, nur ſchwer und allmählig zur Ruhe und Klarheit hindurchzudringen und ſo die Bahn zu freiem freudigem Schaffen ſich zu öffnen. Ein ſolcher aber war der Dichter, deſſen wir heute in ſtolzer Freude gedenken.

Im ſtillen Frieden engbegrenzter, kleinbürgerlicher Häuslichkeit, entwickelte ſich das junge Leben, das vor 100 Jahren ſeinen Erdenlauf begann. Der Mutter treue Liebe und milde Frömmigkeit weckte und nährte das Gemüth des Knaben, des Vaters ſtreng ächtlicher tüchtiger Sinn wirkt auf Verſtand und Charakter; die reiche Natur des ſchwäbiſchen Landes gibt mannichfache Anregung, Burgtrümmer in nächſter Nähe ſprechen von alter Zeit und von der verſunkenen Herrlichkeit eines großen Kaiſergeſchlechtes. Durch den Beruf des Vaters kommt dem Knaben das bunte, vielbewegte Treiben kriegeriſchen Lebens zur Anſchauung. In Ludwigsburg thut er frühe ſchon einen ſcheuen Blick auf den Glanz eines deutſchen Fürſtenhofes. Auch die zauberhaft lockende Welt der Bühne bleibt ihm nicht ganz fremd. Aber die Schule macht bald ſtrenge Anſprüche an ihn; leider kann der religiöſe Unterricht in ſeiner trockenen gemaßregelten Haltung auf das jugendliche Herz keinen wohlthätigen Einfluß gewinnen, um ſo weniger, da er mit der lebendigen, heitern Frömmigkeit des Hauſes ſo durchaus nicht zuſammenſtimmt. Gedanken an eine kirchliche Laufbahn des Sohnes ſind von den Eltern ſchon genährt; da tritt der Herzog Karl von Würtemberg dazwiſchen: auf ſein Erbieten gegen die Eltern wird der 14jährige Knabe ein Zögling der neu begründeten Karlsſchule, in deren Unterrichtskreis bald alle Wiſſenſchaften aufgenommen werden, außer der Theologie. (Anfang 1773.) Die überſtrenge Zucht, den drückenden Gewiſſenszwang, der alles und jedes regelte, zu tragen, war für eine Natur, wie die unſeres jungen Schülers, deſſen Geiſtesſchwingen ſich ſchon mächtig zu regen begannen, eine ſchwere Aufgabe. Iſt es zu verwundern, daß der Zögling auf Mittel und Wege ſann, um neben dem, was die Anſtalt vorſchrieb und gab, ſich noch mit anderm zu beſchäftigen, wozu ihn beſondere Neigung trieb? Er wußte ſie zu finden. Klopſtock's Oden, Götz und Werther, die Schauſpiele von Leſſing waren ſeine Luſt in unbewachten Stunden. So abgeſchieden von der Welt die Anſtalt auch war, die mächtige Strömung der Zeit, welche nach einer neuen Geſtaltung des Lebens rang und vor allen die Gemüther der Jugend in ihrem Bogen mit fortriß, konnte auch von der Schule des Herzogs nicht fern gehalten werden, am wenigſten von unſerm Zögling, der die Morgenluft

eines neuen Tages gierig in seine atmende Seele einlog. Aber nun begann auch der Kampf in seinem Innern: der Widerspruch des erwachenden Denkens mit dem Frieden des Glaubens, den das Haus ihm gegeben hatte, der Zwiespalt zwischen den Idealen, die lebendig und glühend in seinem Geiste aufdämmerten, und der wirklichen Welt, die ihm um so unheiliger, um so entarteter erschien, je ferner er ihr stand, je weniger er noch im zu werfen, je mehr er in stürmischem Jugendeifer geneigt war, von dem Schroffsten, was vorkam, das Maßstab zu entlehnen, noch weichen er die Welt richtete. So entwickelte sich ein tiefer Unmuth in seiner Seele. Die Schuchternheit der früheren Jahre schlug in trotziges Selbstgefühl um. Auch dem fürstlichen Erzieher gegenüber gab sich das in zuversichtiger Haltung kund. Dieser aber, keineswegs dadurch verscheuchen, erkannte in dem Jüngling eine mehr als gewöhnliche Kraft im Wollen und Denken, so wie auch in dichterischem Vermögen. Allein freilich vollkommen zu würdigen, was in der jugendlichen Seele nach freier Entwicklung rang, war ihm nicht gegeben. Ein Beruf sollte nun erkoren werden. Schwankend entschied sich der Jüngling für die ärztliche Wissenschaft und wendet ihr auch sein ernstes Streben zu. Allein betreiben kann ihn diese nicht. Sein Genius führt ihn auf andere Bege. Dichterische, insbesondere dramatische Entwürfe füllen seine Seele. Shakespeare ersetzt ihm, Rousseau's Gedanken arbeiten in seinem Geiste. Da entsteht der Plan zu jenem Drama, das die Ideen der Zeit aussprechen sollte, von welchem er besessen war. Mitten unter fremdartigen Studien hält er den Gedanken fest, gestaltet an ihm mit glühender Seele und findet im Kreise von wenigen gleichgesinnten Genossen Flammende, begeisterte Anerkennung.

Endlich, nach vielfachem Aendern und Neugestalten, ist das gewaltige Erstlingswerk zum Schlusse gebracht. (1780.) Bald darauf öffnen sich auch die Pforten des Hauses, das ihm in der letzten Zeit ein Gefängniß gedünkt hatte: er tritt in die Welt hinaus, der freiheitsdurstige, kühnträumende Jüngling; er ist in seiner Wissenschaft ehrenvoll bestanden, er soll nun als Regimentsarzt in Stuttgart sich bewähren. Jubelnd über die neue Freiheit gibt er sich den tausendfachen neuen Eindrücken und Reizen hin, legt begeistert die letzte Hand an das Werk, an das er die ganze Kraft seines Wesens gewendet. Die Räuber erschienen im Druck. (1781.) Wer vermochte den Eindruck wieder zu geben, den dieses grossartig wilde, regellos erhabene Erzeugniß einer jugendlichen Dichterkraft bald in der ganzen Nation hervorbrachte? Erkannten die Einsichtigen auch wohl, daß der Dichter von den mächtigen Ideen, deren Verkünder er sein wollte, noch unklar, willenlos beherrscht, daß er noch fern davon war, über ihnen stehend sie künstlerisch zu durchdringen und zu verklären; ist es auch vollkommen wahr, was man vom Uebertreiben der Kraft, von der Uniformlichkeit des Stoffes, von dem noch unentwickelten Sinn für künstlerische Form und Gestaltung, für Maß und Regel schon damals gesagt hat — auf der andern Seite erschien eben so unläugbar, daß lebhaft fortbarrierende Handlung, tiefe wahre Empfindung, kühner Flug der Phantasie, schlagkräftige Kraft der Sprache ein dichterisches Vermögen der seltensten Art, insbesondere den Beruf zum dramatischen Dichter in eminenter Weise bekundeten. Und selbst der sittliche Ernst, der sich in Schiller's ganzem inneren Leben und Schaffen als tiefste Grundlage seines Wesens kennzeichnet, die Richtung einer edeln Natur auf das Reine, Große und Erhabene ist in dem wilden Erstlingsdrama nicht zu verkennen. Will er denn nicht darstellen, daß der Unnatur gegenüber, welche die heiligsten Bande nicht ichene, auch ein edles Gemüth zu dem wilden Gedanken kommen könne, daß nur durch Frevel der Frevel zu tilgen, nur durch völlige Vernichtung des entarteten Alten ein besseres Neues hervorzurufen sei?

Nach der ersten Aufführung des Stückes in Mannheim, welcher er heimlich ohne Urlaub beigewohnt hatte, vielseitige fürmliche Thätigkeit in Stuttgart. In einem Almanach, einer südrischen Blumenlese, wie sie genannt wurde, erschienen von ihm, aber ohne seinen wahren Namen, eine Reihe von Gedichten, zum Theil aus dem Geiste der Räuber hervorgeflossen, voll ungestümer Kraft — zum Theil in mehr naiver, objektiver Haltung, alle Zeugen des sich mächtig entfaltenden Genius. Aber der Arzt zum dramatischen Schaffen spricht lauter in ihm als alles Andere. Er sinnt auf neue Stoffe. Die Gedanken zu den beiden andern Jugendromanen werden bald lebendig: Fiesko und Luise Millerin oder Kabale und Liebe. Freiheit ist auch in ihnen die gestaltende Idee, städtische Freiheit in dem einen, in dem andern Freiheit von den Schranken, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse aufgerichtet haben. Aber ehe noch diese Entwürfe zur Ausführung kommen, hat der Dichter bereits mit einem kühnen Schritte die Verhältnisse zerrissen, die ihn an den Herzog banden und die ihm je mehr und mehr als unerträgliche Fesseln erschienen. Das Amt selbst machte sich ihm als eine schwere Bürde fühlbar. Als nun aber gar noch der fürstliche Wille seinem poetischen Schaffen hemmend und mit schwerer Ahndung drohend entgegentritt, da erscheint es als heilige Pflicht, sich einer Lage zu entziehen, welche die Entwicklung der vorgezeichneten Kraft unmöglich macht. Das Gefühl dankbarer Verpflichtung gegen den fürstlichen Erzieher, selbst die liebevolle Gesinnung um die Seinigen verstummen noch langerem Kampfe. Er hofft in Mannheim, wo sein erstes Werk so begeisterte Aufnahme gefunden, eine Stellung zu gewinnen, die ihm alles das bieten werde, was er in Stuttgart vermißte. Tief bewegt, in nächtlicher Stille, unter fremden Namen, verläßt er die Heimath. Ihm zur Seite ein Freund, der durch seine treue aufopfernde Liebe für den Flüchtling sich ein unvergeßliches Verdienst um die Welt erwarb; es war der junge Munker Streicher. In Mannheim aber zeigen sich die Verhältnisse nicht so günstig, als sie aus der Ferne erschienen waren. Die Furcht vor fürstlicher Rache treibt ihn mit dem Freunde zu einer Abwechslung nach unserer freien Stadt. Trüben über dem Maine verlebt er zwei Wochen in möglichst unbeachteter Stille, mit seiner Luise Millerin eifrig beschäftigt. Aber die gemeine Noth des Lebens tritt ihm hier peinlich nahe. Jetzt opfert der Freund, was zu einer Kunstreise bestimmt war, und so kehren die Genossen in die Nähe von Mannheim zurück, um in stiller Verborgenheit zu erwarten, wie die Dinge sich weiter entwickeln werden. In dem kleinen Orte Oggersheim ist der Dichter mit seinem bürgerlichen Drama, zugleich auch mit der Umarbeitung des Fiesko für das Bedürfniß der Bühne eifrig beschäftigt. Aber auch in dieser Umgebung wird das Stück von dem vorsichtigen, Anton scheuenden Dalberg abgelehnt. Da wird eine edle Frau der Jünglings Schützerin und Pflegerin:

Frau Henriette v. Wolzogen, ihm von Stuttgart befreundet, bietet ihm eine stille Zuflucht auf ihrem thüringischen Gute Bauerbach an. (Ende 1782.) Bleibt eine Einladung, daß er nun ohne quälende Sorge seinen poetischen Arbeiten leben kann! Neue Entwürfe tauchen auf. Die Gestalt des Don Carlos tritt vor seine Seele. Auf längere Dauer aber kann den nach Leben und Bewegung Dürstenden die Abgeschiedenheit des ländlichen Aufenthaltes nicht halten; leidenschaftliche Verirrungen der stürmischen, unbewachten Brust kommen hinzu. Er kehrt nach Mannheim zurück, wo jetzt günstigere Sterne leuchten. Es erfolgt seine Anstellung als Theaterdichter auf ein Jahr. Was mochte er Höheres wünschen? Einer durch treffliche Leitung und bedeutende schauspielerische Kräfte damals hochstehenden Bühne soll er sein Talent weihen; es öffnet sich ihm die glänzende Aussicht, in großen dramatischen Schöpfungen der Nation ein lebendiges Bild vor die Seele zu stellen derselben, was sie ist und was sie werden soll und kann. Denn von so hohem Standpunkte aus betrachtete er den Beruf des dramatischen Dichters, und schon früher hatte er in seiner Untersuchung „über das gegenwärtige deutsche Theater" diesen Standpunkt gewonnen, hatte gezeigt, ihm schwebe ein Ideal vor, das aber nur zu erreichen sei, wenn Publikum, Dichter und Schauspieler von der Würde der Bühne durchdrungen seien; der Geist der Zeit dränge zum Drama und das Drama könne diesen Geist reinigen, wenn nur das Publikum nicht bloß Zeitvertreib und Sinnenkitzel suche, der Dichter im Streben nach Naturwahrheit nicht das Maß überschreite und der Schauspieler das Wort des Dichters nicht so sehr vernachlässige. — Wie glüht er nun vor Begeisterung, Neues, Großes zu schaffen! Wie leicht denkt er zu leisten, wozu er sich verpflichtet! Da aber erfaßt ihn ein harmnächtiges, lange nicht weichendes Fieber, welches die frische Jugendkraft tief erschüttert. Eine zweite kurze Anwesenheit in unserer Stadt hebt den langsam Genesenden über das niederbeugende Gefühl körperlicher Ermattung empor: stürmischen Beifall findet hier sein Drama Kabale und Liebe, die Begeisterung für den Dichter gibt sich in verschiedenen Kreisen auf glänzende Weise kund. Allein das leidige Uebel ist noch nicht ganz gehoben. Uebermäßige Anstrengung der Geisteskräfte, um seinen Verpflichtungen für die Mannheimer Bühne nicht untreu zu werden, und außerdem noch durch literarische Thätigkeit anderer Art von ökonomischer Bedrängniß sich frei zu machen, dann vielfach aufregender Verkehr lassen ihn schwer zu vollkommener Genesung kommen. In trüben Augenblicken denkt er jetzt ernstlich daran, so sehr es der innersten Neigung widerstrebt, zu dem ärztlichen Berufe zurückzukehren und fortan die Poesie nur in Mußestunden zu pflegen. Wie ein Lichtstrahl aus der Höhe mag ihm in solcher Stimmung eine Gabe von begeisterten Verehrern und Verehrerinnen aus Leipzig gekommen sein; unter diesen war Körner, der treffliche, vielseitig gebildete, mannlich feste, der bald einen Bund für das Leben mit dem Dichter schloß. Jetzt geht Schiller mit Feuereifer an den Carlos. Wenn nur das Mannheimer Theater nicht so ungeeignet an das neue Stück gemahnt hätte, welches noch zu liefern war. Das [illegible] den Dichter: seine ganze Natur, seine ernste Auffassung [illegible] Dichterberufes zwingt ihn, alles in die Tiefe zu verfolgen und zu erschöpfen, und dann, was sich in seinem Geiste gestaltet hat, auch in möglichst vollendeter Form zu geben. Welche Kraft des Geistes und Willens, daß er trotz aller Bedrängniß von außen an dem spanischen Drama mit aller Sammlung seines Genius arbeiten konnte! An die Stelle der Prosa tritt jetzt auch die metrische Form, und er freut sich des Gelingens, des verklärenden Glanzes, den die edlere Form über sein Werk ausgieße. Seine Stellung am Theater geht zu Ende; er vermag der Muse nicht nach den Forderungen des Theaters zu gebieten; so erfolgt keine Erneuerung des Vertrages. Er wendet sich zu literarischer Thätigkeit. Der Plan zur rheinischen Thalia wird gefaßt. Die Gunst edler Frauen, die seinem Herzen nahe kommen, die das Drängen und Treiben seines Geistes verstehn, steigert seine dichterische Thätigkeit; die Anerkennung des Herzogs von Weimar, die ihm nach der Vorlesung des ersten Aktes seines Carlos am Hofe in Darmstadt zu Theil wird, hebt ihn in den Augen der Welt. Aber Mannheim ist nicht mehr der rechte Boden für ihn. Er sehnt sich in den Kreis der Freunde in Leipzig, die ihm, wenn auch persönlich noch unbekannt, doch geistig so nahe gekommen sind. Körner schreibt ihm communende, verlangende Worte. Wie klar in Körner's Urtheil, wenn er in Bezug auf die Thalia sagt: „Es sollte mir wehe thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles was die Geschichte an Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel." Sehnsuchtsvoll nach dem neuen Leben ausschauend und doch schmerzerfüllt, reißt sich Schiller endlich los, und tritt in den Kreis der neuen Freunde. In ihrer Mitte, im lieblichen Sommeraufenthalt des Dorfes Gohlis, ermannt er sich zum vollen Gefühle seiner Kraft, und in diesem beseligenden Bewußtsein drückt er die Menschheit an sein Herz. Das Lied von der Freude gibt uns laute, begeisterte Kunde von dem, was ihn erfüllt und bewegt. Im Herbste dieses Jahres folgt er dem Freunde Körner nach Dresden. Im liebevollen, anregenden Verkehre des Körner'schen Hauses fühlt er sich „wie im Himmel aufgehoben". Seine ganze Poesiefreude und Kraft sammelt sich jetzt auf den Don Carlos; im Gartenhause des Freundes bei dem Dorfe Loschwitz wird das Drama vollendet. Das Werk steht an der Grenze der stürmisch ringenden, ruhelos auf und nieder wogenden Jugendperiode des Dichters. Während der Ausführung war er bereits zu reinerer Entwicklung seines Genius mächtig fortgeschritten. Was ursprünglich nur ein Familiengemälde in [illegible] sein sollte, ein Bild der Zerrüttung, welche der [illegible] in dem eigenen Hause verschindet, das wird eine ideale, die mächtigen geschichtlichen Verhältnisse zwar weit überflügelnde, aber großartige Verherrlichung staatsbürgerlicher Freiheit gegenüber dem Despotismus. Aber wie viele andere Pläne und Arbeiten drängen sich in dem Geiste des Dichters! Aus den eindringenden Gesprächen mit dem Freunde Körner gehen die philosophischen Briefe hervor. [illegible] unabweisliche Bedürfniß nach wissenschaftlicher Verständigung kündigt sich in ihnen an, das Bedürfniß, die Ideen, die in ihm leben, fest und klar auszusprechen, und eben so an der Hand der Geschichte einen tieferen Blick in die Entwicklung der Menschheit zu thun. So tritt er in die Periode des wissenschaftlichen Denkens und Forschens. Die poetische Kraft gibt sich während dieser Jahre nur in einzelnen Momenten besonderer Anregung kund; sie ruht, aber nur, um durch die gewaltige Geisteesarbeit zu vollen-

deter Reinheit und Selbstbeherrschung hindurch zu dringen. Geschichte und Philosophie, das sind die Gebiete, die er jetzt mit unermüdlicher Ausdauer durchwandert; zunächst hauptsächlich die Geschichte, in der er dem innern Zusammenhang der Dinge, den gestaltenden Ideen, den hervortretenden mächtigen Persönlichkeiten mit scharfem Blicke nachspürt. Vor allen die dramatischen Momente, die Sturmperioden im Völkerleben, wo gewaltige Kräfte mit einander ringen, um Neues aus dem Alten hervorzubilden, fesseln sein Auge. So entsteht die Geschichte des Abfalls der Niederlande, auf welche außer manchen andern historischen Studien oder charakteristischen Uebersichten einige Jahre später (1790—92) die Geschichte des dreißigjährigen Krieges folgt. Schiller ist auch als Historiker berufen in einer Zeit, wo die deutsche Geschichtschreibung eben erst anfing, aus dem engen Bereich der Fachgelehrsamkeit herauszutreten, um Werke zu schaffen, die in gleicher Weise wie die hervorragenden anderer Nationen den großen Stoff auch in würdiger, nationaler Weise darstellen. Wie Alles, so treibt er auch dieß mit Begeisterung und in großem Sinne. Er wollte ein lebendiges Bild von der Entwicklung der Menschheit in ihren wichtigsten Begebungen und Wandlungen geben, nicht bloß politische Thaten und Ereignisse, sondern den gesammten geistigen Proceß des Völkerlebens, den wir Geschichte nennen. Und aus den Quellen wollte er seine geschichtlichen Anschauungen schöpfen, wenn ihm dieß auch trotz seines schnell eindringenden Geistes nur zum Theil gelingen konnte. Mag es auch sein, daß nicht selten der Dichter über den ruhigen, gebietenden Geschichtschreiber den Sieg erringt: in manchen Beziehungen hat er uns doch meisterhafte Darstellungen gegeben. Wie leicht und übersichtlich weiß er den gewaltigen verworrenen Stoff des niederländischen Kampfes, des dreißigjährigen Krieges zu ordnen, wie versteht er es, entscheidungsvolle Ereignisse lebendig vor unser Auge zu stellen, eigenthümliche, mächtig wirkende Charaktere mit festen Strichen zu zeichnen; wie scheint sein genialer Blick in die Tiefe der Dinge oft zu eringen, was an erschöpfendem Studium fehlt! So erklärt sich der außerordentliche Erfolg seiner Arbeiten.

Unterdessen aber hatte Schiller Dresden verlassen und war an dem Musenhofe in Weimar in den glänzenden Kreis getreten, der sich um ausgezeichnete fürstliche Personen versammelt hatte. Nur der Größte in diesem Kreise fehlte; Göthe war in Italien. Vielfach anregender Verkehr mit Herder und Wieland und wie sie alle heißen mögen, so wie auch volle Anerkennung wird ihm zu Theil, wenn freilich auch manche Entzweiung nicht ausbleibt. Auf einem Ausfluge zur Schwester in Meiningen betritt er zum ersten Mal die Stätte der Familie, mit welcher ihn bald heilige Bande vereinigen sollen. Was bei dem flüchtigen Besuche nur leise in der Seele sich regen mochte, wird im folgenden Sommer, den er in unmittelbarer Nähe der Familie in ländlicher Stille verlebt, zur entschiedenen Neigung. Die hatte aber in so tief erregtem Gemüthe trotz strenger wissenschaftlicher Arbeit die Muse ganz schweigen können? Die Götter Griechenlands stammen aus dieser Zeit. In dem Gedichte die Künstler spricht er seine hohen Ideen über Kunst und ihre Bedeutung für das Leben der Menschheit aus. Nicht minder vertieft er sich in die klassischen Werke der alten Dichter. Homer in der Voßischen Uebersetzung ist ein stets willkommener [illegible] im Kreise des befreundeten Hauses; die tragischen Dichter der Griechen werden seine Lieblinge, vor allen Euripides.

Aber seine Hauptaufgabe bleibt zunächst die Geschichte, und bald ist er auch durch das lebendige Wort des mündlichen Vortrags auf diesem Gebiete thätig. Im Jahre 1789 wird er Professor in Jena. Der Gedanke, auf die ernstere Jugend einer Hochschule bildend zu wirken, sie für das Edle und Hohe zu begeistern, fällt seine Seele, und gleich der erste Vortrag vor einem Zuhörerkreise, der den größeren Theil der akademischen Jugend in Jena umfaßte, der Vortrag über die Frage: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ gibt laute Kunde von dem, was er in solcher Stellung zu leisten vermochte. Hätte ihm nur diese Stellung auch geboten, was das äußere Leben des Menschen verlangt, daß er nicht genöthigt gewesen wäre, durch literarische Arbeiten von mancherlei Art für das tägliche Bedürfniß zu sorgen. Und doch hat ihn das nicht überwältigt; es war wohl im Gegentheil eine zwar harte, aber treffliche Schule, in welcher sein mächtiger Geist alle Kraft zu voller Wirkung entfaltete. — Der heiße Wunsch seiner Seele geht jetzt in Erfüllung: er begründet einen eigenen Herd, Charlotte von Lengefeld ist es, die das heilige Feuer desselben bewahren soll. Diese reine, feinfühlende Frauenseele, voll hingebender Liebe, hoch emporblickend zu dem mächtigen Geiste und doch im Stande seinem Fluge zu folgen, sie war in hohem Grade befähigt, jenes wie keine andere Gunst des Geschickes beseligende Stilleben des Hauses zu schaffen, nach welchem der rastlos Strebende so sehnlichst verlangt. (Febr. 1790.) „In harmonischer Gleichheit, ruhig und hell“, — so sagt er selbst — fließen ihm die Tage jetzt hin. Die Lust zu viel umfassender Arbeit steigt dadurch noch höher. Ach, wenn nur auch der Körper den Forderungen dieses Geistes an Kraft und Ausdauer gleich gewesen wäre! Aber schon im nächsten Jahre bringt ein bedenkliches Brustübel eine lange schmerzliche Unterbrechung der Thätigkeit, und wenn auch die Gefahr vorübergeht, das volle reine Gefühl der Gesundheit kehrt dauernd nicht mehr zurück. Wie aber weiß der herrliche Mensch diesen Zustand zu tragen! welche sittliche Kraft ist es, die ihn befähigt, jene leidensreiche Zeit für die große Aufgabe seines Lebens zu benutzen, über die körperliche Verstimmung, die auch in besseren Tagen gar oft nicht fehlt, Herr zu werden. Daß er aber fortwährend, wenigstens auf längere Dauer nicht mehr mit der klerikalen Noth des äußeren Lebens zu ringen habe, dafür sorgen jetzt begeisterte Freunde aus dem Norden — die Namen des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann dürfen in diesem Lebensbilde nicht unerwähnt bleiben —, sie bieten ihm, „um der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten“, einen nicht unansehnlichen Gehalt auf drei Jahre in so würdiger zartgefühlter Weise an, daß der Dichter nicht zögert, die Gabe anzunehmen. Jetzt athmet er hoch auf; er schreibt an Körner: „das, wonach ich mich schon lange gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorge los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“ Zunächst sind es jetzt für längere Zeit (1792—96) vorwiegend philosophische Studien, die er mit dem tiefen Ernste seines Wesens durchführt, um seine Ideen über Kunst und Leben zu völliger Klarheit durchzubilden. Der große Denker in Königs-

berg, Kant, der mit unerbittlicher Schärfe die Grenzen menschlicher Erkenntnis feststellte und mit dem strengen Ernste eines Gesetzgebers die sittlichen Forderungen unserer Natur aussprach, hatte damals den gebildeten Theil der Nation mächtig ergriffen, und auch der Dichter entzog sich diesem Einflusse nicht. Wie wäre es auch anders denkbar bei dem, dessen begeisterter Seele jedes ideale Streben so nahe stand, dessen tief sittlicher Auffassung des Lebens den Lehren des Königsberger Weisen so nahe verwandt waren, der in den ästhetischen Sätzen desselben einen sichern Boden finden mußte, um die eigenen Anschauungen über Wesen und Bedeutung der Kunst fest zu begründen? Unter diesem Einflusse arbeitet er rastlos, Alles jedoch in eigenthümlicher Weise gestaltend. Es ist sein großer Gedanke, gegenüber der innern Rohheit seines Zeitalters auf der einen Seite und der Verbildung auf der andern vor dem Forum des denkenden, sittlich bestimmten Geistes die Kunst in ihrer ganzen Würde hinzustellen und nachzuweisen, daß sie die höchsten Interessen der Menschheit vertrete, daß sie im Stande sei, den Menschen zu jener harmonischen Entwicklung zu führen, welche durch edle Einfalt und wahre Natur, durch Maß und Begrenzung alles Rohe und Unwürdige verbanne, welche das, was zunächst als strenges Gebot der Pflicht erscheine, zur Freude und Liebe des Menschen mache. Fühlen wir da nicht das Weben des Geistes, der seit nahezu zwei Jahrtausenden in den christlichen Völkern reinigend gewirkt und eine neue Welt gestaltet hat? ist das nicht die Lebensauffassung, in welcher Liebe das bewegende Prinzip ist? — Ein hoher Standpunkt, auf welchem der Dichter mit aller Kraft seines Wesens sich befestigt, um so freudiger in seiner Thätigkeit, weil das Glück des Hauses ihm den heitern Frieden der Seele sichert, weil einsichtsvolle Freunde mitstrebend ihn umstehen. In anderer Weise wohlthuend war es für ihn in dieser Zeit, daß er die schwäbische Heimath wiedersah (1793), die Eltern, die Schwester, so manche Freunde. Er blieb lange in ihrer Mitte, in der Heimath wurde ihm ein Söhnlein geboren, er genoß Ruh, wie er dankbar ausspricht, zugleich die Freude des Sohnes und des Vaters. Und doch konnte er sich nicht entschließen, so wenig jetzt als später, wo ein förmlicher Ruf an ihn erging, der alten lieben Heimath für immer anzugehören. — Die im Grunde gar nicht unterbrochenen Studien werden nach der Rückkehr mit neuer Lust, mit erhöhtem Verlangen nach dem abschließenden Ziele weiter geführt. Zu den alten Freunden (Körner, der treue, einsichtsvolle, stand ihm unter denselben am nächsten, mit ihm verhandelte er über alles, was sein inneres Leben und Arbeiten betraf), zu ihnen treten andere Männer von höchster Bedeutung, die den Dichter auf seinem mühevollen Wege fördern und ermuthigen: außer Reinhold, Fichte, vor allen Wilhelm von Humboldt, der feine Kenner des Alterthums, der Gründer einer streng wissenschaftlichen Sprachforschung. Tägliche Gespräche mit dem Freunde, fast immer tiefgehender Art, geben dem Dichter eine Anregung, die alle Kräfte seiner Seele löst und befreit, so daß die Gedanken in mächtigem, klarem Flusse hervorströmen. Herrlich zeichnet dieß Humboldt in einem Briefe an Körner: „Niemand konnte weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei dem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleich bleibende Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammen schmolz, ihn manchmal im Gespräche so werden ließ, wie ich nie einen anderen Menschen gesehen habe. Es ist unbegreiflich, wie unendlich klein immer alle andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkamen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen auf irgend einer Seite, wie wenig begeistert für das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff."

Aber so innig und fruchtreich dieser Freundschaftsbund mit Humboldt auch war, ein noch tiefer begründeter, bedeutungsvoller sollte sich um diese Zeit — im Jahre 1794 — für das Leben knüpfen, lange ersehnt von beiden Seiten, und doch, weil der rechte Moment zum inneren Verständniß noch nicht gekommen war, bisher von beiden gemieden. Es ist der Freundschaftsbund mit Göthe. Welch' ein erhebender Anblick! Die beiden größten Dichter unserer Nation in dem vertrauteren Geistesverkehr, alles was in ihrem innersten Leben sich regt, mit einander theilend, sich gegenseitig fördernd, lämternd, jeder der ebenbürtigen Kraft des Andern mit reiner, liebevoller Freude sich bewußt. Beide so selbständige, im höchsten Sinn des Wortes ursprüngliche Naturen, und doch so mächtig, so segensreich einer auf den andern wirkend! Der Briefwechsel läßt uns einen tiefen Blick in dieses wunderbare Bündniß werfen und dem ganzen Verlaufe desselben folgen. Er ist ein reicher Schatz für uns. Wie rasch kommt es zwischen ihnen zu voller Verständigung. Mit Begeisterung entdecken sie bei der ersten Unterredung, wie ihr Begriff des Schönen, obgleich von verschiedenen Standpunkten ausgehend, doch so genau übereinstimme. Von diesem Tage an rechnet Göthe eine neue Epoche seines Lebens. Wie tief ergriff Schiller des Freundes innerstes Wesen, wenn er redet von Göthe's „gleichgewogener Kraft und beobachtendem Blicke, der so still und rein auf den Dingen ruht." Alsbald beginnt nun der lebhafteste Verkehr über alles, was ihre Seelen bewegt, über die wissenschaftlichen Arbeiten, die in einem befriedigenden Ende geführt werden müssen, über die dichterischen Ideen, vor deren Gestaltung das eigentlich wissenschaftliche Denken mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Nachdem Schiller in den Schriften über Anmuth und Würde, in den ästhetischen Briefen, in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung die Ergebnisse seiner philosophischen Arbeit niedergelegt hat, da tritt sich der Trieb dichterischen Schaffens unwiderstehlich in ihm. Jetzt erst, jetzt, denn durch die philosophischen Studien seine sittliche Lebensanschauung geklärt und sein Dichterbewußtsein gegen alle Zweifel gesichert, nachdem seine Ideenfülle, Gedanken und Empfindungen zu schärfster Bestimmtheit herausgebildet, vollkommen entwickelt ist, nachdem er durch die historischen Studien einen selbständigen Blick in die wichtigsten Epochen der Geschichte gethan, einzelne Theile derselben durch eindringendere Forschung näher kennen gelernt hat, überall vor dem Auge des Dichters arbeitend, der die Ereignisse und Gestalten auf ihre poetische Bedeutung anstellt, jetzt, von dem Freunde mächtig gehoben, den er selbst wieder in neuem Schaffen anregt, tritt der Dichter mit vollentwickelter, gereinigter Kraft hervor. Es beginnt die Zeit der vollendeten Meisterschaft. Und wie [illegible] Kraft in reichster Fülle hervor ungeahnet aller Hemmnisse des siechen Körpers und vielfach getrübender, ermüdender Geschäfte literarischer Art! Eine Reihe von lyrischen Dichtungen in die

nachste Gabe: Ideal und Leben, der Zwiespalt, in welchen der Frauen, sind nur einige von ihnen. Man hat sie als Xdendichtungen bezeichnet. Wohl: die tiefsten Xdeen, seine ganze ideale, auf das Hohe, das Ewige und Unvergängliche bezogene Weltanschauung gibt uns der Dichter, aber nicht in abstracter Form, sondern von dem warmen Hauche der Begeisterung getragen, von dem duftigen Gewande der Poesie umhüllt.

Bald darauf (1796) vereinigten sich die Freunde, vielfach gereizt durch Verkehrtes und Unreifes in Literatur und Leben, so wie auch durch einseitiges Urtheilen über ihre eigenen Werke, zu einer That rücksichtsloser Kühnheit. Die Xenien gehen in die Welt aus, auf daß sie wie zündende Blitze die geistige Atmosphäre unserer Nation reinigen; sie treffen auch manches wunden schuldige Haupt. Die deutsche Welt geräth in stürmische Bewegung; gekränktes Selbstgefühl macht sich in den heftigsten Anfällen Luft. Die Freunde aber lassen die Leidenschaften toben, ohne zu erwiedern. Sie schicken sich an, durch große würdige Werke zu erweisen, daß ihnen das Recht so strenger Zuchtigung zugestanden habe. Schiller denkt an dramatische Pläne. Wallenstein, schon seit langer Zeit in seinem Geiste sich regend, tritt nun entschiedener hervor. Grade jetzt aber stürmt die Unruhe des Lebens schwerer als je auf ihn ein. Den erschütternden Ereignissen jenseits des Rheines, welche das staatliche und gesellschaftliche Gebäude langer Jahrhunderte in Trümmer gelegt hatten, war Schiller von Anbeginn mit gespannter Seele gefolgt. Großes und Heilsames für die Welt hoffend; als aber blutige Gräuel auch dem scharfblickenden Auge den Segen verhüllten, der aus diesen Stürmen noch für künftige Geschlechter hervorwachsen mochte, da wandte sich unser Dichter mit heiligem Abscheu weg. Nun drang der Streit, die unselige Folge jener Ereignisse im Nachbarstaate, immer näher in das Herz des deutschen Landes ein. Die Familie in Schwaben war gestöhrt. Entsetzende Kranlheit raffte eine der Schwestern hin. Bald kam auch die Trauerbotschaft vom Tode des Vaters. Wie hart war das liebevolle Gemüth des Dichters getroffen! Und doch wußte er alle Kraft zu sammeln in seinem großen Werke, nahm auch an den Freundes neuer, unnachahmlich schöner Dichtung „Hermann und Dorothea" den innigsten Antheil. Rüsten unter den riesgehenden Arbeiten, um des gewaltigen Stoffes zum Bildnisse Herr zu werden, gewann er im Wechsel mit dem Freunde Muße und Stimmung zu einem Strauße von kleineren Dichtungen. Die meisten Balladen gehören dieser Zeit an (1797); nur wenige sind späteren Ursprunges. Das Volksmäßige dieser Dichtungsart, in welcher Lyrisches und Lyrisches sich mischen, ist durch den eigenthümlichen Genius Schillers, durch den Ernst und Duft seiner Sprache verklärt. Die Balladen sind tief in das Herz des Volkes eingedrungen. Es ist ächte Kunst, die immer von neuem mit frischer Kraft ergreift. Noch eine andere Dichtung, deren Gedanke schon lange aufgetaucht, dann wieder zurückgetreten war, eine Dichtung so eigener Art und so vollendet, daß wir ihr kaum etwas Anderes an die Seite zu setzen haben, entfaltete sich jetzt zu voller Gestalt und Schönheit, das Lied von der Glocke.

Noch vor Vollendung dieses Liedes aber war die große dramatische Schöpfung abgeschlossen. Eine hohe, düstere Gestalt steht im Mittelpunkte des Drama's: dieser dämonische Mensch weidet sich an dem Bewußtsein seiner Machtfülle, an dem Gedanken, daß es von seinem Willen abhänge, das Oberhaupt des Reiches zu demüthigen und sein eigenes Herrschergebot an die Stelle zu setzen; er mißachtet die sittlichen Schranken, die auch der Gewaltigste nicht ungestraft verletzt, bis er in vollem Bewußtsein, sein eigenes Urtheil zu schaffen, den verhängnißvollen Schritt thut, nicht weil er will, sondern weil er sich gezwungen sieht, thut zu thun.

Durch den unerhörten Erfolg dieses Werkes fühlt sich Schiller in seinem dramatischen Beruf vollkommen bestätigt, und so folgt denn nun ein großartiges dramatisches Schaffen bis zum nicht mehr fernen Ziele seiner Laufbahn hin. Zunächst Maria Stuart. Er bleibt der Geschichte, so weit das Bild jener Zeit dem Forscher damals erkennbar war, in den Hauptzügen treu. Im Hintergrunde wirken die mächtigen geschichtlichen Gegensätze von Briten und Schotten, von protestantischem und katholischem Glauben, und wer bewundert nicht die Kunst, die strenge Gerechtigkeit, mit welcher Licht und Schatten vertheilt ist? Wie versteht es der Dichter, die unglückliche Heldin unserm lebendigsten Mitgefühl nahe zu bringen, ohne uns doch ihre Schuld aus den Augen zu rücken: der englischen Königin gegenüber leidet sie den unverdienten Tod, und doch erkennt sie denselben im Angesicht des höheren Richters für vollkommen gerecht. Von dem nächsten Drama, der Jungfrau von Orleans sagt Göthe: „es ist so gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Herrlich offenbart sich in diesem Drama der Sinn unsers Dichters für nationale Auffassung der Geschichte. Und ist es nicht wunderbar, daß es nicht unsere deutsche Brust: das Große und Ungewöhnliche, welches die eigene Nation in späterer Zeit nicht zu fassen vermochte, welches einer ihrer glänzendsten Geister in den Staub der Gemeinheit hinabzog, stellt der deutsche Dichter mit begeisterter Seele in seiner Reinheit und Herrlichkeit hin. Die schwache Jungfrau wird im frommen Glauben an ihre himmlische Sendung, in der unbedingten Hingebung an diesen Beruf zur Heldin, vor der kriegserfahrene Männer sich beugen, die die geeinten Kräfte ihres Volkes mächtig hebt, so daß in entschlossenem Kampfe die Schmach fremder Unterdrückung getilgt wird. Wie mag es des Dichters Seele ergriffen haben, als er von dem Besuche des Freundes in Dresden zurückkehrend, bei der Aufführung der Jungfrau in Leipzig den Jubel des Beifalls vernahm, als ihm nachher, dem Hinausgehenden, die wiederholten Zeichen der Liebe und Bewunderung in ehrfurchtsvollem Zurücktreten und stummem Grüßen zu Theil wurden. Es war im Herbste 1801. Damals hatte er bereits seit zwei Jahren seinen Wohnsitz in Weimar genommen, um leichter die Anschauungen der Bühne zu haben und in unmittelbarer Gemeinschaft mit Göthe zur würdige Darstellungen sorgen zu können.

Das Bedürfniß, sich in seinen Arbeiten äußere Störung möglichst fern zu halten, trieb ihn bald zum Erwerb eines eigenen Hauses, in welchem er sich behaglich einrichtete. Ach gleich die ersten Tage des Besitzes brachten schon Trauer: in der fernen Heimath schied die Mutter aus dem Leben; eine Verflechtung der Schicksale, die ihn mächtig ergriff. Auch die Anfälle des alten Uebels wurden häufiger. Gleichwohl erhielt er

mit freudigem Muthe an ein neues Werk, für welches ihn die griechischen Tragiker begeistert haben. Rasch ist die Braut von Messina vollendet. Die Wirkung ist hinreißend durch die dramatische Kraft einzelner Scenen, die volle Persönlichkeit der Charaktere, durch den hohen ernster Gang der Chöre, durch den wunderbaren Klang und Glanz der Sprache.

Noch während dieser Arbeit, in Stunden, wenn die Seele des Dichters von der schaffenden Thätigkeit ruhte, haben historische Studien ein neues Drama vorbereitet. Schon vor Jahren hatte Göthe den ersten Gedanken zu demselben angeregt. Es ist das Dichters Hauptaufgabe während des Jahres 1803. In den ersten Monaten des folgenden ist es durchgeführt, Wilhelm Tell, das Drama der Freiheit; der Freiheit, wie sie jetzt vor seiner Seele stand, nachdem die Ruhe eines sittlich und künstlerisch durchgebildeten Geistes errungen war. Der Tell beginnt nun seinen Siegesgang durch die deutsche Welt. Der Eindruck auf die Nation ist groß, größer noch als irgend eines früheren Werkes. Von der markigen Durchführung, dem edeln Schwunge neben der vollendigsten Einfachheit werden alle Gemüther ergriffen, und mochte der Enthusiasmus nicht gesteigert werden durch das mehr oder minder zum Bewußtsein kommende Gefühl, daß der Dichter mit diesem großartigen Bilde eines Ahn und mannhaft ringenden Volkes prophetisch auf eine nicht mehr ferne Zukunft der deutschen Nation hindeute, die damals unter fremdem Herrschergebote [illegible], ob bald, was in der Tiefe der Nation sich still vorbereitend einst zu entscheidender That hervorbrechen werde?

Es sollte des Dichters letztes großes Werk sein. Mehrfache dramatische Entwürfe, zum Theil schon viel früher gefaßt und in seiner Seele bewegt, deuten auf eine großartige Thätigkeit, die er entwickelt haben würde, wäre das Ziel seines Schaffens ihm ferner gesteckt gewesen.

Eine Reise nach Berlin, wo begeisterte Liebe ihn von allen Seiten umgab, schien zu seiner Berufung des Dichters, welchen die Königin Luise so gern in ihrer Nähe preisen hätte. Wenn auch ein Blick auf seine Familie ihn für einen Augenblick geneigt machen mochte, [illegible] die glänzenden Bedingungen einzugehen: seine dankbare Anhänglichkeit an das Herzogliche Haus, der Gedanke an den Freund, dessen tägliche vermittelnde Nähe er nicht mehr zu entbehren wußte, auch wohl die in seiner wankenden Gesundheit begründete Scheu vor neuen Verhältnissen bestimmte ihn zu bescheidener Ablehnung. Bald erinnerte ihn eine heftige Krankheit und in ihrem Gefolge eine lange nicht zu bewältigende Schwäche an das nahe Ziel. Zwar raffte er sich wieder auf, schöpfte neuen Muth des Lebens. Das Festspiel: die Huldigung der Künste (beim Einzug der russischen Großfürstin), die Uebersetzung der Phädra, Scenen eines neuen Drama's, des falschen Demetrius, gaben Zeugniß von erneuter Thätigkeit. Aber es war nur ein letzter, kurz dauernder Sieg des Geistes über den krankes zusammen sinkenden Körper. Ein neuer Fieberanfall war nicht mehr zu bewältigen. Am 9. Mai 1805 in der Abendstunde war der letzte irdische Kampf durchgekämpft. Die Ruhe der Verklärung lag auf den edeln Zügen des Hingeschiedenen.

Ein großes Leben war beschlossen, in der Mitte der männlichen Jahre schon beschlossen. Der mächtig und tief arbeitende Geist hatte die Kräfte des Körpers rasch verzehrt. Aber dieser Geist hatte sich in seiner ganzen Fülle und Tiefe offenbart, war durch Sturm und Kampf zu selbstbewußter Klarheit und Ruhe hindurchgedrungen, hatte in unreinen, lebenskräftigen Gebilden das Höchste und Erhabenste, das Reinste und Innigste ausgesprochen, was Menschen zu denken und zu empfinden vermögen. In dankbarem Bewußtsein dieses köstlichen Besitzes, in demüthiger Scheu vor der höheren Lenkung menschlicher Dinge weiden wir darum die trauernde Frage, was uns der Genius des Dichters noch Herrliches hätte geben können, wäre ihm ein späteres Ziel beschieden gewesen. Wir freuen uns dankbar dessen, was wir besitzen. Es ist ein heiliges Vermächtniß an uns, an sein Volk, ja wir dürfen sagen, an die Menschheit, denn weit über die Grenzen seines Volkes hinaus weiß sich sein Genius Bahn zu öffnen. Aber vor allen andern ist er ein nationaler Dichter, der Dichter des deutschen Volkes, des Volkes in allen seinen Schichten und Stufen, selbst denen, die vom fluthenden Strome geistiger Bildung nur wenig berührt werden. In einer nach Neugestaltung in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Sitte, in Völkerrecht und nationalem Leben ringenden Zeit steht er da als geistesgewaltiger Vorkämpfer, als Prophet, der Ihm entspricht, was in der jährenden Zeit sich bewegt. Glänzend leuchtet er seinem Volke voran, der mächtige Bildner und Herrscher des deutschen Wortes, er hebt die Jugend mit süßer Lust zu unaufhaltsamer Begeisterung für jedes Hohe und Gute, mit seinem reinen, allen Nebrigen abgewandten Blick in das Leben, mit dem Zauber seines dichterischen Ausdrucks; er erfaßt die Nationen durch die Tiefe seiner Anschauungen, durch den sittlichen Ernst, der schon in der stürmenden Jünglingsfeuerlust die bewegende Kraft war, dann aber in der strengen Schule des Denkens und Forschens zu maßvoller, milder Klarheit sich läuterte, durch die schöpferische Kraft, mit welcher er vollendete Bilder menschlichen Strebens und Lebens entwirft: Das ist er uns, das wird er uns bleiben; er, wie der große Freund, der mit ihm auf gleicher Höhe wandelt, unseres Volkes Freude, sein Stolz, sein unvergänglicher Ruhm!"

Zur Einleitung des I. Theils.

(Von Herrn Director Dr. Classen.)

„Wie festlich regt sich's heut' in allen Landen,
So weit der Deutsche deutschen Sinn bewahrt!
O, seine Lust, o, ungewohnte Freude:
Das Vaterland durch Ein Gefühl vereint!
Es gilt den Fall des treuen, tiefen Dankes
Dem Besten seiner Söhne darzubringen.
Ihm, dessen Wort die tiefste Brust bewegte,
Zu edlem Schwung der Seele Kräfte hob,
Der seines Volkes ein'res Geisteseleben
Mit unvergänglich hohen Bildern schmückte!

Und wir, die wir noch Reiches nicht zu bieten haben,
Wie feiern wir den hohen Dichtergreis,
Der mächtig uns das junge Herz ergriff?
Nur eins sei uns vergönnt: versuchen wir's,

Aus seiner Dichtung nie erschöpftem Schatze
Die Klänge vor die Seele uns zu rufen,
Aus denen sich sein edles Bild erbaut!
Das ist des Genius wunderbares Wirken,
Daß, was er schuf, durch alle Zeiten lebt:
Daß, was er uns aus seiner Fülle schenkte,
Ihm selbst als Dankesgabe wiederkehrt.

So laßt es heute freundlich Euch gefallen,
Daß wir vor Euch in kunstlos schlichter Weise
In seinem Wort sein Bild vorüberführen.
Nur längst Gekanntes bringen wir von Neuem;
Nur unvollkommen hört Ihr's heute wieder;
Doch seines Geistes Hauch, so hoffen wir,
Wird auch aus schwachem Munde zu Euch dringen.

Und so versetzt Euch erst in jene Zeiten,
Wo seine jugendliche Seele noch,
Mit schrankenlosen Trieben vorwärts drang!
Des langen Druckes Fessel war gesprengt,
Die trotz der Hemmung seine Kraft gestählt:
Mit tiefen Zügen athmet Freiheit er!
Doch mit der Fessel war das Maß vernichtet,
Und jede Schranke galt für Kerkerhaft.
Ihr kennt sie, die titanischen Gebilde,
Die sein gewalt'ger Geist in's Leben rief:
Sie haben mächtig in die Zeit gegriffen,
Und dumpfe Ruh zum Sturme aufgewühlt.
Doch was des Dichters eignen Busen füllte,
Sein Ringen, Zweifeln, ruheloses Sehnen,
Er spricht es selbst in starken Zügen aus.
Er hat der Menschheit Erbenloos getheilt:
Er hat geschwankt, gefehlt, geirrt, wie wir;
Doch auch sein Irrthum trägt der Größe Stempel,
Und durch den Zweifel winkt das hohe Ziel.
Wohl schmerzt des Flüchtlings hoffnungslose Klage;
Wohl kann sein Flug die Schöpfung nicht umspannen;
Doch was sein Herz ersehnt, es ist das Ewige!
Vergeblich sucht sein kühner Dichtergeist
Der Wahrheit Licht in Hellas Götterwelt;
Doch was ihn täuscht, es ist der Schönheit Schleier.
Wenn auch sein Posa Weltbeglückung schwärmend
Der Menschheit enge Gränzen überfliegt:
Wer so geschwärmt, der dringt zur Wahrheit durch!
Und frühe schon schwebt seinem edlen Geiste
Das hohe Bild der Bürgerfreiheit vor,
Die England sich in schwerem Kampf errang."

Zur Einleitung des II. Theils.

(Von Herrn Director Dr. Classen.)

„Der Jugend schwerste Stürme sind vorüber,
Und ebner wird auch ihm des Lebens Bahn;
Doch harte Arbeit hat ihm Gott beschieden,
Und kärglich fällt der sauern Mühe Lohn!
Was hebt im Drange kummervoller Tage
Des Dichters Geist zu frischem Muth empor?
Er selbst verkündet's uns in edlen Worten:

„Du, die du alle Wunden heilest,
„Der Freundschaft leise zarte Hand,
„Des Lebens Bürden liebend theilest;
„Du, die ich frühe sucht und fand:
„Und du, die gern sich mit ihr gattet,
„Wie sie, der Seele Sturm beschwört:
„Beschäftigung, die nie ermattet,
„Die langsam schafft, doch nie zerstört;
„Die zu dem Bau von Ewigkeiten
„Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
„Doch von der großen Schuld der Zeiten
„Minuten, Tage, Jahre streicht."

Voll Muthes wirft er sich in neue Bahnen:
Tief in der Menschheit wandelnde Geschicke
Dringt er mit hellem Forscherblick ein,
Und für die höchsten Werke seiner Dichtung
Gewinnt er frühe sich den edlen Stoff;
Und in die ew'gen Räthsel unsres Daseins,
Daran nie rasten sich der Mensch versucht,
Versenkt begeistert sich sein hoher Sinn.
In solcher Schule reift und klärt sich
Zu neuer Dichterthat der Geist des Mannes;
Und, wie er's dankbar rühmt, mit treuem Rathe,
Geleitet Freundschaft seinen Lebensweg:
Blieb ihm von äußern Gütern viel versagt,
Der Freundschaft Segen hat er voll genossen.
Als ihm der Hoffnung Strahl erlöschen wollte,
Reicht Körner ihm die starke, feste Hand,
Und ist ihm treu geblieben bis an's Ende.
Wie treibt er muthig ihn zu frischem Schaffen;
Wie liebevoll bringt auch sein Tadeln ein,
Wie freut er sich an seines Ruhmes Glanz!
So lange Deutschland Schiller's Namen feiert,
Soll Körner's Treue unvergessen sein;
Und auf des Lebens reifer Mannesshöhe,
Im Vollgenuß der reichsten Schöpfungskraft,
Schloß er mit Göthe seinen Freundschaftsbund,
Und keinen edlern kennet die Geschichte.
In neidlos reiner Freude stärkte sich
Die Kraft des Einen am Erfolg des Andern;
Elektrisch zündet Funke sich an Funken
Und Beider Dichtung strahlt in neuem Glanz!
Wähnt blinder Eifer je des Einen Ruhm
Durch Schmälerung des Andern zu erheben;
Blickt auf sie selbst — und jeder Streit verstummt
In der Bewunderung vor Beider Größe.

Zehn Jahre nur des seltnen Geistesbundes
Vergönnt dem jüngern Freund ein höh'rer Wille.
Doch seiner Dichtung schönste Früchte reifte
In wachsender Vollendung diese Zeit.
Es läutert sich die Form in strenger Zucht,
(Der Griechen Vorbild wirkt veredelnd ein)
In reinsten Wohllaut kleidet sich die Sprache,

Und eine Fülle früh empfangner Keime
Entfaltet sich zu reinem Blüthenschmuck.
Bald überschaut die sinnende Betrachtung,
Still wandelnd auf dem Pfad der Elegie,
Der Staatenbildung Gang in großen Zügen;
Sie deutet sinnvoll reizende Symbole
Zum Spiegelbild des Menschenlebens aus,
Und schlägt in höh'rem Flug der Phantasie
Die Brücke zwischen Ideal und Leben.
Bald greift die Lust zu epischer Gestaltung
Und der Geschichte hallverklungnen Sagen
Bedeutende Momente sich heraus,
Und stellt sie uns in warmathmendem Wechsel
Der Form zu bleibendem Gedächtniß auf.
Doch erst im Drama steigt in vollem Glanze
Sein Genius von Sieg zu Sieg empor,
Und froh erkannt begrüßt das deutsche Volk
Mit jedem Jahr ein neues Meisterwerk.

Und aus der Fülle dieser Schöpfungen,
Die unser Volk als theuern Schatz verehrt,
Was wagen wir vor Euer Ohr zu bringen?
Nur lose Blätter aus dem vollen Kranze,
Nur Einzeltöne einer großen Harmonie.
Vermögen wir zu bieten: nehmt mit Nachsicht
Den schüchternen Versuch der Jugend auf!
Was unsre schwache Kraft vermissen läßt,
Ergänzt es selbst aus tieferm Verständniß,
Und laßt das Dichterwort, das ewig junge
In eigner Kraft auf Eure Seele wirken.

Epilog.

(Von Herrn Director Dr. Classen.)

Was Ihr aus jugendlichem Mund vernommen,
Ihr habt mit liebevoller Nachsicht d'rin
Das was wir wollten, gern erkannt, nicht streng
Den richterlichen Maßstab angelegt.
So sei auch unser anspruchslos Fest
Ein kleiner Theil in jenem großen Chore,
Der tausendstimmig sich in diesen Tagen
Zu Schiller's Ruhm im deutschen Volk erhebt.
Ja, seit Homeros' ewige Gesänge
Den Siegeszug durch Griechenland gehalten,
Hat noch kein Dichter, so wie unser Schiller,
Im Geist und Herzen seines Volks gelebt.
Und wohl uns, daß in seinem Geiste,
In seines Wortes jugendfrischen Klängen
Das deutsche Volk den eig'nen Geist erkennt!
Wohl uns, daß jener Flug nach höhern Zielen,
Daß jenes Streben, das sich nie beriedigt,
Aus seiner Dichtung Harmonie in uns
Als tief verwandte Töne wiederklingen!
Es ist uns Bürge, daß der deutsche Geist
Nie rasten wird, dem Edlen nachzuringen.

So nimm auch Du, geliebte deutsche Jugend,
Den vollen Antheil hin an unserm Feste!
Laß Dir das Herz von Schiller's Dichtung schwellen!
Wenn je ein Dichter, hat er Dir gesungen!
Erkenne Dich an allem Großen, Schönen,
Was seine Phantasie vor Dir entfaltet,
Der Sprache Pracht, dem Adel der Gedanken!
Doch wenn Du gern verweilst in jenen Räumen,
Die sein erhabner Geist so reich geschmückt;
So bring' aus seiner heitern Dichterwelt
Ein zweifach Gut für's Leben Dir zurück:
Erkenne, was in seiner Dichtung und
Am tiefsten rührt, am mächtigsten ergreift,
Es ist das Reine, Hehre, Geistige!
Wo seines Wortes weihevolle Töne
In edlen Weisen unser Ohr berühren;
Da fühlt die Seele höher sich gehoben
Und das Gemeine bleibt im Staub zurück.
Nur für der Menschheit wahre, höchste Güter,
Die aus der Gottheit hell'ger Quelle flammen
Für Wahrheit, Tugend, Freiheit, Sitte,
Hat sich sein Herz erwärmt, sein Lied begeistert.
Sein ganzes Leben war ein Sieg des Geistes,
Der immer freier von der Sinnliche Banden
Zum Reich des Idealen, Schönen sich erhob.
Und diesen Zug nach allem geistig Hohen,
O, nehmt ihn auf, ihr jüngeren Gemüther
In Eures Strebens inn'res Heiligthum!
Der Ernst des Lebens wird Euch bald umdrängen,
Die Noth der Zeit Euch nicht unberührt;
O, haltet fest, auch in Gewühl des Tages,
Im Druck der Sorge, der Versuchung Kampf,
An jenem Sinn für edle Geistesgüter,
Den Schiller's Wort in Euer Herz genährt.
Soll Deutschland treu dem heiligsten Berufe
Des Geistes Fackel allen Völkern tragen;
An seiner Jugend ist es, das hohe Ziel,
Das Schiller's Beispiel leuchtend aufgerichtet,
Mit festem Blick im Auge zu behalten,
Und nicht das Ziel nur, auch den Weg zum Ziele
Hat sein erhab'nes Vorbild Euch gezeigt:
Mit jener Treue, die nicht weicht und wankt,
Mit jenem liebevollen Fleiße, der
Im kleinsten Theile nach Vollendung trachtet,
Mit jener Sammlung aller Geisteskräfte,
Die sich dem einen Zwecke ganz ergibt,
Hat er gewirkt, geschaffen und gerungen,
Bis, noch im Tode freudig auswärts blickend,
Sein Geist zu höh'rem Schauen sich erhob.
O, laß Dir gern und willig, theure Jugend,
Aus Deines Dichters hohen Geisteswerken
Die ernste Mahnung an die Seele bringen:
Vereine Deine Kraft zu großen Zwecken;
Nicht flücht'ger Reiz heitre Dir Dein Streben:
Was Dir als groß und würdig ist erschienen,
Führ' es beharrlich durch zu edlen Zielen!

Uns Allen aber, die wir mit der Jugend,
Für Schiller's Poesie die Seele öffnend,
Der eignen Jugend Hochgefühl erneu'n,
Uns führe Göthe's tief empfund'nes Wort,
Das er in frischem Schmerz der reinsten Liebe
Dem früh verklärten Freunde nachgerufen,
Sein hehres Bild noch einmal vor die Seele:

„Wie glühte seine Wange roth und röther
„Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
„Von jenem Muth, der früher oder später
„Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
„Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
„Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
„Damit der Tag dem Edlen endlich komme!"

Selektenschule.

Wie die übrigen Schulen Frankfurts hat auch die Selektenschule eine Feier in ihren Schulräumen abgehalten. Sie wurde dabei von dem Gedanken geleitet, die Schüler, und zwar zunächst die der obern Klassen, soviel es deren Standpunkt erlaubte, in die Bedeutung des öffentlichen Festes einzuführen, damit ihnen dasselbe etwas mehr als ein bloßes, äußeres Schaugepränge wäre, und damit sie einen dauernden Eindruck davon in ihr späteres Leben mit hinübernehmen möchten. Zu dem Ende war die Feier im strengsten Sinne eine Schul-, und so zu sagen Familienfeier, die sich auf die Lehrer und Schüler beschränkte. Das Programm, wie es in der von den Lehrern und Schülern festlich geschmückten Turnhalle der Anstalt ausgeführt wurde, ist folgendes:

Gesang: Die Worte des Glaubens.
Deklamation: Die Theilung der Erde.
Rudolph von Habsburg.
Pegasus im Joche.
Antwort Buttlers an Questenberg.
Rede an die Schüler vom Insp. Professor Wedewer. (S. unten.)
Deklamation: Die Ermordung Geßlers aus Wilhelm Tell.
Schilderung des Friedens aus Wallenstein (Piccolomini).
Hippolyt's Tod aus Phädra.
Die Glocke.
Gesang: Die Hoffnung.

[Rede des Herrn Insp. Professor Wedewer. *)]

„Wir haben Euch, geliebte Schüler, hier versammelt, um Euch mit einigen Worten einzuführen in die Bedeutung des Festes, das unsere Stadt, das ganz Deutschland, ja selbst die Deutschen in der Fremde zu feiern im Begriff sind, nämlich in die Bedeutung der Feier des hundertjährigen Geburtstages unseres großen Dichters Schiller.

Ich werde Euch zu dem Ende einige der wichtigsten Züge aus Schiller's Leben erzählen und dann mit einigen Worten die Bedeutung Schiller's für das deutsche Volk auseinandersetzen.

Johann Christoph Friedrich v. Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach, einer kleinen Stadt in Würtemberg, geboren.

Schiller's Eltern und ihre Verhältnisse. Caspar Schiller, Wundarzt und Barbier, Elisabeth Kodweis, Tochter des herrschaftlichen Holzinspektors Georg Kodweis in Marbach. Der Vater Fr. Schiller's tritt beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges (1756) als Fähndrich und Adjutant in das Regiment Prinz Louis von Würtemberg. Ausbruch einer Seuche in dem Regimente während seines Aufenthaltes in Böhmen. Caspar Schiller's Dienste als Arzt und Geistlicher. Rückkehr nach Würtemberg; Abhalten der Herbstmanöver. Schiller's Geburt und Taufe. (1759.) Namen Johann Christoph Friedrich. Schiller's Haus in Marbach. Schiller's erste Jugend in Marbach mit seiner Mutter und Schwester bis zum Abschluß des Hubertusburger Friedens. (1763.) Versetzung C. Schiller's nach Cannstadt, wohin auch seine Familie zog. Leben der Familie. Fr. Schiller's erste Entwicklung, große Aufmerksamkeit auf Alles, was der Vater sagte, stetes Fragen, bis er Alles verstanden. (Fr. Schiller 4 Jahre alt.) Eifer der Morgen- und Abendandacht beizuwohnen, die der Vater abhielt; schöne Schilderung der älteren Schwester Christophine von ihres kleinen Bruders Andacht.

Versetzung C. Schiller's mit Hauptmanns Rang nach Lorch, einem Dorfe an der Rems. (1765.) Lage dieses Dorfes in einem Thale rings von Wiesen und weiterhin von waldbekränzten Höhen umgeben. Freude unseres Schiller an der Natur. (6 Jahre alt). Erster Unterricht unsers Schiller bei P. Moser, vertraute Freundschaft mit dessen Sohne Christoph Ferdinand. Beide wollen Geistliche werden. Beklagen Schiller's von einem Stuhle herab, sein Ernst, sittliche Grundlage seines Charakters, Offenheit, Feind vom Lügen. Anhänglichkeit an seine Schwester Christophine. Wohlthätigkeit Schiller's, Kleidungsstücke und Bücher verschenkt, Geschichte mit den Schnallen. Wißbegierde des Knaben. Geschichte von der Promenade auf dem Dache; Untersuchung des Löwenkopfes. Geschichte von der Linde, welche Schiller bei einem Gewitter erklimmt. Uebersiedelung C. Schiller's mit seiner Familie nach Ludwigsburg. (1768.) Ludwigsburg herzogliche Residenz. Neue Eindrücke wirken auf die Phantasie des Knaben ein (9 Jahre alt). Einwirkung der Mutter auf das Gemüth des Knaben. Sonntagspromenaden nach Marbach, Rührung Schiller's. Besuch der lateinischen Schule in Ludwigsburg, Rector Jahn, lateinische, griechische und hebräische Sprache besonders getrieben. Landexamen in Stuttgart, worin Schiller gut besteht. (1768—1773. Aufenthalt in Ludwigsburg.) Schiller's Benehmen außer der Schule, Freude am Spiele, worin er den Ton angibt; wenige Freunde, aber ihnen mit ganzem Herzen ergeben, kein Opfer für sie zu schwer. Poetische Ader des Knaben, kommt bei Gelegenheit zum Vorschein. Geschichte von den vier Kreuzern, kalte Milch in Neckarweihingen.

Caspar Schiller mit dem Range eines Majors (1770) als Aufseher der Gärten und Baumpflanzungen auf die Solitude

*) Zur richtigen Würdigung der nachstehenden Rede ist zu bemerken, daß dieselbe nicht zum Drucke bestimmt war und dem Verleger nur auf seine Bitte überlassen wurde.

versetzt. Friedrich Schiller bleibt in Ludwigsburg zurück im Hause des Rectors Jahn. Schiller's Leistungen damals nicht über das Niveau anderer guter Schüler. Die Trennung von seinen Eltern schmerzlich für Schiller, besucht sie oft auf der Solitude. Knabenfreundschaft, die ihn einigermaßen entschädigt.

Einwirkung der frommen Mutter auf ihren Sohn bei der Confirmation. (1772. 13 Jahre alt.) Schiller macht sein erstes größeres Gedicht. Merkwürdige Antwort des Vaters, als es ihm sein Sohn überreichte.

Schiller's Uebersiedelung in die Solitude (1773—1780. Schiller in der Carlsschule), wo Herzog Carl eine Militärakademie errichtet hatte. Carl sucht die tüchtigsten Schüler dafür zu gewinnen, macht Friedrich's Vater Anerbietungen, die nach einmaliger Zurückweisung, als sie von neuem wiederholt werden, angenommen werden. Leben in der Solitude. Sechs Uhr Aufstehen, Gebet, Frühstück aus gebrannter Mehlsuppe, 7—11 Uhr Unterricht. Benehmen des Herzogs gegen die Schüler, wohnt den Prüfungen und Preisvertheilungen bei, nimmt sie mit sich im Wagen nach Stuttgart. Schuallerkleider, weiße Tuchbeinkleider, hellblaue Aermelweste mit Kragen- und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, auf dem Kopf ein Dreimaster, die Haare zu beiden Seiten der Schläfe zusammengedreht, hinten ein langer Zopf auf dem Rücken. Zeugniß der Mitschüler über Schiller.

Im Jahr 1775 siedelt die Schüler nach Stuttgart über. Eintritt der Schüler mit dem Herzog an der Spitze. Schiller gibt hier die Rechtswissenschaft, die ihm nicht zusagen will, auf und ergreift dafür die Medicin. Mit dieser geht es besser, als mit der Rechtswissenschaft; allein nebenbei werden die neuern deutschen Dichter Klopstock, Herder und Wieland, Lessing und Göthe eifrig studirt; es bildet sich ein Kreis gleichgesinnter Kameraden um ihn.

Auf der Carlsschule. (1777.) Besuch Kaiser Joseph's und des Herzogs Carl August von Weimar in Begleitung Göthe's. (1779.) Mächtige Wirkung Göthe's auf Schiller, der auf Göthe mit Ehrfurcht blickt. Mit Ende des Jahres 1779 Beendigung seiner Studien auf der Carlsschule. Gelehrte Abhandlung, verschiedene Beurtheilung. Der Herzog bestimmt, daß Schiller noch ein Jahr auf der Carlsschule bleiben soll, damit sein zu großes Feuer sich dämpfe. Allein gerade das Gegentheil dessen, was der Herzog erwartete, erfolgte. Grade in diesem Jahre entstanden in der Carlsschule die Räuber.

Schiller's Eintritt in die Welt, auf die er sich so lange gefreut hatte, nichts weniger als glänzend. (1780. 21 Jahre alt.) 10 Thaler per Monat, strenge Controle von seinen Vorgesetzten. Was ihm einigermaßen seine Lage erträglich machte, war die stete Beschäftigung mit der Poesie, der er für sich und im Kreise von Freunden sich befliß. Unterdeß machte sein Erstlingsprodukt „Die Räuber" ein ungeheures Aufsehen. Aufführung desselben in Mannheim. Mißfallen des Herzogs, der in der klassischen französischen Schule gebildet, an diesem Stück. Schiller's stille Entfernung nach Mannheim, um der Aufführung seines Stückes beizuwohnen. Schiller erhält 14tägigen Arrest und Befehl, nichts mehr zu schreiben, was sich nicht auf die Medicin beziehe, und sich nicht mit dem Ausland wieder einzulassen; Schiller's Entschluß, sein Vaterland zu verlassen; vorher jedoch noch eine Vorstellung an den Herzog mit der Bitte, fernere literarische Produkte bekannt machen zu dürfen. Umsonst; da flüchtet Schiller mit seinem Freunde Andreas Streicher nach Mannheim. (1782. 17. September.)

Schiller's Aufenthalt in Mannheim nicht von langer Dauer, zieht sich nach Oggersheim bei Mannheim zurück, wo er sieben Wochen in den dürftigsten Verhältnissen lebt. Beschreibung seines Zimmers. Umarbeitung Fiesko's, seines zweiten Stückes. Uebersiedelung nach Bauerbach bei Meiningen, freundliche Behandlung daselbst. Bekanntschaft mit dem Rath und Bibliothekar Reinwald in Meiningen, der ihn mit Büchern versieht. Umrisse zu Don Carlos entworfen.

Im Frühjahr (1783) kehrte Schiller nach Mannheim zurück, wo er als Theaterdichter angestellt wurde; gedrückte Stellung unseres Dichters, Bekanntschaft mit dem Herzog Carl August von Weimar bei einem Besuche desselben in Darmstadt, Titel „Rath" von demselben verliehen.

Im Jahre 1785 siedelte Schiller nach Leipzig über, angezogen durch mehrere Freunde, besonders durch Theodor Körner's Vater, mit dem er bereits seit längerer Zeit in brieflichem Verkehr stand. Im Sommer Aufenthalt auf dem Lande in dem Dorfe Gohlis. Entstehung des Gedichtes „An die Freude".

Uebersiedelung nach Dresden, wohin sein Freund Körner als Oberconsistorialrath versetzt worden war. (1785 im Herbst.) Aufenthalt auf dem Lande bei Loschwitz, wo Körner einen Weinberg mit einem Wohnhaus besaß. Dichterische Thätigkeit hier und im Winter in Dresden. Don Carlos, nächstdie Thätigkeit. Schiller's Jahren auf der Elbe bei heranziehenden Gewittern.

Uebersiedelung nach Weimar (1787); damals bereits durch Carl August ein Mittelpunkt höherer Bildung. Herder, Wieland, Göthe. Anstellungsgesuch für Schiller. Anfangs noch keine feste Stellung, er lebt abwechselnd in Weimar, Volkstädt und Rudolstadt. Aufenthalt in Volkstädt bei Rudolstadt. Kantor Unbehen und seine Besorgniß um Schiller, wenn er spät Abends ausging bei Gewittern, Auflachen mit der Laterne. Schiller's historische Arbeiten, Abfall der Niederlande. (1789.) Ernennung Schiller's zum Professor der Geschichte in Jena. Erste Vorlesung, der erste Hörsal zu klein.

Ernennung Schiller's zum Hofrath durch den Herzog von Sachsen-Meiningen. (1790.) Nach seiner Anstellung Verheirathung Schiller's. Familienglück, dabei stetige Theilnahme für seine Eltern und Geschwister. Gefährliche Krankheit Schiller's, allgemeine Theilnahme, Todtenfeier in Dänemark. Ueberreichung einer Summe von 1000 Thalern durch den Prinzen von Augustenburg und den Grafen von Schimmelmann. Besuch von seiner Mutter und jüngeren Schwester Nanette, große Freude darüber, erwachende Sehnsucht nach der Heimath, nachdem die Lieben gegangen. (1792.)

Reise Schiller's nach Würtemberg mit seiner Frau. (1793.) Schreiben Schiller's an den Herzog, von diesem unbeantwortet; seiner Reise kein Hinderniß in den Weg gelegt. Besuch Schiller's in den früheren Orten, Ludwigsburg, Solitude u. s. w. Tod des Herzogs Carl, Schiller's Benehmen, will kein Gedicht auf den Regierungsantritt des folgenden machen; feiert seinen vier und dreißigsten Geburtstag im Kreise der Seinigen. Bemühung von Schiller's Freunden, ihn in Würtemberg zu halten.

Rückkehr nach Jena (1794), ruhigerer Verlauf seines Lebens. Wunderbare Thätigkeit trotz andauernder Kränklichkeit.

Traurige Nachrichten aus der Heimath. Tod seiner Schwester Nanette, Tod seines Vaters. (1796.)

Ankauf eines Gartens und Hauses bei Jena. (1797.) Hier in stiller Zurückgezogenheit die schönsten Gedichte geschaffen: Balladen, und von den kleineren Gedichten, Taucher, Handschuh, Kraniche des Ibykus, Gang nach dem Eisenhammer, Kampf mit dem Drachen, Bürgschaft, die Glocke begonnen. Von jetzt an rasch nach einander, Jahr auf Jahr, seine übrigen berühmten Werke: Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell nebst vielen kleineren Gedichten. Aufreibende Thätigkeit, seine Gesundheit immer mehr zerrüttet. Auf Anrathen der Aerzte Uebersiedelung nach Weimar. (1797.)

Immer größerer Ruf unseres Dichters, in den Adelsstand erhoben. Besuch vom Kronprinzen von Baiern, von Gustav IV. von Schweden, Vorstellung bei Hofe in Berlin (1804), glänzende Anerbietung, 3000 Thaler Gehalt und Hofequipage zur Verfügung. Schiller lehnt nach Weimar zurück. Erhöhung seines Gehaltes.

Anstrengende Thätigkeit, Beinlade ohne Füße, Schreibpult in der Nähe. Auch die Spaziergänge benutzt zum Nachdenken, stets Schreibtäfelchen bei sich.

Schlimmer Anfang des Jahres 1805. Zunehmendes Schwinden der Kräfte, hoffe vergebens Besserung vom Frühling. Am 1. Mai von einem heftigen Fieber befallen, Tod am 9. Mai. (45 Jahre, 5 Monate, 20 Tage alt.)

Hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter. Am 11. Mai spät Abends Beerdigung, wird von zwölf angesehenen Männern Weimars getragen. Spätere Beisetzung in der Fürstengruft neben Göthe und Carl August.

Seitdem ist Schiller's Ruhm von Jahr zu Jahr gewachsen, seine Gedichte sind in alle Sprachen übersetzt und kein deutscher Dichter, selbst Göthe nicht, erfreut sich dieser Popularität, dieser allgemeinen Liebe und Verehrung. Die Ursache dieser Erscheinung und damit die Bedeutung Schiller's für das deutsche Volk wollen wir im zweiten Theile auseinandersetzen.

Wie der einzelne Mensch seinen Charakter, seine geistige Eigenthümlichkeit hat, durch welche er sich von seinen Mitmenschen unterscheidet; so haben auch die Völker wieder im Großen, ein jedes seine besonderen Charakterzüge, seine Anlagen des Geistes und Gemüthes, durch welche sie von andern Völkern verschieden sind. So bewundern wir im Alterthume an dem griechischen Volke den feinen Sinn für Schönheit und Maaß, an den Römern dagegen die Willensstärke und den praktischen auf die Dinge des Lebens gerichteten Verstand. Unter den neueren Völkern stehen sich in ähnlicher Weise die Franzosen und Deutschen gegenüber. Während die Franzosen, ausgerüstet mit feinem Gefühl für die äußere Form, in den Dingen des Lebens den Ton angeben, zeichnen sich die Deutschen durch einen idealen, öfter mit Abwendung vom Leben auf das Geistige gerichteten Sinn, neben einer großen Innerlichkeit und Wärme des Gemüthes, vor allen Völkern aus. Hiermit hängt ihre Stärke und ihre Schwäche eng zusammen. Sind sie einerseits das wissenschaftlichste und künstlerischste Volk Europa's, so sind sie andererseits in den Dingen dieses Lebens von Natur nur zu oft unpraktisch und unanstellig wie kein anderes Volk. Unser Schiller nun, und dadurch erklären wir uns die von Jahr zu Jahr stets wachsende Liebe und Verehrung, die er bei dem deutschen Volke genießt, ist ein deutscher Mann durch und durch, der, wie kein Anderer, den deutschen Charakter nach den verschiedenen Seiten hin darstellt. Schiller ist zuerst, wie kein zweiter Dichter unseres Volkes, für die höchsten Ideen, Gott, Unsterblichkeit, Freiheit, Tugend, Vaterland, Kunst und Wissenschaft begeistert. Sie in ihrer Wahrheit und Reinheit zu erkennen, und nachdem er sie erkannt, durch die Poesie zu verherrlichen, dahin ging von früher Jugend sein eifriges Streben. Wie groß dieses Streben gewesen, wie männlich er gerungen mit dem Gedanken, mit der Sprache, bis es ihm gelungen, das Höchste zu erreichen, die Wahrheit mit der Schönheit zu vermählen, sie zu „umwinden mit dem Gürtel der Anmuth", davon legen seine dichterischen Werke in ihrer langen Reihenfolge Zeugniß ab. Welcher Unterschied z. B. zwischen den „Räubern", seinem dramatischen Erstlingswerk, voll Ueberschwänglichkeit, und „Wallenstein" oder „Tell", seinen reifsten dramatischen Erzeugnissen. Aber Etwas haben alle seine Erzeugnisse, die unreifsten wie die reifsten, mit einander gemein, Etwas, das mit jenem andern Grundzuge im deutschen Charakter, der großen Innerlichkeit und Tiefe des Gemüthes eng zusammenhängt, die subjektive Wahrheit nämlich. Bei Schiller sind der Mensch und Künstler eins, fallen moralisches und ästhetisches Gewissen zusammen, so daß alle seine Gedichte eben so viele dichterische Selbstbekenntnisse sind. Daraus erklärt sich die ungeheure Wärme und Stärke der Empfindung, die Alles mit sich fortreißt, die Kraft und Energie der Sprache, die in den Erstlingswerken des Dichters bisweilen ins Ueberschwängliche und Ungeheuerliche geht. Daraus erklärt sich andererseits der Beifall und die Begeisterung, mit welchen selbst diese Erstlingswerke trotz ihrer vielfachen Schwächen gleich bei ihrem ersten Erscheinen aufgenommen wurden, und den sie noch fortwährend finden. Erläutern wir dies durch ein paar Beispiele. Schiller's Geburt fällt in eine Zeit tiefer Versunkenheit und Herabgekommenheit der Europäischen Gesellschaft überhaupt. Was insbesondere unser Deutschland angeht, so litt die Nation noch fortwährend an den Folgen und Nachwehen des unheilvollen 30jährigen Krieges, in Folge dessen der französische Einfluß in ganz Deutschland verbreitet war. An den Höfen und unter den Großen herrschte Ueppigkeit und Schwelgerei, verbunden mit Nachäffung französischer Sitten und Moden, das Volk war in Dumpfheit und Stumpfheit versunken und ohne alles politische Bewußtsein. Schiller nun, ausgerüstet mit einem feurigen Temperamente und einem hohen Geiste, empfänglich für alles Wahre, Gute und Schöne, fand sich im äußersten Konflikt mit der Wirklichkeit, die ihm umgab und machte sich Luft in Werken der Dichtung. Die Räuber, Fiesko's Verschwörung und Kabale und Liebe, seine Erstlingsprodukte, malen uns bis in's Einzelne den Gesellschafts- und Gemüthszustand unseres Dichters. Allein ein Dichter, wie Schiller, blieb hierbei nicht stehen. Rastlose Studien der Philosophie und Geschichte läuterten seine Ideale und erweiterten seine Kenntniß des wirklichen Lebens, und so sehen wir ihn denn in einem beständigen Fortschritt zum Hohen und Höchsten begriffen und seine letzten Werke sind die reifsten und vollendetsten.

Sind somit die Schiller'schen Gedichte unbestritten durch und durch national, indem sie die Grundzüge des deutschen Nationalcharakters wiederspiegeln; so fragt es sich jetzt, wie

sieht es mit der zweiten nicht weniger wichtigen Eigenschaft, aller wahren Kunst, der religiösen Weltanschauung, welche ihnen zu Grunde liegt. Es ist dies ein vielbestrittener, schwieriger Punkt, und es wäre daher das Einfachste darüber hinwegzugehen, als über Etwas, was Ihr, geliebte Schüler, noch nicht leicht fassen könnt. Allein einmal würde es mich Wunder nehmen, wenn nicht an Einige von euch die Frage nach Schillers und seiner Gedichte religiösem Verhältnisse, sei es beim aufmerksamen Lesen derselben, oder durch Anregung von außen her, bereits herangetreten wäre. Dann aber ist die Beantwortung dieser Frage zur richtigen Würdigung der Schiller'schen Gedichte durchaus nothwendig, da dieselben, wenn sie, wie Einige behaupten, irreligiös und antichristlich wären, nicht nur kein Lob, sondern den entschiedensten Tadel verdienen würden. Schiller steht, wie eine große Zahl seiner gebildeten Zeitgenossen außerm rationalistischen Standpunkte, d. h. er macht die Vernunft zur obersten Richterin auch in Glaubenssachen und erkennt das positive, geschichtliche Christenthum nicht an. Allerdings müssen wir dieses von unserem katholisch-christlichen Standpunkte sehr beklagen, da die schwachen Seiten mehrer seiner Gedichte hiermit eng zusammenhängen. Euch, geliebte Schüler, möchten wir deßhalb, wenn Euch später bei der Lektüre Schiller's einzelne Mißtöne in seinen Gedichten hier und da auffallen, und das wird, wenn ihr anders fest seid in Eurem Glauben, kaum ausbleiben, Euch, sage ich, möchten wir gewarnt haben, dergleichen weder für unbedeutend noch Nichts zu halten, noch auch, und zwar noch viel weniger, deßwegen das viele Gute, Wahre und Schöne, was Schiller's Werke enthalten, zu verwerfen. Denn unser Schiller, weit entfernt, irreligiös zu sein, ist gerade, und zwar mehr als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen, ein religiöser Dichter. Mehr als ein Anderer hat er die höchsten Ideen, Gott, Unsterblichkeit, Tugend und sittliche Freiheit, welche auch zu den Grundlagen des Christenthums gehören, in seinen Gedichten verherrlicht und somit nach Kräften zu ihrer Ausbreitung und Aufrechthaltung in den Gemüthern der Menschen beigetragen. „Mit der Energie seines dem Ideale zugeneigten Geistes", sagt ein billig denkender christlicher Kunstrichter unserer Zeit *), „spricht es Schiller prophetisch aus, daß das Höchste nicht im Ringen und Streben, sondern in dem Empfangen freier Gaben, nicht im Verdienst, sondern in der göttlichen Zuneigung liege, daß die Einsalt des bescheidenen Gefäßes allein das Göttliche fasse **), daß die Herrlichkeit höherer Welten nicht von dem gesehen werde, welcher sie sehen wolle, sondern von dem, der es aufgebe, sie aus eigenem Vermögen anzuschauen — von dem Blinden; weit hinaus über das Gebiet der Poesie trägt den Dichter der tiefe Instinkt der Wahrheit, daß Gottes-Offenbarung und Poesie in ihrer Wurzel und letztem Wesen Eins seien; und das hat er im höchsten Gebiete seines Schaffens unbewußt nicht blos ausgesprochen, sondern bezeugt, er, der im niedern Kreise der Dichtung selbst nur das Ringen und Streben, nur das Menschliche und Vernünftige anerkannte und geltend machte". Und ein geistvoller Engländer von Schiller sprechend bemerkt: „Obgleich es in den weiten Umfang Schiller'scher Gedichte Stellen gibt, die den antirichtig und einfältig Glaubenden verletzen können; so ist doch das ganze Ziel und die ganze Tendenz seiner Werke, alles zusammen genommen, wie sein Geist, vorzugsweise christlich und kein deutscher Schriftsteller hat mehr dazu beigetragen, die feierliche Stimmung, die zum Glauben führt, hervorzubringen und zu verbreiten." *)

So können denn auch wir von Herzen Theil nehmen an der allgemeinen Feier, welche ganz Deutschland, welche alle Deutschen weit über die Gauen des Vaterlandes hinaus begehen und die eine wahrhaft nationale zu werden verspricht. Hierüber, über die nationale Bedeutung dieser Feier zum Schlusse noch ein Wort. Wir Deutschen, obwohl ein großes Volk, sind doch leider! nach außen schwächer als irgend ein anderes. Das kommt daher, weil wir, in viele kleine Staaten getheilt, nur durch ein schwaches äußeres Band zusammengehalten werden. Wir haben verschiedene Fürsten, verschiedene Gesetze, verschiedene Münzen, verschiedenes Maß und Gewicht und was vor Allem das schlimmste, ein verschiedenes Religionsbekenntniß. Das ist ein großer Uebelstand, insbesondere in Zeiten der Gefahr; denn statt zusammenzuhalten gegen den gemeinsamen Feind, zersplittern wir uns, und jeder geht seinen Weg. Unter diesen Umständen ist Alles von Werth, was die Nation zusammenzuhalten im Stande ist, was ein Band, sei es auch nur geistiger Art, um sie schlingt. Und hier steht die Sprache und Literatur in erster Linie. Durch sie fühlen sich alle Deutschen als eine zusammengehörige Nation, in ihnen haben sie einen geistigen Vereinigungspunkt von der größten Wichtigkeit. Darum Ehre den Männern, die durch ihre Werke dieses Band geschlungen, Ehre vor Allem unserem Schiller, der, von der Größe und Bedeutung seines Vaterlandes tief durchdrungen, durch seine großartigen Schöpfungen mehr als ein Anderer zur Befestigung dieses Bandes beigetragen hat und fortwährend beiträgt.

Crisau-Schrib'sches Institut.

Die Feier fand in dem Lokale der Anstalt statt. Nachdem sich die Zöglinge derselben in dem festlich geschmückten Saale versammelt hatten, hielt der Vorsteher der Anstalt, Herr Scheib, folgende Anrede:

„Wenn Sie mit einem Menschen vortieb nehmen wollen, der etwas Anderes mehr lieben kann, als sich selbst, und der seinen nagendsten Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gerne sein möchte — wenn Ihnen ein solcher Mensch lieb werden kann, so ist unire Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch."

Wenn ich, ihr Knaben, aus Schiller's Werken gerade diese Worte herausgehoben habe, die er im Jahre 1785 vor seiner Uebersiedelung nach Leipzig an Körner schrieb, nachdem er den ersten Theil des Don Carlos schon vollendet, also den ersten zehnjährigen Zeitraum seiner dichterischen Thätigkeit schon hinter sich hatte, so geschieht es deswegen, weil sie klarer als jedes

*) Bulwer, preface to the translation of Schillers poems p. XCIV.

*) Gumor, deutsche Nationalliteratur. S. 617.

**) „Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

andere schöne Wort, das er geschrieben, diejenige Seite seines Wesens kennzeichnen, durch die er fort und fort der Führer der strebsamen Jugend, also auch Euch das leuchtende Vorbild Eures künftigen Lebens sein soll und sein wird, — ich meine jene Grundansicht seines Lebens, daß nur der Mensch seine Bestimmung erfüllt, der in seinem sittlichen Fortschritt begriffen ist.

Euch aber ganz besonders in Eurer äußern Lebensstellung soll er Führer und Vorbild sein. Ein gutes Geschick, und wohl mögt ihr dankbar dafür sein, hat Euch Eltern gegeben, die nicht nur für Eure äußern Lebensbedürfnisse die aufmerksamste Sorge tragen können, sondern denen es auch vergönnt ist, Euch eine Erziehung zu geben, die außer dem Nothwendigen und Nützlichen auch das Angenehme und Schöne in den Kreis ihrer Thätigkeit zu nehmen, Euer Lebensweg ist geebnet. — Aber, ihr Knaben, vergesset die Kehrseite nicht; denn um so größer ist die Gefahr für Euch, stehen zu bleiben, zu verflachen, zu versumpfen. Der Nahrungssorge Sporn, der gedrückten Armuth läuternde Kraft, hat schon manchen schlummernden Keim geweckt, manchen Willen gestählt, manche Geistesanlage zu Gottes Ehre und der Menschen Freude entwickelt. Euer Lebensweg ist geebnet; Euch fehlt die äußere drängende Nothwendigkeit. Darum thut es Euch besonders noth, die Forderung an Euch selbst aufs höchste zu stellen. „Ich habe keinen größern Kummer als den, daß ich so wenig bin, was ich sein möchte!" schreibt Schiller, nachdem er durch die kühnen Schöpfungen seines Geistes schon einen Namen sich erworben, nachdem er schon Großes geleistet hatte! Und daß diese Unzufriedenheit mit dem Geleisteten, dieses Streben nach dem Höheren, Edleren, Besseren nicht der flüchtige Ausdruck einer weichen Gefühlsstunde bei ihm gewesen, das bewies des Mannes ganzes Leben und Schaffen bis an seinen Tod. Wie er als Mensch nach dem Zeugniß aller seiner Zeitgenossen immer liebenswürdiger, immer edler, immer besser geworden ist, so tritt in jedem seiner folgenden Werke eine immer größere Meisterschaft zu Tage; so ist von den Räubern, Fiesko und Kabale und Liebe zu Don Carlos, von Don Carlos zum Wallenstein, von diesem zu Maria Stuart, zur Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina ein steiger Fortschritt der Weltanschauung, bis er im Tell, dem schönsten Schwanengesang, den je ein Dichter gesungen, mit der vollendeten Form auch den sittlichen Grundgedanken seines Lebens zum klarsten Ausdruck brachte, den Gedanken, daß jede Robheit, jede Gewaltthat den Keim der Vernichtung in sich selber trägt und zum Untergang führt, und daß nur der sittlichen Kraft, und ihr allein, am Ende der Sieg verbleibt. — Und nun werdet ihr es verstehen, warum Tausende und aber Tausende auf dem ganzen Erdenrunde des Mannes Wiegenfest in diesen Tagen feiertlich begehen: er ist ein Vorbild, ein Führer seines Volkes geworden, wie kein anderer Geistesheld der neuern Zeit!

Solchem Vorbild, ihr Knaben, eifert nach in edlem Wettstreit, und das Wort des Dichters: „Ich habe keinen größern Kummer als den, daß ich so wenig bin, was ich sein möchte!" halle in Euren Herzen wieder, wenn die Stunde der Versuchung naht, wenn die Bequemlichkeit, die eitle Selbstzufriedenheit, die hochmüthige Verachtung Anderer, diese Hauptlaster, die gerade Ihr zu bekämpfen habt, über Euch Herr werden wollen. Und wenn Ihr nach Jahren des heutigen Tages gedenket, so gebe der gütige Gott, daß Ihr nicht blos der vergänglichen Schönheit des Festgepränges Euch erinnert, sondern daß auch das Andenken an die Worte des Dichters, die ich mit bewegtem Herzen nochmals Euch nahe lege, noch lebendig in Euch sei und zu immer erneutem Streben nach größerer Selbstvervollkommnung Euch anfeuere; gebe Gott, daß Ihr nach Jahren redlichen Strebens, wenn Euer Blick zufällig auf eine Schillerbüste fällt, Euch sagen könnet: daß ich ein Anderer, ein Vorgeschrittener, ein Besserer geworden bin, das verdanke ich Schiller's hundertjähriger Geburtsfeier!"

Hierauf sprachen die sieben Ersten unserer sieben Klassen Schiller'sche Gedichte, und den Schluß der Feier machte die Aufführung der Glocke nach Romberg's Tonsetzung.

Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt

von

W. Ruoff und Dr. G. Hassel.

Morgens 10½ Uhr vereinigten sich Lehrer und Schüler zu gemeinsamer Feier, die mit dem Vortrag des Doppelchores von Romberg: „Voller Friede, süße Eintracht, weilet freundlich über dieser Stadt" eröffnet wurde.

Nachdem hierauf einer der Vorsteher den Schülern in einleitenden Worten Wesen und Bedeutung der Schulfeier sowohl, als auch der allgemeinen öffentlichen Feier klar zu machen versucht hatte, trugen Schüler der Oberklassen der Anstalt folgende Gedichte von Schiller vor: „das Mädchen aus der Fremde", „der Pilgrim" und „die Bürgschaft".

Hierauf hielt Herr Pfarrer Dr. Basse folgenden Festvortrag:

„Werthe Collegen,
Liebe Schüler!

Ein Fest von tiefer Bedeutung und hoher Wichtigkeit führt uns in diesen Tagen zur gemeinsamen Feier zusammen; — aber nicht uns allein, sondern so weit die deutsche Zunge klingt, in allen Gauen des Vaterlandes, auf allen Punkten der Erde, wo irgend Deutsche wohnen, werden diese Tage festlich begangen. Es gilt diese allgemeine Feier nicht einem gewaltigen Fürsten und Herrn, der durch sein mächtiges Wort Thränen zu lachenden Augen umschuf, der durch die Kraft seines Geistes und Armes Heere zu Kampf und Sieg geführt hat, sich mit Macht, Ehre und Herrlichkeit bekleidet: und dessen Andenken nun die staunende Nachwelt in rauschenden Festen künstlich wachzuhalten sucht, sondern die hohe Feier gilt einem armen, kränklichen Manne, der bei seinem frühen Tode kaum das Nöthige besaß zu einem ärmlichen Sarge; — der aber in dieser irdischen Armuth einen Reichthum des Geistes, in dieser Kränklichkeit des Leibes eine Gesundheit und Kraft der Seele besaß, welche ihm im Gebiete des Idealen eine Stelle anweist hoch über Königen und Gewaltigen.

Der Gedanke, daß in diesen Tagen über die ganze Erde alle Deutschen sich zu einer Festfeier zusammenscharen, stimmt unser Herz hoch und freudig, denn wo ist ein Volk, das einen Dichter besäße, wie Schiller, der in den Palästen, wie in den

Hütten, bei Arm und Reich, bei Jung und Alt, Vornehm und Gering so gekannt und geliebt wäre, der so in das Herz des Volkes eingedrungen wäre, daß bei dem Nennen seines Namens unwillkürlich die höhere, geistige und sittliche Richtung unseres Wesens anklingt, und in ihm der Träger der erhabensten Ideen der reichsten Schönheit vor unsere Seele tritt.

In der That, einen solchen Mann den Unsern nennen zu dürfen, stimmt uns zum Danke gegen die Vorsehung und erfüllt uns mit gerechtem Stolze und inniger Freude.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Vielseitigkeit seines Wesens, die reiche Fülle seiner Dichtungen, die Tiefe seiner Ideen, die Schönheit seiner Formen, die Leistungen auf dem Gebiete der Poesie, Geschichte, Philosophie, Aesthetik, und betrachten ihn dann auch als Mensch im Verhältniß zu seinen Freunden, in der Familie, als Lehrer und Staatsbürger: überall finden wir so reichen Stoff zu ernster und erhebender Betrachtung, daß uns die Zeit mangeln würde, ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild seines Wesens zu entwerfen.

Greifen wir deßhalb aus dieser Fülle einen Punkt heraus, von dem aus er unsere Aufmerksamkeit heute in vollem Maße in Anspruch nehmen, zugleich unserem Herzen nahe treten kann und reden wir über

„Schiller in seinem Streben für Wahrheit und Freiheit ein leuchtendes Vorbild der deutschen Jugend."

Menschen, welche in glänzenden Verhältnissen geboren sind, erlangen durch sorgenfreie Jugend, durch ein frühzeitiges Hineintreten in geordnete, angenehme Lebenszustände schon in frühem Alter eine gewisse Sicherheit der Form, Klarheit über ihre sittlichen Pflichten und bürgerlichen Rechte, ein Bewußtsein dessen, was sie im Leben zu erwarten und zu hoffen haben, mit leichter Mühe.

Weil Noth und Mangel ihnen fremd waren, so haben sie von Kindheit auf ein fast unwillkürliches richtiges Maß der Bedeutung der irdischen Güter, weil sie zeitig mit den Genüssen des Lebens vertraut wurden, so üben dieselben nicht jenen Reiz auf sie aus, wie auf den Armen und Unbemittelten; weil sie gesunden Leibes sind, kennen sie den Druck nicht, welchen Krankheit auf die Entwicklung auch des geistigen und sittlichen Lebens übt, und kommt dazu noch, daß sie von Natur durch eine gewisse Harmonie des Sinnlichen und Sittlichen vor einer Ueberwallung der Gefühle und Leidenschaften gesichert sind: so ist es solchen nicht schwer, ein gewisses Maß irdischer Wohlfahrt zu erreichen und ohne großen Kampf gelangen sie an das Ziel, welches ihnen Gott bestimmt hat.

Von dem Allem finden wir bei unserm Dichter nichts. Sein Vater Caspar, ein Mann von gediegenem Charakter, ernst und fest, war als Feldscherer und Unteroffizier bei den württembergischen Truppen im 7jährigen Kriege kaum im Stande, seine Familie vor Mangel zu schützen und konnte sich in den ersten Jahren der Pflege seines Sohnes nicht annehmen, weil er in den größten Theil des Jahres nicht zu Hause war.

Erst in der Einsamkeit des lieblichen Klosters Lorch, wohin der Vater 1765 versetzt worden war, unter den Eindrücken der schönen Natur, unter der Pflege der frommen, phantasiereichen Mutter und des ernsten, strebsamen Vaters konnten sich die edlen Keime des Kindes reicher entfalten. Aber leider dauerte dieses Glück nur drei Jahre. Denn als 1768 die Familie nach Ludwigsburg übersiedelte, statt des Waldes die dumpfe Schulstube den Knaben aufnahm und statt des freundlichen Pfarrers Moser ein pedantischer Lehrer ihn mit Stock und Ruthe erzog, ein herrschsüchtiger Geistlicher mehr die Rechtgläubigkeit als den rechten Glauben seines Beichtkindes im Auge behielt, da erwachte in dem jungen Friedrich jener Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und dem Idealen, den tiefern Bedürfnissen des Herzens und der Lebenspflicht, der ärmlichen Lebensweise und dem Verlangen nach Lebensgenuß, ein Zwiespalt, der ihn zu jenen Klippen trieb, an denen tausende auch von weniger erregbarem Gemüthe gescheitert, wären, aus denen Er durch die Kraft seines Willens und die höhere geistige Richtung seines Wesens siegreich hervorging.

Das Leben an dem üppigen, vergnügungssüchtigen Hofe des „Carl Herzog" ließ ihm durch die vielen Maskeraden, Festzüge und besonders das Schauspiel Blicke in eine Welt der Phantasie thun, welche das erzbare Gemüth mächtig erregen und ihm die Wirklichkeit nur um so schaler erscheinen lassen mußte.

Je größer nun die Neigung zu dem wurde, was nicht für ihn bestimmt war, desto unleidlicher mußte dem hochbegabten, erregbaren Knaben und Jüngling der Druck sein, welcher zuerst in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg, wo er sich zur Theologie vorbereitete, dann in der militärischen Pflanzschule der Solitude, wo er sich der Jurisprudenz widmen sollte, endlich als Medizin-Studierender in der Karlsschule fast 10 Jahre lang auf ihn geübt wurde. —

Denn abgesehen davon, daß er hier des verderblichen, unerträglichen Einflusses seiner Eltern und des bleibenden und begleitenden Familienlebens und Familiengeistes entbehren mußte, diese vielbewunderte, stark besuchte, hochberühmte Karlsschule war nach unserer Anschauung und Auffassung in der That nicht viel besser als ein Zuchthaus, in welchem die edleren Regungen des Geistes niedergehalten und unterdrückt, durch die unerbittliche Strenge und militärische Disziplin Heuchelei und Falschheit gepflegt, durch raffinirte Ehren und Strafen ein schlechter Ehrgeiz geweckt, durch die Betheiligung des Herzogs und seiner Franzisca an den Arbeiten und täglichen Freuden der Schule der höhere Zweck der Erziehung verschoben und trotz einiger trefflicher Lehrer schließlich eine sittliche Rohheit und wissenschaftliche Halbbildung erzeugt worden wurde.

Kein Wunder, daß der Eleve Schiller mit der sprudelnden Phantasie und der Begeisterung für Freiheit gerne an seinem vergitterten Fenster stand und die aufgeblähten künstlich gezogenen Lilien mit seinen Thränen benetzte; aber ebensowenig ein Wunder, daß derselbe Eleve an den Geburtstagen seines erhabenen Herrn und allerhöchsten Wohlthaters, des allerdurchlauchtigsten und allergnädigsten Herzogs Reden voll erhabenen Lobes mit affektirter Begeisterung gehalten hat.

Begreiflich ist es uns, daß er so wenig Medizin als möglich studirte, dagegen mit aller Kraft seines Geistes sich auf die bequemlich verschaffenen Oden Klopstock's und Schubart's warf, seinen Eifer an dem Bestehenden an den destruktiven Ideen eines Jean Jaques Rousseau steigerte und an den Heldengestalten Plutarch's eine Parallele zwischen ehemals und jetzt zog, welche ihn mit Ingrimm gegen alles Bestehende erfüllen mußte.

So ist das erste größere poetische Werk Schiller's, die Räuber, nicht blos an sich merkwürdig und anziehend, nicht blos wegen des genialen Hauches, der gewaltigen Situationen und Scenen, so wie der Glut der Begeisterung, die über das Ganze ausgegossen ist, eigenthümlich, sondern deshalb auch besonders wichtig, weil in den Räubern der Widerspruch zwischen den gekannten, bestehenden Verhältnissen und einer erträumten bessern Welt sich darstellt, und in ihnen sich jene Stimmungen und Eindrücke abspiegeln, welche damals des Jünglings Herz bewegten.

Endlich fielen die Riegel und als Regimentschirurgus verließ Schiller sein Gefängniß, um als selbstständiger Mensch den Weg in die Welt zu suchen. In seiner Seele Bitterkeit über die verlorne Jugend, im Herzen große Gedanken und Entwürfe, in der Seele gewaltige Entschlüsse, geliebt und geachtet von seinen Mitschülern wähnte er in kurzem eine große Bedeutung zu erlangen und eine große Wirkung auf die Welt auszuüben.

Aber bald zeigte es sich anders. Seine Thätigkeit bestand darin, 100 Grenadiere, denen nichts fehlte als die unheilbare Krankheit des Alters, ärztlich zu behandeln, und in einer Kleidung, in der er kaum gehen konnte, täglich auf der Parade zu erscheinen, um dem allerdurchlauchtigsten Wohlthäter auch wie vor nach den Augen zu sehen. — Dabei fehlte es ihm an Geld und der Aussicht, seine Verhältnisse in erster Zeit zu bessern. Wer wird sich wundern und ihm heute noch verdenken, daß, als von Mannheim aus die Palme des Ruhmes ihm winkte, der Herzog aber ihm bei Gefängnisstrafe das Dichten untersagte, er den verzweifelten Schritt that, zu desertiren und die Ketten gewaltsam abzuschütteln, die er nicht länger zu tragen vermochte. —

Aber in Mannheim fand er das Glück so wenig wie in Stuttgart. Sein unruhiger Geist, wurde durch Furcht vor Entdeckung gequält, durch Mangel niedergehalten, und zwischen dem glänzenden Erfolge seiner Poesie und den ärmlichen Verhältnissen des Lebens hin- und hergeworfen, — wo blieb da die Zufriedenheit? —

Freiheit hatte er wohl, aber keinen Lebensberuf, statt des allergnädigsten Despoten, der ihm mit Gefängniß drohte, fand er in dem Herrn v. Dalberg einen anglatten Hofmann, der ihn mit höflichen Redensarten und Achselzucken abspeiste und auf seine persönlichen wie allgemeinen Wünsche sich nicht einlassen wollte.

Vor kurzem konnte er sagen:

> Bis an das Aethers dürchste Sterne
> Erhebt mich der Unmuths Flug,
> Reicht nur so hoch und nichts so ferne,
> Wohin ihr Flügel mich nicht trug.

Jetzt aber hatte er Todesgedanken:

> Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder
> Mir ist er abgeblüht —
> Da seh' ich schon auf seiner finstern Brücke,
> Furchtbare Ewigkeit,
> Empfange mutvoll Todesnachtgebreut zum Glücke,
> Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
> Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Doch wenn auch das Leben ihn enttäuschte und enttäuschen mußte, er hat den Geist nicht sinken lassen, sondern in Fiesko und Kabale und Liebe ...nem gepreßten Herzen Luft gemacht.

Als nun seine mütterliche Freundin, Frau v. Wolzogen, ihm in dem stillen Dörfchen Bauerbach ein Asyl bot, als er hier in der einsamen Natur, nur im Umgange mit seinem nachherigen Schwager, dem Bibliothekar Reinwald von Meiningen, Zeit und Lust fand, über sich und die Verhältnisse des Lebens nachzudenken, als er in den Büchern der Geschichte Anhaltspunkte für seine Ideen fand und die Sammlung des Geistes ihn tiefer hinein führte in die geheimnißvolle Werkstätte des Zusammenhangs der Dinge: da erwachte in ihm die höhere Auffassung des Lebens; es begann der Sturm und Drang seines Wesens sich zu legen, er erhob in sich, daß das Ungeheuerliche weder das Wesen der Schönheit, noch das der Wahrheit sein könne und von da an schlug er einen andern Weg ein, der ihn zwar langsam, aber sicher zu der Höhe geistiger und sittlicher Auffassung hinaufführte, von welcher er der Nachwelt berichtete.

Freilich ohne Umgang mit Menschen zu leben, war er nicht geschaffen. Deßhalb kehrte er freudig nach Mannheim zurück, als seine Freunden den Carl Herzog zu dem Versprechen gebracht hatte, er wolle den Dichter nicht verfolgen und als Dalberg ihn als Theaterdichter angestellt hatte.

Aber für die Dauer waren ihm die Mannheimer Zustände zu kleinlich, seine Seele schlug hier keine Wurzeln, deßhalb eilte er freudig in die Arme der Freundschaft, die sich im Hause des Appellationsgerichtsrathes Körner in Leipzig und Dresden dem Dichter öffneten.

Don Carlos ist das schöne Zeugniß des ruhelosen Strebens seines Geistes, der von der Willkür zur Freiheit, von dem Maßlosen zur Harmonie fortschritt und nicht mehr in Umsturz des Bestehenden, sondern in der Verklärung des Gegebenen durch die sittliche Idee das höchste Ziel des Menschenlebens, so wie die Aufgabe der Poesie erkannte.

Zwar brach die feurige Natur seines Wesens auch in Dresden noch so energisch durch, daß ihm seine Freunde zur Uebersiedelung nach Weimar bestimmten, wo er zuerst durch kleine schriftstellerische Arbeiten sich kümmerlich ernährte. — Danach, als er 1789 Professor der Geschichte und Gemahl der Charlotte von Lengefeld geworden war, fand er eine Thätigkeit, welche ihm die Möglichkeit verschaffte, die Kräfte seines Geistes harmonisch zu entfalten.

Mit Bewunderung und hoher Achtung erfüllt es uns, wenn wir des Dichters Leben und Schaffen von da an betrachten. Ohne die nöthige Vorbildung, ohne zureichende Hilfsmittel, ohne die erforderliche Zeit zur Vorbereitung arbeitete er sich mit Kraft und eiserner Ausdauer in das Gebiet der Geschichte hinein. Aber nicht das todte Faktum, nicht das geistlose Aneinanderreihen der Ereignisse, sondern der Fortschritt der Menschheit zur Wahrheit und Freiheit, die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zum sittlichen Ideale, das war ihm Geschichte und blos aufzuweisen bald in den Verhältnissen der Völker, bald in dem Leben gewaltiger Persönlichkeiten, war seine Aufgabe, welche er, getragen von der Kraft des Gedankens und der Phantasie, in so glänzender Weise gelöst hat, daß wir von ihm erst recht gelernt haben, wie Geschichte zu behandeln ist.

Denselben Fleiß, dieselbe Energie verwandte er darnach auf das Studium der Philosophie, bei deren Aneignung ihm keine Mühe zu groß, keine Arbeit zu schwer war. Seinem scharfen, klaren Geiste sagte die Lehre des großen Königsberger Denkers Kant trefflich zu, weil hier die Grenzlinie dessen, was

dem menschlichen Geiste erkennbar, in der Kritik der reinen Vernunft haarscharf aufgezeichnet, in der Lehre vom kategorischen Imperativ aber die Forderung der sittlichen Pflicht klar und bestimmt nachgewiesen und als das höchste Gut des Menschen die Freiheit der sittlichen Selbstbestimmung aufgefaßt wird. In diesen Gedanken fand der Dichter seine Grundanschauungen bestärkt wieder, daß er sich mit der größten Energie hineindachte und hineinlebte, aber durchaus nicht, um sie als todtes Wissen brach liegen zu lassen, sondern vielmehr um sie als geistigen Lebensstoff in sich aufzunehmen, und in seiner Dichtung wiederklingen zu lassen. Deßhalb stehen nicht nur seine philosophischen und ästhetischen Arbeiten durch die Schärfe des Gedankens, die Schönheit der Sprache und die Tiefe der Auffassung in ihrer Art unerreicht da, sondern durch alle späteren Werke weht der Geist jener Weisheit, welche den Dichter als innigste Ueberzeugung durchdrang.

Aber für uns ist jetzt nicht das Wichtigste, daß er auf jenen Gebieten des Wissens sich heimisch und von seinem höheren Standpunkte aus die tiefen Ideen zum Zwecke der Poesie sich dienstbar machte, sondern daß er diese geistige Arbeit unter den schwierigsten Verhältnissen unternahm. Denn von dem Jahre 1791 — ein Jahr nach seiner Hochzeit und zwei Jahre seit dem Antritt seiner Professur — zeigten sich die ersten Spuren seiner unheilbaren Krankheit, der Schwindsucht, so entschieden, daß er von da an bis zu seinem Tode fast keinen Tag schmerzlos zubrachte, sondern unter beständigen Beschwerden des gebrechlichen Körpers, unter all den jähen Schmerzen und täuschenden Hoffnungen, wie sie mit jener Krankheit verbunden sind, dem gewissen Tode langsam entgegen gehend, jene Arbeiten übernahm.

„Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod verbannt."

Außerdem waren die äußeren Verhältnisse durchaus nicht glänzend. Die langwierige schwere Krankheit, so wie die wachsende Familie brachten bedeutende Ausgaben mit sich und durch seine Lebensstellung an gewisse Bedürfnisse gewöhnt, war er oft dem Mangel nahe.

Aber so wenig er damals als Jüngling sich durch die Despotie des Herzogs Carl und den Druck der Lebensumstände niederbeugen ließ, so wenig jetzt als Mann durch Krankheit und Mangel. Sondern wie er damals den Contrast zwischen Wirklichkeit und Ideal durch die Energie seines Wesens im Gebiete der Poesie zu versöhnen wußte, so auch jetzt durch dieselbe geistige Kraft. Ja, je tiefer der Todeskeim sich in ihm einsenkte, desto freier ward seine Seele von der Abhängigkeit von außen. Immer reicher floß ihm der Quell der Poesie, und je mehr der Körper hinwelkte, desto frischer und freudiger erhob sich seine poetische Kraft. — Wenn er die Nächte unter furchtbaren Brustkrämpfen ausgehalten hatte, brachte ihm der aufbrechende Tag Erquickung und lindernden Schlaf. Dann ruhte er bis in den tiefen Nachmittag und in der folgenden Nacht arbeitete er mit ganzer Energie an seinen dichterischen Werken.

„Ja, sich und uns zum höhern Ehrenthume
Verwechselt er die Zeiten wundervoll,
Begonnen so, im Würdigsten beschlossen,
Der Dämmerung, der Nacht, die nur entsündigt."

Wohl wissend, daß solche Lebensweise ihm nur verderblich sei, gehorchte er doch dem gebietenden Genius mehr, als dem Verlangen nach Behagen und Wohlsein.

„Er wandte die Blicke höchsten Strebens,
Das Leben selbst an jenes Bild des Lebens,"

denn die Poesie, deren Pflege seine Tage galten, war ihm nicht etwa ein rein ästhetischer Genuß; er dichtete nicht, um dem süßen Zauber der Phantasie, der ihn innerlich erfreute, mit Behagen eitler Selbstgenügsamkeit Genüge zu leisten und so schaffend zu genießen; sondern — und darin liegt für uns seine eigentliche Größe — die Poesie war ihm Mittel zu einem höhern, idealen Zwecke. Er dichtete, um durch seine Poesie veredelnd, sittlichend auf sich und die Menschheit zu wirken, denn „die Schönheit — sagt er — ist es, durch die man zur Freiheit wandelt.

„Traun glühet seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nicht ermüdet,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich hoch erhöhet
Daß kühn hervordringt, daß gewaltig schmiegt,
Damit das Gute wirke, mächte, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Hatte er in den Anfängen seiner Entwicklung ein idyllisches Ideal gesucht, in welchem Arbeit und Genuß, Kampf und Sieg, Mühe und Lohn sich ergänzen und ausgleichen sollten: so lehrte ihn die Erfahrung des Lebens nur zu bald, daß solche Ideale sich nicht verwirklichen:

„Erloschen sind die heit'ren Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die mir das traute Herz geschwellt."

Darum ergreift ihn die Sehnsucht aus diesen Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt; wohl treibt es ihn zu einer goldnen Pforte, denn das Irdische wird dorten himmlisch, unvergänglich sein, aber:

„Ach! dem Sieg will dahin führen
Und der Himmel über mir
Will die Erde nicht berühren
Und das dort ist niemals hier."

Doch was sich in der Wirklichkeit nicht erreichen läßt, die Harmonie von Streben und Vollendung, von Sinnenglück und Seelenfrieden, das erreicht der denkende und strebende Mensch durch die Macht des Geistes und den sittlichen Willen, wenn er ihn von der Wirklichkeit weg in das Bereich der Schönheit lenkt:

„Wenn er flüchtet aus der Sinne Schranken
In der Forschung tiefen Gedanken" —

denn:

„Es ist der Geist, der seinen Körper baut" —

und:

„In den heitren Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauschet des Jahrstroms trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne netzt hier mehr den Blick,
Nur des Geistes reifer Gegenwehr."

Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau
Schimmert durch der Wehmuth düstren Schleier
Hier der Ruhe heit'res Blau.

Um aber diese geistige Höhe zu ersteigen, muß der Mensch durch sittliche Freiheit und Kraft nach dem Ideale strebend die Wirklichkeit veredeln:

„Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott.
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet der Natur Gebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und kräftig sein."

Des Menschen Freiheit bewährt sich im Großen, wie im Kleinen, ja selbst die gewöhnlichen Dinge können Zeugniß ablegen, wie der Mensch seine Herrschaft über den natürlichen Stoff übt.

Es sind drei Worte, inhaltsschwer, an die der Mensch glauben muß, wenn ihm nicht sein Werth geraubt sein soll; an Freiheit, zu der wir geschaffen, an Tugend, nach der wir, überall strauchelnd, streben können, und an Gott, deß heil'ger Wille lebt, der als höchster Gedanke hoch über Zeit und Raum schwebt. Als köstlicher Schatz aber bleibt ihm die Hoffnung: denn

„Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die inn're Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

Wenn aber auch alle irdischen Hoffnungen sich nicht bewähren, das Geistige bleibt dennoch, denn:

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boote treibt in den Hafen der Greis."

Nun erklärt sich, warum unser Dichter von solchem Gedanken belebt, von einem solchen Schwunge begeistert nicht nur sich selbst zu solcher Höhe der sittlichen Würde emporrang, daß sein großer Freund von ihm sagen konnte:

„Ja, hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

sondern es erklärt sich auch, warum das deutsche Volk in ihm den Träger seiner höchsten Empfindungen und höchsten Wahrheiten erblickt und verehrt. Gibt es doch keine Stimmung der Seele, die er nicht ausgesprochen, kein sittliches Verhältniß, das er nicht durch ein poetisches Wort geadelt hätte.

Weil er aber Alles, was er geschaffen, mit der innersten und innigsten Ueberzeugung geschaffen, weil aus jedem Worte seiner Poesie sein hoher Geist und sein starker sittlicher Wille spricht: so wird seine Dichtung dauern, so lange es eine deutsche Sprache, wir dsein Name geehrt bleiben, so lange es ein deutsches Volk gibt.

Und weil er in einem schweren, schmerzensreichen Leben sich durch die Widerwärtigkeiten und Gefahren der äußern Schicksale, so wie durch die feindseligen Mächte der eignen sinnlichen Natur zur vollen, schönen Harmonie eines selbstbewußten freien Geistes hindurchgearbeitet hat: so bleibe er der deutschen Jugend und auch Euch, die Ihr das Glück habt, ihn zu kennen und seinen Geburtstag feiern zu dürfen, ein Beispiel des ächten, männlichen Strebens nach Wahrheit und Freiheit."

Nach Beendigung dieses Vortrags wurden von weiteren Schülern folgende Gedichte vorgetragen: „Die Macht des Gesanges", „die Ideale" und „Kassandra".

Den Schlußgesang bildete der Chor:

„Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauschet hat an andrer Welten Chor."

Simon'sche Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Knaben.

Programm.

Einleitende Worte von Herrn Director Simon.
Gesang: Wo ist des Sängers Vaterland? (Silcher.)
Biographische Skizze Schiller's.
Declamationen der Schüler der III. Klasse: Das Mädchen aus der Fremde. Die Theilung der Erde. Die Bürgschaft.
Gesang: Bundeslied von Mozart.
Declamationen der Schüler der II. Klasse: Die Worte des Glaubens. Der Pilgrim. Nadowessische Todtenklage. Der Handschuh. Der Graf von Habsburg. Der Taucher.
Gesang: Festmarsch von Stunz.
Declamationen der Schüler der I. Klasse: Scene aus Wallensteins Tod. Die unüberwindliche Flotte. Scene aus Wilhelm Tell. Das Lied von der Glocke.
Gesang: Das Reiterlied. (Volksmelodie.)
Schlußworte von Herrn Director Simon.

Katholische Mädchenschule.

Die Feier wurde mit einem Eröffnungsgesang: „Die Sehnsucht", v. Schiller, begonnen. Dann hielt der Oberlehrer der Schule, Herr Mardner, folgende Ansprache an die Versammelten:

„Liebe Kinder!
Geehrte Collegen!

Wir feiern heute den hundertjährigen Geburtstag Schiller's des edlen, liebenswürdigen Menschen, des großen Dichters, den die deutsche Nation mit Stolz den ihrigen nennt. Er, der allem Großen und Edeln, das in die Menschheit gelegt ist, schwärmerisch ergeben war, er hat es auch wie keiner verstanden, unser innerstes, eigenstes Wesen, unser Seelenleben mit dichterischer Kraft zu läutern, zu heben, und in lebhaften Bildern, in edler, blühender Sprache, wie in einem Spiegel, uns vor die Seele zu führen. Wie er selbst mit feuriger Empfindung, mit tiefdenkendem Geiste den edeln Regungen des menschlichen Herzens gelauscht, sie mit lebhafter Phantasie künstlerisch aufgefaßt und mit wohltönender, schwungreicher Sprache besungen; so hat er auch durch seine Dichterwerke unsere Seele mit Bewunderung, mit Liebe und Be-

geisterung erfüllt für alles Schöne und Edle in der sittlichen Welt. Dadurch hat Schiller sich unsterbliche Verdienste erworben, wie um die Kunst, die Wissenschaft, die deutsche Sprache, so um die sittliche Veredlung des ganzen deutschen Volkes. Deutschlands Bildung und Gesittung hat er auf dem freundlichen Wege der Poesie vorwärts geführt, wie kein anderer deutscher Dichter.

Doch so groß unser Schiller als Dichter war, so nachahmungs- und liebenswürdig war er als Mensch in seinem Verhältniß als Sohn, Bruder, Familienvater und Freund. Die Mittheilung seiner kurzgefaßten Lebensgeschichte wird euch die Wahrheit meiner Behauptung bestätigen.

(Folgt die Biographie Schiller's.)

Und so möge denn auch unsere Liebe und Verehrung des Gefeierten ein grünes, frischblühendes Zweiglein sein zu dem Ehrenkranze, den die deutsche Nation in diesen Tagen ihrem Lieblingsdichter zu winden und auf's Haupt zu setzen im Begriffe steht. Und zum Andenken an seinen Ehrentag weile sein bekränztes Bild unter uns und sei uns eine sichtbare Nahrung, ihm ähnlich zu werden in der Liebe und Begeisterung für die höheren geistigen Güter der Menschheit."

Hierauf wurden von Schülerinnen der IV. Klasse die folgenden Schiller'schen Gedichte und Balladen vorgetragen:

Würde der Frauen. An die Freunde. An die Freunde.
Die Worte des Glaubens. Die Hoffnung. Abschied vom Leser.
Die Kraniche des Ibykus. Der Graf von Habsburg.
Ritter Toggenburg. Der Ring des Polykrates. Der Gang nach dem Eisenhammer. Die Bürgschaft. Der Taucher.

Mit einem Gesang: „Die Hoffnung", von Schiller, wurde die Feierlichkeit beschlossen.

Allgemeine Huldigung,

verfaßt von

Felice Schald-de la Faverie,

vorgetragen von ihren Schülerinnen.

Die Scene stellt einen Eichwald vor. Die Büste Schillers steht in der Mitte. Die Poesie befindet sich rechts, Germania links von der Büste. Beide bekränzen die Büste mit Lorbeer. Eine sanfte Musik wird in der Ferne gehört.

Germania (mit Eichenlaub bekränzt). Hundert Jahre sind es .... da schmetterte wie heute eine kalte Novemberluft die letzten Blätter meiner Eichenkrone ab. — Alles war düster und traurig in meinem Reiche! — Krieg und Zwietracht regierten. ... Mein königlicher Mantel, von dem Blute meiner Unterthanen befleckt, diente mir nur, um mein Angesicht zu verhüllen.

Plötzlich erfüllte der Schrei eines Kindes meine Seele mit Jubel! — Eine innere Stimme kündigte mir den Propheten einer neuen Epoche an. Ein Sohn ward mir geboren; — der theuerste, der liebste, der größte meiner Söhne! — — —

Poesie. Hundert Jahre sind es, — da schwang ich mich wie heute zur Erde nieder! Ich suchte ein irdisches Haupt, ihm meine göttlichen Ideen einzuflößen. — Eine Thräne der Wehmuth glänzte in meinem Auge. .. Ein großer Gedanke schwebte auf meinen Lippen. Kein Land schien mir würdig, diese Thräne zu empfangen; kein Volk schien meine Idee erfassen zu können. —

Plötzlich erblickte ich die stolze Germania an der Wiege eines Kindes, bei dessen Schrei sich der ganze Olymp zur Erde beugte. — Die himmlischen Töne ließen seinen Namen in der Zukunft wiederhallen und ich gab ihm, auf seine Wiege gestützt, meine Hand auf seinem Herzen, meine Lippen auf seinen Lippen, die Weihe des Genius! ....

Als ich mich wieder zum Himmel emporschwang, sah ich einen Stern mehr an dem Gewölbe glänzen und dieser Stern glänzt noch! ..

Germania. Hundert Jahre sind es, — da erschütterte wie heute ein Schrei des Entzückens meine Seele; aber Niemand außer mir vernahm ihn!

Heute scheint meine unendliche Freude sich über das ganze Weltall zu verbreiten. Meine zahlreichen Kinder erheben Blicke des Glückes und der Liebe zu mir. Alle feiern diesen Tag mit mir! — Von dem Rhein bis zu den Ufern der Donau, von dem azurblauen adriatischen Meere bis zu den eisbedeckten Grenzen der Ostsee — Alle singen in einer Sprache, in der Sprache Schillers, Hymnen zur Verherrlichung ihres geliebten Bruders, des Lieblings meiner Seele. —

Erhebe dich, beglückte Nation! Erhebe dich wie ein Mann, um den zu feiern, der von Liebe, von heiliger Freiheit und von unüberwindlicher Einheit singen konnte! —

Der Name Schiller möge wiederhallen in ganz Europa und bei diesem Namen beuge sich jede Nation vor der Deutschen! — —

Schatten des großen Mannes! Geist, der an diesem Tage über uns schwebt! Verlasse den Tempel der Unsterblichen einen Augenblick, verlasse den himmlischen Olymp, der dich meiner Liebe so früh entrissen hat! — Komm' und sieh'! Die treuen Deutschen reichen sich brüderlich die Hand und bilden eine Kette, von welcher jedes Glied ein Wort von deinen Lippen ist!

Poesie (begeistert). Bei dem Klange dieser Stimme des Vaterlandes verließ ein [illegible]d den Himmel! ... Meine göttlichen Augen erblicken ihn..... Er steigt herniedre! ... Er verweilt auf diesem Marmor, der seine Züge wiedergiebt! Liebevoll öffnet er seine Arme und segnet alle diese Häupter, die sich vor ihm beugen. — — Vernehmet! — — Der Olymp ist aufmerksam! — Die Musen bewundern schweigend dieses irdische Schauspiel und die Poesie kniet vor ihren Erwählten nieder! ..... (Die Poesie kniet nieder.)

Die Städte erscheinen mit ihren Attributen.

Frankfurt (zu Deutschland). Ich bin deine älteste Tochter. Du kennst meinen Namen .... Ich bin reich .... Ich bin frei! — Der Fuß der Eroberer hat nie unbefugt meinen Boden betreten! — Unabhängig wandle ich inmitten der Andern und nur einer Stimme gehorche ich: der deinigen! Hier bringe ich dir meine jüngsten Schwestern, um dir Glück zu wünschen und mit dir den Apostel der Freiheit zu feiern! — — —

München. Die alte Bavaria hat mich in die Kaiserstadt gesandt, um zu verkünden, daß sie von ganzem Herzen an der Freude, die hier herrscht, theilnimmt.

Marbach. Ich habe deinen Sohn klein und schwach gesehen. Mit den Blumen meiner Thäler wand er selbst sich seinen ersten Kranz. —

Vaterland! Um diesen Tag zu feiern, bring' ich dir zwei Andenken, die ich bis heute wie einen Schatz bewahrte: Eine Feder und eine Rose. Schiller's Mutter führte selbst diese Feder in der Hand ihres Sohnes, um seinen Namen zum ersten Mal zu schreiben! Diese Rose war das Pfand seiner ersten Liebe!

Nimm, o Vaterland, darin liegt eine ganze Dichtung, zwei Küsse und zwei Thränen.

Weimar. Früher gab ich dir, o Schiller, das höchste Glück der Erde: das Herz eines treuen Freundes! Es bleibt mir also Nichts mehr übrig, dir heute darzubringen, als seine Erinnerung mit der deinigen vereinigt. (Hier zwei passende Verse von Göthe.)

Eine Erscheinung. Der Genius der Frauen (verschleiert). Der Schall der Kanonen, der aus der Ferne tönt; die Glocken, die in freudigen Klängen in den Lüften wiederhallen, das allgemeine Entzücken entreißt mich meiner Einsamkeit und leitet mich an diese Stätte! . . . Liebe und Treue, Vergnügen und Tugend, Anmuth und Einfalt, Talent und Bescheidenheit, Alles hat mir die Natur verliehen; doch, um ihr Werk zu vollenden, warf sie die anmuthigen Falten eines Schleiers über mich. Mit so vielen geheimnißvollen Gaben verirrt, blieb ich, gleich Isis, den Sterblichen unbekannt . . . . . .

Du nur, o Dichter der Schönheit, nur du allein wußtest mit sanfter Hand die Falten zu lüften und mich den andern Irdischen zu entdecken. . . . Empfange denn, o Dichter, die Huldigung, die ich dir zu Füßen lege!

Nimm diesen Schleier, meinen schönsten Schmuck: Ich bin der Genius der Frauen! Mein Name ist Weiblichkeit! . . . .

(Sie nimmt den Schleier ab und legt ihn zu Schiller's Füßen.)

Ein Stern. Hundert Jahre sind es, — da erblickte der staunende Gelehrte mich zum ersten Mal am Firmament. Ich bin der Stern Schiller's! — Mein Licht leitete seine Schritte. — Als er sein Haupt nachdenkend in seine Hand stützte; als er allein mit seinem mächtigen Geiste über die Ungerechtigkeit der Menschen nachdachte; als Thränen sein Antlitz benetzten, bei dem Anblick des bedrückten Vaterlandes, bin ich es, den sein tiefer Blick am blauen Horizonte suchte. —

Ein sanftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. — Vielleicht sah er bei dem Glanze meiner Strahlen schon den Tag, an welchem die Erde seinen Namen nennen würde; damals erblickte sein prophetischer Geist unser Jahrhundert. — — —

Ich sah seine Seele sich zum Himmel aufschwingen, strahlender als ich selbst! —

Ich sah die Götter, die Helden ihm die Arme entgegenstrecken, um ihm seinen Platz unter den Unsterblichen anzuweisen.

Deutschland! . . . . Die Sterne beneiden den Glanz deines Sohnes und ich stieg hernieder, um es dir zu verkünden! . . . . .

Drei Könige haben mich nach dem Weg des Lichtes gefragt und zu deinen Füßen führe ich sie! . . . . . .

Italien (naht mit dem Kranze und dem Lorbeerkranz). An den Ufern der Tiber irrend, betrachtete ich weinend das zerplitterte Scepter in meiner Hand; ich gedachte der Vergangenheit! . . . .

Plötzlich, inmitten der Finsterniß, die mich umgab, sah ich riesige Schatten sich erheben. Ich erkannte ihre Züge — Dante, Tasso, Michel Angelo, Raphael! . . Mit Hand und Blick deuteten sie nach Norden. . . . .

Weßhalb das Haupt beugen? fragten sie mich; du Mutter der Künste und Wissenschaften. Irren auch deine Söhne in der Fremde, sind sie auch verbannt, das Talent hat die ganze Welt zum Vaterlande, das Genie gehört dem Weltall. — Wende deine Blicke dem Norden zu, dorthin hat sich die Poesie zurückgezogen, um einen Helden zu feiern, der unserer würdig ist. — Ich richtete meine Blicke nach dem Punkt, den sie mir angaben, und gewahrte in einer glänzenden Apotheose ein Antlitz von Unsterblichkeit strahlend. — Ich bin dem Sterne gefolgt und ich bringe dir, o Schiller, den Kranz, womit Eleonore Tasso's Haupt krönte; — diese Blätter haben an den Gestaden des Arno gegrünt und Virgils Urne berührt! . . . .

(Sie legt den Lorbeerkranz zu Schiller's Füßen nieder.)

England (naht sich, mit einem dreifachen Kranz von Rosen, Disteln und Eichenlaub bedeckt; sie trägt die Fahne des Ruhmes).

Ich bin die Königin des Oceans! Meine Schiffe durchkreuzen alle Meere! — Ein dreifacher Kranz krönt mein Haupt. Ich habe in meinen wilden Bergen den begeisterten Gesang der Barden gehört; das harmonische Murmeln der Wellen verstummt sanft zu meinen Füßen; ich habe die Stimme des Sturmes gehört, als der Herr des Oceans die Maße erschütterte. Meine Frauen, blühend wie der erste Traum, schön wie die Elfen des Thales, ließen mich Worte der Liebe vernehmen. Aber keine Stimme schien mir so harmonisch, als die deine, o Dichter! Als mein Ohr sie vernahm, zog ich meine Segel ein und warf Anker an der Küste deines Vaterlandes. —

Ruhm gebührt dir! Ruhm dem Lande, das dich zeugte! Die Fahne Großbritannien's lege ich dir zu Füßen! . . .

(Sie legt die Fahne nieder.)

Frankreich (mit Lilien bekränzt, ein Schwert tragend). Mein Haupt berührt die Nordsee; meine Schritte verlieren sich in dem Schatten der Orangenhaine; die Weltgeschichte verriegt dich zu meiner Linken, Schweden, und meine Rechte berührt den atlantischen Ocean. — Mein Geist ist ein Vulkan, der unaufhörlich grollt; sein Krater erleuchtet die Welt, und wenn er zum Ausbruch kommt, erschüttert er ganz Europa. Gehe! haben mir meine Kinder gesagt, gehe! und nimm den Stab der Dramen, die Leier unserer Troubadours, den Lorbeer unserer Helden, und lege Alles zu den Füßen des deutschen Sohnes! Der Stern führte mich zu dem, den ich suchte! — Dichter! Inmitten des Tumults meines Reiches habe ich deinen Namen über allem Siegesgeräusch vernommen. Ich habe mich von meinem Weg gewandt, um deinen Ruhm, um den ich dich beneide, anzu-

staunen! Ich stehe still und bewundere! — — Was soll ich dir neben den Gaben, welche die Welt dir spendet, anbieten? … Ich schreite stolz und kühn inmitten der Gefahren. Mein Schwert erregt Schrecken! Alle Mächte vereinigt, könnten vernichten, es zu zersplittern, aber sie werden es nie sich beugen sehen! —

Zu deinen Füßen, o erhabener Geist, zu deinen Füßen erblicke Frankreichs Schwert! . . . . .

(Sie legt das Schwert nieder.)

Germania (erhebt sich). O Zeit, halte ein! . . . . Verlängere noch diesen Tag, damit er sich tief in alle Gedanken einprüge. Laß mein Herz diese erhabene Lobrede empfangen, diese Worte der Liebe und des Friedens. — Friede und Liebe sei mit euch Allen, die mich hier umgeben! Unsre Stimmen mögen sich vereinigen, das Genie als Meister und Alleinherrscher zu erkennen! . . .

Mögen alle Mächtigen der Erde, bei der Erinnerung an diesen Tag eingedenk werden, daß die einzige Kraft, welche einen Menschen über die Andern erhebt, die geistige Kraft ist! und daß die einzige Krone, womit Gott selbst ein menschliches Haupt krönt, die Krone des Genie's ist! . . . . . .

Säuselnde Zephire in unsern Wäldern, vorüberziehende Wolken am azurblauen Himmel, glänzendes Meteor, das sich durch die Lüfte schwingt, nehmt auf euren Wanderungen diese Wünsche, diese Gesänge und diese Stimmen mit! Bewahrt diese Erinnerung und nach hundert Jahren bringt sie wieder hierher zurück! . . . .

Ihr Schwestern, nehmt auch Ihr die Glückwünsche der treuen Germania an, trägt sie auf eure Untergebenen über; gebet! — erzählet euren Fürsten, euren Königen, euren Völkern, daß Ihr Deutschland vereinigt gesehen! . . . . . .

Poesie. Nationen! Schließt einen heiligen Bund und reicht Euch brüderlich die Hände! . . . . .

Alle bilden einen Halbkreis, die Erscheinung und der Stern reichen sich die Hände, indem sie niederknien.)

Institut

der

Fräulein Kieshaber.

Am Vorabend des Festes stellten eine Anzahl Schülerinnen vor ihren Mitschülerinnen und Nächstbefreundeten „die Huldigung der Künste" mit einigen wenigen Anstaltungen und Aenderungen dar, unter entsprechender musikalischer Einleitung und Begleitung. An diese Darstellung schloß sich ein, zu diesem Zwecke von einer der Lehrerinnen gedichtetes Nachspiel an; Landleute sind beschäftigt, die Büste Schiller's zu bekränzen; da tritt der Genius in Begleitung der Künste hinzu und als sie die Bedeutung des Festes vernommen, vereinigen sie sich mit den Landleuten zum Preise des Dichters, dem sie einst liebevoll zur Seite gestanden, und huldigen ihm, indem sie ihre Attribute vor ihm niederlegen.

Englische Fräuleinschule.

Die Feier wurde als Familienfest, im Kreise des Lehrerpersonals und der Schülerinnen, in dem einfach, aber sinnig geschmückten Schullocale in folgender Weise abgehalten:

Gesang: An den Frühling, componirt von Reichardt.
Vortrag der Biographie Schiller's, nach „Friedrich von Schiller's Leben für die deutsche Schuljugend", mit einleitenden Worten und erklärenden Bemerkungen des Oberlehrers.
Declamationen: Die Macht des Gesanges. Die Theilung der Erde. Der Graf von Habsburg.
Gesang: Der Alpenjäger, componirt von Anselm Weber.
Declamationen: Die Bürgschaft. Die Worte des Glaubens. Der Kampf mit dem Drachen.
Schlußgesang: An die Freude. Eine Auswahl von vier Strophen, Solo und Chor, componirt von Franz Schubert.

(Sämmtliche Lieder und Gedichte von Fr. v. Schiller.)

Die Einleitenden Worte des Oberlehrers Raus waren etwa folgende:

„Verehrte Collegen!
Geliebte Schülerinnen!

Die Feier, zu der wir uns heute hier versammelten und die nicht nur in den hiesigen, sondern in Tausenden von Schulen und von Millionen Deutschen aller Stände diesseits und jenseits des Oceans festlich begangen wird, gilt dem unsterblichen Meister unserer edeln, deutschen Muttersprache, dem idealen Dichter unserer herrlichsten Lieder und Balladen, dem edeln, für Tugend und Sittlichkeit begeisterten Verfasser so vieler anderer, großartiger Geisteswerke.

Welchen Gelehrten und Laien, welchen Jüngling und welche Jungfrau erfüllte nicht der Name eines Friedrich v. Schiller mit Bewunderung, Freude und innigster Verehrung? — Welchen Künstler und Handwerker, welchen Stadt- und Landbewohner wäre nicht wenigstens eines der herrlichen Geisteserschöpfungen unsers größten National-Dichters bekannt, oder sänge nicht mit erhebenden Gefühlen und froher Begeisterung ein Lied, oder hätte sich nicht einen weisen Spruch dieses Geisteshelden unserer Literatur zum Eigenthum gemacht? — Welcher Dichter, welcher Schriftsteller hat sich besonders um die Lektüre des weiblichen Geschlechtes solche Verdienste erworben, hat besonders die Würde der Frauen so sehr zur Geltung gebracht, wie unser Schiller?

Aber bietet nicht schon das Jugendleben unsers Lieblingsdichters das Vorbild eines wißbegierigen, fleißigen, aufmerksamen und gehorsamen Schülers?

Und war er nicht stets bis zu seinem Tode der aufrichtigste und treueste Freund, der liebevollste, zärtlichste Bruder, der mit unendlicher Liebe an seinen Eltern hängende, dankbarste Sohn!

Darum freuen wir uns Alle unsers theuren, edeln Schillers; darum sind wir gerechterweise stolz auf ihn; darum wird sein Ehrentag von Millionen mit Begeisterung gefeiert.

Da Ihr aber, geliebte Schülerinnen, unsern Schiller nur zum Theil und nur aus wenigen seiner Gedichte kennet, so will

ich Euch das Wesentlichste aus seiner Lebensgeschichte, so weit dieselbe für Euern Standpunkt Interesse hat, vortragen. Was Schiller als genialer Dichter und Schriftsteller war und leistete, werdet Ihr in der Literaturstunde genauer kennen lernen."

(Folgt die Biographie Schiller's mit erläuternden Bemerkungen.)

„So habt Ihr denn, geliebte Schülerinnen, gehört, daß unser Schiller sich nicht nur als großer Dichter und Schriftsteller, sondern auch als Mensch, als Sohn, als Bruder, Freund und Familienvater auszeichnete, so daß er mit Recht der Liebling der ganzen deutschen Nation geworden ist, wie dies die allgemeine Feier seines hundertjährigen Geburtstages so glänzend beweiset. — Laßt uns darum das Andenken dieses großen Mannes in unsern Herzen bewahren und laßt uns, von seinem Geiste umweht, so viel als in unsern Kräften steht, ihm nachzuahmen streben."

Erziehungsanstalt

der

Fräulein Marie Valentin.

Dienstag den 8. November versammelten sich Abends um 6 Uhr die Eltern, Freunde und Zöglinge der Anstalt.

Die Feier wurde durch den Gesang einer Hymne aus Gluck's Iphigenie eröffnet.

Sodann trugen 14 Mädchen folgendes von Herrn Gottlieb Beck zu diesem Zwecke gedichtete Festspiel vor.

Der Gipfel eines Berges, **Germania** sitzt auf einem Felsenhaupt, den Kopf rechts hinwend auf den Arm gestützt, der auf einem Schilde ruht, worauf der deutsche Reichsadler gemalt ist.

Germania.

Der Mütter unglückseligste, verweile
Ich fern von dem bewegten Kreis der Welt
In öder Einsamkeit, nur bangen Schmerz
Zum finsteren Genossen mir gesellt.
Der heit're Morgen, der in Purpurglut
Der Nächte schwarzen Schleier mild durchbricht,
Erweckt mich nicht aus meiner Träume Grau'n, —
Den tiefsten Schmerz erhellt kein Himmelslicht. —
Nicht an des Grabes schauerlichem Rand
Tönt meiner Klagen banges Schmerzenswort:
Noch blühet lebenskräftig mein Geschlecht
In Sprossen edler Fürsten mächtig fort.
Germania, du, mein geliebtes Land,
Wie prangest herrlich du und wundereich,
Geschmückt mit allem Segen der Natur.
Kein Land auf Erden ist an Glück dir gleich!
An deiner stolzen Ahnlie Hügelrand
Reift edlen Wein der Sonne milder Strahl,
Von deiner Fülle, deiner Wunderpracht
Erzählt der Wälder Schmuck und Berg und Thal.
In volksbewegten Städten rings umher
Regt sich der Bürger kunstgeübte Hand.
Und reichbeladen trägt der Kiel durchs Meer
Des Fleißes Frucht zu ferner Länder Strand.
Du hast durch deiner Forscher tiefen Geist,
Im Licht der Wahrheit, Wahnesnacht verscheucht.
Und deiner Künstler wunderbar Gebild
Hat ehrfurchtsvoll der Erdkreis sich gebeugt.
Von deiner Heldensöhne hoher Kraft
Erklingt manch Lied, erzählt manch Sagenbuch.
Von deiner Ahnen Sittenreinheit sich
Die Kunde weit von Zeit zu Zeiten trug. —
Doch weh', das Volk, das edelste der Welt,
Vom liebeerfüllten Schicksal auserieben,
In jedem Großen, jedem Herrlichen
Als Führer allen Völkern vorzugehen,
Hat sich zerspalten in der Zeiten Lauf,
Steht sich entgegen nun in Haß und Neid.
Durch Sprach' und Sitte innigst vereint,
Nur durch Parteisucht feindlich stets entzweit. —
O nimmer wohl durchdringet ein Gefühl,
Bewegt ein Herzschlag sie, die sich verwandt,
O nimmermehr umschlingt zur Eintracht sie
Des einen Vaterlandes mächt'ges Band.

Landwehr mit Jacken und Hosen erscheinen, Einige Gutsleuten, Andere der mit Bäumen umwundene Büste Schiller's tragend.

1.

Heil, der Gipfel ist erstiegen,
Noch erglüht vom Sonnenstrahl,
Während nächtig schon im Thal,
Stadt und Dorf verhüllet liegen.

2.

Fällt mit wuchtgem Streich die Eiche,
Die vorerst zum Opferbrand;
Daß die heil'gen Feuerzeichen
Schimmern weit in's deutsche Land.

3.

Hört Ihr durch die Lüfte dringen
Lieblich hellen Glockenklang? —
Leise wie auf Engelsschwingen,
Schwebet aufwärts Chorgesang.

4.

Das sind Hymnen, Ihm zur Ehre,
Der die Seele uns gerührt,
Und zur reinsten Schönheitssphäre
Den entzückten Sinn geführt.

Germania (für sich).

Wie soll ich mir die seltsme Scene deuten,
Was führt hierher auf nächtlich schrossem Gang
Die Menschen aus des heitern Thales Gründen
Zu diesem unwirthbaren Felsenhang?!

5.

Laßt uns winden duft'ge Kränze,
In des Herbstes Laub sie hangen,
Daß geschmücket wie im Lenze
Alle Bäume festlich prangen.

6.

Hier in diesem Schattenhaine,
Wo in schwüler Nächte Schweigen
Nymphenchor, im Mondenscheine,
Pan verehret bei Sang und Reigen.

1.

Wo die Lüfte linder wehen,
Laßt uns hin sein Bildniß bringen,
Der uns hob auf Liebesschwingen
Zu des Aethers reinsten Höhen. —

2.

Von der Sonne ernstem Strahle
Sei ihm Licht und Glut gesendet,
Dessen Geist im Erdenthale
Licht und Wärme uns gespendet.

1.

Horch, ich höre ferne Tritte
In den welken Blättern rauschen.
Stille, Schwestern, laßt uns lauschen,
Wer da naht mit raschen Schritte.

2.

Schwestern, laßt zurück uns treten,
Mich ergreift es wundermild,
Wie in Andacht, wie zum beten
Vor dem hehren Lichtgebild.

Lyrik (tritt auf).

Weicht schüchtern nicht vor mir zurücke,
Seit lange kennet Ihr mich schon.
In Eurem Schmerz, in Eurem Glücke
Stimmt oft ich meiner Leyer Ton.
Daß Höchste hab' ich Euch gewähret —
Die Freude wird durch mich verklärt;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Wo meines Liedes Zauber walten.

3.

Nimm Dank und ehrfurchtsvollen Gruß,
Daß du den Schritt zu uns gelenkt,
Die Ihm, mit hoher Weihe Lust,
Der Lieder süßen Mund geschenkt.

4.

Schwestern, schaut, eine Fremdengestalt
Tritt uns entgegen aus Waldestiefen.
Mich ergreift dunkler Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Tragödie (tritt auf).

Ich sehe, wie vor mir Euch heimlich graut,
Doch laßt von der Erscheinung Euch nicht trügen,
Ich hab' in's wirre Spiel der Welt geschaut,
Das prägt sich auch in meinen ernsten Zügen.
In enge Rahmen hab' ich Euch gebracht,
Des Lebens bunte, wechselnde Gestalten;
Des Schicksals unerbittlich strenge Macht,
Der Tugend Kraft, der Leidenschaft Gewalten.
Mit ernster Mahnung lehret Euch mein Gedicht:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

5.

Mein Auge, Hohe, dich erkennt,
Du hast das Höchste Ihm vergönnt.
Uns in der Bühne Spiegelbild
Des Lebens Sinn durch Ihn enthüllt.

Hermania (für sich).

O wie ergreifet dissonirend mich
Der Freude Klang in solcher ernsten Zeit.

(unterbrechend)

Was führet Euch her mit wildem Festesjubel
In meinem Sitz der trüben Einsamkeit?

6.

Wehe, welches ernste Bild
Schlich sich ein zum Fest der Lust!
Schauer plötzlich mir erfüllt
Die vom Freund erregte Brust.

Hermania.

Was wählet Ihr des Felsens rauhes Haupt
Zum Sitze Eurer Festesfreude aus?
Flieht hin in's heit're Thal mit Sang und Scherz,
Zu frohen Menschen ziehet hinaus.

Tragödie.

Mächtig zieht mich zu dir mein Herz,
Ich fühl' mich dir verwandt und nah'.

Hermania.

So höret und ehret meinen Schmerz,
Ich bin — ich bin Germania!

(Alle weichen erschrocken zurück.)

Wollt Ihr mit eitlem, eigensüchtigem Streben
In engem Kreis ein Jubelfest begehen,
Indeß im großen deutschen Vaterlande
Die Stimme feindlich sich entgegenstehen?
Wagt frevelnd Ihr die Flamme zu entzünden,
Die als der Freiheit mächtiges Symbol
Von allen Bergen rings, von allen Hügeln
In's Thal geleuchtet einst bedeutungsvoll?
Wo ist das Land, das ach, in schwerer Zeit,
Der Söhne edelste hierneben trug?
Wo das Gefühl des ein'gen Vaterlandes,
In dem jed' Herz begeist'rungsvoller schlug?
Sie ist gestürzt, die stolze deutsche Eiche,
Um die das Volk sich einen Sinn's einst schlang,
Das durch der Eintracht brüderfüllten Wirken
Achtung bei allen Völkern sich errang.
O nimmermehr verknüpfet Hand in Hand
Ein Bruderherz das deutsche Vaterland.

Tragödie.

Erhabne Mutter, mildre deinen Schmerz,
Heut' fühlt dein Volk sich eins in Geist und Herz.

Lyrik.

Ja, dem Dichter ist's gelungen,
Durch die Macht der Poesie
Hat die Zwietracht er bezwungen,
Sah ern-ocht Harmonie.
Seine Zauber binden wieder,
Was Parteisucht streng getheilt.
Deutsche fühlen sich als Brüder,
Wo sein hehrer Genius weilt.
Die das weite Land bewohnen,
Huldigen der Sympathie,
Mild verknüpfet Harmonie
Hütten heut' und Fürstenthronen.

Germania.

Wär's möglich, sollt' ich dieser Stimme trauen!
Es flieht der Schmerz, der drückend auf mir lag.
Schon weht mich an der Hoffnung Morgengrauen,
Verheißend mir der reinsten Freude Tag. —

1.

Siehst du, wie die Feuerzeichen
Rings empor zum Himmel steigen,
Es erglüht der Berge Kranz
Wie im Morgensonnenglanz.
Sie verkünden in die Runde,
Süßer Liebesbotschaft Kunde:
Daß sich Deutschland treu geblieben,
Treu im Glauben, treu im Lieben.

2.

Jubelchöre, Glockenklingen
Brausend durch die Lüfte bringen.
Schiller's Genius ist erstanden,
Ein Messias deutschen Landen:
Daß sein Liedermund enthülle
Deutschen Geistes Wunderfülle,
Und im Zauberglanz des Schönen
Alle Stämme sich versöhnen.

3.

Wo der Nordsee Wogen schallen,
Wo die Donau lieblich zieht,
Wo des Rheines Fluten wallen,
Wo der Gletscher purpurn glüht:
Tausend Stimmen heut' ihn loben,
Unsers Sängers Größe preisen.
Jeder fühlt sich stolz erhoben,
Heut' Germaniens Kind zu heißen.

4.

Gallien seinem Geist sich beugt,
[illegible]gang schallt von Albions Söhnen,
Selbst der rauhe Russe zeugt
Von der Wunderkraft des Schönen.
Mächtig auf des Liedes Schwingen
Dringt sein Ruhm weit über's Meer,
Und von fernen Zonen her
Lüfte Dankesgrüße bringen.
Alle Völker hoch ihn loben,
Jeder Mund ihn segnend preist,
Der durch seinen hohen Geist
Uns dem ird'schen Druck enthoben.

5.

Daß ihn der Tod entriß im schönsten Streben,
Ey! er erreicht des Menschenalters Höhen!

Tragödie.

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n. —

Lyrik.

Laßt die Klage um den Großen,
Der entrückt dem Traum des Seins.
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Schiller, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib zu Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Seines Ruhmes hoher Schimmer
Ist unsterblich wie sein Lied,
Ob das ird'sche Leben flieht,
Sein Gedanken dauert immer. —

Tragödie.

Nur Vergängliches veraltet,
Ird'sches nur im Tod erkaltet.
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Weilt, die er geschaut in Lichtesfluren,
Unser Euch, die herrliche Gestalt. —
Seht, wie seine Büste sie umschweben,
Die er schuf zu ewigem Leben.

Thekla (aus „Wallenstein").

Ehrt Ihn, der Euch auf des Gedankens Schwingen
Trug hochbegeistert über Zeit und Raum,
Der die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Verwebte in der Dichtung mild'n Traum.
Des Lebens flach alltägliche Gestalten
Verklärte durch der Poesie Gewalten,
Dem Druck der ird'schen Schwere sie enthebend,
Um sie den Duft der Morgenröthe webend. —

Luise (aus „Kabale und Liebe").

Ein Bild der Liebe hat er Euch gegeben;
Zu zarte Blüte für das Erdenleben
Reift dort sie erst, in jenen höheren Welten,
Wo schöne Thränen für Triumphe gelten.

Jungfrau von Orleans.

Nur einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Was sich in der Parteien Haß getrennet,
Theilt nun, entzückt, die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Deutschen sich bekennet,
Der ist des Namens stolzer sich bewußt.
Im Ganzen fühlt er sich, wo er auch wohne,
Und huldigt jubelnd Deutschlands größtem Sohne!

Hedwig (aus „Tell").

Verknüpft in deutscher Treue Innigkeit,
Wird sich mein Volk den höchsten Preis verdienen.
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Germania.

Es dringt mein Blick in fernste Zeiten ein,
Läßt Deutschlands Zukunft mich entzückt ergründen,
Bist du nur einig, wirst du mächtig sein,
Und die Bewund'rung aller Völker finden. —
Doch dir laß meinen wärmsten Dank mich weih'n,
Des Ruhmes Kranz um deine Stirne winden!

O führe du, durch deines Geistes Klarheit,
Mein Volk zur Freiheit, Schönheit und zur Wahrheit!

(Sie bekränzt die Büste Schiller's.)

Lyrik.

Schiller, heil'ger Götterfunken,
Stammend aus Elysium,
Laß uns feiern, wonnetrunken,
Deiner Größe Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Zeiten streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein milder Genius weilt.
Beugt die Knie', ihr Millionen,
Jauchze auf, beglückte Welt,
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein Gott den Sänger lohnen!

Nach Beendigung des Festspieles wurde „das Mädchen aus der Fremde" als lebendes Bild, von der Vorsteherin erfunden und gruppirt, — unter Absingen des Schiller'schen Gedichtes dargestellt.

Ein Gesang beschloß die Feier, worauf die Pensionäre, so wie die früheren und gegenwärtigen Schülerinnen den Abend in den geräumten Schulzimmern fröhlich unter sich zubrachten.

Vorfeier im Theater.

Mittwoch, den 9. November.

Bei festlich erleuchtetem Hause:

Fest-Ouverture von Gustav Schmidt. —

Scenischer Prolog von Friedrich Albrecht, (als „Melpomene") gesprochen von Fräulein Janauschek.

1. Bild: Die Mutter an Schillers Wiege.
2. Bild: Das Lied von der Glocke.
3. Bild: Die Jungfrau von Orleans.
4. Bild: Wallensteins Tod.
5. Bild: Don Carlos.
6. Bild: Wilhelm Tell.
7. Bild: Schlußgruppe.

An die Künstler. (Aus dem Gedicht von Schiller.) Männer-Chor von Felix Mendelssohn-Bartholdy; vorgetragen von den Herren Baumann, Brunner, Leser, Meyer, Pichler, Schmid und dem gesammten Männer-Chor der hiesigen Bühne.

Die Worte des Glaubens. (Gedicht von Schiller.) In Musik gesetzt von Georg Goltermann; gesungen von den Damen Veith und Medal und von den Herren Baumann und Pichler. (Mit Begleitung der Orgel und des Orchesters.)

Wallensteins Lager.

Dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akte von Schiller. Mit Musik und Chor.

Personen:

Wachtmeister } von einem Terzkyschen Karabinier-regiment.	Herr Werlenthin.
Trompeter }	Herr Dichl.
Konstabler	Herr Leser.
Kürassier von einem wallonischen Regimente	Herr Hanisch.
Kürassier von einem lombardischen Regimente	Herr Pichler.
Zwei holkische reitende Jäger	Herr Schneider. / Herr A. Müller.
Buttlerische Dragoner	Herr Schmid. / Herr Polal.
Arkebusiere vom Regiment Tiefenbach	Herr Krug. / Herr Hedrich.
Ulanen	Herr v. Korff. / Herr Kannappel.
Scharfschützen	Herr Zielfelder. / Herr E. Kluß.
Kroat	Herr Foltin.
Rekrut	Herr Zimmermann.
Bürger	Herr Stoß.
Bauer	Herr Degen.
Bauernknabe	Fräulein Zeis.
Kapuziner	Herr Haffel.
Soldatenschulmeister	Herr Rindsfuß.
Marketenderin	Fräulein Liebich.
Aufwärterin	Frau Lehmann.
Soldatenkind	Kl. Müller.

Vorfeier der Gesangvereine.

Mittwoch, den 9. November, Abends nach der Festvorstellung im Theater.

Liederkranz.

Programm.

An die Künstler, Chor mit Solo aus dem Gedicht von Schiller, componirt von F. Mendelssohn-Bartholdy.
Festrede, von Herrn Dr. Presber. (S. unten.)
Wallisischer Schiffergesang, Chor mit Solo, componirt von B. Schädel.
Sehnsucht, Gedicht von Schiller, componirt von A. Romberg.
Würde der Frauen, Gedicht von Schiller, vorgetragen von Herrn Schneider.
Im Maien, Chor, componirt von Zimmermann.
Des Mädchens Klage, Gedicht von Schiller, componirt von F. Schubert, vorgetragen von Herrn Pichler.
Elysium, Gedicht von Schiller, componirt von F. Schubert, vorgetragen von Herrn Baumann.
„Schnell bereitet euch zum Feste", Canon, componirt von W. A. Mozart.
Die Theilung der Erde, Gedicht von Schiller, comp. von J. v. Haydn.
Trinklied, componirt von L. Gollert.
Das deutsche Vaterland, Gedicht von E. M. Arndt, componirt von W. Speyer.
Toast, von Herrn Dr. Th. Creizenach.

(Rede des Herrn Dr. Presber.)

„Meine Herren, Meine Damen!

Der Vorabend eines hohen, herrlichen Festes ist herangenaht — eines Nationalfestes in der schönsten Bedeutung des Wortes. Endlich einmal wird unser deutsches Vaterland an einem Tage einig sein, endlich einmal ist es uns vergönnt, mit einer ästhetischen und literarischen Feier eine nationale zu verbinden.

Wir tragen Alle freudig und nach Kräften zu den Festlichkeiten bei. Gilt es doch, einen Dichter zu verherrlichen, der, wie kein Anderer, Liebling der Nation geworden ist, der, wie kein Anderer, in ernsten und politisch bewegten Zeiten mahnend, warnend und begeisternd zu seinem Volke spricht.

Unmöglich ist es mir, auch nur annähernd alle die Eigenschaften und hohen Vorzüge anzudeuten, welche einen Göthe in seiner erhabenen Neidlosigkeit anfeuerten, dem einzigen ebenbürtigen Rivalen in die Gruft nachzurufen:

„Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen,
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im weitentlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Vergönnt sei es mir, nur hauptsächlich auf die nationalpolitische Bedeutung zweier Werke hinzuweisen, welche mit Recht als die gewaltige Grundlage des Schiller'schen Ruhmes betrachtet werden.

Seltsam! Noch immer gibt es in unserm Vaterlande gelehrte und ungelehrte Männer, welche von der griechischen Literatur nicht genug rühmen können, daß sie im höchsten Grade volksthümlich gewesen, daß ihre Dichter niemals vergaßen, daß sie Bürger eines Staates waren und daß somit ihre Poesie mit dem Höchsten — mit dem Vaterlande und seiner politischen Geschichte — in innigster Verbindung stand. Kommen diese gelehrten und ungelehrten Männer aber auf die Literatur ihres Heimathlandes zu sprechen, so verschanzen sie sich hinter einen gänzlich mißverstandenen und in den Werken und Briefen des Dichters selbst glänzend widerlegten Ausspruch Göthe's über die politische Poesie.

National aber waren trotz alledem die ersten Anfänge unserer Literatur. Politisch war es, wenn die eigentliche Singvogelnatur unter den Dichtern des Mittelalters, wenn ein Walther von der Vogelweide klagt über den Verfall des Reiches, über die Einmischung der Geistlichkeit in weltliche Angelegenheiten und wenn er kühn dem Bannstrahle von Rom trotzt, indem er sich begeistert auf die reine Lehre des Christenthums beruft.

Und als denn im Jahre 1521 Luther auf dem Reichstage in Worms vor Kaiser und Reich jene ewig denkwürdigen, ewig durch die Weltgeschichte hinhallenden, Menschengeschick bezwingenden Worte ausgerufen hat: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!" da klang und donnerte es durch die deutschen Lande:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
— — — — — — —
Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank deß haben."

Trübe, trostlose Zeiten folgen dieser Periode der Erhebung. Zwei Jahrhunderte später spricht zum ersten Male wieder ein wirklicher Poet von Gottes Gnaden und somit ein Verkünder einer besseren Zeit schwungvoll und mächtig zu seinem Volke. Aber seinem feurigen Streben entspricht nicht vollkommen seine Gestaltungskraft. Was sich ein Klopstock als das höchste Ideal eines Dichters ersehnte, das wurde seinem jüngeren und begabteren Zeitgenossen zu Theil. Friedrich Schiller war berufen, der Liebling und Stolz seiner Nation, der größte politische Poet seines Vaterlandes zu werden. Alle die Vorzüge, welche man dem deutschen Volke mit Recht nachrühmt, erfreuen uns in dem Leben und in den Werken unseres Dichters. Hervorgegangen

aus dem Volke, war sein Leben ein fortwährendes, freilich traditionsgekröntes Kämpfen und Ringen. Er mußte sein eigner Bildner und Schöpfer werden. Wie man das Gewissen seine Muse genannt hat, so läßt sich seiner Biographie als Motto vorsetzen:

„Eine Schicksal schuft sich selbst der Mann."

Pietät für die Eltern, Achtung des Weibes, unerschütterliche Treue dem Freunde, Sinn für die Heiligkeit der Familie — alle diese germanischen Urtugenden, welche Schiller niemals verleugnete, gewinnen ihm unsere Liebe, während wir bewundernd die Fülle und Schärfe seines Geistes und die Macht der Gestaltungskraft anstaunen.

Als echter Dichter entzieht er sich nicht den Bewegungen seiner Zeit und seines Volkes. Während Göthe mit jugendlicher Götterkraft für die Freiheit des Einzelnen, des geistig Strebenden kämpft und in der lyrischen und epischen Poesie den Preis erringt, greift der junge Dramatiker gleich in das bewegte Menschen- und Völkerleben. Haß, Groll und Zorn über die zerrütteten Zustände unseres Vaterlandes diktiren ihm die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe. Mögen immerhin einzelne Stellen und Scenen in diesen Dichtungen die Grenzlinien der Schönheit überschreiten, dennoch war der Beifall des deutschen Volkes gerechtfertigt, denn überall kämpft der Dichter für das Hohe und Edle, gegen die Gemeinheit, überall offenbart sich die dämonische Urkraft des Genies, überall glüht und leuchtet die unverkennbare Goldader der Poesie!

So gewaltig und vulkanisch in den Jugenddichtungen der Haß zum Ausdruck kommt, so begeistert und enthusiastisch spricht aus Don Carlos die Liebe zur Menschheit. Es ist wohl zu begreifen, daß der Dichter, während er an dieser Tragödie arbeitete und seiner Freundin, Frau von Wolzogen, über ein, von unbekannten Händen ihm zugekommenes, Gedicht Bericht zu erstatten hatte, den Brief mit den Worten schloß: „Ein solches Gedicht ist eine größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen der Bewunderung weint — dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Die volle Kraft des Talentes aber entfaltet Schiller in seinem Wallenstein, der gewaltigsten und nationalsten deutschen Tragödie, dem Werke, von welchem Göthe behauptet, daß kein zweites ähnliches existire. Schon die Wahl ist bewundernswerth und läßt den großen Genius erkennen. Bei den zerspliterten Verhältnissen und der vielfachen Theilung unseres Vaterlandes ist es schwer, einen Stoff zu finden, der in ganz Deutschland Anklang findet. Was ist dem Brandenburger ein Ernst von Schwaben, was dem Schwaben ein Albrecht von Brandenburg? Der dreißigjährige Krieg aber hat alle Stände, alle Confessionen, alle Gauen Deutschlands berührt. An der Ostsee wie an dem Rheine ist die Zeit noch nicht vergessen, in welcher der Schwede im Lande war. Und von dieser Zeit nun entwirft uns der Dichter ein wunderbar getreues und ergreifendes Bild. So national aber der Stoff dieser tiefsinnigen Tragödie, so national ist ihr Styl, der Styl Shakespeares, „geläutert durch wahre, freie Aneignung des Antiken", so national ist die Ausführung, welche der großartigen Anlage vollständig entspricht. Ich erinnere Sie an das frische, prächtige Soldatenleben, an Wallensteins Lager, an die unübertroffene Kunst, mit welcher der Dichter Staatsaktionen in den beiden Piccolomini behandelt, an die von dem Geiste der Weltgeschichte durchwebten fünf Akte von Wallensteins Tod.

Und wie zeitgemäß war diese Tragödie! Am 21. März 1796 geht der General Bonaparte, blind vertrauend auf seinen Stern, als Oberbefehlshaber zur Armee von Italien ab und am 21. März 1796 schreibt Schiller, daß er sich nun ernstlich für den Wallenstein entschieden habe, also für den Feldherrn, von welchem der Dichter im Prologe sagt:

„Auf diesem finstern Hintergrund malet sich
Ein Ungeheures schönen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn, den Schöpfer dieser Heere,
Den Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Stufen rasch erklomm,
Und, ungeduldig immer weiter strebend,
Der unbedächtig Ehrliche Opfer fiel."

Wie paßt hier jede Zeile auf den korsischen Schlachtengott, der von Sieg zu Sieg eilt und Europa mit seinem Ruhme erfüllt, während der deutsche Dichter ihm ein großartiges Spiegelbild vorhält und an dem Trauerspiele arbeitet, von dem man gesagt hat, daß Pulvergeruch es durchziehe, und in welchem auf die furchtbare Größe der furchtbare Fall folgt. Im Wallenstein war Schiller offenbar Poet im griechischen Sinne des Wortes, er war Dichter und Seher zu gleicher Zeit.

Fast noch in höherem Grade finden wir die poetische Ahnungsgabe in seinem Schwanengesange, seinem Testamente, seinem Vermächtniß an die deutsche Nation, im Wilhelm Tell. Während unser Vaterland von dem fremden Eroberer gedrückt, zersplittert und in seinen heiligsten Interessen bedroht ist, singt Schiller, der Apostel der Freiheit, von der einmüthigen und begeisterten Erhebung eines, gleich uns vielfach getheilten Brudervolkes. Wie mochten unsere Väter diesen herrlichen Klängen lauschen, die sie fühlten, mit Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht erfüllten und sie aufrichteten in den Tagen der Trübsal und Unterdrückung! Und als denn im Jahre 1813 der Tag der Freiheit anbrach, da eilte die deutsche Jugend freudig zu den Waffen, da starb, ein ächter Vertreter der Schiller'schen Poesie, Theodor Körner den Tod für's Vaterland.

Aber nicht nur in unsern Vätern, auch zu uns spricht der edle Dichter, dessen hundertjähriges Geburtsfest wir feiern. Auch unsere Tage sind sturmbewegt. Wir wissen nicht, was der nächste Morgen bringen wird. Ein Prätorianerkaiser bedroht unsere Grenzen und in dem Vaterlande selbst herrschet die altgermanische Zwietracht, die wir ein Fluch auf unserm Volke zu sein scheint. O! so lassen Sie uns denn Morgen im Geiste Schiller's ein Verbrüderungsfest feiern. Wir wollen keine Trias, kein dreifach getheiltes Vaterland, wir wollen kein Anschließen eines Brudervolkes aus unserm Bunde:

„Wir wollen treu ein einig Volk von Brüdern,
In seiner Noth nicht trennen und Gefahr.“
„Wir wollen eher sein, wie die Väter waren;
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.“
„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Toast von Dr. Th. Creizenach. *)

Als vor hundert Jahren dem würtembergischen Hauptmann und Baumzüchter Caspar Schiller der erste Sohn geboren wurde; als der Vater ihn auf dem Arme wiegte und das höchste Wesen anflehte, dem Knaben an Geisteskraft und Bildung zuzulegen, was ihm selbst nicht verliehen war: da ahnte er nicht, wie herrlich, wie überreich sein Bitten Erhörung finden sollte. Als Friedrich Schiller, ein armer Verfolgter, in unserer Stadt sorgenschwer durch der Straßen lange Zeile wandelte, da wußte er nicht, wie dereinst an ihrem Ausgang sein Ruhm erglänzen werde. In dieser Stunde nun harret Alles, was deutsch zu reden und zu denken sich rühmt, mit freudigem Bangen dem Fest entgegen, das seinem Andenken geweiht ist. Erwartungsvoll bitten wir um des Himmels Lächeln und um des Augenblickes Gunst, auf daß es schön zu Tage kommen und Fleiß und Kunst vergelten möge. Die Stunde des Sehnens und der ahnungsvollen Stimmung ist vielleicht im Sinne des Gefeierten von höherem Werth als das Flattern der Fahnen selbst und der Pomp des Festzuges. Denn ach! jede Idee verliert an ihrer Würde und ihrem Ideengehalt, so wie sie in das Wirkliche eintritt; selbst die festlichste Hülle ist von gröberem Stoff als der Gedanke war, und „spricht die Seele, so spricht schon die Seele nicht mehr“. Um so inniger gedenken wir heute Dein, hoher Verklärter, hier im Heimathsorte Deines großen Freundes. Ihr Beide wurdet uns als Lenker gegeben, da unsere alten Kaiser von uns gingen. Vielfach hat sich das deutsche Volk vor aller Welt bethätigt in der Fülle seines Geistes und in der Kraft seiner Unternehmungen, aber zwei großartige Richtungen vor allen waren es, um die, wie um zwei Pole, sein tiefstes Wesen in großartigem Kreise sich bewegte, — und diese zwei fanden ihren Ausdruck in Euch, die Ihr so grundverschieden und eben darum so wahlverwandt gewesen. Das ist der deutsche Naturſinn, der in das Wirkliche mit zarten Fäden hineinzudringen weiß, wie die Ader des Erzes in das Gestein; und der deutsche Ideenflug, dessen Streben selbst der unendliche Aether nicht fassen und begrenzen kann. Das ist unser Erdpunkt und Himmelspunkt, unser Nadir und Zenith. Vor einem Jahrzehend haben wir in den Tagen der Gährung Deinen Genossen gefeiert, dessen Siebenlauf mit flammernden Organen die Welt umschlang; heute gelten unsere jauchzenden Grüße Dir, o Held und Stolz unseres Landes, Führer der Geister, geliebter Herzensfreund aller Guten. Du hast die höchste, mit Gaben wundervoll geschmückte Persönlichkeit zu einem Kleinod veredelt. Du, von schwerem Lebensjoche bedrängt, hast dennoch für Dein Geschlecht, für Dein ganzes Volk hochherzig auf Dich allein die Riesenaufgabe genommen, vom Ideal der fesſellosen Natur durchzudringen zu dem Ideal jener Bildung, die im Griech und in der Sitte die Freiheit erkennt. Diese hohen Mächte im Reich des Geistes wurden Dir so vertraut, daß Du sie uns im reinsten Bunde mit der Schönheit zu zeigen vermochtest. Die mächtigen Stoffe, die Du bezwangst, mußten vom Widerschein Deines Gedankens erst vollen Werth erhalten. Was Du vom menschlichen Auge fangest, das gilt in höherem Sinn von Deinem Dichterauge: es spiegelte den Himmel ab, und dennoch strahlte es weit Schöneres zurück, als was es empfing. Gründ des rastlosen Strebens, der energischen Willenskraft, werde Du uns von diesem Tag an ein Bürge, daß die hohen Gedanken endlich auch in das Leben einkehren werden und in die deutsche Welt. Wenn der Festjubel verklungen ist, dann wird Dein Ehrentag wiedernm in den Kreis der Idee zurücktreten und für alles Große, was noch zu geschehen hat, eine Anknüpfung sein. Und so neigen wir uns in demüthiger Ehrfurcht vor Deinem weihevollen Antlitz; wir bitten, daß Du unseren armen Lorbeer nicht verschmähest für den Gedankentempel Deiner Stirn. Es grüßen Dich die Männer, deren gefurchte Züge bei Deiner Feier ein Erinnerungsmorgenroth umlächelt. Es grüßen Dich die Frauen als ihren Sänger; Du hast sie nicht nur verherrlicht, wie sie auf der gefährlichen Bahn des Außergewöhnlichen dem höheren Rufe folgen; Du hast ihnen auch das bescheidene Loos der Lebenspflichten durch Poesie und Geistesgröße geadelt, denn Dir ist kein Dach zu niedrig, keine Hütte zu klein, Du führst einen Tempel voll Götter hinein. Es grüßt Dich die Jugend, deren Fürst und Hanpt Du von jeher gewesen und deren Geister Du noch im Tode beseligt hast. Deine Lieder im Munde, Deinen Sinn in der Seele zog sie in den Vaterlandskrieg und machte den Kampf des Schwertes zu einem Kampf des Geistes. Der Sohn Deines Jugendfreundes war es, der kurz vor seinem Scheiden, das Ende der Knechtschaft ahnend, verkündete: „Deutsche Kunst und deutsche Lieder, Frauenhuld und Liebesglück, alles Große kommt uns wieder, alles Schöne kehrt zurück!“ Friedrich Schiller! Die deutsche Krönungsstadt grüßt Dich als Mitkaiser. Du wurdst, so heißt es, der letzte deutsche Reichsbürger, der des alten Reiches Adel empfing; sei uns dies ein Zeichen, wie Geist und Kunst nunmehr stets des Schwertes die Führerschaft haben. Kein Zeitvertreiber zieht in die Römerhallen ein und die letzte Nische ist ausgefüllt; aber im Herzen jedes guten Deutschen ist noch eine unentweihte Nische, in welche mit dem heutigen Tage Dein Bild eintritt. Auf denn, Ihr Versammelten, laßt es nicht gelagt sein, daß wir an diesem Abend beim Wein Das unbedacht ließen, was uns hier vereinen soll. Wir, die ersten, die hier in Frankfurt aus jedem Kreis im Namen Schiller's zusammentreten: wir bringen dem Andenken des Freundes, der den Jugendtraum mit uns durchlebt und uns zu Männern erzieht, wir bringen dem Andenken des Herzogs der Geister, des Mitkaisers in deutschen Landen, das erste Hoch aus.

---

*) Gegen Ende des Festabends auf freundliches Ersuchen mehrerer Vorstandsmitglieder des Liederkranzes ausgebracht.

Liedertafel und Arion.

Programm.

I.

Chor aus der „Zauberflöte" (mit unterlegtem Text) von Mozart.
Prolog von Friedrich Stolze.
Baß-Solo: Schluß-Arie aus der „Glocke" von Schiller, componirt von Romberg.
Deklamation mit Chor: An die Freude, von Schiller.
Fantasie für die Violine, über National-Thema's, componirt (Sr. Hoheit dem Herzog von Sachsen-Altenburg gewidmet) und vorgetragen von Herrn Max. Wolff.
Deklamation: Lied von der Glocke, von Schiller.
Chor: Der Gesang, von Maurer.

II.

Chor: „Herz voll Muth", von Schneider.
Vortrag.
Tenor-Solo.
Deklamation: Die Hoffnung, von Schiller.
Carneval von Venedig, componirt von Ernst, vorgetragen von Herrn Max. Wolff.
Deklamation: Schillers Flucht nach Frankfurt, Gedicht in Frankfurter Mundart, von Carl Reifert.
Baß-Solo: Die Theilung der Erde, Gedicht von Schiller, componirt von Haydn.
Deklamation: Die Kapuziner-Predigt, von Schiller.
Chor: Vaterlandslied, von Marschner.

Teutonia.

Programm.

Chor: „Hohe Feier", von Neukomm.
Die Glocke, von Schiller, vorgetragen; dazwischen gesungen:
a) **Duett:** O zarte Sehnsucht.
b) Holder Friede.
c) Heil'ge Ordnung.
d) **Chor:** Freude dieser Stadt bedeute.
Solo: Emma, von Schiller.
Deklamation: Die Theilung der Erde, von Schiller.
Solo: Punschlied, von Schiller.
Chor: „Es leben die Soldaten", von Schiller, componirt von Reed.
Hoffnung, von einem Mitglied gesungen, der Refrain von sämmtlichen Mitgliedern wiederholt.

Germania.

Programm.

Prolog, gesprochen vom Präsidenten des Vereins.
Enthüllung und Bekränzung der Schillerbüste.
Chor: An die Freundschaft, von Reidhardt.
Deklamation: Das Lied von der Glocke.
Chor: Lied der Deutschen, von F. Abt.
Deklamation: Das Mädchen aus der Fremde.
Chor: Der Gesang, von L. Maurer.
Deklamation: Die Theilung der Erde.
Solo-Gesang: Ritter Toggenburg.
Solo-Gesang: Das Hindu-Mädchen.
Deklamation: Die Worte des Glaubens.
Chor: Vaterlandslied, von F. Schneider.
Chor: Liebesfreiheit, von Marschner.
Chor: Bundeslied, von Mozart.

Liederverein.

Programm.

Vortrag.
Das Bundeslied, von Mozart.
Festgesang an die Künstler, von Mendelssohn-Bartholdy.
Vortrag.
Sängers Morgenfahrt:
a) Guten Morgen,
b) Marschlied,
c) Morgenständchen,
d) Waldgruß,
e) Schlußchor,
} von Fr. Abt.
Gruß an die Frauen.
„Im Krug zum grünen Kranze", von Zöllner.
„Dem Vaterland", von Fr. Abt.
„Treuer in die Runde", von Stunz.
Festmarsch, von Speier.
Walzer, von Bischoff.

Liederzweig.

Programm.

„Töne du Feierlied" ꝛc.
„Frei wie der Adler sich zur Sonne schwinget" ꝛc.
Fest-Rede und Vortrag des Fest-Gedichtes von Aloys Henninger.
Schottischer Bardenchor: „Stumm schläft der Sänger" ꝛc., von Silcher.
Monolog aus Tell, vorgetragen von Herrn Schillinger.
Chor: Mein Wunsch („Auf den Alpen möcht ich singen" ꝛc.), von Abt.
Die Bürgschaft, vorgetragen von Herrn Otto.
Chor: Ein deutsches Lied („Wo ein Altar steht"), von Silcher. Gemeinschaftlich gesungen von allen anwesenden Sängern.
Die Glocke, vorgetragen von zehn Mitgliedern in Costüme.
Die Macht des Gesanges, vorgetragen von Herrn Buttschardt.
Die Theilung der Erde, vorgetragen von Herrn Riepert.
Chor: „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust" ꝛc., von Mangold.
Toast auf Schiller, verfaßt und gesprochen von Herrn C. Herwig.
Chor: Vaterlandslied („Es prangt auf Gottes schöner Erde"), von Frech. Gemeinschaftlich gesungen.

Reeb'sches Quartett.

Programm.

Prolog: Gedichtet von H. Struck.
Chor: „Ruhe", von Abt.
Solo-Gesang.
Chor: „Im Mai", von Zimmermann.
Solo-Gesang.
Chor: Der frohe Wandersmann, von Mendelssohn-Bartholdy.
Deklamation: Lied an die Freude, von Schiller.
Ballade mit Chor: Die drei Gesellen, Gedicht von Rückert, componirt von Heinrich Reeb.
Chor: „Mein Schwert ist wandern".
Solo-Gesang.
Chor: „Ade, du liebes Waldesgrün", von Abt.

Kunkrein.

Programm.

I.

Festansprache. (Von Dr. Löning.)
Chor: „Frei wie der Adler", von Marschner.
Solo für Tenor.
Duo für Guitarre: Thema aus „Don Juan" von Mozart.
Chor: „Nachtgesang" von Creutzer.
Die Carlsschüler. 4. Act, Scene 5. Herzog Carl von Würtemberg, Schiller, Regiments-Feldscherer.
Solo für Bariton.
Chor: „Das wird sich geben, August", von Kunze.

II.

Chor: „Vaterlandslied" von Rücken.
Solo für Tenor.
Duo für Guitarre, Thema aus dem „Freischütz" von Weber.
Solo-Quartett: „Die Abendstunden" von Mozart.
Chor: „Die Tonkunst" von Sprenkel.
Wilhelm Tell. 1. Act, Scene 4. Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold von Melchthal.
Solo für Bariton.
Chor: „Und hörst du das mächtige Klingen", von Marschner.

Grossmann'scher Verein.

Programm.

„Erhebt in jubelnden Akkorden", von Maurer.
„Warum bist Du so ferne", von Marschner.
Vortrag.
Solo-Quartett: Horch, von Eisenhofer.
„Frei wie der Adler", Gedicht von Dr. Weismann, componirt von Marschner.
Solo: An Minna, von Schiller, componirt von Hauff.
Turnerbanquette, von C. M. v. Weber.
Solo für Baß: „Fahre wohl", von Rücken.
Die Glocke, von Schiller.
„Im Maien", von Zimmermann.
Solo-Quartett: „Hörst du den Ton", von Kalliwoda.
Solo für Baß.
„Unsere Wiesen grünen", von Kluge.
Nachtwächter-Chor, von Reeb.
„Ich bin nicht gern allein", von Schneider.
Vortrag.

Orpheus.

Unter Mitwirkung des Knaben-Instrumental-Vereins.

Programm.

Ouverture zur Oper Don Juan, von Mozart.
Prolog.
Chor: Der Gesang, von Maurer.
Deklamation: Die Glocke, von Schiller.
Chor: Die Abendstunden, von Mozart.
Ouverture zur Oper: Der Chalif von Bagdad, von Boieldieu.
Deklamation: Der Graf von Habsburg, von Schiller.
Chor: Die Abendglocken, von Creutzer.
Deklamation: Die Bürgschaft, von Schiller.
Jägerchor aus dem Freischütz, von C. M. v. Weber.
Deklamation: An die Freude, von Schiller.
Chor: Im Maien, von Zimmermann.
Ouverture zur Oper: Die Stumme von Portici, von Auber.

Aehnliche Feierlichkeiten wie die obigen waren auch von den Gesangvereinen: **„Hermannsverein"**, **„Sängerbund"**, **„Concordia"** und dem **„Kunkel'schen Verein"** veranstaltet.

Gedächtnißfeier im Kaisersaale.

Donnerstag, den 10. November.

Programm.

An Schiller. Festcantate, gedichtet von Herrn Dr. Weismann, componirt von Ludwig Gelbert.
Festrede, von Herrn Oberlehrer Dr. Stern.
Festrede, von Herrn Director Professor Dr. Classen.
Schlußgesang. Text von Herrn Dr. H. Weismann.

Cantate.

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt.
Brüder! überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen."

(Von Herrn Dr. Weismann.)

O, welchen Glanz von Lichtgedanken
Strömst du in deinen Liedern aus:
Du weilest in der Götter Schranken,
An Jovis Thron warst du zu Haus.
Dein Herz, es schlug mit Liebesglühen
Für deiner Erdenbrüder Loos;
Sie aus der Nacht empor zu ziehen,
Der Lichtquell deiner Worte floß:
Drum stürzen Millionen nieder,
Zu danken dir für deine Lieder.

Was du erschufst, wird fortbestehen,
Denn lautre Wahrheit sprach dein Mund,
Und Wahrheit kann nie untergehen,
Sie ist der geist'gen Schöpfung Grund.
Wie sich das große Rad mag drehen,
Aus dem das Loos den Völkern fällt,
Es muß doch in Erfüllung gehen,
Wie es dein Seheraug' erhellt.
Und fort tönt es von tausend Zungen,
Was freudevoll du ernst gesungen:

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt.
Brüder! überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen."

Festrede des Herrn Oberlehrer Dr. Stern.

Wenn mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, das einleitende Wort zu dem hehren Feste zu sprechen, das wir heut in Gemeinschaft mit der gesammten deutschen Nation zu begehen im Begriff sind, so bin ich gewiß weit entfernt von dem anmaßenden Gedanken, als ob mein Wort zur Glorie des großen Genius, den wir feiern, Etwas beizutragen, oder einer Versammlung, wie ich sie hier vor mir sehe, irgend einen neuen Gesichtspunkt für seine Würdigung zu eröffnen vermöchte. — Ich kann es vielmehr nur als meine Aufgabe ansehen, mich zum Ausdruck der Empfindungen zu machen, von denen diese hochgeehrte Versammlung im gegenwärtigen Augenblick erfüllt ist. Und ich hoffe, daß mir das gelingen kann, weil ich überzeugt bin, daß es einem Jeden gelingen müßte, der an meinem Platze stünde. Denn wer nichts weiter will, als den Gefühlen, die ihm in dieser Stunde das Herz bewegen, den freien und ungeschmückten Ausdruck geben, der darf des vollen, freudigen Einklangs mit Allen, zu denen er redet, ja mit der ganzen Nation gewiß sein, die sich zu der Feier des heutigen Tages vereinigt.

Das Fest, mit dem wir Schiller's hundertjährigen Geburtstag feiern, ist das Fest seiner tausendfältigen Wiedergeburt im Herzen des deutschen Volkes; ein allgemeines Opferfest des Dankes und der Verehrung, die wir dem Gefeierten darbringen; ein Tag der innern Selbstschau für jeden Einzelnen, der auf das zurückblickt, was er von ihm empfangen, und ein Weihefest der Nation, mit dem sie sich rüstet, das heilige Vermächtniß ihres großen Meisters und Lehrers in einmüthiger Verbrüderung anzutreten. — Der Dichter unseres Herzens gemahnt nicht, daß wir in staunender Bewunderung ihm fremd und ferne gegenüber stehen. Wie er selbst in Allem, was er schafft, sich uns mit seinem ganzen Wesen hingibt, so zieht er uns mächtig an sich, daß auch wir uns ihm voll und ganz hingeben und erfüllt unser Gemüth mit dem Gefühl der begeisterten Verehrung, für das heut an tausend Stätten der Ausdruck gesucht und nicht gefunden wird.

Wenn wir aber an einem Tage wie der heutige uns vergegenwärtigen wollen, was wir unserm Dichter verdanken und was uns so unauflöslich an ihn bindet, so wird das Bild unserer ganzen geistigen und sittlichen Entwickelung an unserer Seele vorüberziehen; denn an jede Stufe unserer fortschreitenden Seelenentfaltung hat Schiller seinen bedeutsamen und unvergeßlichen Antheil gehabt. — Und so fühlen wir uns an jene ersten Jugendeindrücke gemahnt, die wir von ihm empfingen, da uns zuerst der vollklingende Wohllaut seiner Worte entgegentönte und die reiche Harmonie seiner Rhythmen unsere Sinne fesselte. Und als wäre uns unsere edle Muttersprache hier zum ersten Male in dem vollen Adel ihrer Schönheit erschienen, so war es in dieser Gestalt vor Allem, in der wir uns von ihr angezogen und getragen fühlten, in der wir sie lieben lernten und sie uns anzueignen strebten. — Und wie er uns in das innere Heiligthum

der Muttersprache und ihrer Schönheiten einführte, so war er es auch, der zuerst die Selbstthätigkeit unserer Phantasie geweckt und geleitet hat, als uns aus jenen Klängen und Rhythmen die farbenreichen und lebensfrischen Schilderungen der Natur und des Menschenlebens entgegentraten, die uns neben der alltäglichen Wirklichkeit eine schönere Welt der Dichtung auferbauten.

Und weiter leitete uns des Dichters Hand, indem er uns für Freud und Leid, für Furcht und Hoffnung seiner Helden zu jener warmen jugendlichen Theilnahme hinriß, die, uns über die eigenen Freuden und Leiden hinwegtragend, eine so reiche und reine Quelle sittlicher Selbstentwicklung für uns wurde. Bald aber waren es nicht mehr die Vorgänge, sondern die edlen und großen Gestalten dieser Helden selbst, denen sich mit unserer Theilnahme für ihr Schicksal unsere nachstrebende Bewunderung zuwandte, und aus deren Munde sich einzelne bedeutsame Lebenswahrheiten und Lebensgrundsätze so fest und tief in unser Herz einprägten, daß sie wie weithinleuchtende Wegweiser uns die Richtung unseres eigenen Pfades vorzuzeichnen schienen. — Das alles sind Entwicklungsepochen unseres eignen geistigen und sittlichen Lebens geworden, die wir an der Hand des großen Dichters von Stufe zu Stufe durchschritten haben, bis wir endlich zum vollen Bewußtsein dessen gelangten, was er uns nach und nach geworden war: der Bildner unseres Sinnes für die Würdigung des Schönen und Erhabenen; der Lehrmeister unseres Herzens für das Verständniß menschlicher Vollkommenheit; der Lenker unseres Willens zu den edelsten Entschließungen und der Träger unserer Seele über die Tiefen und Flächen der kleinlichen Alltäglichkeit zu den Höhen der idealen Welt und der sittlichen Begeisterung als vielleicht. —

Schiller's Größe beruht nicht so sehr in der dichterischen Vollendung seiner Schöpfungen, wie in der weltlichen Wirkung, die er durch dieselben auf die Nation in allen ihren Elementen, aber auch bis weit über die Grenzen derselben ausübte. Wahrlich mit vollem Recht nennt man ihn den Träger und Verkünder der geistigen und sittlichen Freiheitsidee. Aber er ist mehr, weit mehr als das; denn er hat es verstanden, alle sittlich berechtigten Richtungen und Bestrebungen des Menschengeistes und des öffentlichen Lebens in ihrer reinsten Quelle zu erfassen, in ihrer idealsten Gestalt vor unsere Seele zu führen und uns zur bewundernden Würdigung der einen wie der andern hinzureißen, wenn wir auch gewohnt sind, sie in der Wirklichkeit des Lebens als entgegengesetzte, ja als feindlich widerstrebende zu betrachten.

Er hat in seinem „Tell" die siegreiche Kraft der Freiheitsidee verherrlicht, mit der ein Volk, im Vollbewußtsein seines unveräußerlichen Rechts, die Willkürherrschaft einer weit überlegenen Fürstengewalt niederwirft. Aber er lehrt uns in seiner „Jungfrau von Orleans" auch die hingebende Begeisterung ehren und bewundern, die sich für das heiliggehaltene Recht eines angestammten Königshauses opfert, und erhebt im „Kampf mit dem Drachen" die Glorie des selbstverleugneten Gehorsams gegen das Gesetz und seine Träger hoch über die Glorie des ruhmvollsten Heldensieges. — Er hat uns sein eigenstes Herz in seinem Posa enthüllt, in dem er uns das Ideal eines wahrhaftigen Kämpfers für wahrhaft protestantische Gedanken- und Gewissensfreiheit darstellt. — Aber er lehrt uns in seiner „Maria Stuart" auch die seelenläuternde Kraft jener mitgebenden Selbstentäußerung würdigen, die man mit Recht als eine Verherrlichung der katholischen Kirche bezeichnet, und läßt uns im „Grafen von Habsburg" den künftigen großen Herrscher aus der demüthigen Frömmigkeit ahnen, mit der sich der hochgeborene Träger der weltlichen Macht dem niedern Diener der Kirche in der Uebung seiner heiligen Pflichten unterordnet.

Von diesem höchsten Standpunkte der sittlichen Weltanschauung aus lehrt er uns das Menschenleben und die Geschichte in ihrer ganzen Tiefe erfassen und alles Große und Edle nicht nach seinen getrübten Erscheinungen, sondern nach seinen reinen Quellen und nach seinen höchsten Zwecken würdigen; darum aber auch an unser eigenes Leben und Streben den Maßstab dieser idealen Aufgabe und einer begeisterten Hingabe für dieselbe anlegen.

So trägt ein Jeder von uns das Bild dieses großen geistigen und sittlichen Lehrmeisters in der Tiefe seines Herzens, und es schlingt sich das Gedächtniß seines bildenden und verbindenden Wirkens durch die innerste Geschichte unseres Lebens. Denn ein Jeder hat sein eigenes Lebensideal in den Schöpfungen und Gestaltungen des großen Dichters gefunden und sich durch ihn zu der Höhe des eigenen Strebens emporgetragen gefühlt, für die ihm erst in dieser idealen Welt der Blick sich öffnete. Er ist unserm Herzen so theuer, weil wir in den reinsten und edelsten Regungen desselben immer auch ihn wiederfinden, und die Fülle unseres Dankes wird zur begeisterten Verehrung, wenn uns sein Bild in der vollen Größe und Reinheit seines Wirkens auf uns selbst entgegentritt. —

Und wie sollte sich mit dem Dankgefühl für das, was er uns und für Millionen gleich uns war und ist, nicht auch ein Gefühl des berechtigten Stolzes mischen, daß wir den Genius, der so Großes und Erhabenes wirkte, als Deutsche den Unsrigen nennen dürfen. — Man könnte dieses Stolzes lächelnd spotten, wenn wir an dem Ruhm des Dichters, der der Menschheit angehört, nur darum einen Antheil für uns forderten, weil er mit uns auf derselben Erdscholle geboren ward. Aber wir werden von diesem Stolze nicht lassen und wir wissen, daß wir ein Recht dazu haben. — Denn wenn jener große Geist einen Theil seines Werthes aus dem allgemeinen Schatz der Nation empfängt, der er angehört, und darum auch Etwas von dem Geist dieser Nation in seinen Schöpfungen widerspiegelt, so gilt das besonders von dem schaffenden Künstler und vor Allem von dem Dichter. Denn er findet in der Sprache, als der ureigensten, aus dem Geist und der Geschichte der Nation hervorgewachsenen Schöpfung das vorgebildete Material für die seinigen und ist nur dadurch im Stande, sie in ihrem eignen Schöpfungswerth zu fördern, daß er die ganze Fülle und Tiefe der ihr innewohnenden Kraft zur Erscheinung bringt. Und so gewiß Schiller in diesem Sinn zu den bedeutendsten Bildnern unserer Sprache gehört, der er den Adel seiner eigenen Seele bleibend eingehaucht hat, so gewiß hat er Form und Wort für das Gewicht seiner Rede und für den Vollklang seiner Rhythmen, für die einschlagende Kraft seiner Gedanken und für die tiefe Innerlichkeit seiner Empfindungen nur aus dem unergründlichen Schatz der Sprache zu schöpfen vermocht, die er von der Nation empfangen hat; und so darf die Nation sich einer bedeutsamen Antheils an seinen großen Schöpfungen rühmen, wie sie allein in dem vollen und reinen Verständniß derselben gelangen kann.

Aber nicht nur durch ihre Sprache, die sie ihm in den Mund gelegt, hat die deutsche Nation ein Recht, auf ihren Schiller stolz zu sein. Es ist der innerste Geist der Nation, den Schiller wie kein anderer Dichter zur Erscheinung und dadurch ihr selbst zum Bewußtsein gebracht hat. Darauf beruht die außerordentliche Volksthümlichkeit seiner Dichtungen in allen Kreisen der Nation. Darum ist aber seine Größe auch mit vollem Recht der Stolz der Nation, die er in diesen Dichtungen verherrlichte. Denn die ideale Welt, die er in denselben auferbaut, es ist, wie die Welt des Dichters selbst, so auch die eigenste, ja ich darf sagen die allereigste Welt der deutschen Nation, die darum freilich nicht die mächtigste und die gefürchtetste, wohl aber die größte und ewigste aller Nationen ist. — In jener Dichter, der, weil er zu lange und zu gern bei den unsterblichen Göttern verweilte, die Welt der irdischen Vortheile schon unter die hastig herbeieilende Menge vertheilt findet, es ist nicht nur Schiller selbst, der sich in diesem Bilde darstellt, es ist die deutsche Nation, deren innerstes Wesen uns in demselben entgegentritt. Und mögen die Nationen im Osten und im Westen lächeln, wenn wir uns selbst dazu bekennen; ein Tag wie der heutige muß es lehren, wer das bessere Theil gewählt hat, ob derjenige, der es verstehe, den Vortheil des Moments zu ergreifen, oder derjenige, der ihn scheinbar verliert, weil er nicht ruht und nicht rastet, bis er das Ideal einer sittlichen Welt aus seinem Innern gestaltet und auferbaut hat. — In diesem Sinne ist Schiller der wahrhaft nationale Dichter, denn es ist der Geist der Nation, den er in seinen Dichtungen ausprägt und den er darum auch durch seine Dichtungen so mächtig an sich fesselt. Nur wenn er auch seine Helden nicht eben aus der Geschichte und dem Leben des eigenen Volkes wählte, so sind es doch nur Allem die deutschen Tugenden der Treue, der Hingebung und der Selbstverleugnung und vor Allem der aufopfernden Vaterlandsliebe in allen ihren Gestaltungen, die wir an allen diesen Helden bewundern, und die der deutsche Geist ihm nicht minder an den Männern fremder Nationen ehren läßt, wo er sie findet, als an seiner eigenen.

Und an das Gefühl des nationalen Stolzes, mit dem wir als Deutsche diesen edelsten und erhabensten der Dichter den Unsrigen nennen, knüpft sich das mächtigste der Gefühle, das der heutige Tag in allen Gemüthern wach ruft, das Hochgefühl einer freudigen Begeisterung, das wir im Hinblick auf die Millionen empfinden, mit denen wir dieses Verlangen des deutschen Genius in einmüthiger Gemeinschaft, in innigster Verbrüderung feiern. — Die Wiedergeburt Schiller's im Herzen der deutschen Nation wird vor unsern Blicken zu einer Wiedergeburt der deutschen Nation im Geiste ihres großen Dichters — der Genius der deutschen Nation schreitet in dieser geweihten Stunde durch alle Gauen des Vaterlandes und bindet die Herzen fest an einander durch die Kraft der begeisterten Hingebung für die Idee, von der die weltgeschichtliche Aufgabe der deutschen Nation getragen wird und die sie heut unter dem Namen ihres ehrlichen Vernunders, unter dem Namen Schiller's feiert. Und wie, von der Macht dieses großen Gedankens berührt, in allen deutschen Landern die Gemüther sich zum Bewußtsein ihrer unlösbaren Gemeinschaft für diese Aufgabe der Nation aufrichten, um die trennenden Fesseln kleinlicher Sonderung und trennender Eifersucht von sich zu werfen, so fühlen sich auch weit über die sichtbaren Grenzen des Vaterlandes hinaus alle deutschen Herzen von der Macht des Wortes ergriffen, das ihnen der Genius der Nation zurief; und aus allen Ländern Europa's, vom fernsten Osten bis zum äußersten Westen, ja auch über das Weltmeer Strömungen hinaus, aus fernen Weltheilen klingt und das begeisterte deutsche Wort herüber, und wird und die treue deutsche Hand gereicht, als Zeugniß des ernsten Bruderbundes im Geiste der Nation, den keine Zeit und keine Ferne zu lösen vermögen.

Die deutsche Nation, die die Wiedergeburt Schiller's in ihrem Herzen feiert, erhebt sich, um der Welt zu verkünden — und ich meine, die Völker draußen werden auf diese Verkündigung horchen — daß sie sich im Bewußtsein und im Dienste ihrer großen weltgeschichtlichen Aufgabe stark und einig fühlt: im Bewußtsein ihrer Aufgabe, der Trägerin und Verkünderin der sittlichen Idee und des idealen Gedankens für die Menschheit zu sein; der Hüter und Vorkämpfer der allgemeinen Gewissens- und Gedankenfreiheit; der Retter und Beschützer der Menschheit vor dem Versinken unter die Macht des Materialismus und der Selbstsucht. Das ist die Bedeutung, das die einzigende Macht des heutigen Festes, zu dem uns der Name Schiller vereinigt: das die Quelle der erhebenden Begeisterung und der wunderbaren Einmüthigkeit, mit der dieses denkwürdige Fest in allen deutschen Landen und von allen Deutschen gefeiert wird.

Und wie unsere Stadt, die Geburtsstadt Göthe's, durch ihre glänzende und würdige Schillerfeier der deutschen Nation verkündig, daß sie im Namen ihres großen Sohnes auf jeden Meuchler der Ehre zwischen den beiden Heroen deutscher Dichtkunst verzichtet, so will die Nation auch jetzt an jedem elterlichen Wettstreit der Macht und der Ehre zwischen ihren Stämmen und Staaten ein Ziel setzen, indem alle nun noch in der opfermuthigen Hingabe für Macht und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes miteinander wetteifern. Wie in unsrer Stadt gewissermaßen aber die beiden Ufer des Flusses hinüber der Süden und der Norden Deutschlands einander zum gemeinsamen Feste brüderlich die Hand reichen, so will Süd und Nord unseres Vaterlandes jetzt sein vereinigt sein; und es soll kein Fest der Fremde und des Auslandes mehr gefeiert werden, das nicht alle in brüderlicher Einmacht mit einander begehen.

Das ist die Fahne, die wir heut, mit dem hehren Bilde Schiller's geschmückt, zum Wahrzeichen der deutschen Einheit erheben. Sie ist stark genug, uns unauflöslich miteinander zu verbinden, wenn auch die Form der äußern Einigung noch nicht gefunden ist; aber auch stark genug, die Hemmnisse aus dem Wege zu räumen, die dieser Einigung noch entgegen stehen. Die Nation, die sich um diese Fahne schaart, reicht ihre Hand freudig und zuversichtlich den Brudern, die in fremden und fernen Landern mit ihr und für sie zu wirken bereit sind. Aber sie verkündet zugleich heute der Welt, daß sie von den Brudern, die auf ihrem heiligen Boden wohnen, nicht Einen, auch nicht Einen sich entreißen läßt, nicht Einen von der heiligen Pflicht entbindet, für die gemeinsame Aufgabe der Nation zu wirken. Um diese Fahne geschaart, blickt die deutsche Nation ohne Furcht und Sorge auf die Waffenmacht ihrer Nachbarn im Ost und West, denn die Macht des Gedankens ist noch niemals durch die Macht des Eisens besiegt worden; ja, unter dieser Fahne darf die deutsche Nation des endlichen Sieges gewiß sein; aber nicht

eines Sieges, mit dem sie die Völker um sich her zu Boden wirft, sondern sie zu der Höhe ihres Gedankens emporhebt. Und unter dem Symbol dieser Fahne wollen wir das Andenken des großen Todten ehren, der sie uns in die Hand gibt, daß wir sie vor aller Welt hoch und heilig halten, und daß wir sie niemals verlassen, wider welchen Feind wir sie auch immer zu schützen und zu vertheidigen haben.

Festrede des Herrn Direktor Professor Dr. Classen.

Hochgeehrte Versammlung!

Wohl einem Jeden, welcher am heutigen Tage in einem festlich gestimmten Jubörerkreise zum Ruhme unsers herrlichen Dichters das Wort ergreift, müßte vor der Aufgabe, der die Kräfte keines Einzelnen gewachsen sind, der Muth entsinken, wenn er nicht darauf rechnen dürfte, daß die begeisterte Liebe zu Schiller's edler Persönlichkeit, die verbreitete Bekanntschaft und die innige Vertrautheit mit seinen Werken, die ihm von allen Seiten entgegenkommt, die Mängel seines schwachen Wortes ersetzen werde. Darum versuche auch ich, in diesen kurzen Momenten, die einer dankbar zurückblickenden Erinnerung gewidmet sind, Ihnen weder das erhabene Bild seines mächtigen Geistes durch eine eingehende Schilderung vor die Seele zu rufen, noch den Gang seines Lebens in zusammenhängender Erzählung vorüberzuführen. Aber gestatten Sie mir aus Beidem, aus der Betrachtung seiner innersten Natur und seiner äußeren Lebensschicksale einige Punkte herauszuheben, in welchen uns die Entwickelung beider in besonders fruchtbarer Wechselwirkung entgegentritt.

Gewiß wird sich mitten in der festlichen Freude, in welcher heute die ganze Nation ihren Lieblingsdichter feiert, der sinnige Beschauer eines Gefühls der Wehmuth nicht erwehren bei dem Gedanken, daß das Leben des Mannes, dem wir so Großes danken, in fast ununterbrochenem Kampfe mit der Noth des irdischen Daseins, sei es mit dem Drange äußerer Verhältnisse, sei es mit den Gebrechen des eigenen Körpers dahinfloß, und daß in dem Augenblicke, da sich dem Vielgeprüften eine heitere Zukunft eröffnete, die Hand des Todes seinem irdischen Wirken ein Ziel setzte. Zwar an einem Tage, wie der heutige, muß auch diese Klage vor der höheren Betrachtung verstummen, daß dieses selbe hartbedrängte Erdenleben unseres edeln Dichters auch ein steter Sieg seiner Geisteskraft über die beengenden Schranken des Irdischen gewesen, und daß seine unvergleichlich hohen Dichtungen als so viele Zeugen seiner auch in Schmerz und Leid sich immer mehr verklärenden Vollendung für alle Zeiten dastehen. Aber auch außer diesem Gedanken, der von der endlichen Ueberwindung des Materiellen durch die Macht des Geistigen seine beruhigende Kraft hernimmt, scheint mir im Leben Schiller's eine Seite, auf welche er selbst mit besonders innigem Danke hinblickt, vorzüglich geeignet zu sein, an seinem hohen Fest- und Ehrentage in's Licht gestellt zu werden, weil von ihr auf sein ganzes Erdenwallen ein mild versöhnender Glanz fällt. Hat Schiller sich seine äußere Lebensstellung durch unthätigen Kampf erringen müssen, — ein hohes Gut, das nur edeln Naturen zu Theil wird, ist ihm, wie Wenigen, geworden:

„Sie, die uns alle Stunden heilet,
Der Freundschaft zarte, ird'sche Gabe",

sie hat stützend und hebend in das Leben unseres Dichters grade da eingegriffen, wo er ihrer Hülfe am meisten bedürftig war, und ihn durch die sittlichen und geistigen Krisen seiner gewaltigen Natur mit liebevoller Treue hindurchgetragen.

Es ist zugleich die bewundernde Freude an der immer reicheren Entwickelung, welche unter so wohlthuendem Einfluß der hohe Geist des Jünglings und Mannes nahm, und die dankbare Anerkennung der wahrhaft deutschen Tugend jener Männer, die ihm mit aufopfernder Liebe zur Seite traten, was ein längeres Verweilen bei der Betrachtung der Freundschaften rechtfertigen möge, die Schiller's Leben begleitet haben. Es sind nur einfache Züge rein menschlicher Verhältnisse, zu deren Beschauung ich Sie einlade, verehrte Anwesende, aber wir werden durch sie an einige der entscheidendsten Momente in dem inneren und äußeren Leben unsers Dichters hinangeführt.

Es gibt in Schiller's Leben keinen Zeitpunkt, in welchem seine sittliche und künstlerische Natur von schwereren Gefahren bedroht gewesen wäre, als die nächsten Jahren, nachdem er die Fesseln eines widerwillig ergriffenen Berufs und die noch härteren des seiner Muse gewaltsam auferlegten Schweigens durch einen kühnen Entschluß abgeworfen hatte. Das Phantom eines glänzenden Ruhmes, der ihn in schnellem Flug zu Glück und Ehre tragen sollte, war bald für der rauhen Wirklichkeit einer der Sorge und Noth unklaar abgerungenen Existenz zerronnen; nicht die bescheidensten Ansprüche an eine Berufsthätigkeit, die mit seiner dichterischen Neigung im Einklang gestanden, gingen in Erfüllung. Der dreiundzwanzigjährige Jüngling besaß weder die Charakterfestigkeit, noch die Welterfahrung, um sich einen neuen Weg im bürgerlichen Leben zu bahnen. Damals war es nicht die glatte Höflingskälte des Reichsfreiherrn von Dalberg, nicht die stürmischen Ausbrüche des Künstlerenthusiasmus seines theatralischen Freunde, was ihn vor Sorge und Elend schützte, und in seiner Brust den Glauben an seinen höheren Beruf nicht sinken ließ. Es war ein unerfahrener Jüngling, ohne Rang und Vermögen, ungelehrt und ohne hohe Geistesgaben, aber mit einem Herzen voll Lieb und Treue, voll tiefen Gefühls für Menschenwerth und Geistesadel, der im stillen Gemüth Schiller's Hoheit erkannt und sich mit Leib und Gut seinem Dienste geweiht hatte. Andreas Streicher hat nicht nur jede Gefahr und Sorge mit dem geliebten Dichter getheilt, seine geringe Habe, seine Lebenspläne dem Wohl des Freundes geopfert: er hat, was mehr ist, seinen sittlichen Muth aufrechterhalten, seinen dichterischen Genius durch seine hingebende Bewunderung angefeuert, und nicht abgelassen, für ihn zu sorgen und zu wachen, bis eine freundlichere Hoffnung seine Zukunft erhellte. In anspruchslosen, aber tief ergreifenden Bildern hat er uns die Ereignisse ihres Zusammenlebens berichtet: wie er auf der sorgenvollen Wanderung von Mannheim nach Frankfurt in dem Walde unfern unserer Stadt den vor Erschöpfung hingesunkenen Dichter, auf einem Baumstamm neben ihm sitzend, mit banger Freundessorge bewacht; oder wie er in den nächsten Tagen in dem bescheidenen Gasthaus zu Sachsenhausen dem Freunde, der im Zimmer lautlos und mit

großen Schritten auf- und abgeht, im Geiste die Grundzüge zur Luise Müllerin entwerfend, mit stummer Bewunderung, mit heiliger Scheu, nach seinem eigenen Ausdrucke, zuschaut. Mögen diese rührenden Erinnerungen an Schiller's schwergeprüfte Jugend, und an den Freund, der sie, wie kein anderer, ihm tragen half, unter uns, denen sie so nahe liegen, in Ehren gehalten werden!

Was unserm Dichter in jenen trüben Tagen am meisten Noth that, ein sittlicher Halt an einem redlichen Gemüthe, das hat Streicher mit bewundernswürdiger Treue ihm geboten. Aber für die mächtig gährenden Kräfte seines schöpferischen Geistes, dem damals seine dramatischen Jugendwerke, ebenso großartig in ihrer Anlage, wie in ihren Verirrungen, entsprungen waren, bedurfte er eines tieferen Verständnisses, einer weisen und maßvollen Leitung, einer höher gebildeten Umgebung, aus welcher ihm zugleich eine edle Anregung und einsichtsvolle Förderung zu Theil werden möchte. Da kam der tiefen Sehnsucht seines Herzens, wie er sie auf's lebhafteste aussprach, ohne andern Anlaß, als die reine Zuneigung verwandter Seelen, jener edle Freundeskreis in Leipzig entgegen, dessen Mittelpunkt Christian Gottfried Körner war. Wir dürfen nicht bei der zarten Anknüpfung, der mit stets gleicher Treue und Liebe durchgeführten Ausbildung dieses edeln Freundschaftsbundes verweilen. Aber wir wollen in dieser Stunde dankbarer Erinnerung die heiligen Wege Gottes preisen, welcher dem herrlichen Dichter gerade in der Zeit, da seine geniale Natur einen entscheidenden Läuterungsproceß durchzumachen hatte, einen Freund zusandte, wie Körner. „Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht!“ ruft Schiller von ihm aus nach Jahren des vertrautesten Zusammenlebens; „er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer und ein ängstliches für sich selbst.“ „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will! Ich fühl' es an uns zur Wirklichkeit geworden, was ich als Dichter nur ahnte: Verbrüderung der Geister ist der unräthbarste Schlüssel zur Weisheit!“ Mit diesen Worten besiegelt Schiller den frisch geschlossenen Bund und beide haben in rastlosem Streben den edeln Ausspruch wahr gemacht.

Aus Körner's Freundschaft sind für Schiller jene fruchtreichen Jahre erwachsen, in welchen er aus eigenem Entschluß die schöpferische Triebkraft seines Genius zurückdrängte, aber zum ersten Male nach der freien Wahl seiner innersten Natur sich mit ganzer Seele den Wissenschaften hingeben durfte, die vor allem den Blick für die menschlichen Dinge frei machen und den Geist auf die ewigen Grundlagen unsers Daseins hinrichten: der Geschichte und der Philosophie. Durch Körner's Einfluß und Beispiel wurde Schiller immer mehr angetrieben, die bis dahin oft wild gährenden und schrankenlos brausenden Kräfte seiner edeln Natur in einen ruhigern Gang zu lenken und auf bestimmtere Ziele zu wenden. Unter Körner's liebevoll berathender Einwirkung ist Schiller des Segens einer planvollen Arbeit, mit bedarrlichem Fleiße durchgeführten Thätigkeit theilhaftig geworden, jener

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört.

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

Von Körner in die weiteren Kreise einer edeln Geselligkeit eingeführt, knüpfte er die mannichfachen Freundschaftsverhältnisse mit trefflichen Männern und Frauen an, die von nun an seinem Leben einen immer reicheren Schmuck, und bald auch seinem Familienglücke die sicherste Grundlage gaben.

Keine aber von den verschiedenen Anregungen, welche Schiller's Geist in dem vertrauten Umgang mit Körner empfing, entsprach so sehr dem tiefsten Bedürfniß seiner Natur, und war von so nachhaltigen Folgen, als das von den Freunden gemeinsam ergriffene Studium der Kantischen Philosophie. Gewiß selten hat sich, wie bei Schiller, in einem und demselben Menschengeiste eine so mächtige Kraft des schärfsten und durchdringendsten Denkens mit der vollen Energie der schöpferischen und gestaltenden Phantasie vereinigt gefunden. Als schon jene Fülle erhabener Stoffe, deren später vollendete Gestaltung die Welt mit freudiger Bewunderung erfüllte, sein Künstlergemüth bewegte, sann zugleich sein unablässig forschender Verstand auf den tiefsten Gesetzen unseres Geisteslebens und den Bedingungen der vollkommensten künstlerischen Hervorbringung nach. Nach der innerlich organischen Anlage seiner Natur vermochte er keines dieser Bedürfnisse seiner Seele hinter das andere zurückzustellen, und mit rastloser Geistesgegenwart strebte er der großen Aufgabe nach, „die reichste Lebendigkeit des Stoffes in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden.“ Aber auch der höchstbegabte Mensch vermag nicht beiden Forderungen in gleichem Maße gerecht zu werden. Jahre lang dauerte in seinem Innern das wechselnde Ringen der speculativen und productiven Kräfte seines Geistes; und während in diesem Kampfe sein ganzes Wesen reifte und erstarkte, harrte die Welt vergeblich auf die Erfüllung der glänzenden Hoffnungen, welche seine ersten dichterischen Werke erregt hatten. Aber nicht eher sollten sich die Schwingen seines Genius wieder zu freiem Fluge entfalten, als bis er sich durch eine außerordentliche Geistesanstrengung auf dem Gebiete der philosophischen Forschung zur höchsten Klarheit und Bestimmtheit durchgearbeitet hatte, deren sein denkender Geist fähig war.

Uns in diesen für die letzte Entwicklung in Schiller's geistigem Leben entscheidenden Momente trat ihm als Freund der Mann zur Seite, der durch die Kraft, die Hoheit und den Umfang seines Geistes, und zugleich durch die seltenste Fähigkeit zum hingebenden Verständniß einer verwandten Natur am meisten dazu geeignet war, jene nothwendige Krisis in des Dichters innerstem Wesen durch gemeinsame Arbeit zu einer reinen Lösung durchzuführen: Wilhelm v. Humboldt. Gewiß, es ist eines der edelsten Schauspiele auf dem Gebiete des höchsten Geisteslebens, das sich uns in dem Gedankenaustausch dieser beiden Männer eröffnet. Unsere Zeit, die von so viel anderen Interessen des unmittelbaren Bedürfnisses erfüllt und bedrängt wird, hat Mühe zu begreifen, wie beide, der eine im Besitze des universellsten Wissens und mitten auf der Bahn zu der glänzendsten Stellung in Wissenschaft und Staat, der andere im Vollgefühl seiner schöpferischen Kraft und einen Reichthum der herrlichsten Conceptionen in sich tragend, mit strengem Ernst

und eindringender Schärfe bald die subtilsten Fragen des abstracten Denkens behandeln, bald bei der Betrachtung concreter Erscheinungen, namentlich der poetischen Literatur sich in die feinsten Distinctionen und Analysen der Begriffe vertiefen.

Aus den wenigen Jahren eines innig vertrauten Zusammenlebens, in welchem das tägliche geist- und gedankenvolle Gespräch noch den Stoff zu einem lange fortgeführten inhaltreichen Briefwechsel darbot, bildete sich eine solche Harmonie des Verständnisses und Urtheils zwischen den Freunden aus, daß Schiller ein Decennium, nachdem die äußere Gemeinschaft aufgehört hatte, wenige Wochen vor seinem Tode Humboldt zurufen konnte: „Es kommt mir vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen wie da, als wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen konnte. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume."

Für Schiller aber war der entscheidende Gewinn aus dieser strengen Gedankenarbeit unter dem belebenden Einfluß des seelenverwandten Freundes ein beruhigender Abschluß seiner Geistesthätigkeit nach der Seite der Speculation. Nachdem sein intellectuelles Leben die Klarheit und sichere Begründung gewonnen hatte, welche alle ferneren Schöpfungen seiner Poesie durchleuchtet, wandte er sich mit gereifter und geläuterter Kraft wieder dem innersten Berufe seines Genius zu.

Und als wenn mit dem Wachsthum und der immer vollendeteren Durchbildung seines inneren Wesens auch seine nächsten persönlichen Verhältnisse noch an Tiefe und Bedeutung gewinnen sollten, so empfing ihn, als seine schöpferische Dichterkraft die Schranken einer zu mächtigen Reflexion überwunden hatte, und sich zu ihren erhabensten Leistungen zusammenraffte, an den Pforten seiner neuen Siegesbahn die Freundschaft Göthe's. Beide hatten sich längere Zeit aus zurückhaltender Ferne beobachtet, mehr die abstoßenden, als die anziehenden Pole ihrer reichen Naturen sich zugewandt: da trat wie durch höhere Fügung jener für die Geschichte unserer Literatur ewig denkwürdige Moment ein, daß beide Männer, fast von entgegengesetzten Standpunkten ausgehend, Göthe nach Jahre langer empirischer Beschäftigung in den Kreisen seiner Lieblingswissenschaften, Schiller von jenen allgemeinsten Betrachtungen über die höchsten Probleme und Gesetze unseres Geisteslebens, sich in dem gemeinsamen Bedürfnisse frischer poetischer Entwürfe und Arbeiten begegneten. Eine einzige vertrauliche Unterhaltung über einen bedeutenden, beiden wichtigen Gegenstand eröffnete einem Jeden den Blick nicht nur in die geistige Größe des Andern — diese war ihnen nicht verborgen geblieben —, sondern auch in die Tiefe eines großen Herzens; und in wenig Wochen war ein Bund für's Leben geschlossen, wie ihn keine andere Nation zwischen zwei Männern von gleichem Geistesrange aufzuweisen, hat. „Für mich war es ein neuer Frühling", ruft Göthe aus, „in welchem Alles froh nebeneinander keimte, und aus aufgeschlossenen Saamen und Zweigen hervorging." „Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas empfangen", schreibt Schiller in der Freude über diese unerwartete Uebereinstimmung im tiefsten Grunde ihrer Seelen. Eine reinere Anerkennung des gegenseitigen Werthes, ein tieferes Verständniß und eine liebevollere Förderung für die höchsten Interessen von jeder Seite kann nicht gedacht werden, als wie es in den unsichtbaren Zeugnissen dieser einzigen Freundschaft, deren Besitz und Genuß uns vergönnt ist, zu Tage liegt. Kein Volk besitzt einen gleichen Schatz der Belehrung, um sich in die innerste Geisteswerkstätte seiner größten Dichter den klarsten Einblick zu gewinnen, und an der Entstehung ihrer herrlichsten Dichtungen einen unmittelbaren Antheil zu nehmen. Während wir Göthe die mehr beschauliche Richtung, welcher sein Geist sich allmählig hingegeben hatte, vorwiegend fortsetzen, doch durch den belebenden Verkehr mit dem Freunde angetrieben sich zunächst der epischen Dichtung, in welcher er damals sein unsterbliches Meisterwerk schuf, zuwenden sehen, empfing Schiller, der sich eben zur vollen Kraft und Klarheit seines Wesens durchgerungen hatte, von der einsichtsvollsten und innigsten Theilnahme Göthe's an Allem, was er vorbereitete und hervorbrachte, einen doppelt mächtigen und ermuthigenden Antrieb zur Ausführung seiner großen dramatischen Entwürfe. Der verwegene Streifzug der Xenien, in welchem beide im höchsten Selbstgefühl dem Drange ihrer übereinstimmenden kritischen Ueberzeugungen Luft machten, unterbrach nicht die Reihe großartiger Dichtungen, durch welche Schiller die gebildete Welt in Erstaunen setzte. Das war jene großartige Periode seines höchsten Strebens und Schaffens, die Göthe mit unvergänglichen Zügen bezeichnet hat:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

O daß dieser letzte und herrlichste Flug seines Dichtergeistes nicht von einer entsprechenden Kraft und Frische seiner leiblichen Gesundheit getragen war! Mit stillem Bangen sahen seine Freunde, wie jene Flamme des Genius, in welcher seine Poesie sich läuterte und klärte, von den sich langsam verzehrenden Kräften seines siechen Körpers genährt wurde. Aber er selbst ließ auch in Schmerz und Leid nicht ab von seinem hohen Beruf: wie die Poesie das Element seines Lebens war, so hat er sein Leben im reinsten Sinn der Poesie zum Opfer dargebracht. Das ist es, was das deutsche Volk empfindet: er hat einen Theil seines innersten Lebens an seine edelsten Dichterwerke hingegeben; er hat in leidenvollen Tagen seine sinkenden Kräfte, sein Herzblut an ihre Vollendung gesetzt. Darum ist unser Dank für den Hochgenuß, für die erfreuende, erhebende, herz und Geist veredelnde Wirkung, die aus seiner Dichtung in alle Kreise der Nation ausgeströmt ist und immer auf's Neue ausströmen wird, ein doppelt großer und inniger: ja mag er sich in diesen festlichen Tagen in den höchsten und glänzendsten Erweisungen der Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen! — Er ehrt unser Volk! Wer kann es verkennen, daß in dieser allgemeinen Begeisterung, in dieser von Stolz und Hoffnung gehobenen Stimmung, die bei Schiller's Gedächtnißfeier ganz Deutschland durchzieht, das Gefühl sich kundgibt, daß sein Geist und sein Streben der edelste Ausdruck des deutschen Nationalcharakters sind? Ja, ist es doch, als ob die Betrachtung seines Lebens und Wirkens uns ein Spiegelbild unserer eigenen Geschichte vorhielte! Auch unserem Volke ist, wie seinem Lieblingsdichter, ein schwerer Entwicklungsgang durch innere und äußere Bedrängniß zur Erfüllung seiner hohen Bestimmung beschieden. O möge Gottes heilige Macht, welche das Leben

unſeres geliebten Dichters unter ſchweren Prüfungen, aber durch rechtzeitige Hülfe zu herrlichem Ziele gelenkt hat, auch ſchützend und ſegnend über den Geſchicken des deutſchen Volkes walten! Möge auch ihm unter den Kämpfen und Stürmen ernſter Zeiten als die feſte Grundlage jedes Gedeihens, Gottesfurcht und Treue, Liebe zu Recht und Geſetz unerſchütterlich erhalten bleiben! Möge der Geiſt des Sinnens und Forſchens, wie er zu allen Zeiten ein Schmuck und Erbtheil unſers deutſchen Stammes geweſen iſt, auch ferner unter uns die Blüthe von Kunſt und Wiſſenſchaft bewahren! Möge ſich aber auch mit dem unermüdlichen Streben, das in die Tiefe dringt, immer mehr der freie Umblick in die Weltlage und ihre Forderungen verbinden, damit die Formen unſeres nationalen Lebens ſich ſeines reichen und mannichfachen Inhaltes immer würdiger geſtalten! Und wenn Gott unſerm theuern Vaterlande Zeiten vorbehalten hat, in welchen es durch thatkräftiges Handeln Zeugniß abzulegen hat von ſeinem hohen Beruf, unter den Völkern der Erde entſcheidend mitzuwirken: — o dann ſchenke Er uns, wie unſerm Dichter, Männer, die mit weiſer Erkenntniß deſſen, was Noth thut, mit Beſonnenheit und Entſchloſſenheit die edeln Kräfte unſers Volkes zuſammen zu faſſen, zu lenken und zu großen Zielen zu führen wiſſen! Auch dieſe Hoffnung iſt kein unwürdiger Theil unſerer Schillerfeier.

Schlußgeſang.

(Unterlegter Text von Herrn Dr. H. Meisemann.)

Auf! erhebt Euch dankerfüllt,
Wallt zu des Erhabnen Bild!
Der nur Edlem weihte ſeinen Sang,
Für die Brüder fühlt' der Liebe Drang:
Ihn erhebt mit Herz und Mund,
Laßt ſein Lob laut werden kund.
Weit durch Deutſchland ſchall' ſein Wort,
Töne laut von Ort zu Ort!
In der Welt des Geiſt's titanengleich
Und im Herzen liebereich,
Bleib' er Volkes Held und Stern
Auf der ſpät'ſten Zeiten Fern.

Gesang und Rede bei dem Festzug.

Donnerstag den 10. November.

Gesang während des Festzugs.

Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen
In den großen, heil'gen Dom,
Laßt aus tausend Kehlen schallen
Des Gesangs lebend'gen Strom.
Wenn die Töne sich verschlingen,
Knüpfen wir das Bruderband,
Auf zum Himmel Wünsche dringen
Für das theure Vaterland.

In der mächt'gen Eichen Rauschen
Mische sich der deutsche Sang,
Daß der alten Geister Lauschen
Sich erfreu' am freien Klang.
Deutsches Lied tön' ihnen Kunde
Fort und fort von deutschem Geist,
Der in tausendstimm'gem Bunde
Seine alten Helden preist.

Ueberall in deutschen Landen
Blühe kräftig der Gesang,
Der aus tiefster Brust entstanden,
Kündet laut des Herzens Drang,
Deutsches Lied aus deutschem Herzen
Tönet fort von Mund zu Mund,
Hemmt die Klagen, heilt die Schmerzen,
Knüpfet freien Männerbund.

Gesang vor der Enthüllung des Standbildes.

Unterlegter Text von Herrn Dr. H. Weismann.

Frei, wie der Adler sich zur Sonne schwingend,
Schwing sich empor dein Geist, des Gottes voll,
Und aus dem freiheitglühn'den Herzen quoll
Ein Liederstrom zum Herzen dringend.

Nie wird vergeh'n, was Großes du gesungen;
Es tone fort in deines Volkes Mund,
Und weithin auf dem ganzen Erdenrund
Erschall dir Preis von deutschen Zungen.

Enthüllungsrede des Herrn Dr. Reinganum.

Mit einem Gefühle, gemischt aus Wonne und Wehmuth, feiert das deutsche Volk den hundertjährigen Gedenktag seines liebsten Dichters, Friedrich Schiller; mit der Wonne, einen solchen Geisteshelden den Seinen nennen zu dürfen; mit der Wehmuth, daß er zu früh dahinschied, mitten in der vollen Kraft seines gehobensten Wirkens.

Friedrich Schiller ist der wahrhaftigste Dichter des Deutschen Volkes, mit allen Richtungen des nationalen Denkens und Empfindens auf das innigste verwebt, und keiner, keiner entspricht wie er der Deutschen Sinnesweise. Das beruht sicherlich darin, weil er nicht die Lebensaufgabe sich gestellt, bloße Kunstgebilde zu formen, welche ihren Werth nur gegenständlich in sich selber tragen, — weil er vielmehr, getrieben von seinem eigensten Genius, zur Aufgabe seiner Schöpfungen das Ideal selbst gewählt, diese weitreichende, unermeßliche, unbegrenzte Gedankenhoheit, welche Alles, dem sie naht, mit dem unbeschreiblichen Zauber der reinsten Schönheit, vollendetsten Sittlichkeit und edelsten Freiheit umgibt. Von dem Ideale waren alle Schöpfungen Schiller's durchdrungen; in ihnen die Sittlichkeit und die Freiheit zu verkörpern, das war seine Größe, das bleibt sein ewiger Ruhm, in diesem Streben und in diesem Siege steht er einzig unter Allen da.

Und wer möchte darum sagen, daß er, der ideale Dichter, der Wirklichkeit fremd gewesen wäre? Das unmittelbarste Leben seiner erhabenen Geisteswerke zeigte sich in ihren Wirkungen auf das ganze Deutsche Volk, welches er hinriß und emporhob zu einer Begeisterung, die in die Jahrhunderte hinüberragt. Er weckte die Gedanken und Empfindungen, die in dem Volke schlummerten; er konnte sie nur wecken, weil er die Erkenntniß ihres Daseins in seinem Genius trug.

Die erste Erscheinung Schiller's war ein Angriff gegen die Unsittlichkeit und Unfreiheit. Aus den engen Lebensbanden, in welchen man ihn umstrickt hielt, riß sein Geist stürmisch sich los, und in drei Trauerspielen führte er muthig den Kampf gegen verwitterte Zustände, ein Kämpfer der Gegenwart und ein Prophet der Zukunft. Denn erhabenen Geistern ist es vergönnt, vorauszusehen, wie das Völkerleben in der kreisenden Ordnung der Welt sich gestalten wird; und große, frische, rasche Geister können wohl die Unvollkommenheiten unfertiger, lückenhafter, ja widersinniger menschlicher Einrichtungen ertragen; aber das möchten sie niemals begreifen, wie man solche Unvollkommenheiten als eben so viele Nothwendigkeiten, ja als einen Gegenstand der ernsten Verehrung und sorgenden Pflege behandeln wolle.

Der Wurf war geſchehen; und das deutſche Volk ſchloß ſich mitempfindend, liebevoll, hingebend an Schiller an. Treu blieb dann Schiller immerdar ſich ſelbſt, treu ihm das Volk.

Schiller war als Weltbürger aufgetreten. Die Freiheit und Einheit anderer Völker und verwandter, von Deutſchland losgeriſſener Stämme ſtellte er in Geſchichtſchreibung und Drama dar; von Deutſchland nicht. Wie ſollte es auch anders ſein? Der Jüngling Schiller ſah die jammervollen Engherzigkeiten ſeines Vaterlandes (des engeren), und den nahenden Verfall des gealterten Reiches. Der Mann Schiller ſah, o Schmach! den Fremden im Lande ſchalten und walten. Aber es war der ächten, freien, idealen Lebensanſchauung des Deutſchen Geiſtes nicht zuwider, von dem Weltbürgerthume auszugehen, um zu der herzlichen Liebe des Vaterlandes und der vaterländiſchen Freiheit zu gelangen. Und mochte nun Schiller in ſeinen ſpäteren, männlicheren, ruhigeren Gedichten und Geſängen die Erhebung der Niederländiſchen Provinzen für die höchſten Güter des Lebens, oder den Bruderzwiſt im Innern Deutſchlands um Glaubenszwang und Glaubensfreiheit ſchildern, mochte er den begeiſterten Jüngling, der für edlere Staatsformen ſchwärmt, dem Despoten gegenüberſtellen, oder die Erlöſung der in Freiheit und Einheit ſich verbündenden Schweizer vor Augen führen, — jedes Wort und jede That ward im deutſchen Volke verſtanden und begriffen, hob das Selbſtbewußtſein der Nation, und legte die fruchtbaren Keime für eine beſſere Zukunft.

Ja es waren die Worte eines Sehers, die Schiller ſprach. Er begeiſterte die Deutſche Jugend ſeines Zeitalters, unſeres Zeitalters, er wird die Jugend aller kommenden Zeiten mit unlösbaren Banden nach ſich ziehen. Dem in Schiller's Dichterſchule großgezogenen Theodor Körner war es gegeben, für das Vaterland zu kämpfen, zu ſiegen, und ruhmvoll zu ſterben. Schiller iſt der Mann, dem ernſte und ſinnende Männer ſtets anhängen werden. Er iſt der Dichter der Würde der Frauen. Das Niedrige, Gemeine, ſelbſt das Gewöhnliche und Alltägliche iſt ſeinem innerſten Weſen zuwider. Er iſt in ſeiner Geiſtesgröße, in der Erhabenheit ſeiner Sprache, in dem überall hervorleuchtenden Edelmuthe ſeiner Geſinnungen, in ſeiner Tugend und Gerechtigkeit der wahrhaft volksthümliche Dichter.

Ihm iſt, dem Unſterblichen, noch das herrliche Loos beſchieden, daß nach einem Jahrhundert vor ihm ſelbſt, vor ſeinem Angedenken, das nach Freiheit und Einheit ringende Deutſchland ſich vereinigt. Um Schiller zu ehren, zu preiſen, reichen ſich alle Deutſchen Bruderſtämme herzlich die Hände. Möge Heil in dieſem Zeichen ſein.

Heil dem Vaterlande!

Ewig lebe das Angedenken des großen Geiſtesheldens, des Deutſchen Mannes Friedrich Schiller in dem Herzen des Volkes!

Niemals wage ein Frevler, dieſes Angedenken zu entweihen.

Schützen wir Alle dieſes Angedenken durch die dem Vaterlande gewidmete Liebe und Treue, durch Eintracht in allem Guten, durch hingebende Förderung des allgemeinen Beſten, durch Widmung unſerer Kräfte für das Deutſchen Vaterlandes Gedeihen, Ehre, Macht, Größe, Freiheit und innigſte Einigung.

Nun fallet, ihr Hüllen, und gebt dem Volke den Blick frei auf ſeines Lieblings Antlitz und Geſtalt.

Ertönet ihr Drommeten und Sangesweiſen und verkündet des Dichterheiden Ruhm!

Fallet, ihr Hüllen!

Geſang nach der Enthüllung.

(Von Herrn M. Hecht.)

Vaterland, in deinen Gauen
Wuchs der große Mann einſt auf.
Deutſchland, ſeinen Siegeslauf
Konnten deine Völker ſchauen.
Schiller hoch! du großer Mann,
Führteſt ſie zur rechten Bahn.

Führteſt ſie zu ein'gem Denken,
Gabeſt ihnen Freiheitsſinn.
Zu dem hehren Ziele hin
Konnteſt du allein ſie lenken.
Schiller hoch! du edler Mann,
Haſt dies hehre Werk gethan.

Oftmals Hoffnung dich betrog,
Und getrübt war dein Leben,
Doch nach hundert Jahren noch
Lohnet ſich dein edles Streben.
Freudig rufet alle Welt
Auf zu Dir, zum Sternenzelt:
Schiller hoch! du deutſcher Mann!
Jubelnd ſchallt es ſtimmenlaut.

Tiſchreden

beim Feſtmahle im Wolfseck.

Donnerſtag, den 10. November.

Herr Gymnaſial-Director Profeſſor Dr. Claſſen,
als Vorſitzender:

Meine Herren! Das herrliche Feſt, das wir heute in erhebendem Einklang mit allen Theilen unſers Vaterlandes begehen, es hat uns auch erfreulichen Anlaß gegeben, uns auf's Neue des Glücks unſerer freien Verfaſſung, des Segens ächten deutſchen Bürgerthums bewußt zu werden. Fürwahr, nächſt dem hohen Gegenſtand unſrer Feier wüßte ich nichts, das ſo geeignet wäre, uns in dieſen Tagen froh und feſtlich zu ſtimmen, als der Sinn und Geiſt, in welchem das ſchöne Feſt von unſerer ganzen Bevölkerung von Anfang ergriffen und bis zu Ende durchgeführt iſt. Geſtatten Sie mir es auszuſprechen, da ich zwar zu den Vorbereitungen nichts weſentliches habe beitragen können, aber durch die unverdiente Ehre, die mir zu Theil geworden, einen Einblick habe thun können in alle Theile der vorbereitenden Thätigkeit: es war ein Feſt ſchon vor dem Feſte! Mögen wir hinblicken auf die energiſche und planvolle Wirkſamkeit des hochgeehrten Central-Comite's, von welchem die Leitung des Ganzen ausging, oder auf den bewunderungswürdigen, vom ſchönſten Geiſte getragenen Eifer unſerer Künſtler, der Meiſter ſowohl der bildenden Kunſt, wie des Geſanges, oder auf den Wetteifer unſeres hochachtbaren Gewerbſtandes, um das Feſt auf das Sinnigſte und Glänzendſte zu ſchmücken, oder auf die mühevolle Thätigkeit der Männer, die ſich die Herbeiſchaffung der nothwendigen Geldmittel zur Aufgabe geſtellt, oder auf die mannichfachſte Thätigkeit der vielen Andern, die den minder ſcheinbaren, aber nicht minder verdienſtvollen Zweigen des gemeinſamen Werkes ihre Kräfte zugewandt hatten, oder endlich auf die Rührigkeit und Freudigkeit, die ſich unter der geſammten Bevölkerung zur würdigen Ausſtattung des Feſtes kund gethan hat: — überall ſehen wir das ſchönſte Bild einmüthigen Zuſammenwirkens, die lebendigſte Verwirklichung des Wortes unſers Dichters:

„Tauſend reich' ge Hände regen,
Helfen ſich im munteren Bund,
Und im ewigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund!“

Was aber dieſer allgemeinen und freudigen Regſamkeit den erfreulichen Abſchluß gegeben und ihren Erfolg geſichert hat, das war die entgegenkommende Bereitwilligkeit unſerer höchſten und hohen Behörden, nicht nur die Wünſche des vorbereitenden Comite's bereitwillig zu erfüllen, ſondern auch ſeine Abſichten durch wohlwollenden und einſichtsvollen Rath zu unterſtützen.

So ſind wir denn, meine Herren, wieder um eine Erfahrung reicher geworden für die wohlbekannte Wahrheit, daß Frankfurt in ſeiner Bürgerſchaft reiche und mannichfaltige Kräfte beſitzt, wo es gilt, das Gute, Wahre und Schöne zu fördern. Und an dieſe Erfahrung knüpft ſich die zuverſichtliche Hoffnung, daß derſelbe Geiſt, der in dieſen Tagen für unſere Schillerfeier ſo mächtig gewirkt hat, der Geiſt des wahren deutſchen Bürgerſinns, der bei aller Verſchiedenheit der Anſichten im Einzelnen die perſönlichen Intereſſen hinter die Frage des Gemeinwohls zurückzuſtellen weiß, auch ferner unter uns für das Wohl der Vaterſtadt walten werde, und daß wir auf dem Wege des Fortſchritts in unſerer inneren Entwicklung, den wir muthig betreten haben, rüſtig und entſchloſſen, aber auch mit Beſonnenheit und in Eintracht vorwärts gehen werden, zum Heile unſrer Stadt, zur Ehre des Vaterlandes! Alle Wünſche, die wir dafür hegen, faſſen wir in den lauten und freudigen Ruf zuſammen: Hoch lebe der Senat und die Bürgerſchaft Frankfurts!

Herr Senator Dr. v. Oven:

Geehrte Anweſende! Wir ſind heute bei Beginn dieſes Feſtmahls mit freudiger Theilnahme den beredten und begeiſterten Worten gefolgt, mit denen der hochgeſchätzte Vorſitzende unſeren Blick auf das ſchöne erhebende Zuſammenwirken aller Kräfte, aller Kreiſe unſerer Bürgerſchaft zu der Verwirklichung der Gedenkfeier unſeres großen Dichters hingelenkt hat. Wir haben mit frohem Bewußtſein das großartige Ergebniß ſolch einmüthigen, kräftigen, von allen Seiten gleichmäßig geforderten Strebens erſchauet und darin einen neuen Beweis, eine neue Hoffnung des nie alternden einträchtigen Zuſammenhaltens der Bürgerſchaft, eine neue Blüthe des für das Schöne und Edle offenen Sinnes, der in ihr keimet und wirket, gefunden. Freuen wir uns über ſolche Früchte ächten Bürgerſinns; ſehen wir mit erregtem Selbſtgefühle auf den Gang, den unſere Schillerfeier bis jetzt genommen, wie ſie in muſterharter Ordnung und Harmonie, geleitet von der Hand der Schönheit und Kunſt, ſich vor uns entwickelt hat, ſo fühlen wir uns zu lebhafter Anerkennung, in hohem Maße für die verehrten

Männer verpflichtet, die zu dieſem Feſte die Idee gefaßt, den Plan zu demſelben entworfen und denſelben muthig und vertrauensvoll, mit Geſchick und Ausdauer durchgeführt haben. Auch bei aller Begeiſterung, auch bei aller Theilnahme hat dieſes Werk mühſamer, ſchwieriger Vorarbeiten bedurft, um ein harmoniſches Gebilde zu werden; wochenlange unausgeſetzte Berathungen und anſtrengende Mühen erforderte die Durcharbeitung in allen einzelnen Theilen zu einem vollendeten Ganzen. Doch Ihnen dieſe Thätigkeit, dieſe Bedrängniß, dieſe Verdienſte näher darzulegen und klar zu machen, dazu bedarf es nicht der vielen Worte; die That ſpricht hier beredter und kräftiger!

Darum wird es kaum noch meiner Aufforderung (in Anſchluß und in Erwiederung auf die einleitenden Worte des Herrn Vorſitzenden) bedürfen, jenen Zoll der Anerkennung den verehrten Mitgliedern des Feſtausſchuſſes durch ein begeiſtertes Hoch darzubringen. Ein Hoch des Dankes dem Feſtcomité; es lebe hoch!!!

Herr Pfarrer Dr. Stein:

Meine Herren! Es iſt mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie aufzufordern zu dem Trinkſpruche, der nach altem Brauche dem Gegenſtande unſerer Feſtfeier gilt. Der deutſche Dichter, deſſen hundertjährigen Geburtstag heute die Nation in allen Gauen des Vaterlandes und weit über die Grenzmarken deſſelben hinaus in dankbarer Huldigung begeht, iſt nicht bloß eine jener hellen Geſtirne, welche die große Glanzperiode in der Geſchichte unſerer Nationalliteratur heraufgeführt und erfüllt haben, er iſt auch, wie nicht leicht ein Anderer, der allgemeine Liebling, der geiſtige Führer, Erzieher und Bildner ſeines Volks geworden und hat dieſen Denkungsweiſe und Geſinnung auf lange hin beſtimmt. Was ihm dieſe hervorragende Stellung erworben hat, was ihm dieſen bleibenden Einfluß ſichert, das iſt vor Allem der klare Bezug, die feſte Uebereinſtimmung, die zwiſchen ſeiner charaktervollen Perſönlichkeit und ſeinen Werken beſteht; es iſt der Adlerflug, der ihn, den Herrſcher im Reiche des Idealen, über die platte Alltäglichkeit emporträgt in die ewige Heimath des Wahren, Guten und Schönen; es iſt die Lebhaftigkeit und Friſche, die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die ſeine Dichtungen beſeelt und in allen Hörern machtvoll erweckt, „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar ſchlieſen“; es iſt der hohe ſittliche Ernſt und der reine Seelenadel, der, allem Gemeinen abhold, in den Hervorbringungen ſeines dichteriſchen Schaffens ſich überall gleichmäßig kundgibt, ob er ein prieſterlicher Seher mit belorbeerter Stirne und mit leuchtendem Blick die Geheimniſſe der ewigen Urbilder deutet oder ein genialer Zeichner die kräftigen Geſtalten der Wirklichkeit mit ſicherer Hand uns vorführt, aber gereinigt und verklärt in dem goldnen Aetherdufte der Poeſie; es iſt der ächt deutſche Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit des perſönlichen Seins, den er mit derſelben Entſchiedenheit vertreten hat in den Jahren, wo es in ſturmiſchen Gähren ihn trieb, die einengenden Schranken des Veralteten Herkommens und der abgelebten Verhältniſſe zu durchbrechen, bis hinauf zu jener ſtillen, klaren Höhe, wo ſeine reiche Bildkraft in maßvoller Begrenzung und innerer Harmonie die vollendete Weihe empfing, die künſtleriſche Reife bekundete; es iſt endlich die wunderbare Schönheit ſeiner Sprache, die in ihrem hellen Silberklange eine Kraft und Fülle, eine Hoheit und Würde, eine Pracht und Herrlichkeit entfaltet, vor der wir mit freudiger Bewunderung weilen, mag ihr Strom im majeſtätiſchen Falle des Rhythmus dem Katarakte gleich mit donnerndem Wiederhalle ſtürzen oder in dem ruhigen Fluſſe kunſtvoll gegliederter Perioden ebenmäßig verlaufen. Mit dieſen Mitteln hat er ſeinem Volke eine Gedankenwelt aufgebaut, die in ihrem unerſchöpflichen Reichthum, in ihrer ſchwungvollen Erhabenheit, in ihrer ſittlichen Wahrheit und Schönheit wie ein Rieſendom über die Stätten des alltäglichen Lebens emporſteigt: hier träumt der deutſche Jüngling den Traum ſeiner unbegriffenen Sehnſucht, den Vorboten der zukünftigen That; hier ſchaut das Gemüth der deutſchen Frauen in plaſtiſcher Geſtaltung, was es in dem innerſten Heiligthum ſeines Selbſt vorahnend vernommen; hierher wallfahrtet mit nimmer alternder Liebe der deutſche Mann, wie zu ſeinen theuerſten Jugenderinnerungen, um alle Mißklänge der widerſpruchsvollen Wirklichkeit aufzulöſen in der harmoniſchen Einheit dieſer idealen Weltanſchauung. Nur Eins hat man von manchen Seiten her ſchmerzlich beklagen wollen, daß der große Gegenſatz des Glaubens und Wiſſens in ſeiner Entwicklung nicht zu der von ihm raſtlos angeſtrebten vollen Verſöhnung gekommen ſei und daß er darum nicht die beſtimmtere, ihn ſelbſt befriedigende Stellung zu den geſchichtlichen Grundlagen der Religion gefunden habe; überlaſſen wir dieſe Klage denen, die in ſo unfruchtbarem Beginnen ſich mühen! der große Gang der geſchichtlichen Entwicklung, wie er das Leben der Nationen beherrſcht und in der Lebensgeſtaltung ihrer einzelnen hervorragenden Geiſter ſich treu wiederſpiegelt, beruht nicht auf menſchlicher Willkür, ſondern auf dem Geſetze innerer, providentiell geordneter Nothwendigkeit, er iſt darum für uns kein Gegenſtand des Bedauerns, unſere Aufgabe iſt es vielmehr, ihn zu begreifen; wer aber, wie Schiller mit der ganzen Kraft ſeiner Feuerſeele, dem Gemeinen gewehrt, das Gefühl für das Edle, den Sinn für das Heilige in tauſend Herzen belebt und die ſtrenge Bürde der ſittlichen Idee einem ganzen Geſchlechte zum Bewußtſein gebracht, der hat wahrlich auch dem Reiche Gottes Wege bereitet und Bahnen geebnet, der hat der nationalen Wiedergeburt auch auf dem höchſten Gebiete vorgearbeitet, ein geiſtiger Befreier in der umfaſſenden Bedeutung des Wortes!

So lange darum, von dem Lebenshauche ſeiner Poeſie erwärmt, deutſche Herzen höher ſchlagen; ſo lange deutſche Bildung, in ihm glänzend vertreten, den weltgebietenden Scepter führt; ſo lange deutſche Sprache, durch ihn geadelt, auf deutſchen Lippen ihren kräftigen Wohllaut entfaltet; ſo lange lebe Schiller's machtvoll waltender Genius! er lebe, was er ſelbſt ſich als das Höchſte gedacht, in dem Andenken, in der Liebe, in dem Herzen ſeines deutſchen Volkes ein wirkſames, unſterbliches, ſeliges Leben! er lebe in unſerer, in der ſpäteſten Geſchlechter dankbarer Verehrung hoch!

Herr Dr. med. Gustav Spieß:

Meine Herren! Herrliche, begeisterte Worte haben wir heute schon vielfach vernommen zu Ehren unseres großen Sängers, und wohl ist keiner unter allen deutschen Dichtern, der es so sehr verdiente, wie Schiller, in den weitesten Kreisen und von den verschiedensten Seiten her gefeiert zu werden. Noch gar Manches an ihm könnte hervorgehoben werden, was bis jetzt kaum berührt worden ist, denn wie alles rein Geistige, ist auch seine Wirksamkeit eine unerschöpfliche und unendliche.

Allein wir würden die hohe Bedeutung unseres heutigen Festes doch kaum zur Hälfte erfassen, wollten wir darin nur die Verherrlichung eines, wenn auch noch so beliebten und volksthümlichen Dichters erblicken. Nein, meine Herren, sprechen wir es unverhohlen aus, es ist noch etwas anderes und höheres, als ein bloß literarisches und ästhetisches Fest, das uns hier versammelt, und zu dem eben deßhalb an allen Orten unseres gemeinsamen Vaterlandes, ja, wo immer Deutsche über den Erdkreis zerstreut sind, Tausende und abermals Tausende unserer Brüder versammelt sind.

Man hat es oft, — und vielfach nicht ohne höhnische Seitenblicke ausgesprochen, daß wir Deutsche nur ein einigendes Band besäßen: das sei unsere Wissenschaft und unsere Dichtung. Meine Herren, der Geist ist es, der auch den Körper schaffen muß, und nur was aus dem Geist geboren ist, ist auch von ewiger Dauer und Kraft. — Täuschen nicht alle Hoffnungen, so naht die Zeit mit mächtigen Schritten heran, wo es sich zeigen muß, ob der deutsche, durch Wissenschaft und hohe Dichtung erstarkte Geist den ihm angemessenen Leib sich zu schaffen vermag. Gebe ein gütiger Gott, daß wir in den Tagen der Entscheidung uns bewähren. Zahlreich sind die Zeichen, die es verkünden, daß die Deutschen nicht nur ihre Zusammengehörigkeit immer lebhafter empfinden, sondern auch der hohen Aufgabe sich immer klarer und stärker bewußt werden, die sie inmitten der europäischen Staatenfamilien zum Zwecke der allgemeinen Entwickelung der Menschheit zu lösen haben. Und wo wäre auch eine Zeit geeigneter, solche Empfindung zu wecken und solches Bewußtsein zu schärfen, als die unsrige! Während im Innern unseres Vaterlandes von gewissen Seiten her alle Leidenschaften aufgeregt werden, nicht um das allgemeine Wohl zu fördern, sondern um niedrige Sondergelüste zu befriedigen, und so das Vertrauen zwischen Volk und Regierung immer mehr untergraben wird, und die verschiedenen Stämme unseres Volkes sich immer mehr entfremden, wohl gar in offenem Hasse sich bekehden, sehen wir von außen her die Lüge und die niedrige Gemeinheit bei uns einbringen und leider mit nur allzugroßem Erfolge befördert, nicht nur unsere vaterländischen Verhältnisse zu verwirren, sondern den deutschen Geist selbst und deutsches Wesen zu vernichten oder wenigstens zu vergiften.

Trauernd und betrogt wendet sich der Vaterlandsfreund ab von diesem Bilde. Sehnsüchtig blicken alle Gutgesinnten nach einem Mittelpunkte, an den sie sich anlehnen, nach einer Fahne, um die sie sich schaaren möchten. Da führt uns die Vorsehung den hundertsten Geburtstag Schiller's entgegen, und wie durch einen Blitzesfunken angeregt, treten an allen Orten des Vaterlandes und wo immer Deutsche sich zusammen finden, Männer zusammen, um den Tag festlich zu begehen, wie noch nie ein Tag ähnlich begangen worden ist, und das lauteste und allgemeinste Echo antwortet ihnen in begeistertster Weise.

In dithyrambischem Fluge hat unser Dichter einst gesungen: „Millionen, seid umschlungen." Heute stehen in Wirklichkeit Millionen um sein Bild vereinigt und blicken dankend und hoffend zu ihm empor. Wo noch solche Empfänglichkeit für die idealen Güter der Nation sich kund gibt, da darf man nicht zweifeln, daß noch eine Fülle ächt jugendlicher Frische und Kraft im Volke vorhanden ist, da mag man wohl die unerschütterliche Ueberzeugung schöpfen, daß, während andere Nationen unseres Welttheils nur welke Greisengesichter uns darbieten und unverkennbar ihrem Verfalle entgegengehen, unser deutsches Volk noch in rüstigem Emporschreiten begriffen ist. Das ist die erhebendste Seite unseres Festes!

Und welcher Sterbliche wäre befähigter, in Zeiten wie die unseren sind, uns als Vorbild und Führer zu dienen, als Schiller, der mit allen Kräften seiner großen Seele an der geistigen Erhebung seines Volkes rastlos gearbeitet hat, dessen reine, über alles Gemeine hoch erhabene Muse stets nur im Dienste des Vaterlandes thätig war, der ebenso in dem begeistertsten Muthe, mit dem er die Sprengung aller niedrigen und unwürdigen Fesseln anstrebte, wie in der damit verbundenen ernstsittlichen Strenge sein ächtdeutsches Wesen bekundet, der wie Keiner die Freiheit, aber auch wie Keiner die Furien der Gesetzlosigkeit und der Losgelassenheit menschlicher Leidenschaften besungen hat:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Das sind Worte, die heute ganz besonders an uns alle ergehen, und fast mehr noch die Worte, in die unser Dichter einen sterbenden Vaterlandsfreund sein ganzes Vermächtniß für ein ebenfalls getheiltes und nach Einheit und Selbstständigkeit ringendes Volk zusammen fassen läßt, die Worte:

„Treu einig, einig, einig!"

Möge denn Schiller's hoher Geist heute und immerfort, und uns wie alle die Tausende, die heute mit uns dieses Fest feiern, immer mehr reinigen und läutern und unsere Seele immer mehr mit dem rechten Muthe erfüllen, dann wird dieses Fest auch für unser gesammtes Vaterland ein recht gesegnetes sein, dann wird es auch unserem Volke gelingen, uns all' der Gebundenheit sich loszumachen, die es jetzt noch so vielfach umfängt, und als ein einiges und starkes Volk die Stellung einzunehmen und die Wirksamkeit zu entfalten, die ihm so unverkennbar gebührt.

Ein einiges und starkes Deutschland, es lebe hoch! —

Herr Geh. Obersinanzrath Rommel:

Wie wäre es möglich, an dem Tage, an welchem hier in Frankfurt Schiller's hundertjährige Geburtsfeier festlich begangen wird, Frankfurt's größtem Sohne, Schiller's größtem Freunde kein Wort besonderer Erinnerung zu widmen? Sind

doch die Namen Schiller und Göthe so innig miteinander verknüpft, daß kaum der eine ohne den andern genannt wird, und bilden doch beide Namen in ihrer Verbindung das Symbol der Einheit deutschen Geisteslebens! Ferne sei es von mir, bei dieser festlichen Gelegenheit die litterarische Größe und Bedeutung Göthe's schildern zu wollen. Dazu bin ich weder befähigt noch berufen, und wer wäre überhaupt schon jetzt im Stande, die ganze Bedeutung Göthe's nach allen Richtungen in sich aufzunehmen und wiederzuspiegeln? Es ist mir daher verlagt, näher nachzuweisen, wie Göthe, an das Volkslied anknüpfend, selbst Volkslieder unvergänglichen Reizes dichtete, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat, oder zu schildern seine Thaten des Götz und Werther, durch die er, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, das deutsche Volk von Philisternetzen befreite, oder seine Erhebung aus einem erschlaffenden Hofleben und seine Wiedergeburt in dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, der wir die Iphigenia, den Tasso und den Egmont verdanken, oder vor Allem den Einfluß, den die innige Verbindung und Freundschaft mit Schiller auf ihn übte, eine Verbindung, die in der Geschichte der Litteratur aller Völker nicht ihres Gleichen findet, und die Werke höchster Vollendung, die aus dieser Verbindung und ihrer Nachwirkung hervorgingen? oder endlich Göthe's Bedeutung als Naturforscher?

Nein, nur wenige Lichtfunken aus dem Strahlenkranze, der das olympische Haupt Göthe's umleuchtet, will ich versuchen zu sammeln.

Es gab eine Zeit, in welcher Göthe bei aller Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste als Dichter in seiner sittlichen Größe als Mensch nur von verhältnißmäßig Wenigen erkannt wurde. Doch die Wolken, die das hehre Bild Göthe's verdunkelten, sind durch die Sonne der Wahrheit zerstreut worden. Nach den zahlreichen Veröffentlichungen über sein Leben und Wirken, über sein Verhältniß zu seinen Freunden, seiner Familie und seinem Fürsten ist wohl jetzt allgemein anerkannt, daß Göthe ein ganzer, ein voller, ein edler Mensch war und das deutsche Volk kann neben seinem Schiller auch seinen Göthe nicht allein als Dichter bewundern und verehren, sondern auch als Menschen lieben.

Eine Eigenschaft besonders zeichnete Göthe aus, die er mit Schiller gemein hatte, mit dem er ja übrigens in so vielen Beziehungen verschieden war. Es ist das unablässige Streben, an sich selbst zu arbeiten, sich zu immer größerer Vervollkommnung empor zu schwingen, zu schaffen und zu wirken, so lange es Tag ist, und seine Errungenschaften sich und dem Volke zum Segen gereichen zu lassen. Alles wußte er sich anzueignen, was zu seiner geistigen Fortbildung dienen konnte. Gerade vor 100 Jahren, als Schiller's Wiege in Marbach stand, war der zehnjährige Göthe schon heimisch in den Räumen unseres alten Theaters, aus denen heute die schönen Ehrenmale unserer trefflichen Künstler hervorgegangen sind. Hier empfing er die erste Anregung zur dramatischen Poesie. Wenn aber irgend ein Werk Zeugniß ablegt von Göthe's rastlosem geistigen Arbeiten während seines ganzen langen Lebens, so ist es jenes titanische: der Faust, das er in früher Jugend begann, und erst kurz vor seinem Tode vollendete. Ringen und Kämpfen, Ringen bis zum letzten Athemzuge nach Wahrheit und Erkenntniß, das ist das einzige würdige Ziel des Menschen. Darum läßt Göthe im Schlußakte seines Faust die Engel, die Faust's Unsterbliches gen Himmel führen, sagen:

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!"

Was aber hält Göthe, den man sich nicht gescheut hat, im Gegensatze zu Schiller einen Dichter der Knechtschaft zu nennen, für das höchste irdische Glück, für den würdigsten Preis eines arbeitsvollen Lebens? Auch hierüber gibt und der Schlußakt des Faust Auskunft. Im ersten Akte des ersten Theils sagt Faust zu Mephistopheles:

„Werd ich zum Augenblicke sagen,
Verweile doch, du bist so schön,
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn,
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du meiner Dienste frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es ist der Zeit für mich vorbei."

Dieser Augenblick ist gekommen, Faust hat ein großes Land dem Meere abgewonnen, er sieht im Geist es belebt von freien Menschen, er ist der Schöpfer eines freien Gemeinwesens. Am Ziele seiner irdischen Laufbahn ruft er aus:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,
Umringt von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr,
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!
Zum Augenblicke dürft ich sagen,
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn!
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick!"

Ja, auch Göthe's wie Schiller's Namen wird in Aeonen nicht untergehn. Bewahren wir mit kindlicher Pietät die Geistesschätze, die er und Schiller uns hinterlassen haben, und lassen Sie mich in Beziehung auf diese geistige Hinterlassenschaft mit den Worten aus seiner herrlichen, ächt deutschen Idylle schließen:

„Das ist unser, so laß uns sagen und so es behaupten!"

Es gilt dem Andenken an Frankfurts größten Sohn, an Schiller's größten Freund, es gilt dem Andenken Göthe's.

Herr Advokat Dr. Braunfels:

Vor alten Zeiten schon waren wie heute
Die Germanen kluge, praktische Leute.
Wenn sie zu schweren Geschäften des Staats
Bedurften wohlerwogenen Raths,
Da lud ein Comité sie ein,
Zu schmausen im Berathungshain.
Da saßen sie denn und suchten beim Mahle
Heilsame Ideen im Grund der Pokale:
Und sollte ein Feind vernichtet sein,
Vertilgte man vorderhand seinen Wein; —

(Vor der Schlacht im Teutoburger Wald
Hat mancher Champagnerpropfen geknallt!)
So war Hermann des Cheruskers Brauch;
So thaten die Alten; — so thun wir auch.

Warum nun wurden bei den Alten
Die Frauen vom Staatsmahl fern gehalten?

Ich will's Ihnen sagen:

Es sollten nicht merken die zarten Seelen,
Wie wir um's Vaterland uns quälen! . . . .
Indessen, sie waren doch geistig zugegen;
Und hub den Becher ein biederer Degen,
So las man in seinen verklärten Mienen:
Wir trinken auf sie, obschon nicht mit ihnen!
Das war der weisen Ahnen Brauch.
Wir sind nicht so weise; doch thun wir's auch.

So thun wir auch beim Schillerfeste.
Wir bannen hinweg das Schönste, das Beste,
— Wohl um nicht zu viel der Himmelsgaben,
Der Frauen zu viel beisammen zu haben!
Derweil wir nun sitzen beim Schillerschmaus,
Studirt die Frau den Schiller zu Haus:
Derweil wir im Wein Hoch bringen auf Schiller,
Weint die Frau über Luise Miller;
Uns knallen die Pfropfen in's summende Ohr,
Der Frau — das Pistol auf Amalia Moor!
Und während hier schäumend der Becher kreist,
Die Frau mit der Stuart Kerkerbrod speist.

Doch wie, wenn nicht länger den Frauen zu Haus
Geheiz ein solch geistiger Schmaus?
Wenn plötzlich im Saal hier, zürnender Miene,
Eine schöne Rednerin erschiene
Und spräche mit lieblich bösem Spott:
Ihr macht's mit Schiller just wie mit Gott!
So weit's euch beraten, erweist ihr ihm Ehren;
Doch in Andrem fragt Keiner nach seinen Lehren.
Ihr kennt seine Werke sonst so genau;
Was sagt er von der besten Frau?
Es sei die Frau, von der man nicht spricht;
— Die nicht mitschmauset, das sagt er nicht!
Schämt euch, wenn in aber hundert Jahren
Die Jubelfeierer dies erfahren:
Frankfurt, so hieß damals eine Stadt
Die wie keine den Schiller gefeiert hat;
Doch was den Dichter zum Dichten beseelt,
Hat beim Frankfurter Dichterfest gefehlt!
Vergessen ward Schiller's Ideal,
Der Spiegel, aus dem er das Vorbild stahl
Zu so viel süßen edlen Gestalten,
Die im Herzen des Volks sich unsterblich erhalten:
Leonore, so stiller treuer Art;
Von Wilhelm's Königin, stark und zart;
Die milde Thekla, die ach so bald
Wie ein getrübter Harfenton verhallt;
Die Jungfrau, die in Keuschheit gewiegt
Den Feind — und beinah die Liebe besiegt;
Und das Weib vom ächtesten deutschen Sinn,
Die Krone des Hauses, die Staufiacherin.
So verstand der Schiller die Würde der Frauen;
Doch beim Schillerfest ist keine zu schauen!

So würde sie kommen uns anzuklagen;
Was würd' ich drauf sagen? — Ich würde ihr sagen:...
O Schade, Sie Cicero aller Damen,
O Schade, daß Sie zu frühe kamen;
Denn eben grad in des Comité's Namen,
Des Comité's, das Sie so schwer beschuldigen,
Sollt' ich offiziell den Damen huldigen,
Sollt' ich allhier dem zechenden Kreis
Verkünden der Frauen Ruhm und Preis.

Nun will ich's doch thun, und geben Sie Acht,
Und rufen Sie: schön! wenn ich's recht gemacht.

So sag ich denn: Was lebt im Seelengrunde,
Zieht man nicht gern heraus zum Tagesstunde;
Kein Mann trägt gern das Herz auf seinem Munde;
Sein Wort soll nicht verrathen, was er fühle.
Wohl öffnet einmal sich an hell'gen Tagen
Das stille Herz, zu preisen seine Wonnen;
Doch könnten wir den Preis der Schönheit wagen,
Wenn wir uns grad im Licht der Schönheit sonnen?
Wie rühmten wir des Auges Strahlen,
Wenn noch des Auges Blick uns weisert?
Wie könnten wir ein Antlitz malen,
So lang sein Anblick uns entzücket?
Wir müssen ferne sein dem Zauberkreis der Frauen,
Daß wir, was sonst wir fühlen, nun erkennen;
Wir dürfen sie mit irdischem Aug nicht schauen,
Damit wir sie beim rechten Namen nennen.

Der Lenzhauch, der das Lebens Blumenduft
Empor aus seinem Knospenschlummer schreckt;
Der Maistrahl, der aus unsers Herzens Gruft
Den Liebesschmetterling zum Fluge weckt;
Die Rebe, die zum Quell der Wonnen
Des Lebens dürren Reifen macht;
In Wüstenei'n der Rettungsbronnen;
Die Blüthe, die auf Dornen lacht;
Des Erdenwinters ew'ge Rose;
Im Sommerbrand das Schattenlaub;
Das Hochgedicht in irdischer Prose;
Das Himmelskleid um Erdenstaub;
Das Lebenswort in Todesqualen;
Der Morgenglanz nach langer Nacht;
Der Engel, der in dumpfen Thalen
Am Leidensbett der Menschheit wacht: —
Das sind die Frau'n; das sind die deutschen Frauen.

Wo deutsche Geister sich zusammenfinden,
Erglühnd, o Vaterland, an deiner Flamme;

Wo deutsche Herzen noch getreu empfinden,
Woher das Schöne, Wahre, Gute stamme;
Wo deutsche Männer, Priester wir des Schönen,
Dem besten deutschen Mann Altäre bauen; —
Da muß Ein Ruf aus allen Herzen tönen:
Ein Hoch den Frau'n! ein Hoch den deutschen Frauen!

Herr Dr. med. H. Hoffmann:

Schiller als College.

Nicht eig'ne Redelust drängt mich herzu,
An Euch das Wort zu richten. Solches wag'
Ich nur im Auftrag Andrer, die mich sandten,
Und besser hätt's ein Bess'rer ausgerichtet.

Jedweder Stand und jed' Gewerk ist heute
Mit Fahnenschmuck in reichem Glanz erschienen,
Und huldigend das edle Angedenken
Des Lieblings unseres Volkes zu begehen;
— Denn wer das Hohe ehrt, der ehrt sich selbst —
Nur einen Stand vermißt ich, oder sah
Ihn würdig zwar, doch schmucklos nur vertreten:
Den Stand der Aerzte, und so mag das Wort
Erlesen nun, was sonst unthunlich war.
Wir aber glauben wohl ein Recht zu haben,
Und können mit besond'rem Nachdruck sagen,
Wie einst der Dichterfreund: „Denn er war unser".
Zwei Jahre nur! Es war vielleicht ein Glück
Für ihn und für das Bataillon, daß er's
Nicht länger blieb; denn ehrlich muß ich Euch
Bekennen, auf seine Verse halt' ich viel,
Weit mehr als auf Recepte, die er schrieb:
Wohllautiger klang bei ihm die Muttersprache
Als das Latein der Apothekerküche.
Und besser, dünket mir, ist es immer noch,
Wenn gute Aerzte (wie dieß oft der Fall)
Recht schlechte Dichter sind, als umgekehrt.
Nicht läugnen läßt es sich, es eint ein Band,
Ein unsichtbar geheimnißvolles, Beide,
Und Beide deuten nach demselben Ziele.
Der Dichter führt des Menschen Seele weit
In himmlische Gefilde fort: der Arzt
Bringt leider manchesmal ein Gleiches fertig.

Wie dem auch sein mag: Unser war er doch!
Und war er's nur? Und ist er's denn nicht noch?
Ist der nicht Arzt, der Irdisches verklärt,
Der höchsten Trost in tiefstem Leid gewährt?
Ist der nicht Arzt, auf dessen mächt'gen Ruf
Der Himmel seine Strahlen niedersendet,
Der einen Glorienglanz um alles Edle schuf,
Daß alles Niedre flieht, verscheucht, geblendet?
Dreimal gepriesen, wer des Herzens Wunden
Mit Zaubersprüchen schonend läßt gesunden!

Ja, Heil der Kunst, die also weiß zu heilen!
Er mag auch diesen Lorbeer mit uns theilen.
Auf seinen Worten ruht ein Wundersegen,
Und heil'ger Heilkunst ist er treu geblieben.
So grüßen wir im Dichter den Collegen,
Und hätt' er nimmer ein Recept geschrieben.

Ende der officiellen Tischreden.

Herr Pfarrer Dr. Kalb:

Von Schiller's Werken sind Supplemente erschienen, Nachträge. Erlauben Sie mir, meine Herren, jetzt nach dem Schlusse der officiellen Toaste auch einen Nachtrag zu liefern, einen Nachtrag zu der vorhin vernommenen Parallele zwischen Göthe und Schiller und einen Nachtrag zu den heute wiederholt geäußerten Wünschen einer solchen politischen Größe und Geltung unseres Vaterlandes, welche der Reife unserer Nation entspreche. Erlauben Sie mir, eine kurze Parallele zwischen Luther und Schiller und eine darauf gegründete Hoffnung auszusprechen, welche jene Wünsche ergänzen möge.

Der zehnte November, der heutige Tag, ist auch der Geburtstag Luthers. Des großen Reformators dürfen wir neben dem großen Dichter nicht vergessen. Seine Gegner mögen seine Verdienste leugnen, seine Geistesverwandtschaft mit Schiller kann Niemand in Abrede stellen. Welche Aehnlichkeit in ihrem Schicksalsgang, in ihrer Entwicklung, in ihrer Wirksamkeit, in ihrer Erscheinung auf dem Kampfplatz der Weltgeschichte bei aller Verschiedenheit der Zeiten, in denen sie lebten!

Beide Geisteshelden waren Freunde und Förderer der Wahrheit, wenn sie auch Luther in der Religion fand, Schiller sie in der Philosophie suchte. Beide waren Heroïde und Vorkämpfer der Freiheit, der sittlichen Freiheit, welche im Gewissen lebt und die Mutter aller wahren Freiheit ist, anfangs der blos umstürzenden, welche die Tyrannei bekämpft, bis der dröhnende Schritt, womit die Willkür der Anarchie unter der Maske der Freiheit alle Grundlagen des Rechts und dem Boden wühlte und das Gebäude der häuslichen und öffentlichen Wohlfahrt in Trümmer legte, den Einen zur Zeit der Bauernkriege und den Andern zur Zeit der französischen Revolution erschreckte und mahnte, der Freiheit nicht blos eine Gasse zu brechen, sondern auch einen Dom zu bauen, eine Heimath zu gründen im Herzen des Volks. Und Kinder des Volks waren sie, zu Männern des Volks wurden sie beide. An ihrer Nation hingen sie wie das Kind am Mutterherzen, und für ihr Vaterland wirkten sie in Wort und That, in Gebet und Lied so Großes, daß die religiöse Kraft und Weise Luthers und der sittliche Ernst und Einfluß Schiller's fortwirken werden, leitend, erhebend, läuternd, verklärend, so lange es eine deutsche Nation, deutsche Sitten, deutsche Sprache auf Erden gibt.

Merkwürdig ähnlich war sogar ihre Laufbahn, auch in dem heute vom geehrten Vorsitzer unseres Festmahles in seiner Festrede angeführten Sinne: die Freundschaft begleitete auch Luthern hülfreich durchs Leben. Was für Schiller Streicher, Körner, W. v. Humboldt, Göthe war, das waren für Luther Alexis, Staupitz, Spalatin, Melanchthon.

Am wunderbarsten aber und doch so natürlich, weil beruhend auf einem Naturgesetz unserer Geschichte, war ihre Erscheinung beim Uebergang aus einer alten in eine neue Zeit, in eine Zeit, der sie hauptsächlich ihre neue Richtung und ein unverwischliches Gepräge gaben. Darauf bezieht sich mein Trinkspruch. Sei es ein Prophetenspruch!

Luthers Reformation drang siegreich durch, als die Ansätze zur Kirchenverbesserung in England, Böhmen, Italien fehlschlugen. Kraft der Assimilationsgabe des deutschen Geistes für das Große, Gute, Wahre, Schöne aller Zeiten und Zonen, aller Art und Sprache zog er aus dem erneuerten Studium der classischen Literatur die edelsten Säfte für das religiöse Leben, und zwar in der trübsten Zeit, da alle Welt am Erfolg einer Reformation verzweifeln mußte. Damals ward die Deutsche Reformation, eine Gewissensthat Luthers, zur Reformation der christlichen Welt, und in der freien Luft des Protestantismus lernte Schillers jugendlicher Geist seinen Gedankenflug.

Schiller's und seines ebenbürtigen Freundes dichterischer Genius brachte dem deutschen Volk ein goldnes Zeitalter der Literatur, nachdem Italien, Spanien, England, Frankreich längst ihre classische Glanzperiode gehabt hatten. In der trübsten Zeit des altersschwachen deutschen Reichs, als kein Hoffnungsstern mehr zu leuchten schien, gingen am Geistesthimmel der Nation Gestirne auf, vor denen die meisten Glanzsterne anderer Völker erbleichen.

In allen Zeiten sprühen zwar die Funken des erfinderischen deutschen Geistes weit hin und werden, vom Ausland aufgefangen und benutzt, zu Flammen, welche den Erdkreis wohlthätig erleuchten und erwärmen, und darüber scheint oft der Geist in der Heimath hinter den Fortschritten der Fremde zurückzubleiben. Aber so scheint es auch nur, wie der Löwe scheint zurückzubleiben, wenn — er zum Sprunge ausholt. Nun, darum, weil Deutschland einen längeren und steileren Weg zum Ziele hat und mehr Zeit braucht, innerlich zu reifen und seine ganze Kraft zusammenzufassen, bleibt es nicht auf immer zurück. Wir kommen spät, aber wir kommen. Was sich auf dem Gebiete der Religion und Kunst als Naturgesetz unserer geschichtlichen Entwickelung gezeigt hat, wird sich auch in unserm politischen Leben nicht verleugnen. Wir wollen warten, und werden nachholen, einholen, überholen. Aber wir wollen auch säen die köstlichen Samenkörner, welche Luther und Schiller uns reichen, in unermüdlicher Geduld säen, auf den Geist säen, daß die Kraft unserer Nation ins Mark und nicht in die Blätter schlage. Wir wollen singen mit Schiller: „Es reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen", und von Luther lernen, erwachen aus dem Schlafe, wann der Morgen anbricht, und handeln, wann genug geredet ist. Wir wollen hoffen mit Schiller: „was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht!" wollen hoffen, daß und zur rechten Stunde ein Heldenkaiser geboren werde, wie Luther und Schiller, die Geisteofurien; wollen hoffen, daß dann die deutsche Eiche alle deutsche Stamme als Zweige an sich trage, ihr Haupt hoch zu den Wolken hebe, vor keinem Sturme erzittere, ihre Wurzeln immer tiefer einsenke. Schutz und Schirm allen Söhnen und Töchtern deutscher Art, Zucht, Sitte, Sprache spende, die unter ihrem Laubdach Luther's Weisen und Schiller's Lieder singen; wollen hoffen, daß sie daselbe in alter Pracht und neuer Herrlichkeit und nicht breche, bis der Weltbau zusammenfällt. So groß ist unsere Hoffnung, so groß wie unsere Zukunft; Luther und Schiller sind ihre Propheten, sie sind und auch ihre Bürgen, denn kein blos verklärender Schein, sondern eine unverlöschliche verjüngende Kraft ging und geht von ihnen aus! und wer diese verspürt, fühlt, daß ihre Verheißung sich erfüllt; Luther und Schiller, die Bürgen einer großen Zukunft unserer Nation, sie leben unverblüht fort, sie leben hoch!

Herr Dr. med. H. Hoffmann:

An Uhland und die Schwaben.

Manches Lied ist schon gesungen,
Manches Glas ist schon geleert,
Und gelöst sind Herz und Zungen;
Eines hab' ich nicht gehört.
Noch ein Trinkspruch, Freunde, soll
Klingen laut und jubelvoll:
Einen Festgruß sollen haben,
Unsre Brüder dort in Schwaben.

Dort, wo sich der Neckar windet
Durch das rebengrüne Thal,
Wo ein Männervolk sich findet,
Treu wie Gold und fest wie Stahl,
Dort von Staufen's Höhe stieg
Deutscher Ruhm und deutscher Sieg.
Denen, die uns Helden gaben,
Hoch den Männern dort in Schwaben!

Und im reinen Schmuck der Sitte,
Lebensfrisch, das Auge blau,
Traulich in des Hauses Mitte
Waltet dort die deutsche Frau.
Segen bringt es, was sie thut;
Was sie lenkt, das wandelt gut.
Die uns deutsche Dichter gaben,
Hoch die Frauen dort in Schwaben!

Einen noch will ich Euch nennen,
Einen Fürsten des Gesangs.
Lehrt mich einen bess'ren kennen,
Einen Namen schön'ren Klangs;
Ernst und mild, sich selbst genug,
Ohne Prunk und ohne Lug.
Hoch dem Meister hoher Gaben:
Ludwig Uhland, dort in Schwaben!

Frühlingssiegen, reicher, lichter,
Ueber dich, du Schwabenland,
Wo der Helden und der Dichter
Treugepflegte Wiege stand!
Frisch und fröhlich sollst du sein!
Du bist unser, wir sind dein.
Bleibe stets das ruhmesreiche
Land der klugen Schwabenstreiche!

Herr Advokat Metz von Darmstadt: *)

Meine Herren! Verzeihen Sie mir, wenn ich dem Wunsche einiger Freunde entsprechend die Gelegenheit ergreife, Ihnen nachzuweisen, daß die „blinden Hessen", zu denen auch ich zu gehören die Ehre habe, durchaus nicht überall „blind" sind, daß sie namentlich die Vorzüge und Tugenden ihrer Nachbarn sehen, anerkennen und ehren.

Ich habe soeben mit wahrer Freude — ich darf sagen gegenüber anderweiten widrigen Erscheinungen im deutschen Vaterlande mit freudiger Ueberraschung — aus dem Munde zweier würdiger geistlicher Herren das begeisterte Lob gehört, welches sie dem durch Schiller vertretenen Fortschritt und Schiller's lebendigem Streben nach deutscher Einheit und Freiheit spendeten. Es wird weithin durch Deutschlands Gauen der Wunsch nachklingen, daß die gesammte Geistlichkeit mit gleichem Feuereifer wie Herr Pfarrer Steitz die hohe Humanität und wahre Religiosität von Schiller anerkennen und der ganze geistliche Stand mit dem Enthusiasmus des Herrn Pfarrer Kalb die baldige Ankunft eines „politischen" deutschen Luther und Schiller ersehnen und verkünden möge.

Als Gegensatz zu dem begeisterten Lob der „beiden würdigen geistlichen Herren" auf den „„Fortschritt"" will ich, ein „„unwürdiges sündhaftes Weltkind"", welches wegen angeblicher politischer und polizeilicher Vergehungen aller Art massenhaft mit Anklagen überschüttet wird, zur Beschämung meiner Gegner die „„Ruhe und Ordnung"" preisen.

Meine Herren, es hat mich tief ergriffen, es mußte Jedermann mit Stolz erfüllen, daß das Volk hiesiger Stadt die heutige Feier so richtig aufgefaßt und durch seine würdige Haltung und ruhige Ordnung sein Verständniß der Sache zu erkennen gegeben hat.

Ich sah an vielen Stellen das Publikum wahrhaft ge- und bedrängt und nichts desto weniger beachtete es alle Schranken des Gesetzes, wenn sie sich auch theilweise nur in sehr schwacher äußerer Form entgegensetzten.

Obgleich, vielleicht sogar weil man keinen Soldaten, Gensdarmen und sonstige polizeiliche Apparate sah, herrschte dennoch die größte Ruhe, und Friede und Freude strahlte von allen Gesichtern.

Meine Herren, die Bevölkerung von Frankfurt, welches schon als alte Kaiserstadt mit der deutschen Geschichte eng verflochten ist, welches seit Jahrzehnten eine für Deutschlands Geschicke nur zu maßgebende Versammlung bei sich birgt und welches vor etwa einem Jahrzehnt die Blüthe deutscher Intelligenz und Wissenschaft in seiner Mitte berathen sah, ohne irgend welches practische Ziel zu erreichen, hat heute bewiesen, daß eine „Freistadt", wenn auch in beengten und kleinen Verhältnissen, dennoch berufen und befähigt ist, eine „Freistätte" zu sein für Freiheit und Bildung.

Ich hoffe, daß die freie Stadt Frankfurt den Lohn für ihre wahrhaft patriotische und erhebende Haltung finde, indem sich in ihr eine gesetzliche Vertretung des deutschen Volkes recht bald versammeln möge, und fordere Sie in dieser freudigen Hoffnung auf, mit mir ein Glas zu leeren auf baldigen Zusammentritt eines gesetzlich berufenen deutschen Parlaments.

Das deutsche Parlament lebe hoch!

*) Wie schon die Bezugnahme auf unmittelbar vorhergegangene Toaste zeigt, ist dieser Trinkspruch des Herrn Metz aus dem Stegreif gehalten.

Herr Advokat Dr. v. Schweitzer.

Meine Herren! Mancher Trinkspruch ist bereits an uns vorübergegangen und der Ernst nicht minder wie der Humor hat sich glänzend vor uns entfaltet. Eines aber haben wir vergessen, und doch ist grade dieses Eine vor allem Anderen eine nationale Sache.

Meine Herren! Frohe Bewegung und hohe Lust herrschen in diesem Saale, leuchtende Transparente glänzen in diesem Augenblicke durch die Straßen unserer Stadt und Klänge des Jubels tönen an unser Ohr. Aber wir vergessen, daß in diesem Augenblicke so manche deutsche Familie in Noth, in Hunger und Elend darbt, weil die Häupter dieser Familien es gewagt, frei und entschieden aufzutreten für eine deutsche Sache, die, wie keine andre, in allen Herzen unseres Volkes lebt. Doch wozu noch weiter reden? Ein einziges Wort ist genug, die Begeisterung zu entflammen; dieses Eine Wort, es lautet:

Schleswig-Holstein!

Denken wir heute an Schleswig-Holstein! Denken wir vor Allem an die vertriebenen Beamten dieses unglücklichen Landes und thun wir das Uns're, ihre Noth zu lindern!

(Die hierauf veranstaltete Sammlung brachte fl. 320. 17 kr. zusammen.)

Zwei Tischlieder.

Mel.: [illegible]

Wohlauf, ihr Freunde! den Becher zur Hand,
Heut' gilt es dem Fürsten der Geister;
Es feiert mit Jubel das Vaterland
Den hohen, erhab'nen Meister.
Er lebt und strahlet in Ewigkeit!
Als ein Leitstern der deutschen Einigkeit!

Das deutsche Reich im Verfallen schon war,
Bewahrte sich kaum mehr den Namen;
Zu erliegen droht' es der Feinde Schaar,
Erstickt schien der Freiheit Samen.
Da stiegest du auf in trüber Zeit
Als ein Leitstern der deutschen Einigkeit!

Da wirktest du mit dem Freund im Verein,
Du sangst die unsterblichen Lieder;
Neu Leben hauchtest dem Volke du ein,
Als Ganzes fühlt es sich wieder.
Auf dich nur blickte man weit und breit
Als den Leitstern der deutschen Einigkeit.

Für des Mannes Würde, der Freiheit Glück
Erklang deine mächtige Leier.
An Deutschland kehrte der Glaube zurück:
In Knechtschaft wurden wir freier.
Du führtest die Jugend im heiligen Streit
Als der Seitstern der deutschen Einigkeit!

Und findest du auch uns heute vereint,
Vereint nur im Reiche der Geister,
Du bürgst uns dafür, es siegt kein Feind:
Der Zwietracht werden wir Meister.
So leb und strahle in Ewigkeit
Als ein Leitstern der deutschen Herrlichkeit.

Mel.: Freude, schöner Götterfunken ꝛc.

Eure Sänger sollt Ihr ehren,
Deutsches Wesen ist Gesang,
Und so lang Gesang wird währen,
Ist für Deutschland uns nicht bang.

Will die freche List zerhauen
Unser treues Bruderband,
Klinget laut in allen Gauen
Arndt's Gesang vom Vaterland.

Soll uns Finsternis bezwingen,
Droht der Fremden Hohn und Spott,
Wird es immer kreudig klingen:
Uns're feste Burg ist Gott.

Stürzen wüthende Barbaren
Ihr's Gefecht mit wildem Schrei'n,
Sprengen brave deutsche Scharen
Ruhig singend ihre Reih'n.

War ein edles Lied verboten,
Schwingt sein Sinn im Volke fort,
Immer bringen neue Noten
Wieder uns das freie Wort.

Hat uns Jubel heut umschlungen,
Ladet uns der Dichter ein,
Sei ein Jubellied gesungen
Bei dem Becherklang vom Rhein.

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten, wonnetrunken,
Himmlische, dein Heiligthum!"

Seinen Dichter hoch zu ehren,
Tönet einig deutscher Sang,
Und so lang Gesang wird währen,
Ist für Deutschland uns nicht bang.

Dr. Zitzlaff sen.

Feier und Nachfeier im Theater.

Donnerstag, den 10. November,

bei festlich erleuchtetem Hause:

Die Braut von Messina,

oder

Die feindlichen Brüder.

Trauerspiel mit Chören in 4 Abtheilungen von Schiller.

Personen:

Donna Isabella, Fürstin von Messina	Fräulein Janauschek.
Don Manuel, ihre Söhne	Herr Hanisch.
Don Cesar, ihre Söhne	Herr Schneider.
Beatrice	Fräulein Friederike Meyer.
Diego, ein Diener der Fürstin	Herr Diehl.
Ein Bote der Fürstin	Herr Degen.
Ein Bote des Don Cesar	Herr Leser.
Chor des Don Manuel	Herr Lehfeld. Herr Werkenthin. Herr Moritz. Herr Zielfelder. Herr Henl. Herr Fleisch. Herr Greis. Herr Vokal. Herr Büffeler. Herr Collin.
Chor des Don Cesar	Herr A. Müller. Herr Kannappel. Herr Hedrich. Herr C. Müller. Herr Lebrün. Herr v. Korff. Herr Schmid. Herr Zimmermann. Herr Jacobi. Herr Krug.

Die vorkommenden Märsche sind von B. A. Weber.

Freitag, den 11. November,

bei festlich erleuchtetem Hause:

Wilhelm Tell.

Schauspiel in 5 Acten von Schiller.

Personen:

Herrmann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri	Herr Werkenthin.
Werner, Freiherr von Attinghausen, Bannerherr	Herr Meck. *)
Ulrich von Rudenz, sein Neffe	Herr A. Müller.
Werner Stauffacher, Landleute aus Schwyz	Herr Moritz.
Konrad Hunn, Landleute aus Schwyz	Herr C. Müller.
Itel Reding, Landleute aus Schwyz	Herr Krug.
Hans auf der Mauer, Landleute aus Schwyz	Herr Vokal.
Jörg im Hofe, Landleute aus Schwyz	Herr Henl.
Ulrich der Schmied, Landleute aus Schwyz	Herr v. Korn.
Jost von Weiler, Landleute aus Schwyz	Herr Hölzel.
Walter Fürst, aus Uri	Herr Diehl.
Wilhelm Tell, aus Uri	Herr Lehfeld.
Rösselmann, der Pfarrer, aus Uri	Herr Hallenstein.
Petermann, der Sigrist, aus Uri	Herr Reif.
Kuoni, der Hirt, aus Uri	Herr Stoß.
Werni, der Jäger, aus Uri	Herr Kannappel.
Ruodi, der Fischer, aus Uri	Herr Leser.
Arnold von Melchthal, aus Unterwalden	Herr Schneider.
Konrad Baumgarten, aus Unterwalden	Herr Treen.
Meier von Sarnen, aus Unterwalden	Herr Büffeler.
Struth von Winkelried, aus Unterwalden	Herr Rudefuß.
Klaus v. d. Flüe, aus Unterwalden	Herr Greis.
Burkhard am Bühel, aus Unterwalden	Herr Zimmermann.
Arnold von Sewa, aus Unterwalden	Herr Hedrich.
Kunz	Herr Leonhardt.
Jenni, Fischerknabe	Fräulein Zeis.
Seppi, Hirtenknabe	Fräulein Hallenstein.
Gertrud, Stauffacher's Gattin	Frau Lauber-Versing.
Hedwig, Tell's Gattin, Fürst's Tochter	Frau Versing-Hauptmann.
Bertha von Bruneck, eine reiche Erbin	Fräulein Bartelmann.
Armgart, Bäuerinnen	Fräulein Liebich.
Mechtild, Bäuerinnen	Fräulein Hirich.
Elsbeth, Bäuerinnen	Frau Müller.
Hildegard, Bäuerinnen	Frau Baumann.
Walther, Tell's Knaben	Kl. Müller.
Wilhelm, Tell's Knaben	Kl. Müller.
Frieshardt, Söldner	Herr Jacobi.
Leuthold, Söldner	Herr Colin.
Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeister	Herr Zielfelder.
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben	Herr Vollmer.
Stüssi, der Flurschütz	Herr Lebrün.
Ein Ausrufer	Herr Fleisch.

Barmherzige Brüder. Geßler'sche und Landenberg'sche Reiter. Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Landstädten.

*) Herr Meck, ein langjähriges Mitglied der hiesigen Bühne und jetzt in Rußland verreist, hatte diese Rolle für diese Vorstellung übernommen.

Hoher Senat

an das

Comité der Schiller-Jubel-Feier.

Hoher Senat hat dem Comité für die Schillerfeier nachfolgende Danksagung und Anerkennung durch den wohlregierenden älteren Herrn Bürgermeister übermitteln lassen: „Die Jubelfeier, zu welcher sich am 9. und 10. d M. die gesammte Bürgerschaft unserer Vaterstadt vereinigt hatte, ist vorüber. Der Senat, zu einer Theilnahme an dieser Feier eingeladen, fühlt sich verpflichtet, allen den Männern, welche den Gedanken jener Feier zuerst ausgesprochen, die Anordnungen der Feier veranlaßt und getroffen und die Ausführung derselben geleitet haben, nicht minder den Tausenden, welche als Theilnehmer des Festes thätig gewesen sind, seinen Dank, der gesammten Bürgerschaft aber seine Anerkennung für den überall bethätigten, die Bedeutung des Festes erkennenden und erhöhenden Sinn für Sitte und Ordnung freudig auszusprechen. Indem der Senat jenen Dank und diese Anerkennung in die Hände des verehrl. Comités für die Schillerfeier niederlegt, knüpft er daran die Hoffnung, daß der Geist der Eintracht und Hingebung, welcher das Fest geschaffen hat und neben so vielem Schönen nicht die letzte Zierde desselben gewesen ist, zum Wohle und Gedeihen des Gemeinwesens auch ferner und überall innerhalb desselben walten möge.

Frankfurt a. M., den 12. November 1859.

Bürgermeister und Rath der freien Stadt Frankfurt.

Dr. **Harnier.**

Nachruf zur Schiller-Jubel-Feier

am 10. November 1859.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.

Mit diesen Worten unseres Dichters leiten wir den herzlichen Dank ein, welchen wir **Allen** schulden, die eine Feier gefördert, auf welche unsere Stadt stolz sein darf.

Die Vielen, welche mit freigebiger Hand oder mit oft rührender Bereitwilligkeit die Mittel boten, um das Fest würdig in unserer Stadt zu begehen, die aufopfernde Thätigkeit unserer Gewerke, welche mit Lust und Geschmack Gebilde schuf, die zeigten, was hier geleistet werden kann, endlich die würdige Stimmung, in welcher die ganze Bürgerschaft den Geist und die Bedeutung des Festes in ausgezeichneter Haltung aufzufassen wußte, das Alles versuchen wir mit diesen wenigen Worten, aber warmem Herzen dankend hier auszusprechen.

Frankfurt a. M., den 17. November 1859.

Das Central-Comité zur Schiller-Jubel-Feier.

Das Frankfurter Schiller-Denkmal.

Das Standbild Schiller's auf dem Römerberg war zunächst im Auftrag des erweiterten Ausschusses von dem Bildhauer Dielmann entworfen worden. Dem genannten Ausschusse wurden in der Sitzung vom 12. October drei von verschiedenen Künstlern in Thon gearbeitete Modelle zu einem Standbilde vorgestellt, auch ein vierter, nur in Zeichnung ausgeführter Entwurf mitgetheilt. Der Ausschuß richtete darauf an die in seiner Mitte befindlichen Künstlerkräfte unter den Entwürfen eine Auswahl zu treffen. In der Sitzung vom 19. October machte Herr Schalck die Mittheilung, daß die Künstler sich für das Dielmann'sche Standbild entschieden hätten.

Dasselbe wurde hierauf in dem von Bienenthal'schen Saale (dem ehemaligen Theatergebäude) mit bewundernswerther Raschheit gefertigt und sodann auf dem Römerberg, die Vorderseite nach dem Römer hin, in beträchtlicher Höhe aufgestellt, nachdem vorher der hier befindliche Brunnen sammt dem veralteten Steinbilde der Justitia durch eine Umhüllung verdeckt worden, die nun dem Schillerdenkmal als Unterbau diente.

Bei Errichtung der Statue hatte man vorerst nur die Absicht, für die öffentliche Feier einen Mittelpunkt zu schaffen. Als jedoch diese nächste Aufgabe in so wirksamer, ja glänzender Weise gelöst erschien, wurde alsbald nach geschehener Enthüllung der Wunsch laut, es möge künftig das Standbild, in Erz gegossen, für alle Zeit unserer Stadt zur Zierde gereichen. (Ebenso war vordem, bei Gelegenheit der Guttenbergfeier am 24. Juni 1840, das Lamm'sche Denkmal der drei Erfinder des Buchdruckes zuerst nur in gebranntem Thone ausgeführt worden und sollte einzig dem Feste dienen; doch wurde schon an demselben Tag die Aufstellung desselben in Erz, auf Vorschlag des Herrn Geh. Hofrath Dr. Stiebel, in Aussicht genommen.)

Die erste Anregung, das vielfach geäußerte Verlangen nach einem dauernden Schillerdenkmal in unserer Stadt zu befriedigen, geschah bei dem Festmahl, welches am Nachmittag des 10. November in der Restauration des zoologischen Gartens gehalten wurde. Auch bei dieser Festlichkeit herrschte die lebendigste Stimmung, besonders erheitert durch einen Trinkspruch des Herrn Dr. F. Stiebel Sohn, der aus Schiller's Gedichten die Beziehungen auf die Thierwelt in launiger und origineller Weise zusammenfaßte, um den Dichter auch als Zoologen zu preisen.

Hier wurde auch der Vorschlag gemacht, die Bürger und Einwohner von Frankfurt zu Beiträgen für Aufstellung des Dielmann'schen Standbildes aufzufordern und ungesäumt mit gutem Beispiel voranzugehen. In wenigen Minuten war eine Liste entworfen und mit Unterschriften der anwesenden Gäste im Gesammtbetrag von 2300 fl. bedeckt. Alsbald wurde ein Bote mit der Meldung dieses erfreulichen Anfangs nach dem Wolfseck abgesandt, wo die noch bei dem großen Festmahl versammelten Gäste den Vorschlag wie das bereits vorliegende Ergebniß desselben mit Jubel begrüßten.

In den nächsten Tagen nach dem Feste bildete sich zur Durchführung des angeregten Planes ein Ausschuß, bestehend aus den Herren Senator Bernus und Dr. von Guaita als Vorsitzenden, Georg Seufferheld als Cassier, Consul Muck und Hermann Mumm als Schriftführern, Dr. Löning, Inspector Passavant, J. W. Aenck, Georg von Saint-George, J. Ph. Schwager, Dr. Stiebel jun., F. Strauß. Am 23. November erließ dieser Ausschuß den folgenden Aufruf zu Beiträgen.

An die Bürger und Bewohner Frankfurts.

In Folge einer Wahl der ersten Unterzeichner für das hier zu errichtende Denkmal Schiller's nach dem Dielmann'schen Entwurfe, haben die Unterzeichneten, nach eingeholter Genehmigung hohen Senats, ein vorläufiges Comité gebildet, um diese für Frankfurt mannigfach wichtige Angelegenheit einzuleiten und der Ausführung näher zu bringen.

Die Feier des zehnten November, durch welche Frankfurt von neuem seinen ächtdeutschen Bürgersinn, seine Begeisterung für alles Große und Schöne glänzend bewährt hat, ließ in jedem Herzen den Wunsch zurück: möge doch unsre Stadt dem geliebten Dichter ein Denkmal weihen, welches für alle Zeiten ein sichtbarer Zeuge wäre unserer Dankbarkeit und Verehrung für ihn, und der innigen Theilnahme, mit der wir Alle sein hundertjähriges Geburtsfest gefeiert. Rühmlich wie dieser Wunsch ist, spiegelt sich in ihm die hochherzige Gesinnung unserer Bürgerschaft: in dem gerechten Stolze Deutschlands erkennt sie ihren eigenen gerechten Stolz. — Schiller ist dem deutschen Volke Symbol seiner geistigen und sittlichen Größe, ein ideales Unterpfand seiner Einheit. Nicht bloß aus des Dichters Werken, auch aus seinem Leben leuchtet und ein Vorbild wahrhaft deutscher Mannewurde, des reinsten, opfermuthigen Strebens. Selbst durchglüht von heiliger Ueberzeugungskraft, bewirkte sein erhabenes Lied herrliche Thaten unseres Volkes, verjüngte es uns aus tiefster Schmach zum stolzen Gefühle unserer nationalen Bestimmung. So feiern wir in Schiller unsern Sänger und unsern Befreier und überall in deutschen Landen, wo er begriffen und empfunden wird, ist die geweihte Stelle für sein Denkmal. Das dankbare Griechenland ehrte seine Dichterheroen durch Bildsäulen auf den öffentlichen Plätzen seiner zahllosen Städte; so wollen auch wir unsern deutschen Dichterhelden feiern und sein hehres Bild möge, Allen sichtbar, auf Alle wirkend, die

Herzen des Volkes fort und fort begeistern zu edlen Gesinnungen, zu edlen Thaten!

Frankfurt, für jeden patriotischen Gedanken empfänglich und thatbereit, hat am Tage des Dichterfestes seinen Entschluß gefaßt. Schon die ersten Beiträge stellten dem allgemeinen Wunsche nach einer hier zu errichtenden Schillerstatue die wahrscheinliche Erfüllung in Aussicht. Mit herzlicher Theilnahme schlossen sich alsbald unsre wackern Zünfte und Corporationen, die dem Schillerfestzuge ein so großartig volksthümliches Gepräge gaben, auch diesem vaterstädtischen Unternehmen an. Sodann haben die bezeichneten Unterstützungen, die ihm der Verein für öffentliche Werke, die Verwaltung des Städel'schen Instituts, das Theater gewährten, die Mittel schon jetzt zu einer Höhe gesteigert, die eine der Würde des Gegenstandes und unserer Stadt entsprechende Ausführung nicht mehr bezweifeln läßt. Aber diese Gewißheit beruht auch noch auf der sicheren Voraussetzung, daß unsre Mitbürger und Mitbewohner im Einzelnen, jeder nach seinen Kräften, dem schönen Unternehmen eine thatkräftige Betheiligung zuwenden werden.

Das Denkmal, das Frankfurt unserem deutschen Nationaldichter zu errichten im Begriff ist, soll nach dem großartigen, zu dauerndem Zwecke noch umzugestaltenden Entwurfe, welchen unser Mitbürger J. Dielmann für den Schillertag schuf, in Erz gegossen und, vorbehaltlich der Genehmigung unserer Behörden, auf dem jetzigen Paradeplatze aufgestellt werden, der zu einer reizenden Gartenanlage umgewandelt, den Namen Schillerplatz erhalten würde. Unsere Stadt dürfte somit in kurzer Zeit nicht nur einer Verherrlichung unseres Dichters in ihrer Mitte, sondern auch ihrer eigenen, längst ersehnten Verschönerung entgegensehen: der Paradeplatz würde endlich seine wahre Bestimmung erfüllen, einem unserer schönsten und wichtigsten Stadttheile einen durch Kunst und Natur gleich anziehenden Mittelpunkt zu bieten.

Keiner unserer Mitbürger, kein Bewohner Frankfurts, weß Standes und Berufes er sei, wird sich die freudige Genugthuung versagen, ein edles und gemeinnütziges Werk thatkräftig zu fördern, das unsere Stadt mit einer neuen Ehre, mit einer neuen herrlichen Zierde zu bereichern bestimmt ist. Diese unsere Hoffnung, die die Hoffnung aller patriotischen Frankfurter ist, wird sicher aufs schönste in Erfüllung gehen! —

Zum Empfange von Beiträgen für unsre Schillerstatue sind sämmtliche Unterzeichnete bereit. Ein Verzeichniß der eingegangenen Beiträge wird allwöchentlich veröffentlicht werden.

Frankfurt a. M., den 23. November 1859.

Das provisorische Comité zur Errichtung des Schiller-Denkmals.

Gleichzeitig setzte sich der Ausschuß mit dem Schöpfer des Denkmals, Herrn J. Dielmann, und mit dem Director der Münchener Erzgießerei, Herrn v. Miller, in Verbindung. Auch wurden an alle Körperschaften, die beim Festzug betheiligt gewesen, Listen zum Unterzeichnen übersandt. Zur Augenblick, da wir dies zum Druck befördern, haben die gesammten Zeichnungen bereits die Höhe von 19,000 Gulden erreicht und ist die Ausführung des schönen und volksthümlichen Gedankens als gesichert anzusehen.

Eine besonders lobenswerthe Verfügung des Ausschusses haben wir noch hervorzuheben. Nachdem im Jahr 1840 die Ausführung des Launitz'schen Guttenbergdenkmals beschlossen war, verzögerten sich die Arbeiten an demselben bis in das Jahr 1858; ja noch jetzt kann man nicht sagen, daß entschieden die letzte Hand an Alles, was zu einem solchen Werke gehört, angelegt sei. Um die Wiederkehr ähnlicher Mißstände für das Schillerdenkmal unmöglich zu machen, wurde auf sämmtlichen Unterzeichnungslisten ausdrücklich bestimmt, es sollten die Beiträge nur unter der Bedingung geleistet werden, daß die Aufstellung innerhalb fünf Jahren, also jedenfalls am 10. November 1864 beendigt sei.

Am 14. November fand im Theater eine Vorstellung des Don Carlos von Schiller statt, deren Ertrag zur Hälfte mit fl. 307 dem Ausschusse für das Denkmal, zur anderen Hälfte mit der gleichen Summe der Frankfurter Schillerstiftung zugewiesen wurde.

Warum das Comité für das Denkmal als Aufstellungsort desselben mit besonderer Vorliebe den Paradeplatz in's Auge gefaßt hatte, für den außerdem äußere und Zweckmäßigkeitsgründe sprachen, geht aus dem am 29. November in der „Thaliadia" erschienenen schönen Gedicht von Dr. Th. Creizenach hervor, welches wir deßhalb hier mittheilen:

Als Schiller noch trug sein irdisches Theil,
Schrieb er vom heimischen Herde:
„Am besten ein Blick auf die Frankfurter Zeil
Erläutert die Theilung der Erde." *)

Als Jüngling die Frankfurter Zeil entlang
Gewahrt' er die Fülle des Strebens,
Der Fremden Gewoge, der Heimischen Drang
Nach Lust und Gütern des Lebens.

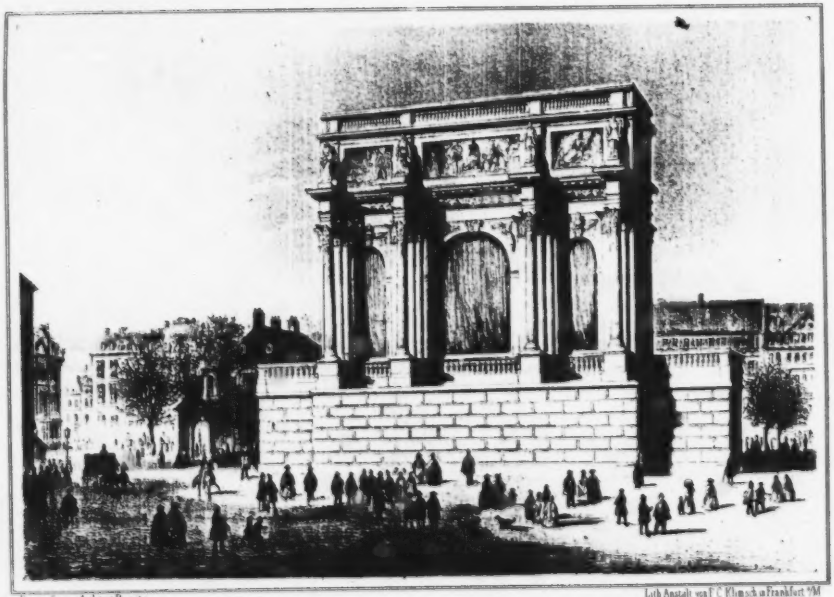
Ihm selber ward nur der Sorgen Last
Und der Trost in düsteren Tagen:
Ihn könne das Lied als willkommenen Gast
Zum Sitz der Himmlischen tragen.

Nun ist er entnommen dem Wortgewühl,
Entnommen dem irdischen Streite
Und lebt in dauerndem Freudengefühl
An des Gottes, des freundlichen, Seite.

Wir aber folgen dem mahnenden Wort
Und stellen in seinem Vertrauen
Des Dichters Bild an den würdigen Ort,
Die Theilung der Erde zu schauen.

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, zweite Ausgabe Bd. 1 S. 161.

Das Schiller-Monument
auf dem Römerberg zu Frankfurt a/M.



Entworfen von Architect Burnitz

Lith Anstalt von F C Rhomb in Frankfurt a/M

DER TRANSPARENTBAU AM ADLERBRUNNEN

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M

REITERZUG.

Lith Anstalt von F C Klimsch in Frankfurt a/M

HERREN VOM COMITÉ, DEPUTATIONEN VERSCHIED. FAKULTÄTEN, BILDENDE KÜNSTLER, BUCHHÄNDLER, KAUFMANNSCHAFT
THEATER, GESANGVEREINE & SCHULEN

Gedenkbuch zu F. v. Schiller's 100jähriger Geburtsfeier

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M

Lith. Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt a/M.

BUCHDRUCKER

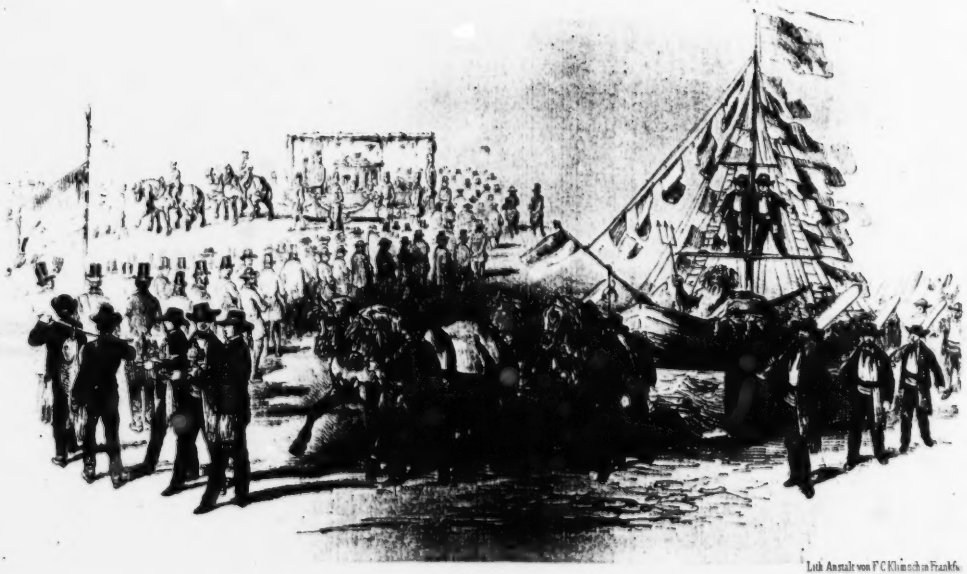
BUCHBINDER

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M.

Lith. Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt

SCHREINER MAURER WEISSBINDER

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt



Lith. Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt

HÄFNER.

FISCHER & SCHIFFER.

Gedenkbuch zu F. v. Schiller's 100jähriger Geburtsfeier

Verlag von Heinrich Keller in Frankf.

Lith Anstalt von FC Klimsch in Frankfurt

SEILER

KÜFER

GLASER

Verlag von Heinrich Keller

Lith. Anstalt von F.C. Klimsch in Frankfurt a/M

GEMÜS & WEINGÄRTNER

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M

Lith. Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt a/M.

BÄCKER HUTMACHER GERBER LAKIRER METZGER
FÄRBER

Verlag von Heinrich Keller

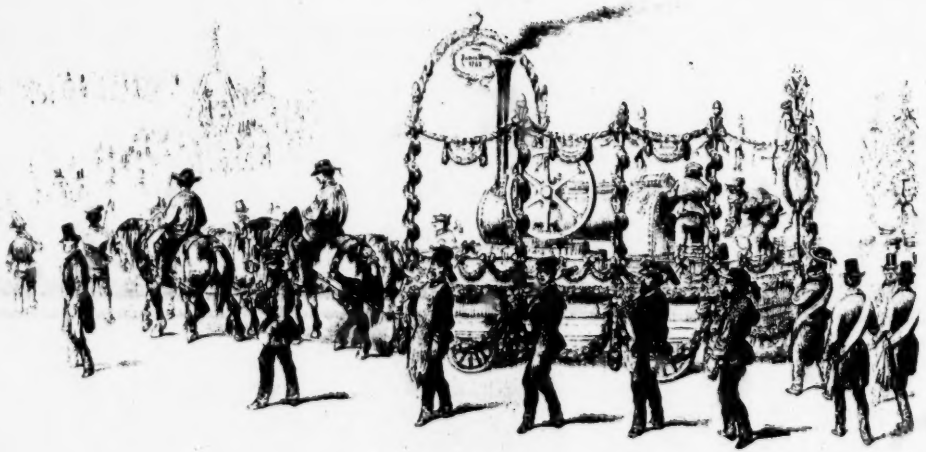
Lith Anstalt von F C Klimsch in Frankfurt a/M

TURNER WUNDARTZTE
HULL & ERBEARBEITER

GARTENBAU GESELLSCHAFT „FLORA"

Gedruckt von F C Kellers Leipziger Geburtsfeier

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt



GESCHENKTE FEUERHANDWERKER
UHRMACHER

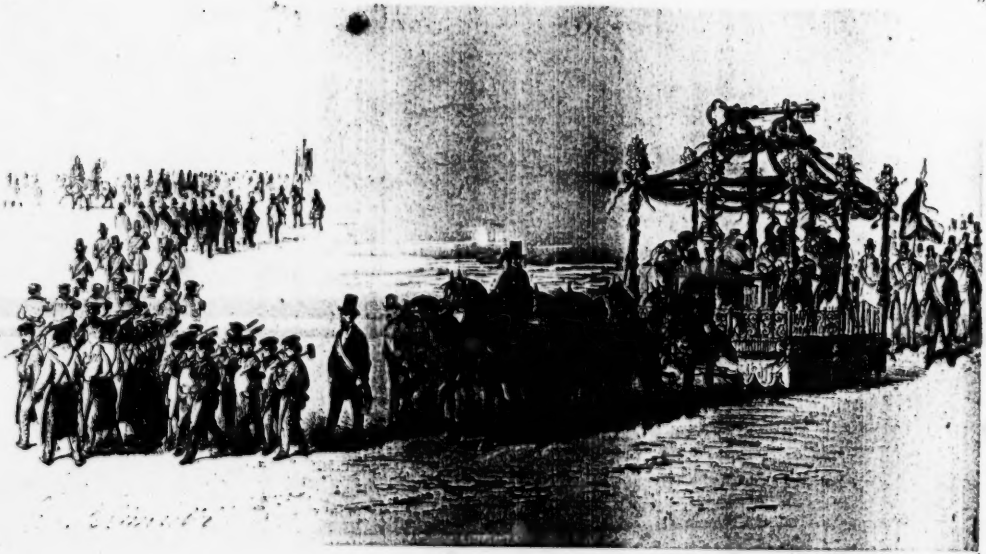
MASCHINENBAUER

MECHANIKER

Lith Anstalt von F C Klimsch in Frankfurt M

Gedenkbuch zu Fr v Schiller s 100jähriger Geburtsfeier

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt M



Lith Anstalt von F C Klunsch in Frankfurt *M

SPENGLER

SCHLOSSER & BÜCHSENMACHER

LEINWEBER

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt *M

Lith. Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt a/M

WAGNER

ZIMMERLEUTE

STEINDECKER SCHNEIDER SÄCKLER
SCHORNSTEINFEGER

Gedenkbuch zu F. v. Schillers 100jährig. Geburtsfeier

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M

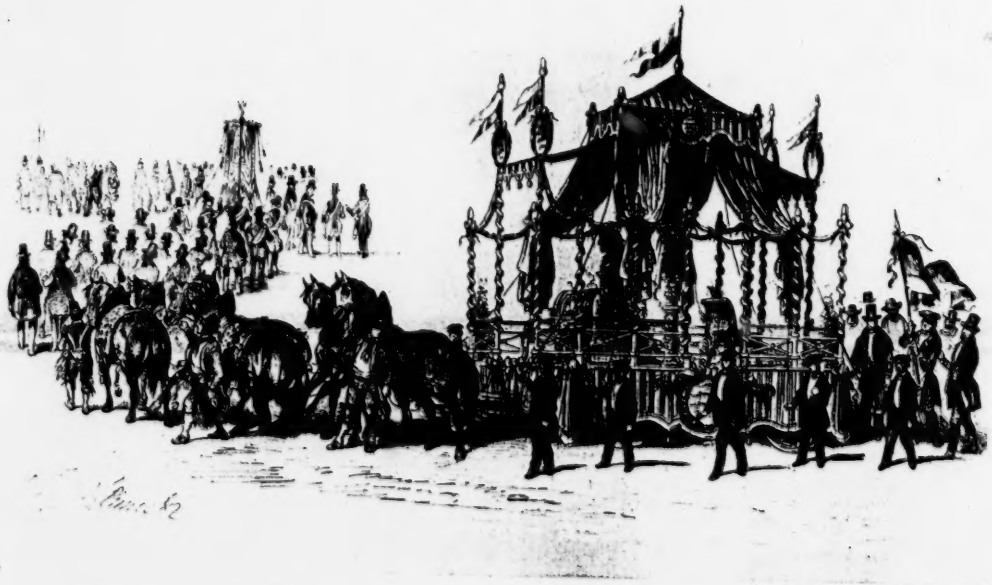
Lith. Anstalt von F.C. Klimsch in Frankfurt a/M

SCHMIEDE & SATTLER

BIERBRAUER

SCHUHMACHER DREHER SCHRÖDER

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M



PERUCKENMACHER POSAMENTIER TAPEZIERER BÜRSTENBINDER KAMMMACHER

Lith Anstalt von F.C Rhmsch in Frankfurt a/M

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M

Lith. Anstalt von F. C. Klimsch in Frankfurt a. M.

JAGDZUG

LOHNKUTSCHER

Gedenkbuch zu Schillers 100jähriger Geburtsfeier

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Lith Anstalt von F C Klunsch in Frankfurt a/M

KARCHER & EINZLER

Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a/M

Avanturen

des

neuen Telemachs

oder

Leben

und

Exſertionen

Koerners

des

decenten, consequenten, piquanten u. ſ. f.

von **Hogarth**

in ſchönen illuminierten Kupfern abgefaßt und

mit befriedigenden Erklärungen versehen

von

Winkelmann

Geprüft. Politisch unbedenklich

Rom, 1786.

Die Mittel.

Die Mittel.

Hier erbliken wir, Körnern vor der Bude eines Marktſchreiers, von welchem er Mittel kauft, um in Zukunft allen Wirthſchafts und andern Klagen ſeiner Familie und der ganzen Menſchheit abzuhelfen.

Wir haben uns alle Mühe gegeben den Sinn des länglichen ſchmalen Körpers zu entdeken, welcher aus dem Roke unſe[illegible] Helden gleichſam zu fließen ſcheint. Iſt es ein Stok, ein Degen? oder was iſt es? Enthält es eine geheime Anſpielung, einen miſtiſchen Sinn? Wir wiſſen es nicht, aber Gott bewahre uns zu glauben was ein ſchlimmer Spasvogel behaupten wollte, die Farbe wäre hier gefloſſen!

Körners Schriftstellerei.

Fig. 1. stellet für den Briefträger welcher Göschen Körners Antwort zum Druken in die Thalia bringt. Ersterer springt freudig dem Boten entgegen, mit den Worten: „Endlich einmal!“ und wirft in der Hast den Stuhl um.

Fig. 2. ist der Sezer über dem Druken begriffen, und ein Junge trägt den nassen Korrekturbogen weg.

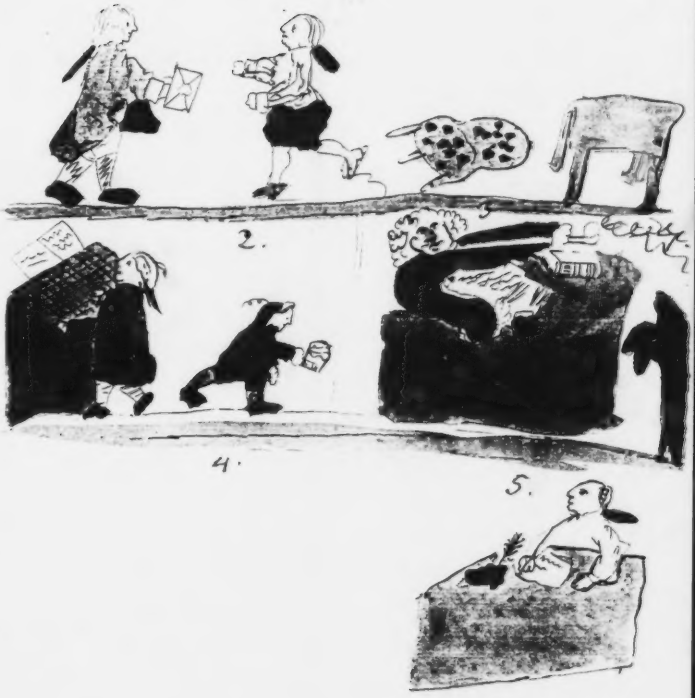
Fig. 3. wird der Brief rezensirt. Man sieht dem Kritikus seinen Enthusiasmus an, selbst sein Hund scheint über diese ungewöhnliche Erscheinung erschroken. Er verspricht dieser Schrift in seiner Rezension die Unsterblichkeit, die sie auch, trotz dem kleinen Unfalle auf

Fig. 4. würklich erhält. — — — — — — — — — —

Fig. 5. zeigt Körnern wie er an dieser Antwort schreibt. Man mus nicht glauben als ob durch Irrthum diese Figur die lezte sei; vielmehr scheint ein mimischer Sinn in diesem Anachronismus zu seyn. Die nachdenkende himmelanblikende Gestalt des Sizenden ist vortreflich.

Körner Schriftsteller.

1.



2.

4.

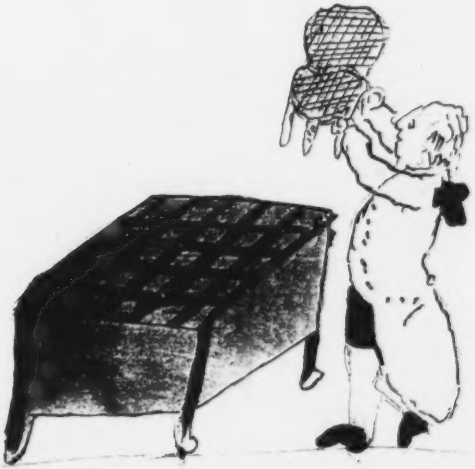
5.

Bassenge übergiebt Körnern ein
Faß Schüsseln.

Bassenge übergiebt Körnern ein Fas Späße.

Die Ueberschrift erklärt den Innhalt dieses Kupfers schon deutlich. Die Späße welche in dem Faße enthalten sind, heißen: hübscher Mann! eine hübsche Art von Krebsen! Natur! Qu' appellez vous? etc. etc. etc, und Körner erhält zugleich mit dem Faße das Recht sie so gut als der Eigenthümer gebrauchen zu dürfen.

der Stuhlspaß.



Der Stuhlſpas.

Der Stuhlſpas! O wer fähig wäre dieſen gehörig zu beſchreiben, ſeine Saiten hoch genug zu ſpannen, um den vortreflichſten Einfall unſers Helden würdig zu beſingen. Er hob mit kräftiger Hand einen Stuhl von dem Boden, und ſtellte, ia ſtellte ihn auf einen Tiſch.

Aber die Muſe verzweifelt, und flieht beſchämt davon.

5.
4.
2.
3.
fig. 1.

Körners Familienleben.

Hier wird gesehen Körner in der Mitte, oder vielmehr zu den Füssen seiner Familie.

Fig. 1. ist Körner welcher über den Kant einschläft.

Fig. 2. ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedne vernünftige Leute gesehen haben.

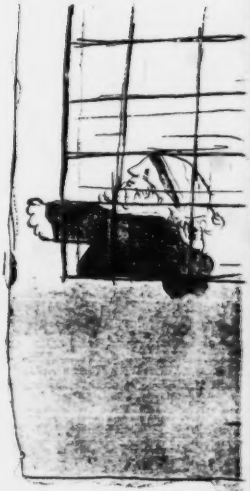
Fig. 3. stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher

Fig. 4. — Minna zusieht, und mit sträflichem Gesicht: Allezeit! dazu sagt.

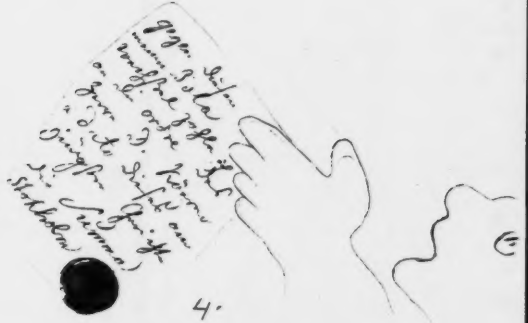
Fig. 5. ist die Köchinn welche durch den rührenden Anblick einer Klistierspritze die scheltende Minna an ihre Sterblichkeit erinnert.

fig. 1.

2.



3.



4.

Körners Schuldner.

Auf diesem Blatt ist zu bewundern eine erhabne Zusammenstellung verschiedner Oerter und Zeiten.

Fig. 1. ist die Stadt Paris, vor welcher Duchanton sich einen Tisch hat hinsezen lassen um den Wechsel zu schreiben den man da sieht.

2. ist Körner, den seine Stiefeln als einen Reisenden kenntlich machen. Er sagt mit Bewunderung würdiger Gelassenheit: Ich zahle für Euch alle.

3. ist kein Jude, sondern Herr Fischer, dessen langer Aufenthalt im Schuldthurm Ursache an der gräßlichen Länge seines B rts ist.

4. sieht man eine unsichtbare Hand welche einen Wechsel aus Stokholm bringt. Neben dieser Hand ist der versonifizirte Norden: er riecht nach Bier.

fig. 1.

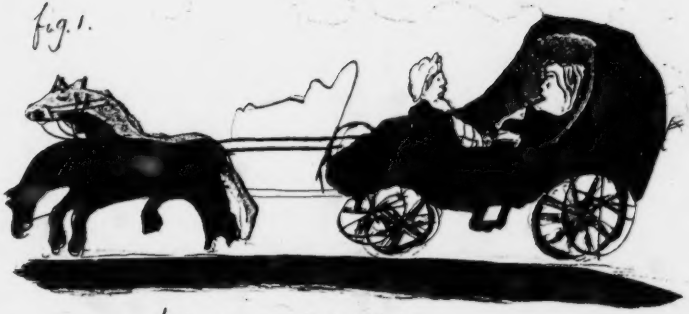


fig. 2.

Körner und der Postillon.

Fig. 1. stellt vor Madam und Herrn Körner und Madam Stock wie sie von Leipzig nach Dresden mit 2 Hippopotamen fahren. Der Künstler fand hier daß man oft an die Gränzen des Mechanismus anstößt und nicht alle Ideen des Genies mit Farben ausführen kann, denn es war ihm unmöglich auszudrücken, daß langsam gefahren wird.

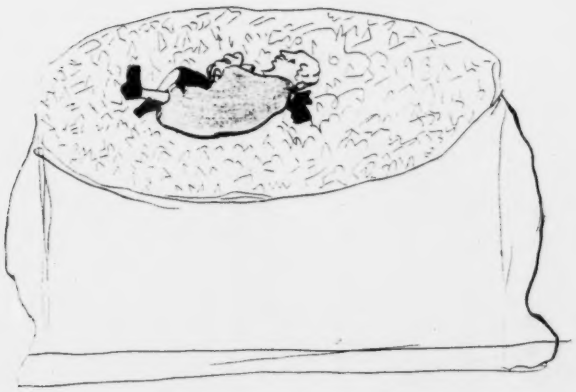
Fig. 2. stellt vor wie Körner den Postillon für dieses langsame Fahren abschmält und bestraft.

Reise nach Egipten.

Hier ist zu sehen Körners unvergleichliche Reise nach Egipten, an welcher der Pinsel unsers zweiten Rafaels sein Meisterstük geliefert hat. Körner sizt auf einem Esel, welcher blutige Tränen über seinen Herren weint, ihm voraus geht Duchanton, mit kothigen Stiefeln. Er schreitet unerschroken grade auf einen Krokodil zu, welcher mit ofnem Rachen unter dem rothen Meere und über dem Nil steht. An dem rothen Meere, auf welchem Pharaohs Krone schwimmt, steht Moses mit den Geseztafeln, und einer Ruthe in der Hand. An dem andern Ufer des Nils liegt die Königinn Kleopatra, noch iezt schön, auf dem Grase, mit der Schlange am Busen. Kenner des Nakten werden diese Figur nicht genug bewundern können, und Architekten müssen die Piramiden anstaunen. Auch die Landschaft ist vortreflich.

der Anblick beim Kaffeetisch

Körner im Salze.



Der Anblik bei'm Koffeetisch.

Körner stellt einer Gesellschaft von Damen, die er bei sich zum Koffee hat, seinen besten Freund vor.

Körner im Salze.

Es ist uns schwer geworden den Sinn dieses Bildes herauszugrübeln, endlich aber ist es uns durch Nachdenken und unermüdetes Forschen gelungen den Liebhabern der Kunst eine befriedigende Erklärung davon geben zu können.

Körner im Salze! wird man sagen, wie ist er dahinein gekommen? Oder welche Salzmeste war so gros ihn ganz zu fassen? etc. etc. Man halte sich aber nicht an den wörtlichen Sinn, diese Figur ist allegorisch und stellt eigentlich vor das Salz der Erden. Nun wird man allenfalls begreifen können, daß die Erde, unsrer aller Mutter, eine größere Salzmeste hat als man sie gewöhnlich sieht, und daß sie zehn solche Körners noch einsalzen könnte.

NB. Die Salzmeste ist von Englischem Steingut.

das fatale
Krebsgericht.

Das fatale Krebsgericht.

Man sieht auf diesem Blatt Körnern wie er mit großem Appetite Krebse ißt. Aber eine warnende Stimme ruft ihm aus dem Fenster des Himmels zu: iß nicht von diesen Krebsen, und die Hand des Schikfals bereitet die Rezepte und Arzneien welche die traurigen Folgen dieser Magen Exertion seyn werden.

Die verkehrte Welt.

Die verkehrte Welt.

Hier sieht man Körnern an der Bildung seines Vaters arbeiten. Er liest ihm, die Ruthe in der Hand, ein ästhetisch-moralisches Kollegium über die Räuber vor. Ein vortrefflicher Zug des Künstlers ist daß der Superintendent die Räuber verkehrt in der Hand hält, wahrscheinlich weil er dabei eingeschlafen ist, und dieser profane Schlaf rechtfertigt die Ruthe in der Hand des Sohnes vollkommen.

Gerechter Himmel.

Herkules-Körner.

Hier iſt fürgeſtellet Körner wie er zwiſchen den 2 Präſidenten, Wurmb und Berlepſch ſteht. Beide machen ihm die gröſten Verſprechungen und ſuchen ihn an ſich zu reiſſen. Aber er entſcheidet ſich für keine von beiden Seiten, und geht grade auf einen Brief ſeiner Minna zu, den die Hand eines Poſtillons ihm aus einem Fenſter reicht.

NB. Es war ein vortreflicher Einfall unſers Künſtlers das Porträt der Schreiberinn auf dem Aermel des Briefträgers anzubringen.

NB. Beide Präſidenten ſind Porträts, vorzüglich ſind ihre Röke nach der Natur.

Thaliens vergebliches
Flehen.

Thalias vergebliches Flehen.

Thalia oder die Muse der Komödie fleht um einen schwarzsammten Rok den man in einem Schranke hängen sieht, aber Körner — doch nein, dieser Name ist noch hier nicht zureichend, pius Aeneas selbst in eigner Person schlägt unwillig die Hände über den Kopf zusammen bei dieser frechen Bitte, und bereitet sich zu einem entrechat, eine sehr natürliche Äusserung der Wuth, welche, glaub' ich, unserm Künstler ganz eigenthümlich ist. Meines Vaters Rok, ruft dieser vortrefliche Sohn, an gedungene Histrionen!